Geſchichte

der

deutſchen Kaiſerzeit.

Von

Wilhelm Gieſebrecht.

Erſter Band.

Gründung des Kaiſerthums.

Zweite veränderte Auflage.

Mit einer Ueberſichtskarte von H. Kiepert.

Braunſchweig,
C. A. Schwetſchke und Sohn.
(M. Bruhn.)
1860.

Sr. Majeſtät

dem Könige

Friedrich Wilhelm IV. von Preußen

dem Erwecker reichen Geiſteslebens in Deutſchland

dem hochherzigen Förderer auch dieſer Studien

ſeinem Allergnädigſten Herrn

weihet

dieſe deutſche Kaiſergeſchichte

in ihrer erneuten Geſtalt

voll tiefſter Ehrfurcht

allerunterthänigſt

der Verfaſſer.

Vorrede.

Das Buch, deſſen erſter Theil hiermit der Leſewelt übergeben wird, beginnt von der Gründung des deutſchen Königthums und des römiſchen Kaiſerreichs deutſcher Nation, ſtellt in ſeinem weiteren Gange die Glanz- und Blüthezeit dieſes Reichs dar, indem es von den glorreichen Thaten der Ottonen, der fränkiſchen Kaiſer und Hohenſtaufen erzählt, und endet mit den Kämpfen, in denen das Kaiſerthum den vereinten Angriffen der Päpſte, Reichsfürſten und freien Städte erliegend von ſeiner ſtolzen, weltbeherrſchenden Höhe herabſteigen mußte. Der Gegenſtand dieſes Buchs iſt demnach die geſchichtliche Periode, in welcher der Wille, das Wort und das Schwert der dem deutſchen Volke entſtammten Kaiſer die Geſchicke des Abendlands entſchieden, in der das deutſche Kaiſerthum vor Allem der Zeit Anſtoß, Richtung und Leitung und dadurch ihr eigenthümliches Gepräge vor anderen Zeiträumen gab; der Gegenſtand iſt die deutſche Kaiſerzeit, wie wir dieſe Periode mit einem kurzen, doch kaum mißverſtändlichen Namen bezeichnet haben.

So groß und allgemein anerkannt die Wichtigkeit dieſer Zeit für die wel[illegible]geſchichtliche Entwickelung iſt, hat ſie doch für unſer Volk noch eine ganz beſondere, klar hervorſtechende Bedeutung. Denn nicht allein, daß jene Kaiſer aus dem deutſchen Volke hervorgingen und Deutſchland der Hauptſitz ihrer

Macht war, es verſchmolzen auch erſt innerhalb dieſer Zeit die deutſchen Stämme, wie ſie damals zum erſten Male ſtaatlich in ſich geeinigt und gegen die umwohnenden Völker abgegrenzt waren, zu einem einigen Volke, das dann in Kirche und Staat, in Kunſt und Wiſſenſchaft ſeine beſondere und eigenthümliche Entwickelung gewinnen konnte. Ueberdies iſt die Kaiſerzeit die Periode, in der unſer Volk, durch Einheit ſtark, zu ſeiner höchſten Machtentfaltung gedieh, wo es nicht allein frei über ſein eigenes Schickſal verfügte, ſondern auch anderen Völkern gebot, wo der deutſche Mann am meiſten in der Welt galt und der deutſche Name den vollſten Klang hatte.

Zu vielfach hat unſer Volk die traurigen Folgen ſeiner inneren Zerſplitterung erfahren, zu ſchwer hat es unter dem Einfluß fremder Mächte, welche die innere Spaltung Deutſchlands für ihre Zwecke benutzten, zu leiden gehabt, und zu lange iſt es in der ununterbrochenen Entwickelung ſeiner reichen Kräfte gehindert worden, als daß es nicht mit der heißeſten Sehnſucht nach jener Zeit eines einigen, großen, mächtigen Deutſchlands zurückverlangen ſollte. Dieſe Sehnſucht durchzieht unſer ganzes Volk; ſie durchdringt das geſammte deutſche Leben in unſeren Tagen. So verſchiedenartige Richtungen ſich auch in der Gegenwart durchkreuzen, ſo entgegengeſetzte Parteibeſtrebungen ſich bekämpfen: hier begegnen ſie ſich; aber um ſich freilich ſofort wieder bei der Frage zu trennen, wie das Ziel der allgemeinen Sehnſucht zu erreichen ſei. Es möchten da wohl Manche die längſt zertrümmerten Formen einer fernen Vergangenheit, wäre es möglich, wie ſie einſt waren, herſtellen, um das Leben der Gegenwart in ſie zu zwängen; Andere wünſchen die Bildungen der neueren Zeit mit denen einer früheren zu verbinden, der Eine auf dieſe, der Andere auf jene Weiſe; wieder Andere wollen auf ganz neuen Grundlagen die Einheit des deutſchen Reichs und Volks herbeiführen. Tauſend Pläne, die man entwirft, tauſend Wege, die man einſchlägt: wer möchte ſagen, ob einer von ihnen und welcher zum Ziele führt?

Digitized by Google

Vielleicht daß man sich eher einigte, wenn man sich allgemeiner bemühte, das innere Wesen und die eigenthümliche Gestalt jener fernen Zeit kennen zu lernen, in der einst das einige, große, mächtige Deutschland eine Wahrheit war, wenn man an der Hand der Geschichte die Bedingungen zu ergründen suchte, unter denen das deutsche Volk damals einen weltbeherrschenden Einfluß gewinnen und durch Jahrhunderte behaupten konnte. Um so näher liegt es, wie man meinen sollte, die Vergangenheit hierüber zu befragen, je sicherer man der Antwort ist. Denn jene große Zeit unseres Volks hat sich nicht unbezeugt gelassen. Sie spricht zu uns in den hochragenden Münstern und den festen Mauern der alten Städte, in den bemoosten Burgen, die von unseren Bergen blinken; sie tönt zu uns herüber in Helden- und Minneliedern, deren Laute uns noch jetzt verständlich sind; in Flur und Wald, auf den Höhen und im Thale gehen die Sagen von des alten Reiches Herrlichkeit und Pracht um, und unsere Vorfahren haben unwidersprechliche Zeugnisse ihrer Macht und Größe in vielen Tausenden alter Pergamente und in zahlreichen Geschichtswerken hinterlassen. So ist es wahrlich kein vergebliches Bemühen, Natur und Wesen jener Zeit zu ergründen, sie in deutlichen Zügen sich gegenwärtig zu machen.

Und schon sehen wir über das ganze Deutschland eine ungemein rege wissenschaftliche Thätigkeit verbreitet, die sich auf die Erforschung des deutschen Mittelalters richtet und gerade mit besonderer Vorliebe der Kaiserzeit zuwendet. Keine Mühe und Arbeit wird gescheut, um verborgene werthvolle Reste der Vergangenheit an das Licht zu ziehen; mit unermüdlicher Geduld und systematischer Gründlichkeit wird Alles, was sie uns überliefert hat, bis in das Einzelnste untersucht. Da erscheint Gesetz und Regel, wo man vordem nur Willkür sah, in inneren Zusammenhang treten Erscheinungen, die unerklärbar schienen; nicht nur reicher und lebensvoller gestaltet sich von Tag zu Tag das Bild unserer großen Vor-

zeit, sondern auch klarer, übersichtlicher, verständlicher. Es sind die uneigennützigsten Bestrebungen, denen wir solche Aufschlüsse über unsere große Vergangenheit verdanken; sie suchen zunächst keine andere Befriedigung, als die unmittelbar in der Wissenschaft selbst gegeben ist, aber sie weisen doch zugleich über dieselbe hinaus. In der Liebe zum Vaterlande wurzelnd, auf das Leben des eigenen Volkes gerichtet, stehen diese Studien ja mitten inne in den Strömungen der nationalen Entwickelung. Ihrer Natur nach populär, müssen sie die Theilnahme des Volks in Anspruch nehmen. Nur von dieser getragen können sie zu ihrer vollen Blüthe gelangen; wie sie andererseits, zu vollkräftiger Entfaltung gediehen, auf das Volksleben eine durchgreifende Rückwirkung üben müssen.

Niemand, der tiefer die geistige Bewegung unserer Zeit auffaßt, wird wohl verkennen, daß sich ein wohlthätiger Einfluß dieser Studien auf das Leben bereits kundgiebt. Die auf die Höhen der Macht gestellt sind, begreifen die Bedeutung derselben und fördern sie durch manches Zeichen ihrer Huld; die hervorragendsten und weitblickendsten Geister der Gegenwart erkennen den nationalen Gewinn, den sie verheißen; das Gebiet deutscher Kunst und Wissenschaft beginnt durch sie nach vielen Seiten hin erweitert und umgestaltet zu werden. Aber dennoch fehlt sehr viel daran, daß die Theilnahme des Volks an diesen Studien eine allgemeinere sei, daß auch nur die Mehrzahl Derer, die sich zu den gebildeten Klassen zählen, für den Gang derselben ein lebhaftes Interesse zeigte. Wie wäre es sonst möglich, daß noch immer die abenteuerlichsten Vorstellungen über die Rechtszustände des Mittelalters im Schwunge sind, daß man selbst im Munde sonst wohlunterrichteter Männer so häufig Aeußerungen findet, die von einer großen Unkenntniß der früheren Verhältnisse unseres Volkes zeugen, daß längst widerlegte Mährchen nicht allein von Mund zu Mund, sondern auch von Buch zu Buch aufs Neue nacherzählt werden? Wie wäre es sonst zu erklären, daß während über an-

ziehende Theile der modernen Geschichte Originalwerke und fast noch mehr Uebersetzungen den ausgedehntesten Leserkreis finden und schnell nach einander wiederholte Ausgaben derselben hervortreten, selbst die besten Werke über das deutsche Mittelalter kaum nach Decennien wieder aufgelegt werden? Man spricht wohl viel von Kaiser und Reich, aber ziemlich mittelmäßige Arbeiten über die neuere deutsche Specialgeschichte finden immer noch eine weitere Verbreitung, als die wichtigsten Publicationen über die alte Reichsgeschichte. Man werfe in die Handbücher der deutschen Geschichte einen Blick; wie dürftig sind da die glänzendsten Zeiten des Reichs behandelt, während die Zeiten der Auflösung in unverhältnißmäßiger Breite dargestellt werden.

Wir wollen mit diesen Bemerkungen die Mitwelt nicht anschuldigen. Sie lebt zum großen Theil in Ideen und Interessen, die denen des Mittelalters geradezu entgegenlaufen. Unsere politischen Zustände haben sich besonders durch die raschen Veränderungen unseres Jahrhunderts so umgewandelt, daß wer aus ihnen seinen Blick in jene entfernten Zeiten wirft, nur mit Mühe sich begreiflich macht, daß die Menschen, die er dort handeln sieht, von seinem Fleisch und Blut waren und von demselben Volksgeist getrieben wurden, der in ihm mächtig ist, daß es derselbe Grund und Boden ist, auf dem sie standen und er jetzt steht. Die ganze Entwickelung unserer Bildung und Litteratur hat seit Jahrhunderten eine so antinationale Richtung genommen, daß es nur allzu erklärlich ist, wenn sich in der Mehrzahl des Volks nur langsam ein Verständniß für Erscheinungen entwickelt, die dieser Richtung in keiner Weise entsprechen.

Es lag uns nur daran, die Thatsache festzustellen, daß im deutschen Volke im Ganzen und Großen noch eine Unkenntniß des ruhmreichsten Theils seiner Geschichte herrscht, die sich keine andere große Nation verzeihen würde, und dabei zugleich auf das Mißverhältniß hinzuweisen, das sich hier zwischen

dem allgemeinen Volksbewußtsein und der deutschen Wissenschaft findet. Indem die Ausgleichung dieses Mißverhältnisses uns nothwendig oder mindestens sehr heilsam erschien, erwuchs der Plan dieses Buchs. Von diesem Gesichtspunkt aus will es beurtheilt sein.

Die Absicht des Verfassers war, in jenem ausgebreiteten Kreis, der sich aus allen Ständen unseres Volks zusammengesetzt für die historische Litteratur interessirt, eine lebendigere Theilnahme für die Geschichte des deutschen Mittelalters zu erwecken. Und kein Stoff schien ihm hierzu geeigneter als die deutsche Kaiserzeit, wenn sie in ihrem vollen Zusammenhange und nach allen ihren wesentlichen Momenten dargestellt würde. Die Natur dieses Stoffes erfordert aber einerseits die innere nationale Entwickelung, in der die Grundbedingungen der kaiserlichen Stellung beruhten, wie andererseits den ganzen Umfang und die volle Höhe der Kaisermacht im Abendlande darzulegen; die Darstellung muß somit bald in die Einzelnheiten der Territorialgeschichte hinabsteigen, bald sich in die Weite der welthistorischen Bewegung verlieren. Je reicher und mannigfaltiger der Stoff hiernach ist, je mehr galt es, wenn er dem Zwecke des Verfassers dienen sollte, die Begebenheiten, Zustände, Persönlichkeiten in scharfen Zügen zu charakterisiren. Nur so schien es möglich, dem Gesammtbilde eine solche Uebersichtlichkeit und Klarheit zu geben, daß dasselbe einem großen Leserkreis leicht faßbar werden und sich fest der Einbildungskraft einprägen könnte. Wenn es aber gelang der Phantasie diese große Epoche deutscher Geschichte mit voller Lebendigkeit zu vergegenwärtigen, so mußte das Buch auch nach des Verfassers Meinung mit Nothwendigkeit auf Herz und Gesinnung deutscher Leser nachhaltig den von ihm beabsichtigten Einfluß üben.

Die Schwierigkeiten seiner Aufgabe verhehlte sich der Verfasser nicht. Er sah wohl ein, daß ohne die Fähigkeit, seinen Stoff nach allen Seiten geistig zu durchdringen, ihn in

lebensvollen Anſchauungen zu erfaſſen und dieſe Anſchauungen künſtleriſch darzuſtellen, ſeine Abſicht nimmermehr zu verwirklichen ſei. Er vergegenwärtigte ſich auch, daß der patriotiſche Zweck, der ihm vorſchwebte, nur zu erreichen ſei, wofern es ihm gelänge ſeinen Worten etwas von der Begeiſterung einzuhauchen, die ihn für ſeinen Gegenſtand beſeelte. Aber die Aufgabe ſchien ihm ſchöner und rühmlicher, als die Schwierigkeiten groß; und ſo wagte er ſeine beſte Kraft an ein nach ſeiner Meinung für unſer Volk heilſames Werk. Er iſt fern von dem Wahne, das Ideal, das ihm vorſchwebte, erreicht zu haben, aber mindeſtens der Vorwurf dürfte ihm, nachdem er ſich nun zwanzig Jahre lang mit dem Studium der Geſchichte des deutſchen Mittelalters beſchäftigt hat, nicht mit Recht gemacht werden, daß er ſich vorſchnell und unvorbereitet an eine Aufgabe gemacht habe, deren Schwierigkeiten von ihm nicht gekannt und erwogen ſeien.

Nachdem der Verfaſſer ſo den wichtigſten Geſichtspunkt für ſeine Arbeit angegeben hat, bedarf es nicht vieler Worte mehr zu weiterer Verſtändigung.

Es liegt in der Natur der Sache, daß in einem Buche dieſer Art nicht Alles jedem Leſer unbekannt ſein kann, und Kenner der deutſchen Geſchichte werden mit Fug urtheilen, daß nicht Weniges in demſelben, wenn auch in anderer Form und in einem anderen Zuſammenhange, bereits längſt geſagt ſei. Sollte in ſolchem Urtheil ein Tadel liegen, ſo will ihn der Verfaſſer lieber hinnehmen, als daß man ihm mit Grund vorwerfen könnte, ſeine Darſtellung blende durch den Glanz neuer Hypotheſen und Combinationen, die der äußeren Beglaubigung und der inneren Wahrheit entbehrten. Sollte ſich nicht überhaupt in der Richtung der modernen Geſchichtsſchreibung — wir denken dabei nur an Werke eigenthümlichen Geiſtes, nicht an ſaft- und kraftloſe Compilationen — ein übermäßiges Trachten nach dem Neuen, eine allzu große Scheu die hergebrachte Ueberlieferung fortzupflanzen bemerklich machen? Das

Neue ist nicht immer das Richtige und Echte; das höchste Gesetz des Geschichtsschreibers bleibt aber unter allen Umständen die Treue der Darstellung. Und diese liegt ja nicht allein darin, daß er sich hütet durch willkürliche Erfindungen die Ueberlieferung der Quellen zu verfälschen, sie beruht ebensosehr darauf, daß nicht Nachrichten von zweifelhaftem Werthe oder unsicherem Ursprunge, vieldeutigen Ausdrücken oder zersplitterten Notizen ein allzu großes Gewicht beigelegt und sie dazu benutzt werden die bisherige Auffassung der Verhältnisse völlig umzukehren. Es geschieht dann leicht, daß an sich Geringfügiges in den Vordergrund der Darstellung gedrängt und das Erhebliche verdeckt wird; das Bild gewinnt die Züge einer Karikatur und wird bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Auch das an neueren Geschichtsschreibern häufig hervortretende Streben durch vielfache Beziehungen auf moderne Verhältnisse die Zustände der Vergangenheit anschaulicher zu machen, verführt unseres Erachtens leicht auf Abwege. Man läuft Gefahr den Personen Motive unterzulegen, die sie nicht haben konnten, die Vorgänge aus Gesichtspunkten zu beurtheilen, die der Zeit fern lagen, der gesammten Darstellung eine vielleicht für den Augenblick bestechende, aber doch falsche Färbung zu geben. Der Verfasser, dem der Werth der Wahrheit mehr gilt als der Reiz der Neuheit, glaubte die wahre Gestalt der Kaiserzeit seinen Lesern am treuesten zu schildern, wenn er sich so eng wie möglich an die besten Quellen anschloß und die hervorragendsten Schriftsteller jener Zeit häufig mit ihren eigenen Worten reden ließ. Wo dieses Verfahren nicht anwendbar schien, hat er sich lieber bewährten Autoritäten angeschlossen, als eigenen unsicheren Combinationen einen weiten Spielraum gegönnt. Man sage nicht, daß es bequeme Arbeit sei, das Erz, das Andere aus den Schachten geholt, einzuschmelzen; der Verfasser weiß auch, wie es in den Schachten aussieht, und es ist ihm fürwahr nicht alles Erz zugetragen worden.

Und hier noch ein Wort über die Einleitung des Buchs, die des Eigenthümlichen vielleicht am wenigsten enthält und sogar viele Controversen, in denen sich die moderne Geschichtsschreibung zu bewegen liebt, recht absichtlich umgeht. Sie ist trotzdem der vielleicht mühevollste Theil der Arbeit gewesen. Hätte der Verfasser nur für geschichtskundige Leser geschrieben, er hätte den Inhalt dieser Einleitung auf wenige Blätter zusammengedrängt; er wollte aber durch dieselbe zunächst für Leser sorgen, denen weder ausgebreitete Vorkenntnisse, noch genügende historische Hülfsmittel bei der Lectüre dieses Buchs zu Gebote stehen. Es kam darauf an, solchen Lesern die Bedeutung der deutschen Kaisergeschichte für den weltgeschichtlichen Zusammenhang, wie für unsere nationale Entwickelung deutlich zu machen, und dies schien kaum anders als durch eine gedrängte Uebersicht der tausendjährigen Vorgeschichte der germanischen Stämme möglich. Die Darstellung mußte dabei so ausführlich gehalten werden, daß nirgends eine Unklarheit blieb, während andererseits Alles auszuscheiden war, was auf die spätere Entwickelung keinen merklichen Einfluß übte. Alles Problematische wurde zur Seite geschoben, weil es die Leser, die vorzüglich hier in das Auge zu fassen waren, eher verwirrt als aufgeklärt hätte. Der Verfasser kann nicht sagen, daß die Einleitung, wie sie vorliegt, seinen eigenen Ansprüchen nur von fern genügte, aber er hofft, daß sie dennoch manchen Lesern willkommen sein wird.

Namhafte Vorgänge wiesen darauf hin, das Buch frei und leicht ohne das schwere Beiwerk von Quellenanführungen in die Welt zu senden. Vielleicht gewann es so leichter den Leserkreis, den es am liebsten anziehen möchte; auch konnte ein gelehrter Apparat bei einem bereits wiederholentlich behandelten Stoff leichter entbehrlich scheinen. In der That war es Anfangs die Absicht des Verfassers von allen Beziehungen auf die Quellenlitteratur abzusehen und die Darstellung lediglich für sich selbst einstehen zu lassen. Aber mehr-

fache Rückſichten geboten ihm ſchließlich einen anderen Weg einzuſchlagen. Zuerſt hat er denn doch manche bisher wenig oder gar nicht benutzte Quellen und Hülfsmittel zu ſeiner Arbeit verwendet und iſt durch dieſe oder durch ſelbſtſtändige Forſchungen zu neuen Reſultaten gelangt, die er wenigſtens andeutend begründen mußte. Dann ſchien es ihm Pflicht, ſolchen Leſern, die durch die Darſtellung angeregt ſich tiefer in das Studium jener Zeit begeben wollten, dazu einige Anleitung zu geben. Viele der großen Schwierigkeiten, welche ſonſt dieſes Studium darbot, ſind jetzt glücklich gehoben. Durch die von Pertz herausgegebenen Monumenta Germaniae historica iſt ein unerſchütterliches Fundament deſſelben für alle Zeiten gewonnen; die früher zerſtreuten Quellen der deutſchen Geſchichte des Mittelalters werden hier nicht nur zuerſt vereinigt, ſondern auch ihrer urſprünglichen Geſtalt zurückgegeben und nach allen Seiten kritiſch erläutert. Die Sammlung umfaßt ſchon die meiſten Quellenſchriften der Kaiſerzeit und geht dem Ende dieſer Periode mit beſchleunigten Schritten entgegen. Von den wichtigſten Schriftſtellern ſind überdies bereits Handausgaben veranſtaltet, und ſelbſt Leſern, denen die lateiniſche Sprache des Mittelalters nicht geläufig, iſt durch Ueberſetzungen ein großer Theil der Quellen zugänglich gemacht worden. Dann iſt das urkundliche Material durch Böhmers Regeſten der Kaiſer und Jaffés Regeſten der Päpſte jetzt ohne Mühe zu überblicken. Endlich haben Stenzels Geſchichte der fränkiſchen Kaiſer, Rankes Jahrbücher des deutſchen Reichs unter dem ſächſiſchen Hauſe und mehrere Monographien, die ſich dieſen Werken angeſchloſſen haben, eine feſte Methode für das Studium dieſer Zeit gewonnen. Wo ſo viele Erleichterungen dem weiter Forſchenden gegeben ſind, ſchien es geboten, ihn nicht die weiten Umwege wandeln zu laſſen, die ältere Werke angeben mochten, ſondern ihn unmittelbar mit einigen Fingerzeigen auf die geebnete Bahn hinzuweiſen, die jetzt ſicher zum Ziele führt. Lediglich aus dieſem Geſichtspunkt iſt die

Ueberſicht der Quellen und Hülfsmittel, ſind die kurzen Verweiſungen der Anmerkungen auf die Quellen und die neuere Litteratur zu beurtheilen. Weder auf Vollſtändigkeit des Apparats, die einen bedeutend größeren Raum in Anſpruch genommen hätte, war es abgeſehen, noch auf einen fortlaufenden Commentar der Darſtellung, wie denn dieſe auch von den Anmerkungen getrennt gehalten wurde und durchaus als ein ſelbſtſtändiges Ganzes anzuſehen iſt.

Es wäre unſer lebhafter Wunſch, daß ſowohl die Lehrer an den höheren Schulen, wie die reiferen Zöglinge derſelben durch die Quellenbeilage veranlaßt würden den Zeugniſſen der großen Vergangenheit unſeres Volks näher zu treten, als es bisher meiſtentheils geſchieht. Abgeleitete Darſtellungen haben ihren großen und beſonderen Werth, ſie bilden die nothwendige Vorbereitung, um die Denkweiſe früherer Jahrhunderte verſtehen zu lernen; iſt aber das Verſtändniß hiefür einmal eröffnet, dann reden die Quellen mit viel deutlicherer Zunge, als es jeder ſpätere Geſchichtsſchreiber vermag. Der Verfaſſer iſt in den Mauern einer berühmten Schule geboren, einer nicht minder berühmten dient er ſeit langen Jahren mit Eifer und Freude; ſein ganzes Leben hat ihn ſo mit der Schule in die nächſte Beziehung gebracht — wie hätte er nicht auch bei dieſer Arbeit unabläſſig derſelben gedenken ſollen! Er weiß, daß die Edelſten unſerer Jünglinge ſich für eine große Zukunft unſeres Volks begeiſtern und nach ihrem Theil dazu mitzuwirken wünſchen. Möchten ſie an dem Bilde, das wir von der Herrlichkeit des alten Reichs entworfen haben, begreifen lernen, daß es vor Allem die chriſtlich-heroiſchen Tugenden unſerer Vorfahren waren, die ſie frei, mächtig und groß machten, daß ohne dieſelben alle ſchönen Träume von einer neuen glückreichen Zeit für unſer Volk nimmerdar in Erfüllung gehen werden. Die Geſchichte lehrt vor Allem, daß die Seele mehr iſt denn der Leib, daß der Geiſt nicht in und an dieſe oder jene Form gebannt iſt, ſondern daß zu aller Zeit geiſtige Tüch-

Digitized by Google

tigkeit dem Leben neue Gestalten und Formen giebt. Die Wissenschaft der vaterländischen Geschichte ist nicht allein dem Ariadnefaden zu vergleichen, das uns durch die dunklen Irrgänge der Zeiten zu dem Eingange zurückführt, durch den unsere Vorfahren in die Geschichte eintraten, sie ist ebensosehr der Fackel gleich, die unseren Pfad erhellt und vorwärts, wie rückwärts, ihre Strahlen werfend dem Ausgange zuleuchtet, an dem unserem Volke heller — wolle es Gott! — das Tageslicht entgegenstrahlen wird, als es unseren Vorderen schien. Diese Wissenschaft möchten wir unserer Jugend an das Herz legen, die Beschäftigung mit derselben nicht als eine Arbeit des Zwanges, sondern als den Gegenstand freier, liebevoller Thätigkeit von ihr getrieben wissen und zugleich ihr einige Anleitung bieten, wie sie dieses Studium zu bleibendem Gewinn für Geist und Herz pflegen kann. Denn es ruht ein großer innerer Segen auf demselben; es macht die Seele weit, das Herz fest und lehrt das Große von dem Kleinen, das Bleibende von dem Vergänglichen scheiden.

Der Verfasser kann das Vorwort nicht schließen, ohne seinen Dank allen Mitlebenden und Mitstrebenden auszudrücken, deren Forschungen seine Arbeit erleichtert oder eigentlich erst ermöglicht haben. Es mischt sich bei ihm mit der Dankbarkeit, die jeder Geschichtsschreiber tüchtigen Vorgängern und rüstigen Vorarbeitern schuldet, noch eine ganz persönliche Verpflichtung. Der Verfasser hat das Glück gehabt, daß ihn das Leben mit den meisten Forschern, die in den letzten Jahrzehenden auf diesem Gebiet der Wissenschaft gearbeitet haben, in nahe Verbindung gebracht hat. Unter ihnen ist einer seiner nächsten Blutsverwandten, der ihm ein väterlicher Berather war; unter ihnen sind Männer, die er als seine Lehrer verehrt; unter ihnen Mehrere seiner Jugendfreunde und Studiengenossen; unter ihnen auch Manche, mit denen ihn in späterer Zeit lange ein vertrauter Umgang verbunden hat, und Andere, denen er wenigstens im Vorübergehen die Hand reichen konnte.

So geht der Einfluß dieser Männer auf ihn weit über die unmittelbare Einwirkung ihrer Schriften hinaus und diese selbst gewinnen für ihn eine lebendigere Bedeutung, ein gesteigertes Interesse. Um so tiefer empfunden ist deshalb auch sein Dank, den zugleich die Aelteren unter ihnen als den Ausdruck der höchsten Verehrung, die Altersgenossen als einen Freundesgruß aufnehmen mögen. Abweichende Ansichten, die in den Anmerkungen hier und da ausgesprochen sind, können ihm von diesen Männern nicht mißdeutet werden; der Widerspruch gilt ja nie der Person, sondern lediglich der Sache. Vielleicht hat der Verfasser in manchen dieser Controversen selbst das Recht nicht auf seiner Seite, sicherlich hat er in anderen Dingen dem Irrthum und der Täuschung seinen reichlichen Tribut dargebracht; auf Widerspruch und Tadel mancher Art ist er gefaßt und wird Beides mit Freuden hinnehmen, wenn die Erkenntniß der historischen Wahrheit und der vaterländischen Geschichte dadurch gefördert wird.

Indem der Verfasser diesen ersten Band niederschrieb, wurde er unablässig an jene schöne Zeit erinnert, da es ihm vergönnt war, sich im Bunde mit Waitz, Köpke, Dönniges, Wilmans und Hirsch unter Rankes Leitung ganz dem Studium der Ottonischen Zeit zu widmen. Die Jahrbücher des deutschen Reichs unter dem sächsischen Hause, das Ergebniß unserer gemeinsamen Bestrebungen, sind die Grundlage auch dieser Arbeit, die somit eine neue Frucht unserer damaligen Studien. Die lieben Freunde, mit denen der Verfasser zu jener Zeit arbeitete, standen ihm durch ihre Bücher auch jetzt mittelbar stets als Mitarbeiter zur Seite. Aber auch manche unmittelbare kräftige Unterstützung hat der Verfasser gefunden, vor Allem von Wattenbach, der an diesem Bande seinen reichen Freundesantheil hat.

Ein eigenthümlicher Unstern hat bisher über den größeren der deutschen Kaiserzeit gewidmeten Werken gewaltet. Leibnizs Annalen und Mascovs Commentarien sind unvollendet

geblieben, und auch Stenzels Geſchichte der fränkiſchen Kaiſer iſt nur der mächtige Torſo eines größeren unvollendeten Werks über dieſe Periode. Viel leichter iſt jetzt die Arbeit, als ſie zur Zeit jener großen Forſcher war, und ſo darf der Verfaſſer, wenn ihm Gott Geſundheit und Kraft erhält, in nicht langer Friſt zum Abſchluß dieſes Buches zu gelangen hoffen.

Wenn das Unternehmen ſchnell zum glücklichen Ziele gedeihen und ſich den Dank des Publikums gewinnen ſollte, ſo ſchuldet es denſelben zum nicht geringen Theile dem trefflichen Verleger des Buchs, der mit patriotiſcher Wärme den Plan des Verfaſſers ergriffen, mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit allen Wünſchen deſſelben entſprochen und ihm dadurch weſentlich die Arbeit erleichtert hat.

Berlin, 4. Auguſt 1855.

Was der Verfaſſer vor vier Jahren niederſchrieb, um Plan, Richtung und Stellung dieſes Buchs zu bezeichnen, hat er bei der zweiten Auflage deſſelben nicht unterdrücken wollen, da er neue Leſer zu gewinnen hofft, denen ſolche Aufſchlüſſe heute ebenſo erwünſcht ſein dürften, als ſie damals den alten Freunden der Kaiſergeſchichte waren. Ueberdies gelten jene Bemerkungen in ihrem ganzen Umfange auch für das Buch in ſeiner jetzigen Geſtalt, ſo vielfache Veränderungen es im Einzelnen erfahren hat.

Die ehrenvolle Anerkennung, welche das Unternehmen in der gelehrten Welt gefunden hat, und die wachſende Theilnahme der Leſewelt hat der Verfaſſer vor Allem als eine Billigung ſeiner Abſichten angeſehen. Wie weit er in der Ausführung hinter ſeinem Ideal zurückgeblieben war, entging weder ihm

ſelbſt, noch konnte es nach ſeiner Meinung Anderen verborgen bleiben. Um ſo erwünſchter war ihm deshalb, als ſich bereits vor mehr als Jahresfriſt die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage der beiden bisher erſchienenen Bände des Werks herausſtellte; es ergab ſich ſo die Gelegenheit denſelben eine neue Geſtalt zu geben, in welcher ſie hoffentlich den Anſprüchen der Leſer an den Verfaſſer und ſeinen eigenen an ſich ſelbſt mehr genügen könnten.

Ein deutſcher Geſchichtsſchreiber, der ſich an das deutſche Volk mit ſeinem Werke wendet, hat leider auch heute noch eine ziemlich unſichere Stellung; nur allmählich durch die Erfahrung kann er lernen, wie und in welchem Umfange er zu wirken vermag. Der Verfaſſer hat die ihm gebotene Erfahrung mehrerer Jahre zu nützen geſucht und hofft, daß dadurch die Haltung des ganzen Buchs gewonnen hat. Sowohl die Stimmen der öffentlichen Kritik, ſo weit ſie zu ihm gedrungen ſind, als die vertrauteren Mittheilungen mitſtrebender Freunde und wohlwollender Gönner hat er fleißig zu Rath gezogen und ſagt hiermit Allen den herzlichſten Dank, die durch ihre Theilnahme ermuthigend oder durch ihren Rath fördernd auf die Verbeſſerung der Arbeit eingewirkt haben.

Vornehmlich iſt der Verfaſſer bei der Umarbeitung bedacht geweſen, der Anordnung des Stoffs größere Klarheit, dem Ausdruck mehr Gleichmäßigkeit und Harmonie zu geben. Aber auch in dem Thatſächlichen ſchienen manche Aenderungen geboten, zumal einige werthvolle Arbeiten der letzten Zeit unmittelbar oder mittelbar die Kaiſergeſchichte berühren. Mancher Irrthum iſt beſeitigt, ſchwankende Angaben ſind näher beſtimmt worden; die Anmerkungen haben eine ſolche Umgeſtaltung erfahren, daß ſie den augenblicklichen Stand der Forſchung darlegen. Wenn das Werk dann auch in der äußeren Ausſtattung weſentlich gewonnen hat, ſo verdankt man dies abermals der liebevollen Sorgfalt des Verlegers für ein Unternehmen, das er als ein vaterländiſches

erfaßt hat und mit nachhaltiger Energie fördert. Vielen Lesern wird besonders die schöne Uebersichtskarte des deutschen Reichs um das Jahr 1000 erwünscht sein, welche Kiepert mit gewohnter Meisterschaft entworfen und sich dadurch ein nicht geringes Verdienst auch um diesen Theil der historischen Geographie erworben hat.

Von vielen Seiten gehen dem Verfasser Mahnungen an die Fortsetzung des Werks zu; nicht minder mahnt er sich selbst. Gelingt es ihm einige Hindernisse, welche der Beschleunigung der Arbeit entgegenstehen, zu beseitigen — und er zweifelt nicht, daß es gelingen wird —, so dürfte der dritte Band, welcher die Geschichte des Investiturstreits umfaßt, binnen Jahresfrist in den Händen der Leser sein.

In dem Augenblick, wo diese Geschichte die Erinnerungen an Deutschlands Herrlichkeit und Größe aufs Neue zu erwecken sucht, stehen die Sterne nicht günstig über unserem deutschen Vaterland: Kleinmuth und Uebermuth drohen vereint ihm Gefahr. Sollte deshalb das Buch zur unrechten Stunde kommen? Aus dem Glauben an eine große Zukunft unseres Volks ist es geboren, in diesem Glauben tritt es zum zweiten Mal in die Welt, und der hoffende Glaube ist die nachhaltigste Wehr gegen schwächlichen Kleinmuth und frevelnden Uebermuth.

Königsberg, 25. Juli 1859.

W. Giesebrecht.

Inhalt.

Erſtes Buch.

Die deutſchen Völkerſchaften in der Zerſtreuung. Einigung in der fränkiſchen Monarchie.

Seite

1. Die deutſchen Völkerſchaften in der Urzeit . . . . . 3—12.

Das Gebiet der deutſchen Völkerſchaften 3. Aelteſte Stammesverbindungen 4. Gaugemeinde 5. Hundertſchaft. Markgenoſſenſchaft 6. Recht der Familie 6. 7. Hausrecht 7. Herzöge. Fürſten 8. Gefolge der Fürſten 8. 9. Beginn der Königsherrſchaft 10—12.

2. Der Freiheitskampf der Deutſchen gegen Roms Weltmacht . . 12—27.

Die Cimbern und Teutonen 12. 13. Eroberungen der Sueven auf galliſchem Boden 13. 14. Der Name „Germanen“ 14. Arioviſt und Cäſar 14. Eroberungen des Druſus und Tiberius in den Donauländern 15. Druſus dringt in die deutſchen Länder ein 15. Marbods Herrſchaft in Böhmen 16. Eroberungen des Druſus und Tod deſſelben 16. 17. Fortſchritte des Tiberius und Domitius Ahenobarbus 17. 18. Aufſtand der Germanen; Bund unter Armins Führung 18—20. Des Germanicus Feldzüge gegen die Germanen 21—24. Armins und Marbods Ende 24. 25. Die römiſchen Legionen werden über den Rhein zurückgezogen 26.

3. Friedliche Verhältniſſe zwiſchen den Deutſchen und Rom . . . 27—34.

Eindruck der römiſchen Macht auf die Deutſchen 27. Deutſche Hülfstruppen im römiſchen Heere 28. Das römiſche Imperium und ſeine Segnungen 28. 29. Die römiſchen Provinzen am Rhein und der Donau. Die wichtigſten Städte 29—31. Friedlicher Verkehr der Germanen mit den Römern 32. Neue Eroberungen der Römer 32. Das römiſche Zehntland zwiſchen dem Oberrhein und der oberen Donau 33. Freiheitsliebe der Germanen 33. Cornelius Tacitus 34.

Digitized by Google

Seite

4. Schwäche und Herstellung des römischen Reichs . . . . . 34—44.

Die Germanen durchbrechen die Grenzen des römischen Reichs; Ansiedlungen deutscher Stämme auf römischem Boden 35. Größere Stammesverbindungen bilden sich unter den deutschen Völkerschaften 36. 37. Die königliche Gewalt erhebt sich mächtiger unter den Germanen 37. Schwäche Roms gegen die einbrechenden Germanen 38. 39. Kaiser Claudius rettet das Reich 39. 40. Herstellung des Reichs durch Diocletian und Constantin 41. 42. Neue Ordnungen des Reichs 42. 43. Die Despotie und ihre Folgen 43. 44.

5. Verbreitung des Christenthums unter Römern und Gothen . . 44—53

Das Christenthum eine Schranke gegen den Despotismus 45. Bildung der kirchlichen Hierarchie 46. Die christliche Kirche Staatskirche 46 bis 49. Neue Kämpfe mit den Germanen 49. 50. Der alte Götterdienst der Germanen 50. 51. Erste Verbreitung des Christenthums unter den Germanen. Arianismus 51. 52. Die Königsherrschaft der Gothen im östlichen Europa 52. 53.

6. Zerstörung des abendländischen Reichs . . . . . 53—66.

Einbruch der Hunnen 54. Die Westgothen in das römische Reich aufgenommen 54. 55. Theilung des römischen Reichs 55. Alarich 55. 56. Radagais 56. Die Provinzen des abendländischen Reichs von germanischen Stämmen besetzt 57. Alarich in Rom 57. 58. Das westgothische Reich in den gallischen und spanischen Ländern 58. 59. Das burgundische Reich in Gallien 59. Die Franken besetzen das niedere Germanien, die Alamannen Obergermanien 60. Die Sachsen setzen sich in Britannien fest 60. Attila 61—64. Odoaker König von Italien 64. Die Ostgothen unter Theoderich erobern Italien 65. Chlodovech erobert das letzte römische Gebiet in Gallien 65.

7. Gründung germanischer Staaten auf römischem Boden . . . . 66—88.

Bedeutung der Völkerwanderung 66. Veränderung des Gebiets der deutschen Stämme 66. 67. Veränderungen in den staatlichen Verhältnissen der Germanen 67. 68. Die alte Gemeindeverfassung erhält sich 68. Das Königthum unter den Germanen eine Nothwendigkeit 69. Stellung der Könige 69. 70. Aus dem Gefolge der Könige erwächst ein neuer Adel 70. 71. Friedliche Ordnungen in den von den Germanen eroberten Ländern 71. 72. Die Reiche der Gothen und Burgunder. Religiöser Zwiespalt. Innere Schwäche. Theoderich 72—75. Das fränkische Reich. Chlodovech tritt zum katholischen Bekenntniß über. Ausdehnung des Reichs über fast ganz Gallien. Besiegung der Alamannen und des Thüringerreichs. Stärke des fränkischen Reichs durch die Vereinigung römischer und germanischer Elemente. Reichseinrichtungen. Die Stellung der Kirche im Merovingischen Reiche 76 bis 83. Das langobardische Reich. Eroberung Italiens durch die Langobarden. Verhältniß der unterworfenen Römer im langobardischen Reich 84—87. Entwicklung der romanischen Nationalitäten 87. 88.

Seite

8. Erhebung der Pippiniden . . . . . 88—105.

Zersplitterung und Schwäche des Abendlands 88. Verfall der germanischen Reiche 88. 89. Auflösung des Merovingischen Reichs 89. 90. Herzöge unter den deutschen Stämmen 90. Vordringen slawischer Stämme 90. 91. Verfall des Merovingischen Königthums. Sinken der Kirche und der Kultur 92. 93. Die Pippiniden als Hausmeier. Pippin von Heristal, Herzog und Fürst der Franken 94. 95. Eroberungen der Araber. Zerstörung des westgothischen Reichs 95. Karl Martellus 96. Pippin der Kleine stellt das fränkische Reich her 97. Die römische Kirche und das Königthum der Pippiniden. Alte Bisthümer in den rheinischen Gegenden. Trier als Metropole von Metz, Toul und Verdun, Köln von Tongern (Mastricht, Lüttich), Mainz von Worms, Speier und Basel 98. Die Bisthümer ohne nahe Verbindung mit Rom 99. Macht und Reichthum der fränkischen Bischöfe 100. Mission irischer Mönche in den deutschen Ländern. Die alamannischen Bisthümer Straßburg, Basel, Chur und Augsburg; das baierfche Bisthum zu Salzburg 100. 101. Bekehrung der Angelsachsen; Angelsächsische Mönche predigen unter den Friesen und Sachsen. Willibrord, Bischof von Utrecht 101. 102. Winfried-Bonifacius; sein Verhältniß zu Rom 102. Die baierschen Bisthümer Salzburg, Passau, Regensburg, Freisingen; die fränkischen Bisthümer Würzburg, Büraburg, Eichstädt; das thüringische Bisthum Erfurt 102. Bonifacius, Erzbischof von Mainz, kettet die deutsche Kirche an Rom 103. Pippin von Papst Stephan III. zum König gesalbt 104. Pippins Zug gegen den Langobardenkönig Aistulf; Schenkung des Exarchats und der Pentapolis an Rom 104. 105.

9. Herstellung des abendländischen Kaiserthums . . . . . 105—121.

Bund des neuen fränkischen Königthums mit dem Papstthum 106. 107. Persönlichkeit Karls des Großen 107. 108. Die Anfänge Karls 108. Jede selbstständige Gewalt im Reiche wird unterdrückt, das Herzogthum abgeschafft 108. Karl gründet seine Macht vornehmlich auf die deutschen Völker; deshalb seine Kriege gegen die Freiheit der Sachsen 109. Kampf der deutschen Königsmacht gegen die altsächsische Volksfreiheit, des Christenthums gegen den alten Götterdienst der Germanen 110. 111. Karl gewinnt das langobardische Reich 111. 112. Die fränkischen Einrichtungen auf Italien übertragen 113. Karls Kriege mit den spanischen Arabern 114. Neue Kämpfe mit den Sachsen. Widukind 114—117. Die sächsischen Bisthümer zu Halberstadt, Paderborn, Minden, Verden, Bremen, Münster, Osnabrück 117. Kriege gegen die Avaren. Bekehrungen von Salzburg aus unter den Avaren und Karantanen; Salzburg zum Erzbisthum erhoben 117. 118. Karls kaiserliche Stellung 119. 120. Herstellung des abendländischen Kaiserthums 120. 121.

10. Das Reich Karls des Großen . . . . . 121—143.

Bedeutung des Karolingischen Kaiserthums 121. 122. Die geistliche Gewalt des Kaisers 123—125. Karl der Große als Gesetzgeber 126. 127. Die römisch-katholische Kirche und die Herrschaft der fränkischen Nationalität halten den Kaiserstaat zusammen 127. 128. Umfang der

Seite

kaiſerlichen Rechte 129. Die geiſtlichen und weltlichen Großen des Reichs 130. Anfänge des Lehnsweſens 131. 132. Die Vaſallen auf den Kriegsdienſt hingewieſen 132. Der Geiſtlichkeit wird die Richtung auf Litteratur und allgemeine Volksbildung gegeben 133—135. Des Kaiſers Sorge für den Stand der Freien 135. 136. Hebung des Ackerbaus, des Gewerbes und des Handels 137. Ausgleichung der verſchiedenen Elemente des Staats 138. Der Hof Karls des Großen 138. 139. Kriege der Söhne des Kaiſers gegen die Slawen, Avaren und Araber; die avariſche Mark, die Marken von Kärnthen und Friaul, die böhmiſche und thüringiſche Mark, wie die ſpaniſche Mark werden begründet 140. 141. Erſte Kämpfe mit den Dänen 141. 142. Unterwerfung der Wilzen und Abodriten 142. Einrichtung der Marken. Markgrafen und Markherzöge 142. 143. Karls des Großen Tod 143.

11. Auflöſung des fränkiſchen Kaiſerreichs . . . . . 143—150.

Kaiſer Ludwig der Fromme 144. 145. Das Bisthum Hildesheim und das Erzbisthum Hamburg begründet 145. Die Geiſtlichkeit will die Einheit des Reichs und das Wahlrecht des Volks ſichern; Lothar Mitkaiſer 145. Neue Erbfolgeordnung des Kaiſers nach dem alten Grundſatz der Reichstheilung 146. Kriege zwiſchen Ludwig und ſeinen Söhnen 146. Krieg um die Einheit des Reichs zwiſchen den Söhnen Ludwigs 146. 147. Reichstheilung zu Verdun. Lothar behält den kaiſerlichen Namen ohne beſtimmte oberherrliche Rechte 147. Bedeutung der Reichstheilung für die Entwicklung der deutſchen und franzöſiſchen Nationalität; die deutſchredenden Völker 148. 149 (vergl. S. 763. 764). Kaiſer Lothar theilt ſein Reich unter ſeine drei Söhne, die ſämmtlich ohne Erben ſterben; Ludwig der Deutſche gewinnt die deutſchen Länder derſelben durch den Vertrag von Merſen, Karl der Kahle die romaniſchen 149.

12. Papſtthum und Wahlkönigthum . . . . . 150—163.

Das Papſtthum ſtrebt nach der Univerſalherrſchaft; die pſeudoiſidoriſchen Decretalien 150. 151. Papſt Nicolaus I. 152. Johann VIII. krönt Karl den Kahlen 153. Die Araber nehmen Sicilien, greifen Italien und Rom ſelbſt an 154. 155. Die Herrſchaft der Griechen in Italien gewinnt an Umfang 155. Verheerende Züge der Normannen, die beſonders das weſtfränkiſche Reich treffen. Große Schwäche dieſes Reichs nach dem Tode Karls des Kahlen 156. Nach dem Tode Ludwigs des Deutſchen das oſtfränkiſche Reich unter drei Brüder getheilt; der jüngſte, Karl der Dicke, gewinnt nach und nach das ganze Reich Karls des Großen und die Kaiſerwürde 157. 158. Empörung der abhängigen ſlawiſchen Völker. Verheerungen der Normannen. Karl wird der Herrſchaft entſetzt; die Einheit des Reichs löſt ſich 158. 159. Das Weſtfrankenreich, Oſtfrankenreich, das ober- und niederburgundiſche Reich und das Königreich Italien gehen aus der Auflöſung des Karolingiſchen Kaiſerreichs hervor. Arnulf zum Kaiſer gekrönt. Vergebliches Streben nach einer wahrhaft kaiſerlichen Gewalt. Sieg über die Dänen. Kriege mit Swatopluk, nach deſſen Tode das großmähriſche Reich verfällt 160. In allen Staaten Wahlkönige und eine übermächtige Ariſtokratie. Kaiſerthum und Papſtthum in dem

ſchlimmſten Verfall. Die chriſtlichen Völker von den heidniſchen Nationen bedroht und zum Theil überwältigt 161. Schluß 162. 163.

Zweites Buch.

Gründung des deutſchen Reichs.

900—950.

Seite

1. Verfall des oſtfränkiſchen Reichs . . . . . 167—189.

Wahl Ludwigs des Kindes 167. Innerer Zuſtand des Reichs 168. Die verheerenden Züge der Ungarn 168—174. Verminderung des Stands der freien Männer, die großentheils zu zinspflichtigen und höri-gen Leuten herabſinken 175. Vaſallendienſt 176. Miniſterialen 177. Die Macht des Adels und der Kirche wächſt 177. Loſer Verband der Theile des Reichs 178. Neue Landesherzöge 178—180. In Franken 180—183. In Lothringen 183. 184. In Schwaben 184. In Baiern 185. In Sachſen 185—188. Gänzlicher Verfall des königlichen An-ſehens 188. 189.

2. Konrads I. Verſuche ein einiges Reich zu gründen . . . . . 189—205.

Die Franken und Sachſen halten an der Einheit des Reichs feſt 190. Wahl König Konrads I. 191. Seine Perſönlichkeit 192. Lothringen ſagt ſich vom Reiche los; unglückliche Feldzüge König Konrads 192. 193. Einfluß der Geiſtlichkeit; Feindſchaft gegen die Herzöge 193. Streitig-keiten zwiſchen König Konrad und Herzog Heinrich von Sachſen 194. 195. Heinrichs Perſönlichkeit 195—197. Kämpfe mit Erchanger und Burchard in Schwaben 198. Sagen von Konrads Kämpfen mit den Herzögen 199. Neuer Einbruch der Ungarn; König Konrad verſöhnt ſich mit Heinrich 200. Neue Kämpfe in Schwaben; auch Baiern unter Herzog Arnulf erhebt ſich gegen den König 200. Die Synode zu Hohenaltheim 200—203. König Konrad läßt ſeine Schwäger Erchanger und Berch-thold hinrichten 203. Baiern und Schwaben empören ſich aufs Neue gegen den König 203. Konrads Ende 204. 205.

3. Gründung des deutſchen Reichs durch Heinrich I. . . . . 205—216.

Die Sachſen und Franken wählen Heinrich zum König 206. Hein-rich weiſt die Krönung zurück 206. 207. Heinrich als Wahlkönig erkennt die herzoglichen Gewalten an. Das deutſche Reich ein Bund der deutſchen Stämme unter Vorſtandſchaft des ſächſiſchen Herzogs 208. Herzog Eber-hard von Franken 209. Heinrich unterwirft ſich den Herzog Burchard von Schwaben 209. 210. Dann den Herzog Arnulf von Baiern 210. 211. Mühevolle Erwerbung Lothringens; Herzog Giſelbert vermählt ſich mit Heinrichs Tochter Gerberge 212—215. Die deutſchen Länder und Stämme geeinigt; die Grundlage des deutſchen Reichs gelegt 215. 216.

4. Heinrichs Siege über die Reichsfeinde . . . . . 216—234.

Allmähliche Herſtellung der Ordnung, beſonders in den kirchlichen Angelegenheiten 216—218. Selbſtſtändigkeit der Herzöge. Bedeutende

Digitized by Google

Seite

Macht der Konradiner in Franken, Lothringen und Schwaben, wo auf Burchard I. Herzog Hermann I. aus dem Konradiniſchen Hauſe folgt 218. 219. Heinrichs Krieg gegen die Ungarn im Jahre 924. Verfall des Heerbanns. Vertrag mit den Ungarn 220. 221. Burgbau in den Markgegenden 222—225. Uebergang vom Volksheer zum Ritterheer 225. Unterwerfung der Wenden und Böhmen 226—229. Heinrich vermählt ſeinen Sohn Otto mit der angelſächſiſchen Königstochter Editha 229. Neuer Krieg mit den Ungarn 230—232. Schlacht bei Riade 232. 233. Züge gegen die Dänen 233. 234. Die däniſche Mark 234.

5. Die letzten Zeiten König Heinrichs I. . . . . 234—241.

Mathilde, Heinrichs Gemahlin, und ihre Kinder 234. 235. Heinrichs religiöſe Geſinnung 235. Stiftung des Kloſters Quedlinburg 236. Beabſichtigte Reiſe nach Rom 236. 237. Auf dem Reichstage zu Erfurt wird Otto zu Heinrichs Nachfolger beſtimmt 237. 238. Ende König Heinrichs I. 238. 239. Sein Lob 240. 241.

6. Ottos I. Wahl und Krönung . . . . . 241—246.

Die Sachſen und Franken wählen Otto 241. 242. Otto und Heinrich feindliche Brüder. Die Perſönlichkeiten beider 242. 243. Krönung Ottos zu Aachen 243—245. Die deutſchen Herzöge dienen Otto beim Königsmahl 245. Ottos Krönungsfeier das Feſt der Gründung des deutſchen Reichs 246.

7. Die Jahre der Prüfung . . . . . 246—259

Empörung der Böhmen und Wenden 247. Hermann Billing Markgraf gegen die Wenden 247. 248. Einbruch der Ungarn 248. Verhältniſſe im weſtfränkiſchen Reich. Herzog Hugo von Franzien vermählt ſich Hedwig, König Ottos Schweſter 248. 249. Erſte Feindſeligkeiten zwiſchen dem König und Herzog Eberhard 249—251. Gero wird Markgraf gegen die Wenden; Thankmars Unmuth 251. 252. Nach Herzog Arnulfs Tode erkennt deſſen Sohn Eberhard die Oberherrſchaft der Sachſen nicht an. Des Königs Züge nach Baiern. Arnulfs Bruder Berchthold wird zum Herzog von Baiern, Arnulfs zweiter Sohn Arnulf zum Pfalzgraf in Baiern eingeſetzt, Arnulfs Tochter Judith mit Heinrich vermählt 252 bis 254. Herzog Eberhard und Thankmar empören ſich 254. 255. Schlimme Lage des Königs, beſeitigt durch die Spaltung der Konradiner 255. 256. Thankmars Ende 256. Eberhard ſchließt nach ſeiner Unterwerfung im Geheimen mit Heinrich einen Bund gegen den König 257. 258. Letzter Einfall der Ungarn in Sachſen 258. 259.

8. Heinrichs Vergehen und Reue . . . . . 259—277.

Heinrich und Giſelbert erheben die Waffen gegen den König. Kampf bei Birthen 259—263. Heinrichs Anhänger in Sachſen überwältigt. Neuer Aufſtand der Wenden 263. 264. König Ludwig von Frankreich ſchließt ſich Heinrich und Giſelbert an, wird aber durch Herzog Hugo von Franzien von der deutſchen Grenze abgehalten. Graf Immo führt des Königs Sache in Lothringen gegen Giſelbert 264—266. Herzog Eberhard vereinigt ſich mit Heinrich und Giſelbert; ſeine Leute beſetzen Brei-

Digitized by Google

Seite

ſach 266. Erzbiſchof Friedrich von Mainz und andere Biſchöfe verlaſſen den König 267. Ottos Standhaftigkeit im Unglück 268. Herzog Hermann von Schwaben, die Grafen Udo und Konrad Kurzpold ſchlagen die Herzöge bei Andernach. Ende Eberhards und Giſelberts 268. 269. Breiſach ergiebt ſich 269. Erzbiſchof Friedrichs Demüthigung 269. Heinrich flüchtet zu König Ludwig von Frankreich, der ſich mit Giſelberts Wittwe Gerberge vermählt 270. Bedeutung dieſer inneren Kriege für die Befeſtigung des königlichen Anſehens und der Reichseinheit 270. 271. Die fränkiſchen Gaue bis zum Main und Speßhard kommen an das Herzogthum Baiern 271. Das Herzogthum Franken wird unmittelbar unter die Krone geſtellt 272. Beruhigung Lothringens 272. 273. Otto bringt in Frankreich ein 273. Heinrich unterwirft ſich und erhält das Herzogthum Lothringen, das ihm aber bald darauf entzogen und Otto, Richwins Sohn, übertragen wird 274. Heinrich trachtet ſeinem Bruder nach dem Leben; Erzbiſchof Friedrich weiß um den Anſchlag 275. Der Anſchlag wird entdeckt 275. 276. Heinrichs aufrichtige Reue und Verſöhnung mit dem Könige 276. 277.

9. Befeſtigung der königlichen Gewalt . . . . . 277—295.

Unterſchied zwiſchen dem fränkiſchen und deutſchen Reich 277. 278. Das Gewohnheitsrecht verdrängt die Capitularien und die geſchriebenen Volksrechte 278. 279. Geringer Einfluß des Königs auf Rechtsbildung und Rechtsentwicklung 279—281. Perſönlicher Charakter des Reichsregiments 281. 282. Der König ohne feſte Reſidenz 282. Hoftage. Allgemeine Reichstage. Synoden 282. 283. Beengung der königlichen Gewalt durch die geſtiegene Macht des Adels und der Geiſtlichkeit 284. 285. Die Stellung der Herzöge nach dem Jahre 939 und ihre Beſchränkung durch die Pfalzgrafen 286. 287. Die Verleihung des Herzogthums nimmt Otto als ein unveräußerliches Recht der Krone in Anſpruch 287. Konrad der Rothe erhält von ihm Lothringen, Heinrich Baiern 287. 288. Das neue Verhältniß der Herzöge gegen den König 289. Bedeutung des Lehnsverbands für die Einheit des Reichs 290. Einkünfte des Königs 291 bis 293. Das Königthum erhebt ſich unter den Deutſchen zu derſelben Zeit, wo die alte Volksfreiheit untergeht 294. 295.

10. Herſtellung und Erweiterung der Marken . . . . . 295—302.

Markgraf Gero und die von ihm bewachten Marken 295—297. Die Mark des Hermann Billing 297. Einrichtungen der wendiſchen Marken 298. Ottos I. Kriegszug gegen den Dänenkönig Harald Blauzahn 299. Herſtellung der däniſchen Mark, die Hermann Billing erhält 300. Unterwerfung von Böhmen 300. Herzog Heinrich I. von Baiern hat die Obhut über Böhmen und dringt ſiegreich tief in Ungarn ein 300. 301. Bedeutung der damaligen Erweiterungen des Reichs für die deutſche Geſchichte 301. 302.

11. Zerſplitterung und Schwäche des weſtfränkiſchen, burgundiſchen und italiſchen Reichs . . . . . 302—316.

Lage Frankreichs 303. Schwäche der königlichen Gewalt 303. 304. Otto ſchützt König Ludwig gegen Herzog Hugo 305. Otto bringt in

Digitized by Google

Seite

Frankreich ein und rückt bis gegen Paris 306. 307. Waffenstillstand zwischen Ludwig und Hugo 307. Das Concil zu Ingelheim gegen Hugo 307. 308. Herzog Konrad führt König Ludwig in sein Reich zurück; Hugo muß sich unterwerfen 309. Die Geschichte der burgundischen Königreiche bis zu ihrer Vereinigung 309—313. Otto nimmt sich der Hinterlassenen König Rudolfs II. gegen König Hugo von Italien an; König Konrad regiert in Burgund unter Ottos Schutz 313. 314. Ottos Theilnahme an den italischen Angelegenheiten 314. 315. Sein Verhältniß zu England 316. König Otto der mächtigste Fürst des Abendlands 316.

12. Ottos I. kirchliche Richtung . . . . . 316—339.

Edithas Tod 316—318. Wirkung desselben auf das Gemüth des Königs 318. Ottos frühere Stellung zu der Geistlichkeit und der Kirche 318—320. Brun, der jüngste Bruder Ottos. Seine Erziehung 320 bis 322. Brun als Kanzler und Erzkapellan 322. 323. Bruns wissenschaftliches Streben 323. 324. Neue Einwirkung irischer Mönche auf das geistliche und geistige Leben des Abendlands im Allgemeinen und auf Brun im Besondern 324—327. Brun als Lehrer und Hersteller der Hofschule 327. 328. Die von Brun und der königlichen Kapelle ausgehende Belebung der Litteratur 328. 329. Eine neue Geistlichkeit bildet sich heran 330. Erweckung der Mission unter den Dänen; die Bisthümer Schleswig, Ripen und Aarhuus werden gestiftet 331. 332. Mission unter den Wenden; die Bisthümer Oldenburg, Havelberg, Brandenburg errichtet 332—334. Verbindungen mit Rom angeknüpft 334. Otto erklärt seinen Sohn Liudolf zu seinem Nachfolger. Liudolf, mit Herzog Hermanns Tochter Ida vermählt, wird Herzog von Schwaben. Herzog Konrad heirathet Liutgarde, die Tochter König Ottos 335. Eine Familie herrscht über alle deutschen Länder 336.

Umblick . . . . . 336—339.

Drittes Buch.

Gründung des römischen Kaiserreichs deutscher Nation. Das Kaiserthum der Ottonen.

951—1002.

Seite

1. Italien in der kaiserlosen Zeit . . . . . 343—375.

Erlöschen des Kaiserthums 343. 344. Schwierigkeit der Herstellung 345. 346. Die allgemeinen Verhältnisse Italiens 346. 347. Das städtische Leben und die Nachwirkung der alten Litteratur erhalten sich 347 bis 349. Einfluß der fränkischen Herrschaft 349—351. Verheerungen der Araber und Ungarn 352—354. Sittliche Fäulniß, besonders unter der Geistlichkeit 355—358. Bedeutung des städtischen Lebens 358. 359. Entstehung städtischer Immunitäten unter bischöflicher Hoheit 359—361. Die Tyrannis Hugos von Burgund 361—369. König Lothar unter Berengars Joch 369—371. Alberich Fürst und Senator der Römer

Seite

372. Klägliche Stellung der Päpſte unter ihm 372. 373. Schwäche des römiſchen Oſtreichs 373—375. Nothwendige Umgeſtaltung der italiſchen Verhältniſſe 375.

2. Die Eroberung des Königreichs Italien . . . . . 376—392.

König Otto im Beſitz kaiſerlicher Macht 376. Abſicht deſſelben das Kaiſerthum herzuſtellen 377. König Lothar ſtirbt und Berengar reißt die Krone an ſich 377. 378. Adelheids Schickſal und die Theilnahme an demſelben in den deutſchen Ländern 378—380. Liudolfs Zug nach Italien 381. König Otto erobert das Königreich Italien 381—383. Adelheids Flucht aus dem Kerker und ihre Vermählung mit König Otto 383—385. Ottos Abſicht das Kaiſerthum herzuſtellen ſcheitert an Alberichs Widerſtand und Liudolfs Unzufriedenheit mit der zweiten Ehe des Vaters 386. 387. Otto verläßt Italien und überträgt den Krieg gegen Berengar ſeinem Schwiegerſohn Konrad 388. Konrad trifft mit Berengar eine Abkunft und begiebt ſich mit ihm nach Deutſchland 388. König Berengar wird Ottos Vaſall; Herzog Heinrich von Baiern erhält die Marken von Iſtrien, Aquileja, Verona und Trient 389. 390. Verſchwörung Liudolfs, Konrads und des Erzbiſchofs Friedrich von Mainz gegen Herzog Heinrich und König Otto 391. 392.

3. Der Krieg der Söhne gegen den Vater . . . . . 392—414.

Ausbruch der Verſchwörung 392—394. Der König ſichert Lothringen 394. Reichstag zu Fritzlar. Konrad und Liudolf werden ihrer Herzogthümer entkleidet 395. Konrad kann ſich in Lothringen nicht behaupten 396. Konrad und Liudolf in Mainz belagert. Baiern ſteht gegen Herzog Heinrich auf 396—399. Hermann Billing hält in Sachſen ſeine aufſtändigen Neffen Wichmann und Ekbert in Zaum 400. Brun zum Erzbiſchof in Köln und Herzog in Lothringen eingeſetzt 401—403. König Otto kämpft in Baiern gegen Liudolf und belagert Regensburg 403. Die alten herzoglichen Geſchlechter erheben ſich. Gefährdung des Königthums 404. Die Ungarn fallen in Baiern ein und erhalten von Liudolf und ſeinen Anhängern Geld 404. 405. Otto in Baiern. In Schwaben erheben ſich die Königlichen 405. 406. Die Ungarn in Lothringen, von Konrad geführt; Brun hält die königliche Sache hier aufrecht 406. 407. Der Tag von Langen-Zenn. Konrad und Erzbiſchof Friedrich unterwerfen ſich dem Könige 407—409. König Otto und Herzog Heinrich verjagen Liudolf aus Baiern 409. 410. Der Krieg nach Schwaben verlegt. Waffenſtillſtand zu Illertiſſen. Liudolf unterwirft ſich dem Vater 411. Tag zu Arnſtadt. Wilhelm, Ottos natürlicher Sohn, wird Erzbiſchof von Mainz, Burchard II. Herzog von Schwaben 412. 413.

4. Herſtellung der königlichen Macht . . . . . 414—446.

Beendigung des Bürgerkriegs in Baiern. Zuſtand des Reichs nach dem inneren Kriege 414. 415. Letzte Kämpfe in Baiern 415. 416. Wichmann und Ekbert wiegeln die Wenden gegen die deutſche Herrſchaft auf 416—418. Die Schlacht auf dem Lechfelde. Einfall der Ungarn in Baiern und Schwaben 418. Biſchof Ulrich vertheidigt

Seite

Augsburg 419. 420. König Otto ſchlägt die Ungarn auf dem Lechfelde. Konrads Tod 421—425. Folgen des Siegs 425. 426. Neue Kämpfe gegen die Wenden. Schlacht am St. Gallentag 426—428. Allmählich wird die deutſche Herrſchaft unter den Wenden hergeſtellt 428. 429. Innere Verhältniſſe. König Otto herrſcht mit ſeinen Brüdern 429. Herzog Heinrich ſtirbt, Baiern geht auf ſeinen Sohn Herzog Heinrich II. über 429—431. Bruns Stellung in Lothringen; Gottfried unter ihm Herzog in Niederlothringen, Friedrich in Oberlothringen 431—433. Bruns Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten Lothringens 433. 434. Deſſelben Einwirkung auf die franzöſiſchen Verhältniſſe 434. 435. Brun alleiniger Erzkanzler 435. 436. Das Herzogthum gewinnt wieder eine ſelbſtſtändigere Bedeutung. Hermann Billing Herzog in Sachſen 436 bis 438. Die Krone und der Episcopat durch Otto und Brun auf das Engſte verbunden 438—441. Mißglückter Verſuch das Bisthum Halberſtadt nach Magdeburg zu verlegen und zum Erzbisthum zu erhöhen. Stellung des Erzbiſchofs Wilhelm gegen ſeinen Vater 442. 443. Abſchluß der neuen Ordnungen. Otto II. zum König gewählt und gekrönt 444 bis 446.

5. Herſtellung des abendländiſchen Kaiſerthums . . . . . 446—474.

Berengars Untreue 447. 448. Octavianus-Johann Papſt und Tyrann der Römer 449. Seine Stellung 449. 450. Liudolfs zweiter Zug nach Italien und Tod 451. 452. Papſt Johann XII. ruft König Otto gegen Berengar zu Hülfe 452—454. König Ottos zweiter Zug nach Italien 454—456. Ottos Kaiſerkrönung 457. Ottos Auftreten in Rom als Kaiſer 458. Mißtrauen gegen Johann XII. 459. Abhängigkeit des Papſtes vom Kaiſer. Neue Schritte ein Erzbisthum in Magdeburg zu begründen 459. 460. Bruch zwiſchen Kaiſer und Papſt 460. 461. Kaiſer Otto geht nach Oberitalien und bekriegt Berengar 461. 462. Verrath des Papſtes, der ſich mit Berengars Sohn Adalbert verbündet 462. 463. Otto umlagert und nimmt Rom 463. Die Römer verlieren das Recht der freien Papſtwahl 464. Papſt Johann XII. von dem Kaiſer und einer römiſchen Synode abgeſetzt 464—467. Papſt Leo VIII. eingeſetzt 467. 468. Aufſtand in Rom von Otto überwältigt 468. Berengar muß ſich mit ſeiner Gemahlin dem Kaiſer ergeben 469. Johann XII. kehrt nach Rom zurück; eine römiſche Synode entſetzt Leo VIII.; Johann XII. ſtirbt, und die Römer ſetzen Benedict V. zum Papſt ein 469—471. Otto belagert Rom und nimmt die Stadt ein. Papſt Benedict abgeſetzt, Leo VIII. hergeſtellt 471. 472. Des Kaiſers Rückkehr über die Alpen. Das Feſt in Köln 473.

6. Ottos I. kaiſerliches Regiment . . . . . 474—497.

Weltgeſchichtliche Stellung Ottos I. 474—476. Vergleichung der neuen kaiſerlichen Gewalt mit der Karls des Großen 476—483. Neue von Wichmann erregte Unruhen 484. 485. Der Polenherzog Mieczislaw unterwirft ſich Markgraf Gero und dem Kaiſer 485. Geros letzte Zeiten und die Ordnung der wendiſchen Marken nach ſeinem Tode 486. 487. Erzbiſchof Bruns Tod und die Ordnung der lothringiſchen Verhältniſſe.

Seite

Erzbiſchof Wilhelm fortan der alleinige Erzkanzler des deutſchen Reichs 487. 488. Kirchliche Stiftungen 488. Bekehrung des Dänenkönigs und Polenherzogs, die ruſſiſche Großfürſtin Olga verlangt aus Deutſchland Prediger 489. Vergebliche Bemühungen Ottos das Erzbisthum Magdeburg in das Leben zu rufen 490. Otto bricht zu ſeinem dritten Zug über die Alpen auf. Abſchied von ſeiner Mutter 490. 491. Nach Leos VIII. Tode wird Johann XIII. zum Papſt eingeſetzt, von den Römern vertrieben und von Pandulf von Capua nach Rom zurückgeführt 492. Otto in Rom; ſtrenges Strafgericht über die Römer 493. Pandulf erkennt Ottos Oberherrſchaft an und wird mit den Marken von Spoleto und Camerino belehnt 493. 494. Otto giebt alle ſeine früheren Beſitzungen dem Stuhl Petri zurück 494. Die Synode von Ravenna beſchließt die Errichtung des Erzbisthums Magdeburg und neuer Biſchofsſitze in Merſeburg, Zeitz und Meißen 494. 495. Des Kaiſers Abſichten bei ſeinen Lebzeiten ſeinen Sohn zum Kaiſer krönen zu laſſen und mit einer griechiſchen Kaiſertochter zu vermählen 495. 496.

7. Verhältniſſe zu den Arabern und Griechen . . . . . 497—554.

Die drei Weltmächte 497. 498. Verfall des Chalifats 498. 499. Gründung der Fatimidenherrſchaft 499. 500. Stellung der Ommaijaden 501. Kampf zwiſchen den Fatimiden und Omaijaden 502. Geſandtſchaft Abderrahmans an Otto 503. Die Geſandtſchaft Johanns von Gorze an den Chalifen zu Cordova 504—512. Kämpfe des oſtrömiſchen Reichs mit den Hamadaniden und Fatimiden 512. 513. Kaiſer Nicephorus 514—517. Kaiſer Otto ſendet den Venetianer Dominicus an Nicephorus und läßt um die Hand der Theophano für ſeinen Sohn werben 518. Otto II. kommt nach Italien und wird in Rom zum Kaiſer gekrönt 518. 519. Stiftung des Bisthums Meißen 519. Nicephorus weigert ſich Theophano dem jungen Otto zu vermählen, Kaiſer Otto fällt in Apulien ein und belagert Bari 520. 521. Biſchof Liudprand von Cremona geht zur Herſtellung des Friedens nach Conſtantinopel 521. Liudprands Geſandtſchaftsbericht an Otto 522 bis 545. Otto durchzieht feindlich Apulien und Calabrien 545. 546. Pandulf geräth in die Gefangenſchaft der Griechen 546. Die Griechen überziehen die langobardiſchen Fürſtenthümer, werden aber von einem deutſchen Heere zurückgedrängt und in Apulien geſchlagen 546. 547. Nicephorus Tod 547—549. Kaiſer Johannes Tzimiſces 549. 550. Tzimiſces ſchließt Frieden und ſendet Theophano 551. 552. Vermählung Ottos II. mit Theophano 552. Rückkehr der kaiſerlichen Familie nach Deutſchland 553.

8. Die letzten Zeiten Kaiſer Ottos des Großen . . . . . 554—567.

Zuſtand der deutſchen Länder während der Abweſenheit des Kaiſers. Wichmanns Ende 554. 555. Kampf des Markgrafen Hodo mit dem Polenherzog 556. Die Gräber in Mainz 557. Tod der Königin Mathilde und des Erzbiſchofs Wilhelm 557. 558. Mathildens Tugenden und Verdienſte 559. Das Erzbisthum Magdeburg tritt endlich in das Leben, wie die Bisthümer zu Zeitz und Merſeburg 560. 561. Der Kaiſer

Seite

besucht Magdeburg 561. Großer Hoftag in Quedlinburg 562. 563. Das Bisthum Posen gestiftet und unter Magdeburg gestellt 563. Hermann Billing stirbt, das sächsische Herzogthum geht auf seinen Sohn Bernhard über 563. Otto besucht Merseburg 564. Der große Kaiser stirbt zu Memleben 564. 565. Eindruck seines Todes 566. 567.

9. Die ersten Jahre Kaiser Ottos II. . . . . 567—584.

Ottos II. Sinnesart 567. 568. Adelheids und Theophanos Einfluß auf den jungen Kaiser 568. 569. Ruhiger Anfang der neuen Regierung 569. Erste Unruhen in Lothringen 569. Uebermacht des baierschen Herzogshauses 570. 571. Nach dem Tode Herzog Burchards II. von Schwaben erhält Otto, Liudolfs Sohn, das Herzogthum Schwaben 571. Emporkommen der Babenberger 572. Verschwörung Herzog Heinrichs von Baiern mit dem Polen- und Böhmenherzog gegen den Kaiser; Heinrich verhaftet und nach Ingelheim gebracht 572. Ottos II. Krieg mit den Dänen 572. 573. Kriegszug nach Böhmen 574. Neue Unruhen in Lothringen; Herzog Heinrich entkommt der Haft und beginnt den inneren Krieg 574. Herzog Heinrich wird seines Amtes entsetzt, das Herzogthum Baiern zerstückt. Kärnthen mit der italischen Mark wird ein eigenes Herzogthum unter Heinrich dem Jüngern; auf dem Nordgau wird für den Babenberger Berchthold eine neue Markgrafschaft errichtet; Berchtholds Bruder Liutpold erhält in der baierschen Ostmark eine freiere Stellung. Herzog Otto von Schwaben wird mit dem baierschen Herzogthum belehnt 574. 575. Adelheid hält sich vom Hofe entfernt 576. Einfluß ihrer Entfernung auf die lothringischen und französischen Verhältnisse; Karl, der Bruder König Lothars, wird Herzog von Niederlothringen 576. 577. Zweiter Zug Ottos II. nach Böhmen 577. Aufstand in Baiern 577. Die Heinriche werden in das Exil geschickt. Das Herzogthum Kärnthen mit der italischen Mark kommt an den fränkischen Grafen Otto, Konrads Sohn 578. König Lothar überfällt Aachen 579. Ottos II. Zug gegen Paris 580. 581. Krieg mit dem Polenherzog 582. Friede mit König Lothar 582. Lage des Reichs. Ausbreitung der christlichen Kirche. Begründung des Bisthums Prag und eines Bisthums für Mähren. Bestrebungen Piligrims von Passau die Ungarn zu bekehren und seinem Bisthum Metropolitanrechte zu gewinnen. Ausdehnung der baierschen Ostmark 582—584.

10. Ottos II. Kämpfe mit den Griechen und Arabern; des Kaisers Niederlage und Tod . . . . . 584—607.

Der Kaiser zieht nach Italien. Aussöhnung mit der Mutter 585. Der Zustand Italiens 586—588. Der Tod des Kaisers Johannes Tzimisces 588. 589. Angriffe Abulkasems auf Italien 590. Otto II. in Rom 591. Pandulf der Eisenkopf stirbt, seine Erbschaft unter seine Söhne vertheilt 592. Otto II. dringt in die Länder der Griechen ein. Bewegungen in den langobardischen Fürstenthümern gegen Pandulfs Nachkommen; Nachgiebigkeit des Kaisers 592. Otto II. nimmt Bari und Tarent und rückt gegen Abulkasem vor. Sieg bei Colonne 593. 594. Große Niederlage in Calabrien. Flucht des Kaisers 594—596. Ordnung der

Digitized by Google

Seite

Verhältniſſe Unteritaliens 596. Eindruck der Niederlage des Kaiſers 597. Reichstag in Verona. Otto III. zum Könige des deutſchen und italiſchen Reichs erwählt. Adelheid Statthalterin im Königreich Italien. Hugo, Markgraf von Tuſcien. Schwaben erhält der fränkiſche Graf Konrad, Baiern Heinrich der Jüngere, dem bald auch Kärnthen wieder zufällt 598. 599. Die Verhältniſſe Venedigs; Otto II. läßt die Stadt von der Landſeite umſchließen 600. 601. Der Kaiſer geht nach Rom 602. Der Aufſtand der Wenden, die wendiſchen Bisthümer werden zerſtört 602. 603. Aufhebung des Bisthums Merſeburg 603. 604. Tod des Kaiſers 605. Folgen des frühen Abſcheidens des Kaiſers. Königskrönung Ottos III. 606. 607.

11. Die Kämpfe um die Vormundſchaft für Otto III. . . . . 607—630.

Schlimme Lage des Reichs 607. 608. Theophanos oder Heinrichs Vormundſchaft? 609. Heinrich bemächtigt ſich des jungen Königs und tritt als Regent in Lothringen auf 609. 610. Widerſtand der Grafen von Verdun 610. 611. Gerberts früheres Leben und damalige Stellung 611—613. König Lothar erklärt ſich gegen Heinrich 614. Bund zwiſchen Heinrich und Lothar 614. 615. Heinrichs Auftreten in Sachſen und Uſurpation des Throns 615. 616. Widerſtand des ſächſiſchen Adels 616. Heinrich in Baiern im Kampfe mit Heinrich dem Jüngern 617. Schwaben und Franken durch Herzog Konrad und Erzbiſchof Willigis in der Treue erhalten 617. 618. Erzbiſchof Willigis von Mainz 618. 619. Der Tag auf den Wieſen von Biſenſtätt 619. Hugo Capet tritt gegen König Lothar auf 620. Heinrich erſcheint mit böhmiſcher Hülfe in Sachſen, muß aber ſeine Sache aufgeben 621. Tag zu Nara. Heinrich liefert den königlichen Knaben an ſeine Mutter aus und erhält Verzeihung und Ausſichten auf das Herzogthum Baiern 621—623. Abermals droht Gefahr von König Lothar, welche die Herzogin Beatrix beſeitigt 623. Tag von Worms. Neue Kämpfe in Baiern. Herzog Heinrich der Jüngere wird auf Kärnthen und die italiſche Mark beſchränkt; Heinrich erhält Baiern zurück und demüthigt ſich öffentlich vor dem König 623. 624. Reſultat des inneren Kampfs 624—626. Beſtändigkeit der italiſchen Verhältniſſe 626—630.

12. Die Regentſchaft der Griechin. . . . . 630—656.

Eine griechiſche Kaiſertochter regiert das weſtrömiſche Reich 630. Theophanos Werth 631. Die alte Mark Geros zerfällt in die Nordmark, die Oſtmark oder die Mark Lauſitz, und die thüringiſche Mark 631. 632. Kämpfe mit den Wenden. Markgraf Eckard 632. Kämpfe mit dem Böhmenherzog Boleſlaw, in denen die Deutſchen von dem Polenherzog unterſtützt werden 633. 634. Die Dänen ſchütteln das Joch der Deutſchen ab. Sven wird, nachdem er ſeinen Vater Harald Blauzahn entthront hat, von den Jomsburgern und dem Schwedenkönig Erich vertrieben. Das Heidenthum lebt auf und die däniſchen Bisthümer verfallen 634—637. Die Erhebung der Capetinger. König Lothar ſtirbt; König Ludwig V. ſchließt mit dem deutſchen Reiche einen Frieden ab 637 bis 639. Unerwarteter Tod König Ludwigs; Erzbiſchof Adalbero erhebt

Seite

mit Uebergehung des Herzogs Karl von Lothringen, des letzten Karolingers, Hugo Capet auf den französischen Thron 639—642. Kampf zwischen König Hugo und Herzog Karl, der Laon nimmt. Theophanos Stellung zu den französischen Angelegenheiten 642—644. König Hugos Absichten 644. 645. Arnulf, ein natürlicher Sohn König Lothars, wird von Hugo zum Erzbischof von Reims eingesetzt und benutzt seine Macht gegen die Capetinger 645. 646. Theophano in Italien 647. Arnulf überliefert Reims an Herzog Karl 647. Herzog Karl und Erzbischof Arnulf werden in Laon gefangen genommen und König Hugo ausgeliefert 648. 649. Synode in der Kirche des h. Basolus zu Reims 650 bis 653. Arnulf entsetzt, Gerbert zum Erzbischof von Reims erhoben 653. Theophanos Tod 654. 655.

13. Das Reichsregiment unter Adelheid und Willigis . . . . . 656—666.

Adelheid kehrt an den Hof zurück und übernimmt mit Erzbischof Willigis die Regierung. Einfluß der hohen Reichsaristokratie auf die Regierung 656. Fortdauernde Kriege mit den heidnischen Wenden bis zu dem im Jahre 996 geschlossenen Frieden 656—658. Vikinger verheeren die friesischen und sächsischen Gegenden 658. 659. Halbes Christenthum im Norden 659—661. Die Friesen lösen sich vom Reiche 661. Roms Kampf mit den französischen Bischöfen; Gerbert sucht sich den Beistand des deutschen Hofes zu gewinnen 662—665. Schwäche des Reichsregiments. Neue Wahlherzöge. Baiern geht auf Heinrich III., die österreichische Mark auf den Babenberger Heinrich, Schwaben auf Hermann II. über; Kärnthen und die italische Mark kommen wieder an Herzog Otto, Konrads Sohn. Innere Fehden 665. 666. Otto III. übernimmt die Regierung 666.

14. Der erste Römerzug Ottos III. . . . . 667—672.

Erziehung des Königs 667. 668. Veranlassung zu seinem ersten Römerzuge 668. 669. Otto III. zieht nach Italien 669. Gregor V. wird als Papst eingesetzt und krönt Otto III. 670. 671. Der Patricius Johannes Crescentius gedemüthigt. Papstthum und Kaiserthum in der engsten Verbindung 671. 672.

15. Geistige Richtungen der Zeit und des Kaisers . . . . . 672—692.

Gemüthsart des jungen Königs 672. 673. Richtung des deutschen Klerus 673. 674. Reformation in Frankreich und Burgund durch die Cluniacenser 674—677. Reformation in Italien durch Nilus und Romuald. Das Kloster der heiligen Bonifacius und Alexius auf dem Aventin 677—679. Der Böhme Adalbert und Kaiser Otto III. 679—687. Der Franzose Gerbert und Otto III. 687—690. Neue Wendenkriege ohne erheblichen Erfolg 691. Otto III. residirt in Aachen, der Stadt Karls des Großen; Rüstungen zu einem neuen Römerzuge 691. 692.

16. Die Reform des Papstthums im Keime . . . . . 692—715.

Der deutsche Papst Gregor V. Allgemeine Stellung 692 bis 695. Sein entschiedenes Auftreten gegen König Robert und die französi-

Seite

ſchen Biſchöfe; Erzbiſchof Arnulf wird in ſein Amt wieder eingeſetzt 696. 697. Gregor verlangt die Herſtellung des Bisthums Merſeburg 697. Creſcentius, Tyrann von Rom, erhebt einen Gegenpapſt 698. Otto III. führt Gregor V. zurück; Creſcentius wird enthauptet, der Gegenpapſt entſetzt und mißhandelt 699—701. Die Mark von Barcelona ordnet ſich der kaiſerlichen Gewalt unter 701. Gerbert Erzbiſchof von Ravenna 701 bis 703. Kaiſerliches Edict wegen der Pachtverträge der italiſchen Kirchen 704. 705. Streitigkeiten der lombardiſchen Biſchöfe mit ihren Vaſallen. Der Markgraf Arduin von Ivrea, ein Feind der lombardiſchen Geiſtlichkeit 705—707. Geiſtliche Strafen über König Robert verhängt 707. Gregor V. ſtirbt 708. 709. Gerbert als Silveſter II. Er beſteigt den Stuhl Petri 709. 710. Er bleibt auf dem von ſeinem Vorgänger eingeſchlagenen Wege 710—712. Andächtige Stimmungen des Kaiſers. Wallfahrten nach Monte Caſſino, dem Monte Gargano und dem Kloſter des heiligen Nilus; Büßungen in der Höhle bei S. Clemente und zu Subiaco. Adalbertskirchen. Der Kaiſer „Knecht der Apoſtel“ und „Knecht Jeſu Chriſti“ 712—714.

17. Ottos III. phantaſtiſche Pläne . . . . . 715—739.

Ottos III. Abſicht Italien und das deutſche Reich feſter zu verbinden. Heribert vereinigt die Kanzleien beider Reiche 715. Otto III. „Kaiſer der Römer“ 716. Gerberts Einfluß auf die univerſellen Anſchauungen des jungen Kaiſers 716—718. Die Verhältniſſe Unteritaliens 718. 719. „Herſtellung der Republik“ 720. Einführung des byzantiniſchen Ceremoniels am Hofe Ottos 720. 721. Die ſtädtiſchen Verhältniſſe Roms unter Otto III. 721—723. Conſequenz der Ideen Ottos III. 723. Differenzen zwiſchen dem neuen Kaiſerthum und dem Papſtthum 724. Gemeinſame Pläne für die Bekehrung des öſtlichen Europa 725. 726. Ottos III. letzte Reiſe nach Deutſchland. Tod der Aebtiſſin Mathilde von Quedlinburg und der Kaiſerin Adelheid 726—728. Des Kaiſers Reiſe nach Gneſen, wo ein Erzbisthum über den Gebeinen des h. Adalbert zum Nachtheil Magdeburgs errichtet wird. Der Kaiſer erweiſt dem Polenherzog Boleſlaw die größten Ehren 728—730. Aufenthalt des Kaiſers in Sachſen 730. 731. Otto III. in Aachen; er läßt die Gruft Karls des Großen öffnen 731—733. Rückkehr des Kaiſers nach Rom 733. Die Erhebung des polniſchen und ungariſchen Reichs. Selbſtſtändigkeit des polniſchen Reichs 734. 735. Der heilige Stephan begründet das ungariſche Reich; Einführung des Chriſtenthums 736 bis 738. Der Einfluß der Deutſchen im Oſten durch Otto III. gebrochen 739.

18. Die letzten Zeiten Ottos III. . . . . 740—758.

Allgemeiner Abfall. Das ſüdliche Italien erhebt ſich gegen den Kaiſer 740. 741. Tivoli leiſtet ihm Widerſtand 741. Aufſtand in Rom; Kaiſer und Papſt verlaſſen die Stadt und gehen nach Ravenna 741—743. Beſuch des Kaiſers in Venedig 743—745. Zug gegen Rom und Benevent 745. 746. Strenge Büßungen des Kaiſers. Romuald auf Pereum 746. 747. Verſchwörung der deutſchen Fürſten gegen den Kaiſer 748. Der Gandersheimer Streit 748—755. Ottos III. Tod.

Seite

Der Kaiser stirbt zu Paterno; der Papst versöhnt sich mit den Römern 756. Allgemeiner Aufstand in Italien 757. Ottos Leiche nach Aachen gebracht 757. 758.

Rückblick . . . . . 759—770.

Quellen und Beweise zum zweiten und dritten Buch.

I. Uebersicht der Quellen und Hülfsmittel . . . . . 773—797.

1. Gleichzeitige Annalen und Geschichtsschreiber . . . . . 773—785.
2. Annalen und Geschichtsschreiber des elften und zwölften Jahrhunderts. Anmerkung . . . . . 785—792.
3. Untergeschobene Quellenschriften . . . . . 792—793.
4. Actenstücke und Urkunden . . . . . 793—794.
5. Hülfsmittel . . . . . 794—797.

II. Anmerkungen . . . . . 798—844.

III. Die städtischen Verhältnisse Roms im zehnten Jahrhundert . 845—858.

Anmerkung. Die Graphia aureae urbis Romae . . . . . 856—858.

IV. Einige Documente . . . . . 859—871.

A. Römische Urkunde vom 17. August 939. . . . . 860—861.
B. Schreiben des Erzbischofs Wilhelm von Mainz an Papst Agapet vom Jahre 955 . . . . . 861—863.
C. Urkunde Geros vom Jahre 963 . . . . . 863—864.
D. Römische Urkunde vom 28. Juli 966 . . . . . 864—865.
E. Quellen für Roms Verfassungsgeschichte ums Jahr 1000 . . . . 866—868.
F. Zwei Privilegien Ottos III. für das Erzbisthum Ravenna . . . 868—871.

Erſtes Buch.

Einleitung.

Die deutſchen Völkerſchaften in der Zerſtreuung.

Einigung in der fränkiſchen Monarchie.

1.

Die deutſchen Völkerſchaften in der Urzeit.

Von den waldreichen Bergzügen an, die jetzt das deutſche Land in eine nördliche und ſüdliche Hälfte ſcheiden, wohnten in den früheſten Zeiten, zu denen unſere Kunde aufſteigt, die deutſchen Völkerſchaften gegen Mitternacht bis zu den Geſtaden der Nord- und Oſtſee. Das Meer trennte ſie hier von den ſcandinaviſchen Stämmen, in Sprache und Sitte ihnen damals ſo nahe verwandt, daß ſie kaum durch deutliche Kennzeichen zu unterſcheiden waren, während im Süden die Main- und Neckargegenden, wie das böhmiſche Land, zu jener Zeit noch von Stämmen anderer Art und Natur, von celtiſchen Völkern, bewohnt wurden. Celten waren auch im Weſten die Nachbarn der Deutſchen, wo der breite Rheinſtrom beide Völker ſchied. Gegen Morgen erſtreckten ſich die Sitze der Deutſchen bis in die weiten Ebenen an der Weichſel, wo Slawen theils mit ihnen grenzten, theils ihnen dienten.

Ein mannigfaltig geſtaltetes und reich gegliedertes Land war ſo von den deutſchen Stämmen eingenommen. Mit dichtbelaubten Bergen wechſeln fruchtbare Abhänge und milde Thäler, mit waſſerreichen Bruchgegenden und ſumpfigen Marſchen dürre Haideländer und unfruchtbare Dünen, mit öden Landſtrecken, wo kaum die Kiefer gedeiht, fettes Ackerland und grüne Wieſenflächen; doch iſt es im Ganzen kein übermäßig geſegnetes Land, und nur Arbeit und Ausdauer vermögen dem Boden eine reichliche Ernte abzugewinnen. So iſt es noch jetzt, obwohl die Geſchlechter von Jahrtauſenden mit eiſernem Fleiße gearbeitet haben den Boden ergiebiger und den Anblick des Landes freundlicher zu machen. Aber ob das Land nicht mit Ueberfülle ausgeſtattet iſt, erzeugte es in den älteſten Zeiten, wie jetzt, ein kraftvolles, hartes und ernſtes Menſchengeſchlecht, voll Freiheitsdrang und mit mächtigen Trieben zu

geiſtiger Erhebung, zugleich aber voll treuer Anhänglichkeit an den heimathlichen Boden, wie an den Glauben und die Sitte der Väter.

Viel geſpalten, wie der Boden, waren im Anfange die deutſchen Stämme ſelbſt. Jeder regelte ſeine Angelegenheiten für ſich, hatte ſeine beſondere Weiſe des Lebens und Seins; Freundſchaft und Feindſchaft wechſelten unter ihnen mit dem Umſchwung der Zeiten; ohne Einheit und äußeren Zuſammenhalt konnte nicht einmal das Gefühl enger natürlicher Verwandtſchaft im Gegenſatz gegen die anderen ſie umwohnenden Völker in ihnen recht lebendig werden. Wenn ſie auch Sagen erzählten von ihrer gemeinſamen Abſtammung von einem Urvater, wenn auch ihre Aehnlichkeit in Körperbildung, Naturanlage, Geiſt, Sprache und Sitte ihnen nicht ganz entging, ſo gab es doch kein auch noch ſo loſes äußeres Band, das ſie Alle umſchlungen, nicht einmal einen gemeinſchaftlichen Namen, mit dem ſie ihre Geſammtheit von anderen Nationen unterſchieden hätten. Ein Jahrtauſend hören wir von dieſen Stämmen in der Geſchichte, ehe der Name „Deutſche" hervortritt. Von einem deutſchen Volke im ſtrengen Sinne des Wortes kann deshalb in den früheſten Zeiten nicht die Rede ſein, nur ſehr allmählich und durch beſondere Fügungen hat ſich ein ſtaatlicher Verband hergeſtellt, der die Deutſchen zuſammen- und zugleich gegen die anderen Völker Europas abſchloß. Vordem gab es nur deutſche Stämme, die, bald über ein größeres bald ein kleineres Gebiet verbreitet, in ihren beſonderen, in ſich beſtimmten und abgegrenzten Verhältniſſen lebten.

Zahlreiche Namen ſolcher Stämme werden aus den Anfängen unſerer Geſchichte überliefert; die meiſten derſelben ſind längſt verklungen, und bei vielen hält es ſchwer nur die Stelle zu bezeichnen, wo ſie einſt hauſten. Und doch gab es einſt ſo viele ſtaatliche Verbände unter den Deutſchen, als man ſolche Stämme zählte, Verbände freilich weder von ſo umfaſſender Art noch von ſo zwingender Gewalt wie die, in denen wir jetzt zu leben gewohnt ſind. Denn nur einzelne Zwecke verfolgte damals die ſtaatliche Vereinigung der Stammgenoſſen; auch betraf ſie urſprünglich nur die freien und angeſeſſenen Männer des Stammes, während die Unfreien und Beſitzloſen nur mittelbar an den Rechten und Pflichten der Gemeinſchaft Antheil hatten. Die freien Männer der Genoſſenſchaft im Kriege zu Trutz und Schutz gegen äußere Feinde zu verbinden und ihnen unter und gegen einander Schutz für ihre Perſon und Alles, was zu ihrem Hauſe und Hofe gehörte, zu verbürgen: das

waren die einzigen Zwecke der Verbindung; die Verfaſſung war hiernach allein auf den Krieg nach außen und den Frieden im Innern gerichtet.

Die erſten ſtaatlichen Ordnungen aller Deutſchen gingen davon aus, daß die Geſammtheit des Volkes, und ſie allein, über Wohl und Wehe deſſelben zu entſcheiden habe, und daß Jeder da, wo es ſich um das Ganze und damit auch um ſein eigenes Schickſal handle, ſein Wort in die Wagſchale legen könne und müſſe. Zu gewiſſen Zeiten, bei Neumond oder Vollmond, traten deshalb die freien Männer des Stammes zur großen Gaugemeinde zuſammen, die ebenſowohl zur Heerſchau, wie zur Berathung über die allgemeinen Angelegenheiten des Volks und zum Gerichte diente. Bewaffnet erſcheinen ſie, aber heiliger Friede wird ſofort von den Prieſtern verkündet und jede Störung deſſelben von ihnen ſtreng geſtraft. Looſe werden geworfen, um zu erfahren, ob die Berathung den Göttern genehm ſei; fällt das Loos nach der Meinung der Prieſter günſtig, ſo gebieten ſie Ruhe, und die Verſammlung iſt zur Berathung eröffnet. Dann werden die Fürſten je nach ihrem Alter, ihrem Adel, ihrem Kriegsruhm, ihrer Beredtſamkeit gehört; doch gelten ihre Worte nur einem Rath, nicht einem Machtgebot gleich. Mißfällt der Rath, ſo weiſt man ihn mit unwilligem Geſchrei ab; gefällt er, ſo ſchlagen ſie mit den Frameen — kleinen Speeren, welche die Hauptwaffe der Deutſchen bildeten — zuſammen. Denn Waffenklirren war ihnen der am ſüßeſten tönende Beifall. In ſolchen Verſammlungen wurde über Krieg und Frieden entſchieden; hier wurden die Fürſten erwählt, welchen für die einzelnen Theile des Stammlandes, die Untergaue, auch Hundertſchaften genannt, zugleich als Heerführer und Richter dienten. Hier wurden ferner die peinlichen Anklagen gegen Freie zur Verhandlung gebracht. Doch galten als todeswürdige Verbrechen nur Landesverrath, Ueberlaufen zum Feinde, Feigheit und unnatürliche Wolluſt; denn ſie allein waren dem Gemeinweſen unmittelbar gefährlich und erregten nach der Meinung des Volks den Zorn der Götter, der nur durch den Tod des Schuldigen zu ſühnen war. In dieſen Verſammlungen geſchah auch die Aufnahme der heranwachſenden Jünglinge in die Gemeinſchaft der Stammgenoſſen durch die feierliche Verleihung von Schild und Speer. Ueberzeugte ſich die Gemeinde, der Jüngling werde die Waffen rühmlich zu führen wiſſen, dann ſchmückte ihn ein Fürſt oder der Vater oder einer der Verwandten des Hauſes mit dieſen Zeichen höchſter Manneswürde, und er trat aus dem engen Verband

des Hauſes in das Leben der Gemeinde ein, wenn er gleich, ſo lange er ohne eigenen Beſitz war, an den Entſcheidungen derſelben noch keinen Antheil nahm.

Wie die große Gaugemeinde die allgemeinen Angelegenheiten des Stammes berieth und entſchied, ſo ſammelten ſich die freien Männer in den Untergauen, den Hundertſchaften, zu gewiſſen Zeiten an ihren Malſtätten, um ihre engeren Verhältniſſe zu ordnen. In dieſen kleineren, öfters wiederkehrenden Verſammlungen bewegte ſich mit nicht minderer Regſamkeit das Leben des Volks. Auch hier erſchienen die freien Männer regelmäßig und nahmen an Allem ununterbrochenen Antheil. Es handelte ſich ja um ihre eigenſten und nächſten Angelegenheiten; es galt für einen Jeden ſein Recht, ſeine Freiheit und Ehre zu ſchützen, denn hier wurde Urtheil und Recht über Alle geſprochen, die den Frieden gebrochen oder ſonſt ſich gegen freie Männer oder ihr Eigenthum vergangen hatten. Die Strafen, auf welche die Gemeinde ſelbſt unter dem Vorſitz des Fürſten erkannte, waren Bußen, welche zu Anfang in Rindern und Pferden, dann auch in Geld theils den Beſchädigten ſelbſt oder deſſen Blutsfreunden, theils der Gemeinde gezahlt wurden. Die Buße für den Todtſchlag, das Wehrgeld genannt, richtete ſich nach dem Stande des Erſchlagenen. Durch die Erlegung derſelben wurde der Frevel geſühnt, und der Thäter erkaufte ſich damit aufs Neue den Schutz und den Frieden der Gemeinde; nur wer beharrlich denſelben brach, wurde für friedlos und damit für rechtlos erklärt, alles Schutzes und Beiſtandes entblößt und ſich ſelbſt überlaſſen.

In ähnlicher Weiſe ſtanden endlich auch die, welche auf einem engeren Gebiete, ſei es in einer Dorfſchaft oder in Einzelnhöfen, neben einander wohnten, in dem Verbande der Markgenoſſenſchaft. Die Verſammlungen derſelben beſchäftigten ſich aber nur mit untergeordneten Angelegenheiten, ohne Bedeutung für das Geſammtleben des Volkes.

Das Band der Familie, welches die Blutsverwandten einſt unauflöslich an einander gekettet hatte, war durch die ſtaatliche Vereinigung zwar bereits gelockert, aber noch immer ſtark und feſt genug. Noch ſtand es der Familie zu, wenn Einer der Ihren getödtet war, zur Selbſthülfe zu ſchreiten und Blutrache an dem Mörder zu üben, und häufig wurde der richterliche Spruch der Gemeinde, wie das Wehrgeld verſchmäht und der Frevel blutig gerächt; oft genug trieb dann die Rache zu neuer Rache und neuen Freveln, und in endloſer Fehde führte ein

Geſchlecht gegen das andere die Waffen bis zu ſeiner gänzlichen Vertilgung. Wenn ſich auch das Recht der Familie der höheren Ordnung des Staats bereits unterordnen muß, übt es doch noch einen durchgreifenden Einfluß in allen Lebensverhältniſſen. In der Gemeinde vertritt die Familie ihre Glieder, vertheidigt ſie und haftet für ſie; ſie empfängt das Wehrgeld für den, der aus ihrer Mitte erſchlagen iſt; im Kriege ſtehen die Familiengenoſſen bei einander im Heere, wie ſie im Frieden nachbarlich wohnen.

In noch minderem Grade berührte der Gemeindeverband das Recht des Hauſes. Auf ſeinem eigenen Grund und Boden, in ſeinem Hauſe und auf ſeinem Hofe ſchaltete der deutſche Mann mit voller Unabhängigkeit, die er eiferſüchtig bewachte. Hier herrſchte er, ein König im Kleinen, über Weib und Kind, wie über das Geſinde mit dem ungebrochenen Anſehen höchſter Gewalt; es gab hier keinen Willen, als den ſeinen, dem nur Glaube und Sitte Schranken ſetzten. Aber nirgends zeigte ſich mehr als hier, daß gute Sitte mehr Gewalt übt als gute Geſetze. Sobald das Weib die geweihte Schwelle des Hauſes übertrat, in dem ihres Gatten Wille gebot, wurde ſie darauf hingewieſen, daß ſie fortan Alles mit ihm zu theilen habe, Leid und Freud, Arbeit und Gefahr, Noth und Tod; ſelbſt des Krieges Ruhm und Ehre — die höchſten Güter, die der Deutſche kannte — entzog er dem Weibe nicht. Beim Schließen des Ehebundes bot der Mann dem Weibe Stiere, ein gezäumtes Pferd, Schild und Speer zum Geſchenke, wie ſie gleichfalls dem Manne Waffen darbrachte; dieſe Gaben galten für Heiligthümer, und heilig, wie ſie, war die Ehe ſelbſt und geheiligt durch ſie das ganze Haus. Etwas Göttliches und Prophetiſches verehrte der Deutſche im Weibe: im Frauenworte leuchtete ihm eine Ahnung der Zukunft auf; Nichts achtete er höher als Frauenlob; Zuruf von Frauenmund war ihm der heißeſte Sporn zur Schlacht. Was Wunder daher, wenn die Frau mehr im Hauſe mitherrſchte als diente, die Herrin neben dem Herrn war. Ein enges, geweihtes Band umſchlang nicht minder Eltern und Kinder; des Vaters Gebot und der Mutter Bitte war den Kindern heiliges Geſetz. Je mehr der Kinder, deſto größer der Segen des Hauſes, deſto freudenreicher die ſpäten Jahre der Eltern. Milde und menſchlich war die Behandlung der Knechte, die entweder im Hauſe ſelbſt dienten oder noch häufiger gegen Hofdienſt und Zins ihnen überlaſſene Felder bebauten und inmitten derſelben ihre eigene Wohnung hatten. Das Her-

kommen regelte das Verhältniß des Unfreien zu ſeinem Herrn und ſicherte ihn kaum minder, als es das Geſetz vermocht hätte. Körperliche Züchtigung der Knechte kam nur ſelten vor; im Ganzen war ihre Lage kaum weſentlich verſchieden von dem Looſe der Freigelaſſenen und derjenigen Freien, die ohne eigenen Grund und Boden gegen Zins das Feld eines Hofherrn bauten. Waren dieſe auch gegen Beſchädigungen an ihrem Leibe oder ihrer Freiheit durch die Gemeinde gewahrt, ſo war doch ihr Vertreter in derſelben lediglich ihr Hofherr, an deſſen Willen ſie ſich deshalb überall gebunden ſahen.

Eine gemeinſame Obrigkeit gab es bei der Mehrzahl der deutſchen Stämme in Friedenszeiten nicht; nur für den Krieg wählte ſich das Volk einen gemeinſamen Oberfeldherrn, den Herzog. Nicht Stand oder Reichthum entſchied die Wahl, ſondern ſie traf den tapferſten Mann, den die Stammgenoſſen auf einen Schild erhoben und auf ihren Schultern umhertrugen. Seinem Gebote folgten dann die Fürſten, von denen jeder die Männer ſeiner Hundertſchaft führte. Doch war die Gewalt des Herzogs keine unumſchränkte; Todesſtrafe zu verhängen und einen freien Kriegsmann zu binden oder zu ſchlagen ſtand nicht ihm zu, ſondern war nur den Prieſtern erlaubt, die gleichwie auf Weiſung der Götter ſolche Strafe verhängten. Denn der Krieg galt den Deutſchen als eine heilige Sache: der Kriegsmann ſtand in der Macht der Götter, heilig verehrte Zeichen und Bilder führte man in die Schlacht und glaubte die Himmliſchen ſelbſt als Kampfrichter gegenwärtig im Waffenſtreite. Mit dem Ende des Kriegs ging die Gewalt des Herzogs zu Ende; dagegen wohnte den Fürſten in ihrer Hundertſchaft die ihnen durch die Gaugemeinde übertragene Gewalt auf Lebenszeit bei. Sie waren es ſo in der That allein, in denen ſich eine feſte obrigkeitliche Gewalt darſtellte und die neben den Gemeinden ununterbrochen einen beſtimmenden Einfluß auf die Verhältniſſe des Staates übten. Denn nicht nur daß alle wichtigen Entſcheidungen innerhalb ihres Bezirks unter ihrem Vorſitz getroffen wurden, es fanden auch beſondere Zuſammenkünfte unter ihnen Statt, um minder wichtige Landesangelegenheiten, die einen Beſchluß der Gemeinde nicht zu erfordern ſchienen, ſogleich zu erledigen.

Die Stellung der Fürſten, zu der jeder Freie von der Gemeinde gewählt werden konnte, war eine höchſt ehrenvolle; ſie war es vornehmlich auch dadurch, daß es jedem Fürſten freiſtand ſich aus den Jünglingen und Männern, die freiwillig in ſeinen Dienſt zu treten begehrten,

ein bewaffnetes Gefolge zu bilden. Der Waffendienſt, den ſie ihm dann leiſteten, verringerte nicht die perſönliche Freiheit und Ehre, wie jeder andere Herrendienſt; er verlieh vielmehr Ruhm und Glanz ihnen ſelbſt, wie ihrem Herrn. Im Frieden bildete das Gefolge die Ehrenwache des Fürſten, im Kriege ſeine Schutzwehr. In unverbrüchlicher Treue, die durch einen Eid bekräftigt war, ſtanden die Gefolgsgenoſſen zu ihm, und mit den ſtärkſten ſittlichen Banden war das ganze Verhältniß befeſtigt. Ruhm, Ehre und Lohn theilte das Gefolge mit ſeinem Führer; ſeine Huld war jedem Genoſſen der höchſte Stolz, und Alle wetteiferten die erſte Stufe in der Schaar zu gewinnen, denn das Urtheil des Führers beſtimmte verſchiedene Rangſtufen in derſelben. War dies der Ehrgeiz der Mannen, ſo war das Streben des Führers eine möglichſt zahlreiche Schaar um ſich zu ſammeln und ſich namentlich in Kriegszeiten mit vielen kräftigen Jünglingen zu umgeben. Mußte der Fürſt nach Beendigung des Kampfs, weil er im Frieden ſein Gefolge nicht zu erhalten vermochte, daſſelbe auflöſen, dann zog wohl die thatendurſtige Schaar auf eigene Hand unter einem ſelbſtgewählten Anführer auf Abenteuer aus oder begab ſich in den Waffendienſt fremder Völker, die gerade im Kampfe ſtanden. In dieſen Gefolgen fanden zum großen Theil die Freigeborenen oder Freigelaſſenen, die ohne eigenen Landbeſitz waren, ihren Unterhalt und ihre Ehre; aus ihnen bildeten ſich bisweilen feſtere Genoſſenſchaften aus, die wohl ſelbſt den Gemeinden gefährlich werden konnten; fehlte doch ohnehin dieſen die kräftige Leitung eines machtvollen Oberhauptes, während in den Gefolgen Alles auf der Unterordnung unter den erkorenen Führer beruhte.

So beſtanden in den Familien, in den Häuſern, wie um die Perſon der Fürſten mannigfache Kreiſe und Genoſſenſchaften, welche ihrer Natur nach die ſtaatliche Vereinigung eher erſchwerten als förderten; ja die verſchiedenen Verbände ſelbſt, in denen ſich bereits ein politiſches Gefühl kundgab, von der Gau- bis zur Markgenoſſenſchaft herab, waren nicht einmal feſt gegen einander geordnet und beſtimmt begrenzt, ſondern ihre Zwecke und Befugniſſe durchkreuzten ſich vielfach. Ueberdies war der Staat noch vorherrſchend an natürliche Bedingungen geknüpft. Die Theilnahme an der Gemeinde hing von dem Beſitz eines eigenen Grundſtücks ab; die Standesunterſchiede, auf denen das Weſen des Staats beruhte, waren erblich; die einzige regelmäßige Amtsgewalt, die der Fürſten, wurde auf Lebenszeit verliehen, und die Neigung auch ſie erb-

lich zu machen regte ſich gewiß ſchon von den älteſten Zeiten. So iſt dieſer Staat nach allen Seiten hin beſchränkt, während der deutſche Mann, der zum Zeichen ſeiner Unabhängigkeit das lockige Haar frei herabwallen läßt, noch in faſt ungebrochener Selbſtſtändigkeit daſteht. Auf ſeinem Hofe, in ſeinem Hauſe gebietet allein ſein Wille; in der Gemeinde thatet er nur da mit, wo er mitgerathen hat; nur von freien Männern nimmt er Recht, über die auch er Recht ſprechen kann; er ſchlägt die Schlachten ſeines Volkes mit, aber auch zur Blutrache für die Seinen greift er zu Speer und Schild und kämpft auf eigene Hand für die eigene Sache. Auch vereinzelt iſt er ſtark und ſcheint der Gemeinde mehr ſeinen Arm und ſeinen Rath zu leihen, als daß er ihrer Hülfe und ihres Friedens bedürfte.

Wie die Deutſchen noch vereinzelt auf ihren Höfen wohnten oder dieſe höchſtens zu Dörfern zuſammenbauten, durch welche frei der Wind wehte und die ohne Gräben und Mauern ihnen den unmittelbaren Verkehr mit Feld und Wald erlaubten, wie ſie die Städte noch als Zwingburgen der Freiheit ſcheuten, ſo fühlten ſie auch gegen ein Staatsleben Abſcheu, welches die Menſchen wie willenloſe Weſen zuſammenzwängt und den Willen und die Intereſſen des Einzelnen ſchlechthin der Geſammtheit zum Opfer bringt. Dagegen zeigt ſich ſchon damals in allen Kreiſen des Lebens ein immer friſcher und neuer Trieb zu freier, ſelbſtſtändiger Geſtaltung der nächſten, unmittelbar gegebenen Verhältniſſe. Genoſſenſchaft bildet ſich neben Genoſſenſchaft, Körperſchaft neben Körperſchaft, Gewalt neben Gewalt, wo deutſche Art und Weiſe ſich frei und ungehemmt entfalten kann; nur der Drang der Noth und die unabweisbare Ueberzeugung, daß die Zwecke des ſtaatlichen Lebens ohne eine allgebietende Autorität und ein feſteres Band nicht zu erreichen ſind, führt den Deutſchen auf andere Bahnen.

Und früh genug hat viele Stämme der Zwang der Verhältniſſe genöthigt, eine ſtärkere Gewalt an die Spitze des Staates zu ſtellen. Der Beginn der Königsherrſchaft liegt bei manchen deutſchen Völkerſchaften vor aller Geſchichte, bei anderen entſteht ſie zugleich mit der erſten Kunde, die von ihnen auf uns gelangt iſt. Bald gefährliche Parteikämpfe im Innern, bald andauernde Vertheidigungskriege gegen benachbarte Völker, vornehmlich aber Eroberung und Niederlaſſung auf fremdem Gebiete führten zur Aufrichtung einer königlichen Gewalt. Wo aber Könige waren, wurden ſie von der Gemeinde gewählt, und zwar aus

einem bevorzugten Geſchlecht, dem dann die Herrſchaft verblieb. Für geheiligt galt die Perſon des Königs, wie ihm auch prieſterliche Rechte beiwohnten. Auf ihn ging im Kriege die volle Gewalt des Herzogs über, mit dem er auf dieſelbe Weiſe durch Schilderhebung eingeſetzt wurde; doch übte er auch im Frieden die höchſte Gewalt. Er berief und leitete die Volksgemeinde in ihren Berathungen; er hatte den Vorſitz im höchſten Gerichte, und wie er die Quelle aller Rechtspflege war, ernannte er auch die Richter und Vorſteher der einzelnen Bezirke. Aus den Wahlfürſten derſelben wurden dann königliche Beamte, die ſpäter allgemein den Namen der Grafen führten. Nur da findet ſich meiſtentheils Königsherrſchaft, wo ſich bereits ein größeres Gebiet — ſei es durch Eroberung, ſei es durch freiwillige Uebereinkunft — gebildet hatte, wo die alte Stammes- und Gauverfaſſung ſchon einer weiteren Entwicklung der ſtaatlichen Verhältniſſe zudrängte; daher herrſchte der König meiſt über ein ausgedehnteres Gebiet, über ein zahlreicheres Volk und ſetzte Gauen wie Hundertſchaften ſeine Beamte. Der Ausdehnung ſeiner Herrſchaft entſprach ſein Reichthum an Grundbeſitz, der namentlich auf eroberten Gebieten ihn weit über die anderen freien Männer erhob. So gewann er die Mittel, ein glänzendes und zahlreiches Gefolge zu erhalten, zu dem man ſich um ſo mehr drängte, je ehrenvoller und lohnender der Königsdienſt war. Aber der König war nicht allein der Fürſt der Gemeinde, der Führer ſeines Gefolges; er war zugleich der Schutzherr aller Hülfsbedürftigen, der Wittwen und Waiſen, der Fremdlinge und vor Allem jener zahlreichen Klaſſe von perſönlich freien Männern, die ohne Beſitz, von der Gemeinde ausgeſchloſſen, erſt unter der Königsherrſchaft zum vollen Genuß der Freiheit gelangten und ſich ſichtlich über den Stand der Knechte und eigenen Leute erhoben.

So groß die Rechte der Könige auch waren, ſo weſentliche Befugniſſe von der Landesgemeinde auf ſie übergingen, ſo gelangten ſie doch damals in keinem Stamme zu einer unumſchränkten Gewalt. Die Gemeinde behauptete ſich neben ihnen mit ſelbſtſtändiger Macht; und noch weniger vermochten ſie in die Rechte des Hauſes und der Familie tief einzugreifen. Auch gewann ihre Herrſchaft nicht bei allen Stämmen, wo ſie aufkam, gleichen Umfang und gleiche Stärke; wie ſich denn überhaupt auch innerhalb deſſen, was allen Deutſchen gemein war, immer noch die mannigfaltigſten und reichſten beſonderen Geſtaltungen ſtaatlichen Lebens bei den einzelnen Völkerſchaften ausbildeten. So erhob ſich bei

der Mehrzahl von ihnen aus dem Stande der freien Leute ein erblicher Adel, der obwohl ohne erkennbare Vorrechte in der Gemeinde, doch seine eigene Ehre genoß und aus dem überall die Könige hervorgingen; bei manchen Stämmen bestand dieser alte Erbadel nur aus wenigen Geschlechtern und ist bald wieder erloschen, bei anderen erhielt er sich und übte auf die Geschicke des Volks einen dauernden Einfluß aus. Nicht minder gestaltete sich das Loos der hörigen Klassen, wie der besitzlosen Freien fast bei jedem Stamme in abweichender Weise. Ueberall treten uns neue, besondere Formen des Lebens entgegen, die von der frischen, unerschöpflich gestaltenden Kraft des deutschen Wesens Zeugniß ablegen, zugleich aber immer deutlicher die Zersplitterung und Vereinzelung der Deutschen in jenen Urzeiten kundgeben. Nicht diese mannigfachen, in ewiger Umgestaltung schwankenden Formen des staatlichen Lebens waren es, die in allmählicher Entwickelung die Deutschen einer großen Umgestaltung ihres gesammten Volkslebens zuführten; nicht so traten sie aus ihrer Zersplitterung und aus ihrer Abgeschlossenheit gegen andere Völker heraus: es waren der Freiheitssinn und der Heldenmuth ihrer Seelen, welche sie in weitere Bahnen, in die Bahnen der Weltgeschichte trieben. Die ihnen angeborene Treue und die tief in ihre Herzen gesenkte Scheu vor dem Heiligen wurden dann die Wurzeln, aus denen das höhere staatliche und religiöse Leben Nahrung sog.

2.

Der Freiheitskampf der Deutschen gegen Roms Weltmacht.

Um das Jahr 120 vor Christi Geburt geschah es, daß mehrere deutsche Stämme gegen Süden und Westen vordrangen und in die benachbarten Gebiete der celtischen Völkerschaften einfielen. Die Celten, ihnen einst an Kriegsmacht überlegen, aber damals schon geschwächt und durch innere Spaltungen gelähmt, konnten der zahllosen Schwärme, die über sie herfielen — denn auch Weiber und Kinder folgten dem Zuge —, sich nicht erwehren; sie unterwarfen sich daher theils den Eroberern, theils erkauften sie den Besitz ihres Landes durch große Opfer, theils schlossen sie sich selbst dem verheerenden Zuge der Kriegsschaaren

Digitized by Google

an und folgten ihnen auf der weiteren Wanderung. Bis zu den Alpen stürmten die Deutschen fort und vernichteten im Jahre 113 ein römisches Heer, das ihnen im östlichen Theil des Gebirgs den Uebergang nach Italien wehren wollte. Die Römer zitterten vor diesen neuen Feinden, die sie als die Cimbern bezeichnen hörten; sie besorgten, jene möchten auf die Stadt selbst zueilen und jene Tage zurückkehren, wo Brennus mit seinen Galliern auf den Trümmern Roms hauste. Aber das Kriegswetter stürmte in anderer Richtung weiter, es wandte sich über den Rhein, verheerte Gallien und brach dann bald hier wiederum über römisches Land ein. Schon waren abermals neue Völker dem cimbrischen Schwarme gefolgt, und die vereinigte Macht der nördlichen Stämme faßte man unter dem Namen der Cimbern und Teutonen zusammen. Sie fielen nun zunächst in den gallischen Küstenstrich am mittelländischen Meere ein, der sich auf beiden Seiten der Rhonemündungen ausbreitet und den die Römer seit Kurzem ihrer Herrschaft unterworfen hatten. Sie forderten hier vom römischen Senat Land und erboten sich dafür ihm mit den Waffen zu dienen. Der Senat schlug ihr Anliegen ab und sandte ihnen ein Heer nach dem anderen entgegen; aber Niederlage folgte auf Niederlage. Die römische Provinz lag den Feinden offen; Spanien, seit einem Jahrhundert von den römischen Waffen bezwungen, wurde von ihnen plündernd durchzogen, und schon schickte sich ein Theil der Heereshaufen an, abermals vom Norden aus in Italien einzudringen und Rom selbst anzugreifen. Da rettete der große Cajus Marius den Staat, indem er in zwei blutigen Schlachten (102. 101) die so lange gefürchtete Macht der Cimbern und Teutonen brach.

Dieser Kriegszug hatte den Deutschen die Stärke Roms, aber zugleich auch die Schwäche der celtischen Stämme gezeigt. Bald folgten ihm daher neue Heereszüge über den Rhein und die Waldgebirge des Südens. In die Stelle der Cimbern traten die Sueven und erfüllten mit ihrem Kriegsruhm die Welt.

Der suevische Name bezeichnete eine Gesammtheit von Völkerschaften, die sich weithin über die Mitte des deutschen Landes verbreiteten, aber ohne eine bestimmte staatliche Vereinigung gewesen zu sein scheinen. Von dem Lande der Semnonen aus, das zwischen der mittleren Elbe und Oder lag, sollen sie ausgegangen sein. Hier feierten sie noch später in Waldesdunkel gemeinsame Götterfeste, bei denen Menschenopfer bluteten. Diese Stämme erhoben sich jetzt aus ihren alten Sitzen, dran-

gen ſüdlich und weſtlich vor, eroberten einerſeits die celtiſchen Länder am Main und Neckar bis zur Donau hin und drängten andererſeits dem Rheine zu. Die celtiſchen Stämme der Helvetier und Boier wurden von ihnen zurückgeworfen; nicht minder wurden die deutſchen Stämme am Rhein von ihnen bekriegt und genöthigt ſich jenſeits des Rheins auf galliſchem Boden neue Wohnſitze zu ſuchen; endlich ſetzte Arioviſt, damals der kühnſte Heerführer der Sueven, ſelbſt über den Rhein und zwang die galliſchen Sequaner, als deren Bundesgenoſſe er zuerſt erſchienen war, ihm den dritten Theil ihres Landes abzutreten. Mit 15,000 Mann war er nach Gallien gekommen, aber bald hatten ſich 120,000 Krieger unter ſeinen Befehl geſtellt und immer neue Schaaren zogen ihm aus den deutſchen Ländern zu. In die Gegenden am Niederrhein drangen zugleich andere deutſche Stämme, von den Sueven aus ihren heimathlichen Sitzen vertrieben, und es ſchien, als würde das ganze galliſche Land den unbezwinglichen Kriegsheeren, welche vom Oſten her anſtürmten, erliegen.

Wohl erkannten die Gallier, daß die deutſchen Stämme, ob ſie nun über den Ober- oder Niederrhein oder über die Donau in ihre Länder einbrechen mochten, wie ſie in Tapferkeit und Kriegsmuth ſich glichen, ſo auch durch Körperbildung, Sprache und Sitte verwandt ſeien, und bezeichneten ſie mit dem gemeinſamen Namen „Germanen". Germanen, d. h. tobende Krieger, Rufer im Streite, ſollen zuerſt nur einzelne deutſche Stämme, die ſich, aus der Heimath vertrieben, an den Ufern der Maas niedergelaſſen hatten, von den Galliern genannt ſein; bald gaben ſie indeſſen allen Deutſchen dieſen Namen und überlieferten ihn den Römern, die mit den Deutſchen jetzt auf galliſchem Boden aufs Neue zuſammenſtießen.

Denn gerade zu dieſer Zeit, als ganz Gallien vor den Sueven zitterte, als Arioviſt ſeinen lange unſtät umherirrenden Kriegerſchaaren feſte Wohnſitze in Gallien gewähren wollte, führte Julius Cäſar, deſſen Seele nach großen Thaten dürſtete, ſeine Legionen aus der römiſchen Provinz in die inneren Länder Galliens, um auch ſie der Herrſchaft Roms zu unterwerfen. Es war die Frage, ob Cäſar oder Arioviſt, Römer oder Germanen in Gallien fortan gebieten ſollten. In einer blutigen Feldſchlacht unterlag Arioviſt dem größten Kriegsmann ſeiner Zeit; die Herrſchaft der Sueven über Gallien wurde vernichtet, und in mehrjährigen Kämpfen unterjochte Cäſar alle Stämme und Staaten Galliens bis an

den Rhein. Schon wollte er auch die Länder der Germanen Rom unterwerfen. Zweimal (55. 53 v. Chr. G.) überbrückte er den mächtigen Strom, der noch niemals ein Joch getragen hatte, und führte sein Heer an das gegenseitige Ufer. Aber als ob er es fühlte, daß dem Ruhme Roms hier Gefahr drohe, scheute sich der sonst so unerschrockene Mann mit den Sigambern und Sueven in ihren Wäldern und an ihren Bergen zu streiten und kehrte ohne Sieg über den Rhein zurück.

Der Kampf gegen die Germanen vererbte sich, als Cäsar unter den Dolchen der Mörder gefallen war, auf sein Geschlecht. Als Kaiser Augustus die unermeßliche Gewalt des römischen Volks zugefallen war, begannen, sobald er in der neubegründeten Herrschaft sich sicher fühlte, die Kriege im Norden aufs Neue, um die Germanen unter die Herrschaft des ewigen Roms zu beugen. Im Jahre 15 v. Chr. G. drangen Drusus und Tiberius, die Stiefsöhne des Kaisers, tief in die Alpenthäler ein. In dem gewaltigen Berggürtel, der Italien im Norden umzieht, wohnten damals noch freie Völker theils celtischen Stammes, theils illyrischer Abkunft, und verbreiteten von hier aus sich über die nördliche Hochebene bis zu der Donau. Oestlich vom oberen Rhein bis zum Inn saßen die rätischen und vindelicischen Stämme, weiter nach Osten dann bis zu dem Bergzug, den man jetzt den Wiener Wald nennt, die Noriker und südlich von ihnen von der oberen Drau und Sau bis zu dem innersten Winkel des adriatischen Meeres die Carner, an die sich nach der Donau zu die pannonischen Stämme schlossen, die alles Land zwischen der mittleren Donau und der Sau bis zu ihrer Mündung eingenommen hatten. So beschwerlich die Kriegsführung in den Gebirgsgegenden war, wurden doch diese Völker, vielfach unter sich gespalten, im Fluge den römischen Waffen unterworfen, und die Donau wurde der andere Grenzstrom zwischen der römischen Herrschaft und den Germanen.

Jetzt war die Möglichkeit gegeben, zugleich vom Süden und Westen die Germanen anzugreifen. Der Angriff ließ nicht lange auf sich warten; schon im Jahre 12 sammelte Rom seine besten Streitkräfte am Rhein und der Donau. Vom Niederrhein her griff Drusus, in dem der hohe Kriegsgeist Cäsars fortlebte, die Germanen an, während Tiberius an der Donau stehen blieb und durch List und Verlockung der deutschen Häuptlinge die Stämme jenseits der Donau für die Herrschaft Roms zu gewinnen suchte. Zu derselben Zeit geschah es, daß Marbod, der

Herzog der ſueviſchen Markomannen und der mit ihnen verbündeten Quaden, die celtiſchen Bojer aus Böhmen vertrieb und ſein deutſches Kriegsvolk daſelbſt anſiedelte. Am Hofe des Auguſtus hatte der Jüngling die Kunſt ein freies Volk zu knechten gelernt und richtete nun, von den Römern begünſtigt, unter den Seinen eine Königsherrſchaft auf, wie ſie nimmer noch ſich Deutſche hatten gefallen laſſen. Marbod erbaute ſich eine feſte Burg und umgab ſich mit einer Leibwache wie der Kaiſer zu Rom, nach römiſcher Weiſe übte er ſein Heer ein, das er auf 70,000 Mann Fußgänger und 4000 Reiter brachte, und unterwarf mit demſelben weithin bis zur Oder und Weichſel die deutſchen Stämme ſeinem Gebote. Noch ſtand er in gutem Vernehmen mit den römiſchen Gewalthabern, und Viele ſahen in ihm nur ein Werkzeug, um Roms Macht im Norden der Donau zu begründen.

Mit den Batavern, die auf der vom Rhein und der Waal gebildeten Inſel wohnten, und mit den Frieſen im Bunde hatte indeſſen Druſus das Rheinthal beſetzt und eine Flotte gebaut, um von der Land- und Seeſeite zugleich in das innere Germanien einzudringen. Auf Waſſerſtraßen, die er ſich ſelbſt durch Kunſt erſt geſchaffen hatte, führte er dann die erſte römiſche Flotte in die Nordſee und lief in die Ems ein. Mit überwiegender Macht hoffte er die trotzigen Stämme der Chauken und Brukteren leicht zu bändigen; aber ehe ihm dieſes gelang, mußte er die Heimkehr antreten. Im folgenden Jahre ſchlug Druſus einen anderen Weg ein. Mit den Katten, deren Sitze im jetzigen Heſſenland waren, im Bunde drang er in das Gebiet der Cherusker ein und rückte bis zur Weſer vor; Mangel an Lebensmitteln und die ungewohnte Kälte des Winters nöthigten ihn jedoch bald zur Rückkehr. Auf dem Heimwege umſtellten ihn Cherusker, Sigambrer und Sueven; er hätte dem Verderben nicht entrinnen können, wenn nicht die Uneinigkeit der Deutſchen den ſicheren Sieg ihren Händen entriſſen hätte. Zur Behauptung des eroberten Landes hatte jedoch Druſus bereits ein Caſtell am Zuſammenfluß der Lippe und Alme errichtet, Aliſo genannt; es war der erſte feſte Punkt, den die Römer inmitten der deutſchen Gaue gewannen und durch eine Beſatzung ſicherten.

Nach dieſem Zuge gönnte Druſus den Legionen längere Ruhe, die er benutzte, um am Rhein eine Befeſtigung neben der anderen zu bauen, Brücken bei Mainz und Bonn über den Fluß zu ſchlagen, Gräben und Wälle längſt dem Ufer anzulegen und das Taunusgebirge mit Befeſti-

gungen zu verſehen; erſt mit dem Frühjahr des Jahres 9 drang er zum dritten Male an der Spitze ſeiner Heere in die deutſchen Länder ein. Sein Weg ging diesmal durch die Maingegenden, wo er mit Sueven kämpfte, dann wandte er ſich der Werra zu, brach ſich Bahn durch den Thüringerwald, begegnete den Cheruskern und gelangte bis zu der Elbe, bis zu Völkern, deren Namen nicht einmal den Römern bekannt waren. Als das Heer über den Fluß ſetzen wollte, ſoll Druſus ein Weib von übermenſchlicher Geſtalt erſchienen ſein und zu ihm geſprochen haben: „Wohin, unerſättlicher Druſus? Es iſt dir nicht beſchieden alle dieſe Länder zu ſchauen; kehre um, du ſtehſt am Ziel deiner Thaten und deines Lebens!“ Es war wohl eine jener dunklen Mahnungen, wie ſie dem Menſchen bisweilen nahe dem Grabe entgegentönen.

Druſus trat den Rückzug an; ſeine Tage waren gezählt. Als er die Saale überſchritten hatte, ſtürzte er mit dem Pferde und brach den Schenkel. Er ward in ein in der Nähe aufgeſchlagenes römiſches Sommerlager gebracht; dort ſtarb er, ohne daß ſein Fuß wieder römiſchen Boden betreten hatte, in der erſten Blüthe des Mannesalters. Das Lager wurde abgebrochen, aber der Stelle blieb der Name „das Unglückslager“. Auf ihren Schultern trugen die Anführer und Hauptleute der Legionen den Leichnam nach Mainz; Tiberius, der auf die Todesnachricht herbeigeeilt war, ſchritt als erſter Leidtragender dem Trauerzuge voran. Am Rhein wünſchte das Heer die Aſche des geliebten Führers zu beſtatten, aber Auguſtus wollte dem Andenken des Sohnes höhere Ehre erweiſen: auf dem Marsfelde zu Rom wurde der Leichnam verbrannt und im Mauſoleum des Auguſtus die Aſche beigeſetzt; auf der Appiſchen Straße wurde Druſus ein Triumphbogen errichtet und ihm und ſeinen Nachkommen der Beiname Germanicus „der Ueberwinder der Germanen“ verliehen. So ehrte der Kaiſer den Helden, der der römiſchen Herrſchaft in Germanien für immer Bahn gebrochen zu haben ſchien.

Tiberius, der bis dahin hauptſächlich gegen die pannoniſchen und dalmatiſchen Stämme in den Alpen gekämpft hatte, ſetzte das Werk ſeines Bruders am Rheine fort. Sofort drang er tief in die deutſchen Länder ein, während Auguſtus ſelbſt nach Gallien kam und in der Nähe des Kriegsſchauplatzes verweilte. Erſchreckt ſchickten die deutſchen Stämme an den Kaiſer Geſandte und baten um Frieden; ohne Furcht vor göttlicher Rache und vor der Meinung der Menſchen ließ der argliſtige

Römer die ſchutzloſen Fürſten der Deutſchen ergreifen und als Kriegsgefangene in den galliſchen Städten bewahren. Um den Muth der Ihrigen nicht zu lähmen, gaben hier die deutſchen Fürſten ſich ſelbſt den Tod. Aber ohne ihre Häupter wagen die Deutſchen der Römermacht nicht ferner zu widerſtreben; ruhig durchzieht Tiberius die deutſchen Gauen, kehrt als Sieger heim und triumphirt über die unterworfenen Germanen. Man trug in die römiſchen Annalen ein, alle Völker zwiſchen Rhein und Elbe hätten ſich ergeben.

Domitius Ahenobarbus, ein unternehmender Feldherr, empfing nach Tiberius den Oberbefehl in Germanien. Er führte ein römiſches Heer über die Elbe, und die Stämme jenſeits des Fluſſes zogen die Bundesgenoſſenſchaft Roms der ungewiſſen Entſcheidung des Kampfs mit einem ſtärkeren Widerſacher vor. Nachdem Domitius dem Auguſtus in den überelbiſchen Gegenden einen Altar errichtet, kehrte er mit Ruhm gekrönt heim. Einige Jahre nachher trat Tiberius abermals den Oberbefehl an. Mit übermächtigen Streitkräften griff er zu Lande und zur See die deutſchen Stämme an, da ſie ſich immer noch nicht willig dem Gebote des Kaiſers fügen wollten. Aus der Nordſee lief ſeine Flotte in die Elbe ein; ohne Widerſtand drang das Landheer vor und vereinigte ſich mit der Flotte. Zwei Winterquartiere hielt ſchon das römiſche Heer in der Mitte germaniſcher Völker (4—6 n. Chr. G.). Der zahlreiche Stamm der Chauken beugte ſich; die Cherusker, das ſtreitbarſte Volk der Germanen, ſchloſſen Bündniß; die Brukterer, Kanuinefaten und andere Stämme erkannten Roms Hoheit an. Mehr durch Beſtechung und arge Liſt, mehr durch Ueberredung und Verſprechungen, als durch Waffengewalt, kam Tiberius zu ſolchem Ziele, und wenig fehlte daran, daß die Freiheit der Deutſchen den letzten Tag ſah. In Germanien herrſche Ruhe, ſagten die Römer, und ſchon glaubten ſie das überrheiniſche Land als Provinz einrichten zu können. Neben den römiſchen Lagern und Burgen entſtanden Märkte und bildeten ſich Ortſchaften, Koloniſten bauten ſich an, römiſche Sitte und Lebensweiſe wurde den Germanen vertrauter, und in hellen Haufen eilte die Jugend des Landes herbei, unter den römiſchen Feldzeichen ihren Kriegsmuth zu ſtillen.

Aber der Freiheitsdrang und Trotz der Germanen erſtarben nicht ſo bald. Je mehr ſich die nördlichen Stämme zu fügen ſchienen, deſto trotziger wurde Marbods Sprache, der von der Gunſt der Römer erhoben ſich ſchon mächtig genug dünkte, ihnen kühn die Spitze zu bieten. Furcht-

barer schien er in seinem verwegenen Uebermuth Rom, als einst Pyrrhus oder Antiochus der ewigen Stadt gewesen war. Man mußte ihn mit den Waffen zu bändigen suchen. Mit zwölf Legionen drang Tiberius im Jahre 6 von der Donau her gegen ihn vor, und nur fünf Tagemärsche war er von den Vorposten der Feinde entfernt, da erhoben sich plötzlich ganz Pannonien und Dalmatien gegen die Römer. Von der Noth überwältigt mußte Tiberius mit Marbod Frieden schließen, der sich unbesiegt als ein freier Fürst behauptete.

Jetzt regte sich die Freiheit auch bei den Völkern im Norden aufs Neue, die Rom schon für völlig überwunden hielt. Quinctilius Varus war in diese Gegenden als Statthalter gesandt worden, er sollte römisches Gerichtswesen und römische Besteuerung unter den Germanen einführen, wo bis dahin der freie Mann Niemandem Steuern gezahlt und kein anderes Gericht als das der Gemeinden gekannt hatte. Mit den Steckenbündeln seiner Lictoren, von römischen Juristen und Schreibern umgeben, zog Varus in das Land und schlug an der Lippe und Weser seinen Richterstuhl auf. Anfangs wagte kein Stamm ihm den Gehorsam zu verweigern, — aber mit welcher Erbitterung mußte es der deutsche Mann sehen, daß ein fremder Gewalthaber nach einem Recht, das er nicht verstand, über ihn richtete, daß selbst für leichte Vergehen er die knechtische Strafe körperlicher Züchtigung erlitt, daß über Leben und Tod der Machtspruch eines Einzelnen entschied, und daß er, dem bisher nur seine Knechte zinsbar waren, steuern sollte! Was der Römer von ihm verlangte, setzte ihn nach seinen Begriffen dem Knechte gleich und griff den innersten Kern seines Lebens an. Die Erbitterung wuchs mit jedem Tage, mit ihr der Rachedurst und das glühende Verlangen sich dem Joche der Fremdherrschaft zu entwinden.

Mittel und Wege fand endlich der kühne und scharfe Geist eines jungen Cheruskers. Armin, aus einem adligen Geschlecht seines Volks entsprossen, war früh, wie Andere seines Hauses, in den römischen Kriegsdienst getreten; durch Tapferkeit hatte er sich ausgezeichnet, das römische Bürgerrecht erhalten und war zum Ritter erhoben. Unter Tiberius hatte er gegen sein Vaterland gedient und hier vor Allem gelernt, wie man der List mit List begegnet und wie nur durch vereinte Kraft und strenge Zucht große Dinge zum Ziele zu führen sind. Als er in die Heimath zurückkehrte, in sich ging und erkannte, daß die von den Vätern ererbte Freiheit nicht ohne einen muthigen Kampf zu retten sei, daß für

des Vaterlandes heiliges Recht und für die Götter, die über der Heimath walteten, Schild und Speer von jedem freien Manne ergriffen werden müsse, da wußte er die Fäden einer Verschwörung so fein und so geheim zu schürzen, daß selbst gewarnt der Römer in das Netz ging. Armin verstand die zwiespältigen Stämme zu einem großen Unternehmen zu einigen und zum ersten Mal in ihnen das Gefühl zu wecken, daß es eine große gemeinsame Sache gebe, die sie alle in gleicher Weise zu vertheidigen hätten. Die Häupter der Cherusker, der Brukterer, Marsen und Chatten und durch sie alle wehrhaften Männer dieser Stämme gewann Armin für den Freiheitsbund und verlockte dann den sorglosen Varus in das von Thalschluchten vielfach durchschnittene Waldgebirge am linken Ufer der Weser. Mit den Schrecken der Natur im Bunde, unter Sturmwetter und Regengüssen brach hier die germanische Wuth auf das Römerheer ein. Drei Tage lang suchte es sich unter tausendfachen Qualen dem Verderben zu entwinden; drei Tage lang wurde es verfolgt, bekämpft und besiegt, bis Varus sich endlich voll Verzweiflung in sein Schwert stürzte und die Reste des Heeres sich dem Sieger ergaben oder im Kampfe den Tod suchten. Ein Heer von gegen 50,000 Mann war völlig vernichtet und nur mit genauer Noth schlug die Besatzung von Aliso sich zum Rheine durch (9). Der Rhein war wieder die Grenze der Römerherrschaft.

Blutig war die Rache der Germanen. In heiligen Hainen, die in der Nähe des Schlachtfeldes waren, opferte man die Anführer und Hauptleute den germanischen Göttern, am Galgen fanden Viele der Kriegsgefangenen den Tod, den römischen Sachwaltern wurden die Zungen aus dem Munde gerissen. „Endlich, Natter, hast du aufgehört zu zischen!" sagte ein Germane, als er die blutige Zunge in seiner Hand hielt. Die Augen riß man den Gefangenen aus, hieb ihnen die Hände ab, und Manche haben lange ein elendes Leben dahingeschleppt. Vornehme Römer ackerten als Knechte und Hirten auf den Höfen und Feldern deutscher Männer. Selbst der Todten schonte die Wuth der Sieger nicht. Die Leiche des Varus wurde mißhandelt, der Kopf ihr abgehauen und an Marbod als Siegeszeichen gesandt.

Die Nachricht von dieser furchtbaren Niederlage trübte die Freudenfeste, die Augustus für den mühevollen Sieg des Tiberius über die Pannonier anstellen ließ. So schlimm die Botschaft war, so fürchtete der alte Kaiser doch noch Schlimmeres; er stellte sich im geängstigten

Geiſte vor, die vereinigten Deutſchen, eine unwiderſtehliche Macht, würden über den Rhein ſtürmen, Gallien, des großen Julius Eroberung, in ihre Hände fallen, ſie über die Alpen brechen und Rom bedrohen; ſchon ſah er die Herrſchaft ſeinen Händen entfallen, das Werk ſeines Lebens zuſammenſinken. Er ließ Wachen bei Tag und Nacht Rom durchziehen, ordnete eine allgemeine Aushebung an, gelobte dem Jupiter Spiele und Opfer, wenn der Staat gerettet würde; voll Verzweiflung zerriß er ſeine Kleider, ließ Haar und Bart lang wachſen, und wie einen Wahnſinnigen ſah man ihn gegen die Wand mit dem Kopf rennen und hörte von ſeinen Lippen den Schmerzensſchrei: „Varus, gieb mir meine Legionen wieder!“ Der Tag dieſer Unglücksſchlacht blieb ein Schrecken ſeiner letzten Jahre.

Die Beſorgniſſe des furchtſamen Greiſes waren eitel geweſen. Die Germanen gingen nicht über den Rhein, und Tiberius, der eilends zu den Legionen geſchickt war, konnte ruhig die Grenze mit ſtärkeren Schutzwehren umgeben. In den beiden folgenden Jahren ging er noch zweimal nach Germanien hinüber, aber mit der ängſtlichſten Vorſicht, und kehrte bald wieder heim. Der lebensmüde Kaiſer wollte ſeine Herrſchaft nicht neuen Gefahren ausſetzen, und ſterbend hinterließ er ſeinem Nachfolger den Rath, die Grenzen des Reichs nicht zu erweitern.

Tiberius, der im Jahre 14 die Herrſchaft überkam, dürſtete nicht nach neuen Siegen über die nördlichen Stämme; zu gut nur wußte er, daß die Künſte der Verführung jenſeits des Rheins wirkſamer ſeien als Waffengewalt und daß die Zerſplitterung und die daraus entſpringende Befehdung der deutſchen Stämme unter einander die römiſche Herrſchaft ſicherer vorbereiteten als Angriffe von Außen, welche mindeſtens für den Augenblick die Kräfte Germaniens vereinigten. Aber ſein Neffe Germanicus, des Druſus Sohn, ein trefflicher und tapferer Jüngling, der Liebling der Legionen, befehligte am Rhein, und in ihm glühte das Verlangen das Werk ſeines Vaters fortzuſetzen und die Niederlage des Varus zu rächen. Sofort ging er über den Strom und überfiel die Marſen an der Lippe. Verheerend durchzieht er das Land; das hochgefeierte Heiligthum der Göttin Tanfana wird zerſtört. Aber ſchon erheben ſich wieder zu Hauf die benachbarten Stämme, die Brukterer, Tubanten und Uſiper, und ſuchen Germanicus den Rückweg abzuſchneiden. Nur mit Mühe ſchlug ſich das römiſche Heer bis zum Rheine durch.

Nichts war gewonnen; doch nur zu größerer Thätigkeit ſpornte das

ruhmloſe Unternehmen den raſtloſen Geiſt des jungen Führers an. Sobald es die Jahreszeit erlaubte (15), ging er von Neuem bei Mainz über den Rhein, zog durch das Land der Chatten und kehrte dann bei Bonn in das römiſche Gebiet zurück; zugleich bekriegte ein anderes Heer, das bei Xanten über den Fluß gegangen war, die Cherusker und Marſen. Und ſchon ſpaltete die Cherusker ſelbſt innere Fehde. Gegen Armin erhob ſich ſein Oheim Segeſt, deſſen Tochter Thusnelda, dem Herzen mehr gehorchend als dem Befehle des Vaters, ſich Armin, dem Befreier des Landes, vermählt hatte. Die Fehde, welche das erſte Geſchlecht der Cherusker und zugleich das ganze Volk ſpaltete, brachte Segeſt in ſolche Noth, daß er den Beiſtand der Römer in Anſpruch nahm. Das Heer des Germanicus kehrte deshalb zurück und entſetzte Segeſt, der von Armin belagert war. Der Befreite folgte mit ſeinem ganzen Hauſe den Römern, und ſelbſt Thusnelda gerieth in Gefangenſchaft, in der ſie einen Knaben gebar, deſſen der Vater nie froh werden ſollte.

Wuthentbrannt ſtürmte Armin durch das Land der Cherusker; Waffen forderte er gegen Segeſt, Waffen gegen die Römer. Das, rief er, ſei ein trefflicher Vater, ein großer Feldherr, ein tapferes Heer, die mit ihren unzähligen Armen *ein* ſchwaches Weib fortſchleppten; aber möchte immer Segeſt als Knecht auf fremdem Boden wohnen, die Deutſchen würden deſſen gedenken, daß ſie zwiſchen Elbe und Rhein Steckenbündel und römiſche Richter geſehen; wo man den Römern nicht gehorche, da fühle man keine Ruthenſtreiche und zahle keine Steuern; wenn die Cherusker das Vaterland und ihr angeſtammtes Recht der Zwingherrſchaft vorzögen, ſo ſollten ſie ſich von ihm zur Ehre und Freiheit führen laſſen. Die Cherusker ſammelten ſich wieder um Armin, zu ihnen geſellten ſich die angrenzenden Stämme, eine neue Erhebung der norddeutſchen Völker bereitete ſich vor: da ſchickte Germanicus eilends ein Heer unter dem wackeren Cäcina durch das Bruktererland an die Ems, die Reiterei unter Pedo nahm ihren Weg durch das Land der Frieſen, er ſelbſt ging mit einer Flotte auf der Waſſerſtraße, die einſt ſein Vater gebahnt hatte, in die Nordſee, fuhr in die Ems ein und vereinte ſich hier mit dem Heer des Cäcina und den Reiterſchaaren. Die Chauken ſchloſſen ſich ihm an; die Brukterer wurden zerſtreut. Als man an die Stätte kam, wo Varus mit ſeinen Legionen dem Feinde erlegen war, wurden die friedloſen Schatten geſühnt und ihnen ein

Grabesdenkmal errichtet. Sobald man auf Armins Heer ſtieß, kämpfte man, aber ohne Glück, und mußte alsbald den Rückzug antreten. Germanicus ließ den Cäcina vier Legionen auf der Heerſtraße von Aliſo dem Rhein zuführen. Nur der Tapferkeit und der Umſicht des erfahrenen Führers war es zu danken, wenn die Legionen vor einem ähnlichen Verderben bewahrt blieben, wie die Schaaren des Varus. Schon erſchien Armin wieder auf den Höhen und jauchzte den Seinen zu: „Siehe Varus und die Legionen abermals vom Schickſal umgarnt!“ Nur mit ſchweren Verluſten entkam dies Heer den Cheruskern. Druſus hatte mit ſeinen Legionen abermals den Seeweg eingeſchlagen. Auch ſein Rückzug war nicht ohne Beſchwerden; zwei Legionen, die er ausgeſetzt hatte und die ihren Weg zu Lande an der Küſte der Nordſee fortſetzten, geriethen durch die ihnen neuen Sturmfluthen dieſes Meeres in große Gefahr und noch größeres Entſetzen.

Tiberius mißbilligte das gefahrvolle, ruhmloſe Unternehmen, aber Germanicus Kühnheit ſtieg höher und höher mit den fehlgeſchlagenen Hoffnungen; nimmer müde bereitete er noch größere Heereszüge vor. Im Frühling des folgenden Jahres (16) ließ er einen Streifzug in das Gebiet der Chatten ausführen; er ſelbſt drang in die Lippegegenden ein und ſtellte die Heeresſtraße zwiſchen dem Rhein und Aliſo her. Dann kehrte er zurück, um den Hauptangriff zu wagen. Tauſend Schiffe lagen am Unterrheln, und ein Heer von gegen 100,000 Mann ſchiffte er auf denſelben ein. Ungefährdet kam die Flotte an den Ausfluß der Ems, die Legionen wurden hier an das Land geſetzt und der Weſer zugeführt, an deren anderem Ufer das Heer Armins lagerte.

Als ſich die Kriegsſchaaren gegenüber lagen, verlangte Armin mit ſeinem Bruder — Flavus, der Blonde, genannt —, der im römiſchen Heere diente, ein Zwiegeſpräch. Man verſtattete es ihm. Durch den Fluß geſchieden, ſahen und begrüßten ſich die lange geſchiedenen Brüder. Flavus hatte im Kampf für die Römer ein Auge verloren; Armin fragte ihn, woher dieſe Entſtellung ſeines Antlitzes rühre. Als jener ihm den Ort und die Schlacht nannte, fragte Armin weiter, welchen Lohn er dafür empfangen habe. Flavus gedachte der Erhöhung ſeines Soldes, der Ordensketten, anderer Ehren, die er erhalten hatte. „Wie wohlfeil,“ rief Armin höhniſch aus, „wird doch die Knechtſchaft erkauft!“ Und dann ſprachen ſie gegen einander, Flavus von Roms Größe, des Kaiſers Macht, von der Strafe des Abfalls, dem Lohn des Gehorſams, von der

Sicherheit für Weib und Kind; Armin von der Pflicht gegen das Vaterland, von der angestammten Freiheit, von den Schutzgöttern Germaniens; er beschwor den Bruder mit den dringendsten Bitten, mit ihm — sagte er — flehe die Mutter, er möchte sein Haus, seine Familie, seinen Stamm nicht verlassen, noch verrathen. Immer heftiger wurde die Rede; zornglühend forderte Flavus sein Roß und seine Waffen; nur mit Gewalt konnte man ihn endlich fortreißen.

Germanicus setzte über die Weser und griff das Heer des Armin an; er errang einen Sieg, aber er war weder unblutig für die Römer, noch vernichtend für die Deutschen. Schnell sammelten diese sich wieder, und schon wenige Tage darauf lieferten sie nahe derselben Stelle den Römern eine zweite Schlacht, unentschieden in ihrem Erfolge, aber reich an schmerzlichen Verlusten für Germanicus. Trotzdem stellte der Römer eine stolze Waffensäule mit der prunkenden Inschrift auf: „Nach Ueberwältigung der Völker zwischen Rhein und Elbe hat das Heer des Kaisers Tiberius dieses Denkmal dem Mars, Jupiter und Augustus geweiht." Dann aber begann der Rückzug: mehrere Legionen schlugen den Landweg ein, mit den anderen kehrte Germanicus zur Flotte zurück. Ein fürchterlicher Sturm überfiel die Schiffe und zerstreute sie. Entsetzliche Angst befiel die Gemüther, Niemand glaubte dem Verderben zu entrinnen, und in der That führte Germanicus nur einen geringen Theil des Heeres zurück. Dennoch sandte er in demselben Jahre noch einmal ein Heer in das Gebiet der Chatten und zog selbst, zum dritten Male in Jahresfrist, über den Strom gegen die Marsen aus. Nachdem die Länder dieser Stämme weithin verwüstet waren, kehrte das Heer in das Winterlager zurück. Bald darauf mußte Germanicus dem Machtspruch des Tiberius weichen und den Schauplatz seiner Thaten verlassen, um im fernen Osten ein ruhmloses Ende zu finden.

Die inneren Fehden, durch welche, wie Tiberius hoffte, die deutschen Stämme sich endlich doch nothgedrungen Roms Herrschaft beugen würden, brachen, sobald die drängendste Gefahr beseitigt war, in der That wieder aus. Marbod hatte an der Befreiung Germaniens keinen unmittelbaren Antheil genommen; er hielt seinen Vertrag mit den Römern, um sicher die Herrschaft behaupten zu können, die er über zahlreiche deutsche Stämme gewonnen hatte. Aber die Semnonen und Langobarden ergriff der alte Freiheitsgeist, sie schüttelten Marbods Joch ab und verbanden sich mit dem Bunde freier Völker, an deren Spitze die Cherusker und Armin

ſtanden; während auf der anderen Seite auch unter den Cheruskern Zwieſpalt ausbrach, und Inguiomer, Armins Oheim, der es nicht über ſich gewinnen konnte dem Gebote des Neffen zu gehorchen, mit ſeinem Anhang zu Marbod übertrat. Aus Nebenbuhlern wurden Armin und Marbod ſchnell Feinde und zogen mit Heeresmacht gegen einander zu einem Wettſtreit aus um den Ruhm und die Macht. Nicht planlos kämpften ſie, ſondern nach allen Regeln der Kriegskunſt, die ſie beide von den Römern erlernt; in regelrechter Schlachtordnung rückten ihre Heere auf einander zu. Armin feuerte die Seinen an, indem er auf die neuerrungene Freiheit, auf den Sieg über die Römer hinwies; einen Verräther des Vaterlands, einen Schergen des Kaiſers nannte er Marbod, der daſſelbe Loos verdiene, wie Quinctilius Varus. Marbod rühmte ſich ſeiner Erfolge gegen die zwölf Legionen, die Tiberius einſt gegen ihn führte; nur durch Argliſt habe Armin die drei Legionen des Varus vernichtet, zum Unglück Germaniens und ſeiner eigenen Schande ſei es geſchehen, denn ſein Weib und ſein Sohn ſchmachteten in der Gefangenſchaft der Römer. Mit furchtbarer Erbitterung wurde dann gekämpft; auf der einen Seite focht man für den alten Ruhm und die neuerworbene Freiheit, auf der anderen Seite für die Befeſtigung der Königsherrſchaft — die freien und die königlichen Germanen kämpften um die Zukunft. Unentſchieden blieb der Kampf, aber ſo gefährdet war kurz darauf Marbods Herrſchaft, daß er den Kaiſer um Hülfe bat. Tiberius, froh des germaniſchen Haders, verſagte ſie ihm, weil er früher die Römer im Kampf gegen die Cherusker nicht unterſtützt hatte (17).

Marbods Herrſchaft endete ſchneller, als ſie gewonnen war. Von einem gothiſchen Häuptling entthront, flüchtete er ſich zwei Jahre nachher zu den Römern, die ihm das Gnadenbrod gaben. Das Reich der Markomannen zerfiel. Auch der Bund der Cherusker löſte ſich wenig ſpäter auf, als Armin, unaufhörlich von ſeinen Verwandten angefeindet, der Hinterliſt derſelben erlag: man gab ihm Schuld, er trachte nach der Königsherrſchaft, und erregte hierdurch den Freiheitsſinn des Volkes gegen ſeinen Befreier. Er fiel durch Meuchelmord (22), nachdem er ſein Alter auf 37 Jahre gebracht und 12 Jahre an der Spitze ſeines Volkes geſtanden hatte. Sein Ruhm lebte lange in den Liedern der Deutſchen fort, und die Römer ſelbſt haben ihm in ihren Jahrbüchern ein unvergängliches Andenken geſichert.

Jedoch auch ohne Marbods und Armins Führung behaupteten die Germanen die Freiheit; selbst die Frieſen, lange Zeit hindurch die feilen Verbündeten der Römer, vertrieben noch unter Tiberius Regierung die römiſchen Beſatzungen und brachten ihren Namen wieder zu Ehren. Die wahnwitzigen Gaukeleien des Caligula von Siegen über die Germanen verhöhnte ſelbſt Rom. Unter Kaiſer Claudius kam es dann wohl zu neuen Kriegen gegen die Germanen am Mittel- und Niederrhein; doch als der tapfere Domitius Corbulo gegen die Frieſen und Chauken vordrang, hieß es, was fromme es die Germanen zu reizen, nur Unglück erwachſe daraus dem Staate. Der ängſtliche Kaiſer gebot Corbulo (47), die Legionen über den Rhein zurückzuführen. Mit dem Schmerzensruf: „Wie glücklich waret ihr einſt, Roms Feldherren!“ gehorchte Corbulo. Es war die erſte welthiſtoriſche That der Deutſchen, daß ſie in dieſen Kämpfen Roms Weltherrſchaft ein Ziel geſetzt hatten.

Seitdem trennten Rhein und Donau das Gebiet der freien Germanen von dem römiſchen Kaiſerreiche; nur an den Mündungen des Rheins blieben die nächſtgelegenen Gegenden der Bataver auf der rechten Seite des Fluſſes in Abhängigkeit von den Römern. Aber von den Feinden im Herzen ihres Landes nicht mehr bedrängt, ſtritten die deutſchen Stämme nun unter einander unaufhörlich zu ihrem Verderben. Die Ampſivarier, die an der Ems ihre Sitze hatten, wurden aus dieſen vertrieben und ſuchten, nachdem ſie umſonſt die Römer um Land jenſeits des Rheins gebeten hatten, im Innern Germaniens vergebens ſich eine neue Heimath zu erkämpfen: im langen Kriege ging faſt der ganze Stamm zu Grunde. Um heilige Salzquellen, die auf der Grenze ihrer Gebiete lagen, geriethen um dieſelbe Zeit die Hermunduren und Chatten in erbitterten Streit. Die Chatten hatten gelobt, die Feinde nach ihrem Siege den Göttern zu opfern; beſiegt wurden ſie ſelbſt an den Altären derſelben geſchlachtet (59).

Dem gemeinſchaftlichen Feinde gegenüber hatten die deutſchen Stämme wohl eine kurze Zeit lang enger zuſammengehalten; nach dem Siege brach der alte Zwieſpalt wieder hervor, und jeder Stamm verfolgte beſonders ſeine beſonderen Zwecke. Noch gab es kein Band, das ſie dauernd mit einander vereinte. Die Vorſehung wollte es nicht, daß der deutſche Speer dem römiſchen Schwert erläge und daß das freie Germanien dem herriſchen Rom ſich beuge; doch nicht eher ſollten, ſo ſtand es in den Sternen geſchrieben, die Deutſchen ein einiges und

mächtiges Volk werden, als bis nach vielen Kämpfen und Leiden durch die Macht römiſcher Bildung und römiſcher Formen ihr ſpröder Sondertrieb erweicht ſein würde.

3.

Friedliche Verhältniſſe zwiſchen den Deutſchen und Rom.

Als Tiberius einſt ſeine Flotte und ſein Heer in die Elbe geführt hatte und an dem einen Ufer derſelben ein Lager aufſchlug, während das andere Geſtade von den Waffen der Deutſchen ſchimmerte, beſtieg eines Tages ein älterer deutſcher Mann von mächtiger Größe und nach ſeinem Schmuck von hohem Range einen Nachen — ein ausgehöhlter Baumſtamm war das ſchlichte Fahrzeug —, mit der Kraft ſeines Armes den Nachen lenkend, fuhr er auf die Römer zu und verlangte Tiberius zu ſehen. Sein Geſuch wurde ihm gewährt. Da betrachtete er lange ſchweigend den römiſchen Feldherrn in ſeinem Heeresglanze; dann brach er in die Worte aus: „Raſend fürwahr iſt unſere Jugend, denn in der Ferne verehrt ſie euch als Götter, und erſcheint ihr, ſo wendet ſie gegen euch die Waffen! Dir danke ich es, daß ich heute die Götter mit meinen Augen ſah, von denen ich zuvor nur hörte. Nie habe ich einen glücklicheren Tag erlebt.“ Voll ſcheuer Ehrfurcht berührte er Tiberius Hand und kehrte dann, ohne ſich umzuſchauen, zu den Seinen zurück.

So ſahen die Germanen mit Staunen und Verehrung zu der glänzenden Macht Roms empor zu derſelben Zeit, wo ſie dieſelbe mit den Waffen bekämpften. Denn ſchon war ihnen die blendende Herrlichkeit der ewigen Stadt, die ausgedehnte Herrſchaft des römiſchen Volks, der Reichthum und die Blüthe der Provinzen des Reichs, die gewaltige Kriegsmacht der Kaiſer, die unermeßliche Gewalt, die in deren Händen ruhte, nicht mehr unbekannt; ſo Manche hatten dies Alles in der Nähe geſehen, und ihren Erzählungen lauſchten daheim voll Verwunderung die Männer, welche ihren Fuß noch nicht über Rhein und Donau geſetzt hatten.

Kaum hatte Julius Cäſar die Germanen kennen gelernt, ſo begriff er, daß er niemals beſſere Krieger finden würde, als dieſe unerſchrockenen

und treuen Männer, welche die Natur mit ſo gewaltiger Leibeskraft ausſtattete und das ganze Leben zum Waffendienſt bildete. Deshalb nahm er ſie als Hülfstruppen in ſein Heer auf und hielt ſie hoch in Ehren. Den Sieg bei Pharſalus, der ihm die Zukunft Roms in die Hände gab, halfen Germanen erſtreiten. Als nach Cäſars Ermordung bei Philippi noch einmal ein republikaniſches Heer den neuen Gewalthabern gegenüberſtand, kämpften auf beiden Seiten neben den Legionen Germanen. Dann vertraute Kaiſer Auguſtus einer deutſchen Schaar die Bewachung ſeiner eigenen Perſon an, bis ihn die Niederlage des Varus mit Beſorgniß erfüllte; unter ihm und ſeinen Nachfolgern führten für Roms Größe deutſche Hülfsvölker die Waffen, bald in dem fernſten Oſten gegen die Parther, bald im Süden an dem Rande der afrikaniſchen Wüſte, ſelbſt die Kriege gegen die Deutſchen wurden zum Theil mit Deutſchen geführt. Nicht Einzelne, ſondern Schaaren, ja ganze Völkerſchaften verließen die Heimath und lebten im Dienſte der Römer auf römiſchem Boden, ſei es um ihre Kriegsluſt zu befriedigen, ſei es um Ehre und Auszeichnung oder Geld und Gut zu gewinnen.

Mit welcher Liebe der Deutſche auch an ſeinem heimiſchen Boden, an der Freiheit ſeines Hauſes und ſeines Landes hing, eine ungeahnte Größe und Erhabenheit, die ihm das Maß des Irdiſchen und Menſchlichen zu überſteigen ſchien, trat doch in der römiſchen Welt ihm entgegen und bezauberte ſeine Einbildungskraft und ſeine Sinne. Welche glanzvolle Fülle der Macht bot ſich hier ſeinen Blicken dar, während er daheim noch in den engſten und dürftigſten Verhältniſſen lebte!

Von dem Weltmeer bis an den Euphrat, von der Nordſee bis zu den Waſſerfällen des Nils waren alle Länder und Völker dem römiſchen Volke und ſeinem Kaiſer unterthänig. Wohl hat es größere Reiche gegeben und giebt es noch jetzt, aber eine ſchönere und reichere Herrſchaft hat die Zeit nicht geſehen. Ein Geſetz, ein Recht, gleiche Grundſätze der Verwaltung herrſchten von einem Ende zum anderen; daſſelbe Heerweſen, ein feſtgeordnetes Steuerſyſtem, ähnliche Verhältniſſe von Stadt und Land waren in allen Theilen des Reichs, und in der Mitte deſſelben lag die gebietende Hauptſtadt, die Stadt ohne Gleichen. Schon zu Auguſtus Zeiten barg Rom eine Bevölkerung von mehr als 2 Millionen Menſchen; die Stadt ſtrahlte von Gold und Marmor, ſie leuchtete von Denkmalen menſchlicher Kunſt und Erfindungsgabe, wie ſie die Welt zuvor nicht gekannt hatte und wie ſie noch heute in ihrem Verfall als

unerreichte Muſter angeſtaunt werden. Alle Kraft und alle Fülle des weiten Gebiets ſammelte ſich hier; die unermeßlichen, mannigfaltigen Schätze des Weltalls ſtrömten hier zuſammen, und doch diente Alles, was das Reich und die Stadt in ſich hegte, zuletzt wieder nur dem Willen des einen Mannes, der ſcheinbar ein Bürger unter Bürgern vom palatiniſchen Hügel aus Rom und mit Rom faſt die ganze damals bekannte Welt beherrſchte.

Dem Cäſar Auguſtus gehorchte in den Provinzen ein ſtets ſchlagfertiges Heer von mehr als 300,000 Mann, während zur Bewachung ſeiner Perſon und zur Sicherung der Stadt etwa 16,000 Mann in Rom ſelbſt ſtanden; eine Flotte von 250 Segeln wartete ſeines Befehles auf dem adriatiſchen Meere, eine gleiche Flotte auf dem weſtlichen Meere, kleinere Abtheilungen von Schiffen lagen an den galliſchen Küſten, auf dem ſchwarzen Meere, dem Euphrat, dem Rhein und der Donau. Nach allen Seiten ſandte der Kaiſer ſeine Machtgebote, alle Statthalter der Provinzen hatten ſeinem Befehle zu gehorchen, und die Mehrzahl derſelben ernannte er ſelbſt; auf ſein Gebot erſtanden Landſtraßen in bisher unwegſamen Gegenden, ſein Wort ſchuf Städte und bevölkerte ſie wie auf Zauberſchlag mit Menſchen. Denn wie alle Lebenskräfte nach Rom, wie nach dem Herzen des Staatskörpers, ſich zuſammendrängten, ſo trieb dies auch wieder unabläſſig neue reiche Säfte allen Theilen des Reiches zu. Bis dahin waren die Völker der Welt ſich meiſt nur im Kriege begegnet, jetzt vereinigte Rom die entfernteſten Nationen unter dem Schutze des Friedens; Alles, was ſie einzeln an äußeren und geiſtigen Gütern der Weltſtadt zubrachten, das wurde von ihr aus ſofort der Geſammtheit zu Theil. Die zerſtreuten Güter der Erde kamen durch die Vermittelung der Hauptſtadt allen Ländern zu gut. Völker, die bis dahin von der Jagd lebten, lernten den Ackerbau; Einöden verwandelten ſich in reiche Felder; Städte erhoben ſich, wo bisher nur vereinzelte Weiler geſtanden hatten, und alle größeren Städte des Reichs gaben jene Fülle und Mannigfaltigkeit der irdiſchen Dinge, durch welche Rom glänzte, gleichſam im Spiegelbilde wieder, wie denn der Stempel römiſchen Lebens und Weſens mit ſo ſcharfen und tief ätzenden Zügen den Provinzen aufgedrückt wurde, daß er nie wieder zu vertilgen war.

Auch die den Germanen am nächſten liegenden Provinzen des Reichs lernten früh die Wohlthaten der Verbindung mit der großen Weltſtadt kennen und erfuhren an ſich jenen wunderbaren Wechſel

aller Verhältniſſe. Auch hier wurden Fluren, die vordem brach gelegen hatten, üppige Saatfelder; eine reiche Gewerbthätigkeit entfaltete ſich; Sprachen und Sitten wurden umgewandelt; früher ungekannte Genüſſe der Sinne und des Geiſtes wurden Barbaren zu Theil; große und glänzende Städte erhoben ſich an der Stelle elender Flecken. So geſchah es in Gallien, bald einem der geſegnetſten Länder der Welt; ſo in den Provinzen zwiſchen der Donau und den Alpen.

Die Römer nannten den Theil ihres galliſchen Gebiets, der dem Rheine zunächſt lag und im Oſten durch ihn begrenzt war, Germanien; ſie ſchieden dies Rheinland für die Verwaltung dann weiter in zwei Provinzen: das obere und niedere Germanien. Etwa von Breiſach an zog ſich die erſte Provinz am Rheine ſtromabwärts hin bis zu der Mündung der Nahe, im Weſten durch die hohe Mauer der Vogeſen begrenzt. Hier wohnten mitten unter Celten die deutſchen Stämme der Vangionen, Nemeter und Triboker; blühende Städte entſtanden, vor Allen Mainz, wo noch jetzt Denkmale der Vorzeit an Druſus und ſeine Legionen erinnern, dann Worms, Speier und Straßburg. Weiter den Rhein hinab bis zu ſeiner Mündung lag das niedere Germanien, gen Weſten bis zur Schelde und zu den Ardennen ſich erſtreckend; auch hier ſaßen germaniſche Stämme inmitten der Celten und theilten mit ihnen daſſelbe Schickſal. Die Hauptſtadt des Landes war Köln, die blühendſte und reichſte Kolonie der Römer am Rhein; die anderen Städte am Fluſſe waren meiſt aus Caſtellen des Druſus entſtanden, wie Bingen, Coblenz, Remagen, Bonn und Xanten. An der Mündung des Fluſſes wurden Utrecht und Leiden bedeutend; im Innern war als Hauptort der germaniſchen Tungrer damals Tongern bei Maſtricht von Wichtigkeit. An die germaniſchen Provinzen lehnte ſich weſtwärts das obere Belgien an, das Land zwiſchen den Vogeſen und der oberen Maas, wo viele Denkmale noch jetzt den Blick auf die Römerzeit hinlenken. Hier war Trier die Hauptſtadt, das an Glanz und Pracht ſpäter, als es häufig die Reſidenz der Kaiſer war, ſelbſt mit Rom wetteifern konnte. Metz, Toul, Verdun waren neben Trier Städte zweiten Ranges. Die oberen Gegenden an der Biegung des Rheins bei Baſel bewohnten die celtiſchen Stämme der Rauraker und Helvetier, die in der Folge zur ſequaniſchen Provinz gerechnet. Die Hauptſtadt der Rauraker, Auguſta Rauracorum, lag unfern von Baſel, und Ruinen derſelben finden ſich bei Augſt. Als die bedeutendſten Orte der Helvetier galten

Aventicum, jetzt Avenche, nahe dem Neuenburger See, und Vindoniſſa, Windiſch, nun ein Weiler am Zuſammenfluſſe der Aar, Reuß und Limmat.

Aehnlich wie ihre Beſitzungen am Rhein hatten die Römer die Donauländer eingerichtet. Am Bodenſee begann die Provinz Rätien, die ſich bis zur Mündung des Inn nach Oſten erſtreckte, im Süden vom Kamme der Alpen, im Norden von der Donau begrenzt. Noch war das Land meiſt von celtiſchen Stämmen bewohnt, doch fingen die Römer an es mit ihren Kolonien zu bedecken. In der Mitte deſſelben lag Auguſta Vindelicorum, jetzt Augsburg, eine ſehr wichtige Kolonie der Römer im Norden. Regensburg war eine der ſtärkſten Feſtungen gegen die Germanen, Paſſau am Inn ein Standort römiſcher Truppen, der ſeinen Namen von der bataviſchen Hülfsſchaar, die hier lag, empfing. Weiter die Donau hinab dehnte ſich die noriſche Provinz öſtlich bis zum Wienerwald und ſüdlich bis zum oberen Lauf der Sau aus. Auch hier wohnten meiſt celtiſche Stämme, die allmählich römiſche Sitte und Sprache annahmen. Am Einfluſſe der Enns in die Donau erhob ſich Lauriacum, das jetzige Lorch, wo die Donauflotte aufgeſtellt war und eine Legion lag; im Innern des Landes wurde bereits früh Celeja, das heutige Cilly, ſpäter Juvavum, jetzt Salzburg, von großer Bedeutung. Pannonien, die Provinz im Norden und Oſten von der Donau, im Süden von der mittleren und unteren Sau begrenzt, im Weſten an das römiſche Noricum ſich anſchließend, war hauptſächlich von illyriſchen Stämmen bevölkert. Vindobona, jetzt Wien; das wichtige Carnuntum, wenig unterhalb Wien an der Donau; Sabaria, jetzt Stein am Anger; Siſcia, jetzt Siſſek am Einfluß der Kulp in die Sau; Sirmium, nahe der Mündung der Sau, einſt ein prächtiger Ort und Reſidenz der Kaiſer während der Donaukriege, von dem ſich Ruinen bei dem Städtchen Mitrovitz finden; Pötovio, jetzt Pettau — alle dieſe Städte werden ſchon früh als wichtige Plätze in dieſer Provinz genannt und bezeichnen ſie als eine der bedeutendſten des Reichs.

Zu immer größerer Blüthe gediehen alle dieſe Provinzen und die Städte derſelben, als bei dem Ausſterben des Juliſchen Geſchlechts im Jahre 68 nach kurzen Wirren das Flaviſche Geſchlecht zur Herrſchaft gelangte und ſich um die Wohlfahrt des Reichs große Verdienſte erwarb. Nachdem auch dies Geſchlecht bald erloſchen und der alte Nerva durch den Senat zum Kaiſer erhoben war, folgte durch Adoptionen eine

Reihe der ausgezeichnetſten Herrſcher: Trajan, Hadrian, Antoninus Pius, Marcus Aurelius; Männer der verſchiedenſten Gaben und Beſtrebungen, aber darin eins, daß ſie das Wohl des Reichs mit allen ihren Kräften förderten. Es waren die ſchönſten Zeiten des römiſchen Reichs, eine ſo glückliche Epoche für die Menſchheit, daß das Andenken daran ſich unverlöſchbar durch die Jahrhunderte erhalten hat.

Nicht ohne ein peinigendes Gefühl ſeiner Dürftigkeit und Beſchränktheit ſah der Germane das Glück und die Herrlichkeit Roms. Es lockte ihn der Waffenglanz und der Siegesruhm der römiſchen Heere; mit Neid ſchaute er auf die üppigen Saatfelder Galliens; mit offenem Herzen bewunderte er die Größe und Hoheit, die überall auf römiſchem Boden ſeinem Blicke ſich darbot, und die Genüſſe eines ſchwelgeriſchen Lebens verführten auch ſeine Sinne. Was Wunder daher, wenn nicht allein die Stämme, welche ſich ſchon jenſeits des Rheins auf römiſchem Boden niedergelaſſen hatten, mehr und mehr ihre alte Sitte und Weiſe verlernten und ſich der angeſtammten Freiheit entwöhnten, ſondern auch die Germanen, welche noch in ihren alten Sitzen weilten, doch endlich Gefahr liefen der Macht des Römerthums zu unterliegen.

Wenn auch die Kriege an den Grenzen öfters wieder ausbrachen, hatten ſich doch allmählich freundlichere Beziehungen zwiſchen den Römern und den meiſten deutſchen Stämmen geſtaltet. Verträge und Bündniſſe wurden mit Rom geſchloſſen; manche Völkerſchaften traten unter den Schutz des römiſchen Staates und in ſeinen Dienſt; andere ließen ſich Könige gefallen, die ihre Gewalt unter Roms Einfluß übten, nachdem ſie am Throne der Kaiſer die Künſte und Mittel der Herrſchaft kennen gelernt hatten — ſelbſt die freien Cherusker beugten ſich ſolchen Königen —; ſchon durchzogen römiſche Kaufleute die deutſchen Länder und ſteigerten die Begierden und die Bedürfniſſe der nordiſchen Völker.

Mehr als die Kriege bedrohte dieſer friedliche Verkehr die Freiheit der Deutſchen, und auf das Aeußerſte ſchien ſie gefährdet, als gegen das Ende des erſten Jahrhunderts noch einmal die römiſche Weltmacht in raſchem Anwachs begriffen war. Die britanniſche Inſel wurde unterworfen, dann die Länder am linken Ufer der unteren Donau unter dem Namen Dacien zur Provinz gemacht: von allen Seiten waren die deutſchen Stämme überflügelt, und ſchon fiel auch das Land zwiſchen dem Oberrhein und der oberen Donau in die Hände der Römer, die es mit

galliſchen Koloniſten bevölkerten und durch einen befeſtigten Wall und Graben ſchützten, der an der Donau oberhalb Regensburg begann und bei Coblenz am Rhein endigte. Vom Neckar bis nach Regensburg führte man eine große Heerſtraße, und Städte, wie Aurelia Aquenſis, das jetzige Baden-Baden, erſtanden in dieſem römiſchen Zehntland. So hatten die Römer denn alſo doch auf dem rechten Rheinufer feſten Fuß gefaßt, und bis auf die Nordgrenze der noriſchen und pannoniſchen Provinz war das linke Donauufer ganz in ihrer Gewalt. Waffengewalt und Künſte der Verführung, hofften die Kaiſer, würden nun bald ganz Germanien ihnen zu Füßen legen.

Aber ſtärker als alle Verführungskünſte war die Freiheitsliebe der Germanen. Leicht, wie ſie geſchloſſen waren, löſten ſich jene Bündniſſe; die Rom gehorſamen Könige vermochten nicht ihre Macht dauernd zu befeſtigen, und der kriegeriſche Geiſt des Volkes, mochte er auch den römiſchen Feldherren eine Zeit lang dienſtbar ſein, fühlte ſich am Ende doch befriedigter, wenn es galt die angeſtammte Freiheit zu ſchützen. Ob die Germanen mit der Schwelgerei und dem Luxus Roms vertrauter wurden, ſie blieben im Ganzen ihren einfachen Sitten treu, und der ſchlichte Barbar war in den Augen Roms ſo ſeltſam und auffällig, daß man ſich darin gefiel ſeine Tracht, Art und Sitte nachzuäffen. Daß dieſe Germanen ſo hartnäckig die Freiheit dem glänzenden Looſe vorzogen, das ihrer unter Roms Herrſchaft wartete, war den Römern nicht minder ein Wunder, als den Germanen Roms Größe und Macht. Voll Staunen erzählt ein römiſcher Schriftſteller, der im germaniſchen Lande geweſen war, von den Wohnſitzen der Chauken, wie die Meeresfluth das Land dort weithin überſchwemme, die Hütten der Menſchen auf Erdhügeln ſtänden, wo ſie ihr Leben dahinbrächten Seefahrern gleich, wenn die Fluth eintritt, und Schiffbrüchigen gleich, wenn ſie zurückweicht; wie dieſe Menſchen ſich nicht einmal Vieh halten könnten, da weit umher kein Strauch gedeihe, und ſie ſich deshalb allein von Fiſchen nährten, die ſie in ſchlechten Netzen, aus Schilf und Sumpfgras geflochten, ſich einfingen, während Regenwaſſer ihr einziges Getränk ſei. „Und wenn dieſe Stämme heute" — ruft er aus — „von dem römiſchen Volke beſiegt werden, ſo klagen ſie über Sklaverei. Ja, fürwahr, Viele ſchont das Geſchick nur zu ihrer Strafe!"

Aber es gab zu Rom einen tiefblickenden Mann, der, obwohl Römer durch und durch, mit den Germanen fühlte und es begriff, weshalb

ſie die Armuth der Freiheit mit dem blendenden Glanze der Sklaverei nicht vertauſchen wollten. Es war Cornelius Tacitus, der es klaren Geiſtes durchſchaute, wie mit der erſtorbenen Freiheit der Römer allem täuſchenden Scheine zum Trotz auch der Ruhm ihres Namens mehr und mehr ſinke, wie ihre Herrſchaft in dem Freiheitsſinn der Germanen eine undurchbrechbare Schranke finde und die Kraft dieſes jugendlichen Kriegervolks, das in Schlichtheit und Einfalt der Sitten heranwachſe, dem alternden Rom nicht nur unüberwindlich, ſondern auf die Dauer verderblich werden müſſe. Er war es, der unaufhörlich ſeine Blicke und die Gedanken ſeiner Zeitgenoſſen auf die freien Germanen lenkte, der den Römern zeigte, wie jene durch dieſelben Tugenden ſtark ſeien, die einſt Rom zu ſeiner Größe erhoben hätten und nun in Lüſten und ſklaviſcher Kriecherei verkämen, wie jene mehr als zweihundertjährigen Kämpfe mit den Germanen, die ſo oft beſiegt, doch niemals unterworfen ſeien, Rom an ſeinen Fall erinnerten und wie ungleich der Kampf zwiſchen Freiheit und deſpotiſcher Gewalt ſei. „Nicht die Samniter," ſagt er, „nicht die Punier, nicht die Spanier oder Gallier, ſelbſt die Parther nicht, haben uns ſo oft gemahnt. Aber gewaltiger auch, als des Partherkönigs Macht, iſt die Freiheit der Germanen." Er ſah ſchaudernd im Geiſte Rom durch germaniſche Kriegsſchaaren untergehen und wußte keinen beſſeren Wunſch für ſein Vaterland zu hegen, als daß der alte Hader der Germanen unter einander für immerdar ihnen bleibe und ſie nie ſich vereint gegen Rom wenden möchten. „Denn da die Stunde des Reichs herannaht, kann uns das Glück ſchon Größeres nicht mehr gewähren als die Zwietracht unſerer Feinde."

4.

Schwäche und Herſtellung des römiſchen Reichs.

Tacitus Worte waren prophetiſch. Schon zwei Menſchenalter nachher traten deutliche Anzeichen des nahenden Verderbens ein; es regten ſich gewaltig die Völker am Rhein und an der Donau.

Die Regierung des trefflichen Kaiſers Marcus Aurelius war durch vielfache Unglücksfälle bezeichnet. Er fand durch den langen Frieden die

Kraft der Heere gebrochen, die Zucht aufgelöst; ein aufrührerischer Geist trat in den Legionen hervor, und bald brach die Empörung offen aus; die Bevölkerung des Reichs war in Genußsucht und Trägheit versunken und die Sitten im ärgerlichsten Verfall. Die Schwäche des Reichs entging den Parthern, den alten Feinden Roms, nicht; sie fielen in des Kaisers Gebiet ein und vernichteten seine Streitmacht. Ein lange andauernder Krieg entspann sich im Osten, der mit schwankendem Erfolge geführt wurde und in seinem Gefolge die Pest unter die römischen Heere brachte, die sich schnell über Kleinasien, Griechenland, Italien und Gallien verbreitete und unzählige Menschenleben wegraffte. Das war der Zeitpunkt, wo die Germanen, die so lange im Süden und Westen durch Gräben, Wälle und Festungen zurückgehalten waren und inzwischen nach dem Osten Europas ihre Waffen gewendet hatten, endlich hier auch gehemmt und eingeengt von den Slawen, wieder die alte Straße ihrer Eroberungszüge einschlugen.

Schon im Jahre 162 fielen suevische Schaaren in Rätien, gleichzeitig die Chauken in Belgien, die Chatten in das römische Gebiet am linken Rheinufer ein. Es gelang sie zurückzutreiben; als aber die Noth des Reiches wuchs, wurde fünf Jahre später die ganze Donaulinie von unübersehbaren Kriegsschaaren angegriffen, die besonders Pannonien weithin überschwemmten und über die Alpen bis Aquileja verheerend vordrangen. Meist waren es germanische Stämme, dem großen Verbande der Sueven angehörig: Markomannen, Quaden, Hermunduren, Langobarden traten in erster Stelle hervor, neben ihnen die östlich wohnenden Stämme der Vandalen, Alanen, Gothen und Bastarner; aber schon waren auch slawische Stämme in der vordringenden Völkermasse. Ein langer gefahrvoller Krieg entspann sich, Niederlagen wechselten mit Siegen, Verträge wurden geschlossen und bald gebrochen; der tapfere Marcus Aurelius hat seine Regierung hauptsächlich in diesen Kämpfen verbracht und das Ende derselben nicht mehr gesehen. An den Ufern der Donau ereilte ihn der Tod, und sein unwürdiger Sohn, der feige und tief in Lüste versunkene Commodus, mußte mit großen Opfern den Frieden erkaufen (182). Die germanischen Stämme, welche das Reich angegriffen hatten, erhielten doch wenig später, was sie verlangten; theils wurden sie massenweise in die römischen Heere eingereiht, theils in das römische Gebiet aufgenommen und an den Grenzen angesiedelt, um diese gegen die Angriffe anderer Feinde zu schützen, ja selbst in den

inneren Theilen des Reichs wurden ihnen Länder und Wohnsitze zu ihrem Unterhalte angewiesen.

Die Schwäche des Reichs war den Germanen offenbar. Bald lockte die Lust zu Abenteuern und die Aussicht auf reichen Gewinn neue Schaaren über die Grenzen, und um so gefahrvoller gestaltete sich der Kampf für die Römer, als nach der Ermordung des Commodus die Ordnung im Innern des Reichs sich löste und die Kriegsschaaren die Einsetzung der Kaiser willkürlich an sich rissen. Um die Herrschaft stritten nun die Führer der Legionen unter einander. Der Bürgerkrieg durchtobte das Reich und brach seine Kräfte, während zu derselben Zeit in den deutschen Völkern gewaltige Veränderungen vorgingen, welche ihre Macht gegen äußere Feinde nachhaltig verstärkten.

Im dritten Jahrhundert war es, wo die alten Stammnamen zum großen Theil verklangen, indem zugleich die engen und kleinen Volksgemeinden der Deutschen untergingen; in größeren Stammesverbindungen treten sie fortan, und meist unter neuen Namen, auf. Wir hören wenig mehr von Sikambrern, Chauken, Ampsivariern, Cheruskern, Brukterern und Chatten; der Name der Franken umfaßt fortan die Völkerschaften am niederen Rhein, während die Stämme an der Weser und niederen Elbe den Namen der Sachsen annehmen, der früher nur ein unbedeutendes Volk an der Niederelbe bezeichnet hatte; die suevischen Stämme am Main und in der Nähe des Grenzwalles bis zur Donau hin nennen sich zusammt nun Alamannen, und die in der weiten östlichen Ebene wohnenden Völkerschaften, die sich der Herrschaft der Gothen gebeugt hatten, bezeichnen sich gemeinhin in ihrer Gesammtheit nach dem herrschenden Stamme, obgleich die alten Namen der besonderen Stämme, die Namen der Alanen, Vandalen, Heruler u. s. w., hier nie ganz verschwanden. An der mittleren Elbe behaupteten die Langobarden, an der Küste der Nordsee die Friesen ihren alten Namen, doch gewann auch er, wie es scheint, einen weiteren und ausgedehnteren Sinn. In dem Innern des Landes saßen die Burgunder und Thüringer, auch sie bald an der Spitze einer umfänglicheren Herrschaft.

In dieser Wandelung der Namen wird eine der größten Umgestaltungen ersichtlich, welche die deutschen Stämme allmählich und unvermerkt erfahren hatten; aus den kleineren Gemeinden bildeten sich größere, und Körperschaften, die bis dahin ein gesondertes Leben geführt hatten, einigten sich für alle Zukunft. Denn es war in den meisten Fällen kein

loses und äußerliches Band, durch welches sich Gau nun mit Gau zusammenschloß, vielmehr war es so fest und zähe, daß aller Wechsel der Zeiten es nicht wieder zu lösen vermochte. Verwandtschaft der Naturanlage, Sprache und Sitte haben gewiß Manches dazu beigetragen, um endlich doch den alten Sondertrieb der Germanen mindestens so weit zu überwältigen, daß kleinere Stämme zu größeren Völkermassen verschmolzen; aber mehr that zuverlässig der Zwang der Noth. Von allen Seiten von äußeren Feinden bedrängt, nach allen Seiten im Kampfe, mußten die Völkerschaften sich im Innern gegen einander schützen und der Nachbar entweder dem Nachbar die Hand reichen oder ihn seinem Gebot zu unterwerfen wissen. Wie sich in den einzelnen Fällen die Veränderung vollzogen hat, wissen wir nicht; aber gewiß ist sie auf die verschiedenartigste Weise erfolgt. Manche Stämme werden durch Vertrag sich gütlich mit den Nachbarn verbündet, andere gezwungen dem mächtigeren Nachbar den Vorrang eingeräumt haben, nachdem sie zu ihrem Unglück das Glück der Waffen versucht hatten; schutzflehend vor einem siegreichen Feinde werden noch andere sich mit Bruderstämmen verschmolzen haben; endlich wird die in einem und dem anderen Stamme neu sich erhebende Königsmacht nicht selten auch der Freiheit benachbarter Völker verderblich geworden sein.

Denn in dieser Zeit andauernden Kampfes, sei es zur Abwehr der Feinde vom Osten, sei es zum Angriff auf die Feinde im Westen, erhob die Mehrzahl der Germanen Könige über sich; jetzt, da fast ihr ganzes staatliches Leben im Heerwesen aufging und sie sich von Krieg in Krieg, von Waffenzug in Waffenzug stürzten, mußte sich ihnen die Nothwendigkeit aufdrängen, die höchste Gewalt *einem* Manne zu übertragen und aus ihren Adelsgeschlechtern ein königliches an die Spitze des Staates zu stellen. Solche Zeiten mußten zugleich die königliche Gewalt, wo sie schon von alter Zeit her bestand, mehr und mehr erstarken machen, wie selbst bei den Stämmen, die noch keine Könige erhielten, tief auf den Geist und die Formen der Verfassung einwirken. Ueber den Gaugemeinden erhob sich überall eine Landesgemeinde, sei es daß sie nur von Abgeordneten der einzelnen Gaue beschickt wurde, wie es bei den Sachsen geschah, sei es daß alle freien Männer auf derselben erscheinen durften, wie bei den Franken, oder daß endlich die Gaufürsten allein zusammentraten, um die allgemeinen Landesangelegenheiten zu entscheiden. Eine höhere allgemeinere Ordnung stellte sich über die kleineren vereinzelten

Kreiſe; damit war zur Einigung der deutſchen Völker ein gewaltiger Schritt geſchehen, und bald trat an den Tag, wie ſehr die größere Einheit auch die innere Kraft der Völker ſteigerte.

Im Anfange des dritten Jahrhunderts wurden am Rhein und der Donau zugleich die Grenzwehren des Reichs durchbrochen; im Oſten traten die Gothen, im Weſten die Alamannen in den Kampf gegen die Römer (213). Nichts half es mehr, daß man durch Militärkolonien die Grenzen zu ſchützen ſuchte, indem man hier an die Veteranen Grundſtücke unter der Bedingung ſtätiger Kriegshülfe ſteuerfrei austheilte; nichts half es ſelbſt, daß man durch eine Empörung Mariminus, einen Kriegsmann von roher Tapferkeit, den nur ſeine germaniſche Geburt empfahl — er war in Thracien von einem gothiſchen Vater und einer alaniſchen Mutter geboren —, auf den Kaiſerthron erhob (235) und gedungene Germanenheere gegen die freien Deutſchen führte; dauernd ſchien den heranſtürmenden Völkerfluthen Nichts mehr gebieten zu können. Zwar drang Mariminus mit verwegener Tapferkeit noch einmal tief in die germaniſchen Länder ein, bis unwegſame Sümpfe und dichte Wälder ſeinem Marſche ein Ziel ſetzten; aber doch mußten eben damals die Römer das rechte Rheinufer völlig räumen. Die letzten römiſchen Ueberreſte, die man im Zehntlande findet, gehören der Zeit dieſes Kaiſers an. Und wäre damit die Ruhe des Reichs erkauft worden!

Kaum waren die Alamannen zurückgetrieben, ſo brachen die Franken über den Rhein und durchzogen plündernd ganz Gallien (237); zugleich gingen mit ſtärkeren Heeresmaſſen, als je zuvor, die Gothen über die untere Donau. Im Kampfe gegen ſie fiel Kaiſer Decius (251), und kein anderes Mittel gab es ſich ihrer zu erwehren, als den Frieden zu erkaufen, ſich tributpflichtig zu machen und den größten Theil Daciens ihnen zu überlaſſen.

Schon damals ſchien jene letzte Stunde des Reichs, von der Tacitus geſprochen hatte, mit allen ihren Schrecken einzubrechen. Kaum hatte man das Feſt des tauſendjährigen Beſtandes Roms gefeiert, ſo ſtürmte von innen und außen jegliches Verderben herein, um den eitlen Wahn ewiger Größe dem ſtolzen Römervolke zu rauben. Schnell nach einander fielen mehrere Kaiſer durch Mord; die Provinzen löſten ſich vom Mittelpunkt des Reichs ab; in jeder wählten die Legionen ſich ihren eigenen Herrn, und innere Kriege ohne Ende führten dieſe Tyrannen unter ſich zu ihrem eigenen Verderben und zum Schaden des

Digitized by Google

Reichs. Da stiegen die Alamannen und Markomannen über die Alpen und schweiften ungehindert durch die volkreichen Gegenden Italiens bis an die Mauern Roms. Die Franken plünderten Gallien; nicht allein vom Niederrhein landeinwärts vordringend griffen sie das römische Gebiet an, sondern auf leichten Nachen wagten sie sich schon weit in die See, landeten plündernd an den Küsten Galliens und Spaniens und fuhren mit staunenswerther Beherztheit auf ihren zerbrechlichen Kielen in das mittelländische Meer ein. Schon zeigten sich auch die Sachsen zur See; auf kleinen Kähnen, aus Ruthen geflochten und mit Leder überzogen, steuerten sie hinaus und machten sich den Küsten Britanniens und Galliens furchtbar, die geschicktesten aller Seeleute, die gefürchtetsten Räuber der Meere. Durch reiche Beute und glänzende Waffenthaten ermuthigt, stürmten zu derselben Zeit die Gothen weiter und weiter in die Welt und unternahmen die wunderbarsten Heereszüge. Nicht allein durch Thracien und Macedonien bahnten sie sich Weg, bis in Griechenland drangen sie ein; Athen, Sparta, Korinth, alle jene hochgefeierten Sitze der höchsten Kultur des Abendlandes, wurden von ihnen geplündert. Indessen befuhren ihre Flotten das schwarze Meer; ihre Kriegsschaaren landeten an der asiatischen Küste, durchzogen plündernd die damals noch reichen Städte Klein-Asiens, und abermals sank der Tempel der Diana zu Ephesus in Asche.

Aber Roms Stunde hatte noch nicht geschlagen. Als der ruchlose Gallienus durch Mord gefallen war, erhoben die Legionen den trefflichen Marcus Aurelius Claudius zum Kaiser; freudig bestätigte der Senat die vorzügliche Wahl. Kühnen Muths zog Claudius, sobald die Gothen einen neuen Beutezug antraten, mit einem fast von allen Waffen entblößten Heere ihnen entgegen. Als er des Feindes ansichtig wurde, schrieb er dem Senate: „Ich stehe vor den Augen der Feinde und bin im Begriff mich mit ihnen zu schlagen. Sie sind 320,000 Mann stark. Ueberwinde ich sie, so werdet ihr hoffentlich es mir danken; unterliege ich, so bedenkt, daß ich nach der Regierung des Gallienus fechte. Das ganze Reich ist ausgesogen und erschöpft, theils von ihm, theils von den vielen Tyrannen, die sich zu seiner Zeit erhoben und die Provinzen verwüstet haben; es fehlt uns sogar an Schilden, Schwertern und Spießen. Wenn wir so auch nur etwas erreichen, verdienen wir Bewunderung.“ Claudius errang bei Nissa, an der Grenze von Bulgarien und Serbien, einen vollständigen Sieg, vernichtete dann die Flotte der

Gothen und nahm ihnen ſo die Rückkehr (269). Er ſchrieb nach dieſen Siegen: „Wir haben ein Heer von 320,000 Gothen aufs Haupt geſchlagen, ihre Flotte, die aus 2000 Segeln beſtand, vernichtet. Die Felder und Ufer ſind mit Schwertern, Schilden und Leichen bedeckt.“ Dieſe Siege retteten Rom, aber ſchon ein Jahr nachher ſtarb Claudius zu Sirmium an der Peſt.

Wie Claudius es ſterbend gewünſcht hatte, folgte ihm im Reiche ſein Feldherr Aurelian, der das begonnene Werk vollendete und ſich den ehrenden Beinamen des „Wiederherſtellers des Staates“ gewann. Es gelang ihm den Aufſtand in den Provinzen niederzukämpfen und das Reich wieder zu vereinigen. Er ſchlug die Alamannen, die abermals in Italien eingedrungen waren, und ſchloß mit den Gothen Frieden. In unaufhörlichen Kämpfen gelangte er zu dieſem Ziele, ſeine ganze Regierung verlief ſich in Kriegszügen, ſein ganzes Reich war gleichſam ein Kriegslager; er war es, der Rom befeſtigte und mit jenen hohen Mauern ſchützte, die noch jetzt die Stadt umſchließen. Aber nicht ohne große Opfer kam er zum Ziele; Dacien, das ſchon nicht mehr zu vertheidigen war, gab er den Gothen preis.

Schon glaubte man nach Aurelians Ermordung eines kriegeriſchen Fürſten entrathen zu können und erhob den Senator Tacitus auf den Thron (276); doch nur zu bald machte ſich das Verlangen nach einem tüchtigen Kriegsmanne wieder geltend, und die Legionen riefen den tapferen Probus als Kaiſer aus. Noch einmal tauchte da der Gedanke auf Germanien zu unterwerfen, den furchtbaren Feind in ſeinem eigenen Lande aufzuſuchen und hier für immer zu vernichten. Probus kämpfte mit Glück, trieb die Alamannen und Franken über den Rhein, die Gothen über die Donau zurück und drang tief in Germanien ein. Aber viel fehlte daran, daß er die Stämme, die im Innern wohnten, hätte dauernd unterwerfen können; es blieb ihm zuletzt doch kein anderes Mittel, um die Grenzen des Reichs vor den Germanen zu wahren, als an den Ufern der Rheins und der Donau von Neuem germaniſche Stämme als Grenzwächter anzuſiedeln und die römiſchen Legionen mit Germanen zu füllen. Indeſſen war wirklich die drohendſte Gefahr für das Reich beſeitigt, und als nach kurzen Wirren Dioeletian von den Legionen die höchſte Gewalt überkam (284), konnte er daran denken, durch neue Einrichtungen im Innern das Reich für die Folge zu befeſtigen und zu ſtärken.

Mit jenem ungemeinen Verſtande, der Diocletian auszeichnete, durchſchaute er leicht, daß nicht durch die Erweckung freier Formen, ſondern nur durch die größte Vereinigung aller Macht in der Hand des Herrſchers der hinfällige Staat zu retten ſei, daß aber zugleich die höchſte Gewalt, die frei über dem Ganzen ſchalte, weit über das Treiben der anderen Menſchen erhoben und dem Widerſtreit der Parteien entzogen werden müſſe. Die Deſpotien des Orients wurden ſein Vorbild; von den Perſerkönigen nahm er das Diadem als Abzeichen der höchſten Gewalt an; mit den ſteifen, aber zugleich imponirenden Formen des orientaliſchen Hofceremoniells umgab er ſeinen Thron, den er nicht zu Rom, ſondern im fernen Oſten zu Nicomedien aufſchlug. Zum Staube ſich beugend mußten nun die Römer ihren Kaiſer begrüßen, mit der Anrede „Herr“ ſich ihm nahen, die bis dahin nur der Sklave an ſeinen Gebieter zu richten pflegte; Alles mußte die heilige Gottheit des Kaiſers verehren. Dem Senat, der bisher noch einen Schimmer von Anſehen behalten hatte, wurde jede Theilnahme an den Angelegenheiten des Reichs entzogen. Das Volk der römiſchen Stadt, des Kaiſers und ſeines Hofes beraubt, hatte ſich daran zu gewöhnen, daß es nicht mehr galt als die Bevölkerung jeder anderen größeren Stadt im Reiche. Italien verlor mit der Freiheit von der Grund- und Kopfſteuer ſeinen wichtigſten Vorzug vor den Provinzen. Alle Unterſchiede wurden möglichſt beſeitigt, das Andenken der Vorzeit verwiſcht, eine völlig neue Ordnung ſollte beginnen.

Um die innere Verwaltung der Länder leichter zu beaufſichtigen, die Grenzen beſſer gegen die Angriffe der Feinde zu vertheidigen, ſchied Diocletian die Regierung der weſtlichen Theile des Reichs von der der öſtlichen und übergab jene ſeinem Waffengenoſſen Maximian, der ſeinen Sitz zu Mailand nahm. Diocletian und Maximian führten den Titel Auguſtus; neben ihnen wurden für das Morgenland und Abendland noch zwei beſondere Cäſaren ernannt, Gehülfen des Regiments, vornehmlich für die Anführung der Heere, und zugleich zu Nachfolgern der Oberherrſcher im voraus beſtimmt; denn für immer ſollte das Kaiſerthum der Wahl der Legionen entzogen werden. Wenn durch ſolche Theilung der Geſchäfte eine gewiſſe Spaltung in dem Reiche eintrat, ſo wurde das Ganze doch dadurch wieder enger verbunden, daß die letzte entſcheidende Gewalt in der Hand des älteren Auguſtus blieb, daß die Geſetzgebung und Verwaltung in allen Theilen des Reichs dieſelben, die

hohen Staats- und Hofämter dem Ganzen gemeinſchaftlich waren. Die ſpäteren Jahrhunderte haben auf dem Grunde fortgebaut, den Diocletian gelegt hatte; nur jene Theilung der Regierung erwies ſich ſofort als nachtheilig und drohte alsbald das Reich für immer zu zerreißen.

Lange bekämpften ſich, als Diocletian freiwillig der Gewalt entſagt hatte, die Auguſten und Cäſaren unter einander, bis es endlich Conſtantin dem Großen gelang, alle ſeine Widerſacher zu beſeitigen und ſich allein an die Spitze des weiten Reichs zu ſtellen (324).

Was Diocletian begonnen hatte, vollendete Conſtantin. Auch er theilte das Reich; in vier Statthalterſchaften zerfiel es fortan, an deren Spitze er ſeine Präfecten ſtellte. Aber dieſe erhielten nur die bürgerliche Verwaltung und das Gerichtsweſen; die Kriegsmacht wurde, damit die Gewalt der Präfecten nicht zu ſehr wachſe, ihnen entzogen und unter beſondere Befehlshaber geſtellt. Jede Statthalterſchaft war in mehrere Diöceſen getheilt, dieſe wiederum in Provinzen und dieſe endlich in ſtädtiſche Territorien. Ueberall Theilung der Gewalt; Einheit derſelben allein im Kaiſer. Auf den Städten, als den Grundſteinen des Staatsgebäudes, das ſich von ihnen pyramidaliſch bis zu der höchſten Spitze der kaiſerlichen Gewalt erhob, ruhte mit erdrückender Schwere die ganze furchtbare Laſt deſſelben, und vernichtet ſank bald der Wohlſtand derſelben und damit der letzte Reſt ſelbſtſtändig politiſchen Lebens im Römerreiche dahin. Die Städte mußten den Hof, die Beamten, das Heer und ſich ſelbſt erhalten; ſie hatten die Steuern aufzubringen, und es galt ſchon damals als die höchſte Regierungskunſt, die Steuern ſo hoch wie möglich zu ſchrauben und auf das Schonungsloſeſte beizutreiben. Denn immer neuer und immer höherer Summen bedurfte es, um die Habgier der zahlloſen Beamten zu befriedigen, um den Glanz des Hofes zu erhalten und jene imponirende Truppenmacht zu ernähren, die den Frieden im Innern und die Ruhe an den Grenzen zu ſichern hatte.

Eine übergroße Zahl von Hof-, Militär- und Civilbeamten erforderte die neue Ordnung des Staates; mit ängſtlicher Sorgfalt waren alle Verhältniſſe derſelben geordnet, ihre Gehalte, Privilegien, Titel und Abzeichen beſtimmt. Es bildete ſich eine große Beamtenariſtokratie aus, die ſich erblich in dem Beſitz ihrer Einkünfte und Würden zu befeſtigen ſuchte, wenngleich die Ernennung zu den einzelnen Aemtern dem Kaiſer vorbehalten blieb. Schon wurde der Rang der höheren Beamten auch Perſonen, ohne daß ſie wirklich im Staatsdienſt ſtanden, durch

Ehrendiplom ertheilt; es erhob ſich neben dem Verdienſt- ein Briefadel, beide ihren Glanz von dem Abglanz des Thrones empfangend.

Zum Sitz des neuen Kaiſerreichs machte Conſtantin das alte Byzanz, das er mit großer Pracht herſtellte und Neu-Rom benannte, das ſpäter aber von ihm den Namen Conſtantinopel erhielt; er umgab ſich hier mit einem Senat, der jedoch wie der des alten Rom nur ſelten und in untergeordneten Staatsangelegenheiten zu Rathe gezogen wurde und faſt allein die Bedeutung eines Stadtraths hatte. Wichtiger war das Conſiſtorium, der Staatsrath des Kaiſers, in dem vornehmlich die erſten Hofbeamten, der Oberkammerherr, der Reichskanzler, der Staatsſecretair, der Miniſter des öffentlichen Schatzes, der Verwalter des kaiſerlichen Privatvermögens und die Befehlshaber der kaiſerlichen Leibtruppen neben den Staatsräthen ihren Sitz hatten. Noch gab es Conſuln, Prätoren und Quäſtoren, koſtſpielige Ehrenämter, aber ohne Bedeutung für den Staat. Neben dem Geſtirn des neuen Roms erblich der Glanz der alten Weltſtadt, und ihre alten Würden und Ehren wurden leere Schattenbilder ohne Weſenheit und Haltung.

So war denn das Ziel erreicht, nach dem ſo lange die römiſchen Herrſcher geſtrebt hatten und zu dem die Entwickelung der Dinge ſelbſt zu drängen ſchien. Eine Deſpotie war errichtet, wie ſie Europa noch nie gekannt hatte; die römiſche Welt lag geknechtet zu den Füßen des Kaiſers, und der Zwang ſeiner Herrſchaft war unwiderſtehlich, ſo weit ſein Reich ſich erſtreckte. Unleugbar iſt es, daß durch die Strenge deſpotiſcher Geſetze Ruhe, Ordnung und Sicherheit in die römiſchen Länder zurückkehrte, wie es ſogar als Nothwendigkeit erſcheinen kann, daß mit den eiſernen Banden der Furcht und des Schreckens der Staat umſchloſſen wurde. Denn kaum anders ließ er ſich ſelbſt erhalten und mit ihm alle die Güter, die er überkommen und die er, ob er ſie ſelbſt nicht in ihrem Werthe erkannte, doch der Zukunft zu ſichern Pflicht und Beruf hatte. Nicht nur die ſchönſten und erhabenſten Erzeugniſſe alter Kunſt und Wiſſenſchaft, ſondern überhaupt Alles, was nur der menſchliche Geiſt bisher in allen Gebieten des Lebens Großes erfunden hatte, die ganze Summe der Vergangenheit, der Entwickelung des Menſchengeſchlechts ließ ſich, wie es ſcheint, nur auf dieſe Weiſe retten. Nothwendig wird deshalb dieſe Deſpotie erſcheinen; aber das Verderben war darum nicht minder in ihrem Gefolge für alle die Völker, welche ſie betraf. Unter dem Druck eines prunkſüchtigen, unerſättlichen Hofs, eines

unzähligen Beamtenſtandes, der durch den Schutz kaiſerlicher Allmacht unantaſtbar war, eines gewaltigen Heeres, das nicht für das Vaterland, ſondern für Geld und Gut ſein Blut vergoß, ſank in kurzer Friſt der Wohlſtand des Reichs und die blühendſten Provinzen wurden zu Einöden. Als die Freiheit erſtarb, drängte ſich der Egoismus überall an die Stelle der Tugend. Der gerade Mann bog den Rücken, der Mund der Wahrheit bequemte ſich zur Schmeichelei und Lüge, einſt tapfere und thatkräftige Geſchlechter verſanken rettungslos in Lüſte und Feigheit. Bald war es nicht mehr möglich, aus römiſchen Bürgern — und römiſche Bürger waren längſt alle freigeborenen Einwohner des Reichs — ein Heer zuſammenzubringen, welches dem Feinde Stand hielt; Barbaren allein ſchlugen fortan die Schlachten der Kaiſer. Nur in Luſtbarkeiten und Sinnengenuß lebte das feile, feige und faule Geſchlecht, welches ſich nach Romulus nannte.

Die alte Welt erſtarb in Knechtſchaft; neue Mächte mußten die Freiheit der Menſchheit zurückgeben und eine beſſere Zeit gebären.

5.

Verbreitung des Chriſtenthums unter Römern und Gothen.

Oft ſcheint es, als ob die Dinge dieſer Welt in einem ewigen Wechſel kreiſten und mit dem Umlauf der Zeiten wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehrten. Irrig aber wäre es zu glauben, daß die Geſchichte in der Monarchie Conſtantins nach vielen Jahrhunderten doch endlich nur zu den Formen ſtaatlichen Lebens zurückgeführt hätte, die ſich einſt in den großen Deſpotien des Orients ausgebildet hatten. Wie viel fehlte daran! Die Begriffe von Staat, Recht und Geſetz, welche Rom in beſſeren Zeiten ſcharf ausgeprägt hatte, konnten nicht mehr untergehen; bewahrte doch Conſtantins Reich ſelbſt den Namen der Republik, und wurde doch, gerade als die freien, den Einzelnen ſchützenden Inſtitutionen des öffentlichen Lebens dahinſanken, das Privatrecht mit deſto gewiſſenhafterer Sorgfalt gepflegt. Und mehr als alles das: zu derſelben Zeit, wo Conſtantin jede ſelbſtſtändige Macht im Reiche niedergeworfen zu haben wähnte, erhob er ſelbſt, indem er das Chriſtenthum

zur bevorzugten Religion in seinem Staate machte, in der christlichen Kirche eine neue Gewalt von damals noch ungeahnter Stärke, welche der Willkür der Herrscher nicht allein eine Schranke setzte, sondern dem Staate selbst dereinst Gefahr bringen sollte. —

Mit großer Schnelligkeit, getragen von seiner inneren göttlichen Kraft und gefördert durch die enge Verbindung des Reichs, hatte das Christenthum von Judäa aus sich über die ganze römische Welt verbreitet. War gleich die Zahl seiner Bekenner während des ersten Jahrhunderts nicht übergroß, so fanden doch die tiefsten und edelsten Gemüther, sobald Gott ihr Herz dem Glauben erschlossen hatte, in demselben einen Frieden, den ihnen die Welt — und zumal jene Welt — nicht geben und auch mit ihrem Hohn und Spott, ja selbst durch grausame Verfolgungen nicht rauben konnte. Die Schaar der Gläubigen wuchs mehr und mehr und erregte schon im zweiten Jahrhundert so sehr die Besorgniß der Kaiser und der heidnischen Massen, daß über das ganze Reich hin die äußersten Gewaltmaßregeln gegen die Christen ergriffen wurden; aber das Blut der Märtyrer, das den Glauben ersticken sollte, wurde zum befruchtenden Thau, unter dem die Saat des Evangeliums nur desto dichter und kräftiger aufschoß.

Das Christenthum macht alle seine Bekenner zu Gliedern einer einzigen großen Liebesgemeinschaft, der Kirche, in der sich schon sichtlich hier auf Erden das große Gottesreich darstellt und die aller Orten wieder die Gläubigen zu engerer Vereinigung in besonderen Gemeinden sammelt, auf daß sie gemeinsam in Werken des Glaubens, der Liebe und Andacht dem Herrn dienen. Nach dem Vorbilde der jüdischen Synagogen, die weit über das römische Reich zerstreut waren, bildeten die ersten christlichen Gemeinden überall ihre Verfassung und ihre äußeren Ordnungen aus. Im Anfange galten alle ihre Mitglieder als gleichberechtigte Brüder, von denen jeder seiner Gemeinde mit der Gabe, die ihm der Herr verliehen, willig diente; auch gab es längere Zeit kein äußeres Band, welches die einzelnen Gemeinden verknüpfte, obschon sie alle durch den gleichen Glauben und die gleiche Liebe zum Herrn in der innigsten Eintracht standen. Bald traten jedoch Unterscheidungen mannigfacher Art, sowohl *in* den Gemeinden, wie *an* den Gemeinden hervor.

In den Gemeinden erhob sich, vornehmlich in Folge alttestamentlicher Begriffe und Vorstellungen, ein besonderer geistlicher Stand, der Klerus, der die Regierung der Gemeinde mehr und mehr an sich zog

und sich namentlich in den ausschließlichen Besitz der Lehre und der Leitung des Gottesdienstes setzte. Wie der Klerus sich von den Laien trennte, so spaltete er sich selbst dann wieder in eine vielgliedrige Hierarchie, an deren Spitze die Bischöfe standen. In gleicher Weise fing man an auch die Gemeinden unter einander zu ordnen und zu unterscheiden. Die Landgemeinden traten hinter den Stadtgemeinden zurück; diese hinter den großen Muttergemeinden, die in den Hauptstädten der Provinzen ihren Sitz hatten. Der Bischof der Hauptstadt, der Metropolit, erhob sich an Macht und Ansehn über die anderen Bischöfe der Provinz; unter seinem Vorsitz traten die Bischöfe zu Provinzialsynoden zusammen, um die allgemeinen Angelegenheiten ihrer Kirchen zu berathen. Unter den Metropoliten gewannen aber schon im dritten Jahrhundert ein besonderes Ansehen die Bischöfe von Antiochia, Alexandria und Rom, zu deren Range sich auch die von Constantinopel und Jerusalem in der Folge zu erheben wußten. Diese Bischöfe, deren bevorzugte Stellung theils auf ihren ausgedehnten Provinzen, indem sich selbst andere Metropoliten ihnen untergeordnet hatten, theils auf dem Alter ihrer Kirchen beruhten, nahmen bald allein den Ehrennamen der Patriarchen in Anspruch, den früher alle Bischöfe führten, und unter ihnen gewann durch besondere Gunst der Umstände der Bischof von Rom die größte und allgemeinste Anerkennung, weil er einmal im ganzen Westen ohne Nebenbuhler dastand und überdies seine Kirche nach dem allgemeinen Glauben vom Apostelfürsten Petrus selbst begründet war.

So hatte die christliche Kirche durch sich selbst eine geordnete Gestalt gewonnen, die ihr einen festen Bestand zu sichern schien und ihr die Erreichung ihrer ewigen und ihrer irdischen Zwecke erleichterte. Solche bestimmte Ordnungen waren um so unerläßlicher, als trotz aller Verfolgungen die Zahl der Christen in unaufhörlichem Anwachs begriffen war. Die Noth lehrte beten; als aber in den Zeiten der entsetzlichsten Bedrängniß die alten Götter taub gegen die Bitten der Gläubigen blieben, erstarb der Glaube an ihre Macht, und die schuldbelasteten Seelen und die geängsteten Gewissen wandten sich den christlichen Gemeinden zu, wo sie die Kraft des Gebets wiederfanden und der Erhörung desselben durch den Vater im Himmel gewiß wurden.

Noch Diocletian hatte in den christlichen Gemeinden gefährliche politische Verbindungen gesehen und sie deshalb auf die grausamste Weise verfolgt. Constantin blickte tiefer; er erkannte, daß das Christen-

thum für die Welt unüberwindlich, in und mit ihm aber der Sieg auch über die Welt gegeben sei, so daß der Staat, im Kampfe mit ihm stets gefährdet, aus dem Bunde mit ihm eine neue, unwiderstehliche Kraft empfangen würde. Deshalb erklärte er sich offen für den Christenglauben, begünstigte die Bischöfe auf alle Weise und bereicherte die Kirchen. Die neue Hauptstadt sollte nach seinem Willen eine Christenstadt durch und durch gleich von ihren Anfängen sein; der Uebertritt zum Christenthum, früher mit den härtesten Strafen bedroht, wurde nun ein dem Herrscher wohlgefälliges Werk, und gegen das Ende seines Lebens empfing er selbst noch die Taufe.

Bei großer Einbuße an innerer Kraft und wahrem Glaubensleben erwuchs der Kirche aus dieser nahen Verbindung mit dem Staate der Vortheil, daß sie bei einer eben damals ihre ganze Existenz bedrohenden Spaltung ihren Zusammenhang nicht nur erhielt, sondern sogar stärker einigende Formen gewann. Schon hatten sich nämlich bedeutende Männer im Morgen- wie im Abendlande bestrebt die großen Glaubenslehren des Christenthums nicht allein mit dem Herzen zu erfassen, sondern auch geistig zu durchdringen und systematisch zu verbinden; eine theologische Wissenschaft hatte sich gebildet, mit ihr aber drohten sofort dogmatische Streitigkeiten die innere und äußere Einheit der Kirche für immer zu lösen. Die Lehre des Arius, daß Christus göttlich, aber nicht Gott, nicht gottgleichen, sondern gottähnlichen Wesens sei, bewegte zu jener Zeit die ganze Christenheit, erhitzte die Gemüther der Gläubigen gegen einander, und einer großen Trennung der Kirche schien kaum noch vorzubeugen. Da berief Constantin das erste allgemeine Concil nach Nicäa, eine Reichssynode nach dem Muster der früheren Provinzialsynoden; hier wurde die Lehre des Arius von den versammelten Bischöfen verurtheilt und die wahre Lehre der Kirche in einem Glaubensbekenntniß festgestellt. Dem Beschlusse der Bischöfe gebot der Kaiser sich unbedingt zu fügen und sicherte so die Einheit der rechtgläubigen Kirche und ihrer Lehre (325).

Aber bei weitem größer als der Gewinn, den die Kirche aus ihrer Vereinigung mit dem Staate zog, waren offenbar die Vortheile, die dieser durch die Verbindung gewann. Eine Religion, welche gebietet: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!“ und „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat!“ eine Religion, welche ihre Bekenner anweist Zoll zu geben, wem Zoll gebührt, Furcht, dem

Furcht gebührt, Ehre, dem Ehre gebührt, welche es zur Pflicht macht, nicht allein dem gütigen und gelinden Herrn, sondern auch dem wunderlichen Herrn gehorsam zu sein, und in diesem Gehorsam ein Gott besonders wohlgefälliges Werk sieht, wie sie denn vor Allem die Tugenden des Duldens und der Ergebung erhebt; eine Religion endlich, welche das unbefriedigte Herz des Menschen nicht auf ein irdisches Glück, sondern auf die bessere, jenseitige Welt verweist — eine solche Religion verhieß jenem Staate, den Constantin begründete, eine festere Grundlage zu geben, als sie die am feinsten berechnende Staatsklugheit gewähren konnte.

Und doch fand andererseits gerade in dieser Religion die neubegründete Despotie die bestimmteste Grenze ihrer Gewalt und stieß hier auf eine undurchbrechbare Schranke. War es schon nicht ohne Bedeutung, daß die kirchliche Verfassung damals noch in vielen Beziehungen eine freie Bethätigung der Gemeinden zuließ und so die aus dem Staate verjagte Freiheit sich gleichsam in die Kirche flüchtete, daß ferner die Herrscher selbst in der Gemeinde sich als Brüder den Brüdern gleichstellen und sich als Laien den Geboten des Klerus unterordnen mußten; so war dies doch bei weitem das Wichtigste, daß in der Kirche eine Macht festen Bestand erhielt, die, obschon in der Welt stehend, doch sich in ihrem Ursprunge, ihren Zwecken und ihrem Endziel unmittelbar mit dem Ueberirdischen und Ewigen verknüpft, die deshalb von keiner menschlichen Gewalt in ihrem innersten Wesen anzutasten ist, zumal sie die Verheißung hat, daß sie die Welt doch endlich überwinden wird. Und diese Macht hatte in den Bischöfen Vertreter, die in dem Vollgefühl unbesieglicher Gotteskraft furchtlos die Herrscher darauf hinwiesen, daß es eine äußerste Grenze der Gewalt auch für die Obrigkeit gebe und jenseits derselben das Gebot für die Christen stehe: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen."

Auch nach Constantin hat das Heidenthum noch einmal die christliche Kirche zu verdrängen gesucht; auch der Zwiespalt über die Lehre brach abermals aus, und der neugeschlossene Bund zwischen Kirche und Staat drohte sich wieder zu lösen, bis endlich Theodosius durch kaiserliches Edict die Götzenopfer völlig verbot, den Arianismus als ketzerische Lehre im Römerreiche ausrottete und das Nicänische katholische Glaubensbekenntniß zur unbestrittenen Geltung brachte (381). Seitdem war das römische Reich ein christlicher Staat, und die einige katholische Kirche wurde Staatskirche. Wie wenig aber die Bischöfe sich deshalb willen-

los dem Kaiser zu beugen gedachten, erfuhr Theodosius an sich selbst. Wegen der Grausamkeiten, die der Kaiser bei der Bestrafung des aufständigen Thessalonich geübt hatte, schloß ihn der Bischof Ambrosius von Mailand von der Kirchenthür aus, rief ihm das Wort entgegen: „Du hast wie David gefehlt, nun thue auch Buße wie David!“ und nahm ihn erst nach achtmonatlichen schweren Bußübungen wieder in die Gemeinschaft der Gläubigen auf. Ueberall zeigte sich nun der Einfluß der Kirche in der Gesetzgebung des Staates: die unsittlichen Schauspiele wurden aufgehoben oder beschränkt, das Loos der Sklaven und Gefangenen gemildert, das Eheband gewann eine neue Weihe, das Weib eine edlere und würdigere Stellung, die Wittwen und Waisen traten unter den Schutz des Staates; Kirche und Staat beherrschten mit und neben einander das Leben der Menschen, und auf ihrem Verhältniß zu einander beruhte fortan jede wichtige Entwickelung des staatlichen Lebens. Zu einer schrankenlosen Gewalt konnte der Staat neben der Kirche nicht mehr gelangen, und noch viel weniger war es ihm möglich die Macht der Kirche über die Seelen zu schwächen oder gar zu vernichten.

Es war die Frage, ob es diesem neubegründeten und mit der christlichen Kirche so enge verbündeten Reiche nicht endlich doch gelingen würde, der Germanen Herr zu werden und sie dauernd zu unterwerfen. Leicht war die Aufgabe mit Nichten, zumal da die Germanen schon die Waffen des Reichs fast allein in Händen hatten und mit ihnen die Entscheidung selbst in den wichtigsten inneren Fragen herbeiführten. Alamannische Söldner waren es, die Constantin zuerst zum Kaiser ausriefen; mit Legionen, die er in Gallien und Britannien zum großen Theil aus Germanen gebildet hatte, überwand er dann seine Widersacher und stieg zur Alleinherrschaft auf; an seinem Hofe zu Constantinopel bildeten sich die Franken zu einer wichtigen Partei aus, und er war der Erste, der die Ehren des römischen Consulats Franken ertheilte; mit den Gothen führte er dann wohl Krieg, aber sobald sie sich erboten ihm gegen Sold, so oft er es verlangte, ein Hülfsheer von 40,000 Mann zu stellen, machte er mit ihnen Friede und Bündniß; auch in den Thronstreitigkeiten seiner Nachfolger lag die Hauptentscheidung bei den Germanen. Mochte man dann auch einzelne germanische Häuptlinge mit empörender Hinterlist bekämpfen und ihre Schaaren vernichten, den Schrecken, wie man sich ausdrückte, als Grenzhüter setzen, mochte selbst der tapfere Julian noch einmal siegreich in die deutschen Länder eindrin-

gen; ſolche Siege fruchteten Nichts für die Dauer, und der Schrecken war nicht, wie man wähnte, eine unüberſteigliche Mauer. Zu gut kannten die Germanen ſchon, worin die Schwäche des Reichs und worin ihre Stärke beſtand. Bald nach Julians Tode hatte Valentinian wieder unaufhörlich an den Grenzen zu kämpfen; er wußte Gallien vor den Alamannen nur zu ſchützen, indem er die Franken gegen ſie führte und einen ihrer Häuptlinge zum Befehlshaber der römiſchen Truppen am Mittelrhein einſetzte. Zu derſelben Zeit vermochte ſein Bruder Valens, der als Mitkaiſer im Oſten regierte, ſchon nicht mehr die Weſtgothen von dem Gebiet des Reichs fern zu halten. Wie hätten da noch die Römer ſich ſtolzen Siegeshoffnungen hingeben können?

Wie aber? Mußte die weltüberwindende Kraft des neuen Glaubens den alten Kampf, der ſchon ein halbes Jahrtauſend die Geſchichte erfüllte, nicht endlich doch für die Römer günſtig entſcheiden? Ja, hätte der blutige Hader der widerſtrebenden Nationalitäten zuletzt in einen Krieg zwiſchen Chriſtenthum und Heidenthum geendet, ſo wäre der letzte Ausgang unzweifelhaft ſiegreich für Rom geweſen; aber ein ſolcher Glaubenskrieg wurde mit Nichten gekämpft. Denn bereits fand das Chriſtenthum nicht nur bei einzelnen Deutſchen Eingang, ſondern das große Volk der Gothen wandte ſich in der Mehrzahl ihm zu; noch ehe Theodoſius die chriſtliche Kirche als Staatskirche anerkannt hatte, war der Glaube an Chriſtus bei dem mächtigſten deutſchen Stamme verbreitet.

In dichten, von keiner Art berührten Wäldern, bei friſchſprudelnden Quellen und auf freien Bergeshöhen, nicht in Tempeln von Menſchenhänden gebaut und vor ſteinernen Bildern, ſondern im Heiligthume der Natur, das ſich die Gottheit ſelbſt geweiht, hatten die Deutſchen ihre alten Götter angerufen und ihnen Sühn- und Dankopfer gebracht; doch war ihre Religion kein dumpfer Naturdienſt, ſondern ſie erkannten über ſich freiwaltende geiſtige Gewalten, denen ihre Einbildungskraft Weſenheit und Geſtalt lieh. Wodan, Thor und Zio, Hulda, Freia und Hellia, die ganze Schaar der Rieſen, Elfen und Niren, ſie alle wirkten in den Elementen und Naturkräften, aber ſie walteten nicht minder über Krieg und Frieden, in deren Wechſel und Gegenſatz ſich vor Allem das äußere und innere Leben der Deutſchen bewegte. In tiefſinniger Weiſe deuten dann der alte Glaube noch über dieſes zeitige Leben auf eine höhere Ordnung der Dinge hin; nicht nur daß unſeren Urvätern nach dieſem Leben ein anderes lag, wo die ruhmvoll im Kampfe Gefallenen Wodan

in Walhalla aufnahm, die anderen aber die ſtrenge Hellia in ihre finſtere Behauſung verſchloß, ſie glaubten auch an eine Endzeit, wo durch einen großen Brand dieſer Himmel und dieſe Erde, dieſe Götter und dieſe Menſchen untergehen würden.

Nicht allmählich iſt der alte Glaube der Germanen erſtorben, wie es bei den Griechen und Römern der Fall war; nicht glaubenslos waren ſie, als das Evangelium zu ihren Ohren und in ihre Herzen drang, ſchnell und gleichwie durch beſondere Fügung trat die neue Liebe an die Stelle der alten: ſie wurden bekehrt wie Paulus vor Damaskus. Und was zog die Deutſchen ſo ſchnell und gewaltig zu der neuen Lehre hin und feſſelte ſie an dieſelbe mit unwiderſtehlicher Macht? Man hat wohl darauf beſonderes Gewicht gelegt, daß der alte Glaube ſchon zwar dunkel, aber doch in mannigfacher Weiſe auf die dem Chriſtenthum eigenthümlichen Lehren hindeute, ſo daß er hier gewiſſermaßen ſeine Erklärung und Erfüllung finde; ſo habe ſich, meint man, ein naturgemäßer und leichter Uebergang bei den Germanen vom Heidenthum zum Chriſtenthum gebildet. Aber ſehr viel wirkſamer war doch dies ohne Zweifel, daß alle jene tiefſten und eigenſten Lehren des neuen Glaubens von Chriſtus als dem Erlöſer der Welt, von der Freiheit, die durch ihn den Kindern Gottes bereitet iſt, von dem unmittelbar perſönlichen Verhältniß des Menſchen zu ſeinem himmliſchen Vater, wie zu dem Heiland, von der brüderlichen Gemeinſchaft der Chriſten, in der aus freier Liebe einer dem anderen helfen und beiſtehen ſoll — daß alle dieſe Lehren mit dem natürlichen Freiheitsſinn der Germanen, mit ihrer ureigenen Neigung in den höchſten wie in den kleinſten Dingen überall ein unmittelbares perſönliches Verhältniß feſtzuhalten, kurz mit ihrem ganzen Weſen im innerſten Einklang ſtanden, ſo daß Alles, was bisher nur als dunkele Ahnung in ihrem Bewußtſein geſchlummert hatte, durch das Evangelium ihnen licht und klar wurde. Und dann iſt das Chriſtenthum eine Religion des Kampfes: Chriſtus führt die Seinigen in den Krieg gegen die Welt und ihre Sünde, aber er unterſtützt ſie zugleich mit liebreicher Huld im heißen Streite und verheißt ihnen nach dem Siege den ſicheren Lohn. Ein ſolcher ſtreitender Glaube war vor Allem den Germanen faßlich; ſo als Kriegsfürſten ſtellten ſie ſich den Heiland vor, als Dienſtmannen ſeines Heeres ſahen ſie ſich an, ihr Verhältniß zu ihm als das der unverbrüchlichen Dienſttreue, als das innigſte und feſteſte Abhängigkeitsverhältniß, das ſie kannten.

Während die römiſche Welt auf die Feſtſtellung und Bewahrung des reinen Lehrbegriffs, auf die Ordnung der Kirche und des Gottesdienſtes, auf die Stellung der Kirche zum Staat und andere mehr äußerliche Dinge ein beſonderes Gewicht legte, erfaßten die Germanen das Chriſtenthum vor Allem innerlichſt mit dem Gemüthe und ſuchten Nichts brünſtiger, als ſich im Glauben der Perſon des Erlöſers zu vergewiſſern und ſich in Treue mit ihm auf das Engſte zu verbinden. Deshalb ſchloſſen ſie ſich auch wohl zuerſt der wenn nicht tieferen, doch leichter faßbaren Lehre des Arius von der Perſon Chriſti an, weil in ihr der Heiland ihnen menſchlich näher trat und von der Einbildungskraft ſicherer feſtgehalten werden konnte. Wie ſie denn in Allem den ganzen Gehalt chriſtlichen und kirchlichen Lebens ihrer Denk- und Sprachweiſe möglichſt nahe zu bringen ſuchten, ſo drang auch erſt in ihrer eigenen Sprache das Wort Chriſti mit ſeiner vollen Schwere und ſeiner ganzen Liebesfülle an ihr Herz, und das deutſche Evangelium war von Anfang an ihr Verlangen. Das erſte deutſche Buch überhaupt, von dem wir wiſſen und das uns mindeſtens noch theilweiſe erhalten, iſt die Bibelüberſetzung des gothiſchen Biſchofs Vulfila.

Nur ſehr allmählich im Laufe mehrerer Jahrhunderte hat ſich das Chriſtenthum zu allen deutſchen Stämmen verbreitet. Die Gothen waren es, die hier den anderen Völkern vorauſchritten; wie ſie es auch waren, die zuerſt den Verſuch machten, auf breiter Grundlage einen großen ſtaatlichen Verband herzuſtellen, ein Völkerreich neben dem römiſchen zu errichten. Sie, der lebhafteſte und unternehmendſte von allen deutſchen Stämmen, waren eben ſo befliſſen, als fähig fremde Güter, ſobald ſie dieſelben nur als Güter erkannt hatten, bei und in ſich aufzunehmen; wie ſie zu ſiegen verſtanden, ſo wußten ſie auch mit edler Milde der Beſiegten zu ſchonen und gerecht über Unterworfene zu herrſchen. Ein ſolches Volk ſchien werth zu gebieten, und daß ſie ſchon von Alters her unter erblichen Königen geſtanden und Gehorſam gegen Königsgebot gelernt hatten, mußte ihnen den Weg zur Herrſchaft über andere Völker erleichtern. So gründeten ſie denn, als Kaiſer Aurelian Dacien aufgegeben und ſie das Land beſetzt hatten, von der unteren Donau aus ein weitausgedehntes ſtattliches Reich.

Von der Theiß bis zu dem ſchwarzen Meere und zu den Mündungen des Don, von den Donauufern und den Karpathen bis zu dem Geſtade der Oſtſee erkannten zahlreiche germaniſche und halbgermaniſche

Digitized by Google

Volksstämme ihre Herrschaft an, wie die Alanen, Bastarnen, Vandalen, Gepiden, Heruler, Rugier und Skiren, dann römische Kolonisten in Dacien, endlich im Osten und Norden Slawen, Lithauer und finnische Stämme. Bunt genug waren die Elemente des Reichs zusammengewürfelt; wie die Herrschaft über sie geübt wurde, wissen wir nicht, aber die Zeichen geistiger Bildung und eine gewisse Kultur haben dem Reiche nicht gefehlt. Am schwarzen Meere gab es Städte aus alter Zeit, sie erholten sich unter den Gothen nach langem Verfall; die Aecker in Dacien wurden besser bebaut als vordem; eigenthümliche Schriftzeichen und eine Schriftsprache bildeten die Gothen aus, und gesetzliche Vorschriften zeichneten sie in ihren „Bilageineis“ auf. So hat es eine Zeit gegeben, wo im Südosten Europas an den Mündungen der Donau und am schwarzen Meere ein deutsches Volk unter königlicher Herrschaft ein Reich gründete, an das sich große Hoffnungen knüpften. Wäre hier die Kraft des gothischen Stammes unzersplittert und unerschüttert geblieben, wie anders würden sich die Schicksale nicht nur des deutschen Volks, sondern ganz Europas gestaltet haben! Aber eine so außerordentlich merkwürdige Erscheinung dieses Gothenreich war, ebenso schnell ging sie vorüber und gewann kaum eine andere Bedeutung, als den Deutschen zu zeigen, daß auch in ihnen die Kraft lebe Staaten zu gründen. Und welcher Gewinn war es nicht, daß es den Geistern einmal aufging, daß es noch ein anderes Reich geben könne, als dieses Kaiserreich Roms, und eine andere Kirche, als die, welche sich die allgemeine nannte und mit der Herrschaft der Kaiser im Bunde stand!

6.

Zerstörung des abendländischen Reichs.

Die Römer erzählten, als einst Troja, die Heimath ihrer Ahnen, in die Gewalt der Griechen fiel und in Staub und Asche sank, habe sich vor Aeneas, ihrem großen Ahnherrn, plötzlich die Wolke getheilt, welche die Blicke der Sterblichen umdunkelt und ihnen die Geheimnisse der Götter verhüllt, und er habe gesehen, wie nicht sterbliche Menschen Troja zerstörten, sondern die unsterblichen Götter selbst, wie Neptun mit seinem

Dreizack die Grundfesten der Mauern erschüttere, Jupiter und Juno die Feinde zu den Waffen riefen und Minerva selbst auf der Höhe der Burg im Waffenglanz streite; also sei Trojas Feste und seine weite Herrschaft gefallen durch die Götter, in deren Hand die Menschen nur als Werkzeuge dienten. In Trojas Untergang haben die Römer das Schicksal ihrer eigenen Stadt prophetisch vorhergesehen. Die Germanen zerstörten Rom und das abendländische Reich, nicht weil sie *wollten*, sondern weil sie *mußten*. Eine unabweisbare Nothwendigkeit trieb sie blind in den letzten entscheidenden Kampf gegen die Weltstadt und ihre Herrschaft; gedrängt drangen sie vor und stürmten gegen die römische Welt an, bis sie erlag. Die Zerstörung der römischen Herrschaft im Abendlande ist die größte und folgenreichste That der Deutschen in der Geschichte, die einzige zugleich, an der fast alle Stämme ihren Antheil haben; aber nicht einem planmäßigen und mit Bewußtsein geleiteten Angriff, nicht der vereinten Kraft und dem gemeinsamen Entschluß der Deutschen erlag Rom, sondern es fiel durch eine höhere Macht, welcher die Menschen unbewußt dienten.

Als im Jahre 374 zahllose Schwärme der Hunnen, eines mongolischen Volksstammes, der in Europa eingebrochen war, über den Don gingen, hielt das gothische Reich, wenig innerlich und äußerlich befestigt wie es noch war, dem gewaltigen Stoß jener kriegerischen, nomadisirenden Horden nicht lange Stand. Nach einigen Kämpfen beugten sich die Ostgothen und die meisten ihnen unterworfenen Stämme den Mongolen; die Westgothen dagegen, die früher schon von den anderen gothischen Stämmen in einer gewissen Sonderung standen und die hauptsächlich das Christenthum angenommen hatten, verließen ihre Sitze, gingen über die Donau und fanden Aufnahme im römischen Reiche. 200,000 streitbare Männer wurden mit ihren Weibern und Kindern vom Kaiser Valens in den Gegenden zwischen der unteren Donau und dem Hellespont angesiedelt, nachdem ein Vertrag mit ihnen geschlossen war, an den die römischen Beamten sich indessen wenig banden. Die Gothen, nicht wie freie Männer, sondern wie elende Knechte von den Beamten behandelt, griffen zu den Waffen, begannen ihre alten Raubzüge wieder und vernichteten bei Adrianopel das Heer des Kaisers (378). Er selbst wurde nach der Schlacht nicht mehr gesehen, und Theodosius übernahm die Herrschaft über das morgenländische Reich; diesem gelang es, mit den Gothen, wie mit den Hunnen, die jene im Kampf gegen Constantinopel

unterstützt hatten, Verträge zu schließen, nach denen nicht nur das ganze Land zwischen der Donau und dem Hämus, sondern überdies große Landstrecken in Thracien und Klein-Asien den gothischen Eindringlingen eingeräumt wurden. Bald fingen die Gothen an auf den Hof des Kaisers selbst den mächtigsten Einfluß zu üben: das gothische Kleid verdrängte dort die Toga des Römers; Gothen wurden die vertrautesten Genossen des Kaisers und Stilicho, ein Vandale, dessen erster Minister, dem er seine eigene Nichte vermählte; verzieh doch der strenggläubige Kaiser den Gothen sogar die Hartnäckigkeit, mit der sie an ihrem arianischen Irrthum hielten. Indessen war das abendländische Reich fast herrenlos und in der größten Verwirrung, welche der Franke Arbogast zu benutzen gedachte, um alle Gewalt hier an sich zu reißen. Da erhob sich gegen ihn Theodosius, besiegte ihn mit einem gothischen Heere in der blutigen Schlacht bei Aquileja und gewann so zum letzten Male die Alleinherrschaft über das ganze römische Gebiet.

Wenige Monate nachher starb Theodosius, nachdem er zuvor das Reich zwischen seine Söhne Arcadius und Honorius getheilt hatte (395). Denn schon schien es unmöglich die Einheit festzuhalten, nachdem in Sitte und Sprache sich ein durchgreifender Unterschied zwischen den griechischen und lateinischen Ländern ausgebildet hatte und selbst die Lehre und Verfassung der abendländischen und morgenländischen Kirche mehr und mehr auseinandergingen; auch machten die Angriffe, welche oft auf die Grenzen des Reichs im Osten und Westen zu derselben Zeit gerichtet wurden, eine festgeordnete Theilung der Kräfte des Reichs nöthig. Arcadius erhielt das Morgenland, das man für den besseren und gesicherteren Antheil hielt; Honorius, der noch im Knabenalter stand, das Abendland, welches der Vandale Stilicho für ihn verwalten sollte.

Durch Arcadius in ihrem Rechte verletzt, griffen die Westgothen nach kurzer Zeit von Neuem zu den Waffen und erhoben einen Jüngling, der sich als der unternehmendste Geist und tapferste Streiter unter ihnen hervorthat, als König auf den Schild. Es war Alarich aus dem edlen Geschlechte der Balten, eben damals auf einer Insel in den Donaumündungen geboren, als das Volk seine Sitze in Dacien verließ. Siegreich durchzog er mit seinen Gothen Thracien und Macedonien; doch als bald darauf zwischen den Höfen zu Constantinopel und Rom Zwistigkeiten ausbrachen, wurde er von Arcadius zum Befehlshaber der römischen Truppen im östlichen Illyrien ernannt und damit die Grenz-

provinz gegen das Abendland in ſeine Hand gegeben. Man hoffte hierdurch in Conſtantinopel ſowohl für ſich ſelbſt Ruhe zu gewinnen, wie zugleich den Ungeſtüm des jungen Kriegsfürſten gegen das Abendland zu richten, das man gefliſſentlich von allen Seiten in Bedrängniß verſetzte.

Der Aufforderung ſeines Kaiſers gehorchend, fiel Alarich im Jahre 400 in Italien ein. Stilicho wußte mit ſchwachen Streitkräften, aber unermüdlicher Thätigkeit ihm zu begegnen. Das Kriegsglück ſchwankte hin und her, und ſelbſt die große Schlacht bei Pollentia, die zum Aerger der Chriſtenheit am Oſtertage des Jahrs 403 geſchlagen wurde, blieb unentſchieden in ihrem Ausgange. „Wir ſiegten im Kampfe," ſagt ein Römer, „wurden aber als Sieger beſiegt." Stilicho ſchloß endlich mit Alarich einen Vertrag, in dem dieſer außer reichlichen Jahrgeldern auch über die Truppen im weſtlichen Illyrien, das zum abendländiſchen Reiche gehörte, den Oberbefehl erhielt. Wie Conſtantinopel ihn gegen Rom, ſo wollte Rom ihn gegen Conſtantinopel benutzen. Auf den Grenzen beider Reiche, im Dienſte beider ſtand dieſer germaniſche Jüngling und wog in ſeinem Geiſte die Geſchicke derſelben ab. Das Reich mußte fallen, das ſeinen Zorn erregte und ſein Schwert der Scheide entlockte.

Noch bändigte Alarich ſeinen kühnen Muth, da rauſchten furchtbare Volksſchwärme gegen Italien heran. Zügel- und regelloſe Maſſen germaniſcher und galliſcher Stämme, durch das Drängen, Treiben und Zuſammenſtoßen aller Völker Mittel-Europas, welches der hunniſche Sturm verurſachte, in wilde Bewegung verſetzt, ſtürmten von den Rheinquellen, wie von den Donauufern her über die Alpen (405). Radagais, ein Gothe, war ihr Anführer, und eine halbe Million Menſchen folgten ſeinem verheerenden Zuge. Radagais war Heide und gelobte ſeinen Göttern, wenn ſie ihm den Sieg verliehen, das Blut aller Römer zu ſpenden. Wie er nun ſiegreich vordrang, verließ man zu Rom die Tempel des Chriſtengottes, deſſen Ohnmacht die verzweifelte Maſſe ihr Unglück beinaß, und wollte wieder an den Altären den Götzen opfern. Aber der Sturm toſte aus. Vornehmlich mit Hülfe von Gothen und Hunnen, die Stilicho in Sold genommen hatte, ſiegte er über Radagais und zerſtreute deſſen Schaaren; der Hunger wüthete in der großen und zügelloſen Volksmaſſe; der größte Theil des Heeres fand in Italien den Tod, und nur ſpärliche Reſte deſſelben kamen über die Alpen zurück. Radagais ſelbſt gerieth in Gefangenſchaft und erlitt hier den Tod.

Um in dieser Noth Italien zu schützen, hatte Stilicho die römischen Legionen aus Britannien und Gallien gerufen und damit die westlichen Länder den von allen Seiten vordringenden deutschen Stämmen preisgegeben. Sofort fielen die Rheinstädte sämmtlich in ihre Gewalt, und Vandalen, Alanen, Alamannen, Burgunder und Franken überschwemmten Gallien, um sich neue Wohnsitze auf römischem Boden zu wählen. Niedergermanien nahmen die Franken ein und durchzogen die belgischen Gegenden; in Obergermanien setzten die Burgunder sich fest und machten Worms zu ihrer Hauptstadt; die Länder der Helvetier und einen Theil Rätiens besetzten die Alamannen, die zugleich über den Rhein und die Donau gingen; im südlichen Gallien fanden die Sueven, Alanen und Vandalen Wohnsitze, zogen aber bald meist weiter über die Pyrenäen nach Spanien, wo sie in den besten Gegenden sich niederließen und anbauten; an den Küsten Galliens landeten die Sachsen und nahmen die sichersten Hafenplätze ein. Die bedeutendsten Provinzen des Abendlands gingen dem Reiche verloren.

Der Haß Roms wegen so großer Verluste und aller Drangsale dieser unheilschwangeren Zeit traf gerade den Mann, der dem gänzlichen Untergange vorgebeugt hatte. Mit empörendem Undank klagte man Stilicho des Verraths an, mit Fassung ertrug er den Tod; die fremden Hülfsvölker, die er zum Schutze des Reichs herbeigerufen hatte, meist germanische Krieger, wurden zum großen Theil niedergemetzelt. Was sich von ihnen retten konnte, flüchtete zu Alarich, der in der letzten Zeit mit Stilicho in vertrauteren Verhältnissen gestanden hatte. Alarichs Zorn war erregt, sein Entschluß gefaßt; gegen Rom zückte er das Schwert, um das vergossene Blut der Germanen zu rächen.

Mit einem wohlgerüsteten Heere rückte Alarich im Jahre 408 gegen Rom und belagerte die Stadt. Obwohl sie damals noch über eine Million Menschen enthielt, vermochte sie doch nichts Anderes, als mit ungeheuren Summen den Abzug der Germanen zu erkaufen. Schon im folgenden Jahre stand Alarich abermals vor den Thoren der Stadt und zog nicht eher ab, als bis man dem elenden Honorius das Diadem genommen und Attalus, ein Geschöpf seiner Gnade, auf den kaiserlichen Thron gesetzt hatte, den er selbst, der Gothe, verschmähte. Als Attalus seinen Erwartungen nicht entsprach, schickte Alarich Purpur und Diadem als Gnadengabe an Honorius zurück, rückte aber nichtsdestoweniger zum dritten Male vor Rom und erstürmte die Stadt am 24. August des

Jahres 410. So war es denn zu dem Aeußersten gekommen, was tiefblickende Geister schon lange vorhergesagt hatten, wenn sie auf die Verderbniß Roms ihren Blick richteten: auf den Schutt der Stadt setzte der siegreiche Barbar seinen Fuß, ihren Boden stampfte der dröhnende Huf fremder Reiterschaaren, und dem Schwerte des Bezwingers mußte der stolze Römer den Nacken beugen.

Wohl hatte Alarich einst den feigen Römern, als sie aus Besorgniß für ihr Gold ihn verzweifelnd fragten, was er ihnen denn lassen wolle, die höhnende Antwort gegeben: „das Leben"; aber doch zeigte er sich hochherzig und milde im Siege. Ein Theil der Stadt ging freilich beim Sturme in Flammen auf; aber nach der Einnahme wehrte Alarich allen Gewaltthaten und schonte, obwohl Arianer, doch die Kirchen der Andersgläubigen. Schon nach wenigen Tagen verließ er die Stadt und zog nach Unter-Italien, um nach Sicilien und Afrika überzusetzen und auch diese Länder seinem Schwerte zu unterwerfen. Aber der Tod ereilte ihn unvermuthet. Er starb, erst 34 Jahre alt, und die Gothen wählten ihrem großen Fürsten, dem Besieger Roms, in dem Bett des Busiento das Heldengrab. Durch die Wahl des Kriegsvolks wurde Athaulf, der ebenso schöne als tapfere Schwager Alarichs, zum König erhoben; Muth und Geist strahlten aus dem hellen Auge des Jünglings, und Großes versprach sich das Volk von diesem Führer.

Das Schicksal Roms lag in Athaulfs Händen, und, wie er selbst später gestand, war sein erster Gedanke den römischen Namen auszulöschen, alles Römerland seinem Volke zu unterwerfen, an die Stelle des Römerreichs ein Gothenreich zu setzen und selbst den Platz des Cäsar Augustus einzunehmen. Es fehlte ihm weder an Muth noch an Kraft und Geist ein solches Werk anzugreifen; doch die Erwägung, daß seine Gothen nicht nach *einem* für Alle gleichen Recht regiert werden und ohne ein solches Recht der Staat nicht bestehen könnte, ließen ihn von demselben abstehen; nicht minder hielt ihn wahrscheinlich die Liebe zu Honorius anmuthiger Schwester Placidia zurück, die als Gefangene oder als Geißel in das Lager der Gothen gekommen war und durch den Glanz ihrer Geburt, ihre Jugendblüthe und die Feinheit ihrer Bildung den jungen germanischen Fürsten bezaubert hatte. Athaulf stand von seinem ersten Vorhaben ab und setzte sich nun zum Ziel mit den Kräften der Gothen das römische Reich herzustellen und zu erneuern.

Nach dem Willen des Kaisers zog Athaulf nach Gallien, das gro-

ßentheils in den Händen der Germanen war und wo die letzten Reste römischer Herrschaft rebellische Anführer an sich gerissen hatten und den kaiserlichen Namen mißbrauchten. Athaulf siegte über die Empörer und unterwarf einen Theil Galliens wieder dem Gebote des Kaisers. In der Vermählung mit Placidia nahm er sich den lange ersehnten Lohn; aber gerade diesen mißgönnte man ihm, und Athaulf mußte nun gegen das Reich, das er vertheidigen wollte, sein Schwert ziehen. Als er dann mit seinem Volke über die Pyrenäen ging, um das spanische Land seinen Gothen zu unterwerfen, fiel er zu Barcelona durch Mörderhand.

Nach Athaulfs Tode setzten die westgothischen Könige die Eroberungen jenseits der Pyrenäen fort; erst für den Kaiser, der ihnen dafür die südlichsten Theile Galliens abtrat, dann im Kriege gegen den Kaiser. Allmählich gewannen sie fast das ganze spanische Land: die Herrschaft der Sueven wurde auf Gallicien beschränkt; die Vandalen verließen das Land und gingen über das Mittelmeer nach Afrika, auf der Stelle des alten Karthago gründeten sie eine Kriegsherrschaft (439) und machten als Seeräuber sich geraume Zeit allen Völkern an diesem Meere furchtbar; das Volk der Alanen unterwarf sich diesseits und jenseits der Pyrenäen den Gothen.

Denn auch auf der Nordseite des Gebirges, wo die gothische Hauptstadt Toulouse lag, hatte sich indessen weiter und weiter die Macht dieses Volks ausgebreitet, und alle Versuche der Römer, die Herrschaft in Gallien zu behaupten, zeigten sich als vergeblich. Um die Gothen zu bekriegen, hatte Honorius den Burgundern, welche die katholische Lehre angenommen hatten, das obere Germanien abgetreten und sie in seine Dienste genommen; aber schon beschritten auch sie die Bahn der Eroberungen, während Franken und Alamannen zugleich immer von Neuem Gallien verheerend durchzogen.

Zum letzten Male brachte hier den römischen Namen zu Anerkennung und Ehre der treffliche Aetius, der, als nach Honorius Tode Valentinian III. im Kindesalter auf den Thron erhoben wurde, für den kaiserlichen Knaben die Regierung führte. Aetius war von vornehmer Abkunft, am Hofe und im Heere des Kaisers erwachsen; ein ausgezeichneter Kriegsmann, hatte er sich doch auch mit allen Geschäften des Friedens vertraut gemacht; Arbeit war seine Lust, Anstrengungen und Entbehrungen schien es für ihn nicht zu geben; dabei war er ohne

Habſucht, ohne Leidenſchaft, gegen alle Einflüſterungen ſchlechter Rathgeber taub. Gab es irgend einen Mann, Roms geſunkene Macht wieder aufzurichten, ſo war ſicherlich er es. Und in der That ſchlug er die Weſtgothen, Franken, Alamannen und Burgunder nach einander, überwältigte den inneren Krieg und ſtellte die aufgelöſte Ordnung in den Provinzen her. Aber doch konnte er den germaniſchen Eroberungen in Gallien nicht wehren. Die Weſtgothen drangen nördlich bis zur Loire vor; die Burgunder ſetzten ſich im Juragebirge und auf der Weſtſeite der Alpen feſt und dehnten ihre Herrſchaft nach und nach bis zur oberen Loire aus; in ihre alten Wohnſitze in Obergermanien, die ſie aufgegeben hatten, rückten Alamannen ein; das niedere Germanien blieb in den Händen der Franken, unter denen die Salier, von ihrem König Chlogio geführt, eben damals ihre Sitze bis zu der Somme erweiterten. Dem römiſchen Reiche blieb von dem galliſchen Lande Nichts, als die Striche zwiſchen der Loire, Somme und Maas auf beiden Seiten der Seine.

Während die Germanen überall ſiegreich in Gallien vordrangen, begannen ſie auch bereits jenſeits des Oceans in Britannien ihre Eroberungen. Von dem Schutz der römiſchen Legionen verlaſſen, waren die Briten, die längſt die Führung der Waffen verlernt hatten, eine leichte Beute ihrer Feinde. Von den Picten vom Norden her bedrängt, von den Scoten vom Weſten, von ſächſiſchen Seeräubern im Oſten angegriffen, war das Land ohne Leitung und Führung in der hülfloſeſten Lage. Um das Jahr 430 gewannen die Briten noch einmal durch den Biſchof Germanus von Aurerre, der von Gallien herübergekommen war und durch die eindringliche Kraft ſeiner Rede die rechtgläubige Bevölkerung ermuthigt hatte, einen Sieg über die Picten und Sachſen; aber bald drangen die Feinde von Neuem in das Land, und vergeblich wandten ſich die Briten im Jahre 446 um Beiſtand an Aetius. „Die Barbaren," ließen ſie Aetius melden, „treiben uns zum Meere, das Meer zu den Barbaren; wir werden erwürgt oder müſſen ertrinken." Von Aetius zurückgewieſen, gaben ſich die Briten endlich in den Schutz ſächſiſcher Häuptlinge und boten ihnen Land und Sold. So wurden die Picten beſiegt, aber ſofort verſtärkten ſich auch die ſiegreichen Sachſen durch nachziehende Schaaren ihres Volks und der Angeln, eines im jetzigen Jütland damals weit verbreiteten deutſchen Stammes, griffen dann die Briten ſelbſt an und gründeten das Königreich Kent, von dem ſie ihre Macht weiter und weiter über die Inſel verbreiteten.

Die Briten, von der unwiderſtehlichen Gewalt der Feinde zurückgedrängt, verließen zum Theil ihr Inſelland und wandten ſich zu ihren Stammesgenoſſen an der Nordweſtküſte Galliens, wo ſich das celtiſche Weſen noch am reinſten gegen das Römerthum behauptet hatte und durch ſie jetzt neue Kräftigung erhielt. In dem allgemeinen Kriege Galliens ſuchten dann auch die Britannen, die der heutigen Bretagne den Namen gegeben haben, mit den Waffen ſich gegen Gothen und Römer eine ſelbſtſtändige Macht zu gewinnen.

Römer und Gothen, Franken und Burgunder, Alanen und Alamannen, Britannen und Sachſen — denn auch ſächſiſche Seeräuber hatten ſich wieder an den Mündungen der Loire feſtgeſetzt — kämpften noch um den Beſitz Galliens, Alles war hier in wildgährender Bewegung: da führte der Hunne Attila ſein gewaltiges Herr — auf 700,000 Mann wird es angegeben — im Jahre 451 über den Rhein und drang bis in das Herz des Landes, bis an die Loire in glücklichen Kämpfen vor.

Einſt ſchien ſich an der unteren Donau der Kampf zwiſchen Römern und Deutſchen entſcheiden zu ſollen, aber vor einem gewaltigeren Feinde hatten hier die ſtreitenden Parteien den Kampfplatz geräumt. Die öſtlichen germaniſchen Stämme waren den Hunnen erlegen; Conſtantinopel zahlte demſelben Feinde Tribut und hatte ihm die Donaumündungen geräumt: Römer und Germanen in gleicher Weiſe beugten ſich im Oſten vor den Mongolen. Aber im Weſten hatten die Deutſchen den Streit gegen Rom ſofort aufs Neue begonnen und mit beſſerem Erfolge geführt als je zuvor; nur der Kampfplatz war geändert, und auf galliſchem Boden ſollte ſich entſcheiden, was an der Donau nicht zum Austrag gebracht werden konnte. Schon war der Sieg ihnen gewiß; da ſtürmte auch hier der Mongole herbei, um die auf dem neuen Plan ſtreitenden Kämpen abermals zu trennen und ſich beide auch hier zu unterwerfen. Nicht darum handelte es ſich in dieſem Moment, ob die Zukunft der Welt den Römern oder Germanen gehören, ſondern ob das ganze Europa den Hunnen dienſtbar werden ſollte.

So fürchterlich ſchon früher die Beutezüge der hunniſchen Horden geweſen waren, ſo gewannen ſie doch eine neue, noch vernichtendere Gewalt, als Attila die Herrſchaft über alle Horden und die ihnen unterworfenen Stämme in ſeiner Hand vereinigt hatte. Plan und Zuſammenhang kam jetzt erſt in die mannigfachen Unternehmungen des ſieg-

reichen Volks, deſſen Schreckensherrſchaft ſich unter einem Haupte dauernd zu befeſtigen drohte. Alle Stämme des inneren Germaniens mußten ſich Attila beugen, ſobald ſie angegriffen wurden. Die öſtlichen deutſchen Stämme und die neben und unter ihnen wohnenden Slawen folgten willenlos dem mächtigen Chan; Conſtantinopel und Rom brachten zitternd ihm ihre Tribute dar; vom Rhein bis zur Wolga, von der Donau bis zur Weichſel und zur Elbe war ſein Wort allmächtig. Jene Zeit war an gewaltigen Perſönlichkeiten wahrlich nicht arm, aber ſie alle verdunkelte die außerordentliche, wunderbare Erſcheinung dieſes Mongolenhäuptlings, und nur in einer Periode, wo alle inneren Bande und feſten Ordnungen der Völker zuſammengefallen, erſchlafft oder gelöſt waren, vermochte ſich ein einzelner Mann, dem kaum andere Mittel zu Gebote ſtanden, als ein heller Blick, feſter Wille und kühner Muth, eine ſo einzige Stellung zu gewinnen.

An den öſtlichen Grenzen Daciens hatte er ſein Hoflager aufgeſchlagen; in Eile, nur aus hölzernen Gebäuden war hier eine Stadt aufgeführt, aber ſie war weitläuftig, volkreich und Alles mit reinlicher Sorgfalt gehalten; unermeßliche Schätze, die Beute der eroberten Länder hegte ſie in ſich. An dem Hofe des Chans herrſchte die ausgeſuchteſte Pracht, die ſogar Griechen und Römer in Verwunderung ſetzte; ſelbſt an geiſtigen Genüſſen fehlte es nicht, denn aus den entfernteſten Gegenden der Erde zog der Name des mächtigen Fürſten lebhafte Geiſter herbei; Geſandtſchaften aus allen Theilen der Welt begegneten ſich hier, neben der hunniſchen Sprache wurden die gothiſche, lateiniſche und griechiſche am Hofe gehört. Attila ſelbſt ließ in ſeiner Körperbildung ſeinen Urſprung nicht verkennen; er war von kleinem Wuchs, auf breiten Schultern ruhte ein großer Kopf, die Geſichtsfarbe war dunkel, die Naſe aufgeſtülpt, die Augen klein und der Bart nur ſpärlich. Aber ſtolz trat er auf, und die kleinen Augen blitzten nach allen Seiten; Selbſtbewußtſein und Herrſchſucht ſprachen aus ſeinen Mienen, die einen ernſten, faſt finſteren Ausdruck hatten. Er lebte einfach; aus hölzernen Gefäßen nahm er Speiſe und Trank, und auch in Kleidung und Waffen unterſchied er ſich nicht von den anderen Hunnen: aber er wollte darum doch als Herr der Welt erkannt und geehrt ſein. Als man ihm einſt ein Bild zeigte, auf dem die römiſchen Kaiſer auf goldenem Thron ſitzend dargeſtellt waren und zu ihren Füßen am Boden unterwürfige Scythen, da ließ auch er ſich auf ſeinem Königsſtuhl abbilden und vor ihm die

römischen Kaiser, wie sie Goldsäcke heranschleppten und zu seinen Füßen ausschütteten. Attila war ein Barbar; aber ein Barbar, der mit seinem Blick die Welt überschaute. Es entging ihm nicht, was bei den Persern am Euphrat geschah; mit seinem Einfluß leitete er den Hof zu Constantinopel; zu Rom harrte man seines Wortes; zu Karthago bei dem Vandalenkönig waren seine Gesandten. Voll fester Zuversicht auf das Schwert des Kriegsgottes, das er, wie er wähnte, in Händen hatte, glaubte er seinem Willen die ganze Welt beugen zu können.

Als Attila in Gallien vordrang, traf der erste vernichtende Stoß das Reich der Burgunder und den Theil der Franken, der zwischen Rhein und Maas saß, dann wurde das Land der Römer und Westgothen angegriffen. Attila rückte gegen Orleans; aber die Stadt, durch den Zuspruch ihres Bischofs Namatius ermuthigt, hielt ihm für den Augenblick Stand, und wunderbarer Weise erschien ihr noch in der letzten Stunde Hülfe. Aetius war es gelungen, bei der dringenden Gefahr die von den Hunnen bedrohten germanischen Stämme in Gallien mit den Römern zu vereinigen. So wurde Orleans entsetzt, und Attila wandte sich zum Rückzug. Das vereinte Heer der Römer, Westgothen und salischen Franken folgte unverzüglich ihm nach, und auf den weiten Ebenen an der Marne, Aube und Seine zwischen Troyes und Chalons kam es zu einer jener mörderischen Schlachten, die auf Jahrhunderte hin über die Schicksale der Menschen entscheiden (451). Attila, besonders durch die Westgothen bedrängt, siegte nicht: da schwand sein Glück mit seinem Schlachtenruhm. Es war in derselben Gegend, wo sich für immer das Kriegsglück von jenem größten Völkerbezwinger unserer Zeit wandte, in dem sie einen zweiten Attila gezeugt zu haben schien.

Attila ging über den Rhein zurück und nahm im folgenden Jahre seinen Weg gegen Italien und Rom. Ungehindert überstieg er die Alpen und drang bis zum adriatischen Meere vor. Aquileja und andere volkreiche Städte an dieser Küste wurden zerstört, zitternd flüchteten sich die Bewohner auf die nahe gelegenen Inseln, wo nun erst Venedig, jene Inselstadt eigenster Art, ihren Ursprung gewann. Das ganze nördliche Italien fiel in die Hände der Hunnen. Aber gegen Rom zog Attila nicht; obschon nicht die Heere des Kaisers die Stadt retteten, sondern die Bitten und Vorstellungen des römischen Bischofs Leo, der sich in das Lager der Hunnen begeben hatte. Noch einmal wagte Attila sich dann nach Gallien, noch einmal fand er dort an den Westgothen

Widerstand. Als er darauf abermals sich nach Italien wenden wollte, raffte ein plötzlicher Tod ihn dahin (453). Schnell wie sie entstanden war, endigte seine Herrschaft: die unterworfenen germanischen und slawischen Stämme machten sich frei, und die Hunnen kehrten bald in jene Steppen Asiens zurück, aus denen sie gekommen waren. Wie eine Feuerkugel zuweilen vom nächtlichen Himmel herabschießt, die mit ihrem Glanze die Sterne überstrahlt und weithin das Dunkel erhellt, wie dann aber plötzlich ihr strahlender Schein erlischt und keine Spur der Erscheinung zurückbleibt, nur daß die Menschen noch lange staunend davon sagen: so sank Attilas Macht plötzlich in das Nichts zurück, und keine Spur blieb von ihr auf Erden; aber in Lied und Sage klang sein Name durch die Zeiten fort, und in den Jahrbüchern der Römer, wie in unseren deutschen Heldenliedern lebt sein Ruf bis auf den heutigen Tag.

Sobald die hunnische Macht gebrochen war, erhoben sich die germanischen Völker aufs Neue zur Freiheit; Roms Herrschaft aber zerfiel im Abendlande für immer: der lange Kampf entschied sich. Aetius fiel durch Mord, und Kaiser Valentinian selbst war sein Mörder; Aetius fand seinen Rächer, denn auch Valentinian endete bald nachher durch Mörderhand. Italien war ohne allen Schutz; die Vandalen, die mit ihrer Flotte das Mittelmeer beherrschten, plünderten die Küsten, drangen gegen Rom vor und eroberten abermals die Stadt, die schonungsloser, als einst von den Gothen, behandelt wurde (455). Eine kaiserliche Macht gab es nicht mehr; die Männer, die in schnellem Wechsel mit dem kaiserlichen Namen bekleidet wurden, waren entweder ohnmächtige Werkzeuge in der Hand der Westgothen- und der Burgunderkönige, oder sie wurden vom Hofe zu Constantinopel, oder endlich von dem Willen jener barbarischen Kriegsschaaren geleitet, die in Italien standen.

Eine wahrhafte Macht erhob sich in diesem Lande erst wieder, als die Heruler, Skiren, Rugier, Gothen, Thüringer und andere Deutsche, die im römischen Solde dienten, Odoaker, einen ihrer Genossen, der als gemeiner Kriegsmann nach Italien gekommen war, zu ihrem König erhoben, um unter ihm eine feste Herrschaft sich hier zu begründen (476). Ein Drittel des Bodens nahm Odoaker für seine Germanen in Anspruch und suchte eine neue Ordnung der Dinge in dem ganz zerrütteten Lande herbeizuführen. Aber nur siebzehn Jahre behauptete er sich. Der Kaiser von Constantinopel, von den Ostgothen, die in Pannonien Sitze genommen hatte, jetzt nicht minder bedroht, wie einst von den West-

gothen, richtete den kriegerischen Ungestüm dieses Volkes gegen den Westen und übertrug dem jungen Theoderich aus dem königlichen Geschlecht der Amaler, der schon mit den ersten Würden des römischen Reichs geziert war, die Eroberung Italiens. So stiegen die Ostgothen mit Weib und Kind nach Italien hinab. Nach dreijährigem heißen Kampfe unterlag Odoaker (493), und Theoderich wurde Herr nicht nur von ganz Italien und Sicilien, sondern auch über die Ostküsten des adriatischen Meeres und über die Gegenden im Norden der Alpen erstreckte er seine Macht. Es unterwarfen sich ihm außer Rätien, welches zum größten Theile von den Alamannen besetzt war, auch die norischen Länder, die, seit langer Zeit verwüstet und entvölkert, damals zuerst germanische Anbauer erhielten. Es waren Markomannen und Langobarden, mit gothischen Stämmen gemischt, die sich hier ansiedelten und die wir um das Jahr 550 mit dem gemeinsamen Namen Baiern, der den alten celtischen Bojern entlehnt ist, bezeichnet finden.

Das umstrittenste Land war noch immer Gallien. Im Süden erhielt sich die Macht der Westgothen; im mittleren Theile erhob sich nach Attilas Abzug abermals das Burgunderreich; vom Norden her drangen die Franken unter ihrem großen König Chlodovech vor, während selbst nach dem Verfall des Westreichs sich hier noch Syagrius, ein römischer Befehlshaber, als selbstständiger Herr gegen die Germanen zu behaupten versuchte. In der Schlacht bei Soissons schlug Chlodovech endlich Syagrius aufs Haupt und nahm das letzte Römerland in Gallien, wie überhaupt im Abendlande, ein (486). Das römische Westreich hatte aufgehört, und der Kampf, der Jahrhunderte lang die Welt bewegt hatte, war beendet.

Die Zerstörung des römischen Reichs im Abendlande ist die wichtigste und folgenreichste That, welche je von den Deutschen ausgeführt ist, und alle Stämme haben ihren Antheil an dem großen Ergebniß gehabt, obgleich sie sich ohne gemeinsamen Plan, gleichsam willenlos dem Geschicke dienend, in den Weltkampf stürzten und nach errungenem Siege sich bald genug wieder trennten. Aber wie weit sie sich von einander entfernten, es blieb ihnen gemeinsam die Erinnerung an jenen gewaltigen Völkerkrieg, und diese Erinnerung gestaltete sich zu einer reichen Sage, aus der die deutschen Sänger in derselben Weise immer neue Nahrung schöpften, wie die griechischen Sänger einst aus der Sage von Trojas Sturz. Die Heldenlieder der früheren Zeit verklangen früh, nicht einmal

Armins Name erhielt ſich im Geſange; die vielgeſtaltige, immer neue Lieder zeugende Heldenſage aber, die ſich an die Gothen Ermanrich und Theoderich, an den Burgunder Günther und den Hunnen Attila anſchließt, lebte fort und fort und blieb allen deutſchen Stämmen vertraut. Es iſt, als ob ſie ein dunkles Gefühl davon in ſich trugen, wie mächtig und groß die Geſchicke waren, die ſich damals um ſie und durch ſie vollzogen haben.

7.

Gründung germaniſcher Staaten auf römiſchem Boden.

Die Zeit jener gewaltigen Umwälzung aller Völker- und Staatenverhältniſſe, einer Revolution Europas, wie niemals wieder eine gleiche erfolgt iſt, pflegt man die Zeit der Völkerwanderung zu nennen. Es war aber nicht ein zweckloſes Wandern einzelner nomadiſirender Horden oder ein unſtätes Umherſchweifen abenteuernder Kriegsſchaaren, welches ſo gewaltige Veränderungen hervorrief, ſondern große, längſt ſeßhafte Völker verließen mit Weibern und Kindern, mit ihrem Geſinde und ihrer Habe die alten Sitze und ſuchten ſich in weiter Ferne eine neue Heimath. Die Lage der Einzelnen, der Gemeinden, der ganzen Völker wurde da mit Nothwendigkeit völlig verändert: alle Beſitzverhältniſſe löſten ſich auf, alle bisherigen Bande der Geſellſchaft wurden gelockert, die Grenzen der Staaten und Länder verloren ihre Bedeutung. Gleichwie durch ein Erdbeben wohl eine ganze Stadt in einen Schutthaufen verwandelt wird, ſo wurde durch dieſe maſſenhafte Völkerwanderung das ganze politiſche Syſtem der Vorzeit über den Haufen geworfen. Es mußte ſich eine neue Ordnung der Dinge geſtalten, wie ſie den völlig verſchobenen und veränderten Verhältniſſen der Völker entſprach.

Die deutſchen Völker waren vor allen anderen in den Strom dieſer Wanderung hineingeriſſen worden; ihre Grenzen waren daher am meiſten verrückt, ihre ſtaatlichen Verhältniſſe am meiſten verſchoben worden. Ueberblickt man, als nun die Bewegung allmählich in Stocken und Stillſtand gerieth, den ungeheuren Wandel der Dinge, ſo zeigt ſich zunächſt, wie viel der deutſchen Volksthümlichkeit im Oſten und Norden ver-

loren gegangen war. An der unteren Donau, wo die Gothen ſo mächtig geboten, ſaßen als letzte dürftige Reſte der deutſchen Herrſchaft nur noch die Stämme der Langobarden und Gepiden; und auch ſie ſollten bald dieſe Gegenden räumen. Die Länder an der Weichſel und Oder, wie die Küſten der Oſtſee, waren eingebüßt und ſlawiſchen Stämmen, die hier ungehindert vordrangen, geräumt; nur bis zur Elbe reichte das deutſche Land, und bald nahmen ſlawiſche Stämme auch Böhmen ein und rückten bis zur Saale und an den oberen Main vor. An der Niederelbe allein wohnten Sachſen noch auf das jenſeitige fruchtbare Ufer hinüber, und in den Marſchen an der Nordſee behaupteten ſich dauernd Frieſen bis tief in die nördliche Halbinſel hinein; doch war auch hier das Gebiet der Deutſchen erheblich verkürzt, denn als die Angeln die Halbinſel verlaſſen hatten, fielen Dänen und Jüten von Scandinavien und den Inſeln her in das herrenloſe Land ein und hielten es fortan beſetzt. Nach Weſten und Süden ſchien freilich doppelt und dreifach gewonnen, was im Norden und Oſten eingebüßt war, da alle die einſt ſo reichen und ſchönen Provinzen des Weſtreichs als Beute in die Hände der Deutſchen gefallen waren: bis zum Ocean und zum Mittelmeere hin hatten ſie als Sieger alles Land ſich unterworfen und noch über die Meere hinaus in Britannien und Afrika Herrſchaften begründet.

Nur wenige Stämme hatten, wie die Frieſen und ein Theil der Sachſen und Thüringer, ihre urſprünglichen Sitze bewahrt; die meiſten waren weit von ihrer alten Heimath verſchlagen worden. Völker, denen wir zuerſt an der Oſtſee begegnen, ſiedeln ſich in Afrika an und gründen hier eine Herrſchaft. Stämme von der Weichſel her ſehen wir erſt an den Donaumündungen, dann in den Pyrenäen ſich niederlaſſen. Ein Volk, das einſt an der Netze und Warthe wohnte, kommt an der Loire und Rhone zur Herrſchaft. Namen, die am Fuß der Sudeten zuerſt hervortreten, verklingen am Guadalquivir.

Konnte es anders ſein, als daß durch ſolche Wanderungen die deutſchen Stämme auch in ſich ſelbſt die bedeutendſten Umgeſtaltungen erlitten? Wie wurden ſie nicht ſchon in ſich geſpalten und getrennt. Die Stämme, die einſt zu dem großen Verbande der Gothen gehört hatten, treten nach dem Sturz des großen Gothenreichs meiſt unter ihren früheren Namen wieder hervor; überdies theilten die Gothen ſelbſt ſich in zwei Maſſen, in die Oſt- und Weſtgothen. Die Franken finden wir in ſaliſche und ripuariſche Franken geſchieden. Die Sachſen, die

über den Ocean gegangen waren, verlieren mehr und mehr ihre Verbindung mit den daheimgebliebenen Stammgenoſſen, und dieſe ſelbſt ſpalten ſich in Weſtfalen, Oſtfalen und Engern. Und auch wo eine ſolche Theilung nicht eintrat, löſten ſich doch häufig einzelne Gaue von der Geſammtverbindung des Volkes ab und zogen ihre beſondere Straße. So ſchloſſen ſich Langobarden an die Sachſen auf ihrem Zuge nach Britannien an, und ſpäter begleiteten wieder Sachſen die Langobarden nach Italien. So blieben Alanen in Gallien zurück, als die Hauptmaſſe des Volks nach Spanien zog. Wir finden Thüringer an der Waal und den Maasmündungen, wie unter den Heereshaufen des Odoaker, während die Hauptmaſſe des Volks die alten Sitze deſſelben im Innern Deutſchlands bewahrte. Und überall, ſoweit die Wanderungen der Deutſchen reichten, begegnen uns zerſtreut gothiſche und ſueviſche Schaaren.

Es war zu befürchten, daß mit dieſer Veränderung der Wohnſitze und einer ſolchen Spaltung der Stämme auch der Beſtand der alten Gemeindeverbindungen ſich ganz und gar lockern würde; wir wiſſen, wie eng die Verfaſſung derſelben mit dem Boden zuſammenhing, wie ſie vor Allem auf dem Grundbeſitz ruhte. Auch iſt es gewiß, daß wo nun die Germanen inmitten der Römer ſaßen, jene gleichmäßige Vertheilung des Landes, auf die ſich vornehmlich die alte Freiheit gründete, wie jene enge, nachbarliche Gemeinſchaft, welche die freien Männer zur Gemeinde gleichſam von ſelbſt zuſammenſchloß, nicht herzuſtellen war; aber es löſten ſich darum doch nicht ganz die alten Gemeinden auf. Meiſt ſcheinen die Gaugenoſſen ſich vereint auf die Wanderung begeben und auch auf dem eroberten Boden ihre alte Gemeinſchaft feſtgehalten zu haben; wo ſich der Gau auflöſte, blieb mindeſtens die Hundertſchaft zuſammen und erhielt durch allen Wechſel hindurch die volksmäßige Eigenthümlichkeit der alten Verfaſſung. Kehrten die Germanen doch auch ſonſt bald zu ihren alten friedlichen Gewohnheiten zurück; kaum hatten die Weſtgothen in Spanien Land erlangt, ſo verfluchten ſie, wie ein römiſcher Schriftſteller ſagt, ihre Schwerter und ergriffen den Pflug. So erhielt ſich mitten unter der römiſchen Welt mehr von der alten Gemeindeverfaſſung, als man hätte erwarten ſollen. In dem Innern Deutſchlands aber lebte ſie im Allgemeinen rein und ungebrochen durch dieſe Zeiten fort, und wurde von hier auch auf die Gegenden übertragen, die entweder mit dem deutſchen Boden in unmittelbarer Nachbarſchaft lagen oder in

denen, wie es in Britannien der Fall war, die alte Bevölkerung ganz von den Germanen verdrängt wurde. Mit der Gemeindeverfassung zugleich hat sich hier dann auch deutsches Wesen und deutsche Sprache dauernd befestigt.

Durch ihre alte Verfassung blieb den Germanen jener Freiheitssinn und jene Kraft bewahrt, die ihnen den Sieg über das römische Reich verliehen hatten; aber der lange Kampf hatte ihnen zugleich gezeigt, daß ohne eine starke leitende Gewalt dauernde Erfolge nicht zu gewinnen seien. Alle die Völker, welche sich in den Kampf gegen die Römer stürzten, hatten unter Königen gefochten, unter ihnen die Macht der Römer zerstört und das weite Reich in Besitz genommen; nur unter Königen konnten sie sich im Besitz erhalten. Die Sachsen und Friesen, die in ihren alten Sitzen geblieben waren, bestanden freilich auch ferner ohne Könige; doch hatte sich selbst unter jenen sächsischen Schaaren, die Britannien eroberten, sogleich nach der Eroberung das Königthum erhoben und befestigt. Als die Langobarden später unter der Führung von Königen Italien gewannen, machten sie einmal den Versuch sich der königlichen Gewalt wieder zu entledigen, aber sie gaben ihn bald genug auf. Das Königthum war also eine Nothwendigkeit geworden; sobald die germanischen Stämme die Herrschaft über andere Völker gewonnen und sich ihre engen Verhältnisse erweitert hatten, mußten sie an ihre Spitze eine machtvolle Persönlichkeit stellen, in deren Hand sich die Herrschaft zusammenschloß, da ohne Einheit und Zusammenhalt jede Herrschaft auf die Dauer unmöglich ist. Das Königthum war fortan unter ihnen nicht mehr eine schwache, leicht wieder zu beseitigende Gewalt; sondern es durchdrang nun das Leben der germanischen Völker und war mit dem ganzen Sein und Wesen derselben auf das Innigste verwachsen.

Der König, aus dem Uradel seines Volkes hervorgegangen, auf Lebenszeit an die Spitze desselben gestellt, durch eine gewisse priesterliche Heiligkeit ausgezeichnet, war wesentlich und zuerst der oberste Kriegsherr und übte den Heerbann in Person oder durch seine Beamten über das ganze Volk. Wie aber die Germanen das Kriegswesen von der bürgerlichen Verwaltung nicht zu trennen gewohnt waren, ging auch diese vom Könige als der Quelle aller Gewalt aus, und durch dieselben Beamten, welche dem Heerwesen vorstanden, ließ er auch den Gerichtsbann üben. Noch urtheilen wie seit Alters her die freien Gemeindegenossen und be-

rathen über ihre nächſten und eigenſten Angelegenheiten, aber es geſchieht unter der Leitung und dem Vorſitz eines königlichen Beamten; und tritt das ganze Volk zuſammen, ſei es zur Heerſchau, ſei es zur Berathung über das allgemeine Wohl, ſo erſcheint immer der König ſelbſt an ſeiner Spitze. Schon wird jede Uebertretung königlichen Gebots mit der höchſten Geldbuße beſtraft, und jede Verletzung der geheiligten Perſon des Königs zieht als unſühnbares Verbrechen den Tod des Schuldigen nach ſich. Das Königthum iſt den Germanen nicht von außen gekommen, ſie haben es nicht von den Römern angenommen; aber das Beiſpiel der römiſchen Kaiſer iſt auf die Entwickelung der königlichen Macht doch nicht ohne erheblichen Einfluß geweſen.

Ein ſtarkes Königthum wird ſich immerdar von einem glänzenden Adel umgeben zeigen, da die Diener des Königs von ſelbſt die Bedeutung eines bevorzugten Standes gewinnen. So erheben ſich denn auch in den neuen germaniſchen Staaten mit dem Könige und durch ihn jene Beamten, die ſeine Heere führen und die bürgerliche Verwaltung leiten, ſofort zu einer hervorragenden Stellung. Und nicht dieſe allein; Alle, die im Gefolge des Königs ſtehen und zu perſönlichem Dienſt ihm verpflichtet ſind, empfangen einen Abglanz von ſeinem Glanze und genießen die Vortheile ſeiner erhöhten Stellung mit. Denn höhere Ehren, reichlichere Schenkungen an Geld, an Land und eigenen Leuten konnte die Huld eines ſolchen Führers dem Gefolge bieten, als es vordem die armen Gaufürſten vermochten. Aus ſeinem Gefolge vorzugsweiſe wählte der König jene Beamten, welche den Heer- und Gerichtsbann übten; Männer aus dem Gefolge waren es auch, die den Dienſt am Hofe und um ſeine Perſon leiſteten. Wie ſich ein Hofſtaat bald nach dem Muſter des römiſchen geſtaltete, wie die germaniſchen Könige die Abzeichen der römiſchen Herrſcher annahmen, ſo ſtiegen auch die erſten und angeſehenſten Dienſtmannen des Königs, der Marſchall, Kämmerer, Truchſeß und Mundſchenk bald zu einer ähnlichen Bedeutung, wie ſie die hohen Beamten am Hofe der Kaiſer hatten; ſie erhielten neben dem Reichskanzler und Pfalzgrafen, deren Stellung den römiſchen Einrichtungen entlehnt war, ihren Platz. Zur Seite dieſer hohen Würdenträger gewann dann eine große Zahl niederer Dienſtleute am Hofe Raum, die alle nicht leer an Ehre und Auszeichnung blieben. Aber dieſer Hof- und Dienſtadel bildete keinen erblichen Stand; noch war, wie in den älteſten Zeiten, das Band zwiſchen dem Gefolgsherrn und ſeinen Ge-

folgsmannen ein rein persönliches, und allein die Huld des Herrn bestimmte die Rangstufen in dem Gefolge, die Geltung und den Dienst der einzelnen Mannen. Eben dadurch unterschied sich dieser neue Dienstadel, den die Könige schufen, von jenem uralten germanischen Erbadel, aus dem sie selbst hervorgegangen waren und dessen Bedeutung jetzt neben ihnen mehr und mehr verschwinden mußte. Aus dem Kriegsgefolge der Heeresfürsten ging der neue Adel hervor; er hat seinen kriegerischen Ursprung niemals in der Folge verleugnet.

In solcher Weise bildeten sich über den alten Ordnungen der Germanen nicht zufällig, sondern mit Nothwendigkeit neue Gewalten aus, die allerdings jene vielfach schwächten und zurückdrängten, aber doch keineswegs ganz zu beseitigen vermochten. Königsherrschaft und Volksfreiheit bedingten und beschränkten sich fortan gegen einander auf die mannigfachste Weise; sie begegneten sich überall in der lebendigen Entwickelung der Dinge, welche das auszugleichen und zu vermitteln wußte, was sich seiner Natur nach zu widerstreben schien. Das Königthum sammelte und leitete die Kräfte der Völker zu bestimmten Zielen; vor der Despotie schützte der Freiheitssinn der Germanen und die aus demselben geborenen uralten Ordnungen ihrer Gemeinden.

Sobald die Germanen sich in dem Besitz der eroberten Länder gesichert glaubten, fingen sie an, die Verhältnisse derselben, die durch den langen Kriegszustand in die ärgste Verwirrung gerathen waren, so gut es ging, friedlich zu ordnen. Nur einen Theil des eroberten Landes nahmen sie für sich und ließen den anderen den alten Bewohnern zu eigener Bebauung. Ein gesetzlicher Zustand wurde hergestellt, die Rechtsverhältnisse wieder geordnet. Die Römer empfingen von den Siegern Gesetzbücher, und selbst den Germanen, die nun auf einst römischem Boden saßen, ließen die Könige ihre alten Rechtsgewohnheiten, und zwar in römischer Sprache verzeichnen. Ackerbau und Wohlstand hoben sich, sobald das Gefühl der Sicherheit wuchs, zumal die drückenden Abgaben der Kaiserherrschaft entweder erleichtert oder ganz aufgehoben wurden. Die Sittenstrenge, welche die Deutschen selbst in diesen wilden Zeiten nicht eingebüßt hatten, wie die Treue und Redlichkeit, welche von jeher als Grundzüge ihres Charakters galten, wirkten vortheilhaft auf alle öffentlichen Verhältnisse zurück. Bald wurde man inne, daß diese Eroberer nicht, wie einst die Römer, vernichtend für die selbstständige Entwickelung der Völker waren, daß sie fremdes Recht schonten,

andere Sitten und Sprache ehrten und ihr Freiheitssinn einen erdrückenden Zwang selbst gegen Ueberwundene nicht aufkommen ließ. So führte das Eindringen der Fremdlinge in das römische Reich nicht zu einer völligen Auflösung und Zerstörung aller gesellschaftlichen Ordnung, sondern bahnte vielmehr eine gänzliche Umgestaltung derselben an, welche, so tiefgreifend und stark sie war, doch dereinst noch eine Erneuerung der römischen Welt herbeiführen konnte. Ein neues Reis wurde auf den alten Baum gepfropft.

Vieles ging freilich unwiederbringlich verloren: Länder, die seit Jahrhunderten zusammengehört und in allen Interessen verwachsen waren, wurden auseinandergerissen, dem Handel und Wandel die alten Bahnen und Richtungen genommen, Kunst und Wissenschaft büßten ihre Geltung ein und gingen mit reißenden Schritten dem Verfall entgegen, nützliche Staatseinrichtungen geriethen in unaufhaltsamen Ruin, das ganze Leben gestaltete sich rauher und kriegerischer. Und doch sahen selbst viele Römer damals die Germanen als ihre Befreier von dem unerträglichen Druck der Kaiserherrschaft an; sie fanden, diese rauhen Sieger seien ihnen eher Bundesgenossen und Freunde als Herren, und sie zogen es vor, mit ihnen frei und arm zu leben, als üppig und glänzend im Kaiserreich unter dem angstvollen Druck der unerschwinglichen Steuern.

Die Reiche der Gothen und Burgunder.

Die Führer der Deutschen haben zum Theil geglaubt, daß sich auf friedlichem Wege die weitere Entwickelung der Dinge gestalten, daß das römische Reich, nachdem es die deutschen Stämme aufgenommen hätte, friedlich fortan Deutsche und Römer zugleich umfangen und so zu unerschütterlicher Kraft gedeihen würde; ja sie hofften wohl gar, durch weise Sorgfalt sich dauernd den Dank der Römer zu gewinnen. „Mögen andere Könige," schreibt der Ostgothe Theoderich, „ihren Ruhm in dem Untergang eroberter Städte suchen; unser Vorsatz ist es, unseren Sieg so zu benutzen, daß die Unterthanen nur beklagen sollen, zu spät unsere Herrschaft erlangt zu haben." Die Könige der Germanen ließen sich, um den römischen Stolz nicht zu verletzen, so weit herab, daß sie sich selbst und ihre Völker nur als Fremdlinge bezeichneten, die gastliche Aufnahme im Reiche gesucht und gefunden hätten; ja sie erkannten wohl

ſelbſt ihre Länder ausdrücklich nur als untergeordnete Theile des einen römiſchen Staates an, den ſie nicht als einen neben anderen, ſondern als den Staat ſchlechthin — die Republik, wie ſie ſagten — anzuſehen gewohnt waren. Viele von ihnen ſahen in dem Kaiſer zu Conſtantinopel, ſo wenig ſie ſich auch von ihm Eingriffe in ihre Rechte gefallen ließen, doch geradezu einen Oberherrn, von dem ſie Titel, Ehren und Würden mit nicht geringem Eifer nachſuchten und annahmen.

Die Gothen und Burgunder, wie ſie einſt im Dienſtverhältniß zu den Kaiſern geſtanden und durch Vertrag ihre erſten Niederlaſſungen im Reiche erhalten hatten, haben ſich vornehmlich eines ſolchen Gefühls der Abhängigkeit vom römiſchen Staatsleben niemals entſchlagen. Es hat dies in Wahrheit auf die Bildung ihrer Herrſchaften einen verhängnißvollen Einfluß geübt. „Euch gehört mein Reich," — ſchrieb der Burgunderkönig Sigismund an den Kaiſer Anaſtaſius, — „und euch zu dienen gewährt mir größere Befriedigung als zu herrſchen. Wenn wir auch zu regieren ſcheinen, ſo glauben wir dazu doch keinen anderen Beruf zu haben, als den eure Beamten beſitzen; ihr verwaltet durch uns nur die entlegenen Gebiete eurer Herrſchaft, und unſer Land gehört zu eurem Reiche." An denſelben Kaiſer Anaſtaſius erklärte einſt der Oſtgothe Theoderich, es ſei nicht genug, daß zwiſchen dem Abendreich — er meint damit ſeine Herrſchaft — und dem morgenländiſchen Kaiſerthum nur ein äußerlich gutes Vernehmen beſtehe; ſie müßten vielmehr ſich mit ihrer Macht gegenſeitig unterſtützen, ſo daß ein Wille und ein Gedanke im ganzen Römerreiche lebe. Auch bezeichnete Theoderich ſeine Gothen wohl als den Kriegerſtand des Staates, und es ſchien faſt, als ob er ſich einzig und allein für den Kriegsoberſten eines Heeres hielte, deſſen fremde Beſtandtheile in dem römiſchen Reich nur deshalb aufgenommen wären und Bürgerrecht erhalten hätten, um die Grenzen des Reichs zu ſchützen und die innere Ruhe aufrecht zu halten. „Darin allein," ſagt er einmal, „ſind Gothen und Römer unterſchieden, daß jene die Arbeit des Kriegs auf ſich nehmen, dieſe aber in Ruhe und Frieden ſich mehren."

Aber in der That, keine Einheit war in dieſen Staaten, ſondern große innere Gegenſätze, die ſich nicht friedlich und ſchonend ausgleichen ließen und die dieſen Staaten ſelbſt nur geringe Dauer verſprachen. Zwei Bevölkerungen wohnten neben einander, nicht allein mit verſchiedenen Sprachen, Sitten und Lebensgewohnheiten, mehr oder minder ka-

ſtenartig abgeſchloſſen — ſelbſt Familienverbindungen unter ihnen waren geſetzlich verboten oder wurden doch mindeſtens ſelten geſchloſſen —, ſondern beide hatten überdies ihr geſondertes Recht, verſchiedene bürgerliche Einrichtungen und ſpalteten ſich endlich, was am ſchwerſten in das Gewicht fiel, in ihrem Glauben und ihrem kirchlichen Leben.

Erſt in dieſen Zeiten, wo Alles zuſammenbrach und unter den Trümmern des Reichs die ganze römiſche Welt begraben zu werden ſchien, hatten ſich die Gemüther ganz mit dem Ernſt des Chriſtenthums erfüllt. Alles wahre geiſtige Leben hatte ſich von dem Staate in die Kirche geflüchtet; die Maſſen, vordem durch kaiſerliche Edicte nur äußerlich bekehrt, wurden nun durch Leiden und Unglück innerlich zum Glauben geführt. Wie Viele haben damals in der Zurückgezogenheit von der Welt das Glück und den Frieden geſucht, nachdem das weltliche Leben allen Reiz für ſie verloren hatte! In abgelegenen Gegenden ſchlugen Männer, welche das täuſchende Weltleben mit Abſcheu erfüllte, Einſiedeleien auf. Gerade während Theoderich in Italien regierte, ſtiftete der heilige Benedict das Kloſter von Monte Caſino und begründete jene Ordensregel, die ſich nachher über das ganze Abendland verbreitet hat; der Zudrang zu den Klöſtern wurde ſo groß, daß man durch Geſetze ihn beſchränken mußte. Die biſchöflichen Kirchen, in großer Zahl längſt im Reiche errichtet, wurden nun Mittelpunkte eines unendlich bewegten reichen Lebens; ſchon waren ſie nicht allein Stätten der Andacht, ſondern hier fand der Leidende Hülfe, der Arme Unterſtützung, der Rathloſe Belehrung, hier ließen die Hadernden ihre Streitigkeiten ſchlichten. In den Biſchöfen ſah die römiſche Menge ihre natürlichen Vertreter und ihre Führer; dadurch erlangten ſie eine Gewalt, die weit über ihre urſprünglichen geiſtlichen Befugniſſe hinausging. Und was war da natürlicher, als daß die Lehrſtreitigkeiten, die ſie bewegten, auch das ganze Volk erfüllten, und daß die, welche ſie als Irrgläubige bekämpften und von ſich fern hielten, auch der Menge als fluchwürdige Ketzer galten? Wo daher die fremden Herrſcher einem anderen Glauben huldigten, entbrannte alsbald gegen ſie der Glaubenseifer der Menge, und die Verſchiedenheit des Bekenntniſſes zeigte ſich als eine viel ſchroffere Scheidewand als die Verſchiedenheit der Nationalität. Nun aber gehörten Oſtgothen, Weſtgothen und Vandalen ſeit der Annahme des Chriſtenthums dem Arianiſchen Bekenntniß an, und unter dem Einfluß der Gothen hatten auch die Burgunder die katholiſche Kirche, in welche ſie eingetre-

ten waren, verlaſſen und waren zum Arianismus übergetreten; endloſe Glaubensſtreitigkeiten erfüllten deshalb dieſe Reiche und ließen den inneren Frieden niemals gedeihen. Was das Schwert verbunden hatte, hielt das Symbol der Kirche getrennt, und die von den Germanen unterworfenen Römer ſahen trotz alles Drucks der Kaiſerherrſchaft bald doch wieder ſehnſüchtig nach dem Morgenlande hinüber, wo das Nicäniſche Bekenntniß ſiegreich herrſchte, zumal ſie ſich immer noch als ein einiges, zuſammengehöriges Volk fühlten und wußten.

Unhaltbar war der Zuſtand dieſer Reiche, wenn es nicht gelang, ſie entweder dauernd in ein enges Verhältniß zu dem Oſtreich zu bringen — und bald zeigte ſich, daß dies unmöglich ſei — oder eine nähere Verbindung der germaniſchen Könige herbeizuführen, um in dieſer eine Einheit der abendländiſchen Welt herzuſtellen und ſie mit vereinten Kräften in der Unterwürfigkeit der Germanen zu erhalten. Auf das Letztere hat Theoderich mit unendlicher Ausdauer ſein Streben gerichtet und es die undankbare Aufgabe ſeines Lebens ſein laſſen, die deutſchen Fürſten unter ſeiner Leitung zu einigen. Er hielt ſich vor Allen zu dieſem Werke berufen, einmal weil er im Beſitze Roms und Italiens ſtand, dann aber, weil er vom Kaiſer Zeno, wir wiſſen nicht, in welchem Sinn und unter welchen Umſtänden, als Sohn adoptirt, ſich kaiſerlichen Geſchlechts meinte rühmen zu können. Hierdurch glaubte er einen Vorrang unter den deutſchen Fürſten zu beſitzen und ſuchte für die Anerkennung deſſelben auf alle Weiſe ſie zu gewinnen, indem er mit den Einen Verträge ſchloß, die Anderen durch Verſchwägerung ſich enger verband. Selbſt die noch heidniſchen Thürlinger, welche im Innern der deutſchen Länder ihre Herrſchaft von der Donau nördlich bis zur Elbe ausgedehnt hatten, beſtrebte er ſich in ſeinen großen Völker- und Friedensbund zu ziehen. So war Theoderich der erſte große deutſche Friedensfürſt; in ihm erkennen wir jenen weiſen Dietrich von Bern, deſſen hohe und ernſte Geſtalt in der Sage von einem Geſchlecht zum anderen fortgelebt hat und fortlebt. Aber ſo hochherzig ſeine Abſichten waren, ſo weiſe ſein Regiment, ſo ſcheiterte doch der germaniſche Staatenbund an den kühn aufſtrebenden Frankenkönigen, und die wunderbare Blüthe, zu der Italien unter Theoderichs Herrſchaft gediehen war, zerfiel nur allzubald. Nach ſeinem Tode zeigten ſich ſogleich deutliche Spuren, wie innerlich ſchwach und gebrechlich doch auch dieſes Reich ſei, welches eine Zeit lang den anderen germaniſchen vorgeleuchtet hatte.

Das fränkiſche Reich.

Unter ähnlichen und doch wieder mannigfach abweichenden Verhältniſſen war die Herrſchaft der ſaliſchen Franken in Gallien von dem Merovinger Chlodovech begründet worden. Nicht gleich auf einen Anlauf fiel Chlodovech Alles zu, ſondern Schritt für Schritt rückte er vor; er ſuchte ſich den alten Gewinn zu ſichern, ehe er nach einem neuen ſein Auge richtete. Und doch dehnte ſich ſein Gebiet mit wunderbarer Schnelligkeit aus. Nur in engen Grenzen auf belgiſchem Boden herrſchte er Anfangs: Somme und Maas ſchloſſen noch die Sitze der ſaliſchen Franken ein, und ſelbſt in dieſem kleinen Gebiet mußte er die Herrſchaft mit anderen Stammeskönigen theilen; der Mittelpunkt ſeines Reiches war Tournay. Es gelang ihm — wir wiſſen nicht wann und wie — das ganze Gebiet der Salier zu vereinen; es gelang ihm das letzte römiſche Heer in Gallien zu ſchlagen und zu vernichten (486). Das Land bis zur Seine und bald darauf bis zur Loire wurde fränkiſch; erſt war Soiſſons, dann Paris die Hauptſtadt des Reichs. Hatten die Salier in ihren alten Sitzen die celtiſch-römiſche Bevölkerung des Landes ſo gut wie vernichtet und den Boden nach Willkür an ſich geriſſen, ſo verfuhren ſie bei ihren neuen Eroberungen gegen die alten Bewohner mit Schonung; weder verdrängt wurden dieſe, noch geknechtet, ſondern behielten ihren Grundbeſitz, ihre perſönliche Freiheit und ihr eigenes Recht. Nicht einmal eine Theilung des Landes ſchien erforderlich, wie ſie die Gothen und Burgunder in Gallien vorgenommen hatten. Die Krongüter, die verlaſſenen und die confiscirten Grundſtücke reichten hin, um den König und ſein Gefolge — die Antruſtionen der Franken — reichlich auszuſtatten. Die Verhältniſſe ordneten ſich faſt wie durch ein gütliches Abkommen.

Nicht lange, ſo trat Chlodovech ſelbſt als der Beſchützer Galliens auf. Die Alamannen, welche ſo oft Gallien verheert hatten, beherrſchten damals noch in ungebrochener Kraft die beiden Ufer des Oberrheins bis nach der Gegend von Mainz hinab. Mit dem Beiſtande der ripuariſchen Franken griff ſie jetzt Chlodovech an und beſiegte ſie ſchnell (496). Sehr bemerkenswerth iſt, daß er die ſtammesverwandten Alamannen weniger ſchonend behandelte als zuvor die römiſchen Gallier. Die Gaue, die ſich nördlich vom Remsthal über die mittleren Neckar-, Kocher-, Jart-

und Taubergegenden bis zum Main ausdehnen, wurden Franken zur Anſiedelung übergeben, und der fränkiſche Name verdrängte hier den alamanniſchen für alle Zeiten. Milder verfuhr er allerdings auf dem linken Rheinufer, im Elſaß, wo ſich alamanniſche Art und Sprache erhielt. Nur der ſüdöſtliche Theil Alamanniens rettete ſich damals vor den fränkiſchen Eroberern, indem er ſich unter den Schutz des Oſtgothen Theoderich begab.

Durch Liſt und Gräuelthaten beſeitigte Chlodovech in der Folge das königliche Geſchlecht unter den ripuariſchen Franken, riß auch hier die höchſte Gewalt an ſich und mit derſelben die Länder von der Maas bis zum Niederrhein. Hierdurch dehnte er ſein Reich über weite Gebiete aus, die bereits völlig germaniſirt waren und ihn überdies in ſtäte Verbindung mit dem überrheiniſchen Mutterlande brachten. Die fränkiſche Herrſchaft war nun nicht mehr, wie die der Gothen und Vandalen, von dem heimiſchen Boden gelöſt; ſie konnte aus dieſem ſtets neue und friſche Volkskräfte ſaugen, während ſie zugleich Gallien vor dem Vordringen anderer Stämme über den Rhein, vor einer neuen Völkerwanderung, ſchützte.

Chlodovech und ſeine Franken waren noch Heiden, als ſie in Gallien ihre Macht gewannen; dennoch gelang es bald dem Eroberer, ſich bei den Eingeborenen in das glänzende Licht eines Vorkämpfers des katholiſchen Glaubens zu ſetzen. Als Chlodovech in der Schlacht gegen die Alamannen in große Gefahr gerieth, ſchwankte ſein Glaube an die Götter, die er ſo lange mit Eifer verehrt hatte. „Ohnmächtig ſind die,“ rief er, „die denen nicht helfen, die ihnen dienen.“ Er beſchloß ſich Chriſtus, dem Gottesſohne, anzugeloben, wenn er der Siegesgott ſei. „Gewährſt du jetzt mir den Sieg,“ betheuerte er, „ſo will ich an dich glauben und mich taufen laſſen auf deinen Namen.“ Der Sieg fiel den Franken zu, und Chlodovech gab ſich in den Dienſt Chriſti, des Gottesſohnes. Der Biſchof Remigius von Reims wurde ſein Lehrer im chriſtlichen Glauben und wandte ſein Herz dem Nicäniſchen Glaubensbekenntniß zu. Der König und ſein Volk traten zur katholiſchen Kirche über, die nun die ſiegreichen Franken und die beſiegten Gallier als Glaubensbrüder umfaßte.

Als der Biſchof den König taufte und in den Dienſt Chriſti ſtellte, ſpornte er ihn zugleich zu heißem Glaubenskampfe für den Herrn an, dem er ſich weihe: „Beuge ſtill deinen Nacken, Sikamber,“ ſprach er, „und verehre, was du bisher mit Feuer und Schwert verfolgteſt, ver-

folge aber, was du verehrteſt.“ Es hätte deſſen kaum bedurft, denn mit unverbrüchlicher Treue und voller Hingebung, wie ein Dienſtmann dem Herrn dient, ſtand nun Chlodovech im Waffendienſt für ſeinen Herrn Chriſtus. Schon in den Taufkleidern, als er durch Remigius vom Leiden Chriſti hörte, rief er aus: „Wäre ich mit meinen Franken dabei geweſen, ich hätte ihn gerächt!“ Und kaum ein minderer Eifer beſeelte die Franken. Sie begrüßten Chriſtus, „der die Franken liebt,“ mit Jubelgeſchrei; ſie meinten beſſer zu ſein als die Römer, welche die Märtyrer getödtet, während ſie ſelbſt über ihren Gebeinen herrliche Kirchen errichtet; vor Allem aber beſſer als die anderen Germanen, welche ſich mit der Arianiſchen Ketzerei befleckt hatten und den Herrn Chriſtus nicht als den wahren Gottesſohn anerkennen wollten. Seitdem ſahen die Römer, die in Gallien unter burgundiſcher und gothiſcher Herrſchaft ſtanden, voll Verlangen nach dem Frankenlande hinüber und wünſchten Nichts ſehnlicher als die Ausdehnung der fränkiſchen Herrſchaft. Schon weiſſagte der Biſchof Avitus von Vienne dem rechtgläubigen König der Franken eine allgemeine Herrſchaft über die germaniſchen Völker; wie das Sonnenlicht werde ſeine Macht nach allen Seiten ihre Strahlen verbreiten.

Chlodovech ließ nicht lange auf ſich warten, denn auch ihn verlangte, Gallien von dem Joch ſeiner ketzeriſchen Gebieter zu befreien. Gegen den Burgunderkönig Gundobad wendete er zuerſt ſeine Waffen, und Gundobad ſah keinen anderen Rath, als die katholiſchen Biſchöfe ſeines Landes zu verſammeln und aufzufordern, durch ihren Einfluß Chlodovech zum Rückzug zu bewegen. Dieſe antworteten ihm, das beſte Mittel, den Frieden zu erhalten, ſei die Bekehrung des Königs und ſeines Volks zur katholiſchen Lehre; ſobald die Burgunder zum orthodoxen Glauben überträten, würden alle Feinde derſelben ohnmächtig ſein. Und in der That rettete ſich Gundobad nur dadurch, daß er der katholiſchen Kirche ſich geneigt bewies. Dann griff Chlodovech die Weſtgothen ſüdlich der Loire an. „Es bekümmert mich ſehr,“ ſprach er zu den Seinen, „daß dieſe Arianer noch in Gallien ſitzen. Laßt uns mit Gott aufbrechen und dies Land in unſere Gewalt bringen.“ Chlodovech ſiegte über das Heer der Weſtgothen und dehnte ſein Gebiet bis zur Garonne aus (507). Nur das Land ſüdlich bis zu den Pyrenäen erhielt noch der weiſe Theoderich dem Reiche der Weſtgothen, während er die Provence für ſich ſelbſt in Beſitz nahm; aber auch hier ſehnte man

ſich nach Chlodovechs Herrſchaft, der nicht als Eroberer, ſondern als Befreier von der katholiſchen Bevölkerung des ſüdlichen Galliens aufgenommen wurde. War die Ungleichheit des Glaubens hauptſächlich die Schwäche des Gothen-, Burgunder- und Vandalen-Reichs, ſo wurde die Einheit des Bekenntniſſes die Stärke des fränkiſchen Reichs; ſie ſicherte den errungenen Beſitz und führte von Eroberungen zu Eroberungen.

Nach Chlodovechs Tode wurde ſein Reich unter ſeine vier Söhne getheilt. Für den erſten Augenblick gelang es dann wohl dem Oſtgothen Theoderich den weiteren Fortſchritt des Merovingiſchen Reichs zu hemmen, aber bald traten Chlodovechs Söhne wieder in die Siegesbahn ihres Vaters. Das burgundiſche Reich wurde zerſtört (534); zugleich drang Theoderich der älteſte und tüchtigſte Sohn Chlodovechs, dem beſonders die öſtlichen, vorwiegend germaniſchen Theile des Reichs zugefallen waren, ſiegreich in das Herz der deutſchen Länder ein und machte dem Thüringerreich ein Ende. Mit den Sachſen im Bunde hatte Theoderich geſtritten; ſie erhielten als Lohn den nördlichen Theil des Thüringerreichs, die Gegenden an der Saale und Elbe bis ſüdlich zur Helme und Unſtrut; dagegen fielen die ſüdlichen Theile um den Main bis gegen die Donau hin den Franken zu und wurden nach und nach fränkiſches Land. Nur die Gegenden in der Mitte vom Waldgebirge bis zur Unſtrut bewahrten den thüringiſchen Namen und erhielten ſpäter einen Herzog unter fränkiſcher Hoheit. Dann wurden die Provence und Alamannien vertragsmäßig von den Oſtgothen dem fränkiſchen Reiche abgetreten. Schutzlos unterwarfen ſich endlich auch die baieriſchen Herzöge der Herrſchaft der Merovinger. So vereinigte das fränkiſche Reich nicht nur faſt das ganze römiſche Gallien, ſondern umfaßte mit Ausnahme von Sachſen und Friesland auch alle die Länder, wo ſich deutſche Völker noch rein und unvermiſcht in ihren alten Sitzen erhalten hatten, und ſelbſt ſächſiſche Stämme zahlten ſchon den Franken Tribut. Ein Merovingiſcher König konnte ſich gegen den Kaiſer von Conſtantinopel rühmen, ſein Reich erſtrecke ſich vom Weltmeere bis zur Donau und den Grenzen Pannoniens; er konnte mit einem Angriff auf Conſtantinopel drohen.

Was dieſem Reiche Dauer und Feſtigkeit lieh, war aber nicht allein, daß die germaniſche und celtiſch-römiſche Bevölkerung, durch das katholiſche Bekenntniß verbunden, friedlich neben einander ſaßen, ſondern

eben ſo ſehr, daß alle lebenskräftigen Elemente des germaniſchen, wie des römiſchen Lebens ſich hier allmählich in eigenthümlichſter Weiſe durchdrangen. Es iſt unleugbar, daß das entwickelte Staatsleben der Römer auf die ſtaatlichen Einrichtungen der Franken nicht ohne Einfluß blieb. Die königliche Gewalt, wie groß ſie immer auch vor der Eroberung bei den Franken ſein mochte, wurde doch erheblich erweitert, als die Rechte der Kaiſer in Gallien auf die ſiegreichen Merovinger übergingen. Das römiſche Steuerſyſtem wurde, obſchon es manche Umgeſtaltungen erfuhr, von den Franken beibehalten. Aber trotzdem blieben die Grundlagen des fränkiſchen Staatslebens durch und durch deutſch. Die Heeresverfaſſung, der wichtigſte Theil der Staatseinrichtungen in einer Zeit, wo nur mit dem ſtets gezückten Schwerte ſich die Selbſtſtändigkeit der Reiche behaupten ließ, blieb ganz die germaniſche, und die Beſiegten mußten ſie von den Siegern annehmen. Nicht minder deutſch war die Gerichtsverfaſſung des Reichs; in das Rechtsverfahren des Siegers mußte ſich die alte Bevölkerung Galliens ſchicken. Alle Standesverhältniſſe geſtalteten ſich gleichfalls nach fränkiſcher Weiſe: ſelbſteigener Beſitz, geſicherte Freiheit oder Dienſt im Gefolge des Königs gaben Macht und Ehre; nicht mehr Brief-, Verdienſt- oder Geldadel, wie zu den Zeiten der Kaiſer. Endlich beruht auch das weſentlich auf deutſcher Anſchauung und Denkweiſe, daß den einzelnen Landſchaften, Bezirken und Städten, wie den verſchiedenen Nationalitäten, ſoweit der Beſtand des Reichs dadurch nicht gefährdet wurde, ein weiter Raum zu freier Bewegung gelaſſen wurde: wie denn den Römern in ihren Rechtsſtreitigkeiten unter einander die Entſcheidung nach eigenem Rechte blieb, und ſelbſt die frühere Verfaſſung ihrer Städte noch einige Zeit ſich erhielt; wie ebenſo die unterworfenen deutſchen Stämme ihr beſonderes Recht und ihre eigenthümlichen Gemeindeverfaſſungen bewahrten.

Das ganze Reich der Merovinger war in Grafſchaften getheilt, die ſich in den germaniſchen Theilen meiſt nach den Gauen, auf dem früher römiſchen Boden nach den alten Stadtgebieten begrenzten; die Grafen ernannte der König nach freiem Ermeſſen und übertrug jedem in ſeiner Grafſchaft die Aushebung und Anführung des Heerbanns, die Erhebung der Krongefälle, die Leitung der Rechtspflege und die Sorge für die Erhaltung des Landfriedens. Jede Grafſchaft zerfiel dann weiter in kleinere Bezirke, die den alten Hundertſchaften der Deutſchen entſprachen; in dieſen wurde vom Grafen theils in regelmäßig wiederkehrenden, theils

von ihm beſonders gebotenen Verſammlungen der freien Gemeindegenoſſen an den beſtimmten Malſtätten in alter, feierlicher Weiſe das Gericht gehegt. Noch nahm die Gemeinde ſelbſt lebendigen Antheil an dem Gericht und an der Findung des Urtheils; dem Grafen ſtand nur der Vorſitz und die Leitung des Dings zu, wobei ihm mit Rechtsbelehrung der von der Gemeinde gewählte Richter zur Seite trat, in deſſen herabgedrückter Stellung ſich kaum noch der erlöſchende Glanz des alten Gaufürſtenthums erkennen ließ.

Ueber mehrere Grafſchaften wurde gewöhnlich ein Herzog geſetzt, deſſen Befugniſſe ſich aber weſentlich nur auf die Heeresverfaſſung bezogen. Auch der herzogliche Name hatte demnach ſeine alte Bedeutung verloren und bezeichnete in Gallien lediglich einen militäriſchen Beamten ohne eine freiere und ausgedehntere Gewalt. Anders war es in Baiern und Alamannien, wie ſpäter in Thüringen, wo die Herzöge an der Spitze der ganzen Landesverwaltung, gleichſam als Statthalter des Königs, ſtanden und die Rechte deſſelben faſt in ihrem ganzen Umfange, nur nicht in freier Macht, ſondern als des Königs Beamte übten. Wie aber dieſe Herzöge meiſt altadligen Geſchlechtern des ihrer Obhut vertrauten Landes angehörten, fehlte es ihnen auch nicht leicht an großem perſönlichen Einfluß in ihren Gebieten, ſo daß ſie oft mehr als Vertreter ihrer Stämme, denn als Diener des Königs, erſchienen. Der Trieb nach Beſonderung regte ſich ohnehin fortwährend in dieſen Stämmen und trat bald auch in Gallien wieder hervor; wenn auch in den erſten Zeiten die Königsmacht ſo ſtark war, daß der Einheit des Reichs kaum Gefahr drohte, ſo bildeten ſich doch nach und nach provinzielle Gegenſätze und Sonderbeſtrebungen ſehr bedenklicher Art aus. Dies geſchah um ſo leichter, als die königliche Gewalt allein die verſchiedenen Theile des Reichs verband und allgemeine Landesverſammlungen weder ſtattfanden, noch bei der Ausdehnung des Reichs ſtattfinden konnten. Chlodovech hielt noch die große Heeresverſammlung des Volks am 1. März ab; nachher aber kam ſie in Gallien in Vergeſſenheit, während ſie in dem öſtlichen Theile des Reichs, der faſt durchweg von germaniſchen Stämmen bewohnt war, noch bisweilen zuſammentrat, vornehmlich um eine formelle Zuſtimmung des Volks bei neuen Geſetzen einzuholen. Von Wichtigkeit waren dieſe Verſammlungen nicht, und eine Landesvertretung iſt mit Nichten in ihnen zu ſehen. Da nun auch Verſammlungen der alten Gaugemeinden nicht mehr vorkamen, noch in den Grafſchaften ge-

meinſame Zuſammenkünfte aller Genoſſen abgehalten wurden, mußte ſich das politiſche Leben der niederen Kreiſe des Volks in die Hundertſchaften zurückziehen. Wenn aber hier der Graf an den alten Dingſtätten die freien Männer verſammelte, ſo war es noch immer ein trotziges und freiheitsliebendes Geſchlecht, mit dem er zu ſchaffen hatte.

Es waren, wie geſagt, alle Einrichtungen des Staates tief in dem germaniſchen Weſen begründet, und die celtiſch-römiſche Bevölkerung des Landes mußte ſich fremden Staatsformen fügen; aber ſie that es um ſo leichter, als ſie nur ſo eine geſicherte Zukunft hoffen konnte und durch die Kirche, welche durch und durch römiſchen Ueberlieferungen folgte, auch ihrerſeits die fränkiſchen Sieger beherrſchte. Die Sprache der Kirche war und blieb die lateiniſche; die ganze äußere Geſtaltung derſelben war unter römiſchen Einflüſſen in Gallien erfolgt und erlitt durch die Eroberung der Franken keine Veränderung; die biſchöflichen Stellen wurden mindeſtens in der erſten Zeit ausſchließlich mit Römern beſetzt, und das Anſehen der Biſchöfe war unaufhörlich im Zunehmen, ſelbſt in alle ſtaatlichen Geſchäfte griffen ſie ſchon mit bedeutendem Einfluß ein. Wurden die Wahlen der Biſchöfe auch von den Königen beſtätigt und meiſt nach dem Willen derſelben getroffen, ſo waren die Biſchöfe ſelbſt doch weit davon entfernt ihre Stellung als ein Geſchenk königlicher Gnade anzuſehen. Ein ſtarkes Gefühl der Selbſtſtändigkeit regte ſich vielmehr in ihnen, zumal ſie ſich als Glieder einer großen, über ganz Gallien verbreiteten Körperſchaft wußten und bereits ſeit Chlodovech in Reichs- wie in Provinzialſynoden zuſammentraten und vereint wirkten. Freilich wurden die Synoden nur mit königlicher Erlaubniß gehalten und ihre Beſchlüſſe bedurften der königlichen Sanction, aber darum bewegten ſie ſich nicht minder frei auf dem ſtreng kirchlichen Gebiete und griffen oft genug auch in die Kreiſe des Staates ein. Die Könige mußten einen Bruch mit der Geiſtlichkeit vielleicht noch mehr fürchten, als die Biſchöfe den mit dem Staate.

Im Merovingiſchen Reiche kam es zuerſt zu klarer Erkenntniß, daß der germaniſche Staat und die römiſche Kirche einander bedürften, wenn ſie ihre Macht behaupten wollten, und in dieſem Gefühl unabweisbarer Nothwendigkeit verbanden und durchdrangen ſie ſich auf das Innigſte. Durch ihre Vereinigung gewannen alle Verhältniſſe des Lebens eine neue Geſtalt; die Gedanken der Menſchen ſchlugen andere Richtungen und

Wege ein als vordem: nicht auf einen Schlag, ſondern allmählich traten in Sitte, Sprache und Gewohnheit ſich die germaniſche und römiſche Welt näher, und es fanden ſich gemeinſame Mittelpunkte, in denen ſich die Nationalitäten, die ſich ſo lange feindlich gegenübergeſtanden hatten, ausglichen und begegneten. Die Entwickelung der kirchlich-politiſchen Verhältniſſe, die im Merovingerreiche begann, hat das ganze weitere Leben des Mittelalters beherrſcht.

Das langobardiſche Reich.

Während die fränkiſche Macht ſich befeſtigte, gingen die Reiche der Gothen und Vandalen entweder ihrem völligen Untergange oder doch einer bedenklichen Auflöſung entgegen.

Juſtinian, ein Bauernſohn aus Dacien, ſlawiſcher Abkunft, wie man meint, war durch wunderſame Schickſale, die ſeine ärmliche Familie betroffen hatten, auf den Thron des Oſtreichs erhoben worden. Ein Mann, den das Glück ſo begünſtigt hatte, konnte wähnen, es ſei Alles ihm möglich, und den kühnen Entſchluß faſſen die verlorene Macht Roms im Weſten wiederherzuſtellen. Sobald er vor den Perſern im Oſten Ruhe gewonnen hatte, ſandte er ſein Heer gegen die Vandalen. Als Vertheidiger der rechtgläubigen Lehre gegen die Arianer begann er den Krieg, und in zwei Feldzügen wurde das vandaliſche Reich gänzlich vernichtet (534). Kaum war dieſer Kampf beendet, ſo wandte Juſtinian ſeine Waffen gegen das oſtgothiſche Reich. Er verlangte den Beiſtand der fränkiſchen Könige. „Ihr müßt mit mir gemeinſame Sache machen," ſchrieb er ihnen, „denn es verbindet uns der wahre Glaube und deshalb gleicher Haß gegen die Gothen." Die Franken gaben Verſprechungen, aber ſie waren nicht gewillt dem Kaiſer ein Land zu unterwerfen, auf das ſie ſelbſt ſchon ihr Augenmerk gerichtet hatten; ſie ließen vielmehr zeitweiſe den Gothen einen eigennützigen Beiſtand angedeihen Aber trotz dieſer Hülfe, trotz eines erneuerten Angriffs der Perſer auf das Oſtreich, trotz des heldenmüthigen Kampfes der Oſtgothen ſelbſt fiel dennoch endlich die von Theoderich begründete Herrſchaft (554); der Kaiſer erſtreckte ſeine Macht wieder über ganz Italien und konnte ſich rühmen die Einheit der Republik neu begründet zu haben.

Und ſchon wandte Juſtinian ſeinen Blick auch auf das weſtgothiſche

Spanien: er ſandte Flotten und Heere dorthin; von den Küſten des Mittelmeers aus drangen die Griechen tief in das Land ein. Sobald die Heere des rechtgläubigen Kaiſers ſich zeigten, erhob ſich die römiſche Bevölkerung, welche unter gothiſcher Herrſchaft lebte; die Sueven, bis dahin Arianer, aber von jeher der Weſtgothen Feinde, wandten ſich mit ihrem Könige dem katholiſchen Glauben zu und traten mit den Griechen in Verbindung; zu derſelben Zeit griffen die Franken die letzten Beſitzungen der Weſtgothen im Norden der Pyrenäen an. Alles ſchien ſich zum Untergange auch des Weſtgothenreichs zu vereinen. Dennoch erhielt es ſich und erhob ſich ſogar nach Juſtinians Tode noch einmal aus ſeinem Verfall. Die Aufſtände der römiſchen Bevölkerung im Innern wurden niedergeworfen; eine Seeſtadt nach der anderen, wenn auch ſehr allmählich, den Griechen wieder entriſſen; das Reich gegen die Franken geſchützt und der Herrſchaft der Sueven für immer ein Ende gemacht. Aber nur dadurch wurde dies Alles ermöglicht, daß die Gothen ſich dem Glauben der Römer zuneigten und König Reccared endlich zur katholiſchen Kirche übertrat. Seitdem gewannen die römiſchen Biſchöfe auf die Angelegenheiten Spaniens den erheblichſten Einfluß; die Gothen verbanden ſich enger und enger den Römern und wurden endlich ſelbſt ihrer germaniſchen Sprache und Sitte untreu. Der Gothe Reccared war der erſte germaniſche König, der ſich von einem Biſchof krönen ließ (586), nachdem es ſchon ſeit mehr als einem Jahrhundert Sitte war, daß die Kaiſer zu Conſtantinopel feierlich aus den Händen der Patriarchen das Diadem empfingen.

Indeſſen hatte ſich nach Juſtinians Tode auch der größte Theil Italiens dem Oſtreiche wieder entzogen. In dem langandauernden Kriege zwiſchen Griechen und Gothen war das Land in entſetzlicher Weiſe verwüſtet worden; verheert und verödet fiel es an das Oſtreich zurück, und nur durch die äußerſte Sorgfalt hätte es wieder zu der Blüthe gebracht werden können, in der es einſt unter Theoderich ſtand. Aber an dieſer Sorgfalt fehlte es Juſtinian; noch mehr ſeinen Nachfolgern. Italien ſah ſich als eine mißachtete Provinz behandelt, welche die Beamten des Kaiſers faſt nicht minder ausſogen als jener fürchterliche Krieg. Früh genug verlangte man nach der Herrſchaft der Germanen zurück, und ſicher wäre das Land ſchon damals eine Beute der fränkiſchen Könige geworden, wenn nicht vierzehn Jahre nach der Zerſtörung des oſtgothiſchen Reichs die Langobarden über die Alpen geſtiegen

wären, um ſich in der ſüdlichen Halbinſel neue Wohnſitze zu ſuchen (568).

Mit den Gepiden hatten ſich die Langobarden bis auf dieſe Zeit in den unteren Donaugegenden gehalten und hier zuletzt die germaniſche Herrſchaft behauptet. Im ſtäten Kampfe mit den Kaiſern zu Conſtantinopel, wie mit den Bulgaren und Avaren, türkiſch-finniſchen Nomadenſtämmen, die auf den von den Hunnen eröffneten Wegen nach Europa vorgedrungen waren, hätten Gepiden und Langobarden nur durch das engſte Zuſammenhalten an der Donau ihre Macht ſichern können; aber allen Gefahren zum Trotz ſtürzten ſie ſich in einen Vernichtungskrieg gegen einander. Das Gepidenreich unterlag den Langobarden; aber bald darauf mußten die Langobarden ſelbſt ihre Wohnſitze den Avaren räumen, die nun weit über Dacien und Pannonien hin ihre Macht ausbreiteten und ſelbſt die öſtlichen Theile der Alpen bis zur dalmatiſchen Küſte ihrer Gewalt unterwarfen. Die Langobarden ſtiegen nach Italien hinab. Unter ihren Königen Alboin und Cleph eroberten ſie in ſiebenjährigem Kampfe die Gegenden um den Po, denen ſie für alle Zeiten den Namen des Langobardenlandes gaben; dann drangen ſie ſüdwärts auf der Weſtſeite des Apennins bis in die Nähe Roms vor, indem ſie gleichzeitig im Friaul ein eigenes Herzogthum errichteten, um die Angriffe der Griechen und Avaren vom Oſten auf die neugewonnene Herrſchaft abzuwehren. Auch ſpäter noch dehnten ſie ihre Eroberungen aus. Es gelang ihnen tiefer und tiefer in die Halbinſel des Apennin einzudringen und in der Mitte derſelben das Herzogthum Spoleto, im Süden das Herzogthum Benevent zu begründen. Niemals jedoch erreichten ſie die völlige Unterwerfung des italiſchen Landes. Die venetianiſchen Inſeln; der ganze Küſtenſtrich von der nördlichen Pomündung bis nach Ancona hin, an dem Ravenna, damals der Hauptſitz der griechiſchen Macht in Italien, belegen war; die Südſpitze der Halbinſel mit Sicilien; am weſtlichen Meere die Landſchaften von Rom und Neapel — dies Alles blieb in den Händen der Griechen. So entſtand jene unheilsvolle Spaltung Italiens, die bis auf den heutigen Tag gedauert hat.

Die Langobarden waren, wie die Gothen, Arianer. Der religiöſe Zwieſpalt zwiſchen den Eroberern und den beſiegten Bewohnern des Landes lebte demnach von Neuem auf, ja ſchien um ſo gefährlicher für die neubegründete Herrſchaft, als die Langobarden ſich nicht vollends zu Herren der Halbinſel machen konnten, ſondern ſtets den Feind unmittel-

bar auf dem Nacken behielten; überdies war die königliche Gewalt bei ihnen noch minder feſt begründet als bei anderen germaniſchen Stämmen, und die Einheit des Reichs durch ſie nur dürftig gewahrt. Wenn die neue Herrſchaft ſich dennoch befeſtigte, ſo geſchah dies zunächſt durch die ſchonungsloſe Härte, mit der die Langobarden ihre erſten Siege benutzten. Die römiſche Bevölkerung wurde vollſtändig als Kriegsbeute behandelt: ſie büßte nicht nur alle politiſchen Rechte ein, ſondern ſelbſt ihre perſönliche Freiheit wurde gemindert, das Grundeigenthum ihr völlig genommen oder nur gegen Abgabe eines Drittheils der Früchte zur Beſtellung belaſſen, das römiſche Recht verlor ſeine öffentliche Geltung, und die Römer kamen ohne eigene Beamte unter die unmittelbare Gewalt der langobardiſchen Befehlshaber. Die Langobarden ſtanden während der Eroberung in einer ausgebildeten Heeresverfaſſung, die ſie auch nach derſelben feſthielten. Ihre Herzöge vertheilten unter ſich die ſtädtiſchen Territorien; ſie ſelbſt nahmen in den Hauptſtädten derſelben ihren Sitz, während ihre Kriegsmannen ſich über das ganze Territorium verbreiteten; unter den Herzögen ſtanden Schultheiße an der Spitze kleinerer Bezirke und der darin angeſeſſenen Kriegsmannen, unter den Schultheißen die Decane: ſie alle zunächſt militäriſche Befehlshaber, die aber zugleich die ganze bürgerliche Verwaltung und Rechtspflege in Händen hatten.

Indem ſo die durchgehende Spaltung, die unter der gothiſchen Herrſchaft zwiſchen dem germaniſchen und römiſchen Theil der Bevölkerung beſtanden hatte, vermieden wurde, indem die Römer unmittelbar in die langobardiſchen Verhältniſſe eintraten, mußte ſich eine Verſchmelzung der beiden Nationalitäten nothwendig anbahnen. Als dann die Langobarden, die von Anfang an gerade die katholiſche Kirche ihre Härte am wenigſten hatten fühlen laſſen, ſich mehr und mehr dieſer zuneigten und endlich etwa hundert Jahre nach der Eroberung dem Arianismus völlig abſagten, als ſo der Glaube der Beſiegten über den Sieger die Oberhand gewann, da vollzog ſich die weitere Verſchmelzung mit reißender Schnelligkeit. Schon ſah man die Langobarden, die von römiſcher Bildung ganz unberührt nach Italien gekommen waren, ſich in Kunſt und Wiſſenſchaft als nicht ungelehrige Schüler der Römer zeigen; ſchon nahmen ſie angeſehene Römer, die ſich der griechiſchen Herrſchaft entzogen, freudig in ihr Reich auf und geſtatteten ihnen nach eigenem Rechte zu leben; die früher ſo hart unterdrückte römiſche Bevölkerung wurde nun auf vielfache Weiſe begünſtigt und ihr das ſchmachvolle Zeichen der Beſiegten ge-

nommen. Seitdem hatte das Land von den Angriffen der Griechen und Franken, die ſich ſtets wiederholt hatten, kaum ernſtlich zu fürchten; die beiden Volksſtämme in demſelben wuchſen zu einer Nation zuſammen, deren Staatsformen weſentlich an die deutſche Herkunft erinnerten, die aber in ihrem Glauben, ihrer Sprache und in den Anfängen neuer Kultur ihren römiſchen Urſprung deutlich zu erkennen gab. —

Indem der Südweſten Europas überall eine zahlreiche deutſche Bevölkerung und mit ihr viele Elemente deutſchen Lebens in ſich aufgenommen hatte, erfuhren hier alle Verhältniſſe eine vollſtändige Umwandlung. Vor Allem hatten die Deutſchen die römiſche Bevölkerung, die ſie vorfanden, mit ihrem Freiheitsſinn erfüllt und das verweichlichte Geſchlecht wieder an den Gebrauch der Waffen gewöhnt. Wie tief dieſe Umgeſtaltung des Lebens Alles ergriff, was nur in irgend welche Berührung mit den Germanen kam, zeigt ſich recht klar darin, daß ſelbſt in dem griechiſchen Italien ein kriegeriſcher Geiſt aufs Neue erwachte. Auch in Rom, Neapel und Ravenna griff die Bürgerſchaft wieder zu den Waffen und zeigte einen ſelbſtſtändigen, trotzigen Geiſt gegen die Griechen; auch hier bildeten ſich neue Verhältniſſe aus, ſehr nahe denen verwandt, die das langobardiſche Italien beherrſchten. Aber ſo ſtark die Einwirkungen der germaniſchen Eroberung auch waren, nirgends als in Britannien und in den Rhein- und Donauländern gelangten die germaniſchen Lebenselemente zu vollſtändiger Herrſchaft. In den anderen eroberten Ländern erhielten ſich die römiſche Glaubenslehre und Kirchenverfaſſung, die römiſche Sprache und Bildung, manche Einrichtungen des römiſchen Staatslebens nicht nur bei den Beſiegten, ſondern übten ihre Macht auch an den Siegern. Von den Römern lernten die germaniſchen Herren nicht nur leſen und ſchreiben, ſondern auch umfaſſendere Ordnungen in Staat und Kirche begründen. Der zahlreichere Stamm der Beſiegten drängte überdies mit ſeiner Nationalität mehr und mehr die der Sieger zurück und nöthigte endlich dieſe ihre ſtarre Eigenthümlichkeit aufzugeben und ſich der fremden Art zu verſchmelzen. Nicht allein in Spanien und Italien zeigt ſich dieſe Entwickelung, ſie tritt nicht minder in allen den Theilen Galliens hervor, wo ſich eine dichte römiſche Bevölkerung erhalten hatte.

Auf dieſe Weiſe haben ſich die romaniſchen Nationen gebildet; darin alle verwandt, daß ſie auf einer Miſchung und Verquickung römiſcher und germaniſcher Volkseigenthümlichkeit beruhen, aber jede in Sitte und

Sprache doch wieder beſonders und eigenthümlich, wie ſie ſich denn auch ſtaatlich in der Folge getrennt entwickelten. Die romaniſche Art hat ſich dauernd in dem Beſitz von Spanien, Italien und des größeren Theils von Gallien behauptet, wenn letzteres auch den Namen des Frankenreichs behielt; überall ſind hier die rein germaniſchen Elemente allmählich wieder zurückgedrängt worden. Nur die von den Alamannen und Baiern eroberten Donauländer, die von den Franken beſetzten Landſtriche an Moſel, Maas und Schelde und das von den Angelſachſen eingenommene Britannien wurden von dem großen römiſchen Reiche für alle Zeit der deutſchen Nationalität gewonnen. Dieſer Reſt blieb den Germanen von ihren großen Eroberungen während der Völkerwanderung; ſonſt welkte Germaniens Kraft außerhalb Germaniens wieder dahin.

8.

Erhebung der Pippiniden.

Zerſplitterung und Schwäche des Abendlandes.

Einzeln und ohne gemeinſamen Plan hatten die germaniſchen Völker das römiſche Reich angegriffen und erobert, ſelbſtſtändig dann ihre Herrſchaften begründet und ſo den Zuſammenhang früher auf das Engſte verbundener Länder gelöſt. Die Einheit Europas und des Abendlands war zerriſſen, und es war um ſo weniger Hoffnung dieſelbe herzuſtellen, als die germaniſchen Könige, ohne jedes Gefühl für gemeinſame Intereſſen, ſich unabläſſig unter einander bekriegten und die beherrſchten Völker ſelbſt unter der Einwirkung des germaniſchen Sondertriebs ſich eher von einander zu entfernen als ſich zu nähern geneigt ſchienen.

Wenn bisher in Spanien, Italien und Gallien noch größere Reiche zuſammengehalten waren, ſo beruhte dies mehr auf überkommenen ſtaatlichen und kirchlichen Einrichtungen aus der Römerzeit, als auf der ſtaatenbildenden Kraft der Germanen. Wo es den Eroberern gelang die römiſchen Einrichtungen mit Stumpf und Stiel auszurotten, wie in Britannien, zerfiel auch ſofort die frühere Einheit des Landes, und was bisher verbunden, wurde in kleine Herrſchaften zerriſſen. Nicht ein

einiges Reich haben die Angelsachsen und die ihnen nachziehenden Jüten auf den britannischen Inseln gegründet, sondern unter sieben oder vielmehr acht Herrschaften, die nur sehr lose Bande verknüpften und die häufig unter einander in Fehde standen, das Land getheilt. Die Besorgniß lag nahe, daß in ähnlicher Weise allmählich auch die größeren Reiche, welche sich erhalten hatten, zerfallen würden und daß mit ihrer Auflösung die letzte Aussicht auf eine Herstellung der abendländischen Einheit dahinschwinden könnte.

Wer die Verhältnisse jener Zeit aufmerksamer betrachtet, erkennt sofort, wie alle germanischen Reiche schon gegen Ende des sechsten Jahrhunderts in einem rasch sich vollziehenden Proceß innerer Zersetzung begriffen waren. Vieles trug dazu bei diesen Proceß zu beschleunigen: zuerst und vor Allem, daß die Thronfolge nirgends in heilsamer Weise geregelt war, indem sie entweder zwischen Wahl und Erblichkeit schwankte, oder, wo sie allein auf Erblichkeit beruhte, mit Reichstheilungen verbunden war; dann daß das Königthum, durch die schwankende Thronfolge geschwächt, die immer mächtiger aufstrebende Aristokratie nicht mehr im Zaume zu halten vermochte, und diese sich nun in den einzelnen Landestheilen eine selbstständige Gewalt zu gründen bedacht war; endlich daß die nationalen und lokalen Unterschiede, so lange gewaltsam unterdrückt, sich jetzt entfesselt mit um so größerer Hartnäckigkeit Geltung zu verschaffen suchten.

So geschah es vor Allem in Gallien, wo die Merovinger das Reich gleich wie einen Privatbesitz vererbten und, wenn mehrere Erbsöhne vorhanden waren, unter diese theilten. Durch solche Theilungen wurden Austrasien, der östliche, und Neustrien, der westliche Theil des eigentlichen Frankenlandes, von einander gerissen, erlangten Burgund, wie Aquitanien, das frühere westgothische Gebiet südlich von der Loire, wieder eine besondere Stellung. Daneben gewann die celtische Nationalität in der Bretagne immer freieren Spielraum und strebte nach politischer Selbstständigkeit; nur mit den Waffen gezwungen erkannten die Häuptlinge der Briten die Hoheit der fränkischen Könige an. Zugleich stiegen von den Pyrenäen die Gascogner herab, ein tapferes Bergvolk, das die südlichen Theile des Landes eroberte und nur nach harten Niederlagen zeitweise wieder in seine Berge zurückwich. Durchgreifende Unterschiede bildeten sich in allen Theilen des Landes aus. Es schied sich der südliche Theil des Frankenreichs vom nördlichen, jener weniger, dieser mehr

von den Einflüſſen der germaniſchen Sitte und Sprache berührt; es ſchied ſich im nördlichen Theil der Weſten weiter vom Oſten, und während in jenem, in Neuſtrien, das römiſche Element wieder die Oberhand gewann, erhielt ſich der Oſten im Weſentlichen bei germaniſcher Sitte und Sprache.

Mit Auſtraſien war die Herrſchaft über die jenſeits des Rheins wohnenden germaniſchen Stämme verbunden. Aber ſchon löſten ſich auch dieſe mehr und mehr von dem Verbande der Monarchie ab. Die Herzöge von Baiern aus dem Geſchlechte der Agilolfinger übten bereits, obſchon von den Königen geſetzt, eine wirklich landesherrliche Gewalt aus; ſie ſetzten die Grafen im Lande ein, ernannten die Richter und ordneten die Verhältniſſe Baierns unter ſtäter Theilnahme des Volks; denn die alte Gauverfaſſung hatte ſich hier immer erhalten und gewann jetzt neue Kraft und Bedeutung. Aehnlich geſtalteten ſich die Verhältniſſe bei den Alamannen, obgleich die herzogliche Gewalt öfters getheilt war und deshalb nicht zu gleicher Stärke gedieh. Auch Thüringen erhielt eigene Herzöge, die, wenn ſie auch königlicher Gnade ihre Einſetzung verdankten, doch oft mit großer Selbſtſtändigkeit auftraten. Wenn die Monarchie der Merovinger da auch ſich äußerlich noch in einem gewiſſen Zuſammenhange erhielt und darſtellte, ſo war dieſer doch innerlich im ſiebenten Jahrhundert bereits völlig gelöſt; das Reich beſtand in Wahrheit aus einer Anzahl kleinerer und größerer faſt ſelbſtſtändiger Herrſchaften, die faſt unausgeſetzt mit einander in Fehde ſtanden.

In den Reichen der Weſtgothen und Langobarden waren die politiſchen Verhältniſſe damals unter ähnlichen Verhältniſſen in ähnlicher Auflöſung begriffen.

Um ſo gefährlicher waren aber dieſe Zuſtände, als die Kämpfe mit den äußeren Feinden in keinem Augenblick ruhten. Noch immer ſtanden die Langobarden im Kampf mit dem Oſtreich, die Angelſachſen mit den nach dem Weſten ihres Inſellandes zurückgedrängten Briten; die Franken hatten, während die Kriege mit den Weſtgothen, Frieſen und Sachſen ſelten ruhten, überdies mit den Avaren an der Donau und mit den Slawen an der Elbe, gleich gefährlichen Feinden, zu kämpfen.

Nachdem die öſtlichen Gegenden Europas von den Germanen verlaſſen waren, hatten ſich die ihnen bisher unterworfenen ſlawiſchen Stämme zur Freiheit erhoben und waren dann im ſechsten Jahrhundert, von den Avaren fortgeſchoben, theils nach Abend gegen die germaniſchen

Völker, theils nach Süden bis zu den Grenzen des morgenländischen Kaiserthums vorgedrungen. Slovenzen, Kroaten, Serben und Bulgaren — denn auch die letzteren galten, nachdem sie slawische Sitte und Sprache angenommen hatten, für Slawen — fanden endlich im griechischen Reiche Aufnahme und wurden in den Nordprovinzen vom adriatischen bis zum schwarzen Meer in den Gegenden an der Donau und Sau zur Vertheidigung der Grenzen, wie einst die germanischen Völker, angesiedelt. Indessen hatten die gegen Abend vorgedrungenen Stämme Wohnsitze gefunden, die sie zu Grenznachbaren der Deutschen an der Elbe, am böhmischen Waldgebirge, an der mittleren Donau und in dem östlichen Theile der Alpen machten. Von der Elbe bis über die Oder breiteten sich die zahlreichen Stämme der Wenden aus; das Land zwischen Saale und Elbe unterwarfen die Sorben; das böhmische Land besetzte der Stamm der Czechen, und vom Fichtelgebirge erstreckten sich weiter gegen Abend slawische Niederlassungen bis in die Main- und Regnitzgegenden; von den Quellen der Elbe bis zu den Ufern der March setzten die Mährer sich fest; von der Donau ausgehend, nahmen endlich die Karantanen oder Winden, ein Theil der Slovenzen, die östlichen Alpengegenden, die man jetzt mit dem Namen von Steiermark, Kärnthen und Krain bezeichnet, zum großen Theil in Besitz.

Längere Zeit haben die meisten Slawenstämme die Herrschaft der Avaren über sich anerkennen müssen; endlich aber schüttelten sie das Joch derselben ab und gründeten unter ihrem Führer, dem Franken Samo, ein eigenes Reich, dessen Kern das Böhmenland war und das sich von hier aus südlich bis zu den steierschen Alpen, östlich bis an die Karpathen und nördlich bis an die Havel und Spree erstreckte (627). Es war das erste große Slawenreich; wie die Germanen zuerst unter römischem Einflusse zur Gründung größerer Staaten gelangten, so entwickelten sich bei den Slawen die Anfänge eines umfassenderen staatlichen Lebens erst unter Einwirkung der Deutschen. Fünfunddreißig Jahre hat Samo seine Herrschaft nicht nur gegen die Macht der Avaren, sondern auch gegen die Waffen seiner eigenen Stammesgenossen behauptet und viel dazu beigetragen die Macht der Slawen im Osten Deutschlands für alle Zeit zu befestigen.

Den Kämpfen, die auf allen Seiten das Frankenreich bedrängten, zeigten sich die Merovingischen Könige nicht mehr gewachsen; ein entartetes und in Lüste versunkenes Geschlecht, hatten sie dem Dienstadel

völlig die Zügel der Herrſchaft überlaſſen. Ein Glück war es, daß ſich in der früher kaum hervorleuchtenden Stellung des Hausmeiers allmählich eine Gewalt herausbildete, welche für die unfähigen Könige in der allgemeinen Verwirrung die Leitung des Staates übernehmen konnte. Der Hausmeier galt fortan für den erſten Kron- und Hofbeamten, ohne deſſen Rath und Mitwirkung kein Staatsgeſchäft unternommen werden konnte; er war die Seele der inneren Verwaltung, wie der Anführer des Dienſtgefolges im Kriege, und ſchon mußten faſt mit dieſem allein die Kriege geführt werden, da es mindeſtens in den galliſchen Ländern bereits unmöglich war ein Volksaufgebot zu Stande zu bringen. Als die Monarchie in die Reiche Auſtraſien, Neuſtrien und Burgund getheilt wurde, bedurfte jedes dieſer Reiche auch eines beſonderen Hausmeiers, da ohne denſelben kein König mehr zu regieren vermochte. Bald aber wurden in allen Theilen der Monarchie die Hausmeier nicht mehr von den Königen ernannt, ſondern ihnen durch Wahl der Großen geſetzt und zeigten ſich daher zumeiſt auch als Gönner derer, denen ſie ihre Erhebung verdankten.

So war die Macht des alten Königthums bei den Franken ſchmählich gebrochen. Auch das Reich ſchien ſeiner völligen Zerſplitterung entgegenzugehen, welches unter allen germaniſchen den größten Umfang gewonnen hatte und allein noch eine neue Verbindung der abendländiſchen Welt anbahnen konnte.

Wohin man unter den Wirrniſſen jener Zeit den Blick richtet, überall bietet ſich das ſchreckbare Bild einer ſcheinbar unaufhaltſamen Auflöſung dar, in welcher die abendländiſche Welt begriffen iſt. Niemand konnte daran denken die Kräfte der germaniſchen Reiche gegen die mit wilder Eroberungsluſt anſtürmenden Barbaren zu ſammeln. Kein großes gemeinſames Unternehmen ſtillte den Kriegsmuth der Völker. Statt deſſen führten die germaniſchen Könige unter ſich verheerende Kriege, und im Innern ihrer Reiche erhoben ſich zahlloſe und endloſe Fehden, welche nicht nur die äußeren Ordnungen der Staaten löſten, ſondern auch alle ſittlichen Banden lockerten. Willkür und Zuchtloſigkeit trat an die Stelle des Geſetzes; Freiheit und Wehrhaftigkeit ſchien der abendländiſchen Welt nur zu ihrem Verderben zurückgegeben; Gewaltthat und Sinnenluſt herrſchte bei Hoch und Niedrig.

Die chriſtliche Kirche, welche allen Halt und Zuſammenhang in der Auflöſung der politiſchen Bande verlor, konnte dem immer weiter um

ſich freſſenden Sittenverderbniß nicht mehr ſteuern; ſie wurde vielmehr ſelbſt von der Fäulniß der Zeit nur allzu ſehr ergriffen. Die Geiſtlichkeit verſank in das eitelſte und roheſte weltliche Treiben, dem nicht einmal der äußere Schimmer geiſtiger Bildung blieb. Denn Kunſt und Wiſſenſchaft, vordem ſo kräftige Mittel, um tiefere Regungen in den Gemüthern zu wecken, ſo ſtarke Bande, um widerſtrebende Völker geiſtig zu einen, hatten alle Anerkennung und Bedeutung verloren. Bis zu dem Ende des ſechsten Jahrhunderts laſſen ſich die letzten Spuren altrömiſcher Kultur verfolgen; dann tritt ein Zeitalter entſetzlicher Barbarei ein, in dem faſt nirgends im Abendlande ein Funke höheren Geiſteslebens aufleuchtet. Alles, was uns aus dieſer Zeit in Schrift- und Kunſtwerken erhalten iſt, trägt den Stempel der grauenhaften Verwilderung, die überall nun in jenen Ländern herrſchte, die einſt unter Roms Herrſchaft in herrlichſter Blüthe geſtanden hatten. Es war, als ob die Menſchheit ſich ſelbſt vergeſſen und von ſchwindelnder Höhe in den tiefſten Abgrund geſtürzt hätte.

Der Zuſtand der abendländiſchen Welt ſchien hoffnungslos, doch war er es nicht; freilich erſt nach langem und tiefem Verfall kam die Stunde der Erhebung.

Die Pippiniden als Hausmeier.

Es war in dem gefährlichſten Wendepunkt für die fränkiſche Monarchie und für die ganze Entwickelung des Abendlands, daß ſich in Auſtraſien ein tapferes und ehrgeiziges Geſchlecht alter Dienſtmannen auf das Glänzendſte erhob, welches die vergeſſenen Abſichten Chlodovechs aufnahm, die Kräfte des Reichs aufs Neue ſammelte, allen Ueberlieferungen der Deutſchen zum Trotz das angeſtammte Königsgeſchlecht beſeitigte und ſich ſelbſt auf den Thron ſchwang.

Aus dieſem Geſchlecht tritt zuerſt Pippin von Landen hervor (628), der als Hausmeier für den unmündigen König Dagobert eine faſt unumſchränkte Gewalt in Auſtraſien gewann. Hauptſächlich dazu wandte er ſie an, alle Kräfte des Merovingiſchen Reichs noch einmal, ſo weit es möglich war, zu verbinden. Er breitete die Gewalt Dagoberts auch über Neuſtrien und Burgund aus und gedachte die Macht des vereinten Reichs zu den glänzendſten Unternehmungen zu benutzen. Das Reich

des Samo, die Avaren, alle Völker bis zu den Grenzen des morgenländiſchen Kaiſerthums ſollten unterworfen werden, die fränkiſchen Waffen ſo zu neuen Ehren gelangen. Aber ſogleich brachen die alten Fehden zwiſchen Neuſtrien und Auſtraſien von Neuem aus; der Ausgang des Kampfes mit den auswärtigen Feinden war für den König unglücklich; die abhängigen deutſchen Stämme verweigerten den Gehorſam: die kaum hergeſtellte Einheit des Reichs löſte ſich abermals auf. Dagobert wurde den Auſtraſiern ſeinen unmündigen Sohn Sigibert III. zum Könige zu geben gezwungen, während ihm ſelbſt kurz darauf in der Herrſchaft über Neuſtrien und Burgund ſein anderer Sohn Chlodovech II. folgte. Willkürlich herrſchten darauf in Neuſtrien zügelloſe Factionen des Adels, während in Auſtraſien Grimoald, Pippins Sohn, die Ordnung durch Kraft und Entſchloſſenheit ſchützte. Als er aber nach Sigiberts Tode den verwegenen Entſchluß faßte ſeinen eigenen Sohn auf den Thron zu erheben, empörte ſich das Volk gegen ihn; er wurde mit ſeinem Sohne erſchlagen und die königliche Herrſchaft den Merovingern zurückgegeben (656).

Grimoalds Sturz war nicht der Sturz ſeines Hauſes. Bald ſammelte ſein Schweſterſohn Pippin von Heriſtal von Neuem alle Macht Auſtraſiens in ſeinen Händen. Er nannte ſich Herzog der Auſtraſier und ſtellte ſich an die Spitze des auſtraſiſchen Heerbanns. Zuerſt mochte er daran denken ſich in dieſen deutſchen Gegenden, die er mit ſeinem Anſehen beherrſchte, eine ähnliche Stellung gegen die Könige zu ſichern, wie ſie die Herzöge der anderen deutſchen Stämme im Lande der Alamannen, Baiern und Thüringer bereits ſich gewonnen hatten. Aber in dieſer Stellung bedroht und zugleich aufgefordert gegen den übermüthigen Adel Neuſtriens ſeine Waffen zu wenden, ſchritt er weiter und dehnte ſeine Herrſchaft auch über die romaniſchen Theile der fränkiſchen Monarchie aus. Durch die Schlacht bei Teſtri wurde er Herr von Neuſtrien und ſetzte hier einen ſeiner Söhne zum Hausmeier ein (687). Seitdem ruhte in den Händen Pippins, der ſich Herzog und Fürſt der Franken nannte, das Schickſal der ganzen Monarchie; den Merovingern blieb Nichts als die leeren Titel und die werthloſen Abzeichen des Königthums.

Als die königliche Gewalt, die hauptſächlich in den romaniſchen Theilen der Monarchie ihren Sitz gehabt hatte, verfiel, weil die Kraft des deutſchen Königshauſes unter den Einflüſſen der Römerwelt verkam

und versiegte, da erhob sich, wie wir sehen, ein neues ruhmliebendes und waffenlustiges Geschlecht, das sich in ungebrochener Kraft und stolzem Selbstgefühl für berufen hielt den erblichenen Glanz des fränkischen Namens wieder hell vor der Welt leuchten zu lassen. Die Wurzeln seiner Macht lagen aber in den deutschgebliebenen Theilen des Reichs, und vor Allem in dem Lande der Ripuarier, des Frankenstamms, in dem sich deutsches Recht und deutsche Sitte bei weitem reiner als bei den Saliern erhalten hatten, wo das deutsche Freiheitsgefühl noch in dem Herzen des Volks lebte, wo das alte Märzfeld noch zusammentrat, wo die Gemeinde und das Volksgericht noch in alter Weise bestanden. Von hier aus wurden neue Lebenskräfte auch den romanischen Theilen der Monarchie zugeführt und die zerrütteten Verhältnisse aufs Neue befestigt. Von den alten Königsstädten an der Loire, Seine, Marne und Aisne wurden die Sitze der Herrschaft an den deutschen Rhein verlegt, der Mittelpunkt des Reichs aus den romanischen Gegenden in die germanischen übertragen.

Welch ein Glück für die Welt war es, daß so eine kraftvolle und streitbare Macht wieder im Herzen Europas entstand! Denn schon stürmten die Araber, nachdem sie in Asien und Afrika eine Provinz nach der anderen dem Kaiser von Constantinopel entrissen und sieben Sommer nach einander seine Hauptstadt belagert hatten, gegen das Abendland vor. Von der Nordküste Afrikas setzten sie über die Meerenge des Hercules, der sie für alle Zeiten einen neuen Namen liehen, und schon bei dem ersten Zusammenstoß wurde die Macht der Westgothen vernichtet (711). Ein Theil der Bevölkerung Spaniens flüchtete sich in die nördlichen Gebirge der Halbinsel, um sich mindestens die persönliche Freiheit und ungestörte Religionsübung zu retten; die große Masse der Christen mußte sich den Ungläubigen unterwerfen, die bald bis zu den Pyrenäen ihre Herrschaft ausdehnten und an den Grenzen der fränkischen Monarchie standen. Der Kampf mit den Arabern war unvermeidlich. Es war ein Kampf mit einem Volke voll fanatischer Begeisterung für „den größten Propheten des ewigen Gottes" und die schwärmerische Lehre dieses Propheten, mit einem Volke, voll des stolzen Bewußtseins einer Geschichte, die es nun fast hundert Jahre von Siegen zu Siegen führte. Ueberdies war Einheit und zusammengehaltene Kraft in allen seinen Unternehmungen. Denn noch stand die Macht des Chalifen, der als Nachfolger des Propheten Kriegsherr und geistliches Oberhaupt des

ganzen Volkes in einer Perſon war, ungebrochen da, und ſeine Feldherren vollſtreckten in Aſien, Afrika und Europa gehorſam ſeine Gebote. Nie hätte die fränkiſche Monarchie ſolcher Macht widerſtehen können, wenn nicht von Pippin die Kräfte des Ganzen im rechten Zeitpunkte von Neuem geſammelt wären.

Für einen Augenblick war freilich nach Pippins Tode (714) Alles wieder in Frage geſtellt, aber ſein großer Sohn Karl — Martellus „der Hammer" mit Recht zubenannt — gewann ſchließlich doch die volle Macht des Vaters wieder und erhob ſie zu noch höherem Glanze. Sein ganzes Leben war Kampf und Streit. Vom Kerker aus, in den ihn ſeine Stiefmutter geſperrt hatte, begann er ſeine ruhmvolle Laufbahn. Aus den Streitigkeiten mit ſeiner Familie, mit den übermüthigen Großen in allen Theilen des Reichs — den kleinen Tyrannen des Landes, wie ſie genannt werden —, mit den aufſäſſigen und trotzigen Herzögen der deutſchen Stämme, aus den Kriegen mit den Sachſen und Frieſen, welche die Grenzen des Reichs bedrohten und von denen er mindeſtens die Frieſen zum größten Theil ſich unterwarf, — aus allen dieſen Kämpfen ging er als Sieger hervor und beſaß als Herzog und Fürſt der Franken ſo vollſtändig die königliche Gewalt, daß es kaum bemerkt wurde, ob ein Merovinger noch den Königsnamen führte oder der Thron, wie es zeitweiſe wirklich der Fall war, unbeſetzt ſtand. Was aber das Wichtigſte war, es gelang Karl die Araber, die ſchon in das Reich eingedrungen und bis zur Loire vorgerückt waren, gänzlich auf das Haupt zu ſchlagen und zurückzutreiben. Im Jahre 732 — gerade hundert Jahre nach dem Tode des Propheten — erlitten die Araber bei Poitiers eine ſchimpfliche Niederlage, und als ſie nach ſechs Jahren abermals in die Provence einfielen, gewann Karl bei Avignon (738) und Narbonne über ſie neue Siege. Das waren Thaten, die ſeiner Familie nicht nur die Herrſchaft im Frankenreiche ſicherten, ſondern die Augen der ganzen abendländiſchen Chriſtenheit auf den großen Siegesfürſten und ſein Haus richteten. Die Langobarden trugen ſich ihm als Bundesgenoſſen an; der Biſchof von Rom, von Langobarden und Griechen bedrängt, bot ihm den Titel eines römiſchen Patricius an und überſandte ihm die Schlüſſel zum Grabe des heiligen Petrus; die Chriſten in Spanien hofften von ihm Hülfe und Errettung aus ihrer Bedrängniß. In der von Pippin hergeſtellten fränkiſchen Monarchie war durch

die Siege des ruhmreichen Karl ein neuer Mittelpunkt für die ganze abendländiſche Welt hingeſtellt worden.

Nach Karls Tode (741) theilten ſeine Söhne das Reich, das ſie ſchon als ihr Erbgut betrachteten. Der fähigſte Sohn Karls, Pippin, der Kleine mit Zunamen, gewann aber endlich die Alleinherrſchaft, nachdem er in langen Kämpfen den Widerſtand ſeines Halbbruders Grippo gebrochen hatte. Noch einmal erhoben ſich gegen ihn die lokalen Gewalten, nicht mehr freilich jene kleinen Tyrannen, deren Bedeutung bereits vernichtet war, wohl aber die großen Herzöge, die ſich als die Vertreter der unterworfenen Nationen anſahen. Doch unterlagen auch ſie im ungleichen Kampfe; dem alamanniſchen Herzogthum wurde ein Ende gemacht, die Herzöge von Thüringen verſchwanden alsbald, in Aquitanien und Baiern mußten die Herzöge wenigſtens für den Augenblick ſich dem mächtigen Frankenfürſten beugen. Die Einheit des Reichs wurde größer, als ſie jemals geweſen. Aber nur durch eine ſtarke Kriegsmacht ließ ſie ſich erhalten, und ſchon der Vater und Großvater Pippins hatten erkannt, daß in den germaniſchen Theilen des Reichs allein jene alte Tapferkeit und muthige Hingebung fortlebten, die zu großen Dingen die Kraft bieten, daß ſie hier ihre Heere aufbieten müßten, wenn ſie des Siegs gewiß ſein wollten. Nichts ließ daher Pippin unverſucht, um die überrheiniſchen Stämme eng mit dem Reiche zu verbinden, mit dem ſie ſo lange nur in loſem Zuſammenhange geſtanden hatten. Da aber ſchien ihm Nichts wichtiger, als dieſe Stämme, die noch zum Theil Heiden waren, durch das Band gleichen Glaubens und einer gemeinſamen Kirchenverfaſſung dauernd an die fränkiſche Monarchie zu knüpfen, und hier begegneten ſich ſeine Pläne mit den unabläſſigen Beſtrebungen eines Mannes, der im Dienſte Roms das Evangelium längſt den heidniſchen Deutſchen predigte und durch ein neues Band der Gemeinſchaft die germaniſche Welt mit Rom zu verbinden ſuchte. Es war Bonifacius, der Apoſtel der Deutſchen, der Dienſtmann des römiſchen Papſtthums.

Die römiſche Kirche und das Königthum der Pippiniden.

Durch die Zerſtörung der Römerherrſchaft im Abendlande hatte auch die chriſtliche Kirche ſchwere Verluſte erlitten. In Gegenden, wo bereits das Chriſtenthum tiefe Wurzeln geſchlagen hatte, wurde es völlig wieder

vernichtet. Die heidniſchen Angelſachſen hatten in Britannien, ſo weit ihre Macht reichte, die Kirchen zerſtört, und nur in dem weſtlichen Theil der Inſel unter den Briten, die alle Vernichtungskriege der Sachſen doch nicht ganz hatten vertilgen können, hatte der chriſtliche Glaube eine freie Stätte behalten. Mit größter Inbrunſt griff das unglückliche Volk der Briten nach den Tröſtungen des Glaubens, und zu derſelben Zeit, wo unter den Schrecken der Völkerwanderung in Italien das Kloſterleben ſo weite Ausdehnung gewann, gedieh es auch hier im Norden zu der höchſten Blüthe. Die Klöſter füllten ſich mit Schaaren von frommen Mönchen und wurden die Mittelpunkte des geſammten religiöſen Lebens. Männer voll Glaubensmuth und herzlicher Liebe gingen, dem Gebote des Heilands getreu, von hier hinaus in die Welt und predigten den Heiden das Evangelium; unter den Picten und Scoten, im Norden ihrer Inſel und in Irland, fanden ſie bereites Gehör, und chriſtliche Kirchen entſtanden hier, während die Sachſen, voll Haß gegen alles britiſche Weſen, die Worte des Evangeliums nicht nur nicht annahmen, ſondern die Diener des Herrn auf die grauſamſte Weiſe verfolgten.

Auch in den Donaugegenden, in Rätien, Noricum und beſonders in Pannonien, wo das Chriſtenthum ſchon in großem Segen geſtanden hatte, wo von zahlreichen Biſchofsſitzen aus ſich chriſtliche Ordnungen überall hin verbreitet hatten, war es unter den Stürmen der Völkerwanderung faſt ganz verſchwunden, und die heidniſchen Alamannen und Baiern hatten ihren Götzendienſt in dieſen Ländern zur Herrſchaft gebracht. Dagegen hatte in den Gegenden am Rhein, an der Moſel und Maas, wo Trier, Köln und Mainz ſchon ſeit dem Anfang des vierten Jahrhunderts wichtige Biſchofsſitze und Mittelpunkte eines weitverbreiteten kirchlichen Lebens waren, zwar das Chriſtenthum lange mit den heidniſchen Ripuariern zu kämpfen gehabt, aber doch endlich die Oberhand behalten, als die herrſchenden Franken den Glauben Roms annahmen. Hier erhob ſich Trier als Metropole und Erzbisthum über die Bisthümer Metz, Toul und Verdun; eine gleiche Stellung gewann Köln über dem Bisthum Tougern, das ſpäter nach Maſtricht und dann nach Lüttich verlegt wurde, wie Mainz über den Bisthümern von Worms, Speier und Baſel, die erſt in der fränkiſchen Zeit begründet zu ſein ſcheinen.

Einzelne Erwerbungen machte die chriſtliche Kirche wohl nach und nach, aber immer blieben die Verluſte noch ſehr bedeutend, und nirgends

fühlte man dies ſchmerzlicher, als in Rom, wo man ja längſt einen Anſpruch auf die kirchliche Herrſchaft über die ganze Chriſtenheit zu haben glaubte. Denn bereits in den letzten Zeiten des abendländiſchen Reichs hatte das römiſche Bisthum, als die Kirche des heiligen Petrus, des Erſten der Apoſtel, unter den anderen Patriarchaten einen allgemein anerkannten Vorrang und eine gewiſſe ſchiedsrichterliche Gewalt über alle Kirchen erlangt. Beſchlüſſe von Synoden und kaiſerliche Befehle hatten den Primat Petri anerkannt und den Päpſten eine allgemeine Oberleitung der geſammten Kirche zugeſprochen. Aber die nachfolgenden Ereigniſſe ließen Rom gewaltige Einbußen an der ſchon gewonnenen Macht erleiden. Auf der einen Seite wurde die rechtgläubige Kirche im Abendlande vom Arianismus und dem Heidenthum der ſiegreichen Germanen zurückgedrängt; auf der anderen Seite ſchloß ſich die griechiſche Kirche, die ſich in der Sprache, der Auffaſſung des Lehrbegriffs und dem Ceremoniel von der lateiniſchen mehr und mehr trennte, immer enger an den Patriarchen von Conſtantinopel an, dem ſchon ſeit geraumer Zeit der erſte Rang nach dem Biſchof von Rom angewieſen war, und der durch die Nähe des Kaiſers ebenſo ſehr gehoben wurde, wie mit der Bedeutung Roms die geiſtliche Autorität des dortigen Biſchofs ſank.

Als der Arianismus endlich erſtarb und die germaniſchen Eroberer ſich der katholiſchen Kirche zuwandten, ſtieg zwar im Abendlande überall das Anſehen der Landesbiſchöfe zu einer früher niemals erreichten Höhe, aber bei der Spaltung der abendländiſchen Welt und der abgeſonderten Stellung der einzelnen Landeskirchen blieb dies zuerſt für den römiſchen Biſchof ohne erhebliche Folgen. Wie ſehr ſich auch des Papſtes Macht in der Stadt und dem unmittelbaren Gebiete Roms hob, der Primat Petri verlor im Abendlande faſt alle Anerkennung.

Die biſchöflichen Kirchen in den germaniſchen Reichen beſtanden ohne jede andere Aufſicht, als die des Staates, denn ſelbſt die Gewalt der Metropoliten war mehr und mehr in Verfall gerathen. Ohne geiſtliche Aufſicht verſanken die Biſchöfe faſt ganz in die weltlichen Intereſſen der Herrſcher; die Concilien geſtalteten ſich beinahe wie Reichsverſammlungen und ſchmolzen mit dieſen zuſammen; die Geiſtlichkeit ſtellte ſich als eine ebenbürtige Ariſtokratie dem Kriegsadel zur Seite und ſtritt mit ihm um den Einfluß auf die Perſon der Könige und die Geſchicke der Reiche. Wenn es damals als der erſte und hauptſächlichſte Zweck des Staates hingeſtellt wurde, die chriſtliche Kirche zu ſchützen und

ſchirmen, ſahen die Biſchöfe dieſen Schutz hauptſächlich in der Erhaltung und Vermehrung des Kirchenguts. Die reichſten und ſchönſten Beſitzungen fielen ihnen zu, für die ſie durch königliche Privilegien nicht allein Freiheit von allen öffentlichen Laſten, ſondern auch Befreiung vom Zutritt der öffentlichen Beamten und Gerichtsbarkeit durch eigene Schirmvögte erhielten. Etwa hundert Jahre nach der Eroberung des Landes brach der Merovinger Chilperich ſchon in die bittere Klage aus: „Unſer Schatz iſt verarmt und aller Reichthum den Kirchen zugefallen. Unſere Macht iſt dahin und die Biſchöfe herrſchen aller Orten.“ Dieſe reichen Biſchöfe führten aber meiſt ein völlig weltliches Leben; es bekümmerte ſie die Predigt des Evangeliums in ihren Gemeinden wenig, noch weniger die Miſſion unter den Heiden, obwohl ſie doch faſt inmitten derſelben wohnten. —

Nicht von den reichen und mächtigen Biſchöfen des fränkiſchen Reichs wurde das Chriſtenthum in den alamanniſchen Gegenden, ſo nahe ſie ihnen auch lagen, wieder erweckt, ſondern von ſchlichten iriſchen Mönchen geſchah es, die aus Liebe zum Herrn die Heimath verließen, um das himmliſche Licht den Völkern zu bringen, die noch im Schatten des Todes wandelten. Einer von ihnen, Fridolin, predigte am oberen Rhein und gründete auf einer Rheininſel das Kloſter Seckingen; ein anderer, Columban, lehrte mit ſeinem Schüler Gallus am Bodenſee, wo bald das berühmte nach Gallus benannte Kloſter erſtand; ein dritter, Trudpert, wurde der Apoſtel des Breisgaus. Allmählich wurde im ſiebenten Jahrhundert ganz Alamannien chriſtlich; längſt eingegangene Bisthümer lebten auf und neue wurden begründet; es ordneten ſich die Sprengel von Straßburg, Baſel, Conſtanz und Chur, zu denen ſpäter noch das Bisthum Augsburg hinzutrat. Auch nach Baiern drang dann die Miſſion vor. Als der Apoſtel der Baiern wird allerdings ein fränkiſcher Biſchof gefeiert, der heilige Rupert, ein Verwandter des Merovingiſchen Hauſes, dem das Bisthum Worms übertragen war. Er war es, der die Kirche des h. Petrus zu Salzburg um das Jahr 700 in das Leben rief. Doch war einer der erſten und bedeutendſten Nachfolger Ruperts abermals ein iriſcher Mönch. Sein Name war Virgilius; von dem Kloſter Hy auf der kleinen Hebrideninſel Jona war er ausgegangen; immer blieb er in Verbindung mit dieſem Kloſter, von dort ließ er ſich ſeinen Gehülfen Dobdagrek kommen. In Oſtfranken und Thüringen wurde durch einen iriſchen Mönch, den Prieſter Kilian, der

mit ſeinen Gefährten Coloman und Totnan ſich auf die Wanderung gemacht hatte, zuerſt das Evangelium gepredigt; in Würzburg haben ſie hier das erſte Kloſter errichtet. Zahlreiche andere geiſtliche Stiftungen rühren von dieſen wandernden Iren her, die überall den Samen des göttlichen Worts ausſtreuten, wo ſie auf Frucht rechnen konnten, aber auf feſte kirchliche Ordnungen weniger Gewicht legten, als die römiſche Kirche, und mit dem Papſte zu Rom in keiner unmittelbaren Verbindung ſtanden.

Indeſſen ſo das Chriſtenthum tiefer und tiefer in die deutſchen Länder eindrang, waren auch die Angelſachſen bereits demſelben gewonnen. Papſt Gregor der Große hatte ſeinen Kloſterbruder Auguſtinus mit vierzig Begleitern zu ihnen geſchickt, und König Aethelbert von Kent, der aus den Händen der verhaßten Briten das Chriſtenthum verſchmäht hatte, nahm es willig von den Römern an. Noch etwa ſechszig Jahre kämpfte das römiſche Bekenntniß dann theils mit den heidniſchen Lehren der Angelſachſen, theils mit den freieren Formen und Anſichten der britiſchen Kirche; da entſchied ſich endlich König Oswiu und mit ihm alle Angelſachſen offen für Rom (664), weil der heilige Petrus den Schlüſſel zur Himmelspforte beſitze und ſie von ihm nicht zurückgewieſen ſein wollten, wenn ſie dereinſt an dieſelbe klopfen würden. Es war gleichſam ein perſönliches Verhältniß, das ſie mit dem heiligen Petrus ſchloſſen. Nun erhielten ſie alle religiöſen Unterweiſungen von Rom: nach den Wünſchen des Papſtes wurden die Kirchen geordnet; Geiſtliche und Laien pilgerten ſchaarenweiſe zum Grabe Petri; eine Schule zur Bildung angelſächſiſcher Geiſtlicher wurde in Rom angelegt und zum Unterhalt derſelben der Romſchoß, von jedem Hauſe im Lande ein Pfennig, erhoben. Ganz England diente faſt in gleichem Sinne jetzt dem heiligen Petrus und ſeinem Nachfolger, dem römiſchen Biſchof, wie Chlodovech einſt mit ſeinen Franken ſich dem Herrn Chriſtus geweiht hatte.

Bald gingen nun auch angelſächſiſche Prieſter und Mönche, der Spur ihrer iriſchen Vorgänger folgend, über die See zu den heidniſchen Deutſchen und verbreiteten hier mit dem Evangelium zugleich die Verehrung des heiligen Petrus. Vornehmlich waren die Abſichten der angelſächſiſchen Miſſionare auf die ihnen ſtammverwandten Frieſen und Sachſen gerichtet. Nach mehreren unglücklichen Verſuchen gelang es Willibrord dem Chriſtenthum unter den Frieſen eine bleibende Statt zu

gewinnen, und nachdem er vom Papſt ſchon lange zum Biſchof der Frieſen ernannt war, gaben ihm die Siege Karl Martells einen feſten Biſchofsſitz zu Utrecht (719). Unter Willibrords Gefährten zeichneten ſich durch lebendigen Eifer für die Miſſion der ſchwarze und der weiße Ewald aus, die den Sachſen predigten, aber den Tod der Märtyrer ſtarben; mehr noch Winfried, ein Angelſachſe aus Kyrton in Weſſer, der dazu beſtimmt war endlich der deutſchen Kirche feſte Ordnungen zu geben, ſie aber zugleich mit den ſtärkſten Banden an Rom zu feſſeln.

Nach den Vorſchriften Roms und in der genaueſten Verbindung mit Papſt Gregor II., der ihm den Namen Bonifacius beigelegt hatte, begann Winfried ſein großes Miſſionswerk im Innern der deutſchen Länder. Oſtfranken, Thüringen, Heſſen und Friesland waren das weite Feld ſeiner reichen Glaubensthätigkeit, indem er theils das Chriſtenthum hier zuerſt anpflanzte, theils die ſchwachen Keime aus früherer Predigt pflegte, theils die Auswüchſe freierer Lehren und Formen, die Rom nicht dulden wollte, beſeitigte und ausmerzte. Das Heidenthum erſtarb nun allmählich in dieſen Ländern; an der Stelle der heiligen Eichen, die Bonifacius oft mit eigener Hand fällte, entſtanden chriſtliche Bethäuſer; den heidniſchen Opfermahlzeiten wurde für immer ein Ende gemacht. Das eifrige Wirken Winfrieds erkannte Papſt Gregor III. an und ernannte ihn zum Erzbiſchof der neubekehrten Länder, womit er ihm zugleich die Vollmacht ertheilte, die biſchöflichen Kirchen in denſelben zu ordnen. Aber Karl Martell lieh den Rathſchlägen Winfrieds nicht ein ſo geneigtes Ohr, als es der Papſt erwartet hatte. Gewogener zeigte ſich ihm Herzog Odilo von Baiern, der im Jahre 739 die biſchöflichen Kirchen von Salzburg, Paſſau, Regensburg und Freiſingen durch Bonifacius ordnen ließ; aber noch bei weitem wichtiger wurde, daß der Sohn Karl Martells, Pippin, ſich von der Wirkſamkeit dieſes angelſächſiſchen Mönchs die größte Förderung ſeiner eigenen Abſicht, die deutſchen Stämme der fränkiſchen Monarchie feſter zu vereinen, verſprach und ſich deshalb eifrigſt deſſelben annahm.

Sofort wurden nun in den neubekehrten Gegenden Bisthümer geſtiftet: Würzburg für Oſtfranken, Büraburg für Heſſen, Eichſtädt für die an den Böhmerwald ſtoßenden Gegenden des Nordgaus, Erfurt für Thüringen, von denen Erfurt und Büraburg ſpäter mit Mainz vereinigt ſind. Schon im Jahre 742 ſaß Bonifacius als Erzbiſchof einer Verſammlung deutſcher Biſchöfe vor, wie ſie in den nächſten Jahren

faſt regelmäßig dann abgehalten wurde. Die Einführung römiſcher gottesdienſtlicher Ordnungen, römiſcher Kirchenzucht, der biſchöflichen Hierarchie, der von Rom gebilligten Kloſterregel des heiligen Benedict, vor Allem aber die Anerkennung des Primats Petri — das war hier und auf den folgenden Synoden der Gegenſtand aller Beſchlüſſe. „Wir haben“ — ſchreibt Bonifacius von einer ſolchen Synode — „beſchloſſen und bekannt bis an unſer Ende an dem katholiſchen Glauben feſtzuhalten, wie an der Einheit und dem Gehorſam gegen die römiſche Kirche; wir haben ferner beſchloſſen dem heiligen Petrus und ſeinem Nachfolger unterthan zu ſein, als Metropoliten das Pallium von dem Stuhle Petri nachzuſuchen und in allen Stücken den Vorſchriften deſſelben Folge zu leiſten, wie es recht und billig iſt. Dies unſer Bekenntniß haben alle angenommen und unterſchrieben, wir haben es zum Grabe des heiligen Petrus geſchickt, und der Papſt mit der römiſchen Kirche hat es mit Freude empfangen.“ 748 wurde Bonifaz Mainz als erzbiſchöflicher Sitz angewieſen, und nicht nur die neugeſtifteten Bisthümer ihm untergeben, ſondern auch die alamanniſchen nebſt Worms, Speier und Utrecht; ſelbſt Köln mit Tongern wurden auf einige Zeit von Mainz abhängig. Schon erſtreckte ſich die Wirkſamkeit des raſtloſen Mannes auch über die Grenzen der deutſchen Länder hinaus auf die Verfaſſung der ganzen fränkiſchen Kirche; überall ſtellte er den gelöſten Metropolitanverband her und verſetzte die Erzbiſchöfe in Abhängigkeit von Rom, indem ſie angewieſen wurden das Pallium von dort zu holen. Der Primat Petri gelangte erſt dadurch im Abendlande von Neuem zu allgemeinerer Anerkennung; ja es wurde ihm fortan in England und im ganzen Frankenreich eine bei weitem größere Bedeutung beigelegt, als er jemals vordem beſeſſen hatte.

So erhob ſich das römiſche Bisthum zu einer weithin anerkannten Stellung gerade zu derſelben Zeit, als die fränkiſche Monarchie ſich verjüngte, und die germaniſchen Stämme, welche ſich am reinſten erhalten hatten, waren es, die den beiden neu aufſtrebenden Mächten die Kräfte und Mittel zu dieſem bedeutſamen Aufſchwunge darboten. Nahe bei einander lagen die Wurzeln, von denſelben Quellen genährt, aus denen zwei kräftige und mächtige Stämme in wunderbar ſchnellem Wachsthum emporſchoſſen. —

Um ungehindert die neue ihnen vorgezeichnete Bahn beſchreiten zu können, mußten der fränkiſche Hausmeier und der römiſche Biſchof noch

in gleicher Weiſe eine ſie lange zwängende Feſſel zerreißen: Pippin mußte die Merovinger vom Throne entfernen und denſelben für ſein Geſchlecht in Beſitz nehmen, der Papſt dagegen ſein bisheriges Verhältniß zu dem Kaiſer zu Conſtantinopel, der noch immer ſein Kaiſer war, auf immerdar löſen. Beide zögerten nicht länger ſich durch eine gewaltſame That zu befreien. Aber, indem ſie dieſen letzten Schritt bedachten, wurden ſie erſt recht inne, wie eng ihre Intereſſen verbunden waren; gegenſeitiges Bedürfniß trieb ſie zu einer der wichtigſten und folgenreichſten Verbindungen für die Geſchichte der Menſchheit.

Im Jahre 752 entthronte Pippin, nachdem er die Billigung des Papſtes für dieſen Schritt gewonnen hatte, den letzten König aus dem Merovingiſchen Geſchlecht und ſchickte ihn in ein Kloſter; nach alter Weiſe ließ er ſich dann auf dem Märzfelde zu Soiſſons von den Franken zum König wählen und auf den Schild erheben, nach neuer Weiſe aber von den Biſchöfen des Reichs ſalben, um der gegen alles Herkommen gewonnenen Königsmacht eine beſondere Weihe zu geben. Als zwei Jahre darauf Papſt Stephan III. ſchutzflehend nach Frankreich kam, wiederholte er ſelbſt, Petri Nachfolger, an Pippin die Salbung und weihte ihn und ſeine Söhne Karl und Karlmann zu Königen der Franken (754); unter Androhung aller zeitlichen und ewigen Strafen ermahnte er das Volk, dem neuen König unverbrüchlich die beſchworene Treue zu halten. Seitdem nannte Pippin ſich König der Franken „von Gottes Gnaden".

Unverzüglich verlangte der Papſt für ſolche Dienſte den Gegendienſt. Vor der Macht des Langobardenkönigs Aiſtulf hatte er aus Rom weichen müſſen. Obwohl Aiſtulf auch die griechiſchen Beſitzungen im nördlichen Italien mit Gewalt an ſich geriſſen hatte, konnte der Papſt doch keinen Schutz mehr bei dem Kaiſer zu Conſtantinopel erwarten — ſo weit war die Spaltung gediehen —, auf Pippin allein hatte er ſeine Hoffnung geſetzt. Mit dem dunklen und vieldeutigen Namen eines Patricius der Römer begrüßte er ſeinen neuen Schutzherrn und bat ihn um Beiſtand.

Wie hätte Pippin zaudern können, um die Rechte des heiligen Petrus und Roms gegen die anwachſende Macht der Langobarden zu vertheidigen? In zwei Feldzügen nöthigte er Aiſtulf alle ſeine Eroberungen auszuliefern; mit ihnen auch das Exarchat und die Pentapolis, d. h. den ganzen Küſtenſtrich ſüdlich von der Pomündung bis nach An-

cona hin, vom Reno und dem Rücken des Apennin im Weſten begrenzt, ein Land, das bis dahin dem griechiſchen Reiche gehört hatte. Durch eine Schenkung überließ Pippin dieſe Gegenden dem heiligen Petrus, der römiſchen Kirche, d. h. dem Papſte, und, wie es weiter lautet, dem römiſchen Reiche — nicht dem Oſtreiche, wie Pippin ausdrücklich erklärte, ſondern dem Weſtreiche, auf deſſen Herſtellung ſeine Gedanken unfraglich ſchon damals gerichtet waren. Auch darüber kann kein Zweifel obwalten, daß Pippin als Patricius in Rom ſelbſt bereits landesherrliche Rechte übte. Noch oft bedurfte ſeines Beiſtands der Papſt, der ebenſo gegen die aufrühreriſche Bevölkerung der Stadt, die ſeiner tumultuariſch erworbenen Herrſchaft widerſtrebte, wie mit den Langobarden und „den gottloſen und ketzeriſchen" Griechen im ſtäten Kampfe lag und nur mit Mühe zum Beſitz der geſchenkten Landſchaften und Städte gelangte.

Augenſcheinlich war es, daß der Papſt eine ebenſo ſtarke weltliche Macht von Nöthen hatte, die ihn in ſeinen Anſprüchen hielt und ſtützte, wie Pippin einer allgemein anerkannten geiſtlichen Gewalt, welche ſein neues Königthum ſchützte und durch das Band der Kirche die widerſtrebenden Elemente ſeiner Herrſchaft vereinte. Der deutſche Kriegsfürſt und der römiſche Biſchof mußten ſich zu dauerndem Bunde die Hände reichen.

Der Herſtellung eines abendländiſchen Kaiſerthums reifte Alles zu, eines neuen Römerreichs, in dem Germanien aber nicht eine unterworfene Provinz, ſondern Kern und Mittelpunkt ſein mußte: und ſchon ſtrahlte im Glanze jugendlichen Lebens das Haupt, dem die neue Kaiſerkrone beſtimmt war.

9.

Herſtellung des abendländiſchen Kaiſerthums.

Wie lange hatte jener den germaniſchen Völkern tief innewohnende Trieb, in enger begrenzten Kreiſen das Leben zu geſtalten, zerſtörend auf die Staaten des Abendlandes gewirkt, wie oft waren kaum beginnende Bildungen gehemmt oder gänzlich vernichtet worden, und wie

groß war nicht zuletzt die Gefahr, daß die ganze bisherige Entwickelung Europas der Vernichtung anheimfiele und daß nicht die Kultur des Alterthums allein, ſondern mit ihr ſelbſt das Chriſtenthum, ſchon von den Apoſteln hier auf den fruchtbarſten Boden gepflanzt, von fanatiſchem Unglauben mit der Wurzel ausgerottet würde. Jahrhunderte ſchreckbarer Finſterniß — wer kann es leugnen! — waren den Zeiten der germaniſchen Eroberung gefolgt, und jene Freiheit, welche die deutſchen Kriegsſchaaren der Welt zurückgaben, ſchien eher zum Fluch als zum Segen der Menſchheit auszuſchlagen; kaum leuchtete aus dem Dunkel noch hier und da ein matter Schimmer auf, der die Hoffnung ließ, daß die Sonne doch endlich wieder die Wolken durchbrechen müſſe.

Aber ſchon nahte eine beſſere Zeit, wo ſich die zerſtreuten Kräfte wieder ſammelten, wo ſich zuſammenſchloß, was ſich ſo lange geflohen hatte, wo ſich das Abendland wieder in großartiger Einheit darſtellte, und ſich dann zeigte, daß Keime lebendigeren Glaubens und höherer Geſittung in dem von dem Eiſen der Germanen umackerten Boden lagen und aus ihm aufſchoſſen, als je vordem auf dieſem Grunde gediehen waren. Die germaniſchen und romaniſchen Nationen traten einer inneren Verſchmelzung in allen ihren ſtaatlichen und kirchlichen Verhältniſſen näher und näher, und wie zerſetzend bis dahin auch germaniſches Weſen gewirkt haben mochte, Germanen waren es jetzt, welche die Einigung des Abendlandes förderten und zum Ziele führten. Dem Angelſachſen Winfried gelang es die fränkiſche Kirche mit der Verehrung des heiligen Petrus zu erfüllen; wie ſich die Franken einſt unter Chlodovech Chriſtus zu eigen geweiht hatten, ſo gaben ſie ſich jetzt dem Erſten der Apoſtel als Dienſtmannen hin und bereiteten ſo dem Papſte zu Rom, in dem ſie den Nachfolger und Stellvertreter des Apoſtelfürſten ſahen, die Herrſchaft über die Kirche des ganzen Abendlandes. Während dieſe ſich unter der Leitung eines gemeinſamen Oberhauptes mehr und mehr einheitlich geſtaltete, erhob ſich aber auf den Grenzen Galliens und Germaniens ein neues Herrſcherhaus, das nicht nur in dieſen Ländern ſchnell die Fülle der Gewalt gewann, ſondern auch bereits tief in die Angelegenheiten Italiens eingriff und dadurch, ſo weit die abendländiſche Chriſtenheit reichte, zu einer nie erreichten Machthöhe aufſtieg. Ueberall begegneten ſich fortan die Intereſſen des Papſtthums und dieſes neuen Königshauſes: im Kampfe gegen einander würden ſie ſich nicht allein geſchwächt, ſondern ihre ganze Zukunft

vernichtet haben; im Bunde mit einander erſtarkten ſie mit jedem neuen Schritte, den ſie vorwärts thaten, und mußten an das Ziel der ſtaatlichen und kirchlichen Einigung des Abendlandes mit Nothwendigkeit gelangen. An weltumfaſſenden Anſchauungen hat es Rom nie gefehlt, auch nicht den Päpſten jener Zeit; es bedurfte nur eines Fürſten auf dem fränkiſchen Thron, der ſich über die Beſchränktheit der deutſchen Natur zu großen politiſchen Ideen erheben konnte, um dieſe Entwickelung zum ſchnellſten Abſchluß zu bringen. Dieſer Fürſt wurde der Welt in Karl dem Großen und gerade im günſtigſten Augenblick geſchenkt. Größere Herrſchergaben haben ſich ſelten in einem Manne vereinigt, und vielleicht nie hat ein Genie eine günſtigere Zeit zu unſterblichen Thaten gefunden.

Karl folgte als Jüngling ſeinem Vater auf den Thron (768); er war damals ſechsundzwanzig Jahre alt, und es fehlte viel daran, daß alle Vorzüge ſeiner reichen Natur völlig entwickelt geweſen wären. Aber von früh an erkannte man in ihm jene eiſerne Willenskraft, jene raſtloſe Thätigkeit, jenen dem Höchſten zuſtrebenden Sinn und jene Bildſamkeit des Geiſtes, die ihn den erſten Fürſten aller Zeiten an die Seite geſetzt haben. Die Natur hatte Alles für ihn gethan. Ein ſtattlicher Körper bei dem ſchönſten Ebenmaß der Glieder, helle, klare Augen, gewinnende Geſichtszüge, Wohllaut der Stimme, ein durch und durch männliches Auftreten feſſelten die Aufmerkſamkeit und die Neigung der Menſchen beim erſten Blick an ihn. Nie hemmte der Leib die Thätigkeit ſeines Geiſtes; mehr als dreißig Jahre ſeiner Regierung hat ihn keine Krankheit befallen, obwohl er niemals ſich ſchonte. Unausgeſetzt war er beſchäftigt. Oft ſtand er des Nachts vier- bis fünfmal von ſeinem Lager auf und wandte ſich den gerade vorliegenden Arbeiten zu; ſelbſt beim Ankleiden verhandelte er über die Geſchäfte mit ſeinen Räthen oder ließ Parteien vor, die ſeinen Richterſpruch ſuchten; beim Mahle ließ er ſich geſchichtliche oder theologiſche Bücher vorleſen: ſo verſtrich keine Stunde ungenützt. Dabei war er ſtets klaren und heiteren Sinns; nie hat er im Unmuth ein Unrecht begangen. Im engen Kreiſe der Seinen fühlte er ſich glücklich, mit der gewiſſenhafteſten Sorgfalt beſorgte er ſeinen Haushalt; aber ſein Blick erfaßte mit derſelben Sicherheit und Klarheit das Entfernteſte, wie das Nächſte. Die Lage der Welt lag nicht minder durchſichtig vor ihm, wie das ſeinem leiblichen Auge Erreichbare; mit gleicher Befriedigung lebte er in den großen

Dingen, wie in den nächſten Intereſſen ſeiner Familie. Die Athener haben an Themiſtokles, dem größten Helden, den ihre Stadt erzeugte, vor Allem die Kraft des Genies bewundert, die ihn auch ohne tiefere Bildung überall das Richtige erkennen ließ; dieſelbe wunderbare angeborene Unterſcheidungsgabe wohnte Karl bei. Im Waffendienſt erzogen, lernte er erſt als König die Anfangsgründe der Wiſſenſchaften, wie ſie jener Zeit überliefert waren, und war ſelbſt im Alter in ihnen noch Schüler; aber ob die Spuren altgermaniſcher Barbarei unvertilgbar ſeinem Geiſte anhafteten, gab es in den Verhältniſſen von Staat und Kirche keine Aufgabe ſo ſchwierig und verwickelt, daß ſein Scharfblick ſie nicht gelöſt hätte. Man kann behaupten, jedes wichtige Problem, mit dem ſich in den folgenden Jahrhunderten die Staatskunſt abmühte, hat ſeinen Geiſt ſchon beſchäftigt.

Die Verhältniſſe geſtalteten ſich bei ſeiner Thronbeſteigung nicht ſonderlich günſtig. Die neue Dynaſtie hatte von der alten jene unglückliche Erbfolgeordnung übernommen, die abermals zu einer Reichstheilung führte; Karl mußte im Anfange mit ſeinem Bruder Karlmann die Herrſchaft theilen, und bald geriethen die Brüder in ärgerliche Streitigkeiten. Seiner Mutter zu Liebe hatte Karl eine Tochter des Langobardenkönigs Deſiderius geheirathet; dieſe Verbindung drohte ernſtlich den Bund mit Rom zu löſen und hinderte Karl auf dem Wege ſeines Vaters fortzuſchreiten. Aber bald hoben ſich alle Hemmniſſe. Karlmann ſtarb ſchon im vierten Jahre ſeiner Regierung, und die Franken ſchloſſen deſſen Söhne von der Nachfolge aus; Karl trennte ſich von der Langobardin, und das alte Verhältniß zu Rom ſtellte ſich ſofort her. Seitdem verfolgte Karl mit Feſtigkeit und Entſchiedenheit die Wege, welche die begonnene Entwickelung der Dinge dem fränkiſchen Königthume gewieſen hatte.

Jede ſelbſtſtändige Gewalt, die ſich noch in dem alten Reiche der Merovinger zu behaupten wagte, wurde überwältigt. In Aquitanien hielt ſich noch ein erbliches Herzogthum, von Pippin bekriegt, nicht beſiegt; Karl machte demſelben ein Ende. Die Britannen widerſtrebten ſeit Jahrhunderten dem Gebot der Frankenkönige; ihr Widerſtand wurde nach langen Kämpfen endlich gebrochen. Baiern beſtand unter dem Agilolfinger Taſſilo noch als beſonderes Herzogthum und hatte ſich bereits unter Pippin wieder trotzig erhoben; Taſſilo wurde gedemüthigt, und wenn er ſeine Gewalt noch längere Zeit bewahrte, ſo dankte er

es nur der persönlichen Freundschaft Karls und der Verwendung des Papstes; endlich mußte doch auch er weichen und in ein Kloster gehen (788).

Es war eine Lebensfrage für das neue Königshaus, welches seine Macht vor Allem auf die deutsch gebliebenen Theile des Reichs begründet hatte, der Freiheit des sächsischen Stamms ein Ende zu machen. Seit Jahrhunderten von den Frankenkönigen bekriegt und oft in blutigen Schlachten besiegt, hatten die Sachsen sich doch von jeder Niederlage wieder erhoben, und in den letzten Zeiten sogar allgemach ihre Herrschaft im Südwesten gegen das Frankenland ausgedehnt. Jeder Aufstand gegen die fränkische Königsherrschaft fand bei ihnen, dem letzten freien deutschen Stamme, bereitwillige Unterstützung; auch die Ausbreitung des Christenthums in den inneren deutschen Ländern, von den Königen jetzt zur Befestigung ihrer Herrschaft auf alle Weise begünstigt, wurde durch die Sachsen erschwert und gehemmt. In den letzten Jahren seines Lebens hatte Pippin unaufhörlich mit diesem Volke gekämpft; Karl übernahm den Krieg als eine Erbschaft vom Vater, entschlossen um jeden Preis ihn durchzuführen, um die Königsherrschaft und das Christenthum für ewige Zeiten unter allen Germanen zu sichern. In der Bezwingung des letzten freien und heidnischen deutschen Stammes erkannte er die Hauptaufgabe seines Lebens.

Seit einem halben Jahrtausend hatten die inneren Verhältnisse bei den Sachsen, die in ihren alten Sitzen geblieben waren, keine wesentliche Veränderung erfahren. Die alte Volksfreiheit hatte sich gegen die Königsherrschaft, der alte Glaube gegen das Christenthum behauptet, die Sitte der Vorderen war treu bewahrt; die Sachsen jener Zeit waren noch die ächten Söhne jener Cherusker, die einst Armin gegen die Römer führte. An der Spitze der nicht sehr umfangreichen Gaubezirke, in welche das Land zerfiel, standen wie in den Urzeiten Gaufürsten, von den Gemeinden gewählt, um das Gericht zu hegen und den Heerbann zu führen. Eine gemeinsame Obrigkeit für das ganze Volk fehlte; aber alljährlich versammelte sich zu Marklo an der Weser die große Landesgemeinde, zu der von allen Gauen aus den drei freien Ständen des Volks Abgeordnete erschienen. Hier wurden allgemeine Landesangelegenheiten berathen, hier über Krieg und Frieden entschieden und Herzöge erwählt, wenn das Heer gegen einen Landesfeind zu führen war. Dem Stande nach zerfielen die freien Männer des Volks in die

nicht ſehr zahlreichen, aber mächtigen Edlinge, die Frilinge d. h. die Vollfreien, und die Laſſen, eine zahlreiche Klaſſe abhängiger Männer ohne eigenen Beſitz, die aber perſönlicher Freiheit genoſſen. Geographiſch ſchieden ſich die Sachſen in die Weſtfalen an der Sieg, Ruhr und Lippe, wie auf beiden Seiten der Ems, in die Engern an beiden Ufern der Weſer bis zur Leine hin und in die Oſtfalen bis zur Elbe; von ihnen werden noch die Nordleute oder Transelbinger unterſchieden, die auf der rechten Seite der unteren Elbe bis zur Eider hin jene Gegenden behauptet hatten, in denen zuerſt der Sachſenname einſt gehört worden war.

Ein großes kampfluſtiges und ſtreitbares Volk in ungebrochener Naturkraft, voll wilden Freiheitstrotzes und barbariſcher Verſchlagenheit war es, gegen das Karl ſeine Waffen wendete. Allerdings war es ohne feſte Einheit und ſtarken Zuſammenhalt und deshalb in einzelnen Kämpfen unſchwer zu beſiegen; aber alle einzelnen Siege trugen wenig für die endliche Entſcheidung des Krieges aus: Gau für Gau mußte unterworfen, eine Gemeinde nach der anderen einzeln vernichtet werden. Der Krieg, den Karl gegen die Sachſen führte, war derſelbe, in dem einſt die Römer unterlegen waren; gegen dieſelben Stämme, in denſelben Gegenden wurde er geführt; auch jetzt galt es die germaniſche Freiheit der Herrſchaft zu beugen und der Verbindung eines großen Reichs einzufügen. Aber zugleich war der Krieg nun ein Kampf für den Glauben der Chriſten: mit den Reliquien der Heiligen zog Karl in den Kampf; fromme Miſſionare begleiteten den Zug ſeiner Reiſigen.

Auf dem Maifelde zu Worms wurde im Jahre 772 der Krieg gegen die Sachſen beſchloſſen. Das Heer zog aus; die Eresburg, die Hauptfeſte der Sachſen an der Diemel, wo jetzt Stadtberge liegt, wurde genommen; der geweihte Bezirk im Eggegebirge, wo die Irminſul ſtand — ein gewaltiger Baum, der nach dem Glauben der Sachſen das All trug —, fiel der Zerſtörung anheim; alles Land bis zur Weſer wurde mit Feuer und Schwert verwüſtet. Die Sachſen wagten ſich den kriegsmächtigen Franken nicht zum offenen Kampfe zu ſtellen; als dieſe tiefer und tiefer in das Land drangen, gelobten die meiſten Gaue Unterwerfung und gaben dem Könige Geißeln. Chriſtliche Prieſter durchzogen ſofort das Land und predigten mit dem Chriſtenthum Unterwerfung unter die Königsherrſchaft der Franken. Sie predigten tauben Ohren; kaum hatte Karl die ſächſiſchen Grenzen verlaſſen, ſo erhob ſich das

Volk zu Hauf, beſetzte die Eresburg wieder, nahm die Siegburg an der Ruhr ein und überfiel das fränkiſche Gebiet.

Im Jahre 775 mußte Karl den Krieg von Neuem beginnen. Er gelobte das „treuloſe und eidbrüchige" Volk der Sachſen zu unterwerfen oder für immerdar zu vernichten. Alle Streitkräfte ſeines Reichs hatte er aufgeboten; mit ungeheurer Heeresmacht rückte er in Sachſen ein. Im offenen Kampfe ſtellte ſich auch jetzt der Feind nirgends den Franken; nur einmal wagten die Weſtfalen, von Widukind geführt, einen nächtlichen Ueberfall. Karls Heer drang unter ſchrecklichen Verheerungen bis zur Oker vor; die Oſtfalen, Weſtfalen, Engern unterwarfen ſich und ſtellten Geißeln. Und doch war die Unterwerfung des Landes noch nicht entſchieden. Sobald Karl das Land verlaſſen hatte, erhob ſich der Feind ihm im Rücken und nahm die kaum gewonnene Siegburg von Neuem. Da kehrte der König mit unwiderſtehlicher Heeresmacht im Jahre 776 zurück. Die Sachſen gaben ſofort jeden Widerſtand auf; kaum war Karl bis zu den Quellen der Lippe gelangt, ſo gelobten ſie Annahme des Chriſtenthums und Unterwerfung, Viele nahmen ſogleich die Taufe. Karl ließ Zwingburgen in Sachſen bauen, nahm ſelbſt einen längeren Aufenthalt daſelbſt und hielt zu Paderborn das Maifeld im Jahre 777. Der Adel und die freien Männer des Landes erſchienen hier vor dem mächtigen König; kein Widerſtand wurde laut, aller Trotz ſchien gebrochen; ſie gelobten, unweigerlich den Befehlen des Königs zu gehorchen, fehlten ſie in der Pflicht, ſo möchte er ihnen ihre Freiheit und ihr Land auf immer entziehen. Schaarenweiſe ließ das Volk ſich taufen; Sachſen ſchien in der That unterworfen. Nur Widukind, in dem etwas vom Geiſte Arnims lebte, wollte ſich nicht dem Franken beugen und flüchtete ſich zu dem Dänenkönig Siegfried.

Nichts war Karl hinderlicher, um ſeine Erfolge in Sachſen zu benutzen und ſeine Herrſchaft hier ſchnell zu befeſtigen, als die Kriege, die er als Bundesgenoſſe des Papſtes gleichzeitig gegen die Langobarden zu führen hatte. König Deſiderius war durch die Scheidung ſeiner Tochter Karls erbittertſter Feind geworden; freudig hatte er die vom Throne ausgeſchloſſenen Söhne Karlmanns bei ſich aufgenommen, ſie als Frankenkönige anerkannt und vom Papſt Hadrian ihre Salbung verlangt. Aber was Deſiderius auch that, den Papſt von Karl zu trennen, der Papſt blieb „demanthart"; ſelbſt da wankte er nicht, als Deſiderius mit Heeresmacht gegen Rom anzog und den größten Theil der von Pippin

geſchenkten Städte beſetzte. Der Hülferuf des Papſtes erging im Jahre 773 an Karl, und dieſer zögerte keinen Augenblick ihm zu folgen. Die Alpenpäſſe wurden ſchlecht vertheidigt; ohne erheblichen Widerſtand drang Karl in die lombardiſche Ebene ein. Auch hier widerſetzte ſich Deſiderius nicht in einer offenen Feldſchlacht, ſondern beſchränkte ſich auf die Vertheidigung ſeiner Städte, die einzeln umſchloſſen und belagert werden mußten.

Während das fränkiſche Heer hiermit beſchäftigt war, begab ſich Karl Oſtern 774 nach Rom, um ſich als ihr Patricius der Stadt zu zeigen und perſönlich ſeinen Bund mit dem Papſt zu erneuern. Mit allen Ehren, die ſonſt bei dem Einzug eines Exarchen oder Patricius des griechiſchen Kaiſers üblich waren, wurde Karl empfangen. An der Peterskirche trat ihm der Papſt entgegen; unter dem Geſange: „Geſegnet ſei, der da kommt im Namen des Herrn!“ ſchritten beide zum Grabe des Apoſtels und beteten hier vereint. Dann wurde das Oſterfeſt mit der größten Pracht begangen und nach demſelben dem Papſte von Karl die Schenkung ſeines Vaters nicht nur beſtätigt, ſondern noch durch neue Verleihungen erweitert. Karl erklärte, wie einſt ſein Vater, er habe den Kriegszug gegen die Langobarden nicht um Gold oder Silber, Land und Leute zu gewinnen unternommen, ſondern nur um die Rechte des heiligen Petrus zu ſchützen und zur Erhöhung der römiſchen Kirche. Wenn aber der Papſt hieraus die Hoffnung ſchöpfte, Karl werde alle die Theile des langobardiſchen Reichs, auf die Rom nach einem einſt von Pippin gegebenen, aber unerfüllt gebliebenen Verſprechen Anſprüche erhob, dem heiligen Petrus weihen, ſo fand er ſich bitter getäuſcht. Denn als nach langer Belagerung Pavia fiel und Deſiderius in die Gewalt ſeiner Feinde gerieth, ließ Karl nur ſich dort huldigen und nannte ſich fortan „König der Franken und Langobarden“. Deſiderius wurde als Mönch in ein fränkiſches Kloſter geſchickt.

Das Verhältniß Karls zum römiſchen Bisthum wurde, ſeitdem er ein ausgedehntes Reich in Italien gewonnen hatte und der mächtige Nachbar des Papſtes war, der ſelbſt nach der weltlichen Herrſchaft hier ſtrebte, weſentlich geändert. An Reibungen und Streitigkeiten fehlte es fortan nicht, Anſprüche mancherlei Art wurden gegenſeitig erhoben und zurückgewieſen; aber der Gang der Dinge machte es unmöglich, daß ſich der durch alle Forderungen der Zeit gebotene Bund lockerte oder löſte. Schon im Jahre 776 zeigte ſich von Neuem, wie untrennbar das

Intereſſe des Papſtes mit der Macht des Frankenkönigs verknüpft war. Deſiderius Sohn, Adelchis, der ſich nach Conſtantinopel geflüchtet hatte, erſchien in Italien; es unterſtützte ihn ſein Schwager Arichis, der ſtolze, noch unbezwungene Herzog von Benevent; andere langobardiſche Herzöge ſtanden mit beiden im geheimen Bunde. Der Papſt war nicht minder gefährdet als die Herrſchaft der Franken. Da eilte Karl abermals herbei. Die drohende Gefahr wurde durch ſein kraftvolles Auftreten ſchnell unterdrückt; neuen Aufſtänden durch eine Umgeſtaltung aller Verhältniſſe des langobardiſchen Reichs vorgebeugt. Die herzogliche Gewalt wurde bis auf Spoleto, wo der Papſt oberherrliche Rechte in Anſpruch nahm, überall aufgelöſt, das Land in Grafſchaften getheilt, die fränkiſche Kriegs- und Gerichtsverfaſſung eingeführt, die politiſche Stellung der Biſchöfe und Aebte gehoben — kurz Alles den Einrichtungen der fränkiſchen Monarchie möglichſt nahe gebracht. Dennoch gab Karl vier Jahre ſpäter in ſeinem fünfjährigen Sohne Pippin einen Unterkönig dem langobardiſchen Reiche. Auf eigener Grundlage ruhend, zu beſonderen Zwecken beſtimmt, den Angriffen gefährlicher Feinde fortwährend ausgeſetzt, ſchien das Land einer getrennten Verwaltung zu bedürfen. Noch war keineswegs hier Alles vollendet. Benevent unterwarf ſich erſt ſpäter und blieb von ſchwankender Treue. Die Griechen, die ihre Anſprüche und Abſichten auf Italien nicht aufgaben, ſuchten mit Arichis immer aufs Neue Verbindungen einzuleiten. So lange der Papſt gegen die „ruchloſen und ketzeriſchen“ Griechen und gegen das „meineidige und ſtinkende“ Volk der Langobarden keinen anderen Schutz ſah, als in dem erlauchten Königsgeſchlecht der Franken, blieb ihm keine Wahl, als daſſelbe von Ehren zu Ehren zu erheben; er krönte und ſalbte Pippin und ſeinen jüngeren Bruder Ludwig bei Lebzeiten des Vaters zu Königen der Franken.

Ludwig, dem jüngſten Sohne Karls, war Aquitanien als Königreich beſtimmt; noch in der Wiege wurde das dreijährige Knäblein in ſein Reich getragen. Denn da ſich an der Südweſtgrenze ſeiner Herrſchaft die Ausſicht zu großen Eroberungen zeigte, wollte Karl auch hier den tapferen Beſtrebungen ſeiner Getreuen einen eigenen Mittelpunkt geben. Eben damals gaben ſich nämlich die erſten Spuren der Auflöſung in dem großen Reich, welches die Araber unter den Chalifen gewonnen hatten, zu erkennen. Abderrhaman, der letzte Sprößling vom entthronten Chalifengeſchlecht der Ommaijaden, floh nach Spanien und

gründete hier eine ſelbſtſtändige Herrſchaft, deren Sitz zu Cordova war. Aber die Statthalter der einzelnen Städte beugten ſich nicht alle gleich willig dem neuen Gewalthaber, und Soliman Ibn al Arabi, der zu Saragoſſa befehligte, rief endlich ein Chriſtenheer über die Pyrenäen. Im Jahre 778 griff Karl die Ungläubigen, von ſeinen Vorfahren einſt von den Fluren Galliens vertrieben, zuerſt in ihrer ſpaniſchen Herrſchaft an. Siegreich drang er bis zum Ebro und ſetzte ſeinen Schützling in Saragoſſa wieder ein; alle muhamedaniſchen Befehlshaber zwiſchen dem Ebro und den Pyrenäen mußten ihm Geißeln ſtellen. Ein glänzender Kriegszug in ſeinen Anfängen; aber nicht ohne Gefahren und ſchlimme Verluſte in ſeinem Ausgange. Auf dem Rückzuge überfielen die kampf- und beuteluſtigen Basken das fränkiſche Heer in den Pyrenäen, und in dem Thal von Roncesvalles erlitt es eine ſchwere Niederlage. Spät erſt ereilte die Basken die Rache. Die ſpaniſchen Eroberungen gingen für den Augenblick wieder verloren. Aber der Krieg an den Grenzen dauerte fort, und mit ihm erhielt ſich die Hoffnung, die Ungläubigen vom ſpaniſchen Boden zu verdrängen.

Der Schlag, der Karls Heere in den Schluchten der Pyrenäen getroffen hatte, machte ſich ſeiner Macht ſelbſt an der Weſer und am Rheine fühlbar: in ſo enger Verbindung ſtanden damals alle Verhältniſſe des Abendlands. Die Sachſen erhoben ſich wieder. Die eben gebauten Kirchen wurden zerſtört, die Prieſter erſchlagen, die Franken verjagt und das Frankenland ſelbſt angegriffen. Bis zum Rheine ergoſſen ſich die ſächſiſchen Heereshaufen, von Deutz bis Coblenz wurde Alles verwüſtet und zerſtört. Sofort ſandte Karl ein Heer von Oſtfranken und Alamannen gegen die Sachſen, die alsbald zurückweichen mußten; in den Jahren 779 und 780 zog er dann ſelbſt mit großer Heeresmacht in das empörte Land. Von Neuem unterwarfen ſich ihm alle Gaue und verſprachen Treue und Annahme des Chriſtenthums; aber, durch ſchlimme Erfahrungen belehrt, traute er ſolchen Verſprechungen nicht mehr und dachte auf Mittel den Gehorſam des Volks zu erzwingen. Zahlreiche Befeſtigungen legte er rings um das Land an, namentlich an der fränkiſchen Grenze und an der Elbe; ſtarke Beſatzungen in dieſen Burgen zwängten vom Oſten und Weſten die Sachſen ein und erhielten in der That eine Zeit lang Ruhe. Die Zeit der Ruhe benutzte Karl, um Einrichtungen durchzuführen, welche den alten Götterdienſt und die angeſtammte Volksfreiheit zugleich auf immerdar zu brechen vermöchten.

Die fränkiſche Heeres- und Gerichtsverfaſſung wurde nun hier, wie kurz vorher im langobardiſchen Reiche eingeführt, das Land in Grafſchaften eingetheilt und fränkiſche Große oder ſächſiſche Edlinge, die ſich Karl ergeben hatten, an ihre Spitze geſtellt; auch die Eintheilung des Landes in biſchöfliche Sprengel wurde angegriffen, chriſtliche Prieſter angeſiedelt und das Volk, wenn es nicht willig die Lehren Chriſti annahm, zur Taufe, zu kirchlichem Leben und zur Entrichtung des Zehnten gezwungen. Im Jahre 782 hielt der König einen großen und glänzenden Reichstag an den Quellen der Lippe; es ſchien, als ob er frei in Sachſen jetzt walte, wie in ſeinem eigenen Hauſe. Schon ging er damit um über Sachſen öſtlich hinaus zu den ſlawiſchen Stämmen ſein Reich auszubreiten. Ein Heereszug gegen die Sorben, die zwiſchen Saale und Elbe wohnten, wurde beſchloſſen, und mit einem fränkiſchen Heere mußten die Sachſen dem Könige zum erſten Male Heeresfolge leiſten. Dem kriegeriſchen Geiſte des Volks wollte der König, wie es ſcheint, nach einer anderen Seite hin Beſchäftigung bieten.

Die neuen Einrichtungen Karls ſchnitten tief in das innerſte Leben des Volks ein. Die alte germaniſche Freiheit blutete aus tödtlichen Wunden; zu erſchöpft, um ſich länger aufrecht zu halten, beſaß ſie doch noch zu viel Lebenskraft, als daß ſie nicht in krampfhaften Zuckungen gegen die Vernichtung angekämpft hätte. Als Rächer der ſinkenden Freiheit erſchien jetzt wieder Widukind unter den Sachſen; zur Vertheidigung des alten Glaubens und des ererbten Rechts rief er ſein Volk auf. Ganz Sachſen griff zu den Waffen, auch die Frieſen ſchloſſen ſich Widukind an; ein großer gemeinſamer Entſchluß beſeelte die letzten Kämpfer für die altgermaniſche Freiheit. Kaum war Karl fern, ſo ſtand Alles in Aufruhr; die Prieſter wurden erſchlagen, die Edlinge, die ſich den Franken ergeben hatten, aus dem Lande vertrieben; man rüſtete ſich zum Kampfe auf Tod und Leben. Das gegen die Sorben gerichtete Heer hieß Karl umkehren und richtete es ſofort gegen Widukind und ſeine Schaaren, aber am Süntel, unfern der Weſer, erlitt es eine völlige Niederlage; ein vom Rhein geſandtes Hülfsheer barg kaum die ſpärlichen Reſte. Doch ſchon rückte Karl ſelbſt mit gewaltiger Heeresmacht an. Vor ſeiner perſönlichen Erſcheinung ſchien auch diesmal der Widerſtand zu erlahmen; Widukind gab die Freiheit preis und flüchtete ſich abermals zu den Dänen. Als ſtrenger Rächer und Richter forderte Karl Rechenſchaft von den eidbrüchigen Sachſen und Auslieferung der Schul-

digen; 4500 Sachſen wurden ſeinen Händen übergeben, an einem Tage ließ er ſie Alle bei Verden enthaupten. Mit einem gewaltigen Schlage ſollte die mit dem Tode ringende Freiheit zu Boden geſchlagen werden und raſch ſich verbluten.

Mit furchtbarem Ernſte verfolgte Karl ſein Ziel die Sachſen völlig zu unterwerfen oder zu vernichten. Mit dem Blutbade von Verden glaubte er am Ziel zu ſein. Aber ſo ſehr daſſelbe die Sachſen erſchreckte, noch mehr hatte ſie es mit der äußerſten Wuth der Rache und Verzweiflung erfüllt. Sofort ſtand das ganze Land wieder in den Waffen, und noch einmal kehrte Widukind von den Dänen zurück. Mit allen Kräften ſeines Reichs mußte Karl im Jahre 783 abermals gegen die Sachſen in den Kampf ziehen, die ſich jetzt zum erſten Male in großen, offenen Feldſchlachten ihm ſtellten. Sie thaten es zu ihrem Verderben; erſt bei Detmold, dann an der Haſe unweit Osnabrück ſiegte Karl in furchtbaren, blutigen Schlachten. Die Jugend des Volkes fiel, die Streitkräfte des Landes begannen zu verſiegen. Bis zur Elbe drang dann der König, ohne namhaften Widerſtand mehr zu begegnen, plündernd und verwüſtend vor. Dennoch hielt Widukind noch zwei Jahre ihm Stand, bis verheerende Züge Karls in den Jahren 784 und 785 endlich die letzten Kräfte des Landes erſchöpften. Da erſchien Widukind, der Aufforderung des Königs folgend, in deſſen Pfalz zu Attigny, unterwarf ſich und nahm ſelbſt die Taufe an. Jetzt war Sachſen beſiegt, und mit Blutgeſetzen wurden das Chriſtenthum und das Königthum zugleich den Sachſen aufgedrungen. Mit Todesſtrafen wurde die Taufe erzwungen, die heidniſchen Gebräuche bedroht; jede Verletzung eines chriſtlichen Prieſters wurde wie der Aufruhr gegen den König und der Ungehorſam gegen ſeine Befehle zu einem todeswürdigen Verbrechen geſtempelt.

Stille des Todes war nachdem mehrere Jahre im Sachſenlande, und ſchon konnte Karl daran denken ſeine Waffen gegen die Wenden jenſeits der Elbe zu richten. Im Jahre 789 ging er über den Fluß und griff die Wilzen an, die zwiſchen der mittleren Elbe und Oder wohnten. Ihre Nachbarn, die Abodriten im Norden und die Sorben im Süden, waren Karl verbündet und unterſtützten ſein Unternehmen; auch die Sachſen mußten ihm Heeresfolge leiſten. Bis zur Peene drang der Frankenkönig vor, und die Fürſten der Wilzen huldigten ihm als ihrem Gebieter. So war die Herrſchaft der Franken auch im Rücken der

Sachsen begründet. Abermals brachen dann wohl unter ihnen noch einzelne Aufstände aus, die der König mit bewaffneter Hand überwältigen mußte, wie im Jahre 798 in den Gegenden zwischen der unteren Weser und Elbe; aber gefährlich sind sie der Herrschaft der Franken nicht mehr geworden. Schon war auch der Bestand des Christenthums gesichert, und das Land empfing feste kirchliche Einrichtungen. Das sächsische Nordthüringen erhielt seinen eigenen Bischofsstuhl zu Halberstadt. In Engern theilten sich die Bischöfe, die zu Paderborn, Minden, Verden und Bremen eingesetzt wurden. Ueber Westfalen erstreckten sich die neubegründeten bischöflichen Sprengel von Münster und Osnabrück; zugleich wurde das Kölner Bisthum bis in diese Gegenden ausgedehnt. Mainz erhielt in den südlichsten Theilen des Landes eine Erweiterung seines Sprengels, wie es denn auch mit Köln Metropolitanrechte über die neubegründeten Bisthümer gewann. Als die neuen kirchlichen und staatlichen Einrichtungen in Sachsen tiefere Wurzeln zu schlagen anfingen, glaubte Karl jener schreckenden Blutgesetze überhoben zu sein und ließ sie allmählich in Vergessenheit kommen. Ein geordneter Zustand kehrte so zurück. Karl selbst ließ später die Rechtsgewohnheiten der Sachsen, die noch nicht aufgezeichnet waren, zusammenstellen; er gab so den Sachsen, wie früher den Thüringern, ein geschriebenes Recht, wie es die anderen Stämme schon seit längerer Zeit besaßen.

Während Karl im Nordosten die Grenzen seines Reichs bis in die wendischen Gegenden ausdehnte, waren auch im Südosten große Eroberungen gemacht worden. Den letzten Aufstand des Herzogs Tassilo von Baiern hatten die Avaren, trotzdem ihr Reich schon in tiefem Verfall war, mit Waffenmacht unterstützt und dadurch Karls Zorn erregt. Dennoch ließ sich Karl noch im Jahre 790 in Verhandlungen mit den Avaren ein. Man stritt um die Grenzen der beiderseitigen Reiche, vielleicht auch um die Herrschaft über die slawischen Stämme in Karantanien, welches sich seit längerer Zeit unter dem Beistande der baierischen Herzöge von dem Joch der Avaren befreit hatte. Von Worten kam es bald zum Schwerte. Im Frühjahr 791 überzog Karl mit großer Heeresmacht den Khakan, das Oberhaupt der Avaren, und drang in einem Zuge, ohne herzhaftem Widerstand zu begegnen, von der Enns bis zur Raab vor. Der Kampf wurde dann weiter fortgesetzt, obwohl Karl an demselben keinen unmittelbaren Antheil mehr nahm. Im Jahre 795 ging Markgraf Erich von Friaul mit dem Karantanenherzog Woinimir über die Do-

nau und erſtürmte den Hauptring der Avaren in den Gegenden zwiſchen Donau und Theiß; im folgenden Jahre vollendete König Pippin die Eroberung des Landes. Der Khakan verſprach Unterwerfung und huldigte Karl. Umſonſt verſuchte er ſich ſpäter der Abhängigkeit wieder zu entziehen; Niederlage folgte auf Niederlage, und wenige Jahre nachher ging das Reich der Avaren, vom Oſten her zugleich von den Bulgaren bedrängt, gänzlich unter. Noch ein Menſchenalter hörte man von Reſten des avariſchen Volks, dann verſchwindet es ſpurlos. Das Avarenland im Norden der Donau blieb lange verödet liegen; die ſüdlichen Gegenden aber wurden theils von deutſchen, beſonders baieriſchen Anſiedlern beſetzt, theils von Slowenen und Kroaten in Anbau genommen. Bis tief in die Donauebene hinein erſtreckte ſich jetzt die fränkiſche Herrſchaft, und das Chriſtenthum erhob ſich wieder in Ländern, wo es längſt erſtorben war. Als ein thätiger und tüchtiger Heidenapoſtel leuchtete vor Allen der Biſchof Arno von Salzburg hervor; wegen ſeiner Verdienſte um die Bekehrung der Karantanen und Avaren geſchah es hauptſächlich, daß Salzburg zum erzbiſchöflichen Sitz und zur Metropole Baierns erhoben wurde. —

Durch Waffengewalt hatte Karl das überkommene Reich in ſeinem Umfange verdoppelt, durch unbeſiegliche Energie jede widerſtrebende Gewalt in demſelben gebeugt und den ſtaatlichen und kirchlichen Einrichtungen deſſelben eine Einheit gegeben, wie ſie ſeit der Römer Zeiten das Abendland nicht gekannt hatte. Von den Pyrenäen bis zu den Karpathen und in die nördlichen Ebenen an Havel und Oder, von den Mündungen der Elbe bis in die höchſten Theile der Apenninen erſtreckte ſich die Herrſchaft der Franken, zuſammengefaßt von der Hand eines einzigen Mannes, dem nicht nur alle weltlichen Gewalten in dem weiten Reiche dienſtbar waren, ſondern den auch die geſammte Geiſtlichkeit unweigerlich als ihr Haupt anerkennen mußte. Was allen Jahrhunderten vorher unmöglich erſchienen war, alle Stämme der inneren deutſchen Länder unter *eine* Herrſchaft zu bringen, den ſtarren Freiheitsſinn aller Germanen unter Königsgebot zu beugen: Karl war es gelungen, und zugleich hatte er die wichtigſten Länder des weſtrömiſchen Reichs, ſeit dem Verfall deſſelben getrennt, unter ſeinem Scepter wieder vereinigt; die erſten Städte des alten Reichs waren in ſeinem Beſitz, Rom ſelbſt erkannte ſeine Macht an. Der Kampf, der Gegenſatz zwiſchen Römern und Germanen bewegten ſeit Jahrhunderten das Abendland;

der Kampf ſchien ausgekämpft, der Gegenſatz ausgeglichen, da Germanen und Römer nun ein Reich umſchloß, eine Kirche umfing.

So hatte ſich das fränkiſche Reich durch Karl zu einer weltgebietenden univerſalen Bedeutung erhoben; eine wahrhaft kaiſerliche Macht war im Abendlande erwachſen, und zwar zu einer Zeit, wo das Kaiſerthum des Orients tiefer und tiefer in Verfall und Mißachtung gerieth. Denn eben damals war es, daß die herrſchſüchtige Irene, nachdem ſie lange für ihren Sohn die vormundſchaftliche Regierung geführt hatte, ſelbſt auf die verruchteſte Weiſe die Herrſchaft an ſich riß; durch Empörung gegen ihr eigenes Kind, das ſie blenden ließ, gewann ein Weib gegen alle Ueberlieferungen der Vorzeit den kaiſerlichen Namen, den ſie mit unſäglicher Schande bedeckte. Wer mochte es da dem Papſtthum verdenken, wenn es auch das letzte lockere Band, das es noch an den kaiſerlichen Thron von Conſtantinopel zu feſſeln ſchien, mit einem Riß für immerdar trennte? Und die Wahrheit zu geſtehen, der Biſchof von Rom hatte keine Wahl mehr; er mußte Conſtantinopel den Rücken wenden und den fränkiſchen König als ſeinen Kaiſer und Herrn anerkennen.

Was hatte der Nachfolger Petri nicht Alles Pippin und Karl zu danken: der Tyrannei der Langobarden und Griechen war er nur durch ihren Beiſtand entriſſen; als gehorſame und liebreiche Söhne des heiligen Petrus hatten die Frankenkönige ſich dann gezeigt, eine weltliche Herrſchaft dem römiſchen Bisthum begründet und damit erfüllt, was ſeit geraumer Zeit von den Päpſten als heißeſter Wunſch im Stillen genährt war; das Band gläubigen Gehorſams, durch welches Bonifacius die fränkiſche Kirche an Rom feſſelte, hatten die Könige feſter und feſter gezogen und über alle Länder ausgedehnt, die ſie ihrer Gewalt unterwarfen; der Primat Petri hatte eine größere und ausgedehntere Anerkennung erhalten, als er jemals vorher beſeſſen. Papſt Hadrian, der dreiundzwanzig Jahre mit großer Umſicht die Stelle des höchſten Prieſters der Chriſtenheit verwaltete, lebte in ſeinen letzten Lebensjahren in der vertrauteſten Freundſchaft mit Karl; denn fein und richtig erwog er alle Vortheile, welche ihm aus der innigen Verbindung mit dem mächtigen König erwuchſen. Auf Hadrians Wunſch befeſtigte Karl den immer noch ziemlich loſen Metropolitanverband der biſchöflichen Stühle ſeines Reichs, und ordnete ihn, wo er noch fehlte; auf Hadrians Verlangen wurde die von Rom anerkannte Sammlung der Kirchengeſetze und päpſtlichen Ver-

ordnungen im ganzen Umfange des fränkiſchen Reichs eingeführt; Nichts geſchah in den kirchlichen Dingen, ohne den Rath des Papſtes zu hören. Der geiſtige Einfluß des Papſtthums wuchs ſo mit wunderbarer Schnelligkeit zu einer nie gekannten Höhe; er verbreitete ſich in Gegenden, die ihn früher nie erfahren hatten, er gewann unbeſtrittene Anerkennung, wo er früher vielfach angefochten war; gerade in Italien ſelbſt befeſtigte er ſich eigentlich erſt durch die fränkiſche Eroberung. Aber — man darf dies nicht unbeachtet laſſen — die äußere Machtentwickelung des Stuhls Petri hielt nicht von ferne gleichen Schritt mit dem geiſtlichen Einfluß, den derſelbe erreicht hatte. Noch war der römiſche Biſchof rings von Feinden umdrängt, in ſeiner eigenen Stadt war er nicht ſicher; weder die gewonnene äußere Herrſchaft, noch die geiſtlichen Anſprüche ſeiner kirchlichen Stellung konnte er ohne die Hülfe des Frankenkönigs behaupten. Nicht die Dankbarkeit, die zwingende Noth ſeiner Lage mußte ihn zuletzt dahin treiben Karl als ſeinen Herrn, als Gebieter Roms anzuerkennen und die kaiſerliche Gewalt für Rom, für das Abendland herzuſtellen. Sobald das Papſtthum noch einmal in Bedrängniß gerieth, mußte es ſich zu dieſem letzten entſcheidenden Schritt entſchließen, der ſeine eigene Stellung, wie die Lage der Welt durch und durch umwandelte.

Papſt Hadrians letzte Jahre verfloſſen in Ruhe; ſtürmiſch aber wurden ſchon die erſten Zeiten ſeines Nachfolgers. Als Hadrian am Ende des Jahrs 795 abſchied, folgte ihm Leo III., der ſogleich die Schlüſſel vom Grabe des heiligen Petrus mit dem Banner von Rom an Karl überſandte, ihm Treue gelobte und ihn aufforderte Geſandte nach Rom zu ſchicken, um von den Einwohnern der Stadt ſich huldigen zu laſſen. Der neue Papſt erkannte von Anfang an ſeine Lage; er faßte die Rechte des Patriciats ſo weit, als wäre Karl ſchon Kaiſer; er ſuchte einen Schutzherrn und bedurfte nur allzubald ſeiner Hülfe. Im Frühjahr 799 brachen wilde Parteikämpfe unter dem römiſchen Adel aus; der Papſt, überfallen und mißhandelt von ſeinen Feinden, flüchtete ſich aus der Stadt und eilte hülfeflehend nach Paderborn vor den Thron König Karls. Fränkiſche Große führten ihn im Herbſt nach Rom zurück und ſchafften ihm augenblickliche Ruhe vor ſeinen Widerſachern. Aber ohne Karl ſchwebte der Papſt auch jetzt noch in Gefahr. Und ſchon eilte der König ſelbſt nach Rom; die Herſtellung des abendländiſchen Kaiſerthums war beſchloſſen.

Als Karl am Weihnachtsfeſt des Jahrs 800 im Gewande des römiſchen Patricius in die Peterskirche kam, ſetzte ihm der Papſt eine goldene Krone auf das Haupt. Die Kirche hallte von dem Zuruf der Menge wieder: „Heil und Segen dem von Gott gekrönten großen und friedfertigen Kaiſer der Römer Karolus Auguſtus!“ Der Papſt warf ſich dem germaniſchen Kriegsfürſten zu Füßen und huldigte ihm in derſelben Weiſe, wie die römiſchen Biſchöfe vordem dem römiſchen Kaiſer zu Conſtantinopel gehuldigt hatten.

10.

Das Reich Karls des Großen.

Als Karl den Kaiſerſtuhl Roms beſtieg, war ein Ziel erreicht, dem hochſtrebende deutſche Fürſten ſeit Jahrhunderten nachgetrachtet hatten. Von Rom hatten die Deutſchen die erſten Eindrücke eines großen ſtaatlichen Lebens empfangen; unter dem Einfluß derſelben waren alle germaniſchen Reiche begründet worden. Die Größe und Macht des römiſchen Kaiſerſtaates, die Einheit ſeiner ſchlagfertigen Heere, der Glanz des kaiſerlichen Hofs, die Herrſchaft des Geſetzes waren und blieben das Ideal der germaniſchen Könige; ſelbſt als im Abendlande das zerfallene und geſchwächte Reich der Cäſaren dem Andrang germaniſcher Kriegsſchaaren erlegen war, ſchien es den edelſten Häuptern derſelben doch nur die letzte und höchſte Aufgabe zu ſein, mit eigener Kraft und eigenen Mitteln den zerſtörten Bau herzuſtellen. Wie aber ſollte dies gelingen, ſo lange ſich die deutſchen Stämme ſelbſt, ohne inneren wie äußeren Zuſammenhalt, in einer faſt ununterbrochenen Reihe von Kriegen ſchwächten und aufrieben, ſo lange die Fürſten über Völker geboten, die dem Zwang der Geſetze und jeder durchgreifenden Herrſchergewalt mit trotzigem Freiheitsſinn widerſtrebten? So hatte der Weſtgothe Athaulf, ſo der Oſtgothe Theoderich, ſo endlich die erſten Merovinger ihre kühnen Pläne, das abendländiſche Reich herzuſtellen, ſogleich beim erſten Angriff aufgeben müſſen; genug, daß es ihnen gelang, einzelne Theile des großen Ganzen ihrem Königsgebot zu unterwerfen und zu beſonderen Reichen zu geſtalten.

Aber der erste germanische Fürst, dem es glückte die Selbstständigkeit der Gemeinden für immer zu brechen und der Königsherrschaft zum letzten entscheidenden Siege über die Volksherrschaft zu verhelfen, der zugleich dahin gedieh alle deutschen Stämme, die in ihren alten Sitzen geblieben waren, in seinem Reiche zu vereinen und sie wieder mit den ausgewanderten bereits romanisirten Germanen zu verbinden, nahm auch sofort das römische Kaiserthum auf und stellte sich als Nachfolger der alten Imperatoren hin. Nun erst schien der lange Kampf zwischen Rom und den Germanen ausgekämpft, bei dem es sich ja von Anfang an weniger um die Vernichtung des alten Weltreichs gehandelt hatte, als um die Aufnahme der deutschen Stämme in den großen Staatsverband der gebildeten Völker, nicht um die Zerstörung der bisherigen Kultur, sondern um die weitere Verbreitung der edlen Geistesgüter, die Roms Herrschaft in sich faßte und hegte. Nicht freilich als Sklaven, nicht von Roms Legionen bezwungen, waren die Germanen dem Reiche einverleibt worden; mit den Waffen in der Hand hatten sie sich Bürgerrecht und Herrenrecht in demselben erkämpft: als sie dann hier Alles mit den Elementen ihres Wesens erfüllt und umgewandelt hatten, gab die freie Entwickelung der Dinge einem deutschen Fürsten das kaiserliche Scepter des Abendlandes in die starke Rechte. So trat Karl die Regierung jenes großen germanisch-romanischen Reichs an, in das sich die alte Römerherrschaft umgestaltet hatte.

Doch das Kaiserthum war noch etwas Anderes, als jenes höchste politische Ideal, dem die deutschen Machthaber seit Jahrhunderten zugestrebt hatten; auch der religiöse Glaube der christlichen Kirche hatte die Idee desselben erfaßt, in sich aufgenommen, auf eigenthümliche Weise aus- und umgebildet. Die Ueberzeugung der alten Römer, daß ihre Republik bestimmt sei, alle Völker bis an das Ende der Welt *einem* Gesetze zu unterwerfen, war in der christlichen Zeit nicht erstorben, sondern hatte vielmehr neues Leben durch den Glauben gewonnen, daß alle Bekenner des Heilands zu *einer* Heerde gesammelt werden und in *eine* große Gemeinschaft treten sollen; das christliche Rom nährte nicht nur den Glauben an *eine* christliche Kirche, sondern auch an *einen* christlichen Staat und theilte diesen Glauben allen Anhängern des katholischen Bekenntnisses mit. Das römische Reich sahen die rechtgläubigen Christen so als eine unmittelbare, ewigfeste Ordnung Gottes an und erblickten in dem Kaiser den von Gott selbst gesetzten Oberherrn der Welt,

dem keine andere weltliche Gewalt ſich zur Seite ſetzen dürfe. Seine Pflicht und ſein Beruf vor Allem ſei es, meinte man, die Chriſtenheit gegen alle ihre Feinde zu ſchützen und zu wahren, über Ordnung und Frieden aller Orten zu wachen, die Kirche und ihre Diener gegen die Angriffe und Anſprüche der Welt zu vertheidigen, die Wittwen und Waiſen, die Unglücklichen und Verfolgten zu ſchirmen, die Predigt des Evangeliums mit der Macht ſeines Armes zu unterſtützen und ihm Bahn zu brechen bis an das Ende der Welt, auf daß ſich ſo Alles erfülle und Chriſtus der Herr werde der ganzen Welt. Nach dieſer Vorſtellung von der Gewalt des Kaiſers wurden alle Könige, Fürſten und Herren zu untergeordneten Werkzeugen ſeiner Macht herabgeſetzt, alle Chriſten mußten den Willen Gottes in dem Gebot des Kaiſers verehren und wurden ihm dadurch zu weit größerem Gehorſam und zu weit höherer Achtung verpflichtet, als ſonſt die weltliche Obrigkeit von ihnen beanſpruchen konnte.

Es war eine ſchöne und große Anſchauung, zu der ſich die katholiſche Chriſtenheit gerade inmitten der Auflöſung des Reichs erhoben hatte. Als die Herrſchaft der Kaiſer dann doch im Abendlande verfiel, hofften die römiſchen Chriſten die Herſtellung ihres kaiſerlichen Gottesreiches von Conſtantinopel, bis der Biſchof von Rom und mit ihm Italien ſich von dem irrgläubigen Gebieter des Oſtens auf immerdar trennte. Als dies geſchehen war, wandte man ſeinen Blick, auch jetzt nicht verzweifelnd, zu den Germanen, und aus ihrer Mitte erſtand in Karl ein Fürſt, der ſich ganz mit den univerſellen Ideen jenes einigen chriſtlichen Staates durchdrang, der das römiſche Kaiſerthum im Sinn der rechtgläubigen Kirche erfaßte und nicht nur den Willen, ſondern auch die Macht beſaß den Glauben der Chriſten an ein Gottesreich, ſo weit er in einer ſo wilden und ſturmbewegten Welt überhaupt durchzuführen war, zu verwirklichen.

Nicht dahin hat alſo Karl als römiſcher Kaiſer getrachtet, die Zwingherrſchaft des heidniſchen Roms über die Welt herzuſtellen, in Vergeſſenheit gerathene Rechte der alten Imperatoren wieder in das Leben zu rufen und ſo eine ſchrankenloſe Gewalt ſich zu gründen; ſeine Vorſtellung von der neuen Macht, die ihm als Kaiſer zufiel, beruhte vielmehr durchaus auf jener religiös-politiſchen Idee, welche die abendländiſche Kirche vom Kaiſerthum in ſich ausgebildet hatte. Mehr die Theokratie des alten Bundes, als die Deſpotie des römiſchen Kaiſerſtaates bot

die Maximen dar, denen er in Ausübung der ihm übertragenen Weltherrschaft folgte. In dem Kreise seiner Freunde ließ Karl sich König David nennen; vergleicht man ihn seinen kaiserlichen Vorgängern, so stellt man ihn nicht den Juliern oder Flaviern, sondern einem Constantin oder Theodosius, den Begründern der römischen Staatskirche, zur Seite. So ruht denn der neue Kaiserstaat wesentlich auf kirchlichen Grundlagen: sein Ideal ist kein anderes, als das Gottesreich auf Erden, in dem der Kaiser von Gott selbst zu seinem Statthalter eingesetzt ist, damit er alles Volk, nach Nationen, Ständen und Rangstufen gesondert und geordnet, den göttlichen Absichten gemäß leite und regiere. In diesen gesonderten Klassen des Volks stellen sich die natürlichen Glieder des einen großen Staatskörpers dar, dessen einiges Haupt der Kaiser ist; wie er an seiner Stelle, so haben auch sie in ihrem Kreise einzeln ihre besondere Aufgabe in der göttlichen Weltordnung und müssen zur Erfüllung derselben vom Kaiser angehalten werden; jeder Einzelne aber muß nach dem Willen und dem Gesetze Gottes leben, und der Kaiser hat das Schwert erhalten, die Uebelthäter zu strafen.

In diesem Sinne erfaßte Karl seine Stellung; in diesem Sinne begann er seine kaiserliche Regierung. Bald nach seiner Rückkehr von Rom ließ er zu Aachen die gesammten geistlichen wie weltlichen Gesetze, die in seiner Herrschaft Geltung hatten, durchsehen und Alles ausmerzen, was dem göttlichen Gebot zu widersprechen schien; dann schickte er Sendboten geistlichen und weltlichen Standes nach allen Seiten aus, um die verbesserten Gesetze in das Leben zu führen und um ihm zugleich von allen Unterthanen des Reichs, die das zwölfte Jahr überschritten hatten, einen neuen Huldigungseid schwören zu lassen, einen Eid, der viel höhere und größere Pflichten, wie sie ausdrücklich hervorheben sollten, gegen seine kaiserliche Hoheit auferlege, als der bisher dem Könige geleistete Schwur. Geradezu apostolische Aufträge gab Karl diesen Sendboten mit: sie sollten das Volk von jeder Uebertretung der göttlichen Gebote mit Eifer abmahnen, die christlichen Tugenden ihm an das Herz legen, Alle darauf hinweisen, daß sie dereinst vor dem Richterstuhl Christi Rechenschaft von ihrem Leben ablegen müßten.

Hatte das germanische Königthum von jeher einzelne geistliche Rechte in sich aufgenommen, so scheint es nun, zur kaiserlichen Gewalt erhoben, fast die ganze Machtfülle des höchsten Priesterthums an sich zu reißen. Denn Karl wird in der That schlechthin als „der Regent der

heiligen Kirche" bezeichnet; die Kirchenverſammlungen bedürfen nicht nur ſeiner Erlaubniß, um zuſammenzutreten, er ergänzt ihre Beſchlüſſe, er ändert das Mangelhafte ab, er hat die entſcheidende Stimme; nicht minder iſt er es, der den geſammten Klerus ſeines Reichs reformirt und ihm mit durchgreifender Strenge das kanoniſche Leben aufzwingt, deſſen Ordnungen der Kloſterregel des heiligen Benedict großentheils entlehnt waren: überall greift ſeine Geſetzgebung in das kirchliche Gebiet hinüber, und in den ſpäteren Sammlungen der Kirchengeſetze finden ſich Karls Geſetze neben den Schreiben der Päpſte und den Beſchlüſſen der Concilien. Der Papſt ſinkt, ob die abendländiſche Kirche ihr Haupt in ihm verehrte, doch neben dieſem hoheprieſterlichen Kaiſer faſt nur zum erſtem Rathgeber in allen kirchlichen Angelegenheiten, zum Vorſteher der erſten Körperſchaft des Reichs herab. Und in welche wunderbare Stellung gerieth nun die Kirche zu dieſer neuen Staatsgewalt, die mit ihr auf derſelben Grundlage ruhte, zu demſelben Ziel hinſtrebte, ſo viele ihrer eigenthümlichen Rechte für ſich in Anſpruch nahm! Der Kaiſer ſchien der devoteſte Knecht der Kirche und war doch ihr erſter Gebieter, der Kaiſerſtaat konnte ihr Bahn brechen zum letzten und größten Siege, aber ebenſowohl konnte auch ſie zuletzt nur zum Werkzeug einer Gewalt herabſinken, die aus rein weltlichen Verhältniſſen erwachſen war und immerdar um ihres Beſtandes willen den weltlichen Charakter feſthalten mußte, in dieſem aber manche Zwecke verfolgte, die mit dem chriſtlichen und kirchlichen wenig oder nichts gemein hatten.

Denn als König der Franken, als oberſter Kriegsherr und Richter ſeines Volks, war Karl zur Kaiſerherrſchaft gelangt; von dem Heer- und Gerichtsbann, den er über die freien Franken und über alle ihnen unterworfenen Völker übte, war die ganze Gewalt, die er beſaß, ausgegangen, beruhte auf dieſem Grund und ſank zuſammen, ſobald derſelbe wankte oder ihr entzogen wurde. Sollte ſein Reich erhalten bleiben, ſo kam Alles darauf an, die Königsgewalt unter den Franken ſelbſt unerſchütterlich feſt zu begründen, jene freiaufſtrebenden Elemente, welche ſo oft ſie geſchwächt und untergraben hatten, ihr dauernd dienſtbar zu machen, zugleich aber die unterworfenen Theile des Reichs dem fränkiſchen Staatsleben ſo eng einzuverleiben, daß ſie ſich von ihm nicht mehr zu trennen vermochten: kurz eine Organiſation dem weiten Reiche zu geben, bei der alle Kräfte und Mächte deſſelben ſich das Gleichgewicht hielten, mit Nothwendigkeit in einander griffen und ſich unterſtützten, wo ſämmtliche

Glieder des Gemeinweſens nur der Stärkung des Staatsoberhaupts und der Durchführung ſeiner Abſichten dienten. Eine unermeßliche, unendlich ſchwierige Aufgabe, zumal Karl nie daran denken konnte, den Deſpotismus des ſinkenden Roms ſeinem Reiche aufzudrängen, mit der Schwere ſeiner Allgewalt das eigenthümliche Leben der einzelnen Stämme zu erdrücken, ein Geſetz und Recht, gleiche Formen der Verwaltung von einem Ende ſeines Reichs bis zum anderen durchzuführen. Schon ſein Ideal des chriſtlichen Staates hielt ihn hiervon ab, noch mehr aber die eigene Sinnesart und die Natur der von ihm beherrſchten Völker. Aus deutſchem Geiſte, der nicht ſchaffen und treiben kann, wo nicht freie Entwickelung im engen Kreiſe gegeben iſt, mußte die politiſche Schöpfung Karls hervorgehen, wenn ſie unter Völkern, die entweder durch und durch deutſch oder doch von germaniſchen Lebenselementen im Innerſten umgewandelt waren, irgend welchen Beſtand gewinnen ſollte; ſie mußte überdies an das Altherkömmliche ſich eng anſchließen, mußte endlich durch perſönliche und unmittelbare Einwirkung, nicht durch einen todten Mechanismus die Kräfte des Staates regeln, ſammeln und leiten.

Mit ewig ſtaunenswerther Weisheit und Geiſtesgröße hat Karl dieſe Aufgabe gelöſt. So gewaltig und folgenreich ſeine Kriegsthaten ſind, ſtrahlt doch ſein Ruhm als Geſetzgeber bei weitem heller durch die Geſchichte der Menſchheit. Ueber die perſönlichen und Volksrechte, die er zum Theil ſelbſt erſt hatte aufzeichnen laſſen, erhob er durch ſeine Capitularien — Edicte und Verordnungen, welche er entweder aus eigener Entſchließung oder unter dem Beirathe der Reichsverſammlungen erließ — ein allgemeines Reichsrecht, eine Staatsgeſetzgebung umfaſſendſter Art, die bald die großen Verhältniſſe der Geſammtheit regelte, bald zu den lokalen Zuſtänden hinabſtieg, um ſie dem Ganzen anzupaſſen. Das Unternehmen, an dem man ſo lange verzweifelt hatte, die trotzigen, freiheitsſtolzen Germanenſtämme unter ein Staatsgeſetz zu beugen, führte er endlich durch. Die allgemeinen Ideen, auf denen alle höhere ſtaatliche Gemeinſchaft beruht, gewannen ſo den Sieg über die urſprünglichen Triebe und Neigungen zahlreicher Völker, deren Leben ſich bis dahin in gewiſſen gleichſam von der Natur ihnen geſtellten Grenzen nach Sitte und Herkommen geregelt hatte; das verworrene Treiben und Drängen getrennter Maſſen wurde zu gemeinſamen Zielen geleitet und das Bewußtſein in den Seelen geweckt, daß eine höhere und weitere Ordnung

über den engen Kreisen steht, in denen sich der Einzelne bewegt. Ein Riesenschritt in der Entwickelung des deutschen Geistes geschah durch Karls Gesetzgebung, und man glaube nicht, daß sie, weil ein erster, darum ein roher, ungefüger Versuch war, aus barbarischem Geiste geboren.

Wenn wir mit Recht die höchste Kunst des Gesetzgebers darin sehen, jeden Keim sittlichen Lebens, den er in Sitten und Einrichtungen seines Volkes vorfindet, mit scharfem Blick zu erkennen und so zu pflegen, daß die schönste Frucht, die er treiben kann, aus ihm gewonnen wird, so war Karl einer der größten Gesetzgeber, welche die Welt gesehen hat. Keinen Urtrieb germanischen Wesens hat er verkommen lassen, jeden aber in Zucht genommen, veredelt, an die rechte Stelle gebracht und so fähig gemacht, herrlichere Blüthen und nützlichere Frucht zu zeitigen als zuvor. Wie überhaupt das fränkische Staatsleben, sieht man von den kirchlichen Institutionen ab, vorzüglich auf germanischer Grundlage beruhte, so sind auch deutsche Elemente vor Allem bei Karls politischen Schöpfungen in Anwendung gebracht; der Inhalt seiner Gesetze ist nach dieser Seite hin durch und durch deutsch, obwohl die Capitularien, wie die Volksrechte, in lateinischer Sprache abgefaßt wurden. In gewissem Sinne mündet die ganze Vergangenheit der germanischen Völker in diese Gesetze, strömt alles weitere Leben derselben von ihnen aus. Die Römer haben ihr Zwölftafelgesetz den Quell ihres gesammten Staatslebens genannt, mit noch größerem Rechte könnten die Deutschen, ja alle Nationen Europas dasselbe von Karls Gesetzen sagen. Mit Ehrfurcht und heiliger Scheu schlägt man die Capitularien des großen Kaisers auf, das erste große Gesetzbuch der Germanen, ein Werk, dem mehrere Jahrhunderte vorher und nachher kein Volk ein gleiches an die Seite gesetzt hat. Das Bild des Karolingischen Staates tritt uns in voller Gegenwärtigkeit hier vor die Seele, wir sehen, wie Großes und Bewundernswerthes erreicht, wie das Höchste erstrebt wurde.

Was vor Allem den Staat zusammenhielt, war die römisch-katholische Kirche; sie verbreitete *einen* Glauben, *ein* Sittengesetz, gleiche religiöse Ordnungen über Nationen, die bis dahin durch Sprache, Sitte und Gesetz vielfach geschieden waren, und umschloß sie mit ihrem kunstreichen enggeschlossenen Organismus wie mit einem dichten Netz. Um so einflußreicher war aber die Kirche auf den Staat, je tiefer sie in alle Interessen desselben bereits verwickelt war, je geistlicher die Könige, je

weltlicher die Bischöfe geworden waren. Synoden und Reichsversammlungen traten gewöhnlich vereint zusammen, und die Stimme der Geistlichkeit war auch auf diesen von dem gewichtigsten Einfluß; die Bischöfe galten als die geschicktesten Werkzeuge der Könige bei allen politischen Verhandlungen, sie standen mit gleichem Ansehn den Grafen zur Seite, sie waren reiche Gutsbesitzer wie die weltlichen Großen, führten ihre Dienstleute oft selbst in den Krieg und vertauschten nicht selten den Krummstab mit dem Schwerte. War die Geistlichkeit früher überwiegend römischer Abkunft gewesen, so weihten sich jetzt auch viele deutsche Männer dem geistlichen Stande; man fing an in deutscher Sprache zu predigen, Religionsbücher in das Deutsche zu übersetzen: der Klerus wurde dadurch der eigenthümlichen Art und Weise der germanischen Völker näher gebracht und konnte dabei seine universellen Zwecke nur um so wirksamer verfolgen, indem er zugleich an der geschlossenen Einheit, die tief in seiner ganzen Vergangenheit wurzelte, kaum etwas verlor.

Ein zweites, obwohl nicht gleich starkes Band für den Staat war die fränkische Nationalität und die auf derselben ruhenden allgemeinen bürgerlichen Einrichtungen. Mit ihrem Schwerte hatten die siegreichen Franken die Herrschaft über das Abendland gewonnen, sich zu Gebietern der germanisch-romanischen Welt gemacht; ein fränkischer König herrschte nun über das ganze Reich; die Theile desselben, die Landschaften, Gaue, Hundertschaften oder wie sie sonst nach provinzieller Weise bezeichnet werden mochten, wurden zumeist von fränkischen Großen regiert; in dem weiten Reichsgebiet stieß man überall auf Pfalzen und Höfe der fränkischen Könige, auf Burgen und ausgedehnte Besitzungen des fränkischen Adels; die Grundzüge der fränkischen Verfassung wurden auf die eroberten deutschen Länder wie auf das unterworfene Italien übergetragen: so durchschlang und umschlang das fränkische Volk mit seinen Staats- und Lebenselementen das ganze Abendland; nicht stark genug, die anderen Nationalitäten zu vernichten, war es doch zu solcher Kraft gelangt, daß es dieselben für den Augenblick niederhalten und seinen Zwecken dienstbar machen konnte.

Auf dieser gedoppelten Grundlage erhob sich die kaiserliche Macht, in der sich äußerlich die Einheit des Reichs darstellte. Als Oberhaupt der abendländischen Kirche und als fränkischer König vereinte der Kaiser eine Summe von Rechten und Machtbefugnissen in seiner Person, die

ihn nicht nur an die Spitze des Reichs stellte, sondern ihm auch ermöglichte, durch alle Kreise und Schichten der ihm unterthänigen Völker seinem Willen Geltung oder mindestens Achtung zu verschaffen. Von dem Kaiser wurde, wie bereits gesagt, die Kirche geradezu regiert. Die Bischöfe, wenn auch oft nicht unmittelbar von ihm, doch immer nach seinem Willen gewählt, erscheinen fast nur als die Organe seiner Absichten. Und nicht minder geht von ihm die ganze bürgerliche Verwaltung des Staates aus. Er allein ernennt die Grafen, die in seinem Namen in ihren Grafschaften den Heer- und Gerichtsbann üben; sie gelten lediglich als Staatsbeamten, die versetzt und entlassen werden können, wenn es das Wohl des Ganzen erheischt. Er bestimmt die Sendboten, welche alljährlich paarweise die einzelnen Landschaften des Reichs durchziehen, die Beamten beaufsichtigen, Beschwerden gegen sie entgegennehmen, die Rechte des Thrones in allen Theilen der Monarchie wahrnehmen und diese mit dem Kaiser in stäter Verbindung erhalten. Er selbst ist der höchste Richter, dessen Jurisdiction keine Schranke gesetzt ist; über seine Großen steht ihm allein das Gericht zu, doch kann er auch jedes Gericht über Andere an sich ziehen. Der Kaiser verfügt ferner über alle Streitkräfte des Reichs, er bietet den Heerbann aller Völker auf, entscheidet über Krieg und Frieden, führt das Heer in Person an oder setzt ihm den Oberbefehlshaber, wie er auch Herzöge für den Heerbann der einzelnen Völker auf die Dauer des Kriegs ernennt. Die ganze Staatsgesetzgebung ruht endlich in seinen Händen, obwohl er sich für sie des Beiraths der Reichsversammlung und seines Staatsraths bedient.

Die Reichsversammlung bestand aus allen weltlichen und geistlichen Großen, d. h. den hohen Hofbeamten, den Bischöfen, Aebten, Herzögen, Grafen und dem gesammten königlichen Dienstgefolge; sie versammelte sich in jedem Frühjahr, meist in Verbindung mit der großen Heerschau des Maifeldes, und wurde bei allen wichtigen Staatsgeschäften oder bedeutenden Reichsgesetzen zu Rath gezogen. Der Staatsrath war dagegen nur aus den hohen Hofbeamten und den Magnaten des Reichs zusammengesetzt, die der Kaiser eines besonderen Vertrauens würdigte und entweder dauernd oder nur zeitweise in seine Nähe berief. Im Herbst trat gewöhnlich der Staatsrath zu besonders wichtigen Sitzungen zusammen, die als Vorberathung für die bevorstehende Reichsversammlung dienten, und wurde zu dem Ende durch angesehene Diener des

Kaiſers aus allen Theilen der Monarchie verſtärkt, ſo daß er als eine kleine Reichsverſammlung gelten konnte.

Die geiſtlichen und weltlichen Großen des Reichs erſcheinen neben dem Kaiſer nur als ſeine Rathgeber und als die Vollſtrecker ſeiner Gebote; und doch waren dieſe Magnaten zuletzt unter der ſchwachen Herrſchaft der Merovinger zu einer faſt unumſchränkten Macht gediehen. Sie hatten ihren Grundbeſitz mehr und mehr erweitert, große Länderſtrecken, die überdies von den öffentlichen Laſten und der Gerichtsbarkeit der königlichen Beamten befreit waren, vom Krongut an ſich geriſſen und mit dieſem ausgedehnten Beſitz nicht nur große Maſſen von Knechten, ſondern auch eine beträchtliche Anzahl freier Hinterſaſſen gewonnen. War die Kirche durch ihren großen Beſitz und ihre ausgedehnten Privilegien den Königen gefährlich geworden, wie viel bedenklicher war nicht ſolcher Machtzuwachs bei dem weltlichen Dienſtadel! Schon ſammelten dieſe kriegeriſchen Herren, die zu Ehre, Reichthum und Macht im königlichen Gefolge gelangt waren, eigene Kriegsgefolge von freien Leuten um ſich, wie es ehedem die Gaufürſten thaten. Ein Recht, was ſeither im Frankenreiche den Königen allein vorbehalten war, maßten ſie ſo ſich an und machten ſich aus Dienſtleuten des Königs ſelbſt zu Gefolgsherren. Bei der drückenden Herrſchaft, die der Adel ſchon über die niederen Leute übte, verpflichteten ſich ſogar viele Freie, beſonders in den galliſchen Ländern, zu Kriegs- und Ehrendienſten gegen einen reichen Grundherrn, wenn dieſer ihnen Schutz und Unterhalt verſprach. Der Freie gelobte dann durch einen ſeinem Herrn perſönlich geleiſteten Eid, ihm zu aller Zeit treu und gewärtig zu ſein, ihm zu folgen, wohin er entboten würde, und in keiner Noth ihn zu verlaſſen; er ließ ſich den Namen eines Vaſſen oder Vaſallen gefallen, mit dem man vordem nur die bewaffneten Knechte zu bezeichnen pflegte, mit welchen ſich der Adel zu ſeiner Vertheidigung oder zum Ehrengeleit zu umgeben pflegte, der aber nun recht eigentlich zur Bezeichnung der freien Gefolgsgenoſſen des Adels üblich wurde. Die meiſten weltlichen Großen gewannen ſich nach und nach eine größere Anzahl ſolcher Vaſallen, mit denen ſie erſt ihre eigenen kleinen Fehden ausfochten, die ſie ſpäter aber oft genug ſelbſt zum Kampf gegen die Könige benutzten. Da die Macht dieſer Großen hauptſächlich auf vererblichem Grundbeſitz beruhte, hatte ſich aus ihnen bereits eine erbliche Ariſtokratie gebildet, die, obwohl ſie nicht geſchloſſen war und durch den Dienſt des Königs ſich immer von

Neuem erweiterte, doch in ihren hervorragendſten Häuptern bereits zu ſolcher Kraft gediehen war, daß ſie vornehmlich das Königthum der Merovinger zu Fall gebracht hatte.

Das Geſchlecht Pippins war ſelbſt aus dieſem Dienſtadel hervorgegangen; es erhob ſich, indem es, von der Wehrkraft der deutſchen Stämme unterſtützt, die anderen Gefolgsherren entweder im Kriege vernichtete oder ſich beugte, indem es ſich dann ſelbſt an die Spitze des Vaſallenthums ſtellte und mit den Vaſallenheeren und dem deutſchen Heerbann die äußeren Feinde des fränkiſchen Staates überwand. Als Pippin der Kleine die Macht ſeines Hauſes dauernd in der Herrſchaft zu ſichern ſuchte, war es ſchon unmöglich dies Vaſallenthum zu vernichten und die geiſtlichen und weltlichen Großen wieder in die engen Schranken der Vorzeit zurückzuweiſen; nur darauf kam es an, die übermächtige Ariſtokratie der neuen Herrſchaft dienſtbar zu machen und zu verhindern, daß ſie nicht Zwecke verfolgte, die den Staat aufheben mußten. Den geiſtlichen Herren verband ſich Pippin, wie bekannt, auf das Engſte; aber indem er ihren kirchlichen Einfluß unendlich erhob, mußten ſie die größten Einbußen an ihrem weltlichen Beſitze erleiden. Eine maſſenhafte Einziehung des Kirchenguts wurde durchgeführt, und gerade hierdurch erlangte Pippin die Mittel den weltlichen Adel für ſich zu gewinnen. Gegen eine abermalige Erweiterung ihres Beſitzes traten die Gefolgsherren mit ihren Vaſallen ſelbſt als Vaſallen in den Dienſt des neuen Herrſchers, der ſich ſo zum Obergefolgsherrn aller Vaſallen in ſeinem Reiche erhob. Und nicht der Vaſalleneid allein band dieſe Herren an Pippin, ſondern eben ſo ſehr das eigene Intereſſe. Denn nicht zum Erb- und Eigenthum hatte Pippin die neuen Güter ſeinen Vaſallen übergeben, ſondern nur leih- und bedingungsweiſe, d. h. als Lehen, ſie ihnen ertheilt. Sie konnten das Lehngut nicht allein nicht auf ihre Nachkommen vererben, ſondern daſſelbe kehrte in gewiſſen Fällen ſchon bei Lebzeiten des Beliehenen an den Verleiher zurück, wie es denn regelmäßig nur auf die Lebensdauer des letzteren ausgethan war. Dieſe leihweiſe Austheilung war von Alters her bei dem Kirchengut die gebräuchliche geweſen; es iſt möglich, daß ſie Pippin beibehielt, weil er eine Zurückerſtattung des eingezogenen Kirchenguts der Geiſtlichkeit in Ausſicht ſtellen mußte, wahrſcheinlicher aber, daß er, durch die Vergeudung des Kronguts, welche ſich die Merovinger hatten zu Schulden kommen laſſen, gewarnt, die Maxime der Kirche, daß ihr Eigenthumsrecht un-

veräußerlich sei, auch auf den Staat übertrug. Wenigstens wurde es fortan allgemeiner Brauch, Vasallendienste nur durch lehensweise Uebertragung von Beneficien zu entgelten. Der Dienstadel ging damit in den Lehnsadel über, und das Lehnswesen fing an einen überaus wichtigen Einfluß auf alle Verhältnisse des fränkischen Reichs auszuüben. Schon stand Pippin als oberster Gefolgsherr aller Vasallenverbände im fränkischen Reiche da, als er zu der neubegründeten Herrschaft schließlich auch den Königsnamen fügte. Seitdem war der König der geborene Obergefolgsherr aller Vasallen des Reichs: jeder Vasalleneid, der in demselben geleistet wurde, schloß zugleich die Dienstpflicht gegen ihn ein; sein Recht, gesetzlich die Verhältnisse des gesammten Gefolgswesens zu leiten, war unbestritten.

Nachdem die Macht der großen Herzöge vernichtet war, an deren Herstellung Karl niemals dachte, zeigten sich in der That die anderen weltlichen Großen des Reichs, schon sämmtlich Vasallen der Krone, in einer so abhängigen Stellung von der königlichen Gewalt, daß diese durch das neue Vasallenthum viel mehr gestärkt als geschwächt zu werden schien. Das ganze Gefolgswesen beruhte von Anfang an auf Kriegsdienst, die Vasallen waren ein ritterlicher Kriegsstand, ihre Beschäftigung kriegerische Uebung, der Roßdienst wurde gerade von ihnen vorzugsweise verstanden und geleistet. Der König gewann also durch die Vasallen ein stets schlagfertiges, gutgeübtes, durch persönliche Verpflichtungen fest zusammengehaltenes Heer, wie es aus dem Heerbann nie hervorgehen konnte, und wie es doch das immer von Feinden umdrängte Reich bedurfte. Karl glaubte, daß in den großen Kronvasallen mit ihren Mannen hauptsächlich die kriegerische Kraft seines Reichs beruhte, und das Vasallenthum schien ihm die beste Grundlage für ein strenggeschlossenes, festgeordnetes Heerwesen zu bieten. Aus diesem Grunde hat er die Ausbreitung von Vasallen- und Lehnsverbänden über alle Theile seines Reichs nicht nur nicht gehindert, sondern auf alle Weise befördert und unterstützt. Zugleich hat er freilich mit der größten Achtsamkeit darüber gewacht, daß das Band zwischen der Krone und den Vasallen sich in keiner Weise lockere, daß das als Lehen vertheilte Reichsgut nicht in Eigenthum verwandelt oder verschlechtert werde und daß die oberlehnsherrlichen Rechte über die von den Magnaten abhängigen niederen Vasallen in voller Kraft blieben; deshalb griff er auch so tief, wie es irgend möglich war, in die inneren Verhältnisse der einzelnen Lehensverbände ein.

So festeingefügt in den staatlichen Zusammenhang schien das Vasallenthum die königliche Gewalt in nicht geringem Grade zu heben; den waffenfähigsten und kriegerischsten Theil des Volks verband es durch das heiligste Gelübde unverbrüchlicher Treue, das die alten Deutschen kannten, dem Herrscher.

Vasallenthum und Lehnswesen hatten die äußeren Verhältnisse auch der Kirche bereits ergriffen, auch die Bischöfe und Aebte waren Gefolgsherren geworden und mußten als solche dem Könige Kriegsdienste leisten und ihre Kriegsschaaren ihm stellen; aber doch richtete Karl ihre Thätigkeit vornehmlich nach einer anderen Seite hin, die dem ursprünglichen Charakter ihrer Würde mehr entsprach und geziemte. In ihnen sah er die Träger nicht allein des Evangeliums, sondern jeder höheren geistigen Bildung; von ihnen versprach er sich die Herstellung und Wiederbelebung der Kultur des Alterthums auf christlich-germanischer Grundlage.

Die Werke alter Kunst und Wissenschaft hatten Karls Geist früh berührt, unter den Ruinen der großen Vorwelt war er in Italien gewandelt, mit alten Kunstwerken hatte er seine Pfalzen und die neuen Kirchen in seinem Heimathslande geschmückt. So war ihm aufgegangen, daß ein eigenthümlicher Hauch göttlichen Wesens Kunst und Wissenschaft durchwehe, und selbst aus den von Anderen mißachteten deutschen Liedern wehte ihm dieser frische Athem eines urkräftigen geistigen Lebens entgegen. Karl erhob seinen Blick weit über die engen Schranken, in welche die abendländische Kirche Kunst und Wissenschaft eingezwängt hielt, wo nur die römische Gelehrsamkeit, von der Geistlichkeit in ihrem Sinne umgebildet, Raum behalten hatte; er erkannte, daß das Christenthum in sich die Tendenz zu einer universellen Bildung der Menschheit trage, die aber deshalb auch alle höheren geistigen Elemente, die sich in der Eigenthümlichkeit der verschiedenen Nationen zerstreut finden, in sich aufnehmen könne und müsse. Vor Allem begriff Karl, wie Keiner vor ihm, welche geistigen Schätze in dem deutschen Volksgeiste ruhten und aus demselben zur Bereicherung der Welt an das Tageslicht zu ziehen seien. Aus diesem Grunde wandte er der deutschen Sprache und Poesie seine besondere Theilnahme zu; er selbst versuchte sich an der ersten deutschen Grammatik und war der Erste, der eine Sammlung deutscher Heldenlieder aufschreiben ließ; er hielt die Geistlichkeit an den Deutschen deutsch zu predigen, sie in deutscher Sprache zu unterrichten. Nur so konnte auch die Grundlage für eine deutsche

Volksbildung gewonnen werden; denn nicht weniger als die Bildung des Volks in seiner Gesammtheit schwebte Karl als letztes Ziel bei seinen geistigen Schöpfungen vor.

Die Idee einer allgemeinen Volksbildung, welche erst die neuere Zeit und überdies höchst unvollkommen in das Leben gerufen hat, hat in der That bereits den Geist des großen Kaisers bewegt. Aber die Volksbildung konnte nur von der gelehrten Bildung, obwohl diese, wie sie fast allein unter der Geistlichkeit sich erhalten hatte, längst vorherrschend einen theologischen Charakter trug, ihren Ausgang nehmen. Schon deshalb mußte Karl die kirchliche neulateinische Gelehrsamkeit, der er ohnehin den höchsten Werth beilegte, auf alle Weise hegen und pflegen. Die ersten Gelehrten zog er an seinen Hof, nicht nur aus Italien, sondern auch vornehmlich aus England, wo jene neulateinische Wissenschaft und Literatur, mit dem Christenthum aus Rom verpflanzt und durch frische Nahrung gekräftigt, zu schöner Blüthe gediehen war. Karl selbst war der eifrigste Schüler dieser Männer, die er seiner Geistlichkeit zum leuchtenden Vorbild hinstellte und deren Beispiel in der That Ungemeines wirkte. Denn wenn auch die letzten Absichten des Kaisers nicht erreicht wurden, so blühten doch schnell die Schulen an den bischöflichen Kirchen und in den Klöstern empor; die fränkische Geistlichkeit zeichnete sich bald durch ihre Gelehrsamkeit aus, und selbst die Laien wurden zum Theil von dem neuen geistigen Leben ergriffen. Die theologische Literatur brachte wieder Werke von nachhaltiger Wirkung hervor; die lateinische Dichtkunst wurde fleißig geübt, die deutsche gewann Regel und künstlerische Ausbildung; eine zuverlässige Geschichtsschreibung, die Dichtung und Wahrheit zu scheiden wußte und die großen Dinge in ihrer wirklichen Gestalt erfaßte, entstand damals erst unter den Deutschen. In dem Allen sehen wir fast allein ein Werk der Geistlichkeit, die sich von dem Geiste des Kaisers leiten ließ. Er suchte die Bischöfe und Aebte recht geflissentlich allen weltlichen Sorgen zu entziehen und befahl ihnen zur Ausübung der Gerichtsbarkeit und zur Einziehung der Stiftseinkünfte Weltliche als Vögte und Amtleute einzusetzen, damit sie lediglich ihrem geistlichen und geistigen Berufe mit ungetheilter Kraft leben könnten.

Welche große und erhabene Aufgabe war da der fränkischen Geistlichkeit zugewiesen! Nicht allein daß sie das geistige Element in den höchsten Kreisen des Staatslebens vertrat, mit ihrem Ansehen den Hof

und den Adel beherrſchte, in alle Verhältniſſe des Staates eingriff und alle kirchlichen Ordnungen handhabte; ſie drang bis in die tiefſten Schichten des Volks hinab, um hier Alles mit chriſtlichen Lebenselementen und zugleich mit den Anfängen einer höheren Bildung und Geſittung zu erfüllen. In dem Klerus vereinte ſich die geiſtige Kraft des Reichs, von ihm ging die geiſtige Bewegung deſſelben aus; ihm war es nächſt dem Kaiſer am meiſten zu danken, daß daß neunte Jahrhundert ſich in der Geſchichte der Kunſt und Wiſſenſchaft als eine Zeit lebendigſten Aufſchwungs darſtellt und zugleich als die Zeit, in der ſich das deutſche Weſen zuerſt zu den höchſten Regionen geiſtigen Lebens Bahn brach.

Aber zu einer wie machtvollen und einflußreichen Stellung auch der geiſtliche und weltliche Adel theils durch königliche Gunſt, theils durch Uebergriffe mannigfacher Art bereits gediehen war, die phyſiſche Kraft des Volks bildete noch der Stand der freien Männer; er war noch immer die breite Unterlage des germaniſchen Staatslebens. Nur die ſtarre Kraft und die Einfalt ſtrenger Sitte, wie ſie ſich namentlich in den deutſchen Theilen der fränkiſchen Monarchie erhielten, hatten dieſe vor dem gänzlichen Untergange bewahrt und den Pippiniden die Herſtellung der königlichen Gewalt möglich gemacht. Niemand wußte es beſſer als Karl, daß hier die Wurzeln ſeiner Macht ruhten und daß ſie ſelbſt mit jenen abſterben und dahinſchwinden müſſe. Mit unermüdlicher Sorge wachte er daher darüber, daß der Stand der Freien weder gemindert noch in ſeinen Rechten verkürzt werde. Wenn die Magnaten ſichtlich dahin ſtrebten die kleineren Grundbeſitzer zu verdrängen, den Beſitz derſelben an ſich zu reißen und ſie damit in Abhängigkeit von ſich zu verſetzen, ſo trat dem Karl mit der ganzen Kraft ſeiner Autorität entgegen und unterſagte auf das Gemeſſenſte jeden Zwang, der zu dieſem Ende geübt werden konnte. Vornehmlich bedrohten die königlichen Grafen ſelbſt oft die Freiheit der niederen Leute; meiſt aus den reichſten Grundbeſitzern der Grafſchaft entnommen und von einer ſtarken Vaſallenſchaar umgeben, erlangten ſie durch den Gerichtsbann und Heerbann, mit dem ſie vom König bekleidet waren, ein ſolches Uebergewicht in ihren Amtsbezirken, daß ſie bei herrſchſüchtiger Geſinnung die gemeine Freiheit in derſelben mit Leichtigkeit erdrücken konnten. Auch verſtanden es die Grafen trefflich früher eiferſüchtig bewachte Rechte der Freien in läſtige Pflichten zu verkehren; Mancher gab ſich willig in ihren Dienſt, um nur den un-

aufhörlichen Aufgeboten zu Heer- und Wachtdienſten und dem ſtörenden Beſuch der gehäuften Gerichtstage zu entgehen. Karl trat ſolchen Plackereien der freien Leute mit unnachſichtiger Strenge entgegen und ordnete geſetzlich alle Leiſtungen, welche die Beamten von den freien Männern beanſpruchen durften. Die Aermeren wurden von der Verpflichtung perſönlicher Heeresfolge zum Theil befreit, Mehrere von ihnen konnten zuſammentreten, um gemeinſchaftlich Einen aus ihrer Mitte auszurüſten; überdies wurden beim Ausbruche des Krieges zuerſt nur die dem Schauplatze des Kampfes zunächſt gelegenen Provinzen zur Stellung des vollen Heerbannes verpflichtet. Auch die Zahl der öffentlichen Tagfahrten und Gerichtstage wurde beſchränkt. Nur dreimal im Jahre ſollte fortan das große echte Ding gehalten werden, zu dem alle freien Männer der Grafſchaft erſcheinen mußten und wo außer den wichtigſten Rechtsſachen alle Gegenſtände von allgemeiner Wichtigkeit für die Gemeinde verhandelt wurden. Die ſonſt vom Grafen gebotenen Gerichte waren nur ſeine richterlichen Unterbeamten und die ſieben Schöffen zu beſuchen verpflichtet, die von nun an regelmäßig als Urtheiler die Gemeinde vertraten und in denen ſich die erſten Anfänge eines geſchloſſenen Richterſtandes unter den Deutſchen zeigen. Die Unterbeamten des Grafen, wie die Schöffen wurden von den königlichen Sendboten unter der Mitwirkung des Grafen und der Freien aus der Mitte der Letzteren gewählt: ſie bildeten daher in gewiſſem Sinne eine Klaſſe von ſelbſtſtändigen freien Gemeindebeamten.

Durch die Anſetzung dieſer regelmäßigen Verſammlungen in den Grafſchaften, durch die Uebertragung gewiſſer Befugniſſe an dieſelben — ſogar kaiſerliche Geſetze, die in perſönliche Rechte eingriffen, wurden den Gemeinden zur Genehmigung vorgelegt — hat Karl unfraglich nicht wenig dazu beigetragen, die Gemeindefreiheit in den germaniſchen Theilen ſeines Reichs zu befeſtigen und in den romaniſchen, wo ſie faſt ſchon erſtorben war, wiederzubeleben. Es konnte freilich nicht das ſeine Abſicht ſein, die Elemente eines ſelbſtſtändigen Gemeindelebens ſo zu kräftigen, daß ſie das ſtaatliche Leben überwiegend beherrſcht hätten; aber er gab ihnen doch eine ſolche Wirkſamkeit und ſolchen Umfang, daß eine große Lebendigkeit und Friſche die engeren lokalen Kreiſe des Reichs durchdrang, die dem Ganzen nicht wenig zu Gute kam, und daß ſie vor allen Dingen in den deutſchen Ländern die alte Sitte und die bedrohte Nationalität zu ſchützen vermochten.

Indem Karl den Stand der Freien von manchen drückenden Verpflichtungen befreite, wies er die Thätigkeit desſelben vor Allem auf die Erhaltung und Beſſerung ſeines Beſitzſtandes hin; denn ohne geſicherten Beſitz war es nach deutſchem Begriffe unmöglich die volle perſönliche Freiheit zu wahren. Nur durch Hebung des Wohlſtandes der kleineren Gutsbeſitzer ließ ſich ein kräftiger und tüchtiger Stand der Freien ſchaffen oder erhalten. Daß in dem geſicherten Beſtande der mittleren und kleineren Grundbeſitzer zugleich die nährende und erhaltende Kraft für das Ganze liege, konnte Karl nicht verborgen bleiben, der, wie man behauptet hat, der einzige Fürſt des ganzen Mittelalters war, der tiefere Blicke in die erſt jetzt ſich erſchließenden Geheimniſſe der Staatswirthſchaft that. Große allgemeine Anordnungen für die Hebung des Nationalwohlſtandes konnte Karl allerdings in einer Zeit nicht treffen, wo die innere Staatsverwaltung faſt lediglich in der Handhabung der Rechtspflege beſtand; aber wohl konnte er ſelbſt Anderen ein Vorbild geben, wie man den Ackerbau vortheilhaft betreibe. Und dies Vorbild gab er dem ganzen Reiche: ſeine Meierhöfe waren Muſterwirthſchaften, er ſelbſt der beſte Landwirth; er ſah auf Alles perſönlich, er ließ ſich ſelbſt die Rechnungen vorlegen, von jedem erlegten Wolf auf ſeinen Gütern wurde ihm Bericht erſtattet. Auch nach anderen Seiten zeigte er Mittel und Wege, wie der Nationalreichthum gehoben werden könne. Den Gewerben, die mindeſtens in den deutſchen Ländern nur noch von Hörigen betrieben zu ſein ſcheinen, wandte er ſein Augenmerk zu und lehrte auf ſeinen Gütern, wie ſie nutzbar zu machen ſeien. Den Handel, den bis dahin meiſt noch Italiener und Juden in den deutſchen Gegenden führten, ſicherte er und öffnete ihm neue Straßen. Am Rhein entlang zog ſich ein Handelsweg, der Mittelmeer und Nordſee verband; eine andere Straße führte von der Mündung der Elbe nach der mittleren Donau und verzweigte ſich nach der einen Seite zum ſchwarzen, nach der anderen zum adriatiſchen Meere. Nur langſam und ſpät haben allerdings dieſe Anregungen zu einer ausgedehnten Erwerbsthätigkeit ſich wirkſam gezeigt, für den Augenblick hatten ſie ſo wenig Erfolg, wie jene geſetzlichen Anordnungen des Kaiſers, welche die Fehde und alle Selbſthülfe dem freien Manne unterſagten und ihm im Frieden die Waffen niederzulegen geboten. So mächtig der Arm des Kaiſers war, es hatte ſich noch ein Reſt der alten perſönlichen Freiheit und Ungebundenheit erhalten, den auch er zu beſeitigen außer Stande war.

Alle die verſchiedenen Elemente politiſchen Lebens, die ſich in der chriſtlich-germaniſchen Zeit herausgebildet hatten, ſuchte der Staat Karls des Großen, wie man ſieht, in ſich zu verbinden; ſie ſollten ſich im Vereine ergänzen, ausgleichen, regeln und allmählich durchdringen. Die Geiſtlichkeit und der weltliche Adel waren darauf angewieſen ſich eben ſo ſehr zu unterſtützen, als zu überwachen; die Beamten und die Gemeinden mußten ſich in ihrer gemeinſamen Thätigkeit eben ſo hülfreiche Hand leiſten, wie ſich zugleich beſchränken; die Krone verband das Ganze, aber ſie war nicht minder durch die einzelnen Elemente des Staates, wenn nicht rechtlich, ſo doch thatſächlich beſchränkt und gebunden. Es war ein gewiſſes Gleichgewicht der Gewalten hergeſtellt, das ſich aber doch nur mit großer Kunſt und nicht geringem Kraftaufwande erhalten ließ. Einer ſo gewaltigen Perſönlichkeit, wie Kaiſer Karl war, gelang dies; wohl aber entging ſeinem Scharfblick nicht, wie mächtig noch die Sonderintereſſen der einzelnen Stände waren, wie ſchwer man ſich überhaupt in einen geregelten Gang der Dinge fügte. Mit Unmuth ſah er die Habſucht und den Ehrgeiz der Geiſtlichkeit, die Gewaltthätigkeiten des Adels, den Trotz und Ungehorſam des gemeinen Manns. Es gedieh nicht Alles, wie er es wollte und wünſchte.

Viel fehlte daran, daß Karls ſtaatliche Ordnungen wirklich die ganze Weite ſeiner Herrſchaft durchdrungen hätten: das Ideal, das ſeinem Geiſte vorſchwebte, verwirklichte ſich eigentlich vollſtändig nur in ſeiner nächſten Nähe, an ſeinem Hofe. Nach dem geiſtlich-weltlichen Charakter des Reichs vereinte ſich um die Perſon des Kaiſers eine zahlreiche Hofgeiſtlichkeit mit einem glänzenden Gefolge weltlicher Großen. An der Spitze des geiſtlichen Hofſtaates ſtand der Apocriſiarius oder Erzkapellan, durch deſſen Hand alle kirchlichen Sachen an den Kaiſer gingen und der überdies die Geſchäfte des Referendarius überkommen hatte; daher ſtand damals noch unter ihm mit der kaiſerlichen Kanzlei auch der Erzkanzler, der ſpäter ſelbſt die Stellung des Erzkapellans gewann. Die gewandteſten Geſchäftsleute, die würdigſten Diener des Evangeliums, die erſten Gelehrten der Zeit fand man unter dem Hofklerus, der die Pflanzſchule der Reichsbiſchöfe war und unter deſſen Leitung auch die Hofſchule ſtand, damals die berühmteſte gelehrte Bildungsanſtalt im ganzen Abendlande. Wie die Hofkapelle ſo der Mittelpunkt aller kirchlichen und wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen war, ſo ſah man im Hofgericht die Rechtspflege und Regierungsweisheit auf ihrer Höhe.

Der Kaiſer führte hier entweder in Perſon den Vorſitz oder an ſeiner Stelle der Pfalzgraf, der die Spitze der weltlichen Beamten bildete und durch deſſen Hand alle Rechtsſachen an den Thron gelangten; die Schöffen für das Hofgericht wurden gewählt aus den erfahrenſten Männern am Hofe. Zum unmittelbaren Dienſt bei der Perſon des Königs waren Vaſallen beſtimmt, die als Muſter ritterlicher Zucht und Sitte gelten konnten. Am Hofe Karls begegneten ſich die angeſehenſten und einflußreichſten Männer aus allen Theilen des Reichs; Niemand kam in die Nähe des Kaiſers, der dort nicht einen einflußreichen Landsmann und in ihm einen Fürſprecher gefunden hätte. Der Dienſt in der kaiſerlichen Pfalz war auf das Genaueſte geordnet und geregelt; Jeder hatte in demſelben ſeine Stelle und danach ſeine Geltung, Alles griff in einander ein, um ſich gegenſeitig zu fördern; die Aelteren fanden Hülfe und Unterſtützung bei den Jüngeren, und dieſe bei jenen Lehre und Vorbild. So war der Hof nicht allein eine Bildungsſchule für die Geiſtlichkeit, ſondern nicht minder für den Adel. Die edle Zucht und die höfiſche Sitte, welche ſpäter ein unterſcheidendes Merkmal des Ritterthums waren, ſcheinen vom Hofe Karls ihren Ausgang genommen zu haben.

Wie die Sterne die Sonne, ſo umgaben die Palatine den großen Kaiſer, der ſie alle verdunkelte. Nicht freilich durch Glanz und Prunk der äußeren Erſcheinung feſſelte er die Blicke derer, die ſich ihm nahten, aber es umſpielte ſeine hohe und würdevolle Geſtalt ein blendender Schein gleichſam höheren Lichtes, in dem die Klarheit ſeines großen Geiſtes auszuſtrahlen ſchien. Jene langen weißen Locken, die im Alter ſein Haupt zierten, die großen lebhaften und feurigen Augen, die ſtets heitere und ruhige Stirn, die mächtige Greiſengeſtalt, der es doch nicht an Anmuth fehlte: dies ganze Bild hat ſich tief nicht nur den Zeitgenoſſen eingeprägt, ſondern Geſchichte und Sage haben es für alle Zeiten feſtgehalten, und noch wächſt Niemand zum Jüngling heran, der es nicht in ſich aufnähme. Viele hochſtrebende Herrſcher hat das Jahrtauſend nachdem erzeugt, aber nach Höherem hat keiner gerungen, als Karl zur Seite geſetzt zu werden; damit begnügten ſich die kühnſten Eroberer, damit die weiſeſten Friedensfürſten; das franzöſiſche Ritterthum der ſpäteren Zeit verherrlichte Karl als den erſten Ritter; das deutſche Bürgerthum als den väterlichen Volksfreund und den gerechteſten Richter; die katholiſche Kirche erhob ihn unter ihre Heiligen; die Poeſie aller

Völker in den folgenden Zeiten ſtärkte und kräftigte ſich immer von Neuem an ſeiner gewaltigen Erſcheinung: nie vielleicht iſt reicheres Leben von der Wirkſamkeit eines ſterblichen Menſchen ausgegangen.

Kriegeriſchen Unternehmungen hat Karl in den letzten Lebensjahren weniger obgelegen als in der früheren Zeit; den Waffenruhm überließ er ſeinen Söhnen Karl, Pippin und Ludwig, denen er als Rathgeber tüchtige Befehlshaber zur Seite ſetzte. Im Südoſten und Oſten zeigte ſich, nachdem der griechiſche Kaiſer Nikephoros, der die ſchamloſe Irene entthront hatte, Karl als Bruder anerkannt und mit ihm im Jahre 803 durch Vertrag die Grenzen des morgen- und abendländiſchen Reiches geregelt, nachdem gleichzeitig Pippin die Avaren völlig unterworfen hatte, kaum noch ernſtliche Gefahren. Die avariſche Mark, die Marken von Kärnthen und Friaul gewannen feſte Geſtalt, und die in- und anwohnenden Slawen erkannten die Herrſchaft der Franken an. Im Jahre 806 überzog Karl, der älteſte Sohn des Kaiſers, die Böhmen und Sorben mit Krieg; auch ſie demüthigten ſich, und zur Aufſicht über ſie wurden die fränkiſche Mark auf dem Nordgau und die thüringiſche Mark an der Saale, Gera und Unſtrut errichtet.

Andauernder und gefahrvoller waren die Kriege gegen die Araber im Südweſten des Reichs. Die früheren Eroberungen Karls in Spanien waren wieder verloren gegangen, und im Jahre 793 hatten die Araber ſelbſt die Pyrenäen überſchritten und das fränkiſche Reich angegriffen. Erſt im Jahre 800 gelang es wieder einem fränkiſchen Heere unter Ludwigs Führung tief in Spanien einzudringen, und im folgenden Jahre fiel Barcelona. Der Grund zu der ſpaniſchen Mark wurde gelegt, deren Gebiet ſich dann durch eine Reihe glücklicher Kämpfe allmählich weiter ausdehnte. Zu derſelben Zeit erhoben ſich aber auch die kleinen chriſtlichen Staaten, die ſich bereits in den Nordgebirgen des Landes gebildet hatten, zu mannhafter Gegenwehr gegen die Ungläubigen. Das Königreich Aſturien gewann nun erſt unter dem tapferen König Alfonſo II. ſicheren und feſten Beſtand. Oviedo wurde als Königsſtadt gebaut, und über dem Grabe des heiligen Apoſtels Jakobus, deſſen Gebeine wunderbarer Weiſe gerade damals entdeckt wurden, erhob

ſich Compoſtela. Die Verehrung des heiligen Jago di Compoſtela und der Muth des ritterlichen Alfonſo feuerten dann die ſpaniſchen Chriſten zu weiteren erfolgreichen Unternehmungen an; doch auch zu ihren Siegen hatten Karls Thaten den erſten Anſtoß gegeben, und Alfonſo, der ſich einen Knecht des Kaiſers nannte, ließ die ſchönſten ſeiner Beuteſtücke ihm zu Füßen legen. Zu derſelben Zeit wandten ſich die Basken, Pampelona und ganz Navarra von dem Bund mit den Arabern ab, indem ſie ſich zeitweiſe den Franken unterwarfen, und an den Balearen, an den Küſten von Corſica und Sardinien kämpften bereits fränkiſche Flotten nicht ohne Glück mit arabiſchen Seeräubern.

Unfraglich zeigten ſich die fränkiſchen Waffen der bisher ſo gefürchteten Kriegsmacht der Araber jetzt weit überlegen; aber ſchon griff ein neuer Feind das Reich an, der mit rieſiger Stärke und wildem Ungeſtüm gegen die nordiſchen Marken anſtürmte und in der Hitze des Streits immer friſche und geſteigerte Kräfte zu gewinnen ſchien. Dieſer Feind waren die Dänen. In den früheren Zeiten waren ſie als befreundete ſtammverwandte Brüder der deutſchen Stämme erſchienen; erſt das Chriſtenthum und der enge Verband des fränkiſchen Reichs errichteten zwiſchen den deutſchen und ſcandinaviſchen Stämmen eine ſtarke Scheidewand und verwandelten Stamm- und Blutsfreundſchaft in die erbittertſte Feindſchaft. Unbeſieglicher Freiheitstrotz, kecker Heldenmuth, unerſchöpfliche Naturkraft, wilde Beuteluſt: Alles, was einſt die Germanen dem römiſchen Reiche ſo verderblich gemacht hatte, wandte ſich nun gegen die römiſch-germaniſche Herrſchaft Karls und drohte derſelben um ſo größere Gefahr, da die ſcandinaviſchen Völker des Seekriegs nicht minder kundig waren als des Kampfes zu Lande, während die Franken, ſeit langer Zeit nur auf dem Feſtlande ſtreitend, den Kampf auf dem unſtäten Element der Wogen erſt zu lernen begannen. Mit Hülfe der ſeekundigen Frieſen rüſtete Karl die erſten Flotten aus: wie ſchon im Mittelmeere fränkiſche Seeleute ſtritten, bewachten bald fränkiſche Schiffe die Küſten der Nordſee vor den Angriffen der nordiſchen Seeräuber; aber nie iſt der Seekrieg den Franken vertraut geworden.

Neue Unruhen in Sachſen boten den erſten Anlaß zu dem Kriege mit den Dänen. Als Karl im Jahre 804 die immer widerſpenſtigen überelbiſchen Nordleute in das Innere des fränkiſchen Reichs abführen ließ und ihr Land dem benachbarten Wendenſtamm der Abodriten übergab, da entzogen ſich Viele der Nordleute dem Gebot des Kaiſers und

ſuchten, wie einſt Widukind, bei dem Dänenkönig Gottfried Aufnahme und Unterſtützung. Von ihnen aufgefordert, drang Gottfried mit Heeresmacht in die fränkiſchen Marken ein; ſeine Schiffe beunruhigten gleichzeitig die Küſten der Nordſee. Der Abodritenfürſt, des Kaiſers Bundesgenoſſe, unterlag Gottfrieds Schwerte; die Wilzen ſchüttelten das Joch der Franken ab; bis an die Elbe drangen die Dänen im Jahre 808 vor. Hier aber ſtießen ſie auf ein Heer, das Karl, der älteſte Sohn des Kaiſers, gegen ſie führte. Gottfried zog ſich zurück und befahl einen Wall an der Grenze ſeines Reichs längs der Nordſeite der Eider aufzuwerfen, mit dem der erſte Grund zum Danewirk gelegt ſein ſoll. Der Sohn des Kaiſers folgte alsbald den Dänen über die Elbe und ſtellte die fränkiſche Herrſchaft in der Mark und dem überelbiſchen Lande her, wo er aufs Neue Deutſche anſiedelte. Durch Wälle und feſte Burgen wurde das Land geſchützt; damals iſt die Eſſeveldoburg an der Stör, das jetzige Itzehoe, begründet worden. Gottfried, noch unbeſiegt, rüſtete ſich zu neuen Kämpfen; er vermaß ſich nicht allein ganz Sachſen und Friesland ſeiner Macht zu unterwerfen, ſondern den alten Kaiſer ſelbſt in ſeiner Hofburg zu Aachen zu überfallen und der fränkiſchen Herrſchaft auf immer ein Ende zu machen. Nachdem er die Abodriten unterworfen hatte, erſchien in der That eine Flotte von 200 Dänenſchiffen an der frieſiſchen Küſte. Die Frieſen, mehrfach beſiegt, mußten Tribut zahlen, und ſchon rüſtete Gottfried im Dänenlande ein gewaltiges Heer, um zugleich Sachſen mit großer Uebermacht anzugreifen. Da zog der alte Kaiſer ſelbſt noch einmal in das Feld; aber Gottfried unterlag, ehe er noch auf dem Kampfplatze erſcheinen konnte, ſeinem Schickſale (810). Von ſeinen eigenen Dienſtleuten wurde er erſchlagen. Gottfrieds Bruderſohn, Hemming, machte alsbald mit den Franken einen Frieden, der das überelbiſche Sachſen dem Reiche ſicherte. So gewann Karl Raum die Wilzen wieder zu unterwerfen; die Abodriten kehrten willig in die frühere Abhängigkeit zurück; ein fortlaufender Grenzwall ſicherte das Reich gegen neue Anfälle der nordiſchen Nachbarn.

Rings umſchloſſen das weite Reich jetzt gegen die benachbarten Länder und Völker ſtarkbefeſtigte und wohlvertheidigte Marken, gleichſam wie Dämme, die eine ſorgſam beſtellte Flur vor dem Andringen wilder Gewäſſer bewahren. Zur Vertheidigung der Grenzen waren hier überall fränkiſche Vaſallen angeſiedelt, eine ſtehende Kriegsmannſchaft, immer auf der Wacht gegen den nahen Feind und deshalb auch von

allen Kriegsdienſten in anderen Theilen des Reichs entbunden. Dieſe Vaſallen, Markmannen genannt, bildeten eine Militärkolonie auf erobertem Boden und ſtanden unter eigenen Grafen, die mit ausgedehnten Vollmachten bekleidet wurden und die Karl aus den tapferſten Kriegern unter ſeinem Adel erwählte. Markgrafen wurden ſie genannt, doch hieß im engeren Sinne Markgraf der Herzog, dem in gefahrvollen Zeiten der Oberbefehl über alle Grenzgrafen einer Provinz für die Dauer der Gefahr übertragen wurde. Da nur ſelten an den Grenzen dauernde Waffenruhe eintrat, erlangten dieſe Markherzöge oder Markgrafen allmählich einen ſtändigen Oberbefehl und eine dauernde Gewalt. Nachdem das nationale Herzogthum überwältigt war, bildeten ſich in ihnen an den Grenzen des Reichs neue Gewalten, die ſich zwiſchen den Thron und die Grafen zu ſtellen vermochten.

Als Kaiſer Karl ſein Ende nahen fühlte, erhob er ſeinen jüngſten Sohn Ludwig, dem nach dem frühen Tode Karls und Pippins die ganze Erbſchaft des Vaters zufallen mußte, neben ſich auf den Thron und ſetzte ſelbſt ihm die Kaiſerkrone auf das Haupt. Vier Monate ſpäter betrauerte die Welt den Tod des großen Kaiſers. Am 28. Januar des Jahrs 814 ſtarb Karl in ſeiner Hofburg zu Aachen im 72. Jahre ſeines Alters, im 46. ſeiner Regierung.

11.

Auflöſung des fränkiſchen Kaiſerreichs.

Wie ſich im Frühjahre alle Lebenskeime in der Natur regen, wie Alles ſprießt und treibt und ſich in Blüthenpracht kleidet, dann aber wohl ein Nachtfroſt die Blüthen ſchnell welken macht und die Triebe neuen Lebens, wenn auch nicht ganz ertödtet, doch in der Entwickelung hemmt und ſchwächt: ſo geſchah dem Leben der Völker nach dem Tode des großen Kaiſers. Welches friſche und reiche Leben hatte Karl geweckt, wie ſchienen ſich alle Kräfte der Welt im Bunde zu regen, um ſich gegenſeitig zu ſtärken! Und wie bald löſte ſich dieſer Bund, und in unſeligem Widerſtreit verzehrten ſich die Mächte, welche das Leben der abendländiſchen Völker beherrſchten! Nicht Alles freilich ging unter,

was Karl begründet hatte; die Entwickelung, die er begonnen hatte, ſetzte ſich fort, aber unberechenbar gehemmt wurde ſie, und auf ganz anderen Wegen, als ſie Karls Geiſt vorgeſchwebt hatten, gedieh ſie ſpäter zum Ziele.

Das Kaiſerthum ſollte nach Karls Abſichten, wie es auf das Engſte mit dem fränkiſchen Königthum verbunden war, erblich in ſeinem Hauſe verbleiben und zunächſt an dem Stammlande ſeines Geſchlechts, an Auſtraſien, haften. Seinem älteſten Sohn hatte Karl deshalb früher die kaiſerliche Gewalt zugedacht, um aber zugleich dem altfränkiſchen Geſetz der Erbfolge zu genügen, ſeinen jüngeren Söhnen Theile des Reichs zugewieſen, die ſie mit dem Königsnamen und königlichen Ehren, doch unter der Oberhoheit des Kaiſers beherrſchen ſollten. Aber nach Karls und Pippins Tode fiel Ludwig mit dem Kaiſerthum das ganze Reich des Vaters zu, nur daß Bernhard, Pippins Sohn, mit beſchränkter Gewalt die Regierung Italiens behielt. Ungehemmt hätte Ludwig das Werk ſeines großen Vaters fortſetzen können, wäre er an Gaben und Denkart ihm nur von ferne ähnlich geweſen; aber die Kraft des Karolingiſchen Geſchlechts ſchien bereits erſchöpft.

Ludwig ſtand, als er den Thron beſtieg, in dem kräftigſten Alter — er war 36 Jahr alt —, doch war er kein Mann, ſondern ein träger und trüber Schwächling. Er hatte eine gute Erziehung genoſſen, war in den Waffen wohlgeübt und beſaß manche lobenswerthe Eigenſchaft, aber der Mangel an Energie ließ ſelbſt ſeine Tugenden als Schwächen erſcheinen. Seine früher oft geprieſene Mildthätigkeit führte, ſobald er frei ſchalten konnte, zur heilloſeſten Verſchleuderung des Kronguts; die Vaſallen machte er, indem er ihnen willig Reichslehen als Eigenthum überließ, übermüthig und übermächtig. Die Anhänglichkeit Ludwigs an die Seinen zeigte ſich bald als die kläglichſte Ohnmacht im eigenen Hauſe und wurde zur Quelle ſeiner ſchwerſten Leiden. Seine Gerechtigkeitsliebe glich wohl manche Härten des Vaters aus — ſo gab er den Frieſen und Sachſen ihr altes Erbrecht zurück, was ſie ihm ſpäter nicht vergeſſen haben —, aber indem er Allen genug thun wollte, löſte er die Einigkeit des Reichs und ſprengte die Bande, welche Karl um die Völker geſchmiedet hatte. Man nannte Ludwig den Frommen, doch ſeine Religioſität führte ihn zu einer ſchimpflichen Abhängigkeit von der Geiſtlichkeit; ſie, die er nach der Weiſe ſeines Vaters regieren ſollte, konnte ihn ganz nach ihren Abſichten lenken. Friedfertig und ruheliebend,

wie er war, mied er nicht allein Krieg und Waffenlärm, sondern entfremdete sich auch den Geschäften. Die Zügel der Regierung überließ er unwürdigen Günstlingen und räumte vor Allem dem Klerus einen Einfluß auf den Gang der Dinge ein, wie er ihn niemals zu Lebzeiten des Vaters besessen hatte.

Wir kennen die Vorliebe, welche Karl bis in die letzte Lebenszeit für deutsches Leben und deutsche Art bewahrte; auch hierin war Ludwig sein Gegenbild. In Aquitanien war er aufgewachsen, unter Römern zum Mann geworden, die römische Kirche und römische Priester blieben das wesentlichste Interesse seines Lebens; unverhohlen legte er seine Mißachtung gegen die deutsche Barbarei an den Tag. Den deutschen Ländern wandte er wesentlich keine andere Aufmerksamkeit zu, als daß er die geistlichen Stiftungen bereicherte und vermehrte. Er begründete das Bisthum Hildesheim für das östliche Sachsen, das Bisthum Hamburg für den überelbischen Theil des Landes; das letztere wurde zu einem Erzbisthum erhoben, dem der Papst die Mission für den ganzen Norden übertrug; auch die Gründung der ersten Klöster in Sachsen geschah hauptsächlich durch Ludwigs Einfluß. So segensreich diese Stiftungen in späterer Zeit wirkten, so unheilvoll war des frommen Ludwig Anhänglichkeit an die Geistlichkeit für die Zukunft des Reichs, zumal daraus bald in seinem eigenen Hause der bitterste Hader erwuchs, der unaufhörlich mit Absicht genährt zu ruchlosen Kämpfen führte, in denen der Kaiser von seinen eigenen Söhnen bekriegt und besiegt wurde.

Schon wenige Jahre nach seinem Regierungsantritt dachte der schwächliche Kaiser an die Ordnung der Nachfolge (817). Mit gutem Grunde wollte die Geistlichkeit die Einheit des Kaiserthums erhalten wissen, zugleich aber bei der Besetzung des Throns das Wahlrecht des Volks, das im Frankenreich niemals recht zur Geltung gekommen und in der letzten Zeit fast vergessen war, in Erinnerung bringen. Der Kaiser ging auf ihre Absichten ein und erließ, „auf daß kein Aergerniß in der heiligen Kirche entstände", eine Erbfolgeordnung, die seinem ältesten Sohne Lothar, der sogleich zum Mitkaiser ernannt wurde, fast ungemindert die väterliche Herrschaft sicherte, die beiden jüngeren Söhne Pippin und Ludwig dagegen mit kleineren Herrschaften abfand und überdies das Wahlrecht des Volks in gewissen Grenzen zur Anerkennung brachte. Der fränkische Adel und die unterworfenen deutschen Stämme, dem geistlichen Kaiserthum überdies abhold, waren mit

dieser Verordnung unzufrieden, und Bernhard, des Kaisers Neffe, erhob sich sogar gegen ihn zu offener Empörung. Bernhard wurde überwunden, gefangen und zum Tode verurtheilt; jeder andere Widerstand wurde dann mit leichter Mühe gebrochen. Aber als dem Kaiser aus seiner zweiten Ehe mit der welfischen Judith ein Sohn geboren wurde und er dem Spätling Karl eine schwächliche Vorliebe zuwandte, wurde er selbst der größte Feind seines eigenen Werks; er stieß seine Erbfolgeordnung um und wandte sich der Geistlichkeit zum Trotz den bei den Franken althergebrachten Grundsätzen der Reichstheilung zu (829).

Die Geistlichkeit vergaß alsbald Alles, was sie dem Kaiser dankte, und verbündete sich nun mit Lothar und seinen Brüdern gegen den Vater. Ein langer abscheulicher Hader zwischen dem Vater und seinen Söhnen entspann sich; mehr als ein Mal waffneten sich die Söhne gegen den Vater, und obwohl sich in der Folge der Adel der deutschen Stämme für den Kaiser erhob, unterlag er doch zuletzt seinen Söhnen. Sein ganzes Heer verließ ihn, er gerieth in Gefangenschaft und das Kaiserthum, die höchste Gewalt der Erde, wurde in den Staub getreten und frech mißhandelt (833). Wenn der alternde Kaiser dann auch von seinem reuigen Sohne Ludwig und den deutschen Großen dem Kerker entrissen und wieder auf den Thron erhoben wurde (834), so war der Glanz des Kaiserthums doch geschwunden, die Würde desselben beschimpft, und ohne eine gefürchtete kaiserliche Autorität erhielt das große Reich sich kaum im Zusammenhange. Umsonst bemühten sich Lothar und die Geistlichkeit den tödtlichen Streich, den sie gegen die kaiserliche Gewalt geführt hatten, zu heilen: die klaffende Wunde schloß sich nicht wieder. Durch die übertriebenen Ansprüche Lothars gereizt, ergriff Ludwig der Deutsche nach dem Tode Pippins noch einmal die Waffen gegen seinen Bruder und seinen Vater, aber vor der Entscheidung des Kampfes starb Kaiser Ludwig (840), und der erledigte Thron führte die Brüder zum Kampfe gegen einander.

Für die Einheit des Reichs stritt Lothar, für die Theilung Ludwig und sein Stiefbruder Karl, jetzt mit ihm verbündet. In der fürchterlichen Völkerschlacht, die am Bach der Burgundionen (man nennt das kleine Wasser jetzt die Audrie) unweit Auxerre am 25. Juni 841 geschlagen wurde, ward Lothar vollständig besiegt. Ludwig und Karl erklärten ihren Sieg für ein Gottesgericht, und in der That wurde durch diese Schlacht über das fränkische Kaiserthum entschieden. Zugleich aber

hatte die Macht des fränkiſchen Volks den unheilbarſten Schlag erlitten; die Blüthe des Adels war vernichtet, jene ſo lange von allen Feinden gefürchtete ritterliche Streitmacht der Franken war gebrochen;

Jene Nacht, nur allzu ſchmerzlich,
Jene Nacht, ſo thränenwerth,
Wo die tapfern Franken fielen,
In den Waffen wohlbewährt:

ſo ſingt ein Krieger, der dem nächtlichen Morden entrann. Es war eine unmittelbare Folge der Schlacht, daß die äußeren Feinde überall die Grenzen des Reichs durchbrachen.

Lothar gab ſich durch *eine* Schlacht, obwohl ſein ganzes Heer vertilgt war, nicht beſiegt; zu den verzweifeltſten Mitteln nahm er ſeine Zuflucht, um ſeine Macht zu behaupten. Er rief die Sachſen auf und verſprach ihnen die Herſtellung ihrer alten Freiheit; er führte die Dänen in das Reich. Aber Alles war umſonſt; die Großen, die die ihm treu geblieben waren, verlangten Einſtellung des Kampfes, und er mußte ſich endlich bequemen ſeinen Brüdern die Hand zur Verſöhnung zu reichen. Der Vergleich zu Verdun (Auguſt 843) beendete den erbitterten Bruderkrieg; die Brüder theilten die Erbſchaft des Vaters: Lothar behielt die Kaiſerwürde und mit ihr Auſtraſien, Friesland, den größten Theil von Burgund, die alamanniſchen Theile auf der linken Seite des Rheins und die Provence; Ludwig fielen alle Theile des Reichs auf dem rechten Rheinufer und „wegen ihrer Weinfülle“ die Gaue von Mainz, Worms und Speier auf dem linken zu; Karl dagegen erhielt Neuſtrien, Aquitanien, den nordweſtlichen Theil von Burgund, Septimanien und die ſpaniſche Mark. Obwohl das Reich noch in einem gewiſſen Zuſammenhange blieb und dem Kaiſer auch vor den Königen ein gewiſſer Vorrang eingeräumt wurde, waren ihm doch in keiner Weiſe beſtimmte oberherrliche Rechte zugeſtanden; die Gebiete beſtanden weſentlich in derſelben Trennung von einander, wie einſt bei den Erbtheilungen der Merovinger. Die Idee der kaiſerlichen Theokratie war unterlegen, die herkömmliche Erbfolgeordnung der fränkiſchen Monarchie hatte geſiegt.

Dieſer Sieg wurde für das fränkiſche Reich und alle von den Franken beherrſchten Völker überaus folgenreich. Obwohl nicht die Intereſſen der Völker, ſondern allein die der Herrſcher den Vertrag von

Verdun herbeigeführt hatten, gewann er doch für die Entwickelung und Ausbildung der Nationalität im Abendlande eine ungemeine Wichtigkeit. Indem Ludwigs Reich faſt durchaus aus den germaniſchen Ländern zuſammengeſetzt wurde, Karl dagegen im Weſentlichen diejenigen Theile Galliens erhielt, in denen das romaniſche Weſen ſich bereits durchgeſetzt hatte, ſonderte ſich aus dem großen germaniſch-romaniſchen Kaiſerreiche im Oſtfrankenreiche ein Staat aus, deſſen Einwohner, ob auch nach Stämmen ſich ſcheidend, doch in Sprache, Sitte und Denkart gleichartig waren und ihre Verwandtſchaft mindeſtens in der Sprache ſchon ſelbſt zu begreifen anfingen. Sie nannten dieſe ihnen eigene Sprache im Gegenſatz gegen die römiſche der gelehrten Geiſtlichkeit und die romaniſirte ihrer ſüdlichen und weſtlichen Nachbarn die deutſche, d. h. die volksthümliche, und unterſchieden ſich fortan als Deutſchredende von den Romanen. Das Gefühl ihrer Zuſammengehörigkeit mußte mit Nothwendigkeit wachſen, ſeitdem ſie in einem Reiche zuſammengeſchloſſen und von anderen Völkern durch den Verband dieſes Reichs geſondert waren. In ähnlicher Weiſe entwickelte ſich im Weſtfrankenreiche die fränkiſch-romaniſche Nationalität erſt jetzt feſter und beſtimmter, nachdem die Verbindung mit den rein germaniſchen Völkern gelöſet war. Die Deutſchen, wie die Franzoſen, ſehen deshalb nicht ohne Grund in der Theilung von Verdun die Geburtsſtunde ihrer Nationalität. So traten, als das Reich Karls des Großen ſich auflöſte, die natürlichen Unterſchiede der einzelnen Stämme nicht in ihrer ganzen früheren Schroffheit wieder hervor, ſondern auf einer breiteren gemeinſamen Grundlage bildeten ſich neue Volksthümlichkeiten in einer umfaſſenderen und zugleich bei weitem höheren Weiſe aus.

Manches trug dazu bei, die weitere Sonderung des Oſt- und Weſtfrankenreichs zu beſchleunigen. Die politiſchen Elemente, welche Karl in ſeinem Reiche vereinigt hatte, waren keineswegs über alle Theile deſſelben in gleicher Weiſe verbreitet und hatten nicht überall gleiche Kraft gewonnen. Der Lehnsverband gedieh beſonders auf galliſchem Boden und überwucherte denſelben ſo, daß die Gemeinfreiheit des niederen Mannes bald völlig erſtickt wurde; alle Kreiſe der Bevölkerung, die nicht im Lehnsverbande ſtanden, verfielen der Abhängigkeit von mächtigen Lehnsfürſten. Die großen Vaſallen wurden dadurch ſo ſtark, daß ſie in kürzeſter Friſt die Erblichkeit ihrer Lehen durchſetzten und der König eine unmittelbare Gewalt nur in den Kronbeſitzungen behielt,

während ihm sonst nur die Rechte eines Oberlehnsherrn erhalten blieben. Die königliche Macht in der Weise, wie die Merovinger und die ersten Karolinger sie geübt hatten, verfiel hier mehr und mehr, und nur auf ganz neuer Grundlage ließ sich das Königthum später herstellen. Anders im Ostfrankenreiche. Die Gemeinfreiheit hatte hier zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß sie so leicht hätte beseitigt werden können; das Vasallenthum gedieh hier nur allmählich und meistens nur dadurch, daß königliche Lehnsleute als Beamte dem Volke entgegentraten. Es war deshalb hier noch bei weitem mehr Kraft und Zusammenhalt im Regimente; der König war noch Volkskönig und konnte die Streitmacht der Masse aufbieten. Dadurch war Ludwig der Deutsche fortan Karl dem Kahlen, wie nicht minder Lothar überlegen.

Lothars Reich war allein aus germanischen und romanischen Theilen zusammengesetzt und deshalb ohne allen nationalen Zusammenhang; es war schwach und gebrechlich, obwohl gerade die Hauptländer der Herrschaft und die ersten Städte des Reichs ihm zugefallen waren. Ueberdies theilte Lothar selbst beim Herannahen seines Endes die ihm zugefallene Ländermasse unter seine drei Söhne (855). Der älteste, Ludwig II., den der Vater schon früher zum Kaiser und Mitregenten ernannt hatte, erhielt Italien, das erst jetzt mit der kaiserlichen Gewalt in engere Beziehung trat; von den beiden jüngeren Söhnen erhielt Lothar II. Austrasien, schon damals Lothringen genannt, Friesland und die alamannischen Gegenden auf dem linken Rheinufer, Karl die Provence und den Theil von Burgund, der im Vertrage von Verdun dem Vater zugesprochen war. Die beiden jüngeren Brüder starben ohne Erben, und so schwach war schon die kaiserliche Linie, daß Ludwig II. es nicht hindern konnte, daß seine Oheime Karl und Ludwig über sein Erbe mit bewaffneter Hand herfielen und es sich schließlich theilten. Der Vertrag von Mersen vom Jahre 870 ist dadurch besonders wichtig, daß er, indem er den größten Theil von Lothringen und Friesland Ludwig zuwies, dem die erwähnten alamannischen Länder bereits früher abgetreten waren, endlich alle Völker, unter denen die deutsche Art sich rein erhalten hatte, im Ostfrankenreich vereinigte, während die romanischen Länder, die von den Brüdern Kaiser Ludwigs II. beherrscht waren, an Karl den Kahlen und die Westfranken kamen.

Immer klarer traten auch staatlich die großen Unterschiede der Völker hervor. Alle Bande, durch welche Karl der Große das

Frankenreich umſchloſſen hatte, lockerten ſich, und der kaiſerliche Name, ſchon ein ziemlich bedeutungsloſer Titel der Könige Italiens, ſchien am wenigſten die Macht zu beſitzen das Abendland aufs Neue zu einen.

12.

Papſtthum und Wahlkönigthum.

Als das Kaiſerthum von ſeiner Höhe ſank und es immer deutlicher ſich zeigte, daß die ſchwachen Nachkommen des großen Karl die Idee des Gottesreiches auf Erden nicht zu verwirklichen vermöchten, tauchte zum erſten Male der Gedanke auf, den Nachfolger Petri an die Spitze der abendländiſchen Theokratie zu ſtellen und die getrennten Staaten des Abendlandes in der Abhängigkeit von ihm zu vereinen. Beſaß der Papſt doch bereits eine univerſelle Stellung, die überdies keineswegs mehr ſtrengkirchlicher Natur war, ſondern tauſendfach in die weltlichen Verhältniſſe übergriff! Er ſelbſt hatte in Italien eine weltliche Macht gewonnen, und die ihm untergeordneten Biſchöfe zählten überall zu den erſten Magnaten der Reiche. Nur darauf ſchien es anzukommen, die Geiſtlichkeit ſelbſt mit den engſten Banden an Rom zu feſſeln, jedes Mittelglied zwiſchen ihr und dem Papſt zu entfernen und dieſem ſo eine durchaus monarchiſche Gewalt in der Kirche zu ſichern, um die kaiſerliche und königliche Autorität, die ſich mehr und mehr in die Netze des Lehnſyſtems verfing, gründlich zu erſchüttern und die Staaten Rom dienſtbar zu machen.

Die Idee, das Abendland unter der höchſten Gewalt des römiſchen Pontifex zu vereinen, iſt nicht von Rom ſelbſt ausgegangen, ſondern hat ſich in der weſtfränkiſchen Kirche gebildet; in Weſtfranken entſtand zwiſchen den Jahren 829 und 847 mitten in den Wirren zwiſchen Ludwig und ſeinen Söhnen und den Kämpfen dieſer unter einander jenes arge, betrügeriſche Machwerk, das ſo viel dazu beigetragen hat, die Macht der Päpſte zu einer niemals gekannten Höhe zu erheben und Vorſtellungen von dem Primat Petri zu erwecken, die allen früheren Zeiten fremd waren. Eine Sammlung von älteren Concilienbeſchlüſſen und Schreiben früherer Päpſte, wie deren ähnliche als kirchliche Geſetz-

bücher längſt benutzt wurden, wurde nämlich in Umlauf geſetzt; betrügeriſcher Weiſe war die Sammlung dem Biſchof Iſidorus von Sevilla zugeſchrieben, und etwa hundert untergeſchobene päpſtliche Schreiben, die meiſt der früheren Zeit der chriſtlichen Kirche angehören ſollten, fanden ſich ihr einverleibt. Der Zweck des mehr frechen als frommen Betrugs war kein anderer, als einerſeits den Klerus hoch über jede weltliche Macht zu erheben, andererſeits ihm ſelbſt eine unbeſchränkt monarchiſche Verfaſſung zu geben und die abſolute Gewalt über ihn in die Hände des römiſchen Biſchofs zu legen. Der Papſt wurde deshalb als der allgemeine Biſchof dargeſtellt, die Metropoliten und anderen Biſchöfe nur als ſeine Organe und Stellvertreter, über die ihm allein die richterliche Gewalt zuſtände. Keine allgemeine Synode, hieß es, könne ohne ſeinen Willen berufen werden, alle Beſchlüſſe der Synoden bedürften ſeiner Beſtätigung; ihm ſei die Entſcheidung über alle wichtigen kirchlichen Angelegenheiten vorbehalten, wie in jeder Sache die Berufung an ihn freiſtände; er allein könne Bisthümer errichten, Biſchöfe von einem Sprengel in einen anderen verſetzen; nur in ſeiner Vollmacht hätten die Metropoliten die Biſchöfe ihrer Provinzen zu ordiniren: die wichtigſten Rechte, die bis dahin die Könige und die Metropoliten ausgeübt hatten, nahmen die pſeudoiſidoriſchen Decretalien als unveräußerliches Recht des Papſtthums in Anſpruch.

Der Verfaſſer des Trugwerks wollte die Kirche in eine abſolute Monarchie umwandeln, um Roms Weltherrſchaft anzubahnen. Die Monarchie Karls des Großen ſtand ihm vor Augen, ſelbſt die Sprache der Karolingiſchen Geſetze läßt ſich in den untergeſchobenen Decretalien verfolgen. Die Primaten der abendländiſchen Kirche und die apoſtoliſchen Vicare ſind hier nachgebildet den Sendboten der Karolingiſchen Monarchie, die Biſchöfe werden zu abhängigen Beamten herabgewürdigt, wie es die Grafen der Franken waren. Das Ideal, dem nachgeſtrebt wird, iſt die Theokratie Karls des Großen; nur ſteht nicht mehr der Kaiſer als Gottes Stellvertreter an der Spitze derſelben, ſondern der Biſchof zu Rom.

Ging die Idee dieſer neuen Theokratie nicht von Rom aus, ſo wurde ſie doch bald genug dort aufgefaßt. Schon Papſt Gregor IV. war wieder über die Alpen gekommen, aber diesmal nicht, um dort Schutz zu ſuchen, ſondern um der tiefſten Demüthigung des frommen Kaiſers Ludwig beizuwohnen und ſie nach ſeinen Kräften ſelbſt herbei-

zuführen. Leo IV. waltete in Rom wie ein ſelbſtſtändiger Fürſt und ſtellte ſich in Perſon an die Spitze eines Kriegsheers, das gegen die Araber auszog. Mit der größten Entſchiedenheit ergriff endlich die Idee eines päpſtlichen Kaiſerthums Nicolaus I., einer der kühnſten und klügſten Prieſter, die jemals die Welt geſehen hat. Er war der erſte Papſt, der ſich auf die pſeudoiſidoriſchen Decretalien offen zu berufen wagte und jeden Einſpruch gegen das Werk eines bewußt und ruchlos verübten Betrugs zum Schweigen brachte; er ſprach es vor aller Welt aus, daß die höchſte richterliche Gewalt auf Erden, von der es keine Berufung gäbe, dem Papſte beiwohne, und beeilte ſich dieſe Gewalt der Welt deutlich zu zeigen. Das ſittenloſe Leben des Königs Lothar II., das bei hochgeſtellten fränkiſchen Biſchöfen Beſchönigung gefunden hatte, bot ihm dazu den günſtigſten Anlaß. In einer großen Synode zu Rom ſprach er im Jahre 863 über die Handlungen des Königs das Verdammungsurtheil aus, erklärte die demſelben günſtigen Beſchlüſſe fränkiſcher Synoden für nichtig, entſetzte die beiden Erzbiſchöfe von Köln und Trier ihrer Gewalt und bedrohte alle Biſchöfe, die dieſes Urtheil anfechten würden, mit dem Banne. Mit großer Klugheit zeigte er die Macht des Papſtthums zuerſt zum Schutze der Tugend und guten Sitte.

Und nicht allein alle Kräfte der abendländiſchen Kirche ſuchte Nicolaus zu dem koloſſalen Bau, der ſeinem Geiſte vorſchwebte, zu verwenden; auch die morgenländiſche Kirche hoffte er von Neuem Roms Macht zu unterwerfen. Dem Kaiſer von Byzanz trat er mit derſelben Entſchiedenheit entgegen, wie dem Karolinger; als höchſter Richter wollte er in die Verhältniſſe der orientaliſchen Kirche eingreifen, wie er die Kirche des Occidents ſich unterwürfig gemacht hatte. Den Patriarchen Photius von Conſtantinopel erkannte er deshalb nicht an, weil er vom Kaiſer ohne den Willen Roms eingeſetzt war. Eine ſelbſtſtändige Stellung des Morgenlands gegen Rom glaubte er nimmermehr dulden zu können. Eben damals bekämpften ſich die lateiniſchen und griechiſchen Miſſionen in den Ländern an der unteren Donau mit nicht geringer Heftigkeit. Es war ein großer Triumph für die morgenländiſche Kirche, daß ſie den mächtigen Bulgarenkönig Bogoris für ſich gewann. Aber Nicolaus war nicht gewillt dieſen Triumph ihr zu gönnen; er ſandte lateiniſche Lehrer zu den Bulgaren und zog in der That Bogoris auf Roms Seite hinüber.

Mit aller Welt im Streit, nicht als Sieger, aber doch unbeſiegt ſtarb Nicolaus im Jahre 867. Seine Nachfolger wandelten in den Wegen, die er gebahnt hatte, wenn auch nicht immer mit gleicher Umſicht und gleichem Glücke. Die Vereinigung mit der orientaliſchen Kirche mißlang, ja der Bruch wurde ſchwerer und unheilbarer als je zuvor. Der griechiſche Einfluß in der Bulgarei ſtellte ſich her, und für alle Zeiten wurden die Länder an der unteren Donau der orthodoxen Kirche des Orients gewonnen. Aber im Abendlande waren die Ideen Pſeudoiſidors, wie ſie Nicolaus aufgefaßt und ausgebildet hatte, nicht mit ihm erſtorben, und bald gab die geſchickt ergriffene Gunſt der Umſtände die Verfügung über das Kaiſerthum ſelbſt unmittelbar einem Papſte in die Hand.

Kaiſer Ludwig II. ſtarb im Jahre 875 ohne Erben. Sofort erhob ſich zwiſchen ſeinen Oheimen Ludwig und Karl der alte Streit; ſie haderten diesmal um Italien und das Kaiſerthum, und beeilten ſich beide die Alpen zu überſteigen. Karl, obwohl in jeder Beziehung der Minderberechtigte, war zuerſt auf dem Platze; er erſchien in Rom, machte ſeinen Bund mit Papſt Johann VIII. und empfing aus ſeiner Hand die Kaiſerkrone, aber nicht als ein Erbſtück ſeines Hauſes, ſondern als ein Geſchenk des römiſchen Biſchofs. So wurde das Erbkaiſerthum der Karolinger zu Grabe getragen; dem Papſt war es gelungen die Verfügung über den kaiſerlichen Thron an ſich zu ziehen. Und der Untergang des Erbkaiſerthums mußte zugleich auch das Erbkönigthum, wie es von jeher bei den Merovingern und Karolingern beſtanden hatte, mit den größten Gefahren bedrohen.

Wir wiſſen, wie ſchon zu den Zeiten Ludwigs des Frommen der Klerus für das Wahlkönigthum ſich ausgeſprochen hatte. Auch Rom war ihm jetzt geneigt, und die Vaſallen ſchienen alle ihre Intereſſen nach dieſer Seite zu treiben. Wenigſtens zögerten die Großen Italiens und Frankreichs keinen Augenblick ſich für das Wahlkönigthum zu erklären. Die Großen Italiens wählten Karl zu ihrem Könige, und ſie thaten es nur, wie ſie erklärten, weil er vom Papſte zum Kaiſer gekrönt ſei. Als Karl in ſein weſtfränkiſches Reich zurückkehrte, mußte er ſich durch einen Wahlact ſeiner Vaſallen die Krone noch einmal ertheilen laſſen, die er längſt nach Erbrecht beſaß. Wie die Päpſte gegen die Macht der Metropoliten an den Biſchöfen Halt und Stütze gefunden hatten, ſo fanden ſie jetzt an den Vaſallen die kräftigſte Unter-

ſtützung gegen das alte, vordem in eigener Kraft wurzelnde Königthum, welches ſich nur in Oſtfranken erhielt. Jene umfaſſenden und kühnen Pläne, welche Nicolaus I. und ihm verwandte Geiſter bei dem Fall des Kaiſerthums entworfen hatten, waren der Durchführung nahe: das Papſtthum ſchien auf dem beſten Wege ſich zum Kaiſerthron aufzuſchwingen.

Wenn allein das Spiel der Intrigue und ſchlauer Berechnung, welches die Geiſtlichkeit jener Zeit fürwahr meiſterhaft verſtand, über das Schickſal der Staaten und Völker entſchiede, würde das Papſtthum ohne Zweifel in kürzeſter Friſt den vollſtändigſten Sieg davongetragen haben. Aber ſchon deshalb konnte ihm dies nicht gelingen, weil bei der Schwächung der Reiche überall im Innern die wildeſte Anarchie herrſchte und zugleich furchtbare Feinde die Marken der abendländiſchen Reiche durchbrochen hatten. Eine Zeit der größten Schrecken war eingetreten; nur mit dem ſtets gezückten Schwerte ließ ſich die Ordnung herſtellen, die Exiſtenz von Staat und Kirche, wie das Leben des Einzelnen ſichern. Das römiſche Papſtthum, dem doch hauptſächlich nur geiſtige Kräfte zu Gebote ſtanden, konnte ſich nicht von Kampf in Kampf ſtürzen, nicht dem Eiſen mit dem Eiſen begegnen und wurde nur zu bald inne, daß es die Herrſchaft über das Abendland doch noch dem germaniſchen Kriegsmuth räumen müſſe.

Aber auch der alte Waffenruhm der Franken ſchien erſtorben; von allen Seiten von Feinden bedrängt und umringt, leiſteten ſie trotz einzelner Siege kaum noch erfolgreichen Widerſtand, und die eroberte Herrſchaft ſchwand ſichtlich dahin. Vom Süden erhob ſich ein neuer Eroberungsſturm der Araber, der Italien und Rom mit demſelben Schickſal bedrohte, das mehr als hundert Jahre vorher Spanien betroffen hatte. Und doch ſtritt man nicht mehr gegen die vereinte Macht des Chalifen, ſondern nur gegen die Streitkräfte eines aufſtändigen Statthalters, der um das Jahr 810 ſich an der nordafrikaniſchen Küſte eine ſelbſtſtändige Herrſchaft begründet hatte. Ein verrätheriſcher Beamter des griechiſchen Kaiſers führte dann im Jahre 827 die Araber von Afrika nach Sicilien hinüber; nach und nach eroberten ſie alle Städte der Inſel und befeſtigten ſich durch fanatiſche Grauſamkeit in dem Beſitz; zugleich verheerten von ihnen ausgeſandte Seeräuberſchiffe die Küſten Italiens, und drangen arabiſche Heere tief in das Innere der Halbinſel ein. Tarent und Bari fielen in die Hände der Un-

gläubigen und wurden der Ausgangspunkt furchtbarer Beutezüge. Die langobardiſchen Fürſten Unter-Italiens — von dem Herzogthum Benevent hatten ſich Capua und Salerno mit Amalfi als beſondere Herrſchaften geſondert — wurden gezwungen ſich der arabiſchen Macht zu beugen. Bald wurde ſogar der Papſt ſelbſt bedroht. Im Jahre 846 liefen die Araber auf einer Flotte in der Tiber ein, ſchwärmten bis vor die Thore Roms und plünderten St. Peter. Papſt Leo IV. ſtellte die Mauern der Stadt her, in deren Bereich er jetzt auch das Gebiet der Peterskirche zog, ſammelte eine Flotte und ſchlug vornehmlich mit dem Beiſtande der Bürger von Neapel und Gaeta die Schiffsmacht der Ungläubigen bei Oſtia. Dieſer Sieg rettete Rom; aber die Küſten Italiens wurden deshalb nicht minder hart heimgeſucht, und Corſica und Sardinien mußten ſich ſogar dem Feinde ergeben.

Auf dem Meere war den Arabern von den Königen nicht zu wehren, da die fränkiſchen Reiche ſämmtlich ohne eine Seemacht waren; es rächte ſich bitter, daß man nach Karls des Großen Tode die Flotte, die er zu begründen anfing, ſogleich aufgegeben hatte. Auf dem Lande griff dagegen wohl Kaiſer Ludwig II. noch mehrmals die Araber an und beſiegte ſie auch in einzelnen glücklichen Kämpfen; aber dauernde Erfolge ließen ſich ſchon deshalb nicht gewinnen, weil es unmöglich ſchien in eine feſte Verbindung mit dem griechiſchen Reiche zu treten, das vielmehr die Schwäche des fränkiſchen Reichs zu neuen Erwerbungen in Italien benutzte. Im Jahre 874 erkannten die langobardiſchen Fürſten wieder die Hoheit des griechiſchen Reichs an; in ganz Apulien befeſtigte ſich von Neuem die Herrſchaft des Kaiſers von Conſtantinopel, während ſich in Calabrien die Araber feſtſetzten und von hier und von Sicilien aus immer aufs Neue die italieniſchen Küſten verheerten.

Als Papſt Johann VIII. Karl dem Kahlen die kaiſerliche Krone ertheilte, erwartete er von ihm ſchleunige und durchgreifende Hülfe für Italiens Bedrängniß; aber er hoffte umſonſt. Karl hatte nach anderen Seiten mehr als zu viel zu thun, da er nicht nur ſich mit ſeinem Bruder Ludwig dem Deutſchen wegen der Kaiſerkrone ſofort in einen neuen Krieg verwickelte, ſondern auch in ſeinem eigenen Reiche von dem furchtbarſten Feinde der Zeit, von den Normannen, unaufhörlich bedrängt wurde.

Es war, als ob jetzt mit einem Male die ganze Völkermaſſe des ſcandinaviſchen Nordens aufſtünde, um ſich gegen das Frankenreich in

den Kampf zu ſtürzen. Gerade damals erhoben ſich zuerſt in Norwegen und Dänemark, bisher in kleinere Reiche geſpalten, umfänglichere Herrſchaften, die tiefer in die Freiheit der Gemeinden eingriffen. Unbeugſame Geiſter, die ſich der Uebermacht eines Einzelnen nicht fügen wollten, verließen zu Hauf die Heimath und ſuchten ihr Glück in der Ferne. Waffenbrüderſchaften und Kriegsgefolge ſammelten ſich zu den verſchiedenartigſten Unternehmungen; je kühner und gefahrvoller der Streit, um ſo mehr reizte er die Phantaſie, um ſo höher ſteigerte er den Muth dieſer wilden Nordlandsſöhne. Und zugleich ſtürmten auch die nordiſchen Könige in den Kampf, um durch den Glanz ihrer Siege den Ruhm ihrer Herrſchaft zu ſichern. Vor Allem war das fränkiſche Reich der Schauplatz der normanniſchen Heldenthaten. Hierhin lockte die Ausſicht auf reiche Beute, hierhin die aus früheren Kriegen ererbte Feindſchaft, hierhin endlich der Schutz des alten Götterglaubens, den fränkiſche Geiſtliche, wie der wackere Erzbiſchof Ansgar von Hamburg, als Miſſionare mit Eifer bekämpften und zurückdrängten. Das fränkiſche Reich mit ſeiner ganzen Reitermacht und allen ſeinen Vaſallenheeren konnte doch ohne den Schutz einer Kriegsflotte den Angriffen dieſer Feinde nicht dauernd begegnen. Durch die Lage ihrer Länder auf die See hingewieſen, von Jugend auf mit den Gefahren des ſtürmenden Meeres vertraut und ihnen trotzend, bedeckten die Normannen mit jedem Frühjahr die weite Fläche des Meeres mit ihren leichten Schiffen. Ueberall ſtürmten die Meeresrappen, wie ſie ihre Schiffe nannten, an die Küſten heran; wo ſich ein ſicherer Landungsplatz zeigte, wo ein Fluß in das Meer mündete, da legten die beherzten Schiffer an, zückten ihr Schwert und beuteten weit in der Runde. An der frieſiſchen Küſte ſetzten die Normannen zuerſt ſich feſt, aber bald waren alle Meere, die Gallien beſpülen, von ihren Flotten erfüllt: rings ſah man das weſtfränkiſche Reich von ihnen umzingelt, und tief in das Innere drangen bald einzelne Heereshaufen, bald größere Schaaren, die ſich zu gemeinſamen Waffenthaten verbanden. Schon Karl der Kahle fühlte ſich den Normannen nicht mehr gewachſen und erkaufte im Jahre 866 ihren Abzug mit 4000 Pfund Silber und dem ſchimpflichſten Frieden, ohne dadurch die baldige Rückkehr zu hindern.

Wie konnte da der Papſt und Italien von dieſem Kaiſer wirkſamen Schutz erwarten? Selbſt als Ludwig der Deutſche im Jahre 876 ſtarb und das oſtfränkiſche Reich nach altem Erbrecht unter ſeine

drei Söhne vertheilt und zerſplittert wurde, als Karl dann nach Italien noch einmal zurückkehrte, zeigte doch Alles nur ſeine völlige Ohnmacht. Bald raffte auch ihn ein unerwarteter Tod hin (877), und ſein Sohn Ludwig der Stammler wurde von den neuſtriſchen Großen erſt dann als König anerkannt, als er öffentlich bekannt hatte, daß er der Volkswahl ſeine Krone verdanke. Wenig länger als ein Jahr herrſchte Ludwig, früh ſiechte er hin; ſeine beiden unmündigen Söhne Karlmann und Ludwig wurden nach ihm auf den Thron erhoben und das Reich zwiſchen ihnen getheilt. Aber wie alle geiſtige und körperliche Kraft der Karolingiſchen Linie in Weſtfranken entſchwunden zu ſein ſchien, ſtarben auch ſie nach wenigen Jahren kurz nach einander, und nur noch ein nachgeborener Sohn Ludwigs des Stammlers, der fünfjährige Karl, war im Jahr 884 von der Nachkommenſchaft Karls des Kahlen übrig. Das weſtfränkiſche Kaiſerthum hatte bereits früher ein klägliches Ende genommen; ſchon nach Karls des Kahlen Tode konnte es ſich nicht fortſetzen; dieſe Könige waren als Werkzeuge ſelbſt dem Papſte zu ſchwächlich.

Johann VIII. ging nach dem Tode Karls des Kahlen mit dem Gedanken um, einen fränkiſchen Dienſtmann, den er an Kindes Statt annahm und ſich dadurch ganz zu eigen machte, auf den kaiſerlichen Thron zu erheben. Es war der Graf Boſo, der mit Hülfe der Geiſtlichkeit in der That die Provence und Südburgund von dem weſtfränkiſchen Reiche abriß und ſich zum König eines beſonderen burgundiſchen Reiches wählen ließ, das nach ſeiner Hauptſtadt Arles auch das arelatiſche genannt wurde. Aber die kaiſerliche Krone und das Königreich Italien blieb Boſo doch verſagt, trotz aller Anſtrengungen des Papſtes, deſſen Macht ſchon unverkennbar im Sinken war. Noch einmal erhob ſich dagegen das oſtfränkiſche Reich, obwohl es durch die Theilung nach Ludwigs des Deutſchen Tode am meiſten geſchwächt zu ſein ſchien. Karlmann, der älteſte Sohn Ludwigs, der Baiern mit den ſüdöſtlichen Marken erhalten hatte, ſetzte ſich durch Eroberung in den Beſitz Italiens, und dieſer Beſitz fiel nach dem frühen Tode Karlmanns und ſeines Bruders Ludwigs des Sachſen mit der ganzen Erbſchaft des Vaters dem jüngſten Bruder Karl dem Dicken zu, der, zuerſt auf Alamannien beſchränkt, ſo das ganze oſtfränkiſche Reich wieder vereinte. Das Schickſal hatte ihm noch Größeres zu ſeinem Verderben beſchieden. Die furchtbare Noth wies darauf hin, alle Kräfte des Reichs abermals

einer Hand zu übergeben; ſelbſt der Papſt vergaß ſeine Abneigung gegen die ältere Karolingiſche Linie und krönte Karl zum Kaiſer; die Großen des weſtfränkiſchen Reichs übergingen den letzten Sohn Ludwigs des Stammlers und erhoben den König der Oſtfranken auch auf ihren Thron. So wurde die Monarchie Karls des Großen mit Ausnahme des arelatiſchen Reichs wiederum vereinigt, aber darum nicht hergeſtellt (884).

Man hoffte von der Einheit des Reichs vor Allem die Abwehr der äußeren Feinde. Denn auch das öſtliche Reich, das ſich bisher noch am beſten geſchützt hatte, ſchwebte ſchon in großer Gefahr. Die ſlawiſchen Stämme an den Oſtgrenzen hatten ſich faſt ſämmtlich gegen die fränkiſche Herrſchaft erhoben. Raſtiſlaw, der Fürſt der Mährer, obwohl ſelbſt durch die Franken eingeſetzt, gründete eine ſelbſtſtändige Herrſchaft und in derſelben feſte ſtaatliche und kirchliche Ordnungen. Die griechiſchen Mönche Methodius und Conſtantinus waren die erſten Apoſtel und Lehrer unter den Südſlawen, die große Erfolge gewannen; im Einverſtändniſſe mit dem Papſte und zum großen Verdruſſe des Salzburger Erzbiſchofs wurde bald ein eigenes ſlawiſches Erzbisthum für Mähren errichtet. Zwanzig Jahre leiſtete Raſtiſlaw den Waffen der Deutſchen Widerſtand und erlag endlich nur der Liſt ſeines Neffen Swatopluk oder Zwentibold, wie ihn die Deutſchen nannten. Swatopluk übernahm ſelbſt die Herrſchaft über die Mährer, ſcheinbar ein Dienſtmann der Franken, in Wahrheit aber ihr bitterſter Feind. Zu derſelben Zeit verweigerten die Sorben und Böhmen dem Reiche nicht nur den Gehorſam, ſondern durchzogen verheerend die thüringiſchen Lande; auch die Wilzen und Abodriten überſchritten die Elbe. Noch furchtbarere Feinde waren die Dänen und Normannen. In einer großen Schlacht an der Elbe hatten die Dänen die ganze ſächſiſche Kriegsmacht vernichtet und dann alle Befeſtigungen in der Mark zerſtört. Die Normannen landeten ungehindert an den Küſten der Nordſee und durchzogen plündernd die Rheingegenden; die Mauern der Städte wurden von ihnen niedergeriſſen, die Kirchen und Paläſte eingeäſchert, ſelbſt die Pfalz Karls des Großen in Aachen wurde zum Theil ein Raub der Flammen. Am ſchlimmſten aber wurde von den Normannen noch immer das weſtliche Reich heimgeſucht, das in ſeiner ganzen Weite wie eine ſichere Beute vor ihnen lag.

So viele Gefahren auf einmal zu beſchwören, dazu hätte Karls

des Großen Umſicht und Tapferkeit gehört, und dieſer Karl, der jetzt die volle kaiſerliche Gewalt ſcheinbar wieder in Händen hatte, beſaß wenig Muth und noch weniger Verſtand. Er vermehrte das Unglück des Reichs ſtatt es zu heben. Als er mehrere Jahre nach einander durch unermeßliche Geldſummen von den Normannen den Frieden erkaufte, den ſie doch nicht lange bewahrten, als die Anarchie im Innern zugleich mehr und mehr wuchs, entſank die Macht des großen Reichs ſeinen kraftloſen Händen. Arnulf, ein unehelicher Sohn Karlmanns, der mit der herzoglichen Gewalt in den ſüdöſtlichen Marken bekleidet war, erhob die Fahne der Empörung; die Großen des oſtfränkiſchen Reichs fielen ſofort ihm zu, und Karl mußte auf dem Tage zu Tribur im Jahre 887 der Krone entſagen. Willenlos folgte er dem Gebot der empörten Großen und fand bald darauf ein ruhmloſes Ende. Durch Wahl wurde Arnulf zum König der Oſtfranken erhoben, aber die Wahl geſchah nicht unter dem Einfluß des Klerus, ſondern ging vielmehr von den weltlichen Großen aus. Das Karolingiſche Erbkönigthum war nun auch in den deutſchen Ländern beſeitigt; die geiſtliche und weltliche Ariſtokratie im Bunde hatten es in allen fränkiſchen Reichen geſtürzt, als es ſich völlig unfähig erwies länger die Macht zu behaupten.

Arnulf meinte auf das ganze Reich Karls des Großen Anſpruch erheben zu können, aber keineswegs fand er überall die Anerkennung, die er gehofft hatte. Ueberall erſtanden vielmehr Wahlkönige, überall durch die Geiſtlichkeit im Bunde mit den weltlichen Großen erhoben. „Im Frühjahr 888," ſagen die Annalen von Fulda, „gediehen in Europa die kleinen Könige." Im Weſtfrankenreich erhob man auf den Thron den Grafen Odo, deſſen Vater als ein niederer Kriegsmann über den Rhein gekommen war und durch glänzende Kriegsthaten ſein Haus ſchnell erhoben hatte. Odo, obwohl er ſich durch die muthige Vertheidigung von Paris gegen die Normannen bereits einen ruhmvollen Namen gewonnen, brachte es jedoch nicht zu allgemeiner Anerkennung im Weſtfrankenreiche; ein großer Theil der Großen wandte ſich vielmehr dem letzten echten Sproß des Karolingiſchen Geſchlechts wieder zu, dem Knaben Karl, den man den Einfältigen hieß. In dem burgundiſchen Lande zwiſchen dem Jura und den penniniſchen Alpen, das die Aar durchſtrömt, erhob man den Grafen Rudolf, ebenfalls aus einem deutſchen, dem welfiſchen Geſchlecht, zum König eines neuen Reichs, welches man

zum Unterſchiede vom arelatiſchen das hochburgundiſche nannte. In Italien ſtritten um die Herrſchaft zwei langobardiſche Herzöge, Berengar von Friaul und Wido von Spoleto. Wido gewann endlich den Sieg und durch denſelben für ſich und ſeinen Sohn Lambert die Kaiſerkrone, der aber weder ſie noch der Papſt einen glänzenden Schimmer zu verleihen vermochten. Um ſich gegen ihre Nebenbuhler und Widerſacher zu ſtärken, erkannten dann wohl Odo, Rudolf und Berengar für den Augenblick Arnulfs Oberherrſchaft an, aber viel fehlte daran, daß er ſich dadurch zu einer wahrhaft kaiſerlichen Stellung erhoben hätte.

Arnulf zeigte, daß er ein Mann war. Im Jahre 891 ſchlug er an der Dyle die Normannen völlig auf das Haupt und wandte ſich dann gegen Swatopluk, der ſich inzwiſchen offen gegen die Deutſchen erhoben und ſein Reich über Böhmen und die meiſten bisher den Franken unterworfenen Theile Pannoniens ausgebreitet hatte. Arnulf drang wiederholt verheerend in Mähren ein, mußte aber den Kampf aufgeben, weil ihn Papſt Formoſus gegen Wido nach Italien rief. Nur bis Piacenza gelangte er auf dieſem Zuge; die gehoffte Kaiſerkrone entging ihm. Als aber Swatopluk im Jahre 894 ſtarb und die Kraft des mähriſchen Reichs durch die Theilung unter die Söhne des Verſtorbenen gebrochen wurde, da richtete Arnulf alsbald abermals ſeine Heeresmacht gegen Italien. Widos und Lamberts Macht wurde jetzt gebeugt, Arnulf eroberte Rom und empfing die Kaiſerkrone im Jahre 896, mehr den verdienten Preis ſeiner Mühen, als ein Geſchenk des Papſtes.

Aber zu einer wahrhaft kaiſerlichen Gewalt gelangte Arnulf auch jetzt nicht. Odo und Karl der Einfältige theilten ſich in das Weſtfrankenreich, das nach und nach durch Odos tapfere Thaten mehr Ruhe gewann. Wido war während des Kriegs mit Arnulf geſtorben; ſein Sohn Lambert ſchloß mit Berengar einen Vertrag, in dem die Herrſchaft auch über Italien getheilt wurde. Als bald darauf Odo und Lambert ſtarben, erkannte das ganze Weſtfrankenreich Karl den Einfältigen als König an, und Berengar gewann allein das italiſche Reich. So herrſchte Arnulf mit unbeſtrittener Gewalt nur in den deutſchen Ländern, von denen er Lothringen überdies abſonderte, um es ſeinem unehelichen Sohne Zwentibold als ein Unterkönigreich zu verleihen. Und auch in den deutſchen Ländern war ſeine Herrſchaft nicht völlig geſichert; nur mit Mühe erhielt er die übermüthige Ariſtokratie, die ihn

erhoben hatte, im Gehorſam, und von allen Seiten war das Reich von Feinden umringt. Die Marken waren bedroht oder ſchon dem Reiche entriſſen. Am 8. December 899 ſtarb Kaiſer Arnulf, und bald erkannten die deutſchen Stämme, wie viel ſie an dem kräftigen Fürſten verloren hatten.

Die Herſtellung des Kaiſerthums in alter Weiſe hatte ſich auch diesmal als unmöglich gezeigt; doch die hochfahrenden Pläne der Päpſte waren nicht minder geſcheitert, und das Papſtthum ſelbſt war von der jähen Höhe, die es haſtig erklommen hatte, in den tiefſten Abgrund verſunken. Ein Menſchenalter nach Nicolaus I. ſaßen die traurigſten Schattenbilder päpſtlicher Macht auf dem Stuhle Petri, die willenloſen Kreaturen des ſittenloſen römiſchen Adels. Freilich waren die Ideen des Pſeudoiſidor deshalb nicht untergegangen, die Erfolge eines Nicolaus in Rom nicht vergeſſen. Gregor VII. hat nach zwei Jahrhunderten nichts Anderes gethan, als das damals aufgegebene Werk mit kühnem Muth aufs Neue in Angriff zu nehmen.

Mit dem Karolingiſchen Kaiſerthum war auch das Erbkönigthum gebrochen, und die Nationen, die ſich nach dem Verfall des Kaiſerreichs geſondert hatten, ſchienen wieder für den Augenblick ſelbſt Herren ihrer Zukunft zu ſein. Ueberall waren Wahlkönige an die Spitzen der Staaten geſtellt, aber überall waren ſie doch nur von der geiſtlichen und weltlichen Ariſtokratie erhoben, die ſich das Recht beinaß nach eigener Willkür den Lehnsherrn zu wählen und allein die Intereſſen der Völker zu vertreten. Aber wie dieſe Ariſtokratie in ſich ſelbſt geſpalten war und in ſtätem Kampfe gegen die anderen Elemente des ſtaatlichen Lebens ſtand, führte ihr Sieg in allen Staaten des Abendlands nur zur wildeſten Anarchie. Und zugleich brachen die erbittertſten Feinde des Chriſtenthums von Neuem über die Reiche des Abendlands herein; zu den alten Gegnern, deren man ſchon nicht mehr Herr werden konnte, geſellten ſich immer neue und ſchlimmere Feinde.

Der Zuſtand Europas gemahnte an jene Zeiten, da die erſten germaniſchen Reiche der inneren Auflöſung mit eilenden Schritten entgegengingen und alsbald dem Schwerte ihrer Feinde erlagen. Aber zu feſt waren von Karl dem Großen die kirchlichen und ſtaatlichen Ordnungen begründet worden, zu weit war auf dieſen Grundlagen bereits das nationale Leben gediehen, als daß abermals ganze Völkerſtämme und Staaten hätten vertilgt werden können. Tiefes Dunkel brach

noch einmal über das Abendland ein, und vergebens ſuchte der Blick der verzweifelnden Völker leuchtende Sterne am Himmel; aber jene lange entſetzliche Nacht, die der Zerſtörung der alten Kulturwelt folgte, konnte nicht wiederkehren.

Ein Zeitraum von etwa tauſend Jahren und mit ihm die Geſchichte zahlreicher germaniſcher Stämme und großer von ihnen geſtifteter Reiche iſt vor unſeren Blicken in raſchem Wandel vorübergegangen. Von jenen Urzeiten an, wo die Germanen ohne einen umfaſſenderen ſtaatlichen Verband, als den der Gaugemeinde, in zahllos zerſplitterten Völkerſchaften den Römern widerſtanden, bis zu den Tagen Karls des Großen, als ſich die ganze römiſch-germaniſche Welt in einem großen Reiche zuſammenfaßte und ein fränkiſcher König das römiſche Kaiſerthum im Abendlande herſtellte, welche reiche, welche gewaltige Entwickelung! Wie waren während derſelben Glaube, Sitte und Sprache der Deutſchen umgewandelt, wie der Geſichtskreis und die Begriffe erweitert worden, wie hatte man aus den einfachſten Zuſtänden ſich zu den großartigſten politiſchen und kirchlichen Verhältniſſen erhoben!

Die Germanen waren im Laufe der Zeit gleichſam in eine andere Welt verſetzt worden, aber ſie hatten darum doch ihre Eigenheit nie völlig aufgegeben, nie ihre urſprünglichen Zuſtände vergeſſen und ihre beſondere Weiſe verleugnet. Sobald ſie ſich dahin nur neigten, wurden ſie aus Siegern bald zu Beſiegten, und manche der edelſten und kräftigſten Stämme verſchwanden ſo früh aus der Geſchichte. Auch der fränkiſche Stamm, der zuletzt die Weltherrſchaft gewonnen hatte, verlor ſeine Macht, als die Könige und der Adel ſich dem römiſchen Weſen mit Vorliebe zuwandten.

Aber auch mit der Macht dieſes Stammes war die germaniſche Kraft nicht erſchöpft. In den Ländern jenſeits des Rheins und der Alpen lebten noch Völker, die, obwohl auch ſie von der tauſendjährigen Entwickelung tief und vielfach berührt wurden, wenig bisher auf den großen Schauplatz der Dinge getreten waren und ihre urſprüngliche Natur bewahrt hatten. Noch bewohnten ſie ein weites Waldland, wie in den Urzeiten; noch hauſten ſie meiſt auf ihren Feldfluren und in ihren eige-

nen Höfen; noch war die alte Gemeindefreiheit bei ihnen nicht erſtorben; noch immer fand man in ihnen ein unbeugſames Geſchlecht, voll wilden Trotzes, dem Kriegsleben und dem Waffendienſte ergeben. Es trennten dieſe Völker, obſchon ſie ſich ſelbſt nach ihrer Sprache ſchon von den anderen Nationen als Deutſchredende ſchieden, zwar immer noch vielfache Stammesunterſchiede und gehäſſige Stammesvorurtheile; aber ſie fingen doch bereits an zu ahnen, daß ſie ein Volk ſeien, und ſie beugten ſich einem Könige und Herrn. Und große Könige gab ihnen alsbald die Vorſehung, und dieſe haben die Bande der Gemeinſchaft unter ihnen mehr und mehr geſtärkt, durch glänzende Thaten das nationale Bewußtſein erhoben, das römiſche Kaiſerthum im Abendlande abermals hergeſtellt und dadurch ſich und die Deutſchen an die Spitze der europäiſchen Entwickelung für Jahrhunderte geſtellt. Da erſt tritt das deutſche Volk ſelbſtbewußt in geſchloſſener Einheit auf. An die Geſchichte der germaniſchen Stämme ſchließt ſich die Geſchichte des deutſchen Volks.

Die Geſchichte der deutſchen Kaiſerzeit erzählt nicht allein das Leben und die Thaten unſerer großen Kaiſer; ſie ſtellt vor Allem dar, wie durch dieſelben aus den deutſchen Stämmen das deutſche Volk erwuchs, wie wir Deutſche ſo erſt in Wahrheit zu einer großen Nation geworden ſind. Hier liegt das weſentlichſte Intereſſe dieſer Geſchichte. Denn die Macht der Kaiſer erſtarb, aber das Leben des deutſchen Volks iſt unvergänglich.

Zweites Buch.

Gründung des deutſchen Reichs.

900 — 950.

1.

Verfall des oſtfränkiſchen Reichs.

Als man das Jahr 900 nach der Geburt des Herrn zu ſchreiben begann, ſah es unſäglich traurig in den deutſchen Ländern aus, und mit weniger Freude hat man wohl nie ein neues Jahrhundert begrüßt.

Kaiſer Arnulf, der das wankende Reich zu ſtützen verſucht und mit tapferer Hand die Normannen, die verderblichſten Feinde des Reichs, auf das Haupt geſchlagen hatte, war ſo eben aus der Welt geſchieden; der Kaiſerthron und der oſtfränkiſche Königsſtuhl ſtanden erledigt: wer ſollte und konnte die drückende Laſt der Reichsregierung in dieſer ſchreckenvollen Zeit auf ſeine Schulter nehmen?

Arnulf hatte von ſeiner rechtmäßigen Gemahlin einen einzigen Sohn, Ludwig, damals einen Knaben von ſechs Jahren, hinterlaſſen, und dieſes Kind wählten einmüthig und ohne Zaudern die weltlichen und geiſtlichen Großen aller deutſchen Länder, als ſie ſich am 21. Januar zu Forchheim an der Regnitz verſammelten, zum Könige des Oſtfrankenreichs. Das Volk ſtimmte der Wahl zu, und ſofort krönte man das königliche Kind und erhob es auf den Thron ſeines Vaters.

Wohl nur deshalb wählte man Ludwig und nahm auf Arnulfs mannbare Söhne aus wilder Ehe, deren Nachfolge er ſelbſt gewünſcht hatte, keine Rückſicht, weil man beſorgte, bei einer neuen Abweichung von der alten Thronfolge möchten die deutſchen Länder, die nur nothdürftig zuſammenhielten, ſich völlig von einander trennen. Denn in jedem anderen Betracht war es eine unbegreifliche Wahl. Wie hätte wohl dieſes Kind die Einheit des Abendlandes herſtellen ſollen? Schien es nicht die Wahl deſſelben offen auszuſprechen, daß man in den deutſchen Ländern die Anſprüche auf das Kaiſerthum, wie ſie noch Arnulf erhoben und durchgeſetzt hatte, nun vollends aufgab? Und ſtand ſelbſt

nur zu erwarten, daß der Knabe, aus unechter Linie ſtammend, ſein Reich gegen den letzten echten Sproß aus Karls Geſchlecht, den vor Kurzem die Weſtfranken wieder auf den Thon ſeiner Väter geſetzt hatten, behaupten könnte? War es auch „der einfältige Karl", der in Weſtfranken herrſchte, ſo drohte bei dem unruhigen Sinn der deutſchen Großen doch auch von ihm eine nicht geringe Gefahr, wenn er einſt das Recht ſeines Hauſes jenſeits des Rheines in Anſpruch nehmen ſollte. Vor Allem aber die Lage der deutſchen Länder ſelbſt, wie ſehr heiſchte ſie gerade ein kräftiges Oberhaupt, einen Mann im vollen Sinne des Worts!

Noch lagen die Städte am Rhein in Schutt und Aſche; ihre Mauern waren zerſtört: wer wollte den Normannen wehren, wenn ſie, nachdem der Sieger an der Dyle nicht mehr, von jenen Burgen, die ſie an der frieſiſchen Küſte ſtätig beſetzt hielten, die alte Straße aufs Neue verfolgten? Ueber die Grenzen Sachſens waren die Dänen und Wenden eingebrochen; an der thüringiſchen Mark ſtanden die Sorben. Mit der ſinkenden Macht des mähriſchen Reichs lebten die Biſchöfe und Grafen Baierns in fortwährendem Kriege, und ſchon ſchweiften die Schaaren neuer fürchterlicher Feinde, der Ungarn, bis an und bis über die Grenzen des Reichs. Zugleich war nirgends im Innern ſelbſt ein feſter, geſicherter Zuſtand. Die Theile löſten ſich vom Ganzen. Nur mit großer Kraftanſtrengung hatte Arnulf die Fehden der edlen Geſchlechter unterdrückt, die Geiſtlichkeit und die Kirchen gegen die Gewaltthaten der weltlichen Herren geſichert; jetzt trieb überall trotziger Uebermuth, frevelhafte Auflehnung gegen das Reich, zügelloſe Selbſthülfe ungeſcheut ihr verderbliches Weſen. Wie wenig man die königliche Gewalt ſcheue, zeigte ſich ſofort in Lothringen, wo Zwentibold mit kräftiger, aber roher Gewaltherrſchaft die widerſpenſtigen Großen in Zaum zu halten ſuchte. Das durchgreifende und ſcharfe Regiment des jungen Fürſten, der ſich mit aus dem Staube erhobenen Günſtlingen umgab, erregte allgemeine Erbitterung, und kaum hatte Kaiſer Arnulf die Augen geſchloſſen, ſo vertrieb man ſeinen Sohn aus dem Lande. Vergebens ſuchte Zwentibold ſich mit Gewalt zu behaupten, nach kurzem Widerſtande wurde er an der Maas im Streite erſchlagen. Wohl war es ein Glück, daß ſich die Lothringer damals noch dem unechten Karolinger im Oſten, nicht dem echten im Weſten anſchloſſen, und das ſchöne Rheinland ſo mit den deutſchen Stämmen vereinigt blieb.

Von allen Seiten umlauerten Gefahr und Verderben das Reich, und doch erhob man ein Kind auf den Thron, die bedrohte Herrſchaft zu ſchützen. So kam, was kommen mußte: das Reich zerfiel und wurde die Beute äußerer Feinde. Eine Zeit entſetzlicher Schmach und der traurigſten Verwirrung brach über die deutſchen Länder ein.

Alle Schrecken waren entfeſſelt; aber die ſchlimmſte Geißel für das unglückliche Reich und die deutſchen Länder wurden die verheerenden Züge der Ungarn, die jetzt begannen. Die Magyaren, wie ſie ſelbſt ſich nannten, während das Abendland ihnen ſchon damals den Namen der Ungarn beilegte, ein finniſcher nomadiſirender Volksſtamm, waren von ihren Wohnſitzen am weſtlichen Fuße des Urals durch nachdrängende Völker vor etwa hundert Jahren verdrängt worden und hatten endlich ihre beweglichen Zelte in den Steppen am Dniepr aufgeſchlagen, von wo ſie bis zu den Donaumündungen hauſten. Sie ſtanden noch in einer einfachen und rohen Stamm- und Geſchlechtsverfaſſung. Die Zahl ihrer Stämme, die ſich auf ſieben belief, war durch einen achten, die Chabaren, vermehrt worden, einen Zweig der Chazaren, die damals am Don eine ausgedehnte Herrſchaft beſaßen und denen längere Zeit auch das Volk der Magyaren ſelbſt dienſtbar geweſen war. Jeder Stamm ſtand unter einem beſonderen Häuptling, und als das erſte gemeinſame Oberhaupt des ganzen Volks, das aus der Wahl der ſieben Häuptlinge hervorging, wird Arpad genannt, in deſſen Geſchlecht dann die höchſte Gewalt verblieb. Der Reichthum der Magyaren beſtand in Heerden von Rindern und Roſſen; ihr Leben brachten ſie auf der Jagd und in Beutezügen zu, die ſie in die weiteſten Fernen ausdehnten und auf denen ſie ſchon im Jahre 862 die Grenzen des Frankenreichs berührten.

Bald wurden die Magyaren gefürchtete Feinde aller ihrer Nachbarn, denn in jeder kriegeriſchen Tugend zeichneten ſie ſich aus. Herzhaft im Angriff, ausdauernd in Beſchwerden, vorſichtig gegen Liſten des Feindes, ſehr gewandt im Benutzen ſeiner Schwächen, ſo unbändig ſie ſonſt waren, doch im Kriege ſtrenger Zucht gehorchend, blieben ſie im Kampfe faſt immer Sieger, zumal ihre Kriegsführung eigenthümlichſter Art war. Nicht in großen geſchloſſenen Reihen rückten ſie an, ſondern in vielen kleinen getrennten Heerhaufen, die nur ſcheinbar ein Ganzes bildeten, und nie vergaßen ſie einen Theil des Heeres ſich im Hinterhalt zu bewahren. Dadurch gewannen alle ihre Unternehmungen an Beweglichkeit, und es blieb ihnen Gelegenheit dem Streite neue und uner-

wartete Wendungen zu geben. Der Sieg täuschte den Gegner, und oft erlitt dieser mitten im geträumten Triumphe durch einen Ueberfall eine ungeheure Niederlage. Die Magyaren kämpften auf Rossen, die durch große Panzer gedeckt waren, und tummelten mit erstaunlicher Gewandtheit die trefflich geübten Thiere. Obwohl sie Schwert und Wurfspieß führten, war ihre Hauptwaffe doch der Pfeil, den sie mit der größten Sicherheit im Sturme des Rosses von dem hörnernen Bogen entsandten; er gehorchte ihnen nicht minder beim Einrennen auf den Feind, wie auf der eiligen Rückflucht. Grausam im Kampfe, schonungslos waren sie im Benutzen des Sieges. Erbarmen gegen den überwundenen Feind war ihnen fremd; wer sich ihnen entgegenstellte, wurde erschlagen; es soll unter ihnen der Glaube geherrscht haben, die auf Erden ihrem Schwerte erlegen seien, würden ihnen im Himmel als Sklaven dienen. So besiegten sie ihre Feinde nicht nur, sondern vernichteten sie, und wohin sie ihre Rosse lenkten, machten sie den Boden zur traurigsten Einöde.

Nachdem die Magyaren längere Zeit mit den Völkern an der unteren Donau gekämpft hatten, griffen sie im Jahre 892 das mährische Reich an. Von hier wurden sie aber damals durch den Kaiser zu Constantinopel abgerufen, der sie über die Donau gegen die Bulgaren führte, die seine Hauptstadt bedrohten. Die Bulgaren gewannen als Bundesgenossen die Petschenegen, ein den Ungarn im Osten benachbartes wildes und kriegsmuthiges Volk. Als nun im Jahre 895 die Ungarn zu neuen Beutezügen nach Abend ausgeritten waren, fielen die Petschenegen unerwartet in die unvertheidigten Sitze derselben ein, hieben die spärliche Besatzung, die Weiber und Kinder nieder, bemächtigten sich der Heerden und setzten sich in dem eroberten Lande fest. Der öfters erprobten Uebermacht dieses Feindes wichen die Ungarn und standen von der Rückkehr in ihre alte Heimath ab. Sie zogen die Donau hinauf, nicht mehr um plündernd diese Länder zu verwüsten, sondern um sich dort neue Wohnsitze zu suchen. Zwischen den Karpathen und der Donau setzten sie sich fest, besonders in den großen Ebenen, während in den Gebirgsgegenden die slawische Bevölkerung sich erhielt, aber in Dienstbarkeit trat. Nirgends fanden die Eroberer hier Widerstand; denn nur wenige Burgen gab es im Lande, und wehrlose Hirten wohnten in dem seit der Zerstörung des Avarenreichs fast herrenlosen Gebiete. Mit neuer Heftigkeit begannen dann sofort die Angriffe auf das mährische Reich, mit dem die

Ungarn jetzt in unmittelbarer Nachbarschaft standen. Einen um so schwereren Kampf gegen sie hatten die Mährer zu bestehen, als ihr Reich nach Swatopluks Tode durch die Streitigkeiten seiner Söhne geschwächt war und überdies durch die baierischen Großen unaufhörlich beunruhigt wurde. Dennoch hielten sie dem ersten Angriffe Stand; ruhmlos zogen die Ungarn ab und richteten ihre Kriegszüge von Neuem nach anderen Seiten. Durch die Grenzmarken des Frankenreichs nahmen sie im Jahre 899 ihren Weg nach Italien und verheerten die schlecht vertheidigte lombardische Ebene von der Küste des adriatischen Meeres bis zu den Schneegipfeln des großen Bernhard. Mord, Brand und Verwüstung bezeichneten überall ihre Straße.

Als mit reicher Beute beladen die Magyaren von diesem Zuge in ihre neue Heimath zurückkehrten, hörten sie, daß ein Knabe auf den fränkischen Thron erhoben sei: ihr Entschluß war gefaßt mit dieser Kunde, unverzüglich brachen sie in die baierische Ostmark ein. Verheerend drang ein Schwarm am rechten Donauufer bis über die Enns vor, während ein anderer am linken Ufer hinaufzog. Die baierischen Großen sammelten sich, aber ehe sie den Feind erreichen konnten, hatten die am rechten Ufer heerenden Ungarn sich bereits bis über die Raab zurückgezogen. Ihre Genossen am linken Ufer wurden zwar von den Baiern erreicht und geschlagen, aber unverfolgt kehrten sie mit reicher Beute heim. Jetzt erst vergaßen die Baiern des alten Haders mit den Mährern und sahen ein, daß sie vereint einem mächtigeren Feinde zu widerstehen hatten. Im Jahre 901 wurde zwischen den Baiern und Mährern Frieden geschlossen; beide verbanden ihre Streitkräfte zu gemeinsamem Kampfe. Aber es war zu spät. Nach allen Seiten ergossen sich unwiderstehlich die Heeresschwärme der Ungarn. Während sie Kärnthen plünderten, Italien abermals heimsuchten, richteten sie ihre Hauptangriffe gegen das mährische Reich, und im Jahre 906 waren alle Länder, die Swatopluk einst beherrscht hatte, ihnen erlegen. Die Burgen, die so oft den Feinden getrotzt, wurden verlassen, die Kirchen des Methodius zerstört, die Einwohner verjagt, und die Magyaren herrschten bis zu den Grenzen des fränkischen Reichs.

Noch in demselben Jahre wurden die Ungarn von den Daleminciern, die in der Gegend von Meißen an der Elbe wohnten, gegen die Sachsen zur Hülfe gerufen und durchbrachen die Marken auch des nördlichen Deutschlands. Im folgenden Jahre wandten sie sich von Neuem und

mit stärkerer Heeresmacht als früher gegen Baiern. Um das Land zu vertheidigen, hatte Markgraf Luitpold die gesammten Streitkräfte des Volks aufgeboten. Alle Grafen und Vasallen, auch die Bischöfe und Aebte mit ihren Kriegsleuten hatte sich zu seinen Feldzeichen gesammelt. Aber schon beim ersten Zusammenstoß erlitten die Baiern eine vollständige, entsetzliche Niederlage (28. Juni 907). Fast der ganze baierische Adel fand mit Luitpold in der Schlacht seinen Untergang; der Erzbischof Theotmar von Salzburg, die Bischöfe Udo von Freising und Zacharias von Säben starben mit vielen anderen geistlichen Würdenträgern im Kampfe; eine unzählige Menge niederen Volks bedeckte das Schlachtfeld. Man sagte, der baierische Stamm sei von den Ungarn fast vernichtet. Das Land lag ihnen offen und wurde furchtbar verwüstet. Die Marken gingen zum großen Theil für immer verloren. Die fruchtbaren Landstriche unter der Enns wurden von den Ungarn besetzt, die deutsche und slawische Bevölkerung hier vernichtet oder verdrängt. Mit Mühe behaupteten sich die Deutschen in der Ostmark nur bis zur Enns und in den rauhen Gebirgsgegenden Kärnthens, welche die Ungarn weniger lockten. König Ludwig, der sich bis dahin meist in Regensburg aufgehalten hatte, begab sich nach den westlichen Theilen seines Reichs und überließ Baiern seinem Schicksale. Arnulf, Luitpolds Sohn, ergriff die Gewalt in dem schutzlosen Lande; aber nur dadurch vermochte er ihm augenblickliche Ruhe zu gewähren, daß er den Ungarn Tribut zahlte.

Alle deutschen Länder schienen bereits eine sichere Beute der unüberwindlichen Barbaren. Im Jahre 908 durchzogen sie Baiern und Franken und drangen selbst nach Sachsen und Thüringen ein. In Thüringen stellte sich ihnen der Markgraf Burchard entgegen; aber auch er fand Niederlage und Tod im Kampfe, und mit ihm sanken der Bischof Rudolf von Würzburg und der Graf Egino vor den feindlichen Schwertern. 909 wurde Schwaben, das einen Widerstand nicht einmal wagte, verwüstet. Mit unermeßlicher Beute kehrten die Ungarn von dort zurück und schlugen im nächsten Jahre wieder dieselbe Straße ein. Alle Kräfte des Reichs bot man jetzt noch einmal gegen sie auf; aber von Neuem kämpfte man mit unglücklichem Erfolge. An den Grenzen Baierns, Schwabens und Frankens unweit der Mündung des Lechs wurde die Streitmacht des Reichs geschlagen; Herzog Gebhard und viele andere edle Herren verloren im Kampfe das Leben. König Ludwig selbst mußte sein Heil in der Flucht suchen und dem siegreichen Feinde Tribut zahlen.

Wenn auch die Baiern in dieſem Jahre ſich durch einen Angriff auf die Feinde glänzenden Ruhm gewannen, ſo war doch damit neuen Einfällen in keiner Weiſe gewehrt.

Unbeſchreiblich ſind die Leiden, von denen damals die deutſchen Länder heimgeſucht wurden. Nicht allein daß die Saatfelder verwüſtet, das Vieh fortgetrieben, die Häuſer eingeäſchert und jede werthvolle Habe eine ſichere Beute der Feinde wurde, auch die hülfloſen Menſchen verſchonte der vordringende Feind nicht. Nicht die zarte Unſchuld der Kinder, nicht das ehrwürdige Haupt des Greiſes fand vor ihm Erbarmen. Wie Vieh zuſammengekoppelt wurden die gefangenen Frauen und Mädchen unter Mißhandlungen fortgetrieben, um ſie entehrender Wolluſt dienſtbar zu machen. Die Spur der furchtbaren Feinde war Verwüſtung; Feuer und Rauch bezeichneten weithin die Straßen, die ſie zogen, Schutt und Trümmer die Stellen, die ſie verlaſſen hatten. Bei ihrem Nahen flüchtete Alles hinter die Mauern und Wälle der Burgen oder in das Dickicht der Wälder. Glücklich, wer nur das nackte Leben rettete! Schon der Anblick der Ungarn erfüllte die Deutſchen mit Abſcheu und Widerwillen. Der niedere Wuchs, die funkelnden, tiefliegenden Augen in dem braunen, häßlichen Geſicht, der bis auf drei Zöpfe kahlgeſchorene Kopf, dazu der rauhe Klang der unverſtändlichen Sprache: dies Alles ſchien ihnen eher geſpenſterhaften Weſen als Menſchen eigen. Sie meinten, es ſeien die Völker Gog und Magog, die vom Ende der Welt kämen, um Alles von Grund aus zu vernichten; ſie erzählten ſich, wie dieſe Unmenſchen gleich reißenden Thieren rohes Fleiſch verſchlängen und Blut tränken, wie ſie den Gefangenen das Herz aus dem Leibe riſſen, weil ſie das Verzehren deſſelben für ein kräftiges Geſundheitsmittel hielten.

Indeſſen richteten die Magyaren ſich allgemach in ihren neuen Sitzen an der Donau ein, die ſie innerhalb eines Jahrzehnts von den Karpathen bis zu den Grenzen des Oſtfrankenreichs und Böhmens ausgedehnt hatten. Die Häuptlinge theilten ſich in das Land, und jeder bemaß den Männern ſeiner Horde einzeln ſeinen beſonderen Antheil; vor Allem wurde das Oberhaupt des ganzen Volks reichlich bedacht, dem mehr als die Hälfte des Landes zwiſchen der Donau und Sau zufiel. Die alten Bewohner wurden als Zubehör des Landes behandelt und mit demſelben vertheilt. So reich und fruchtbar der Boden iſt, wurde der Ackerbau doch im Anfange nur ſpärlich betrieben, da das Volk, in

allen friedlichen Künſten auf der niedrigſten Stufe der Kultur, noch vornehmlich von Jagd und Fiſcherei lebte. Sein ganzes Leben unterſchied ſich wenig von dem jeder anderen aſiatiſchen Nomadenhorde. Die Kleidung beſtand in Thierhäuten, im Sommer wohnte man unter Zelten, im Winter in elenden Rohrhütten oder Holzbuden — ſteinerne Gebäude waren noch im zwölften Jahrhundert in Ungarn ſelten —; das erſte und wichtigſte Bedürfniß waren weite, üppige Weideplätze, für alles Andere ſorgte die reiche Beute der jährlich wiederkehrenden Heereszüge. —

Während die deutſchen Länder, von einem Kinde regiert, faſt wehrlos einem ſo furchtbaren Feinde ausgeſetzt waren, litten ſie zugleich kaum minder unter den endloſen Streitigkeiten der einheimiſchen Großen, die ohne den Zügel eines ſtarken Gebieters ſich aus Herrſchſucht, Habgier und Rachſucht von Fehden in Fehden ſtürzten. Die wildeſte Zügelloſigkeit herrſchte aller Orten; kaum gab es ein anderes Recht, als das Fauſtrecht. So ging unter den blutigen Fehden der eigenen Fürſten unter, was die einbrechenden Horden der Ungarn verſchonten.

Den damaligen Zuſtand des Reichs ſchildert der kluge Biſchof Salomo von Konſtanz, der ſelbſt einer der vertrauteſten Räthe König Ludwigs war, als den traurigſten von der Welt. „Alles hadert," ſagt er, „Graf und Dienſtmann, im Streit liegen die Gau- und Markgenoſſen, in den Städten tobt der Aufruhr, das Geſetz wird mit Füßen getreten, und die, welche Land und Volk ſchützen ſollten, geben gerade das ſchlechteſte Beiſpiel. Die Großen, deren Väter einſt die Empörungen niederkämpften, ſchüren jetzt ſelbſt den Bürgerkrieg an. Da das Volk ſo geſpalten iſt, wie läßt ſich der Beſtand des Reichs noch erhalten?" Salomo ſelbſt giebt als Hauptgrund des elenden Zuſtandes die Jugend des Königs an. „Das Siechthum des Kindes," ſagt er, „das den Namen des Königs führt, hat uns ſchon lange eines Herrſchers beraubt. Seine Jugend iſt unfähig die Waffen zu führen und Recht und Geſetz zu handhaben. Sein ſchwächlicher Körper und die zu tapferen Thaten ſpätreifende Kraft machen ihn den Seinen verächtlich und ermuthigen die Feinde zu jeglichem Wagniß. Wie ſehr haben wir zu fürchten, daß die Worte Salomos: „Wehe dir Land, deß König ein Kind iſt!" (Pred. Sal. 10, 16) ſich an uns erfüllen."

Es waren arge böſe Zeiten, in denen es dem geringeren, einzeln ſtehenden Manne faſt unmöglich wurde die Ehre ſeiner Perſon und ſei-

nes Hauſes zu retten. Damals iſt die Freiheit des gemeinen Mannes in den deutſchen Ländern mehr verkürzt worden, als vielleicht je zuvor. Wie Wenige waren ſtark genug, mit eigener Fauſt ihr Erbe gegen äußere und innere Feinde zugleich zu vertheidigen, und wer das nicht vermochte, dem blieb kein anderer Ausweg, als ſich in den Dienſt eines mächtigen geiſtlichen oder weltlichen Herrn zu begeben. Und nicht die Gefahr vor dem Feinde allein, auch die bittere Noth minderte von Tag zu Tag die Zahl der kleinen Grundbeſitzer. Lange andauernder Mißwachs war eine ſchwere Plage faſt aller deutſchen Länder zu Arnulfs Zeiten geweſen. Kaum erholte man ſich, da brachen die Ungarn ein und die inneren Fehden entbrannten. Wie ſollte der gemeine Mann, wenn ſeine Saaten zertreten und ſeine Scheunen geleert wurden, ſich und die Seinen erhalten, zumal man ihn zum Schutz des Landes immer von Neuem zu den Waffen rief! Nur dadurch konnte er ſich vor der äußerſten Noth retten, daß er ſein freies Grundſtück einem mächtigen Manne, der ihn in der ſchlimmen Stunde der Gefahr zu ſchützen vermochte, übertrug und ſich ſo gegen Zins Schutz und Sicherheit erkaufte. Wahrte der ſchutzbefohlene Mann dann auch wohl meiſt noch ſeine perſönliche Freiheit, ſo hatte ſie doch nicht mehr den alten Werth für ihn, da er die Mittel verlor ſie ſeinem Grundherrn gegenüber zu behaupten, und leicht genug ſank er aus der Zinspflichtigkeit nach und nach in die Schmach der Knechtſchaft hinab. Er verlor die gleiche Stellung unter den Gaugenoſſen und wurde dadurch meiſt mit der Zeit vom Landrecht ganz ausgeſchloſſen und unter Hofrecht gebracht. Aber Manche, die mit leeren Händen zu dem reichen Manne kamen, mußten ſofort auch ihrer perſönlichen Freiheit entſagen und ſich, um nur das nackte Leben zu retten, in die Reihe der eigenen und hörigen Leute ſtellen. So fing das Volk an ſich in zwei große getrennte Maſſen zu theilen, in den Staud der Bauern, der ſchon damals überwiegend aus zinspflichtigen und hörigen Leuten beſtand, die aller höheren Freiheits- und Ehrenrechte entbehrten, ein vielfach unterdrücktes und mißachtetes Geſchlecht, und in den gebietenden Kriegerſtand, der trotzig und übermüthig alle Gewalt an ſich zu reißen wußte.

Nur unabwendbare Noth konnte deutſche Männer, deren innerſtes Leben in dem Genuß der ererbten Freiheit beruhte und die zu den Waffen geboren waren, in ſolche Abhängigkeit oder Knechtſchaft treiben. Hochbeglückt pries ſich daher, wer mit der perſönlichen Freiheit noch die Waf-

ſenehre in dem Dienſtverhältniß, das er eingehen mußte, bewahren und unter den Vaſallen des Reichs, der Kirche oder des hohen Adels ſeinen Platz finden konnte. Auch der Vaſall gab zwar ſeine Perſon dem Dienſte des Herrn hin und gelobte, indem er durch den Lehnseid ſich als Mann deſſelben bekannte, mit Rath und That für das Wohl und die Macht ſeines Herrn zu wirken; aber der Mittelpunkt ſeines Lebens blieb doch der ehrenvolle Kriegs- und Waffendienſt, und Niemand konnte ihn zu knechtiſcher Frohnarbeit zwingen. Er mußte zwar in manchen Fällen den Lehnsherrn auch damals ſchon als ſeinen Richter anerkennen; aber ſeine Stellung in der Gaugemeinde blieb ihm daneben noch unverkürzt, und er ſtand hier ſeinem Lehnsherrn als ſeines Gleichen zur Seite. Ueberdies bot der Vaſallendienſt nicht kärglichen Lohn, ſondern half dem tüchtigen Mann ſchnell zu Reichthum und Ehre. Mit ausgedehnten Lehen wurden ausgezeichnete Waffenthaten vergolten, und glänzende Beute lohnte den tapferen Krieger. War auch das Lehen damals in den deutſchen Ländern noch nicht erblich und alſo die Nachkommenſchaft durch daſſelbe nicht geſichert, ſo gewährte es doch dem Beliehenen ſelbſt einen ehrenvollen Wohlſtand. Man kann ſich vorſtellen, wie muthige Männer, wenn ſie ſich bei den Drangſalen der Zeit an ein mächtigeres Haupt anſchließen mußten, ſich vor Allem zu dem Vaſallendienſt drängten. Freiwillig und freudig ſogar übertrugen Viele ihr Eigengut der Kirche oder einem Höheren, um es als Lehen zurück zu empfangen und dadurch die Vortheile und Ehren des Vaſallenſtands zu gewinnen.

Wie groß die Auszeichnung war, welche der Bewaffnete vor dem Wehrloſen genoß, zeigt ſich auch darin, daß unter den unfreien Dienſtleuten des Adels und der Geiſtlichkeit die bewaffneten vor den unbewehrten bereits einen an Anſehen und Ehren hervorleuchtenden Stand bildeten, der bald erblich auf die Nachkommen überging. Alte Sitte war es, daß die geiſtlichen und weltlichen Herren ſich aus ihren Knechten und hörigen Leuten einen Hofſtaat bildeten, der in Kriegs- und Friedenszeiten ihr untrennbares Geleit ausmachte und den ſie deshalb mit Pferden und Waffen ausrüſteten. Mit dieſer wohlgeübten berittenen Mannſchaft zogen ſie in den Krieg und kämpften ſie ihre Fehden aus. Während die Stellung der freien Vaſallen zu ihrem Lehnsherrn mehr und mehr eine rechtliche und gegenſeitig bedingte wurde, erhielt ſich hier dagegen noch lange ein völlig freies, rein perſönliches Verhältniß, und

man kann ſagen, daß jenes unzertrennliche, innigſt verſchlungene Band von Huld und Treue, das in den älteſten Zeiten das Gefolge mit ſeinen Führern verband, ſich gerade auf das Verhältniß des Herrn zu den Miniſterialen — ſo wurden dieſe unfreien Dienſtleute genannt — vorzugsweiſe übertrug. Die Miniſterialen wußten das enge und unmittelbare Verhältniß zu ihrem Herrn trefflich zu nutzen; ſie erhielten oft von der Gunſt deſſelben die ſtattlichſten Lehen und ſtellten ſich durch Reichthum, Einfluß und Waffenehre bald den Vaſallen zur Seite, ſo ſehr die unfreie Geburt ſie von jenen auch zu trennen ſchien. Schon früh finden ſich Beiſpiele, daß ſich freie Männer ſelbſt von edler Geburt als Miniſterialen geiſtlichen Herren ergaben. Man ſieht, wie groß die Vortheile ſein mußten, die dieſes Verhältniß darbot.

Wohin man den Blick wendet, überall entwickeln ſich neue Dienſt- und Abhängigkeitsverhältniſſe, welche die alte Volksfreiheit mindern. In einzelnen Landſchaften, wie in den hohen Alpen, in den frieſiſchen Marſchen und hier und da in Weſtfalen, erhielt ſich freilich zu allen Zeiten ein tüchtiger Stamm von mittleren und kleinen freien Grundbeſitzern; aber im Allgemeinen nahm die Zahl der freien Leute, die ihren eigenen Hof bauten und ſchützten, mit unaufhaltſamer Schnelligkeit ab. Es blieben nicht Viele, die ſagen konnten, nur von Gott im Himmel und dem Sonnenlicht trügen ſie ihr Gut zu Lehen; die Meiſten konnten nahe genug den Herrn finden, auf deſſen Gebot ſie entweder ihr Roß zum Hofedienſt ſatteln oder den Gaul vor den Pflug ſpannen mußten. So ging die alte Freiheit der Deutſchen in den Zeiten dieſes ſchwächlichen Königskindes mehr und mehr in Dienſtbarkeit über. Das Lehnsweſen war ſchon ſeit einem Jahrhundert auch in den deutſchen Ländern bekannt, aber erſt damals fing es an die alte Gemeindeverfaſſung merklich zu erſchüttern, nachdem es in Weſtfranken bereits zu vollſtändiger Herrſchaft gelangt war.

Wer aber anders gewann bei dieſer großen Veränderung, welche nicht allein tief in die Beſitzverhältniſſe, ſondern auch in die Heeres- und Gerichtsverfaſſung eingriff, als der Adel und die Kirche? Von Tag zu Tag mehrte ſich auf den großen weltlichen und geiſtlichen Gütern die Zahl der Hinterſaſſen und Knechte, von Tag zu Tag wuchs die Zahl der ſtreitbaren Vaſallen und Miniſterialen an den Höfen der Biſchöfe und Grafen, und in demſelben Maße ſteigerten ſich, wie nicht anders zu erwarten ſtand, der Trotz und die Hoffahrt dieſer vornehmen

Herren, die kleinen Königen gleich, durch keine höhere Gewalt gebunden, ihre Händel mit wilder Raufluſt auskämpften.

Durch Waffengewalt und Kriegsruhm hatten die Karolinger die deutſchen Stämme geeinigt; die Kirche war bemüht geweſen durch gleichen Glauben und das Gebot der Bruderliebe die ſich widerſtrebenden Volkselemente in dem Reiche zu verbinden: aber weder der Staatsgewalt noch der Kirche war auch nur von ferne geglückt die Verſchiedenheit der Stämme aufzuheben. Noch lebten die Franken, Baiern, Alamannen, Sachſen, Frieſen und Thüringer nach ihren beſonderen Rechten, und durch die Reichstheilungen waren manche Stämme zeitweiſe auch politiſch wieder zu ſelbſtſtändiger Stellung gelangt, wenn auch nur als Bruchtheile des großen Frankenreichs. Die natürlichen Bande der Stammesverwandtſchaft waren immer bei weitem ſtärker geblieben, als die politiſchen des fränkiſchen Reichsregiments, und ſobald dieſe ſich löſten, verloren jene nicht nur Nichts von ihrer alten Zähigkeit, ſondern gewannen vielmehr neue Feſtigkeit und Stärke. Indem das oſtfränkiſche Reich dahinſank, ſtanden Baiern und Schwaben, Sachſen und Thüringen, Friesland und Franken wieder als in ſich geſchloſſene und ſelbſtſtändige Länder da, neben denen ſich Lothringen, obwohl die Bewohner dem fränkiſchen Stamme angehörten, doch ſchon als ein geſondertes Gebiet darſtellte, wie es ſeine Geſchichte von den öſtlichen fränkiſchen Gegenden mehrfach getrennt hatte. Das Ganze zerfiel in die Theile, aus denen es einſt gebildet war und in denen es eigentlich immer fortbeſtanden hatte.

Jedes dieſer Länder bedurfte aber, herrenlos und ungeſchützt wie alle waren, bei den unabläſſigen inneren und äußeren Kriegen eines Oberhauptes, das mit ſtarker Hand die Feinde des Landes niederſchlug und eine neue Ordnung hervorrief. Und wer konnte anders eine ſolche Stellung gewinnen oder behaupten, als der ohnehin durch Kriegsruhm, Reichthum und hohe Geburt als der mächtigſte Herr im Lande daſtand? An ihn mußte der gemeine Mann ſich anſchließen, ihn der Adel als ſeinen Lehnsherrn erkennen, ihn das Land ſich zum Herzog ſetzen. Denn dieſer altehrwürdige Name bot ſich von ſelbſt für den neuen Landesoberſten dar; war dieſer Name doch für eine ähnliche Stellung von den Baiern, Schwaben und Thüringern Jahrhunderte lang gebraucht worden und ſelbſt unter der Frankenherrſchaft niemals ganz in Vergeſſenheit gerathen. Indem die einzelnen Stämme vom Reiche, das ſie nicht mehr zu ſchützen und zu einigen vermochte, ſich löſten, oder vielmehr ge-

löſt wurden, traten nach dem natürlichen Gang der Dinge auch die alten Stammeshäupter, die Herzöge, wieder hervor. Fragt man, welche Rechte dieſe jetzt erhielten und worin eigentlich das unterſcheidende Merkmal ihrer beſonderen Stellung beſtand, ſo verkennt man die wahre Bedeutung derſelben. Sie gewannen eben alle Regierungsgewalt, die bisher die Könige geübt hatten, und beſtanden nicht unter den Königen mit dieſen oder jenen Rechten, ſondern vielmehr neben und meiſt trotz der geſetzlichen Autorität derſelben mit einer freien weder durch Geſetz noch durch Herkommen geregelten Gewalt, welche der Drang der Zeitumſtände in ihre Hände gelegt hatte und die, ob in gewiſſer Weiſe neu, doch ſich mit uralten Erinnerungen der Völker verſchlang. Daß bei einigen Stämmen dieſe neuen Herzöge durch Volkswahl erhoben wurden, wird ausdrücklich berichtet; bei anderen ſcheint es einer förmlichen Wahl nicht einmal bedurft zu haben, ſie waren gleichſam die geborenen Herzöge ihres Volkes.

Auf ſehr verſchiedene Weiſe bildete ſich die herzogliche Gewalt bei den einzelnen Stämmen, meiſt nicht ohne Schwierigkeiten und große innere Kämpfe. Denn einmal widerſtrebte dem Herzogthum natürlich der letzte Reſt von Kraft, der noch im Königthum wohnte. Dann waren die Biſchöfe ihm auf alle Weiſe entgegen, die ſchon um der Einheit der Kirche willen an der Einheit des Reichs feſthielten, die überdies zerſplittert und getrennt in eine gedrückte und abhängige Stellung von dem weltlichen Adel gerathen mußten, den ſie an Macht und Einfluß bereits überholt zu haben wähnten. Endlich war aber unter den edlen Geſchlechtern der einzelnen Länder ſelbſt nicht immer eines in ſo unbeſtreitbarer Ueberlegenheit, daß die anderen ihm willig den Vorrang einräumten. Ihre Kraft ſog die neuerſtehende Macht zum guten Theil aus dem niederen Volke, das in den Männern, die ſich der vom Throne verlaſſenen Länder annahmen, Helden verehrte. Das Herzogthum war in ſeinem Entſtehen durch und durch volksthümlich; daher haben faſt alle deutſchen Stämme den Kampf der Herzöge mit der königlichen Gewalt, wie er damals begann, in Liedern beſungen, aus denen Sagen erwuchſen, die in abgebrochenen und oft undeutlichen Lauten noch bis zu uns hinüberklingen. Es iſt höchſt bemerkenswerth, daß dieſe Sagen ſtets gegen die Könige und die Biſchöfe die Sache der Herzöge ergreifen, und wie allgemein die Theilnahme an deren Schickſalen unter den tieferen Kreiſen des Volks war, zeigt ſich darin, daß ſelbſt die niedere Geiſtlichkeit

an dieſe Sagen glaubte und ſie, offen gegen die Biſchöfe in die Schranken tretend, der Nachwelt überlieferte. Unſere Kenntniß des großen inneren Kampfes, der damals Deutſchland erfüllte, beruht mehr auf ſolchen ſagenhaften Erzählungen, als auf ſtreng geſchichtlicher Ueberlieferung, die in dieſer Zeit innerer Auflöſung faſt verſiegt.

Zuerſt und am furchtbarſten entbrannte der Kampf in Franken. Hier hatte ſich ſchon vor den Tagen Arnulfs ein gräfliches Geſchlecht zu großem Glanze erhoben; von ſeiner Burg Babenberg, die nachher der Stadt Bamberg den Namen gegeben hat, wurde es ſpäter das Babenbergiſche genannt. Seine Macht war begründet durch jenen Grafen Heinrich, der, lange einer der tüchtigſten Heerführer gegen die Normannen, im Jahre 886 im Kampf vor Paris erlegen war. Heinrichs Söhne waren Adalbert, Heinrich und Adalhard, alle reich begütert in den fränkiſchen Gegenden am Main, und der älteſte überdies mit der fränkiſchen Markgrafſchaft gegen die Böhmen und mit mehreren Grafſchaften betraut; ihr Oheim Poppo bekleidete die thüringiſche Markgrafſchaft gegen die Sorben und galt für einen der erſten Männer des Reichs. Bis auf die Tage Arnulfs waren die Babenberger ohne Widerſtreit die angeſehenſte Familie in Franken; Kaiſer Arnulf aber erhob gefliſſentlich gegen dieſelben ein ihm verwandtes Geſchlecht, deſſen Erbgüter und Lehen auf beiden Seiten des Rheins und in Heſſen lagen: man hat es ſpäter das Geſchlecht der Konradiner geheißen. Dieſem Hauſe entſtammten vier Brüder, Konrad, das Haupt deſſelben, war Graf im Heſſengau und Oberlahngau; Gebhard, Pfalzgraf zugleich, hatte Grafſchaften in der Wetterau und im oberen Rheingau; Eberhard war Graf im Niederlahngau und Obermaingau; der letzte Bruder Rudolf wurde dem geiſtlichen Stande beſtimmt. Als nun im Jahre 892 in einem unglücklichen Kampfe gegen die Sorben der Biſchof Arnd von Würzburg erſchlagen wurde, maß Arnulf dem Markgrafen Poppo die Schuld des Unglücks bei und entſetzte ihn ſeines Amts, das auf Konrad überging, von dieſem aber bald an jenen Burchard abgetreten wurde, der ſpäter im Kampf gegen die Ungarn ſein Leben verlor. Das Bisthum Würzburg wurde Konrads Bruder Rudolf übertragen und ſo deſſen Familie auch in den öſtlichen Gegenden Frankens einheimiſch gemacht, wo bisher die Babenberger ohne Nebenbuhler geherrſcht hatten. Seitdem war Feindſchaft aller Orten zwiſchen den Babenbergern und Konradinern, die heimlich unter der Aſche glimmte, ſo lange Arnulf noch

lebte, in helle Flammen aber ausbrach, als das Kind auf den Thron erhoben wurde.

Ludwig war ein willenloſes Werkzeug in den Händen ſeines geiſtlichen Vaters, des Erzbiſchofs Hatto von Mainz, eines Schwaben von Geburt, den Kaiſer Arnulf im Jahre 891 vom Abt zu Reichenau zum erſten Biſchof des Reiches befördert hatte. Durch Klugheit, Gewandtheit und entſchloſſenen Sinn hatte Hatto ſich die volle Gunſt des Kaiſers gewonnen, der ihn ſein Herz und ſeine Seele zu nennen pflegte; gingen doch beider Abſichten auf daſſelbe Ziel hin, den Uebermuth und die Hoffahrt des deutſchen Adels zu brechen. Unter Arnulfs Sohn lagen dann alle Geſchäfte des Reiches in Hattos Händen, der in den vertrauteſten Verhältniſſen mit den Konradiniſchen Brüdern lebte, die nur ſeinen Zwecken zu dienen ſchienen. Die Babenberger Grafen ſahen ſich daher mehr und mehr zurückgedrängt und ſchritten von Schmähreden und Drohungen endlich zu Thaten.

Von beiden Seiten rüſtete man ſich im Jahre 902 zum Kampfe. Adalbert brach mit ſeinen Brüdern, von allen ſeinen Vaſallen und Dienſtleuten begleitet, aus dem Babenberg auf. Sie fanden die Konradiner zum Kampfe gerüſtet, und gleich beim erſten Zuſammenſtoß wurden von Adalberts Brüdern Heinrich getödtet und Adalhard zum Gefangenen gemacht. Von den Konradinern war dagegen Eberhard, von Wunden bedeckt, beſinnungslos auf dem Kampfplatz geblieben; hier hatten ihn die Seinigen gefunden und nach Hauſe gebracht, wo er wenige Tage nachher an ſeinen Wunden ſtarb. Um den Bruder zu rächen, ließ Gebhard den gefangenen Adalhard enthaupten. Aus dem Landfriedensbruch wurde nun die unverſöhnlichſte und ergrimmteſte Blutfehde. Alsbald vertrieb Adalbert den Biſchof Rudolf aus Würzburg, verheerte das Bisthum, nöthigte Eberhards Söhne aus ihren Gütern und Lehen dieſſeits des Speßhart zu weichen und machte ſich zum Herrn aller öſtlichen Gegenden Frankens. Der König ließ darauf Fürſtengericht über Adalbert halten; durch Urtheil der Franken, Alamannen, Baiern, Thüringer und Sachſen wurde der Babenberger des Landfriedensbruchs ſchuldig befunden und alle Güter des Geſchlechts eingezogen. Zur Vollſtreckung des Urtheils rückte der König ſelbſt mit einem Heere vor Adalberts Burg Theres unweit Schweinfurt; aber den verwegenen Mann zu überwinden war unmöglich.

Stolz auf ſeinen Adel, ſeinen Reichthum und die Zahl ſeiner Va-

fallen und Dienſtleute behauptete ſich Adalbert für den Augenblick in der gewonnenen Macht, ohne des königlichen Anſehens ferner zu achten. Immer weiter dehnte er ſeine Gewaltherrſchaft aus, und rüſtete ſich im Jahre 906 die Konradiner auch aus Heſſen zu vertreiben. Bei Fritzlar ſtieß er mit Konrad zuſammen, der in drei Heereshaufen ſeine Krieger aufſtellte, von denen zwei gleich beim erſten Angriff den Rücken wandten. Umſonſt mahnte ſie der beherzte Führer, daß ſie für ihren Heerd, ihre Weiber und Kinder ſtritten; Nichts hielt die Fliehenden auf, und als er ſelbſt mit dem dritten Haufen kühn auf den Feind losging, ſank er, aus vielen Wunden blutend, entſeelt zur Erde. Ganz Heſſen durchzog Adalbert ſiegestrunken und verwüſtete das Land auf das Furchtbarſte; mit reicher Beute beladen, kehrte er nach ſeiner Burg zurück. Bald darauf wurde er durch des Königs Gebot nach Tribur im Rheingau beſchieden, daß er hier vor den Fürſten des Reichs ſich rechtfertige und der blutige Streit endlich ein Ziel gewinne. Da Adalbert der Ladung nicht achtete, wurde er von einem ſtarken Heere, das der König ſelbſt begleitete, abermals in Theres umlagert. Er ſchien ſeinen Gegnern nicht mehr entrinnen zu können, und als Egino, einer ſeiner entſchiedenſten Anhänger, zum König überging, brach ſein kühner Muth zuſammen. Er ließ die Thore der Burg öffnen; mit geringer Begleitung ging er dem Könige entgegen und unterwarf ſich. Aber ſeine Feinde ließen ihn in ſicheren Gewahrſam bringen, Gericht über ihn halten, ihn mit gebundenen Händen vor das Heer führen und vor ſeiner Burg enthaupten. Man gab ihm Schuld, er habe ſich nur zum Schein gedemüthigt und ſei bereits mit neuen Plänen zum Verderben des Reichs umgegangen.

Man feierte in Liedern das unglückliche Ende des tapferen Mannes, der nach dem Volksglauben durch Hattos Ränke den Untergang gefunden hatte. Nur durch das eidliche Verſprechen der Strafloſigkeit — ſo hieß es in dieſen Liedern — ſei Adalbert vom Biſchof vermocht ſich dem Könige zu ergeben, und noch in den letzten Worten des Sterbenden ſei jenem der Meineid vorgeworfen worden, wegen deſſen ſich der geiſtliche Herr liſtig zu rechtfertigen gewußt habe.

Von den Konradiniſchen Brüdern überlebte Keiner lange den Fall ihres Gegners. Biſchof Rudolf endete ſchon im Jahre 908 im Kampfe gegen die Ungarn und zwei Jahre ſpäter ſein Bruder Gebhard, wie ſchon erwähnt iſt, durch dieſelben Feinde. Aber doch kam der Fall der Babenberger zumeiſt dieſem Geſchlecht zu gut. Konrads Söhne, Konrad

und Eberhard, vereinten bald alle Macht in dem fränkiſchen Heſſen, wie in den Gegenden am Rhein und Main in ihren Händen und gelangten durch die Gunſt des Königs und der Geiſtlichkeit zu demſelben Ziele, dem die Babenberger durch Auflehnung zugeſtrebt hatten. Konrad ſelbſt bezeichnete ſpäter die Gewalt, die er zu jener Zeit übte, als eine herzogliche; wenn er ſich deſſenungeachtet bei Ludwigs Lebzeiten nur Graf nannte, ſo war ihm das durch ſeine Stellung gegen den König und Hatto geboten.

Auch in Lothringen ſtrebten die Konradiner nach ebenſo umfaſſender Gewalt, aber mit minder glücklichem Erfolge; nicht durch ſie, ſondern im Gegenſatz gegen ſie kam die herzogliche Macht hier zur Entfaltung. Als Zwentibold, Kaiſer Arnulfs Sohn, das Land getrennt von Oſtfranken verwaltet hatte, erwählte er einen vornehmen Mann, deſſen Geſchlecht im Hennegau und in den Gegenden an der unteren Maas angeſeſſen war — Reginar war ſein Name —, zu ſeinem vertrauteſten Rathgeber. Bald aber wurde er dieſes Mannes überdrüſſig, gerieth in Zorn gegen ihn, beraubte ihn aller ſeiner Erbgüter und Lehen und verwies ihn des Landes. Reginar fügte ſich dem Spruche nicht, ſondern in Durfos, jetzt Doveren, einem Orte am Ausfluß der Maas, ſetzte er ſich feſt und behauptete ſich gegen das Heer des Königs, das überall in dem ſumpfigen, vom Waſſer durchſchnittenen Lande Hinderniſſe fand. Zu ihm ſtrömte der von Zwentibold mißhandelte Adel, und ſchon damals führte Reginar den Weſtfranken Karl in das Land, der ſich aber dort nicht zu behaupten vermochte. Freunde Reginars waren es, die dann Zwentibold tödteten und das Land dem Oſtfrankenreiche unterwarfen. Aber ſie fanden bei den Räthen König Ludwigs wenig Dank: ſtatt ihre Macht zu heben, verſuchten dieſe vielmehr auf alle Weiſe das Konradiniſche Geſchlecht auch in Lothringen zur Macht zu bringen. Deshalb ſchloſſen ſich jene Freunde Reginars an den Babenberger, als er ſich gegen die Konradiner erhob, auf das Engſte an. Während Konrad bei Fritzlar kämpfte und fiel, mußte ſein älterer Sohn die Sache des Hauſes in Lothringen verfechten. Der Sturz der Babenberger hob dann auch in Lothringen das Glück der Konradiner: ihre Feinde wurden geächtet, und ihre Macht ſchien ſich dauernd auch jenſeits des Rheins zu befeſtigen. Da aber traten ihre Gegner — Reginar ſelbſt, der wieder ſeine vorige Stellung gewonnen hatte, an der Spitze — abermals gewaltig auf: im Jahre 911 war das ganze Land in ihrer Gewalt, und

ſie konnten es dem Weſtfranken Karl zum anderen Mal überliefern. Reginar war der erſte Herzog der Lothringer.

In Schwaben entwickelte ſich die herzogliche Gewalt faſt in gleicher Weiſe wie in Franken. Das Land hatte Jahrhunderte lang früher als Herzogthum beſtanden und war dann unmittelbar unter das Reich gekommen, das ſeine Rechte hier erſt durch Sendboten, dann durch ſtehende Beamte, die Kammerboten hießen, wahrnehmen ließ. Kammerboten waren zu Ludwigs Zeiten die Brüder Erchanger und Berchthold. Neben ihnen und nicht immer im beſten Vernehmen mit ihnen ſtand der kluge und ſtolze Biſchof Salomo von Konſtanz, der vertrauteſte Freund des Erzbiſchofs Hatto. Trotz der beſtehenden Gewalten und ungeachtet des häufigen Aufenthalts des Königs im Lande, ſuchte aber hier ein muthiger Mann in gleicher Weiſe, wie die Babenberger in Franken, die höchſte Gewalt an ſich zu reißen. Es war der Markgraf Burchard aus dem Geſchlechte der Grafen des Thurgaus, deſſen Mark gegen Italien in den höchſten Theilen der Alpen lag. Er nannte ſich „Fürſt der Alamannen“ und verlangte von Allen als Herzog des Landes anerkannt zu werden. Aber vielfacher Widerſtand begegnete ihm, vor Allem von Salomo und den Kammerboten, und auf einem Landtage, den er im Jahre 911 hielt, wurde er unter wildem Getümmel erſchlagen. „Ungerechter Weiſe“, ſagte das Volk, wie immer damals auf Seite des kühn aufſtrebenden Fürſten. Mit grauſamer Erbitterung verfolgten Burchards Feinde ſeine ganze Familie. Seiner Wittwe wurde ihre Habe genommen, ſeine Söhne Burchard und Udalrich aus dem Lande vertrieben, ihre Eigengüter und Lehen als gute Beute vertheilt. Selbſt des jüngeren Burchard Schwiegermutter Giſela betrog man um das Ihrige, indem man ſie durch falſche Zeugniſſe der Theilnahme am Hochverrath zu überführen ſuchte. Graf Adalbert, des älteren Burchard Bruder, wurde, obwohl er als der gerechteſte Mann gerühmt wird, auf Anſtiften des Biſchofs Salomo ermordet. Nicht anders, als bei den Babenbergiſchen Grafen, ſuchte man auch dieſes ganze Geſchlecht zu vernichten. Aber gleich darauf bemächtigte ſich Erchanger ſelbſt der höchſten Gewalt, wenn er gleich erſt ſpäter den herzoglichen Namen annahm. Man ſieht, Erchanger erhob ſich durch Burchards Fall, wie die Konradiner durch den Untergang der Babenberger.

Wie in Schwaben die herzogliche Gewalt früherer Zeiten eigent-

lich nur erneuert wurde, ſo auch in Baiern, wo ſie von den Anfängen der Stammesgeſchichte an eine nationale Geltung gehabt hatte. Und einfach und ungeſtört trat die Herſtellung ein. Schon Markgraf Liutpold hatte hier eine Stellung gewonnen, zu der ſich kein Anderer aufſchwingen konnte; die geſammten öſtlichen Marken Baierns ſtanden unter ihm, und er führte von ihnen bereits den Namen eines Markherzogs. Er allein hatte dann das Land gegen die Ungarn vertheidigt, und jene unglückliche Schlacht, in der er das Leben einbüßte, hatte ſeinen Nachruhm eher erhöht als geſchwächt. Arnulf, des Vaters würdiger Sohn, trat unbeſtritten in die Stellung deſſelben ein und ererbte mit deſſen Gütern, Lehen und Würden auch den Glanz und Ruhm des väterlichen Namens. Wer anders als er konnte jetzt der Führer des Volks und der Schützer des vom Könige aufgegebenen Landes ſein! Arnulf nannte ſich daher Herzog der Baiern, wie er es im vollen Sinne des Wortes war. Ob er durch eine beſondere Wahlhandlung vom Volke erhoben war, wiſſen wir nicht, und es bedurfte einer ſolchen auch kaum.

In ähnlicher Weiſe, faſt noch ruhiger und unvermerkter entfaltete ſich das Anſehen der Liudolfinger in Sachſen zu herzoglicher Gewalt. Dies Geſchlecht, zu den altſächſiſchen Edlingen gehörig, hatte ſchon in den Tagen Karls des Großen eine hervorragende Stellung gewonnen und Ekbert, das Haupt deſſelben, ſich als einer der erſten unter den Sachſen dem großen Kaiſer angeſchloſſen. Die Stammgüter des Geſchlechts lagen in Weſtfalen und Engern, von der Ruhr und Lippe bis zur Weſer hin, und ihr Beſtand wurde erheblich vergrößert durch die Mitgift der Ida, einer nahen Verwandten des Kaiſers, die ſich mit Ekbert vermählte. Idas Brüder Adalhard und Wala nahmen ſich mit großem Eifer der Bekehrung der Sachſen an; ſie gründeten das Kloſter Korvei an der Weſer, deſſen erſter Abt Warin, Ekberts Bruder, war und deſſen Schirmvogtei dann dem Geſchlechte Ekberts verblieb. Ekbert ſelbſt übertrug Karl der Große nicht allein die Führung des Heerbannes in den weſtlichen Theilen des Landes, ſondern auch die Vertheidigung der Nordgrenze des Reichs, wo Ekbert damals die Eſſeveldoburg gegen die Dänen anlegte. Ein jüngerer Bruder Ekberts, Kobbo, galt viel bei Ludwig dem Deutſchen und ſcheint weſentlich dazu beigetragen zu haben Sachſen dieſem Fürſten zu erhalten.. Ekberts Sohn Liudolf ſtieg zu noch größerem Reichthum und höherer Macht als der Vater.

Unter ihm erſtreckten ſich die Beſitzungen des Hauſes ſchon weit nach den öſtlichen Theilen Sachſens, deren Heerbann er führte, bis zur Elbe und zum Harze hin. Auch in Heſſen war Liudolf angeſeſſen, und ſein Geſchlecht ſtand in ſolchem Anſehen, daß König Ludwig der Deutſche ſeinen Sohn Ludwig mit einer Tochter Liudolfs vermählte.

Augenſcheinlich war Ekberts Geſchlecht im engſten Anſchluß an die Karolinger und den fränkiſchen Stamm zu ſolcher Höhe geſtiegen: kein Wunder daher, wenn daſſelbe die kirchliche Richtung der fränkiſchen Herrſchaft eben ſo eifrig in Sachſen durchzuſetzen bemüht war als die politiſche. Liudolf, mit einer fränkiſchen Frau von vornehmſter Geburt und ſeltener Lebenskraft*) vermählt, hat ſich durch eine geiſtliche Stiftung einen dauernden Namen in Sachſen gemacht. Mit ſeiner Gemahlin Oda pilgerte er nach Rom, brachte von dort die Gebeine der Päpſte Anaſtaſius und Innocentius heim und begründete zu ihren Ehren das Kloſter Gandersheim. Die Ehe Liudolfs und Odas war mit zwölf Kindern geſegnet; fünf ihrer Töchter nahmen zu Gandersheim den klöſterlichen Schleier und ihr jüngſter Sohn in einer benachbarten Abtei die Kutte. Die drei erſten Aebtiſſinnen des Kloſters Gandersheim waren Liudolfs und Odas Töchter; in beſonderem Glanze ſtrahlt das Bild der Hathumod, der älteſten unter den Schweſtern. Hathumods Tugenden haben vielleicht einen feſteren Grund für Gandersheims Zukunft gelegt als ihres Vaters Schenkung. Segen ſpendend und Licht verbreitend wandelte ſie durch das Leben gleich einem Engel; ihr früher Tod erfüllte Alle, die ſie gekannt hatten, mit unbezwinglicher Trauer. Kaum iſt jemals ein rührenderes Denkmal zärtlicher Bruderliebe geſtiftet, als ihr der Bruder in ſeinen Schriften geſetzt hat. So ſtolz der Mönch auf den Adel ſeines Königen verwandten Geſchlechts war, konnte er doch nicht die weltbeherrſchende Höhe ahnen, zu der es ſich im Laufe eines Jahrhunderts aufſchwingen ſollte; um ſo ergreifender iſt das Bild, welches er von dieſem hochbegnadigten Hauſe entwirft, wo ſich die Helden und Heiligen in innigſter Liebe die Hände reichten.

*) Oda ſtarb in ſehr hohem Alter im Jahre 913; ſie hatte ihr Leben auf 107 Jahre gebracht. Sie war ein Kind zu den Zeiten Karls des Großen und erlebte noch die Geburt ihres Enkels Otto, der Karls Herrſchaft und Kaiſerthum erneuerte.

Ludolf, der theils auf dem weſtfäliſchen Schloß Kappenberg, theils zu Ludolfshauſen unweit Korvei, dem jetzigen Dankelsheim, ſeinen Sitz gehabt haben ſoll, ſtarb im Jahre 866 in der Blüthe der Macht. Seine großen Beſitzungen, Reichslehen und Würden gingen auf ſeine Söhne Brun und Otto über. Brun, der ältere, der als Begründer von Braunſchweig angeſehen wird, trat zuerſt hervor. Er führte bei dem ſchrecklichen Einfall der Normannen im Jahre 880 den Heerbann Sachſens gegen die Feinde, fiel aber in jener unglücklichen Schlacht, welche das Land im Norden der Elbe den Feinden preisgab. Mit ihm bedeckten das Schlachtfeld die Biſchöfe von Minden und Hildesheim, zwölf Grafen, achtzehn hohe Reichsvaſallen und eine große Zahl anderer Krieger; Unzählige wurden von den Siegern in die Gefangenſchaft geſchleppt. Zu derſelben Zeit mit den Normannen erhoben ſich auch die Slawen und Wenden, die Grenzen von Sachſen und Thüringen überfluthend. In dieſer Noth nahm ſich Otto, dem nun alle Gewalt des Hauſes zugefallen war, des Landes an und ſchützte das Volk. Noch einmal führte Kaiſer Arnulf im Jahre 889 ein Heer gegen die Abodriten, aber der Zug mißlang; ſeitdem thaten die Könige nichts mehr für das bedrängte Sachſenland, die ganze Sorge für daſſelbe war Otto überlaſſen.

Otto begriff ſeine Stellung: er hielt die Streitkräfte Sachſens zuſammen, wahrte die Ruhe im Innern, drängte nach und nach die Feinde zurück und vertheidigte die Grenzen. Als die Dalemincier das Land beunruhigten, führte er ein Heer gegen ſie und überließ, da der Kampf ſich in die Länge zog, die Leitung des Heeres ſeinem kraftvollen und umſichtigen Sohne Heinrich, der die Feinde glücklich zu Paaren trieb. Aber die Dalemincier ſuchten Hülfe bei den Ungarn und fanden ſie. Im Jahre 906 ergoſſen ſich die erſten Schwärme der Ungarn über Sachſen, und ſchon im Jahre 908 erſchien der furchtbare Feind aufs Neue und hauſte aller Orten mit der wildeſten Grauſamkeit. Das Land litt gewaltig, und wenn es nicht in ſo tiefen Verfall gerieth als Baiern, ſo dankte es dies nur Otto und ſeinem Sohne Heinrich, die auch in den ſchlimmſten Tagen den Muth nicht ſinken ließen. Als Burchard, der die thüringiſche Mark gegen die Sorben zu ſchützen hatte, im Kampfe mit den Ungarn den Tod gefunden hatte, fiel auch in Thüringen die höchſte Gewalt Otto zu. Von Niemandem konnte das ſchutzloſe Land eher Hülfe und Rettung erwarten, als von

ihm, deſſen Beſitzungen ſich ohnehin damals ſchon weit an der Unſtrut ausdehnten und der in der goldenen Aue und am Kyffhäuſer ſeine beſten Burgen hatte. Bald nachdem ſehen wir die Macht der Sorben auf immer verſchwinden, und ihr Land wächſt der thüringiſchen Mark zu. Auch die Wenden wurden aus der jetzigen Altmark über die Elbe zurückgedrängt, und die überelbiſchen Sachſen nahmen die Sitze wieder ein, aus denen ſie von den Dänen verdrängt waren. So wurde überall Otto der Schutz Sachſens gegen die äußeren Feinde. Dem Babenbergiſchen Hauſe nahe verwandt — eine Tochter hatte Otto in dieſes Geſchlecht vermählt —, wie dem Konradiniſchen verſchwägert, miſchte er ſich doch in die blutigen Fehden, die Franken erfüllten, auf keine Weiſe; eben ſo wenig trat er, den alten Ueberlieferungen ſeines Hauſes getreu, dem Königshauſe entgegen, dem er überdies durch ſeine Gemahlin Hedwig, eine Enkelin Kaiſer Ludwigs des Frommen, verbunden war. Seine Sorgen waren nur auf das Sachſenland gerichtet; aber hier herrſchte er milde und gerecht, mit ſo freier Gewalt, daß man der Königsherrſchaft vergaß, und mit ſolchem Ruhme, daß ihm die Nachwelt den Beinamen des Erlauchten gab. Wer hätte ſich hier neben ihm, wenn das oſtfränkiſche Reich zerfiel, behaupten können, oder wer hätte dem ergrauten Fürſten die in ehrenvollen Anſtrengungen erworbene Macht entreißen mögen? Nirgends im Reiche gab es eine ſo feſt mit der ganzen Geſchichte des Landes verwachſene und den wahren Bedürfniſſen des Volks ſo entſprechende Gewalt als die ſeine. Welchen Namen er nun auch ſelbſt ſich beilegen mochte, ob er ſich Graf oder Markgraf nannte, er war in der That und Wahrheit der Herzog der Sachſen und Thüringer.

So ging allmählich überall die königliche Gewalt auf die Herzöge über, und das Reich löſte ſich in die Herzogthümer Baiern und Schwaben, Franken, Lothringen und Sachſen auf. Als daher Ludwig am 24. September 911 ruhmlos ſtarb, wie er ruhmlos gelebt hatte — nicht einmal der Ort iſt vermerkt worden, wo der letzte Karolingiſche König in deutſchen Landen abſchied —, da meinten Viele, ſie bedürften keines Königs weiter, unter ihren Herzögen würden ſich die einzelnen Stämme beſſer beſchirmen, als dies Königsmacht bisher vermocht hätte, mit dem glänzenden Waffenruhm der kühnen Franken ſei es längſt vorüber, und ein ohnmächtigeres Geſchlecht habe nie das Scepter geführt, als dieſe ſpäten Nachkommen Karls des Großen. Das oſtfränkiſche

Reich, in dem die deutschen Stämme zum ersten Male, von den Romanen gesondert, in staatlicher Vereinigung bestanden hatten, ging zu Ende, und die Einheit der deutschen Stämme schien sich zugleich mit ihm für immer zu lösen.

Vier Reiche: die Reiche der Franken und Sachsen, der Baiern und Schwaben bildeten sich aus der deutschen Herrschaft der Karolinger, und ob sie bald genug sich wieder in einem deutschen Reiche vereinten, blieb doch das Andenken an ihre gesonderte Stellung bis in entfernte Zeiten.

2.

Konrads I. Versuche ein einiges Reich zu gründen.

Als Ludwig das Kind ohne Erben gestorben war, fühlten die Deutschen, daß das letzte Band gelöst sei, das sie an die Karolingische Monarchie gefesselt hatte. Diesseits des Rheins scheint es Keinem unter den deutschen Großen in den Sinn gekommen zu sein, das Erbrecht des Karolingers, der in Westfranken herrschte und sich auch Lothringen eben damals unterwarf, anzuerkennen und ihm die getrennten Ostländer des Reichs wieder zu überliefern.

Große Gefahr war dagegen im ersten Augenblicke vorhanden, daß sich die deutschen Stämme, nachdem sie in dem ostfränkischen Reiche vereint gewesen waren, völlig wieder von einander trennen könnten. Aber obwohl dieses Reich nur eine kurze Dauer gehabt und unter den unglücklichsten Verhältnissen bestanden hatte, hatte es doch die deutschen Stämme mehr genähert, als man hätte glauben sollen. Die gemeinsamen staatlichen und noch mehr die kirchlichen Ordnungen hatten enger verbunden, was sich sonst so spröde abgeschlossen hatte, und es regte sich bereits ein dunkles Gefühl, daß man, wie man in Sprache und Sitte verwandt sei, so auch in den Kämpfen des Lebens zu einander gehöre und einander bedürfe, daß es gemeinsame Güter gebe, die man vereint zu hegen und zu vertheidigen habe. Nicht äußerer Zwang, nur jene ersten Regungen eines deutschen Volksbewußtseins haben in der That bei Ludwigs Tode das Reich zusammengehalten.

Wunderbar, daß in dem Augenblicke, wo sich die einzelnen deutschen Stämme aus der Karolingischen Monarchie lösten, das Bedürfniß nach politischer Einigung unter ihnen selbst zum ersten Male deutlich hervortritt; wunderbarer noch, daß sich gerade unter den Franken und Sachsen trotz ihrer alten tödtlichen Stammesfeindschaft, die keineswegs erstorben war, das Bewußtsein gemeinsamer Nationalität am regsten kundgab. Sie vornehmlich, die norddeutschen Stämme, waren es, welche die Einheit des Reichs erhielten. „Wie Brüder, wie ein Volk standen sie jetzt zusammen," — sagt Widukind, der wackere Mönch von Korvei, der die Geschichten dieser Zeit beschrieben hat — „das hatte der große Karl durch den christlichen Glauben bewirkt."

Wollten die deutschen Stämme aber in einem Reiche vereint bleiben, so blieb ihnen, da der Stamm Karls des Großen in den östlichen Gegenden ausgestorben war, kein anderer Ausweg, als aus freier Wahl einen ihr mächtvollsten Fürsten auf den Thron zu erheben. Zu solcher Wahl versammelten sich in den ersten Tagen des November im Jahre 911 die deutschen Großen und Bischöfe an der gewohnten Stelle zu Forchheim. Aus allen deutschen Stämmen mit Ausnahme der Lothringer waren Wähler erschienen, aber am zahlreichsten die Großen der Franken und Sachsen, wie sie ja den Gedanken, die Einheit des Reichs zu erhalten, am lebendigsten erfaßt hatten. Die Blicke der Wähler mußten sich deshalb auch sofort auf die beiden Führer dieser beiden Stämme richten: auf Herzog Otto und Herzog Konrad.

Beide leuchteten an Macht und Ansehen allen deutschen Fürsten voran, und wie sie nie bisher in Zwietracht gestanden, sondern sich sogar durch verwandtschaftliche Bande geeint hatten, war zu hoffen, daß Einer sich willig dem Andern fügen würde; beide hatten der königlichen Gewalt nicht nur nicht widerstrebt, sondern sie vielmehr allein noch erhalten; sie hatten sich überdies vielfach der Geistlichkeit geneigt erwiesen und standen endlich mit dem ausgestorbenen Königsgeschlecht in entfernter Verwandtschaft: dies Alles mußte sie auf gleiche Weise den Wählern empfehlen.

Auf Herzog Otto wandten sich zuerst die Stimmen der Wähler. Willig beugten die stolzen Franken, bei denen von Anbeginn an das Königthum gewesen war, ihr Haupt dem Sachsen. Und wären Erfahrung und Weisheit die einzigen Tugenden auf dem Throne, so war kein deutscher Mann würdiger als Otto die Krone zu tragen; auch

war wohl Niemand unter den Fürsten, der an Reichthum und Gewaltfülle sich mit ihm messen konnte. Aber was Otto auch besaß, Eines, fühlte er selbst, fehlte ihm, um die schwere Last der Krone auf sich zu nehmen: die Kraft der Jugend. Sein Haupt neigte sich der Erde zu; der Mann, der die deutschen Länder aus so vielen inneren und äußeren Gefahren retten sollte, mußte hoch sein Haupt über die Schaar der anderen Menschen erheben. Es wäre eine traurige Wahl gewesen, wenn man sich nach dem Kinde einen Greis zum König gesetzt hätte. Auf den ersten Mann unter den Franken, auf Herzog Konrad, der in jugendlicher Kraft blühte, richtete daher Otto selbst die Stimme der Fürsten. Gehörte doch Konrad überdies dem Stamme an, der bis dahin in der Herrschaft gestanden hatte, und Herkommen und Sitte waren zu jenen Zeiten gewaltige Mächte. Als der greise Otto sich mit seinen Sachsen dem jungen fränkischen Fürsten zu unterwerfen bereit war, wählten einhellig Alle Konrad, und die Herrschaft blieb dem fränkischen Stamme. Aber nicht deshalb allein, weil Konrad ein Franke war, und noch weniger wegen seiner Verwandtschaft mit dem Karolingischen Hause wurde er zum Könige gewählt — obwohl dies Alles nicht ohne Einfluß war —, sondern weil er vor Allen der Mann schien, das ostfränkische Reich zu retten; er war ein Wahlkönig der deutschen Großen im strengsten Sinne des Worts. Konrad wurde gesalbt und gekrönt nach alter Sitte der Franken.

Ob Konrad gegen die Fürsten, die ihn erhoben, bestimmte Verpflichtungen eingehen mußte, wissen wir nicht; aber das liegt auf der Hand, daß jeder von ihnen glaubte durch ihn in seinem Besitzstand geschützt zu werden, mochte derselbe nun nach strengem Recht gewonnen sein oder nicht. Denn nicht deshalb konnten die Herzöge, Grafen und großen Reichsvasallen sich einen König gesetzt haben, um sich in dem Genuß bereits erworbener Rechte und Freiheiten beschränken und verkürzen zu lassen. Wer hätte es nicht fühlen sollen, daß einem Wahlkönige weniger zustehe als einem Herrscher, der sich auf Erbrecht stützt? Und waren im Westfrankenreiche bereits die Lehen im erblichen Besitz der Großen, obschon König Karl seine Krone von den Vätern überkommen hatte, so konnten die deutschen Fürsten um so mehr die Vererblichung ihrer großen Lehen von ihrem Wahlkönig erwarten. Die Kraft der Völker des Reichs gegen die äußeren Feinde zu sammeln: das mochte den deutschen weltlichen Fürsten wohl als die einzige Auf-

gabe König Konrads erscheinen. Die geistlichen Herren, vor Allen Erzbischof Hatto von Mainz und Bischof Salomo von Konstanz, erwarteten freilich ganz Anderes. Dieser kräftige jugendliche Fürst, hofften sie, würde die Kirche mit mächtiger Hand schützen, sie gegen die vielfachen Bedrängungen und Gewaltthaten des Adels vertheidigen, der Herrschaft der kleinen Tyrannen, wie einst Karl Martell und Karl der Große, ein Ende machen und mit der Einheit des Reichs zugleich den kirchlichen Zusammenhang zwischen den deutschen Ländern befestigen.

Nicht mit Unrecht schien man große Hoffnungen von dem neuen König zu hegen. Konrad war ein tapferer, mannhafter Fürst, reich an ritterlichen Tugenden; glänzend und stattlich trat er auf nach der Art der Franken, überdies war er freigebig und gütig, leutselig und von heiterer Laune, wie sein ganzes Geschlecht. Als er bald nach seiner Thronbesteigung nach dem Kloster St. Gallen kam, setzte er sich an die Tafel der Mönche und aß von den Speisen, die den Brüdern aufgetragen wurden. „Möget ihr wollen oder nicht," sagte er nicht ohne schalkhafte Laune, „heute müßt ihr mit mir theilen." Man bedauerte, daß er nicht anderen Tags gekommen sei, wo es frisches Brod und gute Bohnen gebe. „Was thut's," erwiderte er, „Gott erbarmt sich eurer bei altem Brod wie bei frischem." Die kleinen Klosterschüler, die bei der Tafel vorgelesen hatten, ließ er zu sich kommen, hob sie zu sich in die Höhe und steckte jedem ein Goldstück in den Mund. Darüber schrie ein kleiner Knabe und spuckte das Goldstück aus. Der König lächelte und sprach: „Aus dir wird einst ein braver Mönch werden!" Als die Kinder in der Kirche einen Umzug halten sollten, ließ er Aepfel auf dem Gange ausstreuen, und als nach den lockenden Früchten auch nicht die Kleinsten einmal die Hände ausstreckten, lobte er höchlich die gute Zucht und Ordnung. Zum Lohn bekamen die Kinder drei freie Spieltage, die in der Klosterschule von St. Gallen viele Jahrhunderte hindurch das Andenken des freundlichen Königs Konrad bewahrt haben.

In den ersten Zeiten genoß der König allgemeine Anerkennung, und mit Freuden sah man ihn alsbald seine Waffen nach Lothringen wenden. Geschah es auch im Interesse seines Geschlechts, das in diesem Lande große Lehen besessen und seit dem Abfall desselben verloren hatte, so war es doch nicht minder für die Zukunft und Ehre der neuen Herrschaft von größter Wichtigkeit, daß ein Land, das so lange zu Ostfranken gehört hatte, nicht dem Westreiche verblieb. König Karl, stolz auf

die Erwerbung des Landes, von dem er eine neue Aera seiner Regierung begann, war selbst nach Lothringen gezogen und hatte von seiner neuen Provinz Besitz ergriffen. Zwei Feldzüge unternahm Konrad gegen ihn, aber nur mit geringem Erfolge. Nur der von Alamannen bewohnte reiche Elsaß wurde behauptet, sonst mußte Karl der Besitz der überrheinischen Gegenden überlassen werden.

Es war ein schweres Mißgeschick für die neubegründete Herrschaft, daß gleich die ersten Waffenthaten das Glück so wenig begünstigte; aber noch verhängnißvoller war für Konrad der Tod des Mannes, dem er vor Allem die Krone verdankte. Herzog Otto starb am 30. November 912, und über seinem Grabe lohten alsbald die Gluthen der inneren Kriege auf, die Konrad nicht mehr zu dämpfen vermochte.

Ottos Erfahrung hatte Konrads jugendlichen Ungestüm gemäßigt, und der überwiegende Einfluß des alten Sachsenherzogs auf die Angelegenheiten des Reichs viel dazu beigetragen, die deutschen Fürsten für Konrad zu gewinnen. Nach Ottos Tode aber hatte die hohe Geistlichkeit allein über das Ohr und das Herz des Königs zu gebieten. Die Bischöfe des Reichs, wie Hatto und Heriger von Mainz, Salomo von Konstanz, Piligrim von Salzburg und Drakolf von Freising waren am Hofe stets gern gesehen, sie galten allein dort und konnten Alles erreichen. Ihren Haß gegen die gewachsene Macht des Adels und besonders gegen die aufstrebenden Herzöge flößten sie dem Könige ein und erfüllten dessen Seele mit dem Gedanken, daß es vor Allem darauf ankäme, die Monarchie Karls des Großen in ihren alten Formen herzustellen und der Tyrannei des hohen Adels ein Ende zu machen. Nur allzubereit ging Konrad auf ihre Klagen und ihre Pläne ein, und der Kampf gegen die Herzöge wurde ihm so zur Aufgabe seines Lebens.

Gleich nach Herzog Ottos Tode wurde es klar, wohin die Absichten des Königs gingen. Heinrich, Ottos Sohn, damals in den Jahren frischester Manneskraft, hatte sofort die Erbschaft seines Vaters angetreten und war von den Sachsen als Herzog förmlich gewählt oder doch anerkannt worden; Niemand zweifelte daran, daß auch die reichen Lehen in Sachsen und Thüringen vom Vater auf den Sohn übergehen müßten. Verdankte Konrad doch die Krone dem Vater, sollte er dies nicht dem Sohn vergelten? Aber Furcht und Mißtrauen vor der Uebermacht des kräftigen Mannes erfüllten die Seele des Königs und das Herz des Erzbischofs Hatto. Sie besorgten, mit der vollen Macht und Gewalt

seines Vaters bekleidet, möchte der Sachse Konrad über den Kopf wachsen und die Majestät des Königthums bedrohen. Daher entzog man ihm mehrere der Lehen, die sein Vater besessen hatte. Ganz Sachsen wurde mit Unmuth über den Undank des Königs erfüllt, und bittere Beschwerden drangen bis zu den Ohren desselben; er aber vertröstete auf andere, bessere Zeiten. Da riethen die Sachsen ihrem Herzog, er solle sich selbst in seinem Rechte beschützen; wolle ihm der König die Lehen seines Vaters nicht freiwillig geben, so sei er Mann genug, um sie trotz Königsmacht zu behaupten. Im Anfang des Jahrs 913 kam Konrad selbst nach Sachsen, aber er fand hier Nichts als finstere Mienen und trotzige Blicke und sah, wie eine Schaar tapferer Ritter und eine große Menge Kriegsvolks Heinrich umdrängte. Da stand er von offenem Widerstand ab und trachtete, wie man sich erzählte, danach Heinrich durch List zu beseitigen.

Die Sage berichtet, Hatto habe hier abermals zu schlimmen Dingen die Hand geboten, und verknüpft Heinrichs Geschichte mit der des unglücklichen Adalbert. Hatto — so erzählt der Mönch von Korvei der Sage nach — wollte Heinrich zu Falle bringen, um sich die Gunst des Königs und der Franken zu erwerben. Er bestellte deshalb eine kunstreiche Kette bei einem Goldschmied, mit der sollte Heinrich bei einem Gelage, zu dem er ihm einladen wollte, erdrosselt werden. Schon war die Einladung ergangen, und große Gunst und schöne Geschenke hatte der Bischof dem Herzog versprochen, um ihn desto sicherer in die Falle zu locken; da geht der Bischof noch einmal zum Goldschmied und betrachtet die bestellte Arbeit. Als er die Kette erblickt, seufzt er, und betroffen fragt ihn der Goldschmied, was sein Herz bedrücke? „Ach! mit dem Blute des wackersten Mannes, mit Heinrichs Blut wird diese Kette befleckt werden," sprach das böse Gewissen aus Hatto. Gewaltig erschrak der Goldschmied, aber er schwieg und lieferte die Arbeit ab. Kaum war indessen das geschehen, so eilte er zu Heinrich, der ihm schon auf dem Wege entgegenkam, und entdeckte ihm Alles. Heinrich ergrimmte heftig ob solcher Kunde, ließ sofort den Boten des Bischofs, welcher die Einladung überbracht hatte, rufen und befahl ihm: „Geh und sage Hatto, Heinrichs Hals sei nicht härter als Adalberts. Ich will mit der Schaar meiner Dienstleute ihn nicht belästigen, sondern daheim bleiben und mich bedenken, wie ich ihm diene." Und tüchtig diente er dann dem Bischof. Er überfiel die großen Güter, die der Erzbischof in Sachsen und beson-

ders in Thüringen hatte, jagte die Grafen Burchard und Bardo, von denen der eine des Königs Schwestermann war, aus dem Lande und vertheilte ihre großen Güter unter seine Vasallen und Dienstleute. Erzbischof Hatto starb bald nachher, und man erzählte, Gottes Rache habe ihn getroffen, von einem Blitzstrahl sei er zu Boden geschmettert.

Wer will Dichtung und Wahrheit hier haarscharf scheiden; aber unglaublich ist nach früheren und späteren Vorgängen keineswegs, daß Konrad und Hatto Heinrich nach dem Leben getrachtet haben, und fest steht, daß der Krieg zwischen den Sachsen und Franken noch im Frühjahr 913 zum Ausbruch kam, daß Burchard und Bardo aus ihren Besitzungen vertrieben wurden und daß Bischof Hatto bald darauf, am 15. Mai des Jahres 913, starb. Sein Nachfolger war Heriger, bisher Abt von Fulda, ein Mann von gleicher Gesinnung und gleicher Gewandtheit, der auf die Entschließungen des Königs nicht minderen Einfluß gewann.

In dem Kampf gegen Konrad schlossen sich die Sachsen auf das Engste an Heinrich an, nicht allein um seines trefflichen Vaters willen, sondern auch wegen der hohen Tugenden, die ihn selbst auszeichneten. Er war, heißt es, gleich wie eine Blüthe, die das Kommen des Lenzes verkündet. Im kriegerischen Spiel, im Lanzenrennen und ritterlichen Zweikampf war es eine Lust, den stattlichen, hochgewachsenen Mann zu schauen; keinen kühneren und glücklicheren Jäger gab es in Sachsen als ihn, und auch auf dem Schlachtfelde hatte er schon glänzende Proben hohen Muthes gegeben. Mit Sieg gekrönt war er aus dem Kampfe gegen die Dalemincier heimgekehrt; gegen die Ungarn hatte er sein Schwert geschwungen, ob nicht siegreich, doch nicht ohne Ruhm. Ein eigenthümlicher natürlicher Scharfblick wird zu jener Zeit selbst von den Franken den Sachsen nachgerühmt, und Niemand besaß ihn in höherem Maße als Heinrich. Das Zweckgemäße und Ausführbare erkannte er auf den ersten Blick; nie setzte er seinen Handlungen ein anderes Ziel als das seinen Kräften erreichbare. Uebermuth und Leichtfertigkeit schienen seinem Wesen durch und durch fremd; wenn er auch beim Mahle oft guter Laune war, so zeigte er sich doch meist ernst, oft streng. Keiner seiner Untergebenen erlitt je Gewalt von ihm; Friede und Ordnung unter den Seinen zu stiften schien sein eifrigstes Streben und gelang ihm mit bewundernswerther Leichtigkeit. Gern und reichlich belohnte er seine Vasallen und Dienstleute, die ihm mit der größten Treue anhin-

gen; ſchwer war es zu ſagen, ob ſie mehr Ehrfurcht oder Liebe ſo eng an ihn feſſelte. Anhänglichkeit an ſein Sachſenland und ſein Sachſenvolk war eine der hervorleuchtendſten Tugenden Heinrichs; ſtreng hielt er an ſächſiſcher Sitte und Weiſe und knüpfte ſelbſt mit den überſeeiſchen Sachſen die lange unterbrochene Verbindung wieder an.

Aus den ſchönen Töchtern Sachſens hatte ſich Heinrich zweimal die Gattin erwählt. Seine erſte Liebe war Hatheburg, die anmuthige Tochter des reichen Grafen Erwin, der zu Merſeburg ſeinen Sitz hatte; hier am Saaleſtrande wurde das Beilager gehalten. Aber nicht lange währte das Glück der Liebenden. Die Kirche trennte, was ſie nicht verbunden hatte und was zu ihrem Schaden ſich vereinte. Hatheburg war bereits, wie es ſcheint, vermählt geweſen und hatte ſich durch ein Gelübde dem klöſterlichen Leben geweiht; ihre reiche Erbſchaft war dem Kloſter beſtimmt. Gottlos und nichtig ſchalt deshalb Biſchof Siegmund von Halberſtadt ihre Ehe und beſchied die Gatten, welche ſich gegen den Willen der Kirche verbunden hatten, vor ſeinen Richterſtuhl. Schon trug Hatheburg ein Kind unter ihrem Herzen; dennoch wurde die Ehe gelöſt und der Makel unehelicher Geburt dem Sohne angeheftet, den ſie alsbald gebar und Thankmar nannte.

Nach dem Willen des Vaters bewarb ſich Heinrich wenige Jahre ſpäter um die Hand der trefflichen Mathilde, die aus dem edlen Geſchlechte Herzog Widukinds entſproſſen war. Ihr Vater — Theoderich war ſein Name — galt für einen reichen und bedeutenden Mann im Weſtfalenlande; zu Enger unweit Herford hatte er ſein Gut und ſein Wohnhaus. Um ſo heller ſtrahlte der Glanz dieſes Stammes, als eben damals die Herrſchaft der Karolinger zu Ende ging, gegen die Widukind zuletzt ſo heldenmüthig die ſächſiſche Freiheit vertheidigt hatte. Mathilde war ſchon in früher Jugend dem Kloſter Herford übergeben: ſie wurde hier in der Schrift und nützlichen Handarbeiten unterrichtet, nicht um dereinſt Nonne zu werden, ſondern um mit trefflichen Kenntniſſen ausgerüſtet in das weltliche Leben zurückzukehren. In Herford erwuchs Mathilde zur Jungfrau, und ob ſie hinter Kloſtermauern lebte, drang doch der Ruf von ihrer Schönheit, Sittſamkeit und Tugend durch das weite Sachſenland. Der alte Otto wünſchte die Enkelin Widukinds Heinrich zu vermählen, und der Sohn widerſtrebte nicht dem Willen des Vaters. Mit ſtattlichem Gefolge begab ſich Heinrich nach Herford. Zuerſt ſah er aus der Ferne Mathilde in der Kirche, dann hielt er ſo-

gleich in feierlicher Werbung bei der Aebtissin des Klosters (es war die Großmutter Mathildens, die als Wittwe den Schleier genommen hatte) um die Hand der Jungfrau an. Er gewann es von der Großmutter, daß sie selbst ohne Vorwissen der Eltern die Enkelin ihm verlobte, und schon am folgenden Tage führte er in erster Frühe in aller Stille Mathilde der Heimath zu. Ueberall wurde Heinrich mit seiner Braut mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen und nicht lange nachher zu Wallhausen in der goldenen Aue die Hochzeit mit einer Pracht, wie sie sonst nur Könige entfalten, festlich begangen. Wallhausen mit allem Zubehör erhielt Mathilde als reiche Morgengabe von ihrem Gemahl geschenkt. Dies geschah im Jahre 909. Am 22. November 912 gebar Mathilde ihren ersten Sohn, die letzte Freude seines Großvaters, nach dem das Knäblein den Namen Otto erhielt.

Auf diese Familie — die Nachkommen Ekberts und Widukinds — richteten damals alle Sachsen voll Stolz ihre Blicke. In Heinrich sahen sie den Mann des Trostes und Beistandes in diesen schlimmen Zeiten; er schien und er war, wie die Folge lehrte, der ersehnte Befreier des bedrängten Vaterlands. Es war ein schwerer Kampf, in den sich König Konrad gegen Heinrich und seine Sachsen einließ, und um so bedenklicher der Ausgang, als sich auch an anderen Seiten bereits der Geist der Auflehnung gegen die königliche Herrschaft zeigte. Denn gleichzeitig wurde der Bischof Einhard von Speier durch zwei Grafen überfallen und getödtet, und Herzog Erchanger erhob sich in offener Feindschaft gegen Bischof Salomo von Konstanz und dessen königlichen Schutzherrn.

Zu noch größerem Unglück brachen eben damals mit großer Macht die Ungarn wiederum in Baiern ein und verwüsteten weithin das Land. Unter den Fahnen Herzog Arnulfs sammelten sich die tapferen Baiern, und zu ihnen stießen die Schwaben, von Erchanger und Berchthold geführt, den Brüdern von Arnulfs Mutter Kunigunde. Da, wo der Inn seine vollen Wogen der Donau zuführt, unweit Passau, kam es zu einer blutigen Schlacht; unter saurem Schweiße wurde den Ungarn der Sieg entrungen, und die Herzöge Arnulf und Erchanger gewannen zuerst den Ruhm, eine schwere Niederlage dem gefürchteten Feinde beigebracht zu haben (913). Während das Königthum ruhmlos aus dem Kampfe in Lothringen hervorgegangen war, begleiteten Sieg und Glück die herzoglichen Gewalten. Konrad fühlte, daß er ihnen vereint nicht gewachsen

ſein würde, und beſchloß Erchanger und Arnulf auf ſeine Seite zu ziehen. Er trug ſeine Sache mit Erchanger aus und vermählte ſich, um den neuen Bund zu beſiegeln, mit deſſen Schweſter Kunigunde, der Mutter Herzog Arnulfs; er hoffte Baiern und Schwaben zugleich durch dieſe Ehe, welche Staatsklugkeit, nicht Liebe ſchloß, dauernd an das Reich zu feſſeln.

Seine Rechnung war irrig, und er ſelbſt that wenig, um ein gutes Vernehmen zu erhalten. Als die Burg Stammheim, welche auf königlichem Boden von Erchanger und Berchthold erbaut war, ſie bald darauf nach des Königs Befehl an das Kloſter St. Gallen abtreten ſollten, brach der kaum vergeſſene Groll gegen Konrad und Biſchof Salomo, der zugleich Abt von St. Gallen war, aufs Neue hervor, und mit feindlicher Gewalt kamen die Brüder über den Feind, der ihnen zunächſt erreichbar war. Biſchof Salomo wurde von ihnen gefangen genommen und auf eine ihrer Burgen gebracht. Konrad eilte zu ſeiner Befreiung herbei, und es gelang ihm ſich der Perſon Erchangers zu bemächtigen (914). Erchanger wurde darauf des Landes verwieſen; aber ſofort erſchienen Andere auf dem Kampfplatz, um gegen den König in Erchangers Stelle zu treten. Herzog Arnulf erhob ſich für ſeinen Oheim in Baiern in offener Empörung. Zwar war er den Waffen des Königs nicht gewachſen, der ſich Regensburgs bemächtigte und Arnulf zur Flucht nach Ungarn zwang; aber auch in Schwaben entbrannte ſchon von Neuem der Aufſtand. Burchard, des getödteten Herzogs Burchard Sohn, kehrte aus der Verbannung zurück und durchzog verwüſtend das Land. Um ihn ſchaarten ſich die Mißvergnügten und beſetzten die unbezwingliche Veſte Hohentwil, auf einem Baſaltkegel im Hegau erbaut, die damals zuerſt, nachher noch oft in der Geſchichte genannt wird. Der König mußte abermals in das Land ziehen und Hohentwil belagern (915). Noch leiſteten die Gegner des Königs herzhaften Widerſtand, als die ſchlimme Kunde kam, daß Herzog Heinrich in Franken eingedrungen ſei. Da brach der König die Belagerung ab, verließ Schwaben und eilte Heinrich entgegen.

Lieder und Sagen waren von Erchangers Kämpfen weit in Schwaben verbreitet, nach denen Eckard von St. Gallen ſpäter eine Darſtellung derſelben gegeben hat, die mit der glaubwürdig überlieferten Geſchichte vielfach in Widerſpruch ſteht. Auch von den Kämpfen Konrads und Heinrichs wiſſen wir nur aus ähnlichen von den Sachſen geſun-

genen Liedern, deren Inhalt Widukind, der Mönch von Korvei, uns erhalten hat.

Der König, erzählt Widukind, entsandte seinen Bruder Eberhard mit Heeresmacht nach Sachsen, um das Land zu verwüsten. Als aber Eberhard bis zur Eresburg vorgedrungen war, ohne einem Feinde zu begegnen, wurde er ungeduldig, daß sich nirgends die Sachsen ihm zeigten, und brach in die prahlenden Worte aus: „Schwer liegt es mir auf der Seele, daß mir die Sachsen nimmer in offenem Felde begegnen und ich meine Kraft nicht mit ihnen messen kann!" Kaum war dies seinen Lippen entflohen, siehe, da rückten ihm die Sachsen entgegen bis eine Meile vor die Burg; mit Heldenmuth stürzten sie sich auf sein Heer, und so mähten ihre Schwerter unter den fränkischen Schaaren, daß die Bänkelsänger nachher sangen:

Kein Höllenschlund ist groß genug
Zu fassen, die man hier erschlug.

Eberhard aber hatte nun die Sachsen kennen gelernt und verlangte nicht nach einer neuen Begegnung, sondern floh mit Schimpf und Schande von dannen. Als aber König Konrad vernahm, was geschehen war, versammelte er die ganze Streitmacht der Franken und zog aus, um Heinrich aufzusuchen. Da er erfuhr, daß Heinrich in der Burg Grona — sie lag nicht weit von Göttingen — in Sicherheit sei, aber nicht viel Mannen um sich habe, rückte er eiligst vor die Burg, um sie zu belagern. Als er vor derselben lag, schickte er eine Gesandtschaft an Heinrich und ließ ihn auffordern sich freiwillig zu ergeben, er werde an ihm dann einen treuen Freund, nicht mehr einen Widersacher finden. Wenig traute Heinrich solcher Rede, aber er war in großer Bedrängniß und wollte schon nachgeben: da trat just zur rechten Stunde Graf Thietmar, der vom Harz her war, ein kluger und kriegskundiger Mann, in den Saal, wo Heinrich mit den Gesandten des Königs verhandelte; er meldete, neue Schaaren führe er dem Herzoge zu, und fragte, wo sie das Lager beziehen sollten. Als Heinrich dies hörte, dämmerte ihm ein Hoffnungsstrahl auf, und er fragte Thietmar, wie Viele er mit sich bringe. „Bei dreißigtausend Mann," antwortete Thietmar, schnell gefaßt. Da entließ Heinrich die Gesandten, und am anderen Morgen brachen die Franken das Lager ab und kehrten nach Hause zurück. Das Beste aber war, daß Thietmar nicht mit dreißigtausend Mann, sondern nur mit fünf Leuten nach Grona gekommen war, und der kluge Graf mit seinem

Mutterwitze die aus dem Felde ſchlug, die der Herzog mit dem Schwerte nicht hatte beſiegen können.

So die Sage. Die Geſchichte meldet uns nur von dem Kampfe bei der Eresburg im Jahre 915, von dem Vorrücken Heinrichs nach Franken zu derſelben Zeit und verſchweigt den weiteren Verlauf und Ausgang des Kampfs. Wahrſcheinlich trat bald eine Verſöhnung ein, welche die traurige Lage ihrer Länder auf gleiche Weiſe beiden Fürſten an das Herz legte. Die Ungarn, welche die Stunde des inneren Zwieſpalts ſtets klüglich zu nutzen wußten, fielen nämlich in demſelben Jahre wiederum in die deutſchen Länder ein. Schwaben, Franken, Thüringen und Sachſen wurden von ihnen arg heimgeſucht; bis nach Bremen erſtreckte ſich der verheerende Zug. In dieſer Stadt wurden die Kirchen niedergebrannt, die Prieſter vor den Altären erſchlagen, die Kreuze abgehauen und verſpottet. Und mit den Ungarn zugleich brachen die Wenden und Dänen in Nordelbingen ein und verwüſteten die Länder bis an die Elbe. Das war eine Zeit, wo ein Mann, wie Heinrich, gewiß geneigt war, ſich mit dem König zu verſtändigen, und auch den König ſelbſt drängten immer neue und neue Sorgen.

Bald nachdem der König von Hohentwil abgezogen war, kehrte Erchanger aus der Verbannung nach Schwaben zurück; er vereinigte ſich jetzt mit Burchard gegen die Vertheidiger der königlichen Sache. Bei Wahlwies unfern des Bodenſees, auf einem Schlachtfelde, wo auch in ſpäterer Zeit große Entſcheidungen gefallen ſind, gewannen Erchanger, Berchthold und Burchard einen vollſtändigen Sieg über die Anhänger des Königs und des Konſtanzer Biſchofs. Erchanger wurde darauf als Herzog von Schwaben allgemein anerkannt. Wohl eine andere Folge des Sieges war es, daß Arnulf nach Baiern zurückzukehren wagte. Erſt ſetzte er ſich in Salzburg feſt, dann in Regensburg. Konrad zog gegen ſeinen feindlichen Stiefſohn abermals im Jahre 916 nach Baiern, belagerte ihn in Regensburg, konnte ihn aber nicht aus dem Lande verdrängen. Indeſſen hatten endlich die Sachen in Schwaben für Konrad eine glücklichere Wendung genommen. Erchanger und Burchard hatten ſich auf Vertrag dem König ergeben, während Berchthold ſich, wie es ſcheint, nach Baiern zu Arnulf flüchtete. So war mindeſtens Schwaben in Konrads Händen. —

Im September 916 traten zu Hohenaltheim im Rieß, unweit Nördlingen, die Biſchöfe der deutſchen Länder — nur die ſächſiſchen waren

nicht erschienen — in Berathung zusammen, um diesen Wirren des Reichs, bei denen sie vor Allen litten, nach Kräften zu steuern. Sie hatten sich auch vorher an den Papst Johann in Rom gewandt, daß er ihnen Rath ertheile, und obwohl dieser selbst schwer bedrängt war, hatte er ihnen doch nicht allein schriftlich Verhaltungsbefehle gesandt, sondern auch einen seiner ersten Hofbeamten, den Bischof Petrus von Ortona, als Legaten geschickt, auf daß er der Synode beiwohne und der höllische Samen der Zwietracht, der in jenem Lande aufgegangen sei, wie es heißt, gänzlich ausgerottet und die schenßlichen Ränke und Bosheiten nichtswürdiger Menschen zu Schanden gemacht würden. Die Verhandlungen dieser Synode sind uns erhalten und bilden eins der merkwürdigsten und wichtigsten Zeugnisse jener traurigen Zeit.

Als die Bischöfe zusammenkamen, saßen sie erst lange traurig in tiefem Schweigen und wußten nicht, wie sie beginnen sollten. Da erhob sich der Legat des Papstes und löfete ihnen die Zunge. Er las ihnen das Schreiben desselben vor. „Wir vernahmen Alles," sagen sie, „in Demuth, erwogen es reiflich, und mit ergebenem Herzen erklärten wir durchgängig uns damit einverstanden." Sie bekannten darauf zuerst nach dem Willen des Papstes ihre mannigfachen Vergehen und Sünden; denn auch sie hätten das allgemeine Verderben verschuldet, fortan solle es anders werden, und jeder Bischof ein rechter Bischof sein. Dann aber dachten sie zunächst doch nur wieder an ihren eigenen Vortheil, an die Sicherung ihrer Rechte und Einkünfte und beschlossen, die Zehnten sollten fortan regelmäßig gezahlt und nicht aus Neid den Bischöfen und Priestern vorenthalten werden, die Geistlichen sollten nicht vor den weltlichen Richter beschieden, sondern nur von ihren geistlichen Oberen gerichtet werden, und wenn ein Bischof oder Priester von den Amtsgenossen seiner Provinz verurtheilt wäre, solle ihm die Berufung an den Papst zustehen. Endlich richteten sie ihren Blick darauf, wie die königliche Gewalt zu befestigen und damit zugleich die Wohlfahrt der Kirche zu fördern sei. „Wir haben vernommen," heißt es, „daß viele Völker so treulos sind, daß sie den ihren Königen und Herren geschworenen Eid nicht mehr halten und des göttlichen Gerichts nicht achten, das denen den Fluch verkündet, welche den Namen des Herrn fälschlich im Munde führen." Deshalb schien es nothwendig, den Eid der Treue gegen den König zu erneuern und mit den stärksten Flüchen der Kirche die Meineidigen zu bedrohen. Um mit den Schrecken der

Hölle die Beschlüsse, die man jetzt zu fassen gedachte, im voraus zu waffnen, erhob sich die ganze Versammlung, Kleriker und Laien, und sprach feierlich dreimal folgende Formel: „Wer gegen dieses euer Urtheil handelt, dem sei Fluch und ewiges Verderben bei dem Kommen des Herrn, sein Theil sei mit Judas Ischarioth und dessen Genossen. Amen." Hierauf leisteten Alle, die anwesend waren, dem König aufs Neue den Eid der Treue und sprachen: „Wir geloben im Angesicht Gottes und aller Engel, des Chors der Propheten, Apostel und aller Märtyrer, im Angesicht der ganzen katholischen Kirche und der Christenheit, daß Niemand auf das Verderben des Königs sinnen, das Leben desselben antasten, ihn der Regierung des Reichs berauben, mit tyrannischer Anmaßung nach seiner Krone streben, noch zu seinem Schaden auf irgend eine Weise Schaaren Verschworener um sich sammeln wird. Wenn aber einer von uns sich freventlich eines solchen unterfangen sollte, so treffe ihn der Fluch Gottes, und er sei verdammt ohne Aussicht auf Vergebung für die Ewigkeit."

Alsdann verhängte die Synode über Erchanger und seine Gefährten, die sich gestellt hatten, geistliche Strafen: sie sollten, weil sie sich an dem Gesalbten des Herrn, ihrem König und Herrn, und dem Bischof Salomo vergriffen hätten, ihre Waffen niederlegen, in ein Kloster gehen und alle Zeit ihres Lebens das begangene Unrecht betrauern. Wer die beschworene Treue in Zukunft nicht halten oder Andere zum Treubruch verleiten würde, wurde mit der größten Strenge bedroht, jede Untreue gegen den König mit dem Bannfluch belegt, auf Treubruch oder Thätlichkeiten gegen einen Bischof die Strafe langjähriger Bußübungen in einem Kloster gesetzt. Endlich wurden noch Bestimmungen getroffen über die Punkte, welche sich nicht hatten erledigen lassen, weil Viele, die zur Synode gefordert waren, sich nicht gestellt hatten. Im Jahre 914 zu derselben Zeit, wo Salomo von Konstanz von seinen Gegnern ergriffen wurde, war der Bischof Otbert von Straßburg, der schon lange mit den Bürgern in Feindschaft lebte, erschlagen worden und ihm Richwin gefolgt, dessen gesetzliche Wahl angezweifelt wurde. Obwohl vorgeladen, hatte er sich nicht zu Altheim eingefunden; er sollte sich deshalb vor einer neuen Synode, die nach Mainz berufen war, in Person stellen. Eben dort sollten sich die ausgebliebenen sächsischen Bischöfe einfinden; wofern sie aber dieser neuen Ladung nicht Folge leisteten, wurde beschlossen, ihnen die Befugniß zu ent-

ziehen Messe zu lesen, bis sie in Rom sich gerechtfertigt hätten. Dem Bischof Richowo von Worms wurde aufgetragen, wegen jener beiden Grafen, die den Bischof Einhard geblendet, nähere Untersuchung anzustellen und deren Ergebniß dem Papste zu melden. Vergehen des niederen Volks gegen die Kirche sollten wegen der Bedrängniß der Zeit übersehen und der Vergessenheit übergeben werden. Diejenigen aber, die sich in das rasende Unternehmen Erchangers, Berchtholds und Arnulfs eingelassen, aber trotz ihrer Vorladung auf der Synode nicht erschienen wären, hätten sich sofort zu ihren Bischöfen zu begeben, um dort ihre Strafe entgegenzunehmen, anderenfalls sie dem Bannfluch der Kirche verfallen seien. Berchthold und Arnulf war noch besonders bis zum 7. October eine Frist gesetzt, nach deren Ablauf sie sich auf einer Synode zu Regensburg zu stellen hätten; erschienen sie dann nicht, so unterlägen sie unwiderruflich dem Banne und würden wie Judas, der Verräther des Herrn, der ewigen Strafe übergeben.

So beschlossen die Väter zu Hohenaltheim, und in der That unterwarf sich Berchthold alsbald auf Vertrag seinem Schwager. Aber mit den Strafen der Väter schien es Konrad nicht mehr genug, da Arnulf noch immer im Widerstande beharrte. So erbittert war schon sein Gemüth, daß er des gewährten Vertrags nicht achtete, sondern Erchanger und Berchthold, seine Schwäger, zum Tode verurtheilen ließ. Am 21. Januar 917 ließ er sie mit ihrem Neffen Liutfried bei Adingen im Neckargau enthaupten. So starben sie, die Sieger über die Ungarn, eines gleichen Todes wie der Babenberger Adalbert, gleich ihm vom Volke in Liedern verherrlicht. Die blutige That trug Konrad nicht die Früchte, die er gehofft hatte. Noch stand Arnulf im offenen Kampfe, um seine Oheime zu rächen, und wieder erhob sich in Schwaben der junge Burchard und brachte es alsbald dahin, daß er von allen Großen Schwabens als Herzog anerkannt wurde. Schwaben und Baiern waren im erklärten Aufstande.

Noch in demselben Jahre zog Konrad mit Heeresmacht gegen seinen Stiefsohn Herzog Arnulf nach Baiern. Umsonst suchte er seinen Gegner zu überwältigen. Und schon ergossen sich die Schwärme der Ungarn aufs Neue über Baiern und Schwaben, auch der Elsaß und Lothringen wurden von ihnen verheert. Konrad konnte dem verwüstenden Strome nicht mehr Einhalt thun; denn schwer erkrankt lag er darnieder.

In dem Kriege in Baiern soll Konrad eine Wunde empfangen haben, die seinen Tod herbeiführte. Aber tausend schlimmere Wunden bluteten in seinem Herzen, und wohl an diesen ging er in den Jahren frischester Blüthe zu Grunde. Ein schmerzliches Siechthum befiel den kräftigen Mann und ließ die Hoffnung verschwinden, daß er den begonnenen Kampf durchführen würde.

Es war ein schweres, trauriges Leben gewesen, das er sieben Jahre lang unter der Last der Krone geführt hatte. Denn was kann es Traurigeres geben, als wenn ein tüchtiger Mann ein hohes Ziel mit Anspannung aller seiner Kräfte verfolgt, und doch unterliegt, weil er nach dem Unmöglichen strebt. Konrad wollte das fränkische Königthum in alter Weise, in der Macht Karls des Großen herstellen; aber die Zeit war eine andere geworden, neue Mächte waren aufgetaucht von unbesieglicher Gewalt. Oft genug glaubte Konrad den Feind überwunden zu haben, und oft genug gewann er den Sieg, wo er selbst auf dem Kampfplatz erschien; aber sobald er den Rücken wandte, erhoben sich die feindlichen Mächte immer aufs Neue. Im ewigen Ringen mit den widerstrebenden Gewalten der Zeit wurde seine edle, tüchtige Natur herabgedrückt, und grausam und heimtückisch selbst zeigte sich der auf dem Throne, der vordem frei und seiner Kraft bewußt in den Stürmen des Lebens dagestanden hatte. Das geschah, weil er das Leben der Völker meistern und regeln sollte in gefahrvollen Zerwürfnissen, ohne jenen Adlerblick zu besitzen, der ungetrübt und ungeblendet durch die verwirrten und verwirrenden Erscheinungen des Augenblicks deutlich die Geschicke der Zukunft erkennt; jenen Adlerblick, ohne den ein Fürst in Zeiten, wo neue Kräfte abgestorbene Formen zu durchbrechen und zu bewältigen suchen, immer verloren ist. Konrad irrte, von der Macht geblendet; aber sein Irrthum ist verzeihlich, denn er stand nach seiner Ueberzeugung auf dem Grunde des Rechts und verfolgte eine Idee, an die er alles Glück seines Volks knüpfte. Manche haben geirrt, wie er; aber Wenige haben eine Todesstunde gehabt, wie die seine, wo der Schleier sich plötzlich hebt, die lange Täuschung schwindet und der entwölkte Blick prophetisch in die Zukunft dringt. Wenige haben in der letzten Stunde so offen den Irrthum des eigenen Daseins gestanden und noch sterbend das Recht des Gegners voll Selbstverleugnung anerkannt. „So sehr," sagt ein alter sächsischer Chronist, „lag ihm das Wohl des Vaterlands am Herzen, daß er selbst

durch Erhebung seines Feindes — eine seltene Tugend! — es zu fördern suchte."

Als Konrad sein Ende nahen fühlte, — so berichtet uns Widukind — rief er er seinen Bruder Eberhard zu sich und sprach: „Ich fühle, mein Bruder, nicht länger trage ich die Last dieses Lebens; Gott will es so, ich muß sterben. Was nun aus dem Reiche der Franken werden soll, das steht vornehmlich bei dir; darum erwäge es wohl und achte auf meinen Rath, den Rath deines Bruders. Wir haben viele Getreue und ein großes Volk, das uns im Kriege folgt, wir haben Burgen und Waffen, in unseren Händen sind Krone und Scepter, und es umgiebt uns aller Glanz des Königthums. Aber es fehlt uns das Glück und die rechte Sinnesart. Das Glück, mein Bruder, und diese Sinnesart fielen Heinrich zu; die Zukunft des Reichs steht bei den Sachsen. Nimm also diese königlichen Abzeichen, die goldenen Spangen mit dem Königsmantel, das Schwert und die Krone unserer alten Könige, gehe hin zu Heinrich und mache deinen Frieden mit ihm, auf daß du ihn fortan zum Freunde habest. Oder wie? Soll das ganze Volk der Franken mit dir vor seinem Schwerte fallen. Denn wahrlich er wird ein König und Herr sein vieler Völker!" So sprach Konrad, und Eberhard konnte den Thränen nicht gebieten. Er versprach zu thun, wie ihm der Bruder geboten hatte.

Bald darauf starb König Konrad, ohne männliche Nachkommenschaft zu hinterlassen, am 23. December des Jahrs 918. Durch seinen Tod versöhnte er sich die Gemüther der Menschen. Aufrichtig betrauerten ihn die Franken und begruben ihn in dem alten Kloster zu Fulda am Altar des heiligen Kreuzes. Die Grabesstelle ist längst zerstört, und kein Stein bezeichnet die Stelle, wo der hartgeprüfte Fürst seine Ruhestäte gefunden hat.

3.

Gründung des deutschen Reichs durch Heinrich I.

Wer hätte nicht von Heinrich dem Finkler gehört, wie er am Vogelheerde saß, als Eberhard und die Franken mit der Krone zu ihm

kamen und ihn zum Throne beriefen? Noch heute zeigt man zu Quedlinburg die Stelle, wo dies geschehen sein soll, und nennt sie den Finkelheerd. Wohl beruht dies auf einer alten schönen Sage unseres Volks, die mit der Zeit weiter ausgeschmückt ist, doch die Geschichte weiß von dem Allen Nichts; sie meldet, daß Heinrich andere Netze stellte, als für Finken und Lerchen, Netze, in denen die Feinde des deutschen Volkes ihren Untergang fanden.

Was Eberhard seinem sterbenden Bruder gelobt hatte, erfüllte er getreulich. Die Herrschaft, auf die er nach der Sitte wohl Ansprüche hätte erheben können, wies er von sich, und wie einst Otto auf Konrad, so wandte er jetzt die Blicke der fränkischen Großen auf Heinrich den Sachsen; der sei würdiger, sagte er, über die deutschen Länder zu herrschen als er, und Konrads Vermächtniß sei es, daß die Franken sich den Sachsen zum König erwählten. Am Eingange der Geschichte des deutschen Reichs stehen so zwei Männer bei einander, die der Krone entsagten: keine andere Geschichte hat Gleiches aufzuweisen.

Hatte schon Konrads Wahl vornehmlich auf dem Zusammenhalten der Franken und Sachsen beruht, so wurde Heinrich einzig und allein durch diese Stämme erwählt. Sie allein, die an der Einheit des Reichs noch festhielten, traten — und zwar nicht zu Forchheim, wie ehedem, sondern zu Fritzlar an der Eder in Hessen, an der Grenze ihrer Länder — zur Wahl zusammen, und hier rief Eberhard, unter dem die Franken erschienen waren, Heinrich vor allem Volk als König der Franken und Sachsen aus. Alle wählten mit Eberhard, und die Sachsen jubelten laut, daß frei fortan Heinrich über ganz Sachsenland walte und die Herrschaft selbst über die Franken gewonnen habe. Das geschah am 14. April des Jahres 919.

Als aber nun aus der Franken Mitte der Erzbischof Heriger von Mainz hervortrat und Heinrich aufforderte, sich von ihm nach alter Sitte salben und krönen zu lassen, wies dies Heinrich bescheiden, aber entschieden zurück. „Mir ist es genug," sagte er, „daß ich zum König erwählt worden bin und diesen Namen führe; das hat kein Sachse vor mir erreicht. Gottes Gnade und eurer Liebe danke ich es. Aber damit sei es genug. Salbung und Krönung sei einem Besseren vorbehalten; ich bin so großer Ehren nicht würdig." Solche Rede gefiel dem versammelten Volke wohl. Alle erhoben die Rechte gen Himmel,

dem neuen König Treue zu geloben, und riefen mit donnernder Stimme, daß es weithin hallte: „Heil und Segen dem König Heinrich!“

Nur der Geistlichkeit hatten die Worte des neuen Herrschers wenig behagt, und lange hat sie es Heinrich nicht vergessen, daß er nicht von priesterlicher Hand die Zeichen der höchsten Gewalt empfangen wollte, wie es alle Frankenkönige seit den Zeiten Pippins gethan hatten. Ein König ohne Priesterweihe, meinten sie, sei ein Schwert ohne Knauf, zu Nichts gut und tüchtig. Aber Heinrich hat sich dennoch einen König von Gottes Gnaden genannt, wie auch seine Krone getragen, und nimmer hat sein Volk geglaubt, sie sei ihm deshalb nicht von Gott gegeben, weil er sie nicht aus der Hand des Bischofs empfing. Fragt man, weshalb Heinrich sie nicht nach altem Brauch aus Herigers Hand nahm; vielleicht deshalb, weil er nicht, wie Konrad und Ludwig das Kind, sich von den Bischöfen leiten lassen, nicht gleich ihnen ein König der Geistlichkeit, sondern ein Schutz- und Schirmherr Aller sein wollte, oder auch, weil er nach der Sitte der Zeit nur als Franke sich krönen lassen konnte und doch ein Sachse bleiben wollte, wie er es war.

Es war ein wichtiger, folgenreicher Schritt, daß durch Heinrichs Wahl die Herrschaft von den Franken auf die Sachsen überging, auf den deutschen Stamm, der sich dem Blute, der Sitte, der Sprache nach am reinsten von allen erhalten hatte, daß jene kriegberühmten, weltbeherrschenden fränkischen Ritter, deren Vorfahren die Sachsen unterworfen hatten, sich nun selbst einem Sachsen beugten und die Jahrhunderte lang behauptete Herrschaft dem so lange befeindeten Stamme einräumten. Wenn nun fortan auch Heinrich sich König der Franken nannte und sein Reich als das fränkische nach dem Herkommen bezeichnete, so war doch offenbar jede unmittelbare Verbindung desselben mit der fränkischen Monarchie der Karolinger gelöst: nicht aus einem Erbrecht oder einem Vorrecht des bisher herrschenden Stammes ließ sich Heinrichs Gewalt herleiten, sondern er war einzig und allein ein Wahlkönig, den sich ohne Ansehen des Stammes die Franken und Sachsen gesetzt hatten und dem sich später auch die anderen deutschen Völker anschlossen. In diesem Sinne muß man Heinrichs Wahl als den Anfang eines neuen, des deutschen Reichs ansehen, wie es schon im Mittelalter geschah.

Mit bewunderungswürdigem Scharfblick übersah Heinrich sofort seine Lage und erkannte, wie in derselben eine Einigung der deutschen Stämme, die zum ostfränkischen Reiche gehört hatten, noch erreich-

bar sei. Vor seinem ruhigen und durchdringenden Auge lag das Räthsel der Zukunft enthüllt. Wohl hütete er sich auf die unglücklichen Irrwege König Konrads zu gerathen, neue Bahnen schlug er mit erfinderischem und unerschrockenem Sinne ein. Nicht durch Unterwerfung der einzelnen Stämme unter den einen herrschenden wollte er die Reichsgewalt aufrichten, wie es die Merovinger und nach ihnen die Karolinger gethan hatten, nicht eine Sachsenherrschaft nach dem Regiment der Franken begründen, nicht von einem Mittelpunkte aus wollte er mit Hülfe allein von ihm abhängiger Beamten die Lande regieren und verwalten, wie es die Art der Frankenkönige gewesen war; sondern nur auf solche Weise ließ sich, sah Heinrich, zur Zeit eine dauernde Einigung der deutschen Völker gewinnen: jeder Stamm stehe in seinen eigenen Angelegenheiten für sich und ordne sich selbst nach altem Recht und Herkommen; ihn leite und führe in Zeiten des Kriegs und Friedens ein Herzog, dem die Grafen und Herren im Lande zu Kriegsgefolge und Gehorsam verpflichtet; dieser Herzog schlichte auf seinen Landtagen die Streitigkeiten der Großen im Lande, bei ihm finde der Arme und Bedrängte Beistand, er schirme die Kirchen, erhalte den Landfrieden und schütze die Grenzen gegen den einbrechenden Feind; wie aber die Herzöge über die einzelnen Stämme im Reiche gebieten, so stehe hoch über allem Volke und allen Landen des Reichs der König, der höchste Richter und Heerführer des ganzen Volks, die letzte Zuflucht der Bedrängten und Gewaltleidenden, der oberste Schirmherr der Kirche. So sollte es werden, und so ward es! Wie die strahlenden Juwelen der goldene Reif zur Krone verbindet und hierdurch sich das herrlichste Sinnbild irdischer Macht gestaltet, so faßte die königliche Gewalt die deutschen Länder zusammen und gab ihnen geeint erst ihre volle Kraft und Bedeutung. Es ist, wie die fünf Finger der Hand, jeder zu besonderem Dienste gut; aber die Macht liegt in der geballten Faust.

In der Idee, welche Heinrich faßte, erschien das Reich nicht viel anders, denn als ein Bund der deutschen Stämme unter der Vorstandschaft des von allen gewählten Königs. Aber viel fehlte daran, daß auch nur diese Vorstandschaft willig alle deutschen Völker anerkannt hätten. Baiern und Schwaben hatten sich für den Augenblick ganz vom Reiche getrennt; dort waltete Arnulf, hier Burchard mit freier Gewalt. Lothringen war seit Jahren mit dem westfränkischen Reiche verbunden. Nur Franken und Sachsen bildeten zunächst das Reich; über sie ging

Heinrichs Macht für den Augenblick nicht hinaus. Und ob auch Heinrich als König hoch über Eberhard erhoben war, stand dieser doch als Frankenherzog ihm als Herzog der Sachsen als seines Gleichen zur Seite. Denn während Heinrich sich die herzogliche Gewalt, wie er sie besessen, in vollem Umfang bewahrte, gestand er sie in gleichem Umfang Eberhard in den fränkischen Ländern zu. Die Stellung, die hier vordem Eberhards Geschlecht gewonnen und unter Konrads Regierung befestigt hatte, wurde ihm in keiner Weise gemindert. Nie ist fortan zwischen Heinrich und Eberhard wieder ein Zwist ausgebrochen; bis an Heinrichs Ende blieben sie treu und fest verbunden. Auf ihre Eintracht gründete sich das werdende Reich.

Aber Heinrichs Gedanken hatten von Anfang an sich auf die Einigung sämmtlicher deutschen Völker gerichtet, und nachdem er kaum einen verheerenden Einfall der Ungarn im ersten Jahre seiner Regierung überstanden hatte, ließ er es sein erstes Geschäft sein, alle Stämme, welche einst dem Ostfrankenreiche angehört hatten, zur Anerkennung seiner Oberherrschaft zu bringen.

Zuerst wandte er sich, von einem Vasallenheer begleitet, gegen Schwaben (919). Herzog Burchard stand hier in voller Gewalt; gegen König Rudolf von Burgund, der schon früher und gleich nach Konrads Tode abermals einen Versuch gemacht hatte sich alamannischer Grenzländer zu bemächtigen, hatte der Herzog sich mannhaft vertheidigt und den König bei Winterthur auf das Haupt geschlagen. Aber trotz seines Waffenglücks ließ sich Burchard in keinen Kampf gegen König Heinrich ein. Er fühlte, er sei einem solchen nicht gewachsen, da Viele im Lande und namentlich die Geistlichen, die er schwer bedrückte, sich nach der Königsherrschaft sehnten. Freiwillig übergab er sich, alle seine Städte und Burgen, wie sein ganzes Volk dem Könige, der ihm dagegen die herzogliche Gewalt in Schwaben in ihrem ganzen Umfange übertrug. Es ist kein Zweifel, daß Heinrich die Besetzung der Bisthümer im Lande vorbehalten blieb und das Königsgut, insoweit er es nicht anderweitig verlieh, an ihn überging; sonst aber ließ er Burchard freie Gewalt in Schwaben und in dem mit Schwaben verbundenen Elsaß. Burchard nennt sich in seinen Urkunden: „Herzog der Alamannen von Gottes Gnaden", er spricht von dem Volke und Lande, was Gott seiner Gewalt unterworfen habe; er schlichtete auf Landtagen die Streitigkeiten des Volks, wie ein freier Fürst, und führte auf eigene

Hand mit ſeinen Mannen Kriege. Mit König Rudolf von Burgund, ſeinem früheren Gegner, ſchloß er bald darauf ein vertrautes Freundſchaftsverhältniß, vermählte ihm ſeine Tochter Berta und trat ihm, wahrſcheinlich als Mitgift, einen Theil des ſüdlichen Alamanniens, den Aargau bis zur Reuß, ab. Auf einem Kriegszuge, den König Rudolf ſpäter nach Italien unternahm, begleitete ihn Burchard mit ſeinen Vaſallen und fand hier ſeinen Tod.

Als Heinrich ſo das Schwabenland dem Reiche, wenn auch nur loſe, verbunden hatte, wandte er ſich alsbald gegen Baiern. Arnulf war unbeſtritten ſeit mehr als Jahresfriſt Herr des Landes; der Adel war ihm geneigt, das Volk ergeben. Mancher flüſterte ihm zu, er ſolle nun ſelbſt nach der Krone greifen, und der herrſchſüchtige Mann war nur zu geneigt, ſolchen Mahnungen ſein Ohr zu leihen. Aber unter der Geiſtlichkeit hatte Arnulf viele und erbitterte Gegner. Tiefer als Burchard hatte er zur Bildung ſeines Vaſallenheers in die Einkünfte der Kirchen und vor Allem der Klöſter gegriffen; mancher Stiftung hat er Wunden geſchlagen, die niemals verharſchen konnten. Mit dem Beinamen des Böſen haben ihn die geiſtlichen Herren für alle Zeiten gezeichnet, und wie wenig ſie ſonſt Heinrich geneigt ſein mochten, manche ſahen doch ſein Anrücken in froher Erwartung. Aber die Mehrzahl des Volks war dem Sachſen zuwider; „er kam in das Baiernreich,“ ſchrieb wenig ſpäter ein Baier, „in welchem ſeine Väter auch nicht einen Fuß breit Landes beſeſſen hatten.“ Faſt ſcheint es, als ſei Heinrich beim erſten Angriff zurückgeſchlagen worden und erſt bei einem erneuerten Einfall zum Ziele gediehen. Wir wiſſen, daß die Sache zwiſchen Heinrich und Arnulf nicht vor dem Jahre 921 zum Austrage kam.

Arnulf hatte bei Regensburg, damals der Hauptſtadt der baierſchen Herzöge, ſein Heer geſammelt. Als Heinrich heranrückte, um die Stadt zu belagern, zog der Herzog ihm, wie ein alter Berichterſtatter meldet, kampfgerüſtet entgegen. Aber Heinrich wollte nicht Krieg, ſondern Frieden, und ſchlug Arnulf eine Zuſammenkunft vor; Aug' in Auge wollten ſie ſelbſt ihre Sache verhandeln. Da meinte Arnulf, ein Einzelnkampf ſolle zwiſchen ihm und dem König entſcheiden, und tapfer wie er war, hieß er das Heer in die Stadt zurückziehen und ſtellte ſich in Waffen zur beſtimmten Zeit an dem bezeichneten Orte. Hier traf er auf Heinrich, der aber nicht mit Waffen, ſondern mit verſöhnlicher

Rede ihm begegnete. „Was widerstrebst du Gottes Gebot?“ sprach er. „Sein Wille ist es, daß mich das Volk zum König erwählt hat. Hätte das Volk dich auf den Thron erhoben, Niemand hätte dies lieber gesehen als ich. Weshalb willst du um deines Ehrgeizes willen das Blut so vieler Christen vergießen?“ Da wurde Arnulf nachdenklich, er begab sich zu den Seinen zurück und ging mit ihnen zu Rathe. Sie riethen, er solle sich Heinrich unterwerfen, wenn dieser ihm, was seine Vorfahren nicht besessen, zugestehen wolle, daß er frei über die Bisthümer des Landes walte und bei Erledigung eines Bischofstuhls aus eigener Macht denselben besetze. Arnulf folgte dem Rath der Seinen und wurde des Königs Vasall, der ihm die Forderung, die er erhob, unbedenklich zugestand.

So erzählt Bischof Liudprand von Cremona den Hergang der Sache, der etwa dreißig Jahre nach dem Ereigniß schrieb und, am deutschen Hofe in der Verbannung lebend, nicht ohne Kunde von diesen Vorgängen war. Doch scheint seine Erzählung zum Theil dem Munde des Volks entnommen und nicht ohne sagenhafte Beimischung. Widukind von Korvei berichtet nur, König Heinrich habe Regensburg belagert, Arnulf aber sich zu schwach zum Widerstande gefühlt, deshalb die Thore geöffnet und sich dem Könige gestellt, dem er sich und sein ganzes Reich übergeben habe; ehrenvoll sei der Herzog aufgenommen und Freund des Königs genannt worden.

Wie nun auch der Hergang der Dinge sein mochte, gewiß ist, daß Arnulf den König als seinen Oberherrn anerkannte, wie auch daß ihm vertragsmäßig zu den Rechten, welche die anderen Herzöge übten, die Besetzung der Bisthümer in seinem Lande zugestanden wurde. Das Letztere war um so höher anzuschlagen, als nach altem Herkommen nur der König, dem das Scepter durch Gottes Gnade übertragen war, die Bisthümer verleihen konnte. Hierdurch stand Arnulf noch bei weitem freier und selbstständiger da als Burchard und waltete in seinem Lande völlig wie ein König im Kleinen. Auch er nannte sich in seinen Urkunden: „Herzog der Baiern von Gottes Gnaden“, er ließ Münzen mit seinem Namen schlagen, schickte Grafen als seine Sendboten aus, und führte, wie Burchard, auf eigene Hand Kriege im Ausland. Von den Italienern im Jahre 934 gegen Hugo, den Eindringling aus der Provence, zur Hülfe gerufen, zog er nach der Lombardei,

in der Absicht sich dort die in Baiern verlorene Königskrone zu gewinnen, aber ohne den gehofften Preis zu erringen.

Die Lande bis zum Rheine waren wieder verbunden, das Reich war hergestellt in dem Umfange, wie es Ludwig der Deutsche einst bei der Theilung zu Verdun erhalten hatte; aber noch fehlte Lothringen, das später mit gutem Recht erworben und erst unter Konrad dem östlichen Reiche entrissen war. Auch hierauf richtete Heinrich den Blick, aber die Verhältnisse waren hier seinen Wünschen weniger günstig.

Nach Reginars Tode war in Lothringen dessen Sohn Giselbert in der herzoglichen Gewalt gefolgt, ein junger Mann, voll Kraft und unternehmenden Geistes, aber heftig, leidenschaftlich, unstät in Allem, was er begann. Die Art seines Volkes spiegelte sich in ihm wieder; denn der Lothringer galt für ehrgeizig, habgierig, zugleich für wetterwendisch und ränkesüchtig, indem er nach seinem Vortheile gern den Herrn und die Treue wechselte. Auch Giselbert trachtete nach hohen Dingen und glaubte, Nichts sei ihm zu groß und zu schwierig; aber es fehlte ihm an der Besonnenheit und Ruhe, die glücklich zum entlegenen Ziele führt. Als ein Mann von kurzem, gedrungenem Bau, mit gewaltigen Kräften wird er geschildert; die Augen rollten ihm so unstät im Kopfe, daß Niemand die Farbe derselben unterscheiden konnte; die Sprache war abgebrochen, die Fragen verlockend, die Antworten unklar und doppelsinnig. Giselbert gerieth, wie sich erwarten ließ, bald mit König Karl in Fehde; dieser wußte ihm jedoch seine Vasallen abwendig zu machen und trieb ihn so in die Enge, daß er das Land verließ und sich zu Heinrich flüchtete, durch dessen Verwendung er von König Karl die Erlaubniß zur Rückkehr und die Rückgabe des größten Theils seiner Güter erlangte. Dies war noch zu den Zeiten König Konrads geschehen; bald aber nach dessen Tode empörten sich die großen Vasallen Karls, durch den Uebermuth eines seiner Höflinge gereizt, so daß das Westfrankenreich in dieselbe Auflösung zu gerathen schien, wie das Ostfrankenreich unter Konrad. Auch Giselbert empörte sich, mit ihm die meisten lothringischen Großen.

Giselbert hatte von Neuem alle Gewalt in Lothringen gewonnen; er herrschte hier in ähnlicher Weise, wie Arnulf vor seiner Unterwerfung in Baiern: er riß, um seine Vasallen zu belohnen, die geistlichen Güter an sich, machte sich zum Abt der reichsten Klöster, besetzte das Bisthum Tongern nach seinem Belieben und zwang den Erzbischof

von Köln die Weihe zu vollziehen. Zugleich unterhielt er seine Verbindungen mit Heinrich, um an ihm einen Rückhalt gegen Karl zu finden, und ohne Zweifel würde er schon damals dem östlichen Reiche sich ganz angeschlossen haben, wenn nicht alsbald eine unerwartete Wendung der Dinge eingetreten wäre. Durch den Einfluß der Geistlichkeit und namentlich des Erzbischofs von Reims gewann Karl von Neuem Anhang und Ansehn; um durch Kriegsruhm seine unsichere Macht zu befestigen, warf er sich dann sofort in den Kampf gegen die Deutschen. Er führte seine Vasallen gegen den Rhein und drang bis in den Nahegau und die Gegend von Worms vor, wo er von den deutschen Großen im Jahre 920 eine Niederlage erlitt. Durch große Versprechungen bewogen, kehrten Giselbert und die Lothringer jetzt zur Treue zurück und unterstützten das Westreich im Kampfe gegen Heinrich, den Karl persönlich im Jahre 921 fortsetzte.

Heinrich mußte bald erkennen, daß ohne gewaltiges Blutvergießen jetzt Lothringen seinem Reiche nicht gewonnen werden konnte; deshalb bot er Karl die Hand zum Frieden. Bei Bonn, wo der Rhein das Siebengebirge hinter sich läßt und in die weiten Niederungen tritt, kamen die beiden Könige zum Friedenswerke zusammen. Auf beiden Ufern des Flusses lagerten ihre Heere; in der Mitte des Stromes ankerte ein Schiff, wo sich die Könige begegneten. Hier schlossen sie am 7. November 921 einen Freundschaftsbund, und Karl erkannte durch denselben Heinrich als König der Ostfranken feierlich an. Das war ein wichtiges, bedeutendes Ereigniß, daß nachdem Schwaben und Baiern die königliche Macht über sich dem Sachsen zugestanden hatten, nun auch der letzte Karolinger die Herrschaft desselben neben sich als zu Recht bestehend erkannte und damit die Länder östlich des Rheins, auf die er bis dahin Erbansprüche behauptet hatte, in aller Form aufgab. Erst hierdurch wurde rechtlich die Selbstständigkeit des ostfränkischen oder vielmehr des deutschen Reichs begründet. So Großes war hierdurch gewonnen, daß Heinrich es verschmerzen konnte, wenn er seine Absichten auf Lothringen noch nicht erreichte.

Bald kam die Stunde, wo auch die Lothringer sich willig dem Ostreiche anschlossen. Mit der Geistlichkeit im Bunde suchte Karl in derselben Weise, wie einst Konrad in den deutschen Landen, das königliche Ansehen gegen die übermächtigen Großen Frankreichs wieder zur Geltung zu bringen; diese aber standen auf gegen ihren Herrn und

erhoben in dem Grafen Robert, dessen Bruder Odo schon einst die Krone getragen hatte, einen Gegenkönig. Ganz Frankreich und Lothringen spaltete sich in zwei feindliche Lager (923). Bei Soissons kam es zu blutigem Kampfe. Robert fiel im Streite; Karl aber verlor die Schlacht. Als darauf seine Gegner Roberts Schwiegersohn, den Herzog Rudolf von Burgund, zum König erhoben, verließen ihn auch seine letzten Anhänger; der Graf Heribert bemächtigte sich endlich ohne Scheu der Person des rechtmäßigen Königs. Nur auf kurze Zeit sah der unglückliche Fürst die Freiheit wieder; er kehrte noch einmal in den Kerker zurück, wo er sein trauriges Dasein beschloß. Aber auch Rudolf fand nicht überall den Gehorsam, den er selbst seinem König und Lehnsherrn verweigert hatte. Vor Allem wollte sich Giselbert mit den Lothringern der Macht des Emporkömmlings nicht fügen; abermals verständigte er sich mit Heinrich und rief ihn über den Rhein.

Jetzt war der rechte Augenblick erschienen, wo Heinrich, der bis dahin ruhig der Entwickelung der Dinge zugesehen hatte, in Lothringen eingreifen mußte. Mit Heeresmacht zog er im Winter 923 dorthin, und schnell unterwarf sich ihm der größere Theil des Landes. Schon rückte indessen auch Rudolf mit einem stattlichen Heere heran, und Heinrich hielt es auch jetzt nicht für gerathen, in blutigen Kämpfen das Land zu ersiegen. Er schloß deshalb mit Rudolf einen längeren Waffenstillstand und begab sich über den Rhein zurück. Nach Ablauf des Waffenstillstandes erschien er im Anfange des Jahres 925 abermals auf dem Kampfplatz, aber er fand hier Manches verändert. Giselbert und andere Große Lothringens hatten sich wieder auf Rudolfs Seite gewendet, und Heinrich mußte Zülpich, Giselberts Feste, belagern. Er nahm sie mit Gewalt und zwang den wetterwendischen Mann ihm Geißeln zu stellen. Nachdem so Giselberts Widerstand gebrochen war, unterwarf sich nach und nach das ganze Land. Am Ende des Jahrs hatte Heinrich ohne blutige Kämpfe, durch weise und geschickte Benutzung der Verhältnisse das schöne Lothringerland gewonnen, und der Rhein rollte inmitten des deutschen Reichs seine Wogen dem Meere zu.

Auch hier hatte, wie Widukind wohl nach sagenhaften Erzählungen berichtet, das Glück dem König geholfen. Unter den Lothringern, heißt es, war ein angesehener Mann, mit Namen Christian; der sah, daß Alles dem Könige glückte, und wollte sich deshalb durch ein besonderes Verdienst seine Huld erwerben. So sann er auf eine List, Giselbert zu

fangen. Er stellte sich krank und bat den Herzog, ihn zu besuchen. Als aber Giselbert arglos in die Falle ging und in Christians Burg erschien, ließ dieser ihn ergreifen und unter strenger Bewachung den Händen Heinrichs überliefern. Hocherfreut war der König, als er den gefährlichen Feind in seiner Macht hatte, aber er ließ ihn die Qualen harter Gefangenschaft nicht lange empfinden, sondern suchte ihn durch Liebe und Güte für sich zu gewinnen; denn er erkannte, daß Giselbert ein tüchtiger Mann war, und wußte, was er in Lothringen galt.

Wie dem auch sei, fest steht, daß Heinrich an Giselbert die herzogliche Gewalt in Lothringen überließ, daß er ihn in der Folge dauernd an sich zu fesseln wußte und ihm sogar im Jahre 928 seine Tochter Gerberge vermählte. Als Lothringen so dem Ostreiche von Neuem gewonnen war, wurden auch die Konradiner wieder in die Besitzungen und Lehen, die sie hier früher gehabt hatten, eingesetzt. Herzog Eberhard, der nicht wenig dazu beitrug diese Angelegenheiten glücklich zu beendigen, wurde Pfalzgraf in Lothringen; denn die Stellung des Pfalzgrafen hatte sich hier aus den Zeiten der Selbstständigkeit des Landes erhalten. Die Macht der Heinrich jetzt so nahe verbündeten Konradinischen Familie jenseits des Rheins konnte auch ihm zur Sicherung des neuerworbenen Besitzes dienen. König Rudolf hat wahrscheinlich selbst später in aller Form die Abtretung des lothringischen Landes anerkannt. —

Im sechsten Jahre seiner Regierung hatte König Heinrich das große Werk der Einigung aller deutschen Länder und Stämme vollendet; ihm war gelungen, wonach König Konrad so hartnäckig und doch so erfolglos gestrebt hatte. Nicht mit Hast und Ungeduld, nicht mit Drohungen und Schrecken hatte er solches erreicht, sondern durch Ruhe, klare Erkenntniß der wahren Lage der Dinge und durch jene gepriesene Friedfertigkeit, die ihn deutsches Blut nicht zwecklos gegen Deutsche vergießen ließ. So war ein Band der Eintracht um die deutschen Stämme geschlungen worden, das mit der Zeit fester und fester sich schürzte, von dem umfangen die Deutschen erst zu dem klaren Bewußtsein einer einigen Nationalität gelangten. Das Reich, wie es Heinrich gründete, erscheint fast als ein loser Staatenbund; aber doch entwickelte sich zeitig genug daraus ein kraftvoller, einheitlicher Staat unter einem so starken Königthum, als es jene Zeiten nur hervorbringen konnten. Heinrich hatte das Ziel erreicht, welches der Papst und

die Bischöfe auf dem Concil zu Altheim sich gesetzt hatten und nicht erreichen konnten, die Einigung Deutschlands; aber er war freilich zu diesem Ziele auf sehr anderen Wegen gelangt, als die jene Bischöfe einschlugen. Nicht sie sind es also gewesen, die den ersten Grundstein zum Bau des deutschen Reichs gelegt, sondern der Mann, der die Krone aus Priesters Hand zu nehmen sich weigerte.

Friedlich und still war Alles vollendet; eine neue Ordnung der Dinge war auf Jahrhunderte hin mit Leichtigkeit, wie auf Zauberschlag möchte man sagen, gegründet; endlose Wirren sah man auf das Einfachste gelöst. Es war, wie wenn bei nächtlichem Dunkel ein geheimer Schrecken über die Menschheit hereinbricht, da tobt und drängt Alles wild durcheinander, und von Minute zu Minute wächst die fürchterliche Verwirrung, bis endlich die Sonne plötzlich im Morgen aufblitzt und ihre lichten Strahlen die Gefilde vergolden; leicht sondern sich dann die verwirrten Massen, Ordnung und Ruhe kehrt zurück, und die Welt lacht wieder in ihrem Glanze den Menschen. Heinrichs klarer und ruhiger Geist war jene Sonne, welche das Dunkel über den deutschen Ländern in Licht wandelte.

4.

Heinrichs Siege über die Reichsfeinde.

Großes war durch die Einigung der deutschen Stämme erreicht, aber damit doch erst der Anfang des Anfangs gewonnen. Wie zerrüttet waren alle Verhältnisse durch die langen inneren Kämpfe, wie verwüstet die Länder durch die immer erneuten Einfälle beutegieriger Nachbarn! Nur mit Mühe werden wir uns das traurige Bild der Zerstörung vergegenwärtigen, welches zu jener Zeit unser Vaterland darbot. Aber kaum waren die inneren Kämpfe ausgeglichen, so erhob man sich aus dem Verfall, und die Herstellung gesetzlicher Ordnung begann; die Herstellung, denn auf eine völlig neue Gründung war man mit Nichten bedacht.

Wie gewaltig die Erschütterung des Karolingischen Reichs gewesen war, in gewissem Sinne überdauerte es sie doch. Wie Heinrich sich

als der unmittelbare Nachfolger der Karolinger ansah, wie er sein Reich nicht anders als das ostfränkische nannte, so haben sich alle Einrichtungen der neuen Zeit im unmittelbaren Anschluß an die Vergangenheit gestaltet. Das baufällige Haus wurde gleichsam nach einem theilweise veränderten Plan ausgebaut, nicht bis auf den Grund abgetragen und durch ein neues ersetzt. Die bisherige Entwickelung der Dinge war durch die großen Bewegungen im Anfange des neuen Jahrhunderts keineswegs ganz unterbrochen worden; tausend Fäden spannen sich aus der alten Zeit in die neuen Zustände hinüber. Man hat sich deshalb nicht zu verwundern, wenn schon Heinrichs Sohn offen vor aller Welt die Bahnen Karls des Großen aufs Neue verfolgte.

Wir wissen, welchen Reichthum, welche Macht und weitgreifenden Einfluß die Kirche in dem fränkischen Reiche gewonnen hatte. Sie vor Allem war bei dem Ruin des Königthums betheiligt gewesen, und so sehr sie ihn Anfangs beförderte, doch am schwersten von demselben betroffen worden. Wie einst die Pippiniden ihre Macht zum großen Theil durch die Einziehung geistlicher Güter gewonnen hatten, waren auch die herzoglichen Gewalten jetzt durch eine ähnliche Beraubung der Kirchen hauptsächlich emporgekommen. Vor Allem hatten die reichen Klöster gelitten; fast überall fielen sie in die Hände der weltlichen Gewalthaber, die mit den Einkünften derselben ihre Dienstmannschaften unterhielten und die Zahl ihrer Vasallen vermehrten. Man sah die sonderbare Erscheinung von Laien-Aebten, welche das noch erhaltene Vermögen der Stifte nur zu ihren weltlichen Zwecken benutzten und in die geweihten Räume das unkirchlichste, ja geradezu lästerlichste Leben einführten. So nahm Herzog Arnulf der berühmten Abtei Niederaltaich fast ihr ganzes Vermögen; so büßte Tegernsee durch ihn etwa 11,000 Hufen seines Landbesitzes ein. Noch schlimmer erging es den Klöstern in Lothringen, wo Reginar und Giselbert hauptsächlich durch Kirchenraub ihre Stellung sich wahrten. Auch die bischöflichen Kirchen erlitten sehr große Einbuße an ihrem Vermögen; aber noch verhängnißvoller für sie war, daß die Bisthümer meist an unwürdige Männer von vornehmer Familie einzig im Interesse der Gewalthaber verliehen wurden, die sich überdies die Ernennung mit großen Summen bezahlen ließen. Die Simonie, wie man nach der Erzählung von Simon dem Zauberer diesen abscheulichen Handel mit den geistlichen Stellen nannte, war überall im Schwunge und schien bald ein unheilbarer Krebsschaden der

Zeit. Es konnte nicht anders sein, als daß alle kirchliche Ordnung und Zucht sich unter solchen Verhältnissen auf das Bedenklichste lockerte.

Für eine durchgreifende Reformation der Kirche waren die Umstände ungünstig genug. Aber doch suchte man nach der Rückkehr geordneter Zustände die augenfälligsten Schäden möglichst zu heilen. Die Bischöfe suchten die Wunden auszuheilen, welche die arge Zeit ihrem Kirchenvermögen geschlagen, und es gelang ihnen damit oft zum Verwundern; weniger glücklich waren die Klöster, von denen manche spät, manche niemals wieder zu ihrer früheren Blüthe gediehen. Vor Allem war aber Heinrich auf die Herstellung kirchlicher Ordnung bedacht. Nach Coblenz, Duisburg berief er Synoden, wo schwäbische, fränkische, sächsische und lothringische Bischöfe unter seiner Leitung tagten und wichtige Bestimmungen über die Grenzen der geistlichen Gewalt, über Kirchenzucht, die Festtagsfeier und die Herstellung zerstörter Kirchen faßten. So wenig Heinrich einer übermäßigen Ausdehnung der klerikalen Gewalt geneigt war und so wenige Beweise großer Freigebigkeit an die geistlichen Herren wir von ihm besitzen, so hat er doch in einzelnen Fällen ungewöhnliche Gunst ihnen zu Theil werden lassen. Er war unseres Wissens der erste König in den deutschen Ländern, der einem Bischof die gesammten Rechte der Grafschaft in einer Stadt verlieh *). Auch die Herstellung der klösterlichen Zucht faßte Heinrich ins Auge. Es wird uns ausdrücklich berichtet, daß man im Jahre 934 eine Reformation der Klöster in Lothringen angriff.

An den Verhältnissen der Kirche läßt sich am besten verfolgen, wie ein geordneter Zustand allmählich zurückkehrte; aber unfehlbar wirkten gleiche Ursachen Gleiches in allen Kreisen des Lebens. Wer diese Herstellung dem Könige allein beimessen wollte, würde freilich sehr von der Wahrheit abirren. Seit die Regierung der einzelnen Länder den Herzögen überlassen war, hat Heinrich selten unmittelbar in dieselbe eingegriffen. Vor Allem schaltete Herzog Arnulf in Baiern mit völlig freier Gewalt. Auch die kirchlichen Angelegenheiten seines Landes ordnete er mit ganz selbstständiger Gewalt; wir kennen die Beschlüsse einer Synode zu Dingolfing, welche er berief. Niemals

*) Durch eine königliche Urkunde vom 28. December 928 erhielt der Bischof von Toul die Grafschaftsrechte in seiner Stadt; unter den Ottonen wurden ähnliche Verleihungen häufig.

ist unseres Wissens König Heinrich persönlich wieder in Baiern erschienen.

Enger als Baiern wurde Schwaben dem Reiche verbunden, als nach dem Tode Herzog Burchards (926) der fränkische Graf Hermann das Herzogthum erhielt, indem er sich zugleich mit Reginlinde, Burchards Wittwe, vermählte. Hermann gehörte dem Hause der Konradiner an; er war ein Sohn des im Ungarnkampf gefallenen Gebhard, ein Vetter Herzog Eberhards. Wir kennen die näheren Umstände seiner Einsetzung nicht, aber mit Nothwendigkeit schwächte sie die nationale Bedeutung des Herzogthums in Schwaben und führte es den allgemeinen Interessen des Reichs merklich näher.

Wie die Konradiner jetzt in Schwaben der Königsmacht dienten, so nicht minder in Lothringen. Nur sehr langsam stellten sich hier, wo die Parteikämpfe des Westfrankenreichs stäten Nachhall fanden, gesicherte Zustände her. Wiederholt mußte noch Heinrich hier selbst einschreiten. So zog er im Jahre 928 mit großer Heeresmacht über den Rhein, um Boso, den Bruder König Rudolfs von Frankreich, und Giselberts Bruder Reginar zum Niederlegen der Waffen zu zwingen. Und immerdar stand Eberhard, der Pfalzgraf des Königs in Lothringen, gegen das unruhige Volk auf der Wacht und nahm in den Verhältnissen des Landes eine sehr gewichtige Stellung ein.

Aber wie bedeutend sich auch der Einfluß der Konradiner in Schwaben und Lothringen entwickelte, ihre Hauptstärke lag doch in ihrem fränkischen Herzogthum. Ueberall in den Rheingegenden mächtig, schienen die Konradiner mit Heinrich die Herrschaft gleichsam zu theilen und eine größere Macht als je durch die Kronentsagung Eberhards gewonnen zu haben. Und diese Macht kam zugleich dem ganzen fränkischen Volke zu Gute. Wenn auch das Reich auf die Sachsen übergegangen war, die fränkischen Großen behielten einen schwerwiegenden Einfluß auf die Geschäfte, und wir finden den König mit ihnen auf Fürstentagen, wie er sie z. B. zu Seelheim in Oberhessen und Worms hielt, die Angelegenheiten des Reichs verhandeln. Sehr bezeichnend ist es, wenn man damals anfing das Reich „Franken und Sachsen" zu nennen.

Mit ganz freier Macht waltete der König nur in seinen Erbländern Sachsen und Thüringen. Mit rastloser Thätigkeit strebte er hier dahin die Ordnung herzustellen und nach allen Seiten zu sichern. Sicht-

lich erhoben ſich dieſe Länder, und Heinrichs Einrichtungen hier dienten auch den anderen Ländern zum Beiſpiel und Muſter. —

Aber was half alles Bauen und Schaffen, wenn es nicht gelang das Reich dauernd gegen ſeine äußeren Feinde, und vor Allem gegen die Ungarn zu ſchützen? So muthlos man durch die immer erneuten Niederlagen geworden war, verzweifelte Heinrich doch nicht an der Kraft ſeines Volks, und dem muthigen Manne half das Glück. Denn wohl war es ein Glück, daß nach dem verheerenden Zuge im Jahre 919 die Ungarn die deutſchen Länder eine Zeit lang verſchonten. Aber im Jahre 924 erſchienen ſie von Neuem und wandten ſich gegen Sachſen. Alles, wohin ſie kamen, wurde verwüſtet. Die Burgen und feſten Plätze, die Klöſter und Kirchen, die Wohnungen des armen Landmanns wurden eingeäſchert, Alt und Jung, Mann und Weib erwürgt; wieder konnte man an den Rauchwolken und dem Feuerſcheine am Himmel die Straßen verfolgen, welche der furchtbare Feind zog; wieder flüchtete man ſich in das Dickicht der Wälder, auf die Spitzen der Berge und in verborgene Höhlen. „Es iſt beſſer hiervon zu ſchweigen," ſagt Widukind, „als durch Worte das Leid zu ſteigern."

König Heinrich wagte nicht dem überlegenen Feinde im offenen Kampfe zu begegnen. Er hatte früh den Krieg gegen denſelben kennen gelernt und glaubte nicht, daß ſein Heer ihm gewachſen ſei. Wohl war jeder freie Sachſe nach vollendetem dreizehnten Jahre verpflichtet die Waffen zu tragen und dem allgemeinen Aufgebot gegen einbrechende Feinde zu folgen; auch galten dem Buchſtaben nach noch die alten Kriegsordnungen des fränkiſchen Reichs, wonach jeder freie Mann, wenn er mindeſtens fünf Hufen Landes beſaß, zum Heerbann ſich perſönlich zu ſtellen hatte und die kleineren Grundbeſitzer gemeinſchaftlich einen Streiter ausrüſten ſollten. Aber dieſe Ordnungen waren in Verfall: die Zahl der freien Leute hatte ſich in den unglücklichen Zeiten bedeutend vermindert; nur ſelten und dünn trat der Heerbann zuſammen, und wenn er ſich ſammelte, waren es Schaaren, die den Krieg nicht verſtanden. König Ludwig das Kind und ſelbſt Heinrich konnten, wie uns erzählt wird, nur durch Androhung der Todesſtrafe den Heerbann aufbringen. Der Adel mit ſeinen Vaſallen und Dienſtleuten lebte freilich im ſtäten Gebrauch der Waffen und focht ſeine Fehden mit kampfgeübten Gefolgen aus; auch waren der Fehden leider genug zu dieſen Zeiten in den deutſchen Ländern geweſen, und ſelbſt Sachſen war von

ihnen nicht unberührt geblieben. Aber in solchen Kämpfen galt es durch Muth und List im Handgemenge mit Wenigen zu entscheiden, und diesen Krieg im Kleinen verstand man recht wohl; doch in offener Feldschlacht einem an Zahl überlegenen Feinde zu begegnen, ein ganzes Volk zu bekämpfen, Massen mit Massen zu schlagen — die Kunst hatten die Deutschen nur zu sehr verlernt. Wenn daher auch Heinrich das Dienstheer der Vasallen aufbot, so war es ungeregelt, ohne festen Zusammenhalt und zu großen Unternehmungen nicht zu benutzen. Ueberdies mußte den Ungarn im Reiterkampfe begegnet werden, und obgleich das fränkische Vasallenheer fast allein aus Rittern bestand, war doch in Sachsen der Reiterdienst noch neu und wenig verbreitet. Der größte Theil des Adels hielt hier nur schlecht bewaffnete Dienstleute, die zu Fuße, wie einst im Heerbann, den Kriegsdienst leisteten; die Kunst, im Kampfe das Roß zu tummeln, war in Sachsen damals noch das Geheimniß einer geringen Zahl. So konnte sich Heinrich auch auf ein Vasallenheer, wie es die Sachsen zu stellen vermochten, den Ungarn gegenüber mit Nichten verlassen. Er vermied deshalb jede Schlacht und schloß sich in seiner festen Burg Werla, am Fuße des Harzes unweit Goslar, mit seinen Getreuen ein.

Die Gunst des Glücks fehlte Heinrich auch jetzt nicht. Ein vornehmer Ungar wurde von den Leuten des Königs gefangen und zu ihm gebracht. Der Gefangene stand in hoher Gunst bei seinem Volke, und man schickte deshalb sogleich Gesandte, ihn aus den Banden des Feindes zu lösen. Gold und Silber bot man für ihn im reichsten Maße; aber nicht darnach stand Heinrichs Sinn. Frieden, nur Frieden verlangte er, ja er erbot sich, wenn der ihm auf neun Jahre gewährt würde, nicht nur den Gefangenen zurückzuliefern, sondern auch jährlich einen Tribut den Ungarn zu zahlen. Auf diese Bedingungen hin gelobten die Ungarn neun Jahre das Sachsenland zu verschonen und zogen der Heimath zu.

Nichts wahrlich ist schimpflicher und entwürdigender als das Vaterland einem Feinde zinsbar zu machen und so ihm die Knechtschaft zu erkaufen. Durch solche Feigheit vor Allem war die Herrschaft der Karolinger untergegangen, das wußte Heinrich recht wohl. Aber nicht um träger Ruhe zu fröhnen, hatte er den Abzug der Feinde erkauft: nur um dauernd die Freiheit Sachsens zu sichern, wich er in der Stunde der Noth, und vom ersten Augenblick der Ruhe arbeitete er unablässig, die

ihm gegönnte Frist aus allen Kräften zu nützen. Neun Jahre dünkten ihn genug, um das so oft verheerte Land in einen haltbaren Vertheidigungszustand gegen den Feind zu setzen; und sie waren genug.

Heinrichs Vertrag mit den Ungarn ging nur auf Sachsen; denn Baiern, Schwaben und Lothringen wurden im Anfange des Jahres 926 von den Ungarn aufs Neue heimgesucht; vielleicht konnte, vielleicht wollte Heinrich nicht auch diesen Ländern den Frieden erwirken. Er sorgte zunächst nur für Sachsen und Thüringen, und auf diese Lande allein erstreckten sich seine Anstalten zur besseren Vertheidigung des Landes und Volkes.

Größere befestigte Ortschaften kannte man damals in Sachsen und Thüringen noch nicht; nur an den Ufern des Rheins und der Donau und jenseits dieser Flüsse, wo einst die Römer gewohnt hatten, gab es auf deutschem Boden volkreiche Städte mit festen Mauern und Thürmen, die aber seit den Normannenzügen und den Ungarnkriegen meist in Schutt und Trümmern lagen. Die Sachsen wohnten noch nach alter Sitte auf einzelnstehenden Höfen, mitten in ihren Fluren und Aeckern, oder hatten sich in offene Dörfer zusammengebaut. Nur hier und da erhoben sich im Lande Königspfalzen und feste Schlösser adeliger Herren, nur hier und da wurden die umfriedeten Sitze der Bischöfe, Priester und Mönche die ersten Sammelpunkte eines lebendigeren Verkehrs. Die Grenzen waren schlecht gehütet; die Festen, die Karl der Große einst hier angelegt hatte, waren in den Kriegen gegen die Dänen und Wenden zerstört. Das Land lag also, ohne Gegenwehr leisten zu können, dem einbrechenden Feind offen, der dann im Innern bei der Zerstreuung der Wohnsitze eben so wenig aufzuhalten war. Das erste Erforderniß schien deshalb Heinrich, die bestehenden Burgen zu erweitern und stärker zu befestigen, wie neue Festen anzulegen, um größere Streitkräfte in sicheren Plätzen sammeln zu können. Besonders mußte dies an den Grenzen geschehen, um den Feind an der Schwelle des Landes zurückzuweisen.

Wir haben früher erzählt *), wie es Heinrich gelungen war, die Sorben an der Saale zu vernichten und wie die wendischen Stämme, die über die mittlere Elbe vorgedrungen, über den Fluß zurückgetrieben wurden. In diesen Markgegenden, die ihm als Sieger zugefallen waren, hatte Heinrich seine Dienstleute in Menge angesiedelt und gegen kleinere

*) Vergl. S. 188.

oder größere Lehen zum Kriegsdienst verpflichtet. Militärkolonien auf erobertem Lande hatte er so errichtet, und hier, wo Alles in einer streng kriegerischen Verfassung geordnet war, und in den zunächst anstoßenden Gauen, die meist mit diesen Marken unter derselben Leitung standen, hatte er freie Hand seine Absichten durchzuführen. Auf gleiche Weise hatte König Edward von England einige Jahre vorher gegen die Dänen eine lange Reihe von Grenzburgen hergestellt oder neu erbaut und dadurch sein Reich gegen die Ueberfälle der Feinde gesichert; es ist wahrscheinlich, daß Heinrich das Beispiel des Angelsachsen bei seinem Unternehmen vor Augen hatte.

Tag und Nacht wurde nun in den Markgegenden gebaut; Haus mußte an Haus, Hof an Hof sich schließen; Alles wurde mit Mauern und Wällen umschlossen. Ohne Rast und Ruhe ging die Arbeit fort; ungewohnte Mühen und Anstrengungen sollte das Volk ertragen lernen; es sollte im Frieden sich abhärten, um die Entbehrungen des Kriegs später leichter zu bestehen. Schnell stiegen mit Wällen und Mauern umringte Ortschaften in jenen Grenzgegenden auf. Kleinere Plätze wurden vergrößert, zerstörte Befestigungen hergestellt; oft erhoben sich zahlreichere Wohnungen der Menschen plötzlich, wo früher nur eine einsame Hütte gestanden hatte. So wurde Quedlinburg am Harz auf Fluren, welche die Bode durchfließt, von Grund aus aufgebaut; so wurde Merseburg, das dem Könige immer um Hatheburgs willen ein theurer Ort blieb, vergrößert und erhielt eine neue steinerne Mauer.

In und um Merseburg eröffnete Heinrich zugleich ein Asyl für Verbrecher; es geschah, um die Stadt zu bevölkern und wehrhaft gegen die Feinde zu machen. Dieses verdächtige Volk wohnte in der Vorstadt Merseburgs und in dem nahen Burgward Keuschberg, während die eigentliche Burg von verläßlichen Dienstleuten besetzt war. Die Merseburger oder Keuschberger nannte man jene Verbrecher; ein Name, der bald auf ähnliche Kriegsknechte auch an anderen Orten übertragen wurde. „Es war," sagt Widukind, „eine Kriegsschaar, aus Räubern gebildet. Denn König Heinrich verschonte, wie er gern gegen seine Landsleute milde war, wohl selbst Diebe oder Räuber, wenn sie muthige und kriegstüchtige Männer waren, mit der ihnen gebührenden Strafe und siedelte sie in der Vorstadt von Merseburg an. Er gab ihnen dann Aecker und Waffen, und gebot ihnen, mit ihren Landsleuten Friede zu halten; gegen die Wenden aber erlaubte er ihnen auf den

Raub auszuziehen, so oft sie es wollten." So stark war diese Merseburger Schaar, daß sie wenige Jahre später 1000 Mann zum Krieg gegen Böhmen stellte.

Aber auch auf andere Weise suchte Heinrich die Bevölkerung der neuen Burgen zu heben. Er gebot, alle Gerichtstage, Volksversammlungen und Gelage, wo die Sachsen zusammenkamen, um ihre Händel zu scheiden oder sich über das öffentliche Wohl zu berathen, sollten fortan hinter Burgmauern gehalten werden, damit sie, die das Leben in eingeschlossenen Orten immer noch für eine Absperrung und Einkerkerung hielten, sich allmählich daran gewöhnten. Auch hier scheint er dem Beispiel König Edwards gefolgt zu sein, der in ähnlicher Weise alle Kaufhandlungen innerhalb der Burgthore vorzunehmen gebot.

An diesen befestigten Ortschaften sollten bei einem neuen Einbruch die Feinde nicht nur einen hartnäckigen Widerstand finden, sondern sie sollten zugleich allen Grenzbewohnern Zuflucht und Sicherheit bieten. Deshalb mußte je der neunte Mann von den in den Grenzländern mit Lehen ausgestatteten Dienstleuten in die Stadt ziehen, hier für sich und zugleich für seine acht Gefährten Wohnung herrichten, wie auch Speicher und Vorrathskammern besorgen; denn der dritte Theil aller Feldfrüchte, die gewonnen wurden, mußte in die Stadt eingeliefert und dort aufgespeichert werden. Die acht aber, die draußen waren, bestellten für den in der Stadt das Feld, säeten und ernteten für ihn und brachten die Ernte in seine Scheuern. Außerhalb der Stadt sollten diese Dienstleute sich keine oder nur werthlose Wohnungen anlegen, da diese doch bei dem ersten Angriff vom Feinde zerstört wurden.

Obwohl diese Anordnungen zunächst nur für die Marken Sachsens und Thüringens getroffen waren, wirkten sie doch auch tiefer in das Land hinein und gewöhnten die Sachsen mit der Zeit an das städtische Leben. Allmählich bildeten sich um die königlichen Pfalzen und die größeren Burgen volkreiche Orte; auch um die Bischofssitze und die berühmtesten Kirchen und Klöster erwuchs ein lebendigerer Verkehr, zahlreicher bauten die Menschen hier ihre Wohnungen zusammen und befestigten die Plätze dann gegen die Feinde. So entstanden die Städte Sachsens und Thüringens, zunächst als Wehr gegen äußere Feinde, dann aber ein fruchtbarer, friedlich eingehegter Boden, auf dem einst die schönsten Früchte deutschen Fleißes und deutscher Geistestiefe gedeihen sollten. Zwar ist es nicht richtig, daß Heinrich die städtischen Freiheiten und

Gerechtsame in Deutschland begründet hat, wie man früher wohl glaubte: aber den Beinamen der Städtegründer trägt er doch nicht mit Unrecht, denn er war es, der die Sachsen zuerst an das Leben hinter Mauern, Wällen und dem Verschluß der Thore gewöhnte und die Zerstreuten in engere Kreise des Lebens zusammendrängte. Wenn daher einer durch das weite Sachsenland zieht, und es winkt ihm von fern eine volkreiche Stadt mit ihren Thürmen, und er beim Eintritt sieht, wie viele Tausende hier ein friedliches und fleißiges Leben führen, so soll er Heinrichs gedenken, der die Sachsen zum Städtebau zwang.

Aber dem Kriege begegnet nur der Krieg, der Heeresmacht nur Heeresmacht, und Heinrich mußte ein Heer, mit dem er den Ungarn widerstehen konnte, sich erst von Grund aus schaffen. Wie er die Sachsen an das städtische Leben, so mußte er sie auch an den Kriegsdienst zu Pferde gewöhnen. Seine militärischen Anordnungen betrafen deshalb besonders den Dienst der Vasallen in Sachsen, die er mit berittenen Dienstleuten und Knechten sich fortan dem Aufgebot zu stellen nöthigte. Durch die große Zahl der königlichen Dienstleute in den Marken vermehrt, trat so ein stattliches Reiterheer zusammen, das er dann jahrelang emsig und ausdauernd übte. Dieses Vasallenheer war fortan die Grundlage aller seiner kriegerischen Unternehmungen, und den Kern desselben scheinen des Königs eigene Kriegsmannen, wie sie in den Marken angesiedelt waren, gebildet zu haben. Wenn auch Heinrich und seine Nachfolger bei Landesbedrängniß noch später öfters den alten Heerbann aufgerufen haben, so verlor doch der Kriegsdienst zu Fuß seitdem allen Glanz und alle Ehre. Schon galten die Worte Kriegsmann und Rittersmann für gleichbedeutend; aus dem Volksheere wurde ein Ritterheer. Den Dienst zu Fuße verlernten allmählich die Sachsen, wie alle Deutschen, und lange hat es bedurft, ehe sie wieder in ihm zur Geltung gelangten. So wurde die Heeresordnung und Kriegsführung unter den Deutschen durch Heinrich nach den Bedürfnissen der Zeit umgestaltet und auf neue Bahnen gebracht. —

Vier Jahre war Heinrich mit der Ordnung aller dieser Dinge beschäftigt. „Meine Zunge," sagt Widukind, „kann nicht aussagen, mit welcher Umsicht und Wachsamkeit er damals Alles gethan hat, was zum Schutze des Vaterlands diente." Sobald aber Heinrich das Heer schlagfertig wußte, begann er auch den Krieg gegen die nächsten Feinde des Reichs, gegen die Wenden, welche nimmer dem Sachsenvolk Ruhe

ließen (928). Sie waren weniger gefährlich und furchtbar, als die Ungarn, und der Krieg gegen sie die beste Schule gegen den stärkeren Feind. Der erste Angriff galt den Hevellern, einem wendischen Stamme, der auf beiden Seiten der Havel und an der unteren Spree wohnte. Mehrmals kam es zum Kampfe; immer siegte Heinrich und drang endlich bis zur Hauptfeste des Stammes, dem jetzigen Brandenburg, vor. Die Stadt, Brennaburg damals genannt, lag rings von der Havel umflossen. Es war mitten im Winter, als Heinrich sie belagerte, und auf dem Eise schlug er sein Lager auf. Eis, Eisen und Hungersnoth: die drei brachten Brennaburg zu Fall, und mit ihm fiel das ganze Hevellerland in die Hände des Siegers.

Danach zog Heinrich südwärts gegen die Dalemincier, gegen die er einst seine ersten Lorbeeren erfochten hatte. Sie kannten die Streiche von Heinrichs Schwert und wagten nicht ihm im offenen Feld zu begegnen. Sie schlossen sich in ihre Feste Jana ein, aber am zwanzigsten Tage wurde auch diese genommen. Tödtlicher Haß herrschte zwischen Wenden und Sachsen, und auch hier fielen ihm blutige Opfer. Die Stadt wurde geplündert, was mannbar war, erschlagen, die Kinder als Sklaven verkauft. So wollte es die arge Sitte, und der Deutsche hat sein Wort Sklave von den Slawen genommen.

Weiter südwärts drang Heinrich gegen die den Wenden stammverwandten Böhmen vor. Erst seit einem Menschenalter war das Volk unter die Herrschaft einer Familie, der Premysliden, gefallen; mit der Alleinherrschaft hatte das Christenthum Platz gewonnen, obwohl es schwer unter dem halsstarrigen Geschlecht Eingang fand. Von dem zahlreichen, unter ein Gebot vereinigten Volk ließ sich ein kräftigerer Widerstand als von den Wenden erwarten; deshalb entbot der König Herzog Arnulf zur Hülfe, und ein Baiernheer rückte über den finsteren Böhmerwald gleichzeitig mit dem Könige in Böhmen ein. Es war das erste Mal, daß der Baier dem Sachsen Heeresfolge leistete. Tief bis in die Mitte des Landes drangen sie ein, wo am Strande der schnellen Moldau das alte Prag liegt. Hier übergab der junge Böhmenherzog Wenzel, durch den Einfluß seiner frommen Großmutter Ludmilla schon dem Christenthume gewonnen, sich und sein Land dem Könige (929). Als Lehen erhielt er es zurück und zahlte von nun an willig dem Sachsen den Tribut, der vielleicht schon damals, wie später, in 500 Mark Silber und 120 Stück Rindern bestand. Seit jener Zeit forderten

Deutschlands Könige von den Böhmenfürsten Lehnspflicht und Gehorsam, bis endlich das Land selbst in viel späterer Zeit an deutsche Fürsten kam.

Während der König selbst diese slawischen Stämme unterjochte, hatten sächsische Grafen mit Glück gegen die nördlich wohnenden Wenden gekämpft. So waren zuerst die Redarier, die in dem seereichen Lande nördlich von der Havel bis zur Peene wohnten, bezwungen worden, dann die Abodriten und Wilzen, die nordwärts und westlich von jenen ihre Wohnsitze bis zu dem Strande der Ostsee hatten. Binnen kurzer Zeit war der größte Theil des Landes zwischen Elbe und Oder der Herrschaft der Sachsen gewonnen.

Aber der harte Sinn der Wenden war nicht gebrochen, und das vergossene Blut schrie um Rache. Wüthend erhoben sich zuerst die Redarier gegen die Herrschaft der Deutschen, sie schaarten sich zusammen und überfielen Walsleben, das in der Altmark, nahe der Elbe, zwischen Werben und Arneburg liegt. Volkreich war damals der stark befestigte Ort, aber konnte sich doch gegen die Ueberzahl der Feinde nicht vertheidigen. Mit Sturm wurde er genommen, alle seine Bewohner getödtet, Keiner sah den kommenden Tag. Dies war der Weckruf zu allgemeiner Erhebung. Wie ein Mann standen alle wendischen Stämme auf, um das verhaßte Joch der Sachsen abzuschütteln.

Heinrich rüstete schnell und befahl dem Markgrafen Bernhard, dem er die Bewachung der Redarier übertragen hatte, wie dem Grafen Thietmar sogleich den Krieg mit der Belagerung der Feste Lenzen, die in den Händen der Wenden war, zu beginnen. So gut es in der Eile ging, wurde der sächsische Heerbann gesammelt und mit den königlichen Dienstleuten, die in den Marken standen, unter ihren Befehl gestellt. Schon fünf Tage lag man vor Lenzen, da meldeten Kundschafter, ein Heer der Wenden sei in der Nähe und wolle bei einbrechender Nacht das Lager der Sachsen überfallen. Bernhard ließ sofort das Heer bei seinem Zelte versammeln und gebot, man solle die ganze Nacht unter Waffen stehen. Die Menge trennte sich und überließ sich der Freude oder der Angst, der Hoffnung oder Furcht, je nachdem einer den Kampf wünschte oder nicht. Die Nacht brach herein; sie war finsterer als gewöhnlich, der Himmel mit schweren Wolken bezogen, und der Regen floß in Strömen herab. Bei solchem Wetter sank den Wenden der Muth, und sie unterließen den Angriff; die Sachsen aber hatten die ganze Nacht unter Waffen gestan-

den. Als der Morgen dämmerte, da beſchloß nun Bernhard ſelbſt einen Angriff zu wagen und ließ das Zeichen zum Aufbruch geben. Zuvor aber nahmen Alle im Heer das heilige Abendmahl — ſo war es Sitte vor der Schlacht — und mit feierlichem Eidſchwur gelobten ſie erſt ihren Führern, dann ſich unter einander Beiſtand und Hülfe in der Noth. Als die Sonne aufging — in heller Bläue ſtrahlte der Himmel nach dem nächtlichen Regenguß —, zogen ſie aus dem Lager, die wehenden Fahnen voran.

Beim erſten Angriff mußte Bernhard der Uebermacht der Gegner weichen. Aber er hatte bemerkt, die Wenden hatten nicht mehr Reiter als er, wohl aber unermeßliche Schaaren von Fußvolk, die jedoch nur mit Mühe auf dem ſchlammigen Boden ſich vorwärts bewegten und mit Gewalt von Reitern im Rücken vorgejagt wurden. Deshalb ließ Bernhard den Muth nicht ſinken. Und ſeine und der Seinen Zuverſicht ſtieg, als ſie ſahen, wie aus den naſſen Kleidern der Wenden ein dichter Dunſt zum Himmel emporſtieg, während ſie ſelbſt das klarſte Licht rings umfloß: es war als ob der Chriſtengott mit ihnen ſei im Kampfe gegen die Heiden. Abermals wurde das Zeichen zum Angriff gegeben, und mit freudigem Feldgeſchrei ſtürzten ſie ſich in die Reihen der Feinde. Dicht gedrängt ſtanden die Wenden; vergebens verſuchte man ſich eine Gaſſe durch ihre Schaaren zu brechen, nur rechts und links wurden einzelne getrennte Züge der Wenden angegriffen und niedergemacht. Viel Blut wurde ſo auf beiden Seiten vergoſſen, doch noch hielten die Wenden Stand. Da ſchickte Bernhard einen Boten an Thietmar, er ſolle dem Heere zu Hülfe eilen, und ſchnell ſandte dieſer einen Hauptmann mit funfzig geharniſchten Rittern in die Seite der Feinde. Wie ein Unwetter ſtürzten ſich dieſe praſſelnd auf die Wenden: es wankten die Reihen derſelben, und bald ergoß ſich das ganze Heer in die wildeſte Flucht. Rings auf dem Blachfelde wüthete das Schwert der Sachſen. Die Wenden ſuchten Lenzen zu erreichen, aber umſonſt. Thietmar hatte die Wege beſetzt. Da ſtürzten ſich Viele voll Verzweiflung in einen nahe belegenen See, und die das Schwert verſchont hatte, fanden in den Wellen den Tod. Von dem Fußvolk kam Keiner davon, Wenige nur von den Reitern. Achthundert geriethen in Gefangenſchaft; den Tod hatte man ihnen gedroht, und den Tod fanden ſie alle am kommenden Tage. Mehr als 100,000 Wenden ſollen bei Lenzen umgekommen ſein. Auch die Sachſen erlitten ſchmerzliche

Verluste und vermißten manchen edlen Mann in ihrem Heere. Mit diesem Schlage war der Krieg beendigt. Am 4. September 929 wurde die Schlacht geschlagen; am anderen Tage ergab sich Lenzen. Die Bewohner streckten die Waffen, sie baten allein um das Leben; das ließ man ihnen, aber nackt mußten sie aus der Stadt ziehen. Ihre Weiber und Kinder, ihre Knechte, ihr Hab' und Gut, Alles fiel in die Hände der Sieger.

Herrlichen Ruhm vor allem deutschen Volk erwarben sich Bernhard und Thietmar; denn über ein unermeßliches Heer der gehaßten Wenden hatten sie mit einer eilig zusammengerafften, im Verhältniß geringen Mannschaft einen glänzenden Sieg davongetragen. Auf das Ehrenvollste empfing sie der König, und aus seinem Munde erhielten ihre Thaten das schönste Lob.

In den Siegesjubel mischten sich andere Freudenklänge. Gerade damals feierte Heinrich die Hochzeit seines ältesten Sohnes Otto. Aus dem königlichen Geschlecht der stammverwandten Angelsachsen hatte er ihm die Lebensgefährtin erkoren; die schöne Editha, König Edwards Tochter und die Schwester Athelstans, der damals mit starker Hand England beherrschte, sollte Otto zum Altare führen. Und so geschmeichelt hatte sich Athelstan durch Heinrichs Werbung gefühlt, daß er nicht nur Editha, sondern auch deren Schwester Elgiva nach Deutschland hinübersandte; zwischen beiden möchten Heinrich und Otto wählen. Von dem Kanzler Athelstans Thorketul begleitet, schifften sie den Rhein hinauf bis Kölu, wo sie von König Heinrichs Gesandten empfangen wurden. Editha blieb die Erkorne, und alsbald wurde die Vermählung mit großer Pracht gefeiert. Als eine reiche Morgengabe empfing Editha von ihrem Gemahl Magdeburg und viele schöne Güter im Sachsenlande. Nach einem Jahre gebar sie ihm einen Sohn, der den Namen Liudolf erhielt. Alles Volk begrüßte mit Jubel und Freude die Geburt dieses Kindes, in dem man den Herrscher der Zukunft sah; Niemand ahnte, wie schwere Schicksale dieses Haupt dereinst treffen sollten.

Noch einmal zog König Heinrich im Jahre 932 gegen die Wenden; diesmal galt es den Lausitzern auf beiden Seiten der oberen Spree. Von dem Lande der Dalemincier aus, in dem er die Feste Meißen erbaut hatte, unternahm er den Zug, ging über die Elbe und drang ungefährdet in das Land der Feinde ein. Zwischen Dahme und Schlieben

liegt jetzt ein kleiner Flecken, mit Namen Lebusa: das war damals die Hauptfeste der Lausitzer, sie faßte zehntausend Bewohner, hatte zehn Thore und starke Mauern, von denen man noch Ruinen sieht. Lebusa wurde von Heinrich belagert und mußte sich ergeben; darauf wurde das ganze Lausitzerland dem König zinspflichtig. Viel Blut ist gewiß auch hier geflossen; denn gegen Wenden ließ Heinrich das Schwert nicht in der Scheide.

Fröhlich gedeiht nun seit Jahrhunderten deutsches Leben zwischen Elbe und Oder; aber es ist auf einem Boden entsprossen, von dem jede Scholle mit heißem Blut getränkt ist. Es waren eherne Zeiten, wo deutsche Sitte und deutsche Sprache und mit ihnen das Christenthum in diese Gegenden gepflanzt ist; schwer wie Eisen hat die Hand der Sachsen auf den Wenden geruht und sie endlich zermalmt. Wenn sie unter solchem Joche murrten, wenn sie noch oftmals sich gegen ihre Dränger erhoben und in den Kampf der Verzweifelung stürzten, wer wollte sie deshalb verklagen? —

Aber schon waren die neun Jahre des Waffenstillstands mit den Ungarn dem Ende nahe, und der Krieg mit diesen schlimmsten Feinden des Reichs drohte von Neuem. Heinrich, wir sahen es, hatte die Frist trefflich genutzt. Sachsen war durch feste Orte geschützt, dem Könige stand ein im Kriege erprobtes, ihm treu anhängliches Vasallenheer zu Gebote; jetzt war es Zeit sich mit dem alten Gegner zu messen.

Der König berief daher alles Volk zu einem Landtage. Hier sprach er, wie Widukind von Korvei berichtet, in folgender Weise zu seinen Sachsen: „Wie große Verwirrung einst in eurem Lande geherrscht hat und wie ihr jetzt davon befreit seid, wißt ihr selbst am besten, denn ihr erlagt ja unter der Last der inneren Fehden und auswärtigen Kriege. Aber unter Gottes Beistand habe ich es durch meine Sorge und eure Tapferkeit nun so weit gebracht, daß Friede und Eintracht aller Orten herrschen, daß die Wenden unterjocht sind und jetzt uns dienen. Eins jedoch ist noch übrig: gegen die Ungarn, den Feind Aller, müssen wir allzumal zu den Waffen greifen. Euch, eure Söhne und Töchter habe ich bisher, um die Seckel dieses Feindes zu füllen, geschatzt; jetzt muß ich die Kirchen Gottes und die Diener des Herrn berauben und plündern, denn Nichts ist uns geblieben, als die nackten Leiber. Erwäget daher selbst und wählet, was ich thun soll. Soll ich nun auch das, was dem Dienste des Herrn geweiht ist, nehmen und seinen Feinden

geben, um uns von Knechtschaft zu lösen? Oder soll ich nicht lieber den Altären des Herrn zum Opfer weihen, was wir bisher den Feinden gaben, auf daß er, der uns erschaffen und erlöset hat, unsere Bande löse?" Da erhob alles Volk seine Stimme zum Himmel und rief: „Der wahre, lebendige Gott, der treu und gerecht ist in allen seinen Wegen und heilig in seinen Werken, mache uns frei von unseren Banden!" Und sie schwuren dem Könige treulich beizustehen in allen Gefahren und ihn nimmerdar zu verlassen. So ging die Menge aus einander.

Bald darauf erschienen Gesandte der Ungarn, den Tribut wie gewöhnlich zu fordern; aber mit leerem Seckel kehrten sie diesmal heim. Da sattelten schnell die Reiterschaaren der Ungarn, und unermeßliche Schwärme nahmen durch das Land der Daleminzier ihren Weg nach Abend. Sie forderten Hülfe und Geld von den Daleminziern; aber diese wußten, Heinrich sei gerüstet, und statt des geforderten Tributes warfen sie höhnisch einen fetten Hund den Ungarn hin. So ergrimmt die Ungarn über diese Unbill waren, so ließen sie sich doch nicht Zeit zur Rache, sondern eilten in das Thüringerland, das sie im Winter des Jahres 932 auf 933 verheerten. Als das arme Land die große Zahl der Feinde nicht länger ernähren konnte, brach ein Theil des Heeres weiter nach Abend auf, um von dieser Seite in Sachsen einzubrechen.

Schon hatte Heinrich ein starkes Reiterheer aus Sachsen und Thüringen gesammelt und den Heerbann aufgeboten; auch aus Baiern und den anderen ihm unterworfenen Ländern waren manche Ritter, wie uns erzählt wird, zu seinen Fahnen geeilt. Ruhig wartete er des Augenblicks, wo die zahllosen Schwärme der Ungarn sich trennten. Kaum hatte aber jene Schaar sich geschieden und den Weg gegen Abend genommen, so griffen Sachsen und Thüringer herzhaft sie an. In einer blutigen Schlacht fielen die Führer der Feinde und die Schaaren zerstoben nach allen Seiten. Viele kamen im Winterfrost um, Andere starben vor Hunger; eine große Zahl gerieth in Gefangenschaft und fand hier einen jammervollen Tod, „wie sie es werth war," sagt der Korveier Mönch.

Der andere größere Theil des Ungarnheeres aber, der im Osten zurückgeblieben war und noch in Thüringen hauste, hatte indessen Kunde erhalten, in der Nähe sei eine Burg, in der eine Schwester des Königs wohne — sie war Herzog Otto nicht in der Ehe geboren und einem

Thüringer Namens Wido vermählt —, und viel Gold und Silber sei in dieser Burg geborgen. Daher brachen sie auf und griffen sogleich im Sturme sie an; auch würden sie die Burg noch desselbigen Tages genommen haben, wenn nicht der Einbruch der Nacht dem Kampfe ein Ziel gesetzt hätte. In der folgenden Nacht aber hörten sie von der Niederlage der Ihrigen, dem Siege der Sachsen, und wie König Heinrich mit einem starken Heere auf sie losrücke. Da überfiel sie gewaltige Furcht, sie zündeten große Feuerzeichen an, daß die zerstreuten Schaaren sich sammelten, und verließen sofort ihr Lager vor der Burg.

Heinrich lagerte in jener Nacht nicht fern bei einem Orte, der damals Riade genannt wurde *), vielleicht das heutige Dorf Rietheburg an der Unstrut in der goldenen Aue, wo rings umher so viele Burgen der Liudolfinger lagen. Als der Morgen anbrach und Heinrich des Feindes Nähe erfuhr, stellte er sofort sein Heer in Schlachtreihe auf. Er ermahnte die Seinen, sie sollten auf Gottes Gnade all' ihre Hoffnung setzen, dann würde er auch heut mit ihnen sein, wie in so vielen anderen Schlachten; die Ungarn seien des Reichs, seien ihrer aller Feinde, es gelte das Vaterland und ihre Väter zu rächen; bald würden die Feinde weichen, wenn sie nur tapfer darauf losgingen und wacker sich schlügen. Da schwoll Jedem im Heere das Herz voll Muth; mit Lust sahen sie, wie ihr König bald vorn, bald in der Mitte, bald in den letzten Reihen des Heers sich auf dem Rosse tummelte und die Fahne des heiligen Erzengels Michael, das Hauptbanner des Reichs, überall vor ihm wehte. Der König aber fürchtete, wenn die Ungarn sogleich die gewappneten Ritterschaaren der Sachsen zu Gesicht bekämen, so möchten sie nicht Stand halten, sondern sofort aus einander sprengen und einen entscheidenden Schlag vereiteln. Daher schickte er zuerst 1000 Mann thüringisches Fußvolk mit nur wenigen gewappneten Rittern vor. Wenn die sich zeigten, dachte er, würden die Ungarn mit der kleinen Schaar anbinden und so bis an die Schlachtordnung seines Heers verlockt werden. Und so geschah es. Die Ungarn wagten sich bis nahe an die Schlachtordnung des Königs; sobald sie aber der gewappneten

*) So nennt Widukind, dessen Bericht durchaus glaublich ist und der Darstellung zu Grunde liegt, den Ort, wo die Schlacht stattfand. Liudprand, dessen Darstellung vielfach abweicht, nennt Merseburg, und man hat ihm lange mit Unrecht Glauben beigemessen.

Ritterschaaren ansichtig wurden, wandten sie sich zur Flucht. Und mit solcher Eile jagten sie davon, daß, obwohl man sie zwei Meilen verfolgte, doch Wenige von ihnen gefangen oder niedergemacht wurden; ihr Lager aber erstürmte der König und befreite dort alle Gefangene. Es war der 15. März des Jahres 933, ein Freudentag für Viele; nach ihm hat man, so lange Heinrich regierte, keinen Ungar mehr auf deutschem Boden gesehen.

Als dieser denkwürdige Sieg erfochten war, war des Jubels im Heere und im ganzen Sachsenlande kein Ende. Als Vater des Vaterlands begrüßten Heinrich Heer und Volk, sie priesen ihn als Weltbeherrscher und Kaiser, gleich als ob sie die Größe und Macht ahnten, die seinem Sohne Otto vorbehalten war. Und weit über alle Welt hin verbreitete sich der Ruhm des großen Sachsenkönigs, der die unüberwindlichen Ungarn geschlagen. Heinrich aber gab Gott die Ehre des Sieges; dem göttlichen Beistande allein maß er bei, was ihm gelungen war, und den Tribut, den er sonst den Ungarn gezahlt, gab er jetzt der Kirche, um ihn der Armuth zu spenden.

Auch den letzten Feind des deutschen Namens sollte Heinrichs Schwert noch treffen, die Dänen. Diese hatten längst die Grenzen überschritten, welche einst Kaiser Karl ihrer Herrschaft gesteckt hatte. Nicht allein die Grenzmark zwischen Eider, Treene und Schlei hatten sie in Besitz genommen, sondern auch nach der unglücklichen Schlacht, in der Herzog Brun fiel, alles Land nördlich der Elbe mit Hülfe der Wenden an sich gerissen und die fruchtbaren Gegenden des Holsteinerlandes mit Feuer und Schwert verwüstet; die gesammte deutsche Bevölkerung, welche sich hier angesiedelt hatte, war über die Elbe gedrängt, und kaum fand man diesseits des breiten Stroms Schutz und Sicherheit vor den Räubereien der Feinde. Nur allmählich gelang es die Dänen zurückzuweisen und kehrten die Sachsen in die alten Sitze über die Elbe zurück. Und zugleich wurden noch von anderer Seite die Deutschen durch denselben schlimmen Feind bedrängt; denn immer aufs Neue landeten dänische Seeräuber auf leichten Schiffen an den Küsten von Friesland und drangen plündernd tief in Sachsen und Lothringen ein.

Schon einmal war im Jahre 931 Heinrich gegen diesen alten gefürchteten Feind ausgezogen, aber der Kampf war damals nicht ausgekämpft worden. Jetzt erhob sich noch einmal am Ende seiner Laufbahn der alternde Held und führte sein Heer über die Grenzen der Dänen (934).

Ihr König Gorm der Alte, obwohl in vielen Schlachten erprobt, ein glücklicher Streiter, der zuerst die Reiche der Dänen auf den Inseln, in Schonen und Jütland vereinte, wagte dennoch nicht dem Sieger über die Ungarn im offenen Kampfe zu begegnen. Er bat um Frieden und versprach sich jeder Bedingung zu fügen. So stellte Heinrich die alten Grenzen des Reichs auch hier wieder her und gab, indem er an sächsische Kriegsleute die verlassenen Landstriche zu Lehen ertheilte, diesen nördlichsten Gegenden seines Reichs eine ähnliche Kriegsverfassung, wie den von den Wenden eroberten Marken. Die Länder zwischen Eider, Treene und Schlei, später die Mark Schleswig genannt, blieben dem deutschen Reiche, bis Konrad II. beinahe hundert Jahre später das Land bis zur Eider dem Dänenkönig Knud abtrat. Es war diese Abtretung durch die Verhältnisse geboten; aber es war keine That des Segens, daß Konrad die Grenzen verrückte, die Karl der Große gesteckt und Heinrich mit weiser Umsicht hergestellt hatte.

5.

Die letzten Zeiten Heinrichs I.

Wie Glück und Segen alle Unternehmungen König Heinrichs im Sachsenlande und im ganzen Reiche begleiteten, so gedieh ihm auch Alles im eigenen Hause zur Lust und Freude.

In Mathilde war Heinrich ein eben so thätiges, als frommes und liebreiches Weib beschieden. Ihr milder und friedlicher Sinn, ihr unermüdliches Schaffen und Wirken für das Wohl Anderer standen dem Könige stets hülfreich zur Seite. Mit ihren Gebeten bei Tag und Nacht unterstützte sie die Unternehmungen ihres Gemahls; sie war die Zuflucht der Leidenden und der bedrängten Unschuld; oft trat sie einem strengeren Urtheil des Königs mit ihrer Fürbitte entgegen und ruhte nicht eher, als bis der Zorn gekühlt und das Wort der Gnade dem Munde ihres Gemahls entfallen war. Bereitwillig erkannte Heinrich an, wieviel er der trefflichen Frau dankte, und schenkte ihr seine schönen Güter zu Quedlinburg, Pöhlde, Nordhausen, Grona und Duderstadt als Witthum.

Fünf treffliche und meist hochbegabte Kinder schenkte Mathilde ihrem Gemahl. Nach Otto, ihrem ältesten Sohn, hatte sie noch als Herzogin zwei Töchter geboren, Gerberge und Hedwig; dann war sie bald nach der Thronbesteigung Heinrichs eines Sohnes genesen, der nach dem Vater seinen Namen erhielt; endlich hatte sie dem Gemahl noch im sechszehnten Jahre ihrer Ehe einen Sohn geschenkt, der den Namen Brun erhielt. Wenig später verließ Gerberge das Vaterhaus und wurde Herzog Giselbert vermählt; ihre Stelle ersetzte die schöne und fromme Editha, des jungen Ottos Gemahlin. Ottos und Gerberges erste Kinder wurden noch bei Lebzeiten des Großvaters geboren.

Seinen jüngsten Sohn Brun bestimmte Heinrich dem geistlichen Stande und übergab ihn in einem Alter von etwa vier Jahren der Schule des klugen Bischofs Baldrich von Utrecht. Gewiß geschah dies zur größten Freude der frommen Königin Mathilde, die von jeher der Kirche eifrig ergeben das Gemüth des Gemahls, das durch manche schlimme Erfahrungen an ehrgeizigen Geistlichen erbittert dem Klerus nicht sehr geneigt war, in den späteren Jahren den Ansprüchen und Forderungen der Kirche mehr zugewandt hatte. Dem Glauben seiner Zeit war Heinrich stets aufrichtig ergeben geblieben und wir hören, daß er besonders auf den Besitz kostbarer Reliquien einen großen Werth legte. König Rudolf von Burgund gewann sich seine Freundschaft durch die Schenkung der heiligen Lanze, in deren Schaft Nägel vom Kreuze des Herrn waren und die seitdem zu den Reichskleinodien gezählt wurde. König Karl suchte durch Uebersendung der Hand des heil. Dionysius Heinrichs Beistand zu gewinnen, und dieser nahm, wie Widukind erzählt, das göttliche Geschenk mit den Ausdrücken der höchsten Dankbarkeit an, kniete vor den Reliquien nieder und erzeigte ihnen die größte Verehrung. Aber mit welcher Andacht auch Heinrich Alles umfaßte, was jene Zeit für heilig hielt, für die Geistlichkeit und die besonderen Angelegenheiten der Kirche zeigte er doch erst in den späteren Lebensjahren eine lebhaftere Theilnahme. Es ist bereits berührt worden, welche Sorgfalt er da der Herstellung der Kirchen- und Klosterzucht zuwandte, und es scheint nicht unglaublich, daß er, wie Bischof Luidprand von Cremona versichert, vor der großen Ungarnschlacht feierlich gelobt habe, er wolle sich mit Simonie nicht mehr beflecken und dem Handel mit den geistlichen Stellen für alle Folgen entsagen.

Gegen Ende seiner Lebenszeit dachte König Heinrich endlich auch

daran, gleich seinen Ahnen Hand an eine Klosterstiftung zu legen. Am Fuße des Harzes, auf seiner Pfalz zu Quedlinburg, weilte er oft und gern mit Mathilde, der er hier auch den Wittwensitz bestimmt hatte; hier wollte er ein Kloster gründen, um in demselben einst selbst seine Ruhestätte zu finden. Mit Eifer betrieb der König das Werk, nicht minder eifrig Mathilde, die es wahrscheinlich angeregt hatte. Auf einer weitaussehenden Höhe, die sich unmittelbar über der Pfalz erhob, wurde sofort mit dem Bau der Kirche begonnen. Als man mit dem Werke beschäftigt war, vernahm Heinrich, daß die Nonnen im Kloster Wendhausen, in unwegsamer Gegend belegen, wo die Bode bei Thale sich zwischen hohen Felsen in die Ebene Bahn bricht, mit Mangel und Widerwärtigkeiten kämpften, die sie um so mehr bedrückten, als sie aus vornehmen Geschlechtern des Landes wenig an Entbehrungen gewöhnt waren. Die Verwandten der Nonnen baten den König, er möchte sie nach Quedlinburg versetzen. Dies entsprach zugleich dem Wunsche Mathildens, die auf eine freie und edle Geburt nicht geringen Werth legte; denn sie meinte, edles Geschlecht verbürge auch edle Denkungsart. Wie sie nun wünschte, daß diese Stiftung, für die sie die größte Theilnahme empfand, eine Pflanzstätte edler Sitten und hoher christlicher Tugenden für das ganze Sachsenland werden sollte, legte sie die Sache Heinrich dringend an das Herz, und der König entschied sich für die Verlegung des Klosters Wendhausen nach Quedlinburg.

Es wird uns glaublich versichert, der König habe noch kurz vor seinem Tode an eine Reise nach Rom gedacht. Was zog ihn dorthin? Wollte er, der die Königskrone aus Bischofshand verschmäht hatte, in St. Peters Kirche die Kaiserkrone aus der Hand des Papstes empfangen, wie einst Karl der Große und nach ihm so mancher Andere aus Karls Geschlecht? Wollte er das abendländische Kaiserthum wieder aufrichten, nachdem es seit mehreren Jahren schon ruhte? Kaum vermag man dies zu glauben, wenn man das ganze Leben des Mannes bedenkt, der alle seine Pläne und Absichten in den Grenzen des Erreichbaren beschloß und dessen Wünsche nirgends über die Marken der deutschen Länder hinausreichten. Vielleicht war es etwas Anderes, was ihn bewegte. Ein mächtiger Herzensdrang zog seit Jahrhunderten die Sachsen zu den heiligen Stellen nach Rom, zum Grabe des Apostels Petrus, dem sie sich zu eigen geweiht hatten. So pilgerten die Könige der überseeischen Sachsen Ine und Athelwulf nach Rom, so Heinrichs Großvater Liudolf

mit der frommen Oda, so noch später der Sachse Gero, der seine gegen die Wenden siegreichen Waffen an den Gräbern der Apostel aufhing; so wollte vielleicht auch Heinrich nicht als Kriegsherr, sondern als einfacher Pilger nach Rom ziehen, um am Abend seines Lebens an den Stellen zu beten, wo die Apostel bluteten, um hier an hochheiliger Stätte seinen Ruhm und seine Siege Gott willig zum Opfer zu bringen. Wie dem auch sei, es blieb dem Könige dieser letzte Wunsch versagt.

Heinrich war in den Kämpfen und Siegen des Lebens gealtert, und sein einst so kräftiger Körper wurde gebrechlich. Im Herbst des Jahrs 935 hielt er sich in dem waldigen Harze auf, wo er gern der Jagdlust oblag, und verweilte längere Zeit auf seiner Burg Bodfeld, die zwischen Elbingerode und Rübeland lag, wo die Bode über mächtige Felsen daherbraust. Kaum bezeichnen jetzt noch spärliche Reste die Stelle, wo die mächtigsten Könige und Kaiser Deutschlands gern hausten und wo einer der größten Kaiser mehr als hundert Jahre später den letzten Athem aushauchte. Hier traf den König ein Schlaganfall. Er war nicht tödtlich, aber er mahnte ihn des Todes zu gedenken und zu ordnen, was ihm in dieser Welt zu ordnen blieb.

Zuerst dachte Heinrich des Vaterlandes, der Nachfolge im Reich. Er konnte und wollte nicht abermals Alles aufs Ungewisse gestellt sein lassen. Unfraglich bildeten die deutschen Länder ein Wahlreich; doch war nach Heinrichs glücklichen Thaten nicht daran zu denken, daß man bei der Wahl das sächsische Haus wieder hätte verlassen können. Die Franken selbst fühlten, was sie gewonnen hatten; als im Jahre 931 Heinrich durch Franken zog, da hatten ihn Herzog Eberhard, alle Bischöfe und Grafen auf das Höchste geehrt, jeder Einzelne ihm auf seiner Burg herrliche Feste bereitet und das Beste seiner Habe zum Geschenke dargebracht. Wohl aber hatte Heinrich den Ehrgeiz seiner Söhne zu fürchten und die Ansprüche, die sich aus ihrer verschiedenen Geburt herleiten ließen. Thankmar, der älteste Sohn, war aus einer Ehe geboren, welche die Kirche nicht anerkannt hatte; Otto war erzeugt, als der Vater noch Herzog war; des Königs Erstgeborner war sein dritter Sohn Heinrich. Der König wählte Otto als den Erstgebornen aus seiner kirchlich anerkannten Ehe zum Nachfolger, in dem er überdies einen höher strebenden Geist, einen kraftvolleren Sinn erkannte, als in Heinrich, obwohl dieser ihm selbst ähnlicher und der Mutter Liebling war. Als sein Entschluß gefaßt war, berief er alle Großen des Reichs nach Erfurt; hier wollte

er ihnen die Nachfolge Ottos empfehlen. Er konnte um so eher auf ihre Willfährigkeit rechnen, als sie einst sich ja auch Konrads Wunsch gefügt hatten.

Im Anfange des Jahrs 936 kamen die Großen aus allen Theilen des Reichs zu Erfurt zusammen; hier erschien vor ihnen zum letzten Male König Heinrich und empfahl ihnen seinen Sohn Otto zum künftigen König. Nach reiflicher Ueberlegung erklärten sich Alle für Otto. Auch seiner kirchlichen Stiftung gedachte hier Heinrich und räumte die letzten Schwierigkeiten aus dem Wege, die sich der Verlegung des Klosters Wendhausen nach Quedlinburg entgegenstellten. Endlich verfügte der König noch über sein Haus. Otto sollte fortan das Haupt desselben sein; unter ihn und seine anderen Söhne vertheilte er seine Eigengüter und seinen Schatz; auch Thankmar wurde reich bedacht, da ihm die große Erbschaft seiner Mutter entgangen war, die wahrscheinlich das Kloster, dem sie geweiht war, an sich gerissen hatte.

Nachdem die Fürstenversammlung in Erfurt sich getrennt hatte, begab sich Heinrich mit geringer Begleitung nach Memleben an der Unstrut in der goldenen Aue; damals eine Pfalz, neben der sich bald ein prächtiges Kloster erhob, jetzt ein schlichtes Dorf, in dem aber ehrwürdige Reste eines stattlichen Kirchenbaues an die Zeiten seines früheren Glanzes erinnern. Hier traf den König ein neuer Schlaganfall, und er fühlte, sein Ende sei nahe. Da rief er Mathilde, wie der spätere Biograph derselben erzählt, an sein Lager, sprach erst lange stille mit ihr, dann aber mit vernehmlicher Stimme: „Mein treues, geliebtes Weib, ich danke dem Herrn Christus, daß ich vor dir von dieser Welt scheide. Keiner gewann je ein so frommes, in jeder Tugend erprobtes Weib, wie ich. Du hast mich oft im Zorn besänftiget, mir zu allen Zeiten nützlichen Rath gegeben, mich, wenn ich irrte, auf den Pfad der Gerechtigkeit zurückgeführt; du hast mich fleißig ermahnt, mich derer anzunehmen, die Gewalt erlitten: habe Dank für dies Alles! Ich empfehle Gott und der Fürbitte seiner Auserwählten dich und unsere Kinder, wie auch meine Seele, die nun diesen Leib verlassen muß." So dankte auch Mathilde in tiefer Rührung ihrem Gemahl für alle bewiesene Liebe und Treue, dann verließ sie sein Sterbelager und ging in die Burgkirche, für das Seelenheil ihres sterbenden Gatten zu beten. Bald darauf hauchte Heinrich in Gegenwart seiner Söhne und einiger vornehmer Sachsen den Athem aus. Der Klageruf drang schnell in die Kirche

und zu den Ohren der Königin. Sie faßte sich und fragte, ob nicht ein Priester da sei, der noch keine Speise genommen und sogleich eine Seelenmesse für ihren dahingeschiedenen Herrn und Gemahl lesen könne. Es war schon hoch am Tage, aber ein Priester, mit Namen Adaldag, hatte noch Nichts an dem Tage genossen. Er las die erste Seelenmesse für König Heinrich, und die Königin dankte ihm mit den goldenen Spangen, die sie am Arm zu tragen pflegte, und hat auch später dieses Priesters gedacht. Als die Messe beendet war, trat sie in das Sterbegemach. Sie weinte bitterlich, aber trug doch mit Ergebung in Gottes Willen den gewaltigen Schmerz. Zu ihren Söhnen, die weinend am Lager standen, sich wendend, sprach sie: „Meine theuren Söhne, schreibt euch in das Herz, was ihr hier sehet, ehret Gott und fürchtet ihn, der Macht hat solches zu thun."

Es war ein Sonnabend, der 2. Juli des Jahrs 936, an dem König Heinrich endete, nachdem er sein Leben beinahe auf sechszig Jahre gebracht und siebzehn Jahre über die deutschen Länder regiert hatte.

Das Grab wurde ihm in Quedlinburg bestellt, in dem Kloster, das er selbst begründet hatte. In der dem heiligen Petrus geweihten Kirche vor dem Altar wurde unter Thränen und Wehklagen einer unzählbaren Menschenmenge, die herbeigeströmt war, die Leiche beigesetzt. Noch ruht sie an ihrer alten Stelle, und wer nach Quedlinburg kommt, besucht gern die geweihte Stätte. In einem schwach erhellten Raume, der Unterkirche, die man dort den alten Münster nennt, bezeichnet eine einfache Marmorplatte Heinrichs Grab. Die Platte ist geborsten und in eichene Bohlen gefaßt, die von vier kurzen Pfosten an den Ecken getragen werden. Kein Sonnenstrahl dringt zu diesem Königsgrabe, und wer es sieht, meint wohl, dem großen deutschen Fürsten gezieme wohl ein stattliches Grabmal am hellen Tageslicht. Und doch möchte alle Kunst kein passenderes Monument dem Manne errichten, der das Große gern im Stillen vollführte und unter dessen Tugenden vielleicht die Schlichtheit die größte war. —

Blicken wir von seinem Grabe noch einmal auf sein reichgesegnetes Leben zurück, so werden wir die Summe desselben kaum besser zusammenfassen können, als mit den Worten des kölnischen Klerikers Ruotger, der das Leben Bruns, des jüngsten Sohns König Heinrichs, so trefflich beschrieben hat. „Der Tag würde nicht ausreichen," sagt er, „wollte man erzählen, wie Heinrich es dahin brachte, daß der schönste

und herrlichſte Friede dem Reiche erblühte, das er in dem traurigſten Zuſtande überkam; denn alle Theile deſſelben wurden nicht minder durch die unaufhörlichen Angriffe der Nachbarn, als durch die gräulichen Fehden unter Genoſſen und Blutsfreunden auf das Schrecklichſte heimgeſucht. Von hier drohte das wilde, zu Land und zur See gleich gewaltige Dänenvolk Unheil und Verderben, von dort die knirſchende Wuth der vielgeſpaltenen Slawenſtämme, und zugleich verwüſtete das grauſame Ungarnvolk die meiſten Länder des Reichs weit und breit mit Feuer und Schwert; jenſeits des Rheins war Alles im Aufſtande, und die Großen ſelbſt des alſo beſchränkten Reichs wütheten gegen ihr eigenes Fleiſch und Blut, ſo daß es unmöglich ſchien dem Verderben Einhalt zu thun. Mit ſtarker Hand die Schäden aus dem geſunden Fleiſche zu ſchneiden oder ſie auszuheilen, dazu gehörte wahrlich die erprobteſte Tüchtigkeit und eine Ausdauer ohne Gleichen. Aber Heinrich gelang es, und in kurzer Zeit verbreitete ſich durch Gottes Gnade eine ſo gewaltige Furcht vor den Seinen unter den fremden Völkern, wie dieſe nie ſonſt gekannt hatten, und eine ſolche Eintracht verband fortan alle Bewohner des Reichs, wie ſie auch in den mächtigſten Reichen zuvor nie gefunden wurde."

Man vergleiche Heinrich nicht mit jenen gewaltigen Kriegsfürſten und Eroberern, die große Länder und weite Gebiete ihrem Schwerte unterwarfen und die ganze bisherige Ordnung der weltlichen Dinge umwandelten, auch nicht mit den großen leuchtenden Geiſtern, welche der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes neue Bahnen für Jahrhunderte vorſchrieben: ſolche Ziele hat Heinrich ſich weder geſteckt noch erreicht. Will man Fürſten ſeines Gleichen ſuchen, ſo wird man ſie unter den Königen finden, welche die überſeeiſchen Sachſen zu *einem* Volke einten, in Egbert, Alfred und Edward dem Aelteren. Wie dieſer Streben nicht weiter ging, als Einheit und Zuſammenhang in die Unternehmungen und Verhältniſſe ihrer Völker zu bringen, ihr Reich vor der Fremdherrſchaft zu ſichern und alle Keime höheren ſtaatlichen Lebens in ihren Völkern zu pflegen: ſo wirkte auch Heinrich, und ſo hat er Großes und Folgenreiches geleiſtet. Schon ſeine Zeit hat ihn als den Gründer eines neuen Reichs anerkannt; eines Reichs, das auf dem oſtfränkiſchen begründet, von ihm zwar noch den Namen und die Formen der Herrſchaft entlehnt, ſich in der That aber, wie es auf freier Einigung der deutſchen Stämme beruht, als deutſches Reich dar-

ſtellt. Als Gründer dieſes Reichs hat Heinrich für uns Deutſche eine Bedeutung, die ihn den erſten Männern unſerer Geſchichte an die Seite ſtellt. Durch die Einigung der deutſchen Stämme zu einer ſtaatlichen Gemeinſchaft, zu einem nun politiſch wie kirchlich in ſich abgeſchloſſenen Reiche und auf ſich beruhenden Ganzen, konnte ſich erſt ein klares nationales Bewußtſein unter den Deutſchen herausbilden; erſt jetzt fing man an die Deutſchen ſcharf, wie hier von den romaniſchen Völkern der Monarchie Karls des Großen, ſo dort von der ſcandinaviſchen Bevölkerung des Nordens und den überſeeiſchen Angelſachſen zu ſcheiden. Mit Heinrich beginnt die Geſchichte des deutſchen Reichs und des deutſchen Volks, wie man von jener Zeit bis auf den heutigen Tag den Begriff deſſelben gefaßt hat. So hat Heinrich eine Saat ausgeſtreut, die herrlich aufgegangen iſt und aus der jede Ernte zu neuen Ernten geführt hat, eine freilich ergiebiger als die andere, aber keine ohne den Segen des Himmels.

„König Heinrich war" — ſo zeugt Widukind von Korvei — „der größte König Europas zu ſeiner Zeit, an geiſtigen und körperlichen Gaben ſtand er keinem nach; doch hinterließ er einen Sohn, größer als er, und dieſem Sohne hinterließ er ein großes weites Reich, das er nicht von ſeinen Vätern ererbt, ſondern ſelbſt gegründet und allein Gottes Gnade zu danken hatte."

6.

Ottos I. Wahl und Krönung.

Als König Heinrich nicht mehr war, verſammelten ſich alsbald die Franken und Sachſen zur Wahl des neuen Königs. Denn waren früher die Franken allein der herrſchende Stamm im Reiche geweſen, ſo theilten ſie jetzt die Macht mit den Sachſen. Auf der Vereinigung dieſer beiden Stämme beruhte die Gewalt, die Heinrich begründet hatte. Sachſen und Franken bildeten gleichſam den Kern des Reichs, welchen die anderen deutſchen Länder — Schwaben, Baiern und Lothringen — noch in loſerem Zuſammenhange umſchloſſen.

Hatte auch Heinrich schon Otto, seinen ältesten Sohn von Mathilde, als seinen dereinstigen Nachfolger bezeichnet und die Zustimmung der Fürsten zu dessen Wahl gewonnen, so war doch die Wahlhandlung selbst dadurch keineswegs beseitigt, und schon mochten sich selbst hier und da Zweifel regen, ob es gerathen sei, nach dem Willen des Vaters Otto auf den Thron zu erheben.

Manche legten Gewicht darauf, daß Heinrich, der zweite Sohn Heinrichs, im Königsbette erzeugt war, während Otto, der vor Heinrichs Thronbesteigung das Licht der Welt erblickt hatte, nur zum Herzog von Sachsen geboren schien. Der junge Heinrich selbst soll, als ihm Otto auf dem Reichstage zu Erfurt durch die Wahl des Vaters vorgezogen wurde, erbittert und voll kindischen Trotzes die Worte gesprochen haben: „Edleres Blut rinnt in meinen Adern." So gewiß auch Mathilde den letzten Willen ihres Gemahls ehrte und die Pflicht der Mutter, den Frieden zwischen ihren Söhnen zu erhalten, nie aus den Augen ließ, so gewiß hing doch ihr ganzes Herz an Heinrich, in dem sie das Ebenbild des Vaters erblickte. Keiner der Jünglinge im Sachsenlande kam ihm, der eben damals zu den Jahren der Mannbarkeit heranreifte, an Schönheit gleich; mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit führte er die Waffen, unermüdlich war er bei Mühen und Anstrengungen, und obwohl er heißblütig und voll brennenden Ehrgeizes war, schien er doch in Allem vorsichtig und überlegt. Wenn ein strenger Ernst, ein finsterer Zug auch von früher Jugend an seine Stirn umdüsterte, so wußte man, daß er auch das vom Vater geerbt hatte, dem nimmer ein leichtfertiges Wort entflohen war, der selbst beim Spiele seine bedächtige und gebietende Haltung nicht verloren hatte. Leicht gewann sich so Heinrich, wie einst sein Vater, die Herzen der Menschen, und besonders sah man im Sachsenlande gern auf den fürstlichen Jüngling, während sein älterer Bruder nicht gleicher Gunst sich erfreute.

Denn in Otto regte sich ein anderer Geist, den die Meisten für Stolz und Hoffahrt hielten und den selbst die Mutter lange nicht zu fassen vermochte. Er zählte erst vierundzwanzig Jahre, doch ahnete man in ihm schon den Mann, dem strenges Regiment Bedürfniß war, der Ergebenheit und Gehorsam unweigerlich verlangte und der den Thron um mehr als eine Stufe zu erhöhen gedachte. Mit Sicherheit und Selbstgefühl trat er auf, sein Blick schweifte hoch und weit, und

hellstrahlende Tugenden konnte Niemand in ihm verkennen, vor Allem mußte unerschütterliches Gottvertrauen, felsenfeste Treue gegen seine Freunde und Großmuth gegen gedemüthigte Feinde Jedermann an ihm rühmen. Man sah ihn meist heiter und freundlich erscheinen, er ergötzte sich gern auf der Falkenjagd, da hörte man ihn wohl auf abgelegenen Pfaden die lieblichsten Weisen singen. Offen trat er Jedem entgegen, Niemand zeigte sich weniger mißtrauisch als er, und doch erweckte seine Nähe mehr Bangigkeit als Hingabe und Vertrauen. Brauste er aber in Leidenschaft auf, so war sein Zorn schrecklich, und selbst die ihm zunächst standen, haben ihn oft hart genug empfunden. Mit Heinrich hatte er von frühester Kindheit an in Hader gelebt; nie wollten die beiden Ein und Dasselbe. Die Sachsen, in denen das Gefühl für unbeschränkte Freiheit noch so lebendig war, fürchteten diesen Otto mehr, als sie ihn liebten.

Wie so auch Neigung und Stimmung wechseln mochten, als es zur Wahl kam, blieb man doch dem König Heinrich gegebenen Versprechen getreu, und ohne Widerspruch wurde Otto zum König erwählt. Aber diese Wahl, die in gleicher Weise erfolgte, wie einst die Wahl König Heinrichs, schien schon nicht mehr genug; wohl Otto selbst verlangte nach einer vollständigeren Anerkennung seiner königlichen Stellung. Man bestimmte daher, zu Aachen, in der alten Kaiserburg Karls des Großen, hätten die Herzöge, Grafen und die vornehmsten Reichsvasallen aus allen deutschen Ländern sich zu versammeln, um die getroffene Wahl allgemein anzuerkennen und dem neuen Könige zu huldigen, der dann nach altem Brauch gesalbt und gekrönt werden sollte.

Und so geschah es am 8. August des Jahres 936. In der Säulenhalle, welche die Kaiserpfalz mit dem Münster verband — beide hatte Karl der Große erbauen und Marmor und Säulen dazu aus Rom und Ravenna herbeischaffen lassen — stand der Marmorstuhl Karls des Großen, der Erzthron des Reichs: hier versammelten sich die Großen aus allen deutschen Landen, erhoben Otto auf den Thron und gelobten ihm unter Handschlag Treue auf immerdar und Beistand gegen alle seine Widersacher. So huldigten sie ihm nach alter Sitte auf fränkischer Erde als Karls des Großen Nachfolger und *König der Franken*. Deshalb hatte Otto auch sein weites sächsisches Kleid mit dem knappen fränkischen Gewande vertauscht. Nur als Franke und auf fränkischem Boden, meinte man damals und hat man noch lange nach-

her gemeint, könne der neue König die Krone empfangen. Der König hat fränkisches Recht, hieß es seitdem, sobald er gekoren ist, von welchem Stamm er auch geboren sein mag. In feierlichem Zuge, von den Herzögen, Grafen und Herren begleitet, begab sich dann Otto zum Münster.

Wer nach Aachen kommt, wird dieselbe Kirche noch heute dort sehen. In der Gestalt eines Achtecks steigt sie zu mächtiger Höhe empor, und oben umkreist sie ein zwiefacher Umgang von mit Säulen gezierten Arkaden; in der Mitte aber auf dem Boden ist die Stelle bezeichnet, wo Kaiser Karl das Grab gefunden. Die Gänge oben erfüllte damals dicht gedrängt das Volk, das von weit und breit zum großen Feste herbeigeströmt war. In dem unteren Raume aber erwartete der Erzbischof Hildebert von Mainz — der sich erst nach langem Hader mit den Erzbischöfen von Köln und Trier das Recht der Krönung erstritten hatte — mit allen Erzbischöfen, Bischöfen und Priestern, die sich eingestellt hatten, den jungen König. Als dieser an der Pforte erschien, schritt er ihm entgegen, den Krummstab in der Rechten, und führte ihn mit der Linken bis in die Mitte des Münsters, wo Kaiser Karls Grabstein liegt und Otto von allen Seiten erblickt werden konnte. Hier wandte er sich um und rief laut zu dem Volke: „Sehet, ich führe euch Otto zu, den Gott zu eurem König erwählt, König Heinrich bestimmt und alle Fürsten erhoben haben. Gefällt euch solche Wahl, so erhebt eure Rechte zum Himmel!“ Alle erhoben die Hände, und donnernd hallte es in der Runde: „Heil und Segen dem neuen Herrscher!“

Darauf schritt der Erzbischof mit Otto bis zum Altare vor, wo Schwert und Wehrgehenk, Mantel und Spangen, Scepter, Stab und Diadem, die Zeichen der königlichen Würde, bereit lagen. Zuerst nahm er Schwert und Wehrgehenk und sprach zum Könige gewendet: „Nimm hin dies Schwert und triff damit alle Feinde des Herrn, Heiden und schlechte Christen; denn darum hat dir Gottes Wille alle Gewalt über das Reich der Franken verliehen, daß die ganze Christenheit sicheren Frieden gewinne.“ Dann ergriff er den Mantel mit den Spangen und legte ihm denselben an mit folgenden Worten: „Die Säume dieses Gewands, die bis zur Erde herabwallen, sollen dich mahnen, bis an das Ende auszuharren im Eifer für den Glauben und in der Sorge für den Frieden.“ Und als er ihm Scepter und Stab überreichte, sprach er: „An diesen Zeichen lerne, daß du väterlich züchtigen sollst, die dir untergeben sind.“ „Vor Allem aber,“ fuhr er fort,

„strecke deine Hand aus voll Barmherzigkeit gegen die Diener Gottes, wie gegen die Wittwen und Waisen, und nimmer versiege auf deinem Haupte das Oel des Erbarmens, auf daß du hier und dort die unvergängliche Krone zum Lohn empfangest." Mit diesen Worten nahm er das Oelhorn, salbte ihn mit dem heiligen Oele, das die Kirche als ein Zeichen der Barmherzigkeit ansieht, und setzte ihm unter Beihülfe des Erzbischofs Wikfried von Köln das goldene Diadem auf das Haupt.

Als so die Krönung vollbracht war, stieg Otto, schon im Glanze der Krone, zu dem Throne empor, der zwischen zwei Marmorsäulen von wunderbarer Schönheit erhöht war, von wo er das ganze versammelte Volk überblickte und von Allen gesehen werden konnte. Hier blieb er, während die Messe gehalten wurde; dann stieg er vom Throne herab und kehrte zur Pfalz Karls des Großen zurück.

In der Pfalz war inzwischen an marmorner Tafel das Königsmahl mit auserlesener Pracht bereitet. Mit den Bischöfen und Herren setzte sich der neue Herrscher zu Tische; es dienten ihm aber beim Krönungsmahle die Herzöge der deutschen Länder. So ist es damals zuerst geschehen, und oft dann in der Folge; es war ein Zeichen, daß die Herzöge der einzelnen Länder den König, der über das ganze Volk gesetzt war, als ihren Herrn erkannten, daß sie nichts Anderes sein sollten und wollten als die Ersten seiner Dienstleute. Denn wie an dem Hofhalt der deutschen Fürsten von Alters her die mächtigsten und angesehensten unter den Dienstleuten als Mundschenk, Kämmerer, Truchseß und Marschall die Person der Fürsten umgaben und ihrer warteten: so leistete damals der Lothringerherzog Giselbert, in dessen Gebiet Aachen lag, die Dienste des Kämmerers und ordnete die ganze Feier; der Frankenherzog Eberhard sorgte als Truchseß für die Tafel, der Schwabenherzog Hermann stand als oberster Mundschenk den Schenken vor, und Arnulf von Baiern nahm für die Ritter und ihre Pferde als Marschall Bedacht, wie er auch die Stellen bezeichnet hatte, wo man lagern und die Zelte aufschlagen konnte. Denn die Stadt reichte nicht aus, die Zahl aller der Herren, die nach Aachen geritten waren, in sich zu fassen. Als die Festlichkeiten beendet waren, lohnte Otto einem Jeden der Großen mit reichlicher Gunst und großen Geschenken, und froh kehrten Alle in die Heimath zurück.

Ein Fest wie dieses hatten die deutschen Völker nie gesehen, und nie ist eine Krönungsfeier von gleicher Bedeutung wieder begangen.

Sie gab gleichsam dem Baue, den König Heinrichs Thaten begründet hatten, die Weihe. Die Vereinigung aller deutschen Stämme unter ein Haupt fand hier ihren öffentlichen Ausdruck; man beging gleichsam das Fest der Gründung des deutschen Reichs. Die Herrschaft, welche die Nachkommen Karls des Großen über die deutschen Lande geübt hatten, war gebrochen und vernichtet; es hatte eine neue Ordnung der Dinge begonnen, als sich die Großen aus allen deutschen Gauen freiwillig einem Herrscher beugten, der dem sächsischen, jenem reinsten deutschen Stamme entsprossen war, der zuletzt die alte Freiheit der Väter vertheidigt hatte. Die Krone der Franken mit ihrem verblichenen Scheine hatte König Heinrich verschmäht; erst durch seine Thaten gewann sie neuen Glanz, und strahlend empfing sie jetzt als Deutschlands Krone sein Sohn aus Priestershand. Es war keine leere Förmlichkeit, wenn die Fürsten, die einst seinen Vater als Lehnsherrn anerkannt hatten, jetzt ihm Dienste leisteten, wie sie ihnen unfreie Dienstleute darboten. Das Königthum schien schon mehr als eine Vorstandschaft des sächsischen Herzogs, und Otto war ganz der Mann, um jedes Recht aufzunehmen, das nur je ein König in deutschen Landen besessen hatte. Erscheint Heinrich fast noch mehr als Sachsenfürst denn als König der Deutschen, so war Otto, obschon auch er sich König der Franken nannte, doch im vollen und ganzen Sinne des Worts ein König der Deutschen.

7.

Die Jahre der Prüfung.

Viele, die eine Krone getragen, haben offen gestanden, sie sei eine Last, die des Sterblichen Kraft fast erdrücke. Und von keiner Krone hat dies mehr gegolten als von der Krone des deutschen Reichs, zumal in dieser Zeit seiner Bildung und der gewaltigen Bewegungen, welche dieselbe begleiteten. Wessen Haupt damals diese Krone geziert hat, der ist nicht leicht durch das Leben gewandelt, sondern in zahllosen inneren und äußeren Kämpfen hat er es erproben müssen, daß er ein Mann sei vor anderen Sterblichen. So kamen auch für Otto bald genug die Jahre der Prüfung, in denen er darthun sollte, ob er des großen

Vaters würdiger Sohn und seine jugendliche Hand stark genug sei, die Bande der Einheit, die jener um die deutschen Lande geschlungen, zu erhalten und zu festigen.

Kaum war die Nachricht von Heinrichs Tode zu den slawischen Völkern im Osten gedrungen, so erhoben sich die streitbarsten unter ihnen, um das Joch der Sachsen abzuschütteln: die Böhmen und die wendischen Stämme, die an der unteren Elbe wohnten. Der fromme Böhmenherzog Wenzel, der sein Land den Sachsen untergeben hatte, war schon in den letzten Tagen Heinrichs unter den Mordstreichen seines Bruders Boleslaw, eines kühnen, trotzigen Mannes, dem die Freiheit seines Volks höher stand als das Leben des Bruders, gefallen. Kaum hatte Boleslaw selbst die herzogliche Macht an sich gerissen, so verweigerte er den Sachsen den Gehorsam und rüstete sich der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Voll Mißtrauen sah er dabei auf einen benachbarten slawischen Häuptling, der sich willig den Deutschen unterworfen hatte; gegen ihn begann er zuerst den Krieg. Zwar zog dem Bedrängten ein deutsches Heer, das aus Sachsen und Thüringen aufgeboten war, mit jener von König Heinrich begründeten, übel berüchtigten Merseburger Schaar zur Hülfe, aber Boleslaw ließ sich nicht schrecken und drang in das Land seines Gegners ein. Er theilte sein Heer, überfiel einzeln die getrennten Schaaren der Sachsen und Thüringer und vernichtete beide. Ohne weiteren Widerstand zu finden, zog er sodann gegen die Hauptfeste jenes Häuptlings, nahm sie mit Sturm und machte sie dem Erdboden gleich. Was auch die Sachsen fortan unternahmen, um den verschlagenen und kampflustigen Böhmenherzog zum Gehorsam zu zwingen, doch behauptete er sich in voller Selbstständigkeit, bis er im zehnten Jahr der Regierung Ottos endlich genöthigt wurde sich abermals der fremden Herrschaft zu beugen.

Schneller wurden die empörten wendischen Stämme wiederum unterworfen, gegen die der junge König selbst sogleich nach seiner Krönung zu Felde zog. Wohl traute er sich selbst noch nicht Erfahrung genug zu, um die schwere und gefährliche Kunst des Krieges zu üben; er übergab deshalb die Führung des Heeres, sobald er die Grenzen des Feindes überschritten hatte, einem tapferen und sehr verständigen Manne aus Sachsenland, Hermann, dem jüngeren Sohne des Grafen Billing. Hermann, dem später noch größere Ehren zu Theil werden sollten, war keineswegs, wie man später gefabelt hat, von niederer Her-

kunft, sondern gehörte einem sehr vornehmen, wohl ursprünglich fränkischen Geschlechte an und war dem königlichen Hause selbst nahe verwandt. Ottos Großmutter Oda stammte aus dem Geschlechte der Billinger, und eine Schwester der Königin Mathilde war Hermanns älterem Bruder Wichmann vermählt. Mit scharfem Blick hatte Otto den rechten Mann getroffen; aber doch erregte seine Wahl Neid und Mißgunst unter den stolzen sächsischen Großen, unter denen Viele sich gleiche Würdigkeit zu solcher Stellung zutrauten und sich dem noch unerprobten Urtheil des Jünglings nicht fügen wollten. Vor Allem war Hermanns eigener Bruder Wichmann bitter erzürnt und verließ das Heer; Eckard, ein anderer vornehmer sächsischer Herr, wollte lieber den gewissen Tod durch der Wenden Hand suchen, als Hermanns Glück mit seinen Augen sehen; Groll gegen den König, Eifersucht gegen den Günstling waren in Aller Herzen, standen auf den Mienen Aller zu lesen. Aber Hermanns Tapferkeit machte seine Neider zu Schanden. Er griff die Feinde an, schlug sie aufs Haupt und beendete in kürzester Zeit den Krieg. Schon im September 936 unterwarfen sich die Wenden und zahlten den gewohnten Tribut. Der König ließ als Markgrafen über die Länder an der unteren Elbe den wackeren Hermann zurück und kehrte von seinem ersten Feldzuge mit einem siegreichen Heere heim.

Doch schon mit dem Frühjahr des folgenden Jahres stürmten aufs Neue die Ungarn heran; auch sie wußten, Heinrich war nicht mehr, und wollten die Tapferkeit des neuen Königs auf die Probe stellen. In unermeßlichen Schaaren ergossen sie sich über Deutschlands Grenzen und zogen durch Franken, um auf einem neuen Wege dann von Abend in Sachsen einzudringen. Aber schnell sammelte Otto sein Heer; ehe sie noch die Grenzen Sachsens erreichten, stellte er sich ihnen entgegen, griff sie an und trieb sie leicht in die Flucht. Sie wandten sich dann den westlichen Gegenden zu, von Otto unablässig verfolgt, bis sie die Grenzen des deutschen Reichs verlassen hatten. Ueber die Ebenen Frankreichs schweiften darauf ihre Reiterschaaren bis zur Loire hin; schrecklicher als je zuvor verheerten sie das arme Land, wo Niemand war, der wie Heinrich und Otto dem Strome der Zerstörung hätte wehren können.

Fehde und Unfriede herrschte im Reich der Westfranken aller Orten. König Rudolf war kurz vor Heinrich gestorben. Hugo, der mächtigste Große des Landes, ein Sohn jenes Robert, der sich gegen Karl den Einfältigen zum König aufgeworfen hatte, und ein Neffe König Odos,

hatte der verlockenden Aussicht den Thron zu besteigen, durch das Beispiel seiner Vorfahren gewarnt, klüglich entsagt, aber freilich nur um gefahrloser unter dem Deckmantel gesetzlichen Gehorsams die Herrschaft üben zu können. Er war es, der Ludwig, König Karls Sohn, der vordem über das Meer zu seinem Oheim König Athelstan nach England geflüchtet war, auf den Thron der Väter zurückführte, um unter dem Schutze des königlichen Namens zu herrschen. Er, der sich Herzog der Franken von Gottes Gnaden und den Zweiten nach dem König in allen dessen Reichen nannte, wollte in Wahrheit überall der Erste sein. Sobald daher Ludwig zu zeigen anfing, daß er einen eigenen Willen habe, entfernte sich Hugo von ihm, und da die königliche Gewalt ohne die Stütze des mächtigen Herzogs zu schwach war, begannen die Fehden im Reiche nach alter Weise, und Niemand war im Stande ihnen zu steuern. Hugo, den die Herrschsucht nicht ruhen ließ, verstärkte nicht nur seine Gewalt im Lande selbst, sondern sah sich auch nach mächtigen Bundesgenossen im Auslande um; einen besseren vermochte er nicht zu finden als König Otto, dessen Schwester Hedwig er zur Ehe begehrte. Otto gab dem mächtigen Herzog die Schwester, vielleicht in der Hoffnung, daß sie für Ludwig, den Neffen seiner Gemahlin Editha, Hugo gewinnen würde. Aber eine dauernde Ausgleichung zwischen dem Könige und Hugo schien unmöglich. So war Frankreich in sich zerspalten und zerrissen und mußte, was Deutschland so bitter empfunden hatte, abermals auch an sich erfahren: daß ein uneiniges Land die gewisse Beute der Feinde ist.

Doch nicht lange nachher kamen die inneren Kämpfe auch in unserem Vaterlande aufs Neue zum Ausbruch. König Heinrichs friedfertiger und doch allen Stürmen gebietender Geist hatte die Erde verlassen, und ob der stolzere, heftigere Sinn des Sohnes, wie er wohl zu reizen und zu erbittern vermochte, auch Kraft genug besaß ein trotziges, ungestümes und freiheitslustiges Geschlecht im Zaume zu halten und nach seinen Absichten zu lenken, sollte sich jetzt erst erweisen.

Auf der Vereinigung der Franken und Sachsen beruhte, wie wir sahen, die Macht des Königs, die Zukunft des Reiches. Löste sich jene, so war auch diese in Frage gestellt; Nichts war daher bedenklicher, als daß sich bald nach Heinrichs Tode jenes Band nur zu sichtlich lockerte. Kein Zweifel waltet darüber ob, daß nicht die Franken, sondern die Sachsen den ersten Anlaß zu neuem Unfrieden boten; ein sächsischer

Mann selbst berichtet es. „Die Sachsen waren stolz darauf geworden," sagt Widukind von Korvei, „daß die königliche Herrschaft an ihren Stamm gekommen war, und wollten keinem Manne anderes Stammes mehr dienen. Trugen sie von einem solchen ein Lehen und standen in seinem Dienst, so leisteten sie ihm als ihrem Lehns- und Dienstherrn nicht die gebührende Pflicht, sondern thaten, als ob sie Alles nur ihrem Landsmanne, dem Könige, zu verdanken hätten." Händel mannigfacher Art entstanden hieraus zwischen sächsischen Vasallen und fränkischen Lehnsherren, bei denen, wie es scheint, Otto nicht ohne parteiische Theilnahme für seine Landsleute geblieben ist, zumal ihm hier ein Mittel geboten war, die Königsgewalt gegen den übermächtigen fränkischen Adel zu stärken.

Solche Streitigkeiten brachen vornehmlich im Hessenlande aus, wo Herzog Eberhard große Güter an der Diemel besaß und der Sachse Bruning, der sein Lehnsmann war, ihm offen den Gehorsam verweigerte. Darüber gerieth Eberhard in heftigen Zorn. Diese stolzen Sachsen, meinte er, schuldeten ihm Alles, und es könne ihm Niemand verargen, daß er sich selbst sein Recht nehme, ohne erst vor den Richterstuhl des sächsischen Königs zu treten. Viele fränkische Große billigten dies und sagten ihm ihren Beistand bei Allem zu, was er zu unternehmen gedächte. Eberhard sammelte also ein Heer, rückte gegen Helmershausen an der Diemel, die feste Burg des Bruning, steckte sie in Brand und ließ Alle, die darin hausten, mit dem Schwerte erwürgen. Doch kaum vernahm Otto von diesem Bruch des Landfriedens, so rief er Eberhard und alle die fränkischen Herren, die ihm Unterstützung geliehen, vor sein Gericht. Wie sie nun auch sich damit zu rechtfertigen suchten, daß sie Nichts gegen des Königs Majestät im Schilde geführt, sondern nur nach Fehderecht den ihnen und ihren Genossen angethanen Schimpf gerächt hätten: der König verurtheilte Eberhard zu einer Buße von hundert Pfund Silber, deren Werth er in edlen Rossen zahlen sollte; die Anderen aber zu der schändenden Strafe, Hunde *) vor den Augen alles Volks nach der königlichen Pfalz zu Magdeburg zu tragen. Daß Bruning und seine Genossen bestraft seien, wird nirgends berichtet, obwohl sie durch ihren Uebermuth den ganzen Handel veranlaßt hatten.

*) Eine noch später gebräuchliche Ehrenstrafe für Freie, der bei den Ministerialen die Strafe des Satteltragens, bei den Bauern des Pflugradtragens entsprach.

Als Eberhard und seine Freunde die empfindliche Strafe abgebüßt hatten, nahm sie der König zwar gnädig in seiner Pfalz auf und ließ Keinen unbeschenkt nach Hause ziehen; aber man kann sich vorstellen, wie diese Franken heimkehrten, wie sie von diesem Könige dachten, der kaum in das Jünglingsalter getreten schon so hoch sein Haupt erhob. Und wie mochte es in Eberhards Herzen toben, der da wähnte einst die Macht aus den Händen gegeben zu haben, die sich nun so verletzend gegen ihn wandte! Des Königs Gnade hatte ihn nicht versöhnt, sondern auf das Tiefste erbittert. Er sann auf Rache; seine Freunde schlossen sich eng und enger an ihn und zeigten sich bereit jedes Wagniß mit ihm zu theilen. Auch fehlte es ihm nicht an einem großen Anhange im Frankenland. Denn er war ein Mann von guter Laune, umgänglich mit seines Gleichen, wie mit Leuten, die unter ihm standen; seine Hand war stets offen den Armen, sein Haus den Freunden. Ueberdies war er der Erste im Lande, in seinem Geschlechte war noch vor Kurzem die Krone gewesen, dreißig Jahre lang hatte Keiner dem Throne näher gestanden als er. Meinten doch Manche im Sachsenlande selbst, obgleich er gegen Sachsen seine Fehde geführt hatte, es sei ihm bitteres Unrecht geschehen, und hielten es im Geheimen mit ihm gegen den König.

Wir wissen, wie Hermanns des Billingers Erhebung Viele der vornehmen Sachsen gegen den König mit Groll erfüllt hatte. Noch immer hielt sich selbst Hermanns Bruder Wichmann von der Nähe des Königs fern, tiefen Unmuth im Herzen, und doch war er der Besten Einer, angesehen bei allem Volk, tapfer wie Wenige, des Krieges kundig, hochgesinnt und von solcher Klugheit, daß man meinte, es ständen ihm überirdische Kräfte zu Gebote. Bald mußte der König eine andere wichtige Wahl treffen, und auch sie trug ihm der Feindschaft nicht weniger ein. Graf Siegfried, der mächtigste Mann im Sachsenlande nach dem König, war eben gestorben; er, der einst, als der König nach Aachen zog, das ganze Land verwaltet hatte und dem die unterworfenen Wenden an der mittleren Elbe bis zur Oder hin untergeben waren. Vieler Blicke richteten sich auf diese hohe und gewichtige Stellung; aber Niemand glaubte mehr Anspruch darauf zu haben, als Thankmar, König Heinrichs Sohn von der Hatheburg, Ottos älterer Stiefbruder. Denn Graf Siegfried war mit seiner Mutter Geschwisterkind gewesen, und er sah dessen Grafschaft gleichsam als sein Erbe an. Auch war kein Zweifel daran, er war ein kühner, gewandter Kriegsmann, und klug und ver-

ständig zeigte er sich im Rathe. Aber diese Tugenden waren nicht ohne Makel; ausschweifend lebte er unter den Waffen, und sein Gemüth war nicht frei von Habsucht und Rachgier. Mußte es bei solcher Sinnesart ihn schon mit Ingrimm erfüllen, daß durch einen unverdienten Makel seiner Geburt ihm die Krone entgangen, ihm sogar das große Erbe seiner Mutter entzogen war, wie reich ihn auch der Vater dafür mit Gütern entschädigt hatte: so loderte nun die Rachsucht in hellen Flammen in ihm auf, als ihm Siegfrieds Stellung von Otto versagt und dem Grafen Gero am Unterharz, aus einem noch wenig bekannten Geschlechte, übertragen wurde. Er, der Königssohn, sah sich in den frischesten Jahren von der Bahn des Ruhmes unverdient ausgeschlossen; er meinte sich den Weg zur Größe mit Gewalt bahnen zu müssen, den man ihm geflissentlich, wie er wähnte, versperren wollte. Genossen, die das verderbliche Feuer schürten, fehlten nicht, und bald standen Eberhard und Thankmar in geheimer Verbindung, jeder an der Spitze eines bedeutenden Anhangs.

Während so die Verschwörung gegen die königliche Macht in Franken und Sachsen im Stillen immer weiter um sich griff, war Baiern bereits im offenen Aufstand. Ein Jahr nach der Krönung zu Aachen starb Herzog Arnulf (14. Juli 937) und hinterließ mehrere Söhne. Die Zeit schien diesen günstig, die Oberherrschaft der Sachsen abzuschütteln. Eberhard, der älteste Sohn, ergriff ohne Weiteres das herzogliche Banner; er weigerte sich in übermüthigem Trotze in der Pfalz des Königs zu erscheinen, ihm zu huldigen und aus seiner Hand die herzogliche Gewalt zu empfangen. An einem zahlreichen Anhang konnte es den Söhnen Arnulfs in Baiern nicht fehlen, und in der That nahmen die Dinge hier sofort eine für das Reich sehr gefährliche Wendung. Daher ging Otto im Jahre 938 selbst nach Baiern. Er hoffte gütlich, wie einst sein Vater Herzog Arnulf, so jetzt dessen hochfahrenden Sohn zum Gehorsam zu bringen; aber er hatte sich getäuscht und wurde inne, daß nur durch Gewalt der Trotz der Arnulfinger zu beugen war. Da sammelte er alsbald ein zahlreiches Heer, drang mit Waffengewalt in Baiern ein und unterwarf sich schnell das ganze Land. Eberhard war rettungslos verloren; er mußte dem Urtheilsspruche des Königs sich fügen, wurde des Landes verwiesen und verschwindet spurlos seitdem aus der Geschichte.

Mit der herzoglichen Fahne von Baiern belehnte der König einen Bruder Herzog Arnulfs, Berchthold mit Namen, der schon bei Lebzeiten

Arnulfs Kärnthen mit dem herzoglichen Titel verwaltet hatte und im Streit mit Eberhard die Partei des Königs ergriffen zu haben scheint. Aber Berchthold erhielt nicht die volle Gewalt seines Bruders; denn das Recht die Bisthümer des Landes zu besetzen — jenes Vorrecht, welches die wichtigste Bedingung bei Arnulfs Unterwerfung gebildet hatte — wurde Berchthold entzogen und der Krone vorbehalten. Ueberdies wurde für den zweiten Sohn Herzog Arnulfs, der den Namen des Vaters führte, eine neue Stellung in Baiern geschaffen, welche der Vollgewalt des Herzogthums sichtlichen Abbruch that; Arnulf wurde nämlich zum Pfalzgrafen in Baiern eingesetzt. Pfalzgrafen hatte es hier, wie in allen Theilen der Karolingischen Monarchie, die zeitweise zur Selbstständigkeit gelangten, schon früher gegeben, denn der Pfalzgraf war der nothwendige Gehülfe und Beisitzer des Königs im Hofgericht; aber eine viel umfassendere Macht erhielt dieser neue Pfalzgraf in Baiern, indem ihm neben dem höchsten Gericht an Königs Stelle die Aufsicht über alle königlichen Burgen, Güter und Lehen, wie über die Einkünfte des Reichs im ganzen Lande übertragen wurde: die Stellung der königlichen Sendboten in der Karolingischen Monarchie vereinigte sich also mit der früheren des Pfalzgrafen, der so ein zu fürchtender Nebenbuhler des Herzogs wurde.

Von unberechenbarer Wichtigkeit war, was hier in Baiern geschah; nicht allein deshalb, weil hierdurch erst Baiern näher dem Reiche verbunden wurde, sondern noch vielmehr, weil sich an diesem Falle zuerst klar ergab, wie anders Otto die Stellung der Herzöge zur königlichen Gewalt ansah, als einst sein Vater. Ihm galt das Herzogthum weder als ein erbliches Lehn, noch machte er es von Volkswahl abhängig, sondern er sah in demselben lediglich ein Reichsamt, das er nach freier Entschließung ertheilte und dem er nicht gewillt war irgend welche Vorrechte zu überlassen, die nach der Meinung der Zeit der Krone gebührten. Die Macht der herzoglichen Häuser zu brechen trat so als das Ziel hervor, welches er seinem Regiment gesteckt hatte, und auch das zeigte sich hier bereits, wie er zu diesem Ziele durch Theilung der Interessen in den herzoglichen Familien selbst zu gelangen hoffte. Er schwächte die Macht des baierschen Hauses, indem er ein Glied desselben gegen das andere erhob, und er verband die Zukunft dieses Hauses enger dem Reiche und seinem eigenen Geschlechte, als er um dieselbe Zeit Herzog Arnulfs schöne Tochter Judith seinem Bruder Heinrich ver-

mählte und so eine Verbindung schloß, die von den bedeutendsten Folgen wurde.

Was Eberhard, dem Frankenherzog, widerfahren war und was jetzt in Baiern sich zutrug, mußte die großen Vasallen des Reichs mit schweren Besorgnissen erfüllen. Wie anders griff dieser junge König in die Angelegenheiten der einzelnen Länder ein, als es Heinrich gethan hatte, wie anders dachte er von seiner Stellung als König? Eine Macht schien der Sachse an sich zu reißen, wie seit den blühendsten Tagen der Frankenherrschaft kein König mehr in den deutschen Ländern beansprucht hatte. Es war vorauszusehen, daß es zu einem neuen Kampf auf Tod und Leben zwischen der königlichen Gewalt und der herzoglichen kommen mußte; und dieser Kampf drohte um so gefährlicher für Otto zu werden, weil es seinen Gegnern nicht minder gelang die Eintracht in seiner eigenen Familie zu stören, als es ihm geglückt war in Baiern das herzogliche Geschlecht zu spalten.

Denn schon stand Thankmar mit Herzog Eberhard im geheimen Bunde, und während der König noch in Baiern beschäftigt war, ergriff der Franke offen die Fahne des Aufstands. Aufs Neue überfiel er, des Königs Urtheilsspruch verachtend, Bruning mit Waffengewalt; ein allgemeiner Kampf entspann sich in Hessen zwischen den Franken und den dort angesessenen Sachsen, der sich bald auch über Westfalen verbreitete. Mit besonderer Erbitterung wurde derselbe zwischen Eberhards Vasallen und den Vasallen Heinrichs, des königlichen Bruders, geführt, und bald entwickelte sich aus den Händeln der Dienstmannen ein hitziger Streit zwischen den beiden mächtigen Herren selbst. Die Aecker wurden gegenseitig verwüstet, die Häuser eingeäschert, Mord und Zerstörung herrschten aller Orten. Mit Schrecken und Bekümmerniß hörte Otto von solchen Gräueln und berief einen allgemeinen Reichstag nach dem Hofe zu Steele an der Ruhr, unweit Essen auf westfälischem Boden; hier sollten die Ruhestörer erscheinen und das Urtheil über sie gesprochen werden. Aber Herzog Eberhard und seine Freunde, die nicht zum zweiten Mal Hunde nach des Königs Pfalz tragen wollten, stellten sich nicht, und offenkundig war es nun, sie seien Empörer, welche des Königs Gebot nicht mehr Gehorsam schuldig zu sein glaubten. Dennoch verzieh ihnen Otto; durch Nachgiebigkeit hoffte er am leichtesten diesem Zwist ein Ende zu machen, der unübersehbare Folgen, wenn er weiter und weiter um sich griff, nach sich ziehen und wohl gar die Einheit des Reichs gefährden konnte.

Aber erbitterte Gemüther werden durch Nachgiebigkeit nur gereizt, und Vielen erschien die Milde des Königs als Schwäche. Die Empörer legten die Waffen nicht nur nicht nieder, sondern von Tage zu Tage wuchs ihre Vermessenheit, wuchs der Gräuel der Zerstörung in Hessen, Franken und Westfalen. Die schlimmen Tage König Konrads schienen zurückgekehrt. Schon schlossen sich auch die Mißvergnügten unter den Sachsen an Eberhard an; endlich ergriff selbst Thankmar, des Königs Bruder, die Waffen. Er sammelte seine Freunde um sich und überfiel in einer dunklen Nacht die Feste Beleke in Westfalen, etwas südlich von Lippstadt. Hier hielt sich damals gerade sein Stiefbruder Heinrich auf; er nahm ihn gefangen, führte ihn gebunden, wie einen gemeinen Knecht, mit sich fort und sandte ihm Eberhard als das beste Unterpfand ihres Bundes zu. Die reiche Burg übergab er seinen Kriegern zur Plünderung, verheerend durchzog er weiter Westfalen und setzte sich endlich in der alten Eresburg fest. Von dort aus verwüstete er mit seinen Schaaren weit und breit das Land.

Gefahrvoll war Ottos Lage. Unheil stürmte auf Unheil herein, und nirgends sah er sichere Hoffnung auf Hülfe. Kaum fand er zuverlässige Freunde in Franken und Sachsen, und noch weniger konnte er auf Beistand in den anderen Ländern rechnen. Herzog Hermann von Schwaben war Eberhards Vetter, Baiern war kaum dem Reiche erhalten, und Lothringen war mit seinem Herzoge Giselbert stets von schwankender Treue.

Unerwartet fanden sich Freunde in solcher Noth. Der kluge Graf Wichmann, der bis dahin still und verdrossen daheim gesessen hatte, ging in sich, als er die Gräuel des Bürgerkrieges sah und das traurige Ende derselben bedachte. Er begab sich zum Könige und gewann sich dessen Gnade wieder, die er sich auch bis zu seinem Ende erhielt, durch treue Dienste den alten Fehl in Vergessenheit bringend. Viele im Sachsenlande folgten gewiß dem Beispiele des hochangesehenen Mannes. Aber noch wichtiger war es, daß Herzog Eberhard mit seinen eigenen Verwandten in erbitterten Zwist gerieth. Eine Spaltung des Herzogshauses gab Otto hier den Sieg in die Hände, wie vor Kurzem in Baiern. Vor Beleke war Gebehard, der Sohn des Grafen Udo von der Wetterau, gefallen. Sein Tod wurde die Veranlassung zu unversöhnlicher Feindschaft in Herzog Eberhards eigener Familie: zunächst zwischen ihm und seinem Vetter Udo, dem Vater des Gefallenen; bald aber ergriffen

Udos Partei auch sein Bruder Herzog Hermann von Schwaben und beider Vetter, der Graf Konrad von Niederlahngau, den man Kurzpold nännte, — sie alle schlossen sich aus Haß gegen Eberhard aufs Engste an Otto an. Schon damals sah man das Walten einer höheren Macht in dem, was aus Gebehards Tode folgte; in ihm lag die Entscheidung des Kampfs.

Indem Eberhard mit seinem eigenen Hause zerfiel, wandte sich das Glück von ihm ab, und noch schneller als er gelangte Thankmar an das Ziel der traurigen Laufbahn, die er in wilder Leidenschaft betreten hatte. Otto konnte Thankmars Treiben nicht länger ungeahndet ansehen. So sehr es ihm zu Herzen ging, er brach mit einem Heere gegen den Bruder auf und zog gegen die Eresburg (Juli 938). Die Bewohner öffneten ihm freiwillig die Thore, und Thankmar blieb keine andere Rettung, als in die dem heiligen Petrus geweihte Kirche des Ortes zu flüchten. Wüthend verfolgten den Flüchtigen hierhin die Leute des Königs, vor Allen die Mannen Heinrichs, die ihren Herrn zu rächen gedachten. Sie erbrachen die Thür des Heiligthums; mit bewaffneter Hand — was heilige Scheu und die Gesetze der Kirche untersagten — drangen sie in das Gotteshaus. Thankmar steht am Altar, seinen Schild und die goldene Kette, das Zeichen seiner vornehmen Geburt, hatte er, bis zum Tode erschöpft, hier niedergelegt. Dennoch läßt er sich noch einmal in einen Kampf ein. Ein Sachse, mit Namen Thiatbold, trifft ihn, und Schmähungen begleiten den glücklichen Streich. Aber sofort giebt ihn Thankmar mit noch besserem Erfolge zurück, und Thiatbold haucht am Altar den Athem aus. Immer heißer entbrennt der Streit. Tapfer vertheidigt sich Thankmar, bis ihn ein Wurfspeer im Rücken trifft, der durch das Kirchenfenster, das dem Altar zunächst gelegen, auf ihn geschleudert war. Regungslos sinkt er endlich am Altar hin; ein Krieger Ottos, mit Namen Maincia, gab ihm den letzten Stoß und raubte die goldene Kette des Königssohns vom Altare.

Otto hatte Nichts von Allem, was geschah, geboten; mit tiefem Schmerz vernahm er davon die Kunde. Wohl ergrimmte sein Herz über die Gräuel, die an heiliger Stätte geschehen; aber es war nicht die Zeit, sich durch Strenge die Gemüther der Getreuen zu entfremden. Tief beklagte er das Schicksal seines unglücklichen Bruders und verschmähte es nicht den Seinigen zu bezeugen, wie sehr er die Tapferkeit und Umsicht seines Bruders zu schätzen gewußt habe, dem freilich zur Größe

Eines und damit Alles gefehlt hatte, die Selbstbeherrschung. Ein ungestümer Geist hatte sich in seinem Trotze früh zu Falle gebracht, denn Thankmar hatte noch nicht sein dreißigstes Jahr erreicht. Ueber vier vornehme Männer, die mit Thankmar gemeinschaftliche Sache gemacht hatten und in der Eresburg in die Hände der Königlichen gefallen waren, wurde nach fränkischem Rechte gerichtet, und sie fanden durch den Strang ihren Tod. Auch die anderen sächsischen Burgen, die Eberhard und Thankmar genommen, ergaben sich wieder dem Könige, und Herzog Eberhard selbst mußte bald daran denken seinen Frieden mit Otto zu machen, da ihn schon sein ganzer Anhang verließ.

Eberhard warf sich Heinrich zu Füßen, der noch in seiner Gewalt war. Er erbat sich von dem schwer gekränkten Königssohne Verzeihung und erhielt sie — aber um welchen Preis! Wir wissen, Heinrich hatte früh sein Auge zur Krone erhoben und wähnte nicht ohne ein Anrecht auf dieselbe zu sein; gewiß nicht ohne Absicht hatte man ihn von der Krönung zu Aachen fern gehalten und damals unter die Aufsicht des Grafen Siegfried gestellt. Wie hätten ihn die letzten Zeiten nicht belehren sollen, daß Otto viele und erbitterte Feinde hatte? Nichts war natürlicher, als daß alle Mißvergnügten im Sachsenlande auf ihn blickten; und es ist leicht zu begreifen, daß die Worte der Unzufriedenen seinem thörichten Wahne neue Nahrung boten. War seine Seele von Herrschsucht nicht frei, so mußten die Jahre, die ihn der Selbstständigkeit entgegenführten, immer mehr die gefährliche Leidenschaft in ihm nähren. Wir wissen nicht, wie die Pläne Heinrichs allmählich entstanden sind; aber schon in Eberhards Banden war der Entschluß in ihm gereift den Bruder zu entthronen, um selbst das Scepter zu führen. Wie bitter er daher auch Herzog Eberhard zürnen mochte, wie verschieden ihre Absichten und Endzwecke waren, in *einem* Punkte trafen sie zusammen, in ihrem Haß gegen Otto. Der Augenblick war gekommen, wo Heinrich den Frankenherzog für seine Pläne gewinnen konnte; er versprach ihm Verzeihung für alle Unbill, die er erlitten, wenn er mit ihm einen Bund gegen den König zu schließen und ihm selbst zur Krone zu verhelfen gelobte. Eberhard, der unversöhnliche Feind Ottos, bot willig die Hand. Wie hätte er Anstand nehmen sollen den Zwist im königlichen Hause zu nähren, da der König den Unfrieden in seiner eigenen Familie begünstigt hatte? Das Bündniß wurde geschlossen. Hochgeehrt und reichlich beschenkt schied Heinrich von Eberhard; wie anders, als er gekommen

war! Er kehrte zu Otto zurück; als sich da die Brüder nach langer Zeit wiedersahen, war Ottos Freude reiner und wahrer, als die seines Bruders, dem arge List in der Seele wohnte.

Auch Eberhard durfte sich wieder dem Könige nahen. Der Erzbischof Friedrich von Mainz, der vor Kurzem auf Hildebert gefolgt war und den jene Zeit für ein Wunder von Klugheit und Frömmigkeit hielt, verwandte sich für den Mann, der sich so schwer gegen den König versündigt hatte. Otto ließ Eberhard vor sich kommen. Der Frankenherzog beugte seine Knie vor dem jungen König und stellte all' sein Hab und Gut, Leib und Leben dem Sieger anheim. Nicht ungestraft durfte Otto ein so schweres Verbrechen belassen, aber er wollte den hochgestellten Mann auch nicht durch harte Strafe aufs Neue reizen; deshalb verbannte er ihn auf kurze Zeit aus der Heimath, indem er ihn nach Hildesheim auf sächsischen Boden schickte. Bald nahm er Eberhard, nachdem dieser feierlich ihm abermals Treue gelobt hatte, wieder zu Gnaden auf und gab ihm alle frühere Macht und Ehre zurück. Er ahnte nicht, daß in der Brust dieses Mannes der Haß neue Empörung brütete.

Noch hatte Otto diese Wirren nicht beendigt, da brachen abermals unerwartet die Ungarn in Sachsen ein, jede Zwietracht im Lande zu neuen Raubzügen benutzend. Sie hatten ihren Weg durch Thüringen genommen, und da, wo die Bode sich vom Harz durch ein fruchtbares Land ergießt, schlugen sie ihre Zelte auf und verheerten weithin die Umgegend. Als aber Einer ihrer Führer von dort mit einem großen Theile des Heeres gegen die Stetternburg zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel aufbrach, überfiel sie ein Platzregen, und durchnäßt und erschöpft langten sie vor der Burg an. Als ihren Zustand die Burgmannen sahen, wagten sie einen Ausfall. Mit gewaltigem Geschrei drangen sie aus den Thoren und warfen sich auf die bestürzten Ungarn, die sich sogleich zur Flucht wandten. Viele wurden erschlagen, eine große Menge von Pferden, wie auch einige Feldzeichen der Feinde kamen in die Hände der Sachsen. Als man nun die Ungarn in wilder Flucht dahinstürmen sah, da fielen auch die Bewohner der umliegenden festen Ortschaften über sie her, und nur Wenige von dieser Schaar entrannen dem Verderben. Der Führer selbst endete elend sein Leben: man drängte ihn in eine Pfütze, hier wurde er erschlagen. Eine andere Schaar, die weiter nach Mitternacht ihren Weg genommen hatte, wurde durch die List eines wendischen Wegweisers, dem sie sich anvertraut hatte, in die

Gegend geführt, wo Aller und Ohre ihre Gewässer sammeln und die man schon damals, wie noch heute, den Drömling nannte. Es ist ein weiter mit Erlen, niederen Sträuchen, Rohricht und Schilf dicht bewachsener, sumpfiger Landstrich, unwirthbar und schaurig, wo nach dem Volksglauben der wilde Jäger haust. In diese Sümpfe wurden die Ungarn verlockt, hier von den Sachsen umstellt und fast sämmtlich niedergemacht. Der Führer dieser Schaar entkam dem Tode; er wurde gefangen zum König geführt und für ein großes Lösegeld freigegeben. Auch die an der Bode zurückgeblieben waren, brachen nach kurzer Zeit, durch solche Unglücksfälle erschreckt, ihr Lager ab und sattelten die Pferde zum Heimritt. Seitdem hat das nördliche Deutschland die verheerenden Züge der Ungarn nicht mehr zu ertragen gehabt; von dieser schlimmsten aller Plagen blieb es fortan verschont. Ohne den König hatte sich das Land diesmal gerettet: das dankte es vornehmlich König Heinrichs umsichtigen Vorkehrungen.

Otto erntete die Früchte auch dieses Sieges und mochte am Schluß des Jahres 938, so reich an Sorgen es gewesen war, doch mit Befriedigung auf dasselbe zurückblicken; er wußte nicht, daß ein weit schwereres vor ihm lag und er am Anfang des Kampfs, nicht an dessen Ende stand.

8.

Heinrichs Vergehen und Reue.

Während Otto sich sicher wähnte, umlauerte ihn der Verrath, der Verrath des eigenen Bruders.

Mit großer Hast arbeitete Heinrich seinen Plänen vor. Durch Freigebigkeit kettete er seine alten Freunde in Sachsen und Thüringen enger an sich und gewann sich neue. Mit seinem Schwager, Herzog Giselbert von Lothringen, dessen Treue gegen Otto längst zweifelhaft war, knüpfte er Verhandlungen an, und es gelang ihm denselben für seine Absichten zu gewinnen. Nicht daß Giselbert an Heinrichs Erhöhung besonderen Antheil genommen, er wünschte nur Ottos Fall, um selbst

zu steigen. In seinem unruhigen Gemüthe lebte das Verlangen, Lothringen zu einem eigenen Königreich zu erheben, wie es das schöne reiche Land schon vor Zeiten gewesen war, und in zu sicherem Vertrauen auf die Erfüllung seiner Wünsche soll er einst seiner Gemahlin zugerufen haben: „Heute scherzest du noch auf dem Schooße des Herzogs, bald wirst du in den Armen des Königs ruhen."

Sobald Eberhard nach Franken zurückgekehrt war, schien der Augenblick gekommen, die Waffen der Empörung abermals zu erheben. Im Anfang des Jahrs 939 versammelte Heinrich zu Saalfeld, am Abhang des Thüringerwaldes, wo sich die Grenzen Thüringens und Frankens berühren, seine zahlreichen Anhänger; hier wurde bei festlichem Gelage nach alter Sitte der Deutschen das verbrecherische Unternehmen berathen. Viele waren erschienen und gelobten, durch reiche Geschenke gewonnen, Heinrich Unterstützung; aber die Mehrzahl war doch nicht gemeint um dieses ehrgeizigen Jünglings willen Alles auf das Spiel zu setzen. Bräche der Krieg in ihrer Nähe aus, dachten sie, dann würden sie genöthigt sein offen Partei zu ergreifen und hätten, wenn Otto die Oberhand behielte, schwer ihre Schuld zu büßen; daher wünschten sie lieber die erste Entscheidung in weiter Ferne, um nach ihr den letzten Entschluß zu fassen. Sie gaben deshalb Heinrich einen Rath, bei dem sie mehr die eigene Sicherheit als seinen Vortheil im Auge hatten: er solle Sachsen verlassen, sagten sie ihm, seine Burgen hier und in Thüringen in die Hände treuer Freunde übergeben und selbst nach Lothringen zu Giselbert eilen, um dort das Zeichen zum Aufstand zu geben. Heinrich war zu unerfahren, um die Gefahr und die eigennützige Absicht dieses Raths zu durchschauen; sobald die Versammlung aufgelöst war, schritt er zur That und verließ ohne des Königs Wissen das Land. Seine Burgen, unter denen Dortmund im Westfalenlande und in den östlichen Gegenden Sachsens Merseburg und Scheidungen die wichtigsten waren, hatte er Männern anvertraut, auf deren Treue er sich glaubte unbedingt verlassen zu können. Offen war es erklärt, daß er seine Wege von denen des Bruders trennte; seine Untreue war Niemandem mehr ein Geheimniß.

So ausgebreitet die Verschwörung war, man hatte dennoch bis dahin streng das Geheimniß bewahrt. Daher erregte die Nachricht, als sie durch das Land lief, allgemeine Bestürzung. Niemand hatte einen so tiefgreifenden Zwiespalt der Brüder geahnt, Niemand wußte den Grund

von Heinrichs Empörung. Niemand aber war im Sachſenlande betroffener über die Nachricht von dieſen Dingen als Otto ſelbſt; er wollte ſie nicht glauben, als er ſie vernahm. Aber er faßte ſich ſchnell, ſammelte ein Heer und eilte, Heinrich folgend, dem Rheine zu. Als er bei Dortmund vorüberkam und die Burgmannen von ſeinem Anmarſch hörten, da gedachten ſie an die Eresburg und an Thankmar und öffneten ſofort dem Könige die Thore. Hagen, dem Heinrich die Burg anvertraut und der viel bei ihm galt, unterwarf ſich ohne Widerſtand und verſprach, wie Otto es wünſchte, ſelbſt zu Heinrich zu eilen, um ihn von ſeinem Unternehmen auf alle Weiſe abzuhalten; gelänge ihm dies nicht, ſo werde er doch ſelbſt zurückkehren und ſeine Perſon dem Könige ſtellen. Als er dies mit einem hohen Eide beſchworen, entließ ihn der König und rückte mit ſeinem Heere bis zum Geſtade des breiten Rheinſtromes, da wo die Lippe ſich in denſelben mündet, mit großer Schnelligkeit vor.

Schon war ein Theil von Ottos Heer über den Fluß geſetzt, er ſelbſt aber mit der Hauptmacht ſtand noch am dieſſeitigen Ufer, als Hagen ſich wieder einſtellte. Umſonſt waren ſeine Bitten geweſen; Heinrich und Giſelbert waren ſchon zum Kampfe gerüſtet, und ihre Truppen ſtanden nahe dem Rheine. Hagen kehrte zurück ſein Wort zu löſen, doch Heinrichs Heer folgte ihm auf den Ferſen. Er wagte nicht den verfehlten Zweck ſeiner Sendung ſofort dem Könige zu geſtehen; mit ehrfurchtsvollen Worten begrüßte er ihn und ſprach: „Dein Bruder, mein Lehnsherr, wünſcht dir, o König, eine lange und geſegnete Regierung und läßt dir melden, er werde ſogleich erſcheinen, dir aufzuwarten.“ Und als Otto noch fragte, ob Heinrich freundliche oder feindliche Abſichten im Schilde führe, ſiehe, da zeigte ſich ſchon am Ufer des Fluſſes ein großes Heer; im langen Zuge mit erhobenen Bannern ſchreitet es vor und richtet ſich gegen den Theil der königlichen Streitmacht, der den Rhein bereits überſchritten hatte. Otto erſchrickt, wendet ſich zu Hagen und ruft: „Was ſind das für Schaaren? Und was wollen ſie?“ Aber ruhig erwiedert ihm dieſer: „Das iſt mein Lehnsherr, dein Bruder. Wäre er meinem Rathe gefolgt, ſo wäre es anders gekommen. Ich aber bin hier, wie ich geſchworen habe.“

Unruhig ritt Otto auf und ab am Geſtade, des Gemüthes heftige Regungen nicht mehr beherrſchend. Nirgends waren Schiffe, um das Heer in Eile überzuſetzen, und nicht Verwegenheit, Unmöglichkeit war es, anders die mächtige Breite des Fluſſes zu überſchreiten. Wie aber

ſollte die kleine Macht drüben dem unerwarteten Angriff begegnen? Ihrer ſchien der ſichere Tod zu harren, kaum war nur an Gegenwehr zu denken. Da ſprang Otto vom Pferde und warf ſich mit ſeinen Kriegern auf die Kniee nieder vor jener heiligen Lanze, welche die Nägel vom Kreuze des Herrn in ihrem Schafte trug. Zum Himmel erhob er ſeine Hände und rief: „Herr, der du Alles geſchaffen haſt und Alles lenkſt, ſiehe herab auf dieſes Volk, an deſſen Spitze du mich geſtellt, und entreiße es den Feinden, auf daß alle Welt es erfahre, daß kein Sterblicher widerſtreben könne deinem Willen. Denn du vermagſt Alles, du lebſt und regierſt in Ewigkeit!" So betete Otto für ſich und ſein Volk.

Die aber jenſeits des Fluſſes ſtanden, ließen ſchnell ihr Gepäck nach Xanten bringen und ſtellten ſich bei Birthen auf, um den Feind zu erwarten. Zwiſchen ihnen und den Lothringern lag zum Glück ein Teich, den erſten Angriff abwehrend. Mit unglaublicher Kühnheit wagten ſie, ſo klein ihre Anzahl und ſo ſchlecht ihre Ausrüſtung war — kaum über hundert ſächſiſche Männer in voller Rüſtung ſollen dabei geweſen ſein —, doch ſich zu theilen; ein Theil umging den Feind und griff ihn aus einem Hinterhalt im Rücken an. Das hatten Heinrich und Giſelbert nicht vermuthen können, und alsbald entſtand Verwirrung in ihren Reihen. Als Einige der Sachſen, die im Rücken der Feinde ſtanden, die Unruhe unter ihnen bemerkten, faßten ſie Hoffnung und wandten ſich zu einer Liſt. Sie riefen in franzöſiſcher Sprache, deren Manche unter ihnen kundig waren: „Fliehet! Fliehet! Rette ſich, wer kann!" Die Lothringer merkten den Anſchlag nicht, ſondern meinten, Alles ſei verloren, es warnten ſie ihre Genoſſen und Freunde, und warfen ſich in wilde Flucht. Viele wurden getödtet oder geriethen in Gefangenſchaft; das ganze Gepäck der Feinde machte man zur Beute. Aber auch von den Sachſen kamen nicht Wenige um, unter ihnen jener Maincia, der Thankmar getödtet. Von Heinrichs eigener Hand erhielt Albert, den man den Weißen nannte, eine tödtliche Wunde und ſtarb nach wenigen Tagen. Heinrich ſelbſt wurde ebenfalls ſchwer verwundet, und man meinte im Anfange, die Schlacht habe auch ihm das Leben gekoſtet. Aber ein dreifaches Panzerhemd hatte die Gewalt des auf ſeinen Arm geführten Streiches gemindert; doch behielt er davon für die Folge einen ſchmerzvollen Schaden, der die Urſache ſeines frühen Todes geweſen ſein ſoll.

So erzählt Widukind von Korvei die merkwürdigen Vorgänge an dem folgenreichen Tage von Birthen. Wunderbar genug ist, was er meldet, und kaum minder wunderbar, was die anderen Quellen von diesem Siege berichten. Was sie melden — die frühesten sind zwanzig Jahre nach dem Ereignisse niedergeschrieben — beruht auf mündlicher Ueberlieferung des Volks, in der sich das Ueberraschende und Gewaltige bald zu wunderreicher Dichtung gestaltet. Auch diesen Kampf, sehen wir, erfaßte sofort die Volkssage; aber es sind nicht mehr die Herzöge, es ist jetzt der König, für den die Sage Partei nimmt.

Das scheint gewiß, daß bei Birthen eine kleine Zahl, die für die gerechte Sache focht, einen glänzenden Sieg über eine gewaltige Uebermacht von Feinden davontrug. Otto selbst und seine Zeit schrieben den Sieg der Kraft des Gebets zu und sahen eine unmittelbare Fügung Gottes in ihm; und wunderbarer scheint in der That selten ein Sieg erfochten. Je unerwarteter der Schlag Heinrich und die Seinen betroffen hatte, desto mehr nahm er ihnen den Muth. Otto verfolgte Heinrich und Giselbert, die ihm nirgends mehr Stand hielten, weit über den Rhein und machte erst Halt, als er erfuhr, daß Heinrich Lothringen verlassen und bereits nach Sachsen zurückgekehrt sei.

Auch hier hatten indessen die Sachen für Heinrich eine unglückliche Wendung genommen. Der thüringische Graf Dadi, der an der Saale zu Hause war, ließ eiligst die Nachricht von dem Siege des Königs und zugleich die irrige Botschaft von Heinrichs Tode durch Thüringen und die östlichen Gegenden Sachsens verbreiten. Er rieth den Befehlshabern der Burgen, die sich gegen Otto erklärt hatten, schnell ihren Frieden zu machen, und diese folgten um so eher dem Rathe, als auch auf jene Anhänger Heinrichs, die den Ausgang der Dinge erst aus der Ferne hatten abwarten wollen, nach dem Kampfe von Birthen nicht mehr zu zählen war. Die meisten Burgen Heinrichs unterwarfen sich daher dem Könige, nur Merseburg und Scheidungen blieben auf Heinrichs Seite. Da erst erkannte er, wie übelberathen er Sachsen verlassen hatte, und eilte, nur von neun Rittern begleitet, nach der Heimath zurück, um zu retten, was noch zu retten sei. Doch es war zu spät; ganz Sachsen und Thüringen hatte sich bereits für den König erklärt. Es blieb Heinrich Nichts übrig, als sich in Merseburg einzuschließen.

Aber auch Otto kehrte eilend nach Sachsen zurück; er folgte Heinrich auf dem Fuße und belagerte ihn alsbald mit starker Heeresmacht in

Merſeburg. Zwei Monat lang hielt ſich die Stadt, endlich mußte ſie ſich der Uebermacht ergeben. Heinrich zog ab, nachdem ihm ein Waffenſtillſtand von dreißig Tagen bewilligt war, binnen welcher Friſt es ihm freiſtehen ſollte mit den Vaſallen und Dienſtleuten, die bei ihm aushalten wollten, Sachſen zu verlaſſen; wer aber von jenen zum König übergehen wollte, dem ſolle ungehindert dies freiſtehen. So ging Heinrich aus Sachſen, das nur auf wenige Sommertage von den inneren Fehden ruhte.

An den öſtlichen Grenzen ruhten indeſſen auch jetzt nicht die Waffen. Während des inneren Kriegs hatten ſich die Wenden von Neuem empört und ein ſächſiſches Heer unter Haiko vernichtet. Jetzt, meinten ſie, ſei ihre Zeit, da die Herrſchaft der Sachſen von allen Seiten bedrängt war. Aber unermüdlich, wo es galt die Macht des Reichs aufrecht zu erhalten, rückte Otto gegen die Wenden an, trieb mehrmals ihre Schaaren aus einander und nahm ihrem erſten Angriff die Wirkung. Dann überließ er die Fortſetzung dieſes Krieges dem Grafen Gero, um ſich ſelbſt gegen Heinrich zu wenden, der ſich indeſſen abermals nach Lothringen begeben hatte und zu neuem Kampfe rüſtete.

Der zweite Feldzug dieſes denkwürdigen Jahres wurde nach kurzer Ruhe eröffnet. Noch einmal wurde das blutige Spiel erneuert; immer höher trieb man es: Alles ſetzte man ein, um Alles zu gewinnen oder zu verlieren.

Heinrich und Giſelbert ſahen ſich diesmal nach neuem Beiſtand um. Sie ſcheuten ſich nicht, auch Frankreich, damals wie immer des deutſchen Reichs ſchlimmſten Feind, in den inneren Zwieſpalt hineinzuziehen. Herzog Giſelbert gab für den Augenblick ſogar ſeine Pläne für Lothringens Selbſtſtändigkeit auf und huldigte mit vielen Großen im Lande König Ludwig von Frankreich; um dieſen Preis ſtellte Ludwig ein Heer an des Reichs Grenze, die Empörung zu unterſtützen bereit. Sollte Lothringen nicht verloren gehen, ſo war, wie Otto einſah, kein Augenblick zu verlieren, keine Schonung zu üben. Mit großer Heeresmacht eilte er deshalb aus Sachſen herbei und drang eiligſt in Lothringen ein. Mit Feuer und Schwert vertilgte er auf ſeiner Straße Alles, was ſeinem

Gebote sich nicht fügte, und solche Furcht verbreitete dieser verheerende Zug, daß bald Niemand mehr Widerstand wagte. König Ludwig zog sich von der Grenze nach Laon, was damals seine festeste Stadt war, zurück, und Herzog Giselbert schloß sich in die Burg Chevremont ein. Chevremont, das ist Ziegenberg, wurde sie genannt, weil sie auf einem Felsen unweit von Lüttich so hoch und so unzugänglich lag, daß man meinte, nur Ziegen könnten die Höhe erklimmen. Eng umschloß hier Otto den Herzog; aber doch entkam der schlaue Mann seinen Händen, und nicht einmal die Burg ließ sich bezwingen.

Denn schon rief man dringend den König abermals nach Sachsen zurück, das von allen Seiten bedroht war. Noch hatten die Wenden die Waffen nicht niedergelegt, und schon regten sich auch die Dänen. Unvollendet mußte Otto daher den Krieg in Lothringen verlassen, der Treue und Einsicht seiner Freunde das begonnene Werk vertrauen und sich durch neue Verbindungen stärken. Er hielt deshalb eine Zusammenkunft mit seinem Schwager Herzog Hugo von Franzien und schloß mit ihm einen Bund gegen König Ludwig, jetzt ihren gemeinschaftlichen Gegner. Während Hugo den Krieg gegen Ludwig führte, sollte der junge Graf Immo, den Otto erst vor Kurzem für sich gewonnen hatte, Giselbert in Lothringen beschäftigen.

Dieser Immo galt für den klügsten und verschlagensten Kopf damals im ganzen Lothringerlande. Giselbert selbst hatte ihn erziehen lassen und dann auf Niemandes Rath mehr gehört, als auf den des jüngeren Freundes. Aber Immo sah bald, daß Otto ein anderer Mann sei als Giselbert, und schloß seinen Bund mit dem mächtigen König gegen seinen früheren Herrn und Wohlthäter. Viel Ungemach bereitete er darauf dem Herzoge durch manchen wohlersonnenen Streich, und man hat lange unter dem Volke zu sagen gewußt von Immo, dem klugen Grafen. Was man sich von ihm erzählte, hat Widukind von Korvei uns zum Theil überliefert. Es trieben einst, meldet er, die Hirten des Herzogs eine Heerde Schweine vor Immos Burg vorbei; da ließ dieser ein Ferkel vor das Burgthor stoßen, und als dies wieder hinein wollte, wurde schnell das Thor geöffnet, und sofort liefen des Herzogs Schweine alle dem Ferkel nach und kamen so in die Hände des Feindes. Als Giselbert darauf wüthend eine Schaar aufbot und selbst gegen Immos Burg anzog, da zerbrach dieser einige Bienenkörbe und warf sie von oben herab auf die Reiter, als sie der Mauer sich nahten. Die Bienen aber fielen die

Pferde an und machten sie toll und wild, so daß die Reiter nicht mehr fest in dem Sattel saßen; lachend sah Immo indessen von der Mauer die Verwirrung an und drohte, jetzt werde er einen Ausfall versuchen. Solche Streiche und andere gleicher Art gefielen dem Herzoge so schlecht, daß er alsbald die Burg verließ. „Mit Immo allein," soll er beim Abzug gesagt haben, „habe ich alle Lothringer im Zaum gehalten, aber ihn allein kann ich mit allen Lothringern nicht fahen."

Was Immo jedoch auch ersinnen mochte, er vermochte nicht zu hindern, daß Giselbert aufs Neue zu Kräften kam. Denn kaum hatte Otto Lothringen verlassen, so rückte König Ludwig abermals vor, überschritt die Grenze und ließ sich zu Verdun huldigen. Ungehindert drang er in den reichen Elsaß ein, wo alle Anhänger Ottos vertrieben wurden. Zu derselben Zeit hatte sich auch Herzog Eberhard eidbrüchig wieder erhoben, der bis dahin noch müssig den Ausgang des Kampfes abgewartet hatte. Jetzt, glaubte er, sei auch für ihn die Zeit gekommen, die Maske abzuwerfen und der Rache freien Lauf zu lassen. Seine Leute besetzten Breisach, ein schon von den Römern umwallter Ort und bis auf die letzten Zeiten immer eine wichtige Feste am Oberrhein; auf einem einzeln stehenden Felsen belegen, von dem Flusse inselartig umzogen, beherrscht sie die Gegend weit und breit. Auch andere Festen am Rhein wurden von Eberhards Mannen besetzt; er selbst aber begab sich zu Giselbert und Heinrich und führte ein neues Heer ihnen zu.

Schon war es Spätherbst, und immer schlimmer, immer trauriger wurden die Verwickelungen dieses Jahrs. Schon war Otto von Kampf zu Kampf, von Belagerung zu Belagerung geeilt, von Sachsen nach Lothringen, von dort zurück bis an die Grenzen der Wenden, dann abermals nach Lothringen, und wiederum nach Sachsen zurück. Und zum dritten Mal mußte er jetzt an den Rhein ziehen, den gefahrvollsten aller Kämpfe zu bestehen. Welch wirres, unruhvolles Dasein ward diesem königlichen Jüngling zu Theil, und doch beneidete ihm der eigene Bruder die Krone.

Otto, je größer die Gefahren, desto unerschrockener und kühner, voll Kraft und Gottvertrauen mitten unter den gewaltigsten Schlägen des Geschicks, war stets auf dem Kampfplatz. Er wandte sich jetzt gegen die Orte am Rhein, die in Eberhards Händen waren, belagerte Breisach und die anderen hier vom Feinde besetzten Burgen und sandte zugleich den Erzbischof Friedrich von Mainz als Unterhändler an Eberhard, daß

er ihn auffordere sich zu ergeben. Friedrich dachte anders wie Otto; er wollte eine Ausgleichung zwischen der königlichen und herzoglichen Gewalt, den Frieden um jeden Preis. Deshalb überschritt er seine Vollmacht, gewährte mehr, als ihm befohlen war, und gab sogar seinen Eid zum Pfande, Otto werde Alles, was abgemacht sei, unbedingt genehmigen. Aber Otto konnte und wollte sich nicht an das unbedachte Versprechen des Priesters binden, obwohl er voraussah, daß er in ihm, dem ersten Bischofe des Reichs und einem Manne von großem Ansehen, sich einen neuen, gefährlichen Feind erwecken würde. Er verwarf den Vertrag, und sofort geschah, was man erwarten konnte. Friedrich unterhandelte mit den Feinden des Königs und machte sich anheischig, in Metz mit seinen Dienstleuten zu ihnen zu stoßen. Gleiches that Bischof Rothard von Straßburg, und die Treue wankte bei Vielen im Heere des Königs, namentlich bei den Bischöfen, die Erzbischof Friedrich der Sache des Königs mehr und mehr abtrünnig machte. Wie oft hatten diese Bischöfe gegen die weltlichen Herren bei den Königen Schutz gesucht und gefunden; schien es doch lange, als ob das Königthum allein um ihretwillen da sei und nur durch sie noch erhalten werde: es ist sehr bemerkenswerth, daß auch sie in der Stunde der Gefahr nun treulos sich wandten. Es ist wahrlich nicht ihnen zu danken, wenn das Reich aus diesen Kämpfen siegreich hervorging.

Noch war Erzbischof Friedrich, noch waren die anderen Bischöfe im Lager des Königs, obschon sie bereits mit dem Feinde unterhandelten; da lief die Nachricht ein, Eberhard und Giselbert seien bei Andernach über den Rhein gegangen, um das diesseitige Ufer des Flusses zu verheeren, nachdem schon alles Land jenseits desselben in ihrer Gewalt sei. Sofort verließen jene Treulosen heimlich bei Nacht und in so schimpflicher Eile, daß sie selbst ihr Gepäck aufgaben, das Heer des Königs. Viele Kleinmüthige folgten dem schlimmen Beispiel; schaarenweise floh man aus dem Lager und stürzte sich zum Verrath. Alle Hoffnung — so sagt ein sächsischer Mann selbst, der ehrliche Widukind, — war verschwunden, daß die Herrschaft der Sachsen ferner bestehen könnte.

Nie hat sich Otto größer gezeigt als damals. Bei der allgemeinen Bestürzung bewahrte er unerschütterliche Ruhe; ob Wenige vom Heere ihm treu blieben, schaltete er mit einer Sicherheit, als ob ihm nirgends Hemmnisse im Wege ständen, als regiere er in aller Fülle der Macht. Hier gerade erprobte er sich als ein wahrer König, dem die Majestät

und Hoheit, wie sie ihm angeboren, durch kein widriges Geschick geraubt werden kann.

Ein mächtiger Graf, wird erzählt, drohte zu jener Zeit, auch er werde den König verlassen, wenn er ihm nicht die Einkünfte von Lorsch, einer reichen Abtei unweit Heidelberg, verleihen wolle. „Es steht geschrieben," antwortete ihm Otto, „ihr sollt das Heiligthum nicht den Hunden vorwerfen. Willst du mich aber, wie die Anderen, verlassen, so thue es je eher, je lieber!" Da erröthete jener Graf und warf sich dem königlichen Jüngling zu Füßen.

In solcher Noth mochte Otto an den Kampf bei Birthen gedenken, wie wunderbar ihn der Herr damals errettet und ihm den Sieg verliehen hatte. Und wunderbar wurde er auch diesmal aus seiner Bedrängniß befreit; wenigstens ist wunderbar genug, was das Volk auch von diesem Siege sich erzählte und unsere Quellen ihm nacherzählen. Unerwartet, das unterliegt keinem Zweifel, war abermals der Umschwung der Dinge, wenn wir gleich kaum im Einzelnen zu erkennen vermögen, wie er erfolgte. Je größer die Noth, desto vollständiger war die Erlösung.

Niemand hatte von dem verheerenden Zuge Giselberts und Eberhards über den Rhein mehr zu besorgen, als die Grafen Udo und Konrad Kurzpold, Eberhards Vettern, welche die fränkischen Gaue an Rhein, Main und Lahn besaßen und sich, wie erzählt ist, mit Eberhard verfeindet und eng an Otto angeschlossen hatten. Diese schickte der König jetzt mit Herzog Hermann von Schwaben, Udos Bruder, gegen die aufrührerischen Herzöge ab. Mit einem mäßigen Heere zogen sie aus und wagten deshalb keinen entscheidenden Kampf. Da ereignete sich, wie uns Bischof Liudprand von Cremona berichtet, daß sie eines Tages auf einen Priester stießen, der überlaut weinte und schrie. Als sie ihn nach der Ursache seines Kummers fragten, sprach er: „Ich komme aus den Händen der Räuber: mein Pferd, meine einzige Habe, ist mir von ihnen genommen; sie haben mich zum armen Manne gemacht." Emsig forschten Udo und Konrad darauf weiter, ob und wo er Eberhard und Giselbert gesehen, und sie erfuhren, jene seien bereits auf dem Rückzuge, ja sie hätten sogar schon den größeren Theil ihres Heeres und ihre Beute bei Andernach wieder über den Rhein gebracht; nur sie selbst, von wenigen Leuten begleitet, seien noch diesseits des Flusses und ganz in der Nähe, wo sie ihr Mahl unbesorgt verzehrten. Da machten Konrad und Udo sich sogleich kampfbereit und eilten nach der bezeichneten Stelle.

Sie fanden die Herzöge gerade bei den Freuden des Brettspiels, das sie alsbald verließen, um ein gefährlicheres Spiel zu beginnen. Ein hartnäckiger Kampf, Mann gegen Mann, entspann sich. Eberhard der Franke wehrt sich wie ein Held, Wunde empfängt er auf Wunde, aber jede giebt er zurück, bis er endlich zusammensinkt und seinen Geist aufgiebt. Giselbert ergreift die Flucht, mit mehreren Andern wirft er sich in einen Kahn; aber der Kahn wird überfüllt, sinkt und begräbt ihn mit den Seinen in den Fluthen des Rheins. So endeten die Herzöge von Franken und Lothringen ihren Verrath und ihr Leben, und Giselbert erhielt nicht einmal die Ehre eines christlichen Begräbnisses. Denn die Einen sagen, niemals sei seine Leiche im Flusse gefunden worden; die Andern, Fischer hätten sie herausgezogen, sie der Waffen beraubt und heimlich verscharrt.

Als dies sich zutrug, stand Otto noch fern bei Breisach am oberen Rhein. Eines Morgens — so erzählt Liudprand weiter — bestieg Otto sein Pferd, um in einer fern liegenden Kirche sein Morgengebet, das er nie versäumte, zu verrichten. Da sah er einen Mann in großer Hast die Straße ziehen, und als derselbe nah und näher kam, erkannte Otto, es sei ein Bote, und Frohes verkündete sein lautes Jauchzen. Bald kam er näher und brachte die große Kunde von Eberhards und Giselberts Tode. Als Otto die ersten Worte vernommen hatte, gebot er dem Boten zu schweigen, stieg vom Pferde und warf sich auf die Knie, um dem Herrn zu danken, der ihn abermals so wunderbar errettet hatte. Dann setzte er ruhig den Weg zur Kirche fort.

Breisach und die anderen Burgen ergaben sich, nachdem Eberhards Tod bekannt wurde; der König konnte nach kurzer Zeit den Elsaß und Schwaben verlassen und sich nach Franken begeben. Erzbischof Friedrich kehrte beschämt jetzt zu ihm zurück, da die Mainzer — in den niederen Schichten des Volks bestand also bereits die Kraft des Königthums — ihrem treulosen Bischof die Thore gesperrt hatten. Mit gelinder Strafe kamen er und Bischof Rothard davon: auf kurze Zeit entfernte sie Otto aus ihren Städten; bald kehrten sie dahin zurück, und der König, der Geistlichkeit weniger abhold als sie ihm, schien schnell zu vergessen, wie diese Bischöfe ihn schändlich verrathen hatten. Heinrich wollte sich nach dem Ereigniß, das alle seine Hoffnungen vereitelte, nach Chevremont flüchten, aber die eigene Schwester, Giselberts Wittwe, schloß ihm aus Furcht vor Ottos Zorn die Thore. Keine andere Zuflucht blieb ihm als

Frankreich, wo König Ludwig ſich ſeiner annahm. Noch einmal wagte dieſer ſogar einen Einfall in Lothringen. Aber ſchnell zog ihm Otto von Franken aus entgegen, und ſofort trat dann Ludwig den Rückzug an, auf dem ihm Giſelberts Wittwe als Flüchtige folgte. Faſt Niemand wagte für den Augenblick in Lothringen dem Sachſen noch Widerſtand zu leiſten. Um König Ludwig zu beſchäftigen, erneuerte Otto das Bündniß mit ſeinem Schwager Herzog Hugo von Franzien, dann zog er über den Rhein und kehrte in ſein Sachſenland zurück. Die Feldzüge dieſes mühereichen und verhängnißvollen Jahres waren beendet.

Es war ein ſchweres Jahr geweſen, und um ſeine Leiden voll zu machen, ſchloß es mit einem ungemein ſtrengen Winter, dem eine Hungersnoth folgte. Und doch war es ſo reich an Segen für unſer deutſches Vaterland, wie wenig andere. Denn in den Stürmen deſſelben erprobte ſich nicht nur die Kraft des jungen Königs auch in Unwettern ſich und ſein Volk zu ſchützen, ſondern es zeigte ſich zugleich, daß der Baum deutſcher Einheit, den König Heinrichs Hand gepflanzt, ſchon feſte Wurzeln geſchlagen hatte. Denn wahrlich nicht darum griffen die Herzöge Eberhard und Giſelbert und der König Ludwig von Frankreich ſo oft zu den Waffen, um dem einen Bruder die Krone zu nehmen und ſie dem anderen auf das Haupt zu ſetzen, das heißt nur den Namen des Königs zu wechſeln. Was ſie auch dem unerfahrenen Heinrich zuflüſtern mochten, Eberhard würde niemals, ohne ſeine und Frankens Selbſtſtändigkeit zu wahren, wieder einen ſächſiſchen König anerkannt haben, Giſelbert ſtrebte ſelbſt nach einer Königskrone, und nimmer hätte ohne einen Siegespreis von deutſchem Boden Ludwig ſeine Waffen, wenn er ſie glücklich geführt hätte, niedergelegt. Es war in der That ein Kampf nicht allein zwiſchen dem König und den großen Vaſallen des Reichs, es war ein Kampf zugleich um die Einheit der deutſchen Länder, und Otto verfocht nicht allein ſeine Stellung, er verfocht nicht minder die Ehre und Zukunft des deutſchen Volks. Jetzt erſt mußte die Einheit des Reichs feſt und haltbar erſcheinen, da ſie in dieſem Feuer nicht allein geprüft, ſondern ſo geſtählt war, daß ſie allen ferneren Angriffen zu trotzen vermochte. Konnte das deutſche Reich unter Heinrich als ein Staatenbund unter

einem Oberhaupt mit sehr beschränkten Rechten erscheinen, so mußte nach den Ereignissen der letzten Zeit es Jedermann klar werden, daß Otto eine Gewalt in Anspruch nahm, wie sie keinem Könige Europas damals in seinem Reiche zustand, und daß diese Gewalt wesentlich zur Verschmelzung der deutschen Stämme diente. Ueberdies war das alte Uebergewicht des fränkischen Volksstamms über die anderen deutschen Stämme erst in diesem letzten Kampfe völlig gebrochen; fortan standen die Franken nicht mehr über, sondern neben den Sachsen, Schwaben und Baiern. Das Herzogthum endlich hatte an seiner ursprünglichen nationalen Bedeutung verloren; nicht neben dem Königthum, sondern nur unter demselben konnte es sich noch erhalten. Von den vier Herzögen, die zu Aachen Otto gehuldigt hatten, waren zwei als Empörer überwunden, und der dritte zwar in Frieden abgeschieden, seine Macht aber vernichtet worden.

Daß sich Baiern und Schwaben, die sich König Heinrich nur mit Widerstreben unterworfen hatten und bis dahin nur loser mit dem Reiche zusammenhingen, damals treu zu demselben gehalten haben, soll und darf nimmer vergessen werden. Auch Otto erkannte es dankbar und verband sich eng und enger mit den Herzögen dieser Länder. Die reiche Verlassenschaft Herzog Eberhards kam meistentheils ihnen zu gut.

Schon längst gehörten die Marken am Böhmerwalde, die Gegend an Naab und Regen, die man später die Oberpfalz nannte, zum baierschen Herzogthum; jetzt erhielt Berchthold, der Baiernherzog, auch die Gaue bis zum Main und zum Speßhard, die bis dahin zum Herzogthum Franken gezählt waren, so daß Baiern schon damals diese Landstriche gewann, die es jetzt wieder unter seinem Königsscepter vereinigt. Auch wünschte Otto durch verwandtschaftliche Bande mit Herzog Berchthold näher verbunden zu werden und bot ihm deshalb Giselberts Wittwe Gerberge oder deren eben zu mannbaren Jahren heranreifende Tochter Willetrud zur Ehe an. Berchthold wählte die Tochter und hat sich später mit ihr vermählt. So kam Baiern, das Otto noch vor Kurzem mit einem Heere hatte betreten müssen, allmählich in ein nahes Verhältniß zum Reiche, nicht aus Zwang allein, sondern halb willig, halb den Umständen weichend.

Aehnlich gestalteten sich die Verhältnisse Schwabens, dessen Herzog, der fränkische Hermann, Otto in dem Kriege so wichtige Dienste geleistet hatte. Die großen Eigengüter Eberhards fielen besonders ihm, seinem Bruder Udo und seinem Vetter Konrad Kurzpold zu. Sie Alle gewannen

durch Eberhards Fall und verbanden sich immer fester dem jungen König, der in ihnen mit Recht eine der Hauptstützen seiner Gewalt sah.

Die ausgedehnten Lehngüter Eberhards wurden theils eingezogen, theils der Kirche geschenkt, theils neu vergabt. Einen eigenen Herzog setzte Otto in Franken nicht wieder ein; fortan galt der König selbst als der geborene Herzog der Franken. Der erste Mann wurde im Frankenland nach Eberhards Fall Graf Konrad, Werners Sohn, den man den Rothen nannte. Mit den ererbten Grafschaften an der Nahe, um Worms und Speyer, verband er reichgesegnete Gaue auf der anderen Seite des Stroms am Main und Neckar. Er stand dem Könige nahe und sollte ihm bald noch um Vieles näher treten.

Am schwersten war Lothringen zu beruhigen; wenn man der Noth gehorchend auch sich Otto gebeugt hatte, so war bei dem unruhigen Geist des Volkes doch nicht auf dauernden Gehorsam zu rechnen. Otto übertrug, als er das Land verließ, dem Grafen Otto, Richwins Sohn, dort vorläufig die höchste Gewalt und übergab ihm Giselberts Sohn Heinrich, einen Knaben, der große Hoffnungen erweckte. Graf Otto fand Arbeit genug im Lothringerlande. Denn Viele regten sich bald wieder gegen die Herrschaft der Sachsen und sammelten sich um Bischof Adalbero von Metz, der sich nie dem König gebeugt hatte. Giselberts Neffen Ansfried und Arnald hatten sich zwar im Drange des Augenblicks dem Könige unterworfen, aber sobald dieser den Rücken wandte, weigerten sie sich ihre Burgen auszuliefern. Noch immer hielten sie Chevremont besetzt, und Uebleres hatte man sich von ihnen zu versehen. Da aber half, wie Widukind erzählt, wieder der kluge Graf Immo. „Drei können mehr als Einer," ließ er den Neffen Giselberts sagen, „und wenn wir einig sind, weshalb sollten wir dann den Sachsen dienen? Haben sie euch wohl zu besiegen vermocht? Wie viel weniger werden sie uns mit einander überwinden! Ich freilich habe den Besten der Sterblichen, Herzog Giselbert, der mich von klein an erzogen, mich wie einen Freund geehrt und mir große Macht verliehen hat, unseren gemeinsamen Gebieter, schändlich verlassen und mich mit Lebensgefahr dem Sachsen verbündet. Aber was war mein Lohn? Nur Schimpf und Schande habe ich davongetragen; mit den Waffen in der Hand ist man über mich gekommen und hat mich aus einem freien Manne fast zum Knechte gemacht." Und in der That hatte Immo kurz zuvor eine Fehde gegen die Getreuen des Königs gehabt, war in seiner Burg belagert worden und hatte dieselbe

übergeben müſſen; aber man meinte, dies Alles ſeien nur liſtige Streiche geweſen, um Andere leichter zu täuſchen. „Sehet," ſo ließ er Giſelberts Neffen weiter melden, „nun wende ich mich an euch, damit wir zuſammen unternehmen, was uns Allen frommt, und daß ihr in meine Treue keinen Zweifel ſetzt, will ich dir, Ansfried, meine einzige Tochter verloben. Beſtimmt alſo einen Ort, wo wir uns treffen; dort verhandeln wir Alles ohne Zwiſchenträger am beſten." Ansfried und Arnald waren nicht gerade vom weichſten Stoff gemacht und wußten längſt, weſſen ſie ſich von Immo zu verſehen hatten. Dennoch ließen ſie ſich überreden und gingen in die Falle. Sie beſtimmten Ort und Stunde zu einem Geſpräch und erſchienen daſelbſt. Da aber bemächtigte ſich Immo, der Bewaffnete in einen Verſteck gelegt hatte, ihrer und ſchickte ſie unter ſicherer Bedeckung zum König. „Arnald," ließ er ihm ſagen, „iſt weicherer Art, da bedarf es nicht Ketten und Geißelhiebe; wenn man ihm droht, ſagt er Alles, was er weiß. Aber Ansfried iſt härter als Eiſen; wenn dem die härteſten Foltern etwas entlockten, wäre es viel." Otto hielt ſie eine Zeit lang in Haft, dann entließ er ſie gnädig. Er ſah ein, daß die Ruhe Lothringens vornehmlich davon abhing, daß König Ludwig zum Frieden genöthigt wurde.

Ludwig ſchien ein um ſo gefährlicherer Gegner, als er ſich inzwiſchen mit Gerberge, Giſelberts Wittwe, vermählt und Heinrich bei ſich aufgenommen hatte. Da er ſo die Seele alles ferneren Widerſtands war, rüſtete Otto gegen ihn ein großes Heer und drang im Jahre 940 in Frankreich ein. Bis zur Seine rückte er ſein Lager vor, wo Herzog Hugo mit ſeinen Anhängern ihm in aller Form den Huldigungseid leiſtete. Aber Ludwig war nicht überwunden; noch in demſelben Winter machte er einen neuen Einfall in Lothringen, und ohne Frieden, nur durch einen Waffenſtillſtand wurde der Feldzug beendigt. Während des folgenden Jahrs hatte Ludwig genug im eigenen Lande zu thun und führte ſeine Sache zu unglücklich gegen Herzog Hugo, als daß er ſeine Waffen nach außen hätte wenden können. Zum Frieden kam es jedoch auch damals noch nicht. Erſt gegen Ende des Jahrs 942, als die Könige zu Vouziers an der Aisne, wo die Grenzen ihrer Reiche ſich berührten, eine Zuſammenkunft hielten, wurde der Friede und zugleich ein engeres Freundſchaftsbündniß zwiſchen ihnen geſchloſſen. Gewiß war es beſonders Gerberge, die das Einverſtändniß zwiſchen ihrem Gemahl und ihrem Bruder herbeiführte. Auch gelang es Otto ſeine

feindlichen Schwäger bald darauf zu versöhnen. Dafür, daß König Ludwig an Hugo zu dem Herzogthum Franzien noch das französische Burgund verlieh, erkannte dieser wieder die Oberhoheit Ludwigs an. Mit vereinten Kräften hofften beide das Küstenland an der unteren Seine, das vor mehr als dreißig Jahren an die Normannen abgetreten war, diesen wieder entreißen zu können. Seitdem die Könige und Herzog Hugo sich versöhnt hatten, tobten auch die Stürme in Lothringen aus, und das ganze Land unterwarf sich endlich aufs Neue dem Gebote des Sachsen.

Indessen war auch Heinrich, dessen Herrschsucht vor Allem diese Stürme erregt hatte, zur Ruhe gelangt, aber nicht um einen leichten Preis. Durch schwere Vergehungen und harte Kämpfe führte ihn noch das Leben, bis die verzehrende Leidenschaft in seinem Herzen ausgetobt hatte. Die schweren Geschicke des Jahrs 939 hatten ihn tief gebeugt, aber nicht belehrt und gebessert. Als er alle seine Hoffnungen vereitelt sah und als Flüchtling zu König Ludwig eilte, als Otto dann seine siegreichen Waffen bis in das Herz Frankreichs trug, da dachte er wohl daran seinen Frieden mit dem Bruder zu machen, aber sein Gemüth war doch fern von wahrer Reue. Mehrere Bischöfe legten bei dem König Fürbitte für den Bruder ein, und dieser bot aufrichtig die Hand zur Versöhnung. Gern sah er es, als Heinrich die Waffen vor ihm niederlegte und sich ihm zu Füßen warf. Alles verzieh er ihm und behielt ihn nur kurze Zeit bei sich unter strenger Bewachung; bald entließ er ihn gnädig und stattete ihn sogar mit der herzoglichen Gewalt in Lothringen aus. So mochte er hoffen dieses Land und den Bruder zugleich dauernd an sich zu fesseln.

Aber Lothringen war Heinrich nicht genug; die Ansprüche, die er an das Leben machte, wurden in diesem fremden Lande und unter diesem ihm fremden Volke in keiner Weise befriedigt. Er gerieth unmuthig, wie er war, aller Orten in Unfriede, konnte sich schon nach kurzer Zeit in seiner Stellung nicht mehr behaupten und verließ endlich flüchtig das Land. Wie es scheint, mißbilligte Otto das Verhalten des Bruders; er entzog ihm die kaum überantwortete Gewalt und bekleidete mit derselben jenen Otto, Richwins Sohn, der schon vorher das Land verwaltet hatte. Aufs Neue war Heinrichs Ehrgeiz verletzt, aufs Neue entbrannte der kaum bezwungene Haß gegen den Bruder, und die erste Gelegenheit seine alten verbrecherischen Pläne aufzunehmen ergriff er

mit Haſt. Je erbitterter ſein Gemüth war, deſto eifriger folgte er einem täuſchenden Schimmer der Hoffnung und ließ ſich von ihm in das Verderben verlocken.

Unzufriedenheit herrſchte ſeit längerer Zeit, wie Heinrich erfuhr, unter den Vaſallen und Dienſtleuten, welche in den öſtlichen Grenzen Sachſens angeſiedelt waren und unter dem Befehl des Markgrafen Gero ſtanden. Unausgeſetzt mußten ſie im Kriege gegen die Wenden ſtehen. Mühevoll war dieſer Krieg und legte viele Entbehrungen auf; überdies fielen die Belohnungen meiſt kärglicher aus, als man erwartete, da der Tribut von den empörten Wenden nicht regelmäßig beizutreiben war und Gero oft ſelbſt in die größte Noth gerieth. Man verweigerte Gero endlich den Gehorſam und beſchwerte ſich bei dem König über ſeine Strenge und Kargheit. Otto nahm ſich wie billig des treuen Dieners an, und ſofort wandte ſich der erbitterte Haß vom Führer auf den König ſelbſt. Kaum wurde dies Heinrich bekannt, ſo nährte er durch Geſchenke und Verſprechungen die Unzufriedenheit. Boten liefen hin und wieder, und bald ſtanden hier viele ſtreitbare und angeſehene Männer mit ihm im geheimen Bunde. Heinrich ſtand wiederum an der Spitze einer weit durch Sachſen verbreiteten Verſchwörung.

Auch an anderen Orten hatte der König Feinde, die ſich abermals an Heinrich anſchloſſen. So war vor Allem der Erzbiſchof Friedrich von Mainz, der doch kurz zuvor die Gnade des Königs erfahren hatte, Mitwiſſer um einen Anſchlag, den man gegen das Leben des Königs bereitete. Denn ſo groß war der Haß der Verſchworenen gegen Otto, daß man den abſcheulichen Plan gefaßt hatte, bei dem nächſten Oſterfeſte (941), welches der König in dem öſtlichen Sachſen zu feiern gedachte und wo auch Heinrich ſich einſtellen ſollte, ihn, den man im offenen Felde nicht zu beſiegen vermochte, durch Mord aus dem Wege zu räumen, um Heinrich die Krone aufzuſetzen. Zu einem ſo ſchweren Verbrechen bot der erſte Biſchof des Reiches die Hand, und ſo verderbte die Herrſchſucht die Seele eines jungen, ſonſt wohl edler Regungen fähigen Fürſten, daß er nicht einmal vor dem Brudermord zurückſchauderte.

Gott ſchützte den König auch hier. Der hölliſche Plan blieb lange im Dunkeln, wurde aber kurz vor Oſtern verrathen. Die Verſchworenen ſammelten ſich zu Quedlinburg um den König, als er ſchon ihre Abſicht kannte. Aber er wollte die Würde des Feſtes nicht beeinträchtigen; ruhig feierte er es in gewohnter Weiſe, nur ließ er ſich Tag und Nacht

von getreuen Vasallen umgeben. Erst als die festlichen Tage vorüber waren, wurden die Verschworenen, welche die Vorsichtsmaßregeln des Königs bereits mit Besorgniß erfüllt hatten, zusammt ergriffen. Die Meisten von ihnen fanden den verdienten Tod nach dem Gesetz durch Henkershand. Erzbischof Friedrich, den nur sein heiliges Amt vor gleicher Strafe schützte, wurde dem Abte zu Fulda zu strengem Gewahrsam übergeben; auch Andere wurden in die Verbannung geschickt. Heinrich rettete sich durch die Flucht; Niemand wußte einige Zeit, wo er lebte.

Der scheußliche Anschlag war mißglückt, und bald dankte wohl Heinrich selbst auf das Innigste Gott, daß er das Leben des Bruders geschützt hatte. Denn in diesen Tagen bitterster Noth fand endlich die Reue Eingang in seine Seele. Er stellte sich in Person dem Bruder, als dessen Gemüth durch die Bitte der Mutter und die Verwendung der Bischöfe erweicht war. Otto verzieh auch diesmal. „Du hast meine Gnade nicht verdient," sagte er zu ihm, „da du aber dich demüthigst, will ich kein Leid dir zufügen." Er ließ indessen Heinrich nach der königlichen Pfalz zu Ingelheim am Rhein bringen und ihn dort streng bewachen. Aber unerträglich waren bald dem Jüngling, dem königliches Blut in den Adern rollte, die enge Haft und die Strenge der Wächter; ihnen zu entgehen schien ihm kein Schritt zu gewagt. Heimlich bei Nacht, nur von einem Geistlichen begleitet, verließ er Ingelheim und wandte sich nach Frankfurt, wo Otto das Weihnachtsfest feierte. Als nun hier im Dome in der Frühe des Christtags die himmlischen Lieder den König umtönten, sah er seinen Bruder im härenen Gewande mit entblößten Füßen sich vor ihm auf den eisigen Boden werfen; abermals hörte er aus seinem Munde, und diesmal aus tiefster Seele, die Bitte um Gnade und Vergebung. Noch hallte in Ottos Herzen der Gesang der Himmlischen wieder: „Friede auf Erden!" — und so verzieh er auch diesmal dem Bruder und tilgte ganz dessen Schuld, obwohl er ihn so oft und so tödtlich beleidigt und nach dem Höchsten, was ihm Gott verliehen, nach seiner Krone, ohne vor irgend einem Frevel zurückzubeben, getrachtet hatte. Er erhob ihn vom Boden und gab ihm die Freiheit.

Dieser Weihnachtstag des Jahrs 941 war das schöne Versöhnungsfest Ottos und Heinrichs: von diesem Tage an haben sie wahrhaft wie Brüder gelebt, und man hat nachher gesungen und gesagt von ihrer

Liebe und Eintracht. Heinrich schien seitdem völlig umgewandelt, seine Herrschsucht wurde Otto gegenüber zur tiefsten Ergebenheit; es war als ob er sein ganzes Bestreben nur dahin richte, die Absichten seines Bruders zu unterstützen und den Willen desselben zu erfüllen. Jetzt gediehen auch seine bedeutenden Gaben dem Vaterlande zum Heil, die vorher so viel Unsegen über dasselbe verbreitet hatten. Große Vergehen suchte er durch große Verdienste, wenigstens im Herzen des Bruders, vergessen zu machen. Von dieser Zeit an wollten die Brüder stets Ein und Dasselbe, und man hat bald gemeint, es sei als ob sie zusammen das Reich regierten.

9.

Befestigung der königlichen Gewalt.

Die Stürme, welche die Herrschaft Ottos und mit ihr die Einheit des Reichs bedrohten, hatten ausgetobt; ruhigere Zeiten traten ein, in denen das von Heinrich begonnene Werk der friedlichen Einigung der deutschen Stämme zu einem Volke fortgeführt werden konnte. Die königliche Macht erhob sich wieder in den deutschen Ländern ihres Namens und ihrer Bedeutung würdig über alle andere Gewalten, und mit je festerer Hand der junge König die Zügel des Regiments ergriff, je enger schürzten sich die Bande der deutschen Stämme, je mehr wuchs und erstarkte der Glaube an die Einheit des Reichs.

Es war ein neues Reich, das Heinrich und Otto begründet hatten, aber es knüpfte doch, wie wir wissen, an jenes fränkische an, von dem es auch den Namen beibehielt. Hatte sich schon Heinrich als den unmittelbaren Nachfolger der Karolinger betrachtet, so that dies Otto in bei weitem höheren Maße. Die volle Regierungsgewalt der alten fränkischen Könige sah er gleichsam als eine Erbschaft an, die ihm mit seiner Erhebung zufiel. Niemals scheint er daran gezweifelt zu haben, daß die Capitularien Karls des Großen und seiner Nachfolger noch in voller Rechtskraft beständen. Nach fränkischem Recht bestrafte er den Hochverrath und Landfriedensbruch mit dem Tode. Wenn aber die Capitularien als allgemeines Reichsrecht auch ferner galten, so konnte

ihre Anwendung doch nur eine ſehr freie ſein. Denn wie hatten ſich doch gerade die Verhältniſſe, welche die Capitularien beſonders in das Auge faßten, ſo völlig geändert! Die Beſchickung der einzelnen Theile des Reichs durch Sendboten hatte aufgehört; die Immunitäten, d. h. die gefreiten Beſitzungen der Kirche und der weltlichen Großen, hatten eine früher kaum geahnte Ausdehnung gewonnen; das Vaſallenthum war zu einer ſelbſtſtändigeren Stellung gediehen; die Grafen ſtanden durch die Erhebung der herzoglichen Gewalt der Krone ferner als früher; die Wehrkraft des Volks endlich beruhte ſchon mehr in dem Ritterheer als in dem Heerbann. Die Capitularien hätten einer vollſtändigen Reviſion unterworfen oder doch vielfach ergänzt werden müſſen, um ſie den neuen Verhältniſſen anzupaſſen.

Für die ganze weitere Entwickelung des Reichs iſt es von den wichtigſten Folgen geweſen, daß weder das Eine noch das Andere erfolgte. Denn nicht durch viele neue, und am wenigſten durch geſchriebene Geſetze herrſchte der Sachſe; kein blinder Zufall iſt es, wenn uns ſo Weniges von geſchriebenem Recht aus jener Zeit vorliegt. Es iſt ein ſcharfes Kennzeichen dafür, wie das Reich ſich wieder mehr auf rein deutſcher Grundlage zu erbauen begann, daß Sitte und Herkommen das geſchriebene Recht zurückdrängten und dieſes nur ſo weit ſich behaupten konnte, als es bereits in Fleiſch und Blut des Volks eingedrungen war. Selbſt noch in einer ſpäteren Zeit, wo das geſchriebene Recht wieder zu größerer Geltung kam, blieb doch der Grundſatz, daß das Reich mehr nach dem alten Brauche der Väter als nach geſchriebenen Geſetzen regiert werde.

Nicht anders, wie mit den Capitularien, erging es mit den geſchriebenen Volksrechten; auch ſie, dem Volke ſchon wegen der Sprache fremd, kamen faſt in Vergeſſenheit, und das ungeſchriebene Herkommen trug den Sieg davon über das geſchriebene Recht. Gewohnheit und Sitte wurden wie in den öffentlichen, ſo auch in den Privatverhältniſſen abermals die wichtigſten und ergiebigſten Quellen des Rechts. Im Sinne und Herzen des Volks lebte das Recht der Vorfahren fort, und wie es hier tiefe Wurzeln geſchlagen hatte, trieb es aus ſich ſelbſt reiche und friſche Sproſſen und verjüngte ſich immer von Neuem.

Alles Gericht wurde damals noch öffentlich gehalten. Das Landgericht hegten die Herzöge, das Gericht in den Gauen und Hundertſchaften die Grafen des Königs oder ihre Unterbeamten, in den Im-

munitäten die Vögte und Meier; dem Lehnsgericht saß der Lehnsherr, dem Hofgericht der Hofherr vor. Wie in dem Gericht über die freien Männer nicht des Königs Richter, der Graf, das Urtheil sprach, sondern die aus den freien Männern erwählten Schöffen es fanden, und wie dort der Umstand, d. h. die dem Gericht außer dem Schöffen beiwohnenden Freien, mit ihrem Rath die Urtheiler unterstützten und ihren Spruch belobten oder tadelten, so hatten sich ähnliche Formen des Verfahrens auch in anderen Gerichten ausgebildet: überall zeigt sich der Richter von rechtskundigen Schöffen umgeben, und überall nimmt das Volk an der Verhandlung einen lebendigen Antheil. Kein kunstreiches, fremdes Recht war es, das unverstanden über dem Volke und seinem Thun waltete. Recht und Gesetz waren noch nicht in die Schreiberstuben gebannt, aus denen unsere Zeit sie mit großer Mühe und geringem Erfolge zu befreien sucht; sondern mit Sitte und Herkommen waren sie innig verbunden, Jedem vertraut, zu allen Zeiten gegenwärtig, mit dem ganzen Dasein des Volks innerlichst verwachsen. So entwickelte sich das Königsrecht, die Volksrechte, die Lehn- und Dienstrechte nach Sitte und Herkommen frei in der größten Mannigfaltigkeit.

Die Einwirkung des Königs auf die Rechtsentwickelung mußte unter diesen Umständen eine sehr beschränkte sein. Nur wenn das Gewohnheitsrecht unsicher war, wurde die Entscheidung des Königs mit Nothwendigkeit gefordert. Waren die Schöffen in ihrer Mehrheit des Rechts nicht weise oder wurde ihr Spruch angefochten, so mußte die Sache an ein anderes Gericht und, fand sich sonst nirgends Rath, zuletzt an den König gebracht werden. Aber selbst dann entschied er nicht nach eigener Willkür, sondern bestellte Schöffen, um unter seinem Vorsitz das Urtheil zu finden. Waren auch sie des Rechts nicht weise, so war es Sitte Schiedsrichter zu ernennen, die aus freier Willkür eine Entscheidung trafen. Wie widerwillig aber Otto zu dieser Auskunft schritt und wie er jeden anderen Ausweg vorzog, zeigt eine Streitfrage, die auf dem Tage zu Steele im Jahre 938 verhandelt wurde.

Man stritt darüber, ob wenn ein Erblasser neben Söhnen auch Enkel von bereits verstorbenen Söhnen hinterließe, die letzteren in die Stelle ihrer Väter treten und so mit ihren Oheimen erben müßten oder nicht. Ursprünglich hatte das deutsche Recht die entfernteren Glieder der Sippe, so lange nähere am Leben waren, völlig ausge-

schlossen, doch waren schon unter den Merovingern in Austrasien zu Gunsten der Enkel in diesem Falle besondere Bestimmungen getroffen worden. Seitdem scheint das neue Recht mit dem alten gekämpft zu haben; man verlangte daher Belehrung und Entscheidung von Otto, und dieser legte die Sache dem auf dem Tage zu Steele versammelten Volke vor. Man beschloß, die Sache solle durch Schiedsrichter entschieden werden. Aber Otto wollte nicht, daß angesehene und erfahrene Männer durch einen willkürlichen Spruch, der mit Nothwendigkeit vielfache Interessen verletzte, einer übeln Behandlung ausgesetzt würden; er wies deshalb den Rath der Versammlung zurück und stellte die Entscheidung der Allweisheit Gottes anheim. Durch einen Kampf, in dem man Gottes Gericht sah, beschloß er die Frage zum Austrag zu bringen. Im Kampfe siegten die Streiter für die Enkel, und es wurde demnach gesetzlich für ewige Zeiten bestimmt, daß die Enkel in die Stelle ihrer verstorbenen Väter treten und mit den Oheimen das Erbe theilen sollten. So ist es denn auch meist nachdem in den deutschen Ländern gehalten worden, obwohl an vielen Orten sich die uralte Sitte zum Nachtheile der Enkel später von Neuem festsetzte.

In einer Zeit, die Himmel und Erde so fern von einander gerückt hat, wie man in jenen Tagen sie nahe verband, hat man Ottos Verfahren in dieser Sache vielfach als ungeschickt und barbarisch gescholten*); aber es war doch durch und durch deutsch, daß er jede willkürliche Entscheidung eines Rechtsgrundsatzes abwies, wie es tief in seiner sächsischen Natur beruhte, daß er die Entscheidung gerade durch den Kampf wählte. Sahen die Germanen von jeher im Zweikampfe ein Gottesurtheil, so hatte diese Vorstellung sich besonders bei den Sachsen erhalten. Es konnte damals und noch später jeder freie Sachse, wenn er das Urtheil seiner Richter gescholten hatte, zu dem Könige ziehen und dort selb sieben seiner Genossen gegen die sieben Schöffen seine Sache im Kampfe durchfechten; eben so diente den Sachsen häufig der gerichtliche Kampf als Beweismittel, um die Ungerechtigkeit einer

*) Justus Möser, ein deutscher Mann, wie es wenige gegeben hat, ein Mann zugleich von altsächsischer Art und Sitte, hat Ottos Beweggründe richtig zu würdigen gewußt; er bewundert es als ein Denkmal der deutschen Freiheitsliebe und des großen Gefühls von Ehre, daß Otto so und nicht anders handelte. Patriotische Phantasien. IV. S. 153.

Beschuldigung oder die Wahrheit einer Behauptung darzuthun. Otto handelte also in dem Sinne und nach den Vorstellungen seines Volks hier, wie später, als er den gerichtlichen Zweikampf in Italien gegen die bereits erstorbene Sitte für manche Fälle gesetzlich wieder gebot und dadurch viel dazu beitrug, daß derselbe sich in der Folge über das Abendland abermals weiter und weiter verbreitete. Wie man jetzt auch über das Kampfgericht denken mag, es beweist die häufige Anwendung desselben zu jener Zeit, daß man lieber sein gutes Recht dem allmächtigen Gott als der Willkür der Menschen anheim stellte und daß selbst der König sich nicht als Herr des Gesetzes ansah. Wo Sitte und Herkommen das Recht nicht wiesen, unterstellte man sich dem Urtheil und Willen des Höchsten.

So wenig Einfluß der König hiernach auf die Rechtsbildung und Rechtsentwickelung in seinem Reiche hatte, so sehr sah man es dagegen als seine Aufgabe an darüber zu wachen, daß Jedem sein gutes Recht werde und die Richter Niemandem Gewalt thäten. Je geneigter die Zeit zu Gewaltthaten war, desto mehr bedurfte das Recht des starken Schutzes der königlichen Macht. Unaufhörlich saß der König selbst zu Gericht, sei es um über Reichsfürsten und Reichsvasallen zu richten, sei es weil seine Hülfe von Anderen angerufen wurde. Die Sicherung der althergebrachten Rechte, die Wahrung des Landfriedens, der Schutz der Kirche und der Hülflosen wurden nach der Kriegsführung als die wichtigsten und wesentlichsten Pflichten des Königs angesehen. Aus seiner Stellung als oberster Gerichtsherr, Kriegsherr, Schutzherr der Kirche flossen die einzelnen Rechte und Befugnisse, die er, neben seiner oberlehnsherrlichen Gewalt über die Vasallen, über die Gesammtheit des Volks übte.

Ueber den Umfang der königlichen Rechte war des Streits nicht wenig, aber innerhalb des der Reichsgewalt einmal eingeräumten Gebiets waltete der König in freier Macht, nach eigener Entschließung, ohne irgend durch hemmende Fesseln und Formen beschränkt zu sein. Wir finden keine regelmäßigen Reichs- und Kirchenversammlungen mehr, wie in den Zeiten der Karolinger, die Ordnungen des Hofes verlieren ihre strenge Geschlossenheit, der Staatsrath verschwindet, die Provinzialverwaltung wird eine ungebundenere, da an die Stelle der Sendboten neben die Herzöge und Pfalzgrafen in gewissem Sinne der König selbst tritt. Die ganze Regierung Ottos trägt, wie schon die

seines Vaters, einen vorwiegend persönlichen Charakter, und so eng sich auch sonst die Ordnungen des neuen Reichs an die des fränkischen anschließen, zeigt sich doch gerade auch in dieser freieren Stellung der königlichen Person eine Rückkehr zu dem altgermanischen Wesen.

Das Reich stellt sich in der Person des Königs dar. Nach eigener, freier Wahl zieht er Männer seiner Gunst und seines Vertrauens an seinen Hof, mit denen er die Angelegenheiten des Staats berath und entscheidet. Aus ihrer Mitte erwählt er seine Grafen und Bischöfe; ihnen ertheilt er nach ihren Verdiensten um das Reich und seine Person die erledigten Reichslehen; sie erhalten die ausgedehntesten Privilegien oft in Anerkennung der allerpersönlichsten Dienste. Der König erscheint inmitten dieser seiner Großen fast nicht anders, als ein alter Gefolgsherr unter seinen Mannen.

Die Reichsverwaltung hat keinen anderen festen Mittelpunkt, als unmittelbar in der Person des Königs; der Hof selbst hat keine bleibende Stelle. Wo der König weilt, da ist das Reichsregiment und der Hof. Wenn sich Otto auch am liebsten auf seinen Burgen am Harz, am Kyffhäuser und in der goldenen Aue aufhielt, so finden wir ihn doch selten lange dort rasten. Ueberall durch das weite Gebiet seiner Herrschaft lagen seine Pfalzen zerstreut, und von einer Pfalz zieht er zur anderen. Sein Haus ist aller Orten in den deutschen Landen, und überall will er selbst sehen und selbst entscheiden, was in seinem Hause vorgeht; wo ein Feind an den Grenzen droht, wo sich ein Aufruhr regt, wo eine gewichtige Entscheidung in Staat und Kirche zu treffen ist, ist er selbst sogleich zur Stelle. Ein unruhiges und unstätes Dasein hat Otto so geführt, aber dies rastlose Wanderleben, das die Person des Königs allen Stämmen gleich nahe brachte, hat damals doch nicht wenig dazu beigetragen die Einheit des Reichs zu befestigen.

Einen besonderen Glanz pflegte der König um seine Person an den hohen kirchlichen Festen zu entfalten, zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Da strömten die hohen geistlichen Würdenträger an seinen Hof und gaben durch ihre Gegenwart der heiligen Festfeier eine besondere Weihe; mit reichen Geschenken kamen die Herzöge und Grafen zu ihrem Lehnsherrn und Könige und beeiferten sich ihre Ergebenheit ihm an den Tag zu legen, um seine Huld zu verdienen; abhängige Fürsten der umwohnenden Völker brachten Tribut dar und beugten ihr Haupt dem gefürchteten Oberherrn; Gesandte befreundeter Könige er-

schienen von nahe und fern und fesselten durch die seltenen Gaben, die sie dem Könige zu Füßen legten, wie nicht minder durch ihre fremde Sitte und Sprache die Aufmerksamkeit der herbeieilenden Menge. Ein fröhliches und buntes Leben entfaltete sich da am Hofe des Königs, wo er auch weilen mochte. Feste drängten sich an Feste, Gelage an Gelage, viel Kurzweil wurde getrieben; aber auch die ernstesten Dinge wurden erwogen, und oft nach alter Sitte bei den Freuden des Mahles. Ueber Krieg und Frieden wurde entschieden, Verträge mit fremden Königen und Völkern geschlossen oder gelöst, Bischöfe und Grafen ernannt, neue Belehnungen und Privilegien ertheilt, wie auch meist das Fürstengericht mit diesen Hoftagen verbunden wurde.

Indem der König die an den hohen Festen ihn gerade umgebenden Großen über die wichtigsten Reichsgeschäfte zu Rathe zog, traten die Hoftage gewissermaßen an die Stelle jener regelmäßigen Reichstage in den Zeiten Karls des Großen; aber Alles hatte doch den freiesten, ungebundensten Gang, und es fehlte viel daran, daß die festen Formen der früheren Reichsversammlungen auf die Hoftage übergingen. Mehr mochte sich von jenen Formen auf den allgemeinen Reichstagen erhalten haben, zu denen zuweilen die Großen aus allen deutschen Ländern berufen wurden. Aber nur wenn es sich um einen langwierigen Kriegszug oder um die Bestimmung der Nachfolge im Reiche handelte, scheinen sie zusammengetreten zu sein, und auch dann wurden die Verhandlungen, wie wir glauben müssen, nicht aufgezeichnet; mindestens sind keine Reichstagsverhandlungen aus jener Zeit auf uns gekommen. Wir wissen daher auch wenig oder nichts von der Weise, wie die Berathungen geführt sind. Häufiger traten dagegen auf den Befehl des Königs entweder in einzelnen deutschen Ländern oder im ganzen Reiche Kirchenversammlungen zusammen, die bei dem geistlich-weltlichen Charakter der Herrschaft nicht selten auch über die wichtigsten Staatsangelegenheiten zu berathen hatten oder mit Reichs- und Hoftagen verbunden wurden. Der König pflegte dann gewöhnlich selbst in der Mitte der Bischöfe zu erscheinen und hatte auf den Gang der Verhandlungen einen entscheidenden Einfluß. Hier herrschten strengere, durch das Herkommen geheiligte Formen der Berathung, die Verhandlungen wurden aufgeschrieben und sind uns zum Theil noch erhalten.

Obwohl das königliche Regiment innerhalb der ihm eingeräumten Grenzen mit einer sehr großen Freiheit geübt wurde, war Ottos

Königthum doch nichts weniger als unbeſchränkt. Denn gerade die Grenzen der königlichen Gewalt waren äußerſt ungewiß, und je weiter ſie der hochſtrebende Fürſt auszudehnen ſuchte, um ſo mehr ſuchten die widerſtrebenden Elemente ſie zu verengen. Das Gefühl für die Einheit des Reichs war im Volke bei weitem nicht ſo lebendig, wie das vor Kurzem wieder ſo mächtig erwachte Stammesintereſſe, das ſeiner Natur nach einer ſtarken Reichsgewalt widerſtrebte. Der hohe weltliche Adel trachtete nach der Erblichkeit ſeiner Lehen und nach einer völlig ſelbſtſtändigen Gewalt in ſeinem großen Beſitz. Die Geiſtlichkeit, wenn ſie auch zeitweiſe ſich eng an die Krone anſchloß, um ſich vor den Gewaltthaten des Adels zu retten, hatte doch ihre hierarchiſchen, der Reichsgewalt feindlichen Ideen keineswegs aufgegeben, und ob ſie ſchon von dem Verſuch den Staat von ſich abhängig zu machen für den Augenblick abſtehen mußte, verlangte ſie doch nicht minder eine unabhängige Stellung in Bezug auf ihre geiſtlichen, wie ihre weltlichen Gerechtſame.

Da keine Staatsverträge die gegenſeitigen Rechte des Königs und der Reichsſtände, der Kirche und des Staates feſtſtellten, war es kein Rechtsſtreit, den der König hier mit dem Adel und der Geiſtlichkeit führte; es war lediglich eine Frage der Macht, die zwiſchen ihnen ſchwebte und die weder durch geiſtige Waffen, noch durch Gewalt zur letzten Entſcheidung gebracht werden konnte. Denn nachdem Adel und Geiſtlichkeit unter den letzten Karolingern eine nur zu große Macht gewonnen hatten und das Erbreich anerkanntermaßen ein Wahlreich geworden war, konnte es der Reichsgewalt nicht mehr gelingen die geiſtliche und weltliche Ariſtokratie in das frühere Dienſtverhältniß zurückzubringen; beide hatten vielmehr eine vom Königthum unabhängige Machtſtellung errungen, aus der ſie niemals mehr ganz ſich verdrängen ließen. Aber andererſeits hatte die Noth der Zeit auch den deutſchen Völkern gezeigt, daß ſie ohne eine geſicherte Königsherrſchaft die ſichere Beute ihrer Feinde ſeien. Das Königthum war als eine Nothwendigkeit von Neuem erkannt worden, und noch mehr dadurch als durch den großen Sieg über die Herzöge war ſeine Zukunft geſichert. Der Widerſtreit der Intereſſen, der Kampf um die Grenzen der gegenſeitigen Rechte blieb daher zwiſchen der Krone und dem Adel, zwiſchen der Reichsgewalt und allen lokalen Mächten und mußte ſich nach der ganzen Lage der Dinge verewigen.

Otto stand nicht in der günstigsten Stellung in diesem Kampfe; denn außer den Kräften, welche ihm Sachsen darbot, waren die Hülfsmittel des Reichs nicht so sehr in seinen als in den Händen seiner Gegner; er fand seine Widersacher gerade in denen, die seine Diener und die Vollstrecker seiner Befehle sein sollten; die hohen Würdenträger, die vornehmsten Beamten des Reichs selbst waren es, in denen sich der Widerstand des Adels zusammenfaßte. Diese Beamten waren zugleich mächtige Herren mit eigenem Besitz und großem Reichthum, auf deren Gütern zahlreiche Hintersassen und Hörige wohnten; aus ihren Vasallen und Ministerialen hatten sie sich ein großes Kriegsgefolge gebildet und verfügten ohne große Schwierigkeit über die Streitkräfte ihrer Amtsbezirke; überdies waren sie es, welche die Krone dem Könige gegeben hatten und nach seinem Tode wieder über dieselbe verfügten. Sehr ähnlich war die Stellung der Geistlichkeit dem Könige gegenüber, und außer anderen Vortheilen ihres Standes besaß sie in dem geheiligten Ansehen desselben eine furchtbare, unwiderstehliche Waffe.

Karl der Große hatte die Macht des Adels durch Hebung des freien Standes zu beschränken gesucht; seine Bestrebungen waren ohne nachhaltigen Erfolg geblieben, und unmöglich war es für Otto zu demselben Mittel zu greifen. Denn die Zahl der mittleren und kleinen freien Gutsbesitzer schmolz sichtlich auch in den deutschen Ländern. Wenn die alte Gauverfassung auch erhalten war und sich noch länger erhielt, wurde doch die Ausdehnung der Immunitäten immer größer und größer; die Kriegsmacht des Reichs beruhte gar nicht mehr überwiegend auf dem Heerbann, sondern auf den berittenen Vasallenschaaren, und König Heinrich selbst hatte eine Gestaltung des Kriegswesens angebahnt, welche die alte Gemeindefreiheit eher schwächen als kräftigen mußte. Was man damals das Volk nannte, war schon allein oder doch vorzugsweise der waffentragende Theil der Bevölkerung, jene Klassen, welche der Lehnsverband umfaßte. In dem Stande der Gemeinfreien war also Otto kein wirksamer Schutz mehr gegen den Adel gegeben: es blieb ihm kaum ein anderes Mittel, um eine wahrhaft königliche Macht zu behaupten, als seine Gegner in ihren Interessen zu spalten, den Adel durch den Adel, die Geistlichkeit durch die Geistlichkeit zu bekämpfen. Nur durch Bildung einer starken, ganz mit dem Königthum verwachsenen Partei unter Adel und Klerus ließ sich, wie es schien, die Macht der Krone halten und heben.

Noch immer schlossen sich alle gegen die Einheit des Reichs und die königliche Gewalt gerichteten Bestrebungen vorzüglich an das Herzogthum an. Alle provinziellen und lokalen Interessen, so tief in dem deutschen Wesen wurzelnd, waren dem Herzogthum verbündet, nicht minder alle Elemente des Adels, die nicht unmittelbaren Vortheil oder Gewinn an Ehre im Dienste des Königs fanden; selbst die hohe Geistlichkeit trug, wie sich zeigte, jetzt wenig Bedenken sich dem lange befehdeten Herzogthum zu nähern, wenn sie königlicher Uebermacht entgegentreten zu müssen meinte. Daher war es von der äußersten Wichtigkeit, welche Stellung das Herzogthum einnehmen würde, nachdem es im Jahre 939 eine so gewaltige Niederlage erlitten hatte.

Der wiederholte Aufstand der Herzöge gleich im Anfange seiner Regierung hatte dem Könige hinreichend gezeigt, daß eine starke Reichsgewalt mit jener Fülle der Selbstständigkeit, die Heinrich den Herzögen eingeräumt hatte, nicht dauernd bestehen könne; es war deshalb nicht anders zu erwarten, als daß er seinen Sieg auf alle Weise benutzen würde, um eben so die königliche Macht zu erweitern, wie die der Herzöge zu schmälern. Denn das Herzogthum ganz zu beseitigen und damit auf die Bahn König Konrads zurückzukehren besaß er weder die Macht, noch erlaubte es ihm seine eigene Stellung, die ja im Wesentlichen noch auf der herzoglichen Gewalt in Sachsen beruhte. Aber er konnte das Herzogthum durch sein persönliches Auftreten in den deutschen Ländern verdunkeln und zurückdrängen; er konnte es in seinen Befugnissen beschränken und durch Einsetzung neuer Beamten überwachen; er konnte endlich seine Selbstständigkeit durch die Belehnung ihm auf das Engste verbundener Männer mindern. Keinen Augenblick nahm er Anstand alle diese Wege zu betreten.

Nur in Franken hob Otto, wie wir sahen, das Herzogthum völlig auf, indem er es mit der Krone vereinigte. Es mußte für ihn von unermeßlicher Wichtigkeit sein, den Stamm, der so lange die Herrschaft über die deutschen Länder geführt hatte und der so stolze Erinnerungen nährte, ohne einen selbstständigen Führer zu lassen; aber nur dadurch wurde es ihm möglich die Aufhebung dieses Herzogthums durchzuführen, daß er die noch lebenden Glieder der Konradinischen Familie ganz in sein Interesse zog und die anderen aufstrebenden fränkischen Großen nach anderen Seiten beschäftigte. Die anderen Herzogthümer blieben bestehen, aber davon war freilich keine Rede mehr, daß die Herzöge die

wichtigsten Rechte des Königs selbstständig übten, wie es noch unter Heinrich geschehen war. Das Recht über Krieg und Frieden lag nicht mehr in ihrer Hand, es sei denn daß es den Schutz der Reichsgrenzen gegolten hätte; der Herzog von Baiern verlor jenes einst ausdrücklich bedungene Recht, die Bischofsstühle in seinem Lande zu besetzen. Ueberdies wurden in allen Provinzen mit Ausnahme Frankens nach und nach Pfalzgrafen bestellt. Sie dienten zur Beaufsichtigung der Reichsgüter und Reichseinkünfte, zur Gewährung der Rechtshülfe an Stelle des Königs und überhaupt zur Beaufsichtigung und Ueberwachung der Herzöge und Grafen. Die Pfalzgrafen waren nichts Anderes als die Statthalter des Königs in den Provinzen; die Vertretung des Reichs lag ihnen ob gegenüber den provinziellen Interessen, welche der Natur des Herzogthums nach dieses immer beherrschten. War der Pfalzgraf einst der Beisitzer des Königs im Mittelpunkt der Monarchie gewesen, so wurde er jetzt dessen Statthalter in den einzelnen Ländern, die sich aus dem Ganzen gelöst und dann wieder zusammengeschlossen hatten ohne ihre Selbstständigkeit ganz zu verlieren. Zunächst stand der Pfalzgraf dem Herzoge gegenüber. Franken hatte keine besondere Pfalzgrafschaft, weil es als selbstständiges Herzogthum nicht mehr bestand.

Vor Allem aber war der König bedacht, nur ihm ganz ergebene Männer mit der herzoglichen Gewalt zu bekleiden. Wenn es früher scheinen konnte, als ob das Herzogthum theils auf Erbrechten, theils auf Volkswahl beruhe, so nahm Otto von Anfang an die freie Besetzung desselben als ein unveräußerliches Recht der königlichen Gewalt in Anspruch und hat es niemals geduldet, daß ihm dies Recht bestritten würde. So verlieh er im Jahre 938 das Herzogthum Baiern, sodann Lothringen nach eigener Wahl, und in gleicher Weise verfuhr er in der Folge, obschon später gegen Erbansprüche mit größerer Schonung.

Der Herzog Otto von Lothringen starb schon im Jahre 944, bald darauf der junge Heinrich, Giselberts Sohn. Das Land bedurfte eines neuen Herzogs, und der König sah sich unter seinen Großen um, wem er die Obhut über das unruhige Volk anvertrauen könnte. Seine Wahl fiel nicht auf einen Lothringer, sondern einen Franken, auf jenen Konrad den Rothen, der ihm im Kampfe gegen die Herzöge so wichtige Dienste geleistet hatte und damals der Erste in seiner Gunst war. Es lag etwas Trotziges in der Art dieses jungen Mannes; aber es war der Trotz, der begabten Naturen nicht selten eigen ist und oft ein

Zeichen inneren Werthes scheint, den man am leichtesten verzeiht, wenn er mit soviel Mannhaftigkeit und Klugheit sich paart, wie sich in Konrad fanden. Im Lager und daheim galt er viel bei seinen Genossen; denn er war klug im Rath, rasch in der That, ein Kriegsmann, der seines Gleichen suchte. Wenn Einer, schien er der Mann, dies unruhige Volk der Lothringer zu bändigen; überdies stießen seine Grafschaften am Rhein und an der Nahe unmittelbar an das Lothringerland. Konrad erfüllte auf das Beste die in ihn gesetzten Hoffnungen; er beruhigte bald das weite ihm übertragene Gebiet und stieg dadurch so hoch in der Gunst des Königs, daß dieser ihm vier Jahre später seine Tochter Liutgarde, als sie zu mannbaren Jahren heranreifte, zur Ehe gab.

Im Jahre 945 wurde auch in Baiern das Herzogthum abermals erledigt. Am 23. December starb Herzog Berchthold, nachdem er treue Dienste dem sächsischen Hause geleistet und die Ungarn, als sie Baiern abermals angriffen, bei Wels an der Traun (11. August 944) tapfer zurückgeschlagen hatte. Er hinterließ nur einen unmündigen Sohn, dem Otto das Herzogthum nicht übertragen wollte. Da verwandte sich Mathilde, die königliche Mutter, für ihren heißgeliebten Sohn Heinrich; sie bat den König, er möchte nun seines Bruders gedenken, der so unsägliche Leiden erduldet. Otto gewährte ihre Bitte, und Heinrich, der schon durch seine Gemahlin Judith, die durch Schönheit und Geist glänzende Tochter Herzog Arnulfs, dem Baierlande nicht fern stand, wurde mit der herzoglichen Fahne von Baiern belehnt. Abermals wurde eine bedeutende Macht in seine Hände gelegt, die so oft frevelnd nach der Krone getrachtet hatten; aber nie hat es Otto zu beklagen gehabt, nie täuschte Heinrich fortan das Vertrauen des Bruders. Er war noch kaum in die Mannesjahre getreten; seine Seele dürstete nach Thaten, er verlangte danach dem Namen seines großen Vaters Ehre zu machen und in Vergessenheit zu bringen, was er gegen den Bruder gefehlt hatte und dessen man nur zu gut noch in allen deutschen Landen gedachte. Jetzt fand er die Stelle, wo er seine Thatkraft in löblichem Streben bewähren konnte; gegen die Feinde des Reichs innen und außen stand er ein unermüdlicher Kämpfer stets auf der Wacht. „Die Eintracht der Brüder," sagt Widukind, „wurde bald auf dem ganzen Erdkreis gepriesen; denn einmüthig erweiterten sie das Reich, bekämpften sie die Feinde und herrschten sie über ihr Volk."

So hatte freilich die Stellung der Herzöge sich bedeutend geändert. Das Herzogthum und mit ihm die Besonderheit der deutschen Länder unter dem Königthum hatte sich erhalten, aber es waren nicht mehr die alten Nationalherzöge, die aus den einzelnen Stämmen selbst hervorgegangen als Vertreter derselben sich der Krone halb gezwungen, halb freiwillig unterworfen hatten. Diese Herzöge gehörten den Ländern, an deren Spitze sie standen, gar nicht oder nur durch ihre Frauen an und waren fast alle von dem neuen Könige gesetzt, mit dessen Macht die ihrige eng verbunden war. Ueber Lothringen und das Schwabenland herrschten fränkische Männer, während Franken selbst unter dem Könige aus sächsischem Blut stand und über Baiern sein Bruder waltete. Nur in Sachsen hatte sich das alte Stammesherzogthum ungeschwächt erhalten und zur königlichen Gewalt über alle deutschen Länder erhoben; sonst erscheinen die Herzöge überall schon mehr als Beamte des Königs, als daß sie eine völlig selbstständige Gewalt neben ihm noch hätten geltend machen können. Nun erst ließ sich in Wahrheit wieder von einem Reiche in dem Sinne sprechen, wie es einst die Franken besessen hatten.

Irrig wäre es zu glauben, daß die Bedeutung des Herzogthums deshalb eine geringe und die Kraft desselben völlig gebrochen gewesen sei. Es war vielmehr die dem Herzog über sein Gebiet verliehene Gewalt noch immer so umfassend, daß man geradezu sagte, er regiere das Land. Er stand in demselben an der Spitze des ganzen Kriegswesens; er hatte die Sorge über den Landfrieden; er hielt Hof-, Gerichts- und Landtage, auf denen die Bischöfe, Aebte, Markgrafen, Grafen und Reichsvasallen im Lande vor ihm erscheinen mußten. Zu dem großen Erbgute, was meist ohnehin der Herzog besaß, kamen große Reichslehen, die ihm mit dem Herzogthum ertheilt, und Reichsvasallen, die ihm überwiesen wurden; zudem erhielt er gewöhnlich in seinem Herzogthum mehrere Grafschaften von Bedeutung. So war er mit Rechten und Lehen überhäuft, die ihm ein wahrhaft fürstliches Ansehen sicherten; überdies verbanden sich die mannigfaltigsten Stammesinteressen mit seiner Gewalt, die oft so stark und mächtig waren, daß sie selbst Männer, die dem Könige am nächsten standen, von ihm trennten. Es stand immer noch eine sehr bedrohliche Macht hier der Reichsgewalt gegenüber, wie auch in anderen Kreisen noch keineswegs aller Widerstand vernichtet war, und besonders die hohe Geistlichkeit öfters eine bedenkliche Stellung einnahm. Aber

dennoch war Otto schon zu dem Besitz einer Macht gelangt, wie sie seit Menschenaltern kein Fürst besessen hatte.

König Heinrich hatte die Herzöge durch den Vasalleneid an sich geknüpft, und das Lehnsverhältniß, in welches die Führer der deutschen Stämme so zu ihm traten, schien eine Zeit lang allein die deutschen Länder zusammenzuhalten. Auch Otto hatten, als er zu Aachen sich krönen ließ, alle geistlichen und weltlichen Fürsten des Reichs, die Herzöge, Bischöfe, Grafen und Reichsvasallen durch den Lehnseid gehuldigt, und das Lehnsverhältniß regelte daher zunächst alle Beziehungen des Königs zu den Fürsten des Reichs. Als Lehen wurden deshalb alle Herzogthümer und Grafschaften, die Bisthümer und Reichsabteien vom Könige verliehen. Wenn aber im Westfrankenreich das Vasallenthum bei der bereits vom Adel durchgesetzten Erblichkeit der Lehen zu einer die königliche Gewalt unendlich hemmenden Fessel geworden war und zu einem Verhältniß erwuchs, welches dem Könige mehr Pflichten auferlegte, als ihm Rechte gab, so faßte Otto dagegen die Stellung der großen Reichsvasallen zu ihm als ihrem Lehnsherrn, trotz alles Widerstrebens derselben, streng nach der ursprünglichen Bedeutung des Lehnsverbandes auf; er sah in diesen mächtigen Großen nur seine ihm zu besonderem Dienste verpflichteten Mannen. Weder die Erblichkeit der Lehen gestand er ihnen zu, noch irgend ein bestimmtes Recht an der Regierung des Reichs, noch besondere Gerechtsame, die dem Interesse des Reichs zu widerstreiten schienen. Wenn er die Herzöge und Grafen mit der befahnten Lanze belehnte, die geistlichen Würdenträger mit dem Stab, so mußten sie mit zusammengelegten Händen in seiner Hand den Huldigungseid leisten und darin geloben, zu aller Zeit ihm treu und gewärtig zu sein, ihm zu folgen, wohin er sie entbiete, und in keiner Noth ihn zu verlassen. Indem er diesen Eid nach seiner ganzen Schwere ihnen gegenüber geltend machte, ohne irgend eine andere Gegenbedingung einzugehen, als daß er sie bei ihrem Lehen belassen wollte, so lange sie es nicht durch Untreue verwirkten, mußte der Lehnsverband die Fürsten des Reichs ihm eher fester verbinden als entfremden. Aber freilich glaubte Otto noch andere und höhere Rechte zu besitzen, als die aus seiner Stellung als Oberlehnsherr folgten. Es war ihm, meinte er, von Gott selbst die höchste Gewalt über alles Volk in den deutschen Landen mit seiner Krone übertragen, und diese Krone gäbe ihm über den Adel, wie über alle anderen Stände des Volks Rechte der um-

fassendsten Art, die nur durch das Herkommen der Väter und durch die Macht der Verhältnisse begrenzt würden. Er hielt sich, wenn er sich auch nicht nach fränkischer Sitte einen besonderen Eid der Treue von allen Freien schwören ließ, sondern sich mit der Anerkennung begnügte, welche das versammelte Volk bei seiner Krönung mit zum Himmel erhobenen Händen ausgesprochen hatte, doch für einen Volkskönig im eigentlichen Sinne des Worts und nach den Vorstellungen, welche sich unter dem Einfluß des Christenthums und der Geistlichkeit unter allen deutschen Stämmen von der königlichen Gewalt ausgebildet hatten.

Otto bedurfte bei seiner glänzenden Hofhaltung, bei der großen Freigebigkeit, die seine Stellung ihm zur Nothwendigkeit machte, bei den vielen Umzügen und Heerzügen eines stets gefüllten Schatzes, und in der That standen ihm, sobald die Ordnung hergestellt war, bedeutende Hülfsmittel zu Gebote. Neben dem Genuß seines sehr reichen Erbgutes hatte er die freie Verfügung über die gesammten Einkünfte der Krone, und so sehr diese auch durch die Schwäche der letzten Karolinger gemindert waren, boten sie nach Einführung eines strengeren Haushalts doch noch einen sehr bedeutenden Ertrag. Schon König Heinrich hatte, wie er als ein guter Haushalter überhaupt geschildert wird, die königlichen Einkünfte fester gehalten als die königlichen Rechte; es liegen unzweideutige Beweise vor, daß er in Lothringen, Franken, Schwaben und Baiern in gleicher Weise über die Kammergüter verfügte, wie in Sachsen, doch scheinen unter ihm noch die Herzöge selbst mit der Erhebung der Reichseinkünfte in jenen Ländern betraut gewesen zu sein. Otto dagegen verband die Einziehung der königlichen Gefälle mit den neu errichteten Pfalzgrafschaften, was für die Hebung der Reichseinkünfte große Vortheile darbieten mußte. In Franken wurden dieselben durch besondere königliche Beamten, Kammerboten genannt, eingetrieben und an den Fiscus abgeführt.

Die wichtigsten Einkünfte flossen aus dem Ertrage der großen, weit durch das ganze Reich zerstreuten königlichen Güter, die durch Ministerialen und Zinsleute bestellt wurden. Die mächtigen Königsforsten dienten wohl mehr der Jagdlust des Hofs, als daß sie eine ergiebige Geldquelle gewesen wären. Die Bergwerke, wie überhaupt die Gewinnung der Metalle, waren dem Könige vorbehalten und fingen bereits an sich einträglich zu zeigen; wir wissen, daß man zu Ottos Zeiten die ersten Silberadern in Sachsen im Rammelsberg bei Goslar

entdeckte. Die Friedensgelder und Bannbußen flossen noch zum Theil dem Fiscus zu, verminderten sich jedoch durch die Ausdehnung der Immunitäten, während die zahlreichen Confiscationen der letzten Zeit dem Schatze sehr zu Gute kamen. Die Zölle und Wegegelder, wie der Ertrag des Münz- und Marktrechts gehörten ursprünglich allein dem Reiche zu und waren noch immer bedeutende Einnahmequellen, obgleich Otto gerade mit diesen Gerechtsamen nach dem Vorbild der Karolinger am freigiebigsten war und namentlich die geistlichen Herren meist die Zölle, die Münz- und Marktgerechtigkeit innerhalb ihrer Immunitäten für sich gewannen.

Eine gleichmäßige Reichssteuer gab es nicht. Es ist bekannt, welchen Widerwillen der freie deutsche Mann gegen jede Schatzung empfand; soweit seine Macht reichte, erwehrte er sich jeder Besteuerung, in der er eine Minderung seiner Ehre und Freiheit sah. War daher auch von den fränkischen Königen in ihren gallischen Ländern eine Kopf- und Grundsteuer erhoben worden, so hatte sie sich doch keineswegs über die Gegenden am Rhein und jenseits des Rheins erstreckt. Manche der unterworfenen deutschen Völker hatten freilich den Merovingischen Königen Tribut zahlen müssen — wir wissen dies von den Alamannen, Thüringern und Friesen —, aber der theils in Geld theils in Naturalien abgetragene Tribut war später entweder erlassen oder an kirchliche Stiftungen vergabt worden. Zu Ottos Zeiten forderte die Kammer unsers Wissens nur noch von den Thüringern zu ihrem großen Verdruß einen Schweinezins und in der Grafschaft Chur einen Geldzins, den der König alsbald dem dortigen Bisthum schenkte.

Viel bedeutender als diese vereinzelten Steuern waren die ursprünglich freiwilligen Abgaben, welche der König unter dem Namen von Ehrengeschenken nach alter Sitte empfing. Niemand pflegte sich ihm mit leeren Händen zu nahen; die geistlichen und weltlichen Großen brachten gemeinhin bedeutende Summen, um sich seine Huld zu gewinnen oder zu sichern. Es war dies mit der Zeit eine förmliche, oft sehr drückende Abgabe geworden, welche deshalb die reichen Abteien durch ein bestimmtes Abkommen regelten. So wissen wir, daß die Abtei Lorsch später gleich anderen jährlich hundert Mark Silber der Kammer zahlte. Nicht minder einträglich waren, als Otto nach allen Seiten erobernd vordrang, die Tribute der unterworfenen Völker, die theils in Geld, theils in Naturalien abgetragen wurden; schon damals empfing

er mindestens zeitweise von den Wenden und Slawen erhebliche Tributzahlungen. Nimmt man nun hiezu, daß der König selbst, sein Hof und seine Beamten überall frei beherbergt und bewirthet, daß ihnen aller Orten Vorspann und Fuhren unentgeltlich geleistet wurden, daß selbst bereits ausgethane Einkünfte des Reichs dem Könige, wo er Hof hielt, wieder nach dem alten Ausdruck ledig wurden, daß ferner die Ausrüstung und Unterhaltung der Heeresmacht fast ganz den Vasallen zur Last fiel und die sonstigen Bedürfnisse des Heeres beim Durchzug durch das Reich von den Unterthanen gestellt werden mußten, so begreift sich, daß Otto bei aller Freigebigkeit doch ein reicher König blieb, dem die Hülfsquellen zu den mannigfachen Unternehmungen, in welche ihn die Verhältnisse verwickelten, niemals versiegten. Es war dies von größter Wichtigkeit in einer Zeit, die bei geistiger Rohheit gerade auf den Glanz der äußeren Erscheinung einen übermäßigen Werth legte, und unter Verhältnissen, die den König nöthigten einflußreiche Männer durch bedeutende Vergabungen an seinen Thron zu fesseln. Ohne einen stets gefüllten Schatz hätte Otto die Einheit des Reichs und die Würde des königlichen Namens unter den Deutschen nimmermehr aufrecht erhalten.

Das neue Reich war begründet, aber noch war Alles im Uebergang und in der Gährung. Ueberall durchkreuzen sich die allgemeinen Interessen des Reichs mit den besonderen der einzelnen Länder und Stände, nirgends finden sich scharfe Grenzen zwischen den verschiedenen Gewalten gezogen, nirgends haben sich noch festere Formen für die neuen Verhältnisse ausgeprägt. Ziemlich regellos allerdings, aber doch auf selbstständige Weise von innen heraus entwickelt sich das neuerwachte Leben des Volks zu bestimmterer Gestaltung. Die eigenthümlichsten und mannigfaltigsten Lebensformen bilden sich in den höheren, wie in den niederen Kreisen des Staates aus; sie zeigen nicht immer einen Fortschritt gegen die Einrichtungen Karls des Großen, ja sie bezeichnen vielmehr zum guten Theil eine Rückkehr zu Zuständen, die bereits überwunden schienen — die Mißachtung des geschriebenen Gesetzes rächte sich in den staatlichen Verhältnissen schwer genug —, aber sie entsprachen jedenfalls mehr dem Geiste des deutschen Volks, wie sie frei aus ihm geboren waren.

Wo widerstrebenden Elementen so viel Raum bleibt sich aus eigener Kraft zu entfalten, können Reibung und Kampf nicht fehlen; einen

langwierigen und überaus erbitterten Streit sehen wir daher sich zwischen den die Zeit beherrschenden Mächten entspinnen und die verschiedensten Wendungen gewinnen. Das Lehnswesen ringt mit der alten Volksfreiheit; die alte Gauverfassung wird von den wachsenden Immunitäten mehr und mehr aufgelöst; das Volksheer muß dem Ritterheer weichen: es erhebt sich der weltliche und geistliche Adel über die Masse des Volks zu früher nie gekannter Bedeutung. Eine Zeit lang konnte es scheinen, als ob die Magnaten die ganze Summe der Herrschaft an sich reißen würden. Aber dahin gelangten sie nicht; indem der weltliche Adel und die Geistlichkeit in ihren Interessen sich trennten und über der Sicherung des eigenen Vortheils das Wohl des Ganzen verabsäumten, indem der weltliche Adel sogar die Einheit des Reichs zu lösen suchte und sich ganz den alten Stammesinteressen hingab, erhob sich abermals das fast beseitigte Königthum.

Die ersten Regungen eines lebendigeren gemeinsamen Volksbewußtseins in den deutschen Stämmen und die sich aufdrängende Erkenntniß, daß sie in der Trennung allzumal eine Beute ihrer Feinde seien, sind es gewesen, die zur Herstellung des Königthums führten. Daher durchdringt sich die neue Reichsgewalt von Anfang an mit dem Gefühl für nationale Freiheit und Selbstständigkeit, wie mit der Erkenntniß, daß diese Güter nur durch eine engere Verschmelzung der deutschen Stämme zu sichern seien; so wirft sie sich alsbald in einen Kampf der gefährlichsten Art gegen alle Sonderbestrebungen des Adels, den sie siegreich besteht. Wenn nun auch die alte Volksfreiheit langsam ihrem Untergange entgegengeht, die Erbschaft derselben fällt nicht dem Adel allein zu, er muß sie vielmehr guten Theils dem Königthum überlassen.

Ein Glück fürwahr für das deutsche Volk war es, daß sich gerade in der Zeit, wo das Lehnswesen im Kampfe mit der Gemeindefreiheit entschieden die Oberhand gewann, ein kraftvolles Königthum erhob, welches sich in den Mittelpunkt der Dinge stellte und das Wohl Aller scharf in das Auge faßte, welches den Uebermuth der Mächtigen brechen und den niederen Mann gegen Vergewaltigung schützen konnte. Hier war, während das Volk in schroff gesonderte Stände mehr und mehr auseinanderfiel, wieder ein Anhaltpunkt für die Gesammtheit gegeben. Und wie anders hätte das aufkeimende Bewußtsein gemeinsamer Volksthümlichkeit unter den Deutschen erstarken können, da sich auf der einen Seite der Adel, sobald er sich als eine selbstständige Macht fühlte, ganz

den provinziellen Intereſſen hingab, während auf der anderen Seite die Geiſtlichkeit ſtets von Neuem jenem Ideal einer theokratiſchen Univerſalmonarchie zuſtrebte, welches den nationalen Regungen ſo wenig günſtig war, — wie anders, als durch ein Königthum, wie es Otto unter den deutſchen Stämmen aufrichtete?

10.

Herſtellung und Erweiterung der Marken.

Durch ſeine ruhmvollen Siege über die äußeren Feinde des Reichs hatte König Heinrich vor Allem das Reich begründet; aber nach Heinrichs Tode hatten die Feinde an den Grenzen nicht geruht und kaum mindere Gefahren über die deutſchen Länder gebracht als die Empörer. Wiederum hatten ſich die Ungarn im Reiche gezeigt, und unaufhörlich waren die Grenzen Sachſens den Angriffen der Dänen und Wenden ausgeſetzt. Gegen die Ungarn hatte ſich endlich das Sachſenland ſelbſt zu helfen gewußt; gegen die Wenden mußte der König noch wiederholentlich ausziehen und ſie zurückweiſen. Aber doch war ſelten lange an den nördlichen und öſtlichen Grenzen des Reichs Ruhe, und nur ein lange fortgeſetzter Kampf, der alle Kräfte des Feindes brach, konnte zu dauernder Sicherheit führen. Den Frieden im Innern benutzte daher der König, die Kräfte des Reichs gegen die Wenden und Dänen zu richten und durch ſtarke Schutzwehren ſeinen Staat gegen Angriffe dieſer Nachbarn zu ſichern. Er ſelbſt nahm an dieſen Kämpfen Theil, aber höher als ſein eigener Ruhm ſtrahlt hier das Verdienſt, welches ſich ſeine tapferen Heerführer erwarben.

Vor Allem war Markgraf Gero der Schrecken der Feinde. Wir wiſſen, wie mißvergnügt die Sachſen waren, als Otto ihm, einem Mann ohne glänzende Abkunft, die Vertheidigung der Grenzen gegen die Wenden übertrug; aber doch hatte der König gerade in ihm den rechten Mann für dieſe Stelle gefunden. Gero beſaß ausgezeichnete Eigenſchaften, die ihn in des Königs Augen höher ſtellten, als es ſelbſt die vornehmſte Geburt vermocht hätte. Er war erfahren im Kriege und nicht minder kundig der Staatsgeſchäfte; auch wußte man, daß es ihm

nicht an einer beredten Zunge fehlte, wenn er es gleich mehr liebte ſeinen Verſtand in Thaten als in Worten zu zeigen. Galt es zu erwerben und zu gewinnen, ſo war er ſchnell auf dem Platze; aber zur rechten Zeit that er auch gern die Hand auf, und mit Unrecht ſchalt man ihn karg und geizig. Ueberdies war er, obwohl ein ſtrenger, oft harter Kriegsmann, doch fromm und gottesfürchtig; er ſorgte gern für die Kirche und ihre Diener, was ſie ihm nicht vergeſſen haben.

Geros Mark erſtreckte ſich von der Saale und mittleren Elbe bis zu der Oder. Hier wohnten manche Völker, die ſich ſchon ganz der Sachſenherrſchaft gefügt und ihre Selbſtſtändigkeit völlig verloren hatten, wie die Sorben und Dalemincier, deren Namen aus der Geſchichte verſchwinden, ihnen benachbart aber andere wendiſche Stämme, die ſich nur mit dem äußerſten Widerwillen der fremden Herrſchaft beugten und ſich nach jeder Gelegenheit umſahen das verhaßte Joch abzuwerfen. Es waren die Milzener an der oberen Spree, die Lauſitzer, abwärts an demſelben Fluſſe wohnend, die Heveller an der Havel, die Redarier und Uckrer zwiſchen der oberen Havel und Oder; die drei letzten zu der mächtigen Völkerſchaft der Liutizen gehörig, zu der auch noch außerhalb Geros Mark die Wilzen, in die Zirzipaner und Tolenſaner geſpalten und von der Peene und Tollenſe bis zum Meere wohnend, gerechnet wurden.

Seit Gero ſeine Mark verwaltete, lag er unausgeſetzt im Kampf. Denn Brand, Mord und Verwüſtung übten unaufhörlich die aufſtändigen Wenden, und ſelbſt die Kriegszüge des Königs, deren wir gedachten, wehrten nur auf kurze Zeit dem Verderben. Bisweilen trat eine trügeriſche Waffenruhe ein, die aber bei der Treuloſigkeit der Wenden noch gefahrvoller ſchien als der offene Kampf. So machten ſie einſt einen Anſchlag Gero, wenn er ſich ſicher dünkte, zu überfallen und zu tödten; doch er war liſtiger als ſie und vergalt ihnen die Tücke des Herzens. Dreißig ihrer Häuptlinge lud er, als er von jenem Anſchlage vernahm, zu einem feſtlichen Mahle; hier trank er ihnen tüchtig zu, bis ſie vom Wein berauſcht zu Boden ſanken; ſo ließ er ſie alle erſchlagen, und noch lange wußte man davon zu ſagen, wie er ihnen das Mahl geſegnet hatte.

Dieſe blutige That war das Zeichen zu einer neuen, allgemeinen Empörung der Wenden. Der alte Haß gegen die Deutſchen flammte in voller Macht auf, und es galt einen Kampf auf Leben und Tod.

Viel machte der ergrimmte Feind dem tapferen Manne zu schaffen. „Denn so ist die Art der Slawen," sagt Widukind von Korvei, „sie können, wenn es sein muß, unsägliche Beschwerden und Mühen ertragen und mit geringer Kost sich begnügen, so daß ihnen als leicht, ja als Lust erscheint, was die Unsrigen nur unter Seufzen und Stöhnen über sich kommen lassen." Aber auch das ist Slawenart, daß Jeder thun will, was ihm beliebt, und den eigenen Vortheil höher anschlägt, als das Wohl des Ganzen. Es ist ein Volk ohne Zucht und Ordnung, wenn nicht ein unwiderstehlicher und als heilig verehrter Wille durch unerbittliche Strenge sie bändigt. Und so mußten sie denn doch zuletzt, so tapfer sie für ihre Freiheit kämpften, Geros Schwert unterliegen.

Auch Verräther fanden sich unter ihnen. So war ein Mann aus fürstlichem Geschlecht der Heveller, Tugumir mit Namen, schon zu König Heinrichs Zeiten in die Hände der Deutschen gerathen; der versprach jetzt für Geld und große Versprechungen Brandenburg und das umliegende Land in Geros Hände zu liefern. Er begab sich deshalb zu seinen Landsleuten zurück und erzählte, er sei heimlich den Deutschen entlaufen. Freudig nahm man ihn zu Brandenburg auf; denn man hielt ihn gerade für den rechten Mann zum Kampf gegen die Deutschen und übertrug ihm sogar die fürstliche Gewalt. Er aber trachtete danach seinen Neffen, der außer ihm allein vom fürstlichen Stamm noch übrig war, in seine Gewalt zu bekommen; als das geschehen war, tödtete er ihn und übergab nun Stadt und Land der Herrschaft der Sachsen. Nachdem Gero auf diese Weise in dem Herzen des Wendenlandes festen Fuß gefaßt hatte, drang er immer weiter und weiter bis zu der Oder vor und unterwarf hier abermals alle Völker der Zinspflicht.

Die nördlichen Wenden, die zu der Mark des Billingers Hermann gehörten, die Wagrier, die Abodriten, Zirzipaner und Tolensaner, von der Kieler Bucht bis zur Odermündung die Küsten der Ostsee bewohnend, hatten sich ebenfalls der allgemeinen Erhebung ihrer Stammesgenossen angeschlossen. Auch Hermann hatte einen harten Kampf zu bestehen. Ein sächsisches Heer wurde von den Nordstämmen der Wenden vernichtet, und nur mit großer Mühe machten der König und Hermann auch hier endlich dem Kriege ein Ende.

Von nun an walteten die Sachsen frei als Herren in den wendischen Gegenden bis zur Oder und befestigten hier ihre Herrschaft

durch neue Ordnungen unter den unterworfenen Völkern. Unter dem Namen der Mark verſtand man fortan ein erobertes Gebiet jenſeits der alten Reichsgrenze, deſſen Bevölkerung zum Tribut verpflichtet war. Dieſen Tribut mußten die Wenden theils in Geld, theils in Lebensmitteln erlegen; Getreide, Flachs, Honig, Meth, Bier, Schweine, Gänſe und Hühner lieferten ſie der Kammer des Königs und leiſteten ihm und ſeinen Vaſallen Frohndienſte mannigfacher Art. Sonſt beſtellten ſie ruhig ihr Feld und befanden ſich kaum ſchlechter als vordem unter ihren Häuptlingen und Fürſten, die auch bei einzelnen Stämmen, wie bei den Abodriten, als Vaſallen des Königs beſtehen blieben. Die Maſſe des Volks vertauſchte nur einen Herrn mit dem anderen; denn ein Stand vollfreier Bauern oder Bürger war bei den Wenden unbekannt, und von adligen Geſchlechtern war bisher die Maſſe des Volks beherrſcht worden.

Der König nahm in den Marken meiſt nur das Land in unmittelbaren Beſitz, welches durch den Fall der Fürſten und Häuptlinge herrenloſes Gut geworden war, und vertheilte dies unter die zahlreichen Vaſallen und Miniſterialen, die er dort anſiedelte. Dieſe mußten dafür, wie alle anderen königlichen Mannen, ſtets zum Kriegsdienſt bereit und gerüſtet ſein; ſie bildeten gleichſam ein ſtehendes Heer an den Grenzen des Reichs, das in die zahlreichen Burgen vertheilt war, die ſich von jeher in dem Wendenlande befanden und jetzt von den Deutſchen ſtärker befeſtigt wurden. Nach dieſen Burgen zerfielen die Marken in eine große Menge von Burgwarden, mit welchem Namen man die Burg mit ihrem Diſtrict bezeichnete. Jede Burg ſtand unter einem Burggrafen oder Kaſtellan, dem die Kriegsleute untergeben waren, die theils in der Burg, theils in der Stadt, die ſich der Burg anbaute, theils auf dem Lande ihren Wohnſitz hatten; auch Grafen der Grenzgaue hatten häufig den Befehl über ein oder mehrere Burgwarde in dem wendiſchen Lande. Die Grafen, Kaſtellane und das ganze Kriegsvolk, das in den Marken ſtand, folgten der Fahne des Markgrafen oder Markherzogs, der ausgedehnte Rechte über ſie übte, wie ſie der ſtäte Kriegsſtand erforderlich machte. Gero übte dieſe Rechte in der ſüdlichen wendiſchen Mark, Hermann in der nördlichen und zugleich in der däniſchen, die bald darauf hergeſtellt wurde.

Auch die Dänen hatten ſich während der inneren Streitigkeiten, wie erzählt iſt, aufs Neue geregt. Gorm dem Alten war im Jahre

936 sein Sohn Harald Blauzahn gefolgt, ein kühner Kriegsheld, der die vereinigte Dänenmacht zu ruhmvollen Unternehmungen zu benutzen gedachte. Nach allen Seiten richtete er seinen Blick, nach allen Seiten entsandte er seine Schiffe mit den verwegenen Nordlandssöhnen. Er stand in Verbindung mit jenen stammverwandten Kriegsschaaren, die vor einem Menschenalter auf französischem Boden eine Herrschaft begründet hatten; er entsandte einen Sohn zu den Dänen in England, einen anderen nach der preußischen Küste, um sich dort eine Herrschaft zu gründen; er gewann es, daß man in Norwegen ihn als Oberherrscher anerkannte, und an der Mündung der Swine legte er neben der wendischen Stadt Jumne die Jomsburg an, aus der er erobernd in das Wendenland eindrang. Ein solcher Fürst konnte mit den Sachsen nicht Ruhe halten, und gleich einer seiner ersten Kriegszüge war gegen die von Heinrich errichtete dänische Mark gerichtet. Die Grafen und königlichen Vasallen hielten dem Angriff nicht Stand, sie wurden mit ihrem Kriegsvolk vernichtet und die sächsischen Ansiedelungen zwischen der Eider und dem Grenzwall zerstört. Hermann eilte mit einem Heere herbei, aber dem übermächtigen Feinde war auch er nicht gewachsen. Man erzählt, er sei in diesem Kriege in Gefangenschaft gerathen und so lange in den Händen der Dänen gewesen, daß er ihre Sprache erlernt habe. Lange tobte der Krieg, bis endlich König Otto selbst mit gewaltiger Heeresmacht aufbrach und ihm auf geraume Zeit durch einen raschen und glücklichen Feldzug ein Ziel setzte.

Nur sagenhafte Kunde aus einer späteren Zeit klingt von diesem Kriegszug zu uns herüber. Der König drang, heißt es, tief in das Dänenland ein, kein Feind stellte sich ihm auf seinem Wege entgegen, mit Feuer und Schwert verwüstete er das Gebiet der Dänen und gelangte bis zu dem Meere, das Jütland im Norden begrenzt. Hier schleuderte er seinen Speer weit hinaus in die Wogen, um nach alter Sitte damit das Meer als seines Reiches Grenze zu bezeichnen. Von des Königs Gegenwart, wird berichtet, erhielt das Meer den Namen „Ottensund", und noch jetzt soll eine Uferstelle der Halbinsel Thyt gegenüber der Ottensand heißen. Auf dem Rückzuge, wird weiter erzählt, sei man endlich auf Harald gestoßen, der sich bei Schleswig zum Kampfe gestellt, aber Otto habe ihm den Sieg abgerungen und die Dänen zu den Schiffen getrieben. Nach solchen oder ähnlichen Vorgängen kam es zum Frieden, und auf welche Bedingungen er auch

geschlossen sein mag, die Mark wurde hergestellt, die deutschen Kolonien erneuert und die Obhut auch dieser Mark, die man die von Schleswig nannte, an Hermann übergeben.

Als die Wenden und Dänen überwunden waren, begann auch der Böhmenherzog Boleslaw, der so manches Jahr den Krieg gegen die Deutschen mit gutem Erfolge geführt hatte, die Uebermacht der feindlichen Waffen zu fürchten und unterwarf sich dem unwiderstehlichen Gegner. Froh empfing Otto, als er sich gerade auf der Jagd befand, die Geißeln des Böhmen und zeigte sie triumphirend der um ihn versammelten Menge (947). Als Boleslaw einige Jahre später sich noch einmal gegen die deutsche Herrschaft erhob, brachte ihn Otto schnell durch einen glücklichen Kriegszug, der ihn bis gegen Prag führte, zum Gehorsam zurück (950). Der Böhmenherzog wurde wieder des Königs Vasall und zahlte ihm den lange vorenthaltenen Tribut. Die Wacht über die Treue des Böhmen wurde Herzog Heinrich von Baiern übertragen, dessen Herzogthum überall längs des Böhmerwaldes an das Gebiet des mächtigen Slawenfürsten grenzte.

Böhmen, das sich seitdem ruhig verhielt, bot einem jungen ehrgeizigen Fürsten, wie Heinrich war, keine Gelegenheit sich Waffenruhm zu gewinnen; um so weiter öffnete sich die Siegesbahn für ihn in den niederen Gegenden an der Donau. Ein großer Theil des alten Reichsgebiets war hier in den Händen der Ungarn; denn nur mit Mühe hatte man das Land bis an die Enns behauptet. Ueberdies stürmten an der Donau entlang und durch die Thäler der Alpen die Ungarn noch immer gegen die baierschen und kärnthnischen Grenzen an, jede sorglose Stunde nutzend, um ihre verheerenden Schwärme tief in das Land zu ergießen. Obwohl Herzog Berchthold schon mit den Ungarn glücklich gekämpft hatte, scheint doch eine geordnete Vertheidigung der Marken von ihm noch nicht durchgesetzt zu sein. Wir hören wenig oder nichts von dem Bau neuer Grenzburgen in Baiern, wie sie in Sachsen bereits zu den Zeiten König Heinrichs entstanden; mit der Vertheidigung der im Jahre 900 errichteten starken Ennsburg — es ist das heutige Enns — scheint man sich begnügt zu haben. War es schwierig sich der drohenden Feinde auf eigenem Boden zu erwehren, so wagte man noch viel weniger sie in ihrem Lande anzugreifen. Heinrich erst war es, der dem Kriege mit diesem unversöhnlichen Feinde der Christenheit eine neue glückliche Wendung gab.

Die Ungarn griffen in Kärnthen ihn an; er schlug sie hier im Jahre 948 zurück. Durch die schlecht bewachte Mark von Friaul, welche die Könige Italiens den Feinden fast preisgegeben hatten, drangen sie unaufhörlich in Kärnthen ein; er verjagte sie auch hier und nahm Aquileja, die Hauptstadt der Mark, um sich für die Folge zu sichern: von den Höhen der Alpen breitete er so seine Gewalt bis zu den sumpfigen Küsten des adriatischen Meeres aus. Dann drang er über die Enns in die weiten Ebenen am Donaustrom vor, wo die Ungarn hausten. Zweimal schlug er sie auf das Haupt und führte seine Baiern bis über die Theiß; weiter waren selbst die Heere Karls des Großen nicht vorgedrungen. Ohne von den Ungarn angegriffen zu werden, führte Heinrich sein Heer unverletzt in die Heimath zurück. Große Beute brachte er heim; unzählige Kostbarkeiten, welche die Ungarn aus allen Ländern Europas geraubt und in ihren Zelten angehäuft hatten, waren in seine Hände gefallen und wanderten jetzt nach Baiern. Aber Schöneres noch hatten seine Waffen errungen: manchem Edlen führte er die Gattin und die Kinder nach langer Trennung wieder zu. Es ist freilich nicht begründet, was schon damals geglaubt wurde, daß Heinrich seinem königlichen Bruder das Ungarnland unterworfen habe; aber so dunkel auch unsere Kunde von diesen Dingen ist, über allem Zweifel erhaben bleibt, daß Herzog Heinrich der Erste war, der den gefürchtetsten Feind jener Zeit im eigenen Lande anzugreifen wagte, wie sein großer Vater einst zuerst mit diesem Feinde einen siegreichen Kampf bestanden hatte. Hier zeigte sich Heinrich als des Vaters würdiger Sohn, und der Ruhm seiner großen Kriegsthaten tönte weithin durch die Welt. Heinrichs Siege gehören dem Jahre 950 an, und es war sehr zu beklagen, daß ihn andere Ereignisse bald von der eingeschlagenen Bahn ablenkten.

Es waren wahrlich große und folgenreiche Thaten, die in dieser Zeit theils der König selbst, theils für ihn Hermann, Gero und Heinrich vollführten. Nicht allein daß durch sie überall die Grenzen des Reichs im Norden und Osten gesichert und erweitert wurden, es beruht wesentlich auf ihnen, daß für alle folgenden Zeiten der deutsche Einfluß in Ländern Raum gewann, die bis dahin dem staatlichen und kirchlichen Leben des Abendlandes ganz fern gestanden hatten. Die deutschen Länder, bisher die äußerste Grenzhut der abendländischen Bildung, wurden jetzt mehr und mehr in den Mittelpunkt des europäischen

Lebens gerückt, und die Deutſchen, welche bisher die Güter einer reicheren und höheren geiſtigen Entwickelung nur empfingen, wurden nun aufgefordert ſie auch anderen Völkern mitzutheilen. Dem deutſchen Krieger folgte in die öſtlichen und nördlichen Zonen Europas der deutſche Prieſter, dem deutſchen Prieſter der deutſche Kaufmann. Jetzt erſt, da der Weltverkehr ſich nicht in die germaniſchen Wälder verlief, ſondern durch dieſelben in faſt neu entdeckte Länder führte, wurde auch das ſtädtiſche Leben an der Donau und Elbe regſamer und lebendiger; Handel und Gewerbe blühten in den Städten empor. Dadurch erwuchſen die Anfänge eines Bürgerſtandes, in dem die Gemeindefreiheit fortleben konnte, nachdem ſie unter den Bauern faſt erſtorben war. Aber mit Nichten erkannte man damals die große Bedeutung deſſen, was man vollführte. Hätte man nur eine dunkle Ahnung davon gehabt, die Annalen jener Zeit würden nicht von den Dänenkriegen ſchweigen, den Ungarnkrieg kaum mit wenigen Worten berühren und über die Unterwerfung der Wenden ſo unzuſammenhängende Kunde uns geben.

11.

Zerſplitterung und Schwäche des weſtfränkiſchen, burgundiſchen und italiſchen Reichs.

Während das oſtfränkiſche oder deutſche Reich zu neuer Feſtigkeit und Stärke gedieh, geriethen die romaniſchen Staaten, die aus der zerſplitterten Monarchie Karls des Großen hervorgegangen waren, ſichtlich mehr und mehr in Verfall. Die königliche Gewalt konnte in ihnen allen ſich dem Adel und der Geiſtlichkeit gegenüber kaum noch erhalten; die Freiheit der niederen Klaſſen des Volks wurde vernichtet, da die waffenloſe Menge den Gewaltthaten ihrer ſtets in Kriegsrüſtung daherziehenden Herren ſchutzlos ausgeſetzt war; die Theile des Reichs löſten ſich vom Mittelpunkte, und ohne eine ſtarke Gewalt, welche das Ganze umſpannte, waren die einzelnen Landſchaften zu ſchwach, ſich gegen die auswärtigen Feinde zu ſchirmen. Die Araber und Ungarn ſtürzten ſich, Geiern gleich, die das Aas wittern, über die von innerer Fäulniß ergriffenen Staaten.

Schroffer als im oſtfränkiſchen Reich waren im Weſtfrankenreich, das man ſchon anfing Frankreich ſchlechthin zu nennen, die nationalen Unterſchiede der Bevölkerung. Hier ſaßen Briten neben den Reſten der Weſtgothen, mitten unter den unterjochten Römern die ſiegreichen Franken; auch nachdem beſondere Reiche den Namen der Burgunder trugen, blieb in den Gegenden zwiſchen Marne und Seine im Frankenreiche eine burgundiſche Bevölkerung; endlich hatte man innerhalb des Reichs normanniſche Schaaren aufgenommen, die mit ihrer alten Sitte und Sprache zum Theil noch das Heidenthum feſthielten. Welches Gemiſch von Sprachen war in dem Lande! Neben der romaniſchen Mundart des Südens bildete ſich eine andere im Norden aus, mehr als jene durch germaniſche Einflüſſe beſtimmt; in manchen Theilen des Landes erhielt ſich ungemiſcht das Deutſche, in anderen ertönte die Sprache des ſcandinaviſchen Nordens, und in der nordweſtlichen Halbinſel ſprach man die Sprache der Celten. Theils dieſe nationalen Unterſchiede, theils hiſtoriſche Verhältniſſe anderer Art hatten das Reich in eine große Menge kleinerer oder größerer Territorien geſchieden, die das Reich nicht mehr zuſammenhielt und die nach zufälligen Umſtänden bald ſich trennten, bald wieder verbanden. Ob ſie Herzogthümer, Markgrafſchaften oder Grafſchaften hießen, die königliche Gewalt war in ihnen gleich gering; ſie waren faſt ſelbſtſtändige Fürſtenthümer, die ihre Herren auf ihre Nachkommenſchaft vererbten, wofern nicht eine überlegene Gewalt ſie verdrängte. Die Herzöge von Franzien, Burgund, Aquitanien und der Normandie, die Markgrafen in Flandern, in der gothiſchen und ſpaniſchen Mark, die Grafen von Vermandois u. A. hatten ſogar ſchon ſchwächere Grafen unter ihre Lehnshoheit gebracht und vertheilten die reichen Bisthümer innerhalb ihrer Gebiete nach ihrem Belieben, oft an jüngere Söhne ihres Geſchlechts. So gab es mächtige Herren in Fülle im Reiche, aber Niemand war machtloſer, als ihr Oberlehnsherr, der König; ſelbſt das letzte gewichtige Recht, die Bisthümer des Landes zu vertheilen, entriß man ihm oder verſagte die Biſchöfe, die er ernannte.

Durch den Reichthum ſeiner Hülfsquellen hatte ſich das Land nach den Verheerungen durch die Normannen ſchnell wieder erhoben; es gab zahlreiche Städte mit ſtarker Bevölkerung; die von Karl dem Großen verbreitete Bildung war ſo weit in die höheren Klaſſen des Volks eingedrungen, daß ſie, obſchon im Fortſchritt gehemmt, doch nicht ganz vernichtet werden konnte. Aber trotz dieſer Vortheile kam Frankreich durch

die Vielherrſchaft der Großen in den ärgerlichſten Verfall. Nachdem die Herzöge von Franzien und Burgund zeitweiſe zu Königen aufgeworfen waren, ohne ſich jedoch behaupten zu können, hatte man endlich den letzten vom Karolingiſchen Mannsſtamm, den jungen Ludwig, wieder auf den Thron ſeiner Väter erhoben. Aber er dankte ſeine Erhebung einem Lehnsmann, der mächtiger war als er, dem Herzog Hugo von Franzien, dem Neffen König Odos, dem Bruder König Roberts, dem Schwager des mächtigen Königs jenſeits des Rheins. Ludwig, ſeiner Väter nicht ganz unwerth, ſuchte durch Kriegsruhm und Eroberung das geſunkene Anſehen der Krone zu heben. Die Noth ſeiner Lage war es, die ihn in den Kampf gegen Lothringen trieb; aber das Glück war nicht mit ſeinen Waffen, und er mußte ſich in König Otto, den er eben erſt angegriffen hatte, einen Bundesgenoſſen erwerben. Er gewann die Hand von Ottos Schweſter Gerberge, und ſie war es, die das Oſt- und Weſtfrankenreich wieder verſöhnte.

In der That hatte Ludwigs Regiment faſt keinen anderen Halt mehr als ſeine Verwandtſchaft und Freundſchaft mit dem königlichen Hofe jenſeits des Rheins. Mit den großen Vaſallen, die ihn erhoben hatten, war er längſt zerfallen; die Biſchöfe, die er eingeſetzt hatte, waren vertrieben; ſelbſt jener Erzbiſchof Artold von Reims, der ihn gekrönt hatte, war von dem Eindringling Hugo, einem Sohne des Grafen Heribert von Vermandois, verjagt; außer Laon war ihm keine Burg im Lande geblieben; ſeine königliche Macht und ſein königlicher Name waren leerer Schein, und in Wahrheit war Herzog Hugo an der Spitze des weltlichen Adels der mächtigſte Mann im Reiche. Es iſt erzählt worden, wie König Otto endlich ſeine Schwäger verſöhnte, wie aber Hugo nur dadurch zur Anerkennung des Königs bewogen werden konnte, daß er zu ſeinem Herzogthum Franzien noch das franzöſiſche Burgund erhielt. Der gefährlichſte Feind des Königthums wurde durch den Vertrag mächtiger, als er je geweſen war.

Ludwig baute auf Hugos Beiſtand bei einem Unternehmen, welches die Macht der Krone noch einmal erheben konnte. Der Herzog Wilhelm von der Normandie war auf Anſtiften des Grafen Arnulf von Flandern ermordet worden und die Normandie an Wilhelms unmündigen Sohn gekommen: Ludwig hoffte die Jugend dieſes Fürſten zu benutzen, um halb mit Gewalt, halb mit Liſt die Normannen aus ihrem Beſitz wieder zu verdrängen. Aber während der Kämpfe mit den

Normannen zerfielen Ludwig und Hugo aufs Neue, und Ludwig gerieth durch den Krieg in die größte Bedrängniß (945). Denn die Normannen hatten die ſtammverwandten Dänen um Beiſtand gebeten, und mit einer großen Zahl leichter Schiffe war König Harald Blauzahn an der Küſte der Normandie gelandet; alle Schrecken der alten Däuenzüge drohten dem Reiche aufs Neue. Die Feinde Ludwigs wuchſen mit jedem Tage, während ſein eigenes Heer durch Hugos Abfall mehr und mehr zuſammenſchmolz; er erbot ſich daher zu einer friedlichen Verſtändigung, und man verabredete zu dem Ende eine Zuſammenkunft. Argliſtig überfielen hier die Dänen Ludwig und ſeine Begleiter. Die Meiſten vom Gefolge des Königs wurden niedergemacht, er ſelbſt auf der Flucht ergriffen, in Feſſeln gelegt und in die Hände Herzog Hugos gegeben, der ſich nicht ſcheute ſeinen König und Schwager in den Kerker zu werfen, um ihm die letzten Reſte der alten Herrſchermacht abzutrotzen. So war Ludwig, wie einſt ſein unglücklicher Vater, in der Macht ſeiner Feinde. Um ſeinen Schmerz zu mehren, mußte er vernehmen, daß ein Söhnchen, das ihm vor Kurzem Gerberge geboren, in der Gewalt der Normannen geblieben war und bald darauf zu Rouen ſein kurzes Daſein beſchloß.

Wie hätte Otto gleichgültig dieſen Dingen zuſehen ſollen? Um ſo mehr bekümmerten ſie ſeine Seele, als das Loos ſeiner Schweſtern mit ihnen auf das Innigſte verflochten war. Da nun einmal zwiſchen Ludwig und Hugo kein dauernder Friede möglich ſchien, mußte er die Sache des Einen oder des Andern mit Kraft und Entſchiedenheit ergreifen. So lange Ludwig Lothringen angriff, hatte Otto ſeinem Schwager Hugo ſich geneigt gezeigt und ihm zuletzt noch einen Vertrag der günſtigſten Art erwirkt; jetzt aber war ſeine Geſinnung gegen ihn völlig geändert. Er ſah, dieſer ehrgeizige und unruhige Mann wollte nicht Frieden halten und ſich dem Könige, den er ſelbſt einſt erhoben hatte, nimmerdar fügen. Hugos Frevel erſchien ihm überdies jetzt als ein Angriff auf das Königthum ſelbſt, und zuviel hatte er von empörten Großen gelitten, um nicht König Ludwigs Geſchick tief im Herzen, wie ſein eigenes, zu empfinden. Kaum bedurfte es noch der dringenden Bitten Gerbergens ſich ihrer und ihrer Kinder zu erbarmen, kaum des Boten, der aus dem Gefängniß Ludwigs den Weg zu Otto zu finden wußte und das abermalige Verſprechen brachte, niemals wolle Ludwig wieder an Lothringen denken, nur möge ſein Schwager

ihm aus dieſem Elend helfen. Zwar erſchien auch Hugo, als Otto am Rheine ſich aufhielt, an deſſen Hoflager und bat um eine Unterredung. Aber Otto ließ ihm ſeine Thür nicht öffnen, ſondern ſandte Herzog Konrad zu ihm, dem ſolle er melden, was er zu ſagen habe. Da wußte Hugo, was ihm beſchieden war, und rüſtete ſich zum Kriege.

Es war an der Zeit, denn ſchon ſammelte Otto ſeine Schaaren aus allen Theilen des Reichs. Da mochte Hugos Herz wohl die Furcht beſchleichen; denn er ließ König Ludwig frei, nachdem er ein Jahr lang im Kerker geſchmachtet hatte. Doch mußte der unglückliche Fürſt auch jetzt noch theuer die Freiheit erkaufen; Laon, die einzige Feſte, die ihm geblieben und die Gerberge, ein muthiges ſächſiſches Weib, tapfer vertheidigt hatte, mußte er Hugo übergeben. So war er ein König, der kaum einen Fuß breit Landes ſein nennen konnte, der nichts als Anſprüche beſaß, die er nicht zur Geltung zu bringen wußte; Kraft und Macht dazu konnte ihm nur von jenſeit des Rheines kommen. Und bald rückte Otto mit einem Heere von 32,000 gewappneten Rittern, deſſen Hauptſtärke die gefürchteten Sachſen waren, in Frankreich ein (946). Prahleriſch ließ Hugo an Otto melden, es bange ihn nicht, denn bei ſeines Vaters Seele ſchwöre er, ſo viel Harniſche und Helme blinkten in ſeinem Heere, wie Otto ſein Lebtag nicht bei einander geſehen. Aber dieſer antwortete ihm ruhig, er habe ſo viele Strohhüte bei ſich, wie Hugo ſammt ſeinem Vater niemals zu Geſicht bekommen. Noch lange wurde das Wort des Königs nachgeſagt unter dem Volke. Unter den Strohhüten aber verſtand er die Sachſen, die zur Sommerszeit einen breiten Strohhut zu tragen pflegten, und es war gerade ein heißer Auguſt, als man in das Feld zog. Auch andere Prahlereien ließ Hugo dem Könige melden, die dieſer keiner Antwort für werth hielt. So ſagte er, die Sachſen ſeien ein feiges Volk, und ihre Speere ſo winzig, daß er ihrer wohl ſieben in einem Becher verſchlucke. Und allerdings waren die Speere der Sachſen — es waren noch die Frameen der alten Germanen — viel kleiner, als die gewichtigen Lanzen der fränkiſchen Ritter, aber ſie trafen zum Ziele.

Durch große Worte ließ ſich Otto nicht ſchrecken. Furchtlos drang er vor, und bald warf ſich Ludwig in ſeine Arme. Vereint zogen ſie gegen Laon; aber es ſchien unmöglich die Stadt zu nehmen, die hoch auf dem Berge belegen von einer ſtarken Mannſchaft vertheidigt wurde. Dagegen fiel Reims bald in die Hände der Deutſchen, und ſie eilten gegen Paris, den Hauptſitz und Mittelpunkt der Macht Herzog Hugos.

Man belagerte die Stadt einige Zeit, doch ohne Erfolg, überschritt dann die Seine und durchzog verheerend das Land der Normannen bis an die Thore von Rouen. Da es schon spät im Jahre geworden war und die Normannen nicht unglücklich kämpften, so daß kaum ein schnelles Ende des Krieges zu erwarten stand, kehrte Otto darauf nach Deutschland zurück. Laon, Paris und Rouen hatten ihm freilich erfolgreichen Widerstand geleistet; aber drei Monate lang hatte er Frankreich mit seinem Heere durchzogen, und als er das Land verließ, konnte er Ludwig Reims und andere Festen des Reichs übergeben, auch hatte er manchen Großen zum Gehorsam gegen den König zurückgeführt. Nun mochte Ludwig den Kampf gegen Hugo auf eigene Hand fortführen, um nicht den Waffen der Fremden allein seine Krone zu danken.

Aber es zeigte sich bald, daß Ludwig ohne Ottos Beistand eine königliche Macht in seinem Lande nicht zu gewinnen vermochte. Wiederholentlich erschien er am Hofe des deutschen Königs, um seine traurige Lage zu schildern und die Vermittlung des mächtigen Schwagers in Anspruch zu nehmen. Endlich brachte es Otto zu einem Waffenstillstand zwischen Hugo und Ludwig (947), indem er zugleich damit umging dem Streite auf eine andere Weise, als durch Waffengewalt, ein Ende zu machen.

Durch die inneren Streitigkeiten litt besonders die Kirche in Frankreich. Manche Bischöfe waren aus ihren Sitzen verjagt; einflußreiche Stellen, wie das Erzbisthum Reims, waren doppelt besetzt, und je nachdem die eine oder die andere Partei den Sieg gewann, ging die ganze Verwaltung des Sprengels von dieser in jene Hand über. Die meisten Bischöfe waren auf Seiten des mächtigeren Hugo; andere, die sich ihm nicht beugen wollten, wandten bald ihre Blicke von Ludwig, der sie nicht zu schützen vermochte, auf den deutschen König, und dies um so mehr, als selbst der Papst zu Rom in der letzten Zeit auf Hugos Seite getreten war und sie auch dort keinen Beistand erwarten konnten. Otto beschloß endlich über die Klagen der von Hugo verdrängten Bischöfe namentlich des verjagten Erzbischofs Artold von Reims, eine Kirchenversammlung entscheiden zu lassen, wobei ihm nicht entging, daß über die Rechtmäßigkeit dieser Beschwerden nur dann ein Urtheil zu fällen wäre, wenn die versammelte Geistlichkeit sich zuvor über die durch Hugo angetasteten Rechte König Ludwigs erklärte. Eine solche Erklärung, meinte Otto, würde der Sache des unglücklichen Königs günstig sein, zumal wenn er selbst verspräche derselben Nachdruck zu geben.

Mit großem Eifer betrieb Otto die Sache. Nachdem zwei Synoden zu Verdun und Mouzon erfolglos geweſen waren, ſandte er Geſandte nach Rom, um den Papſt für ſeinen Plan zu gewinnen, und in der That ſchickte dieſer einen beſonderen Legaten, den Biſchof Marinus von Bomarzo, nach Deutſchland, um ein allgemeines Concil der Biſchöfe in den galliſchen und deutſchen Ländern wegen der Bedrängniß der Kirche in Frankreich zu verſammeln. Am 7. Juni des Jahrs 948 wurde die Verſammlung auf deutſchem Boden zu Ingelheim eröffnet. Die beiden Könige Otto und Ludwig waren hier in Perſon erſchienen, vier und dreißig Biſchöfe hatten ſich eingefunden, aber nur wenige unter ihnen waren aus Frankreich. Denn die auf Hugos Seite ſtanden, hatten der Einladung nicht Folge geleiſtet, auch Hugo ſelbſt, der entboten war, hatte ſich nicht geſtellt. Den Vorſitz führte der Legat des Papſtes, der bald ſelbſt mit dem Vorſchlag hervortrat, man ſolle zuerſt die Sache König Ludwigs verhandeln. Offen legte Ludwig nun ſeine traurige Lage dar und enthüllte das Elend, in welches ihn Herzog Hugo geſtürzt habe. Wolle Jemand behaupten, ſagte er, daß er ſelbſt ſolches verſchuldet, ſo ſei er bereit, wenn das Concil dies verlange und König Otto es befehle, durch einen Eid ſeine Unſchuld zu betheuern oder durch einen Zweikampf ſie darzuthun. Von dem Urtheilsſpruch des Concils und des deutſchen Königs machte Ludwig ſeine Krone abhängig. Wir wiſſen, Otto und die Verſammlung, die nur ſeinem Willen folgte, war ohnehin für Ludwig. Man beſchloß alſo, Herzog Hugo noch einmal durch ein Schreiben der Verſammlung aufzufordern zum Gehorſam gegen ſeinen rechtmäßigen König zurückzukehren, leiſte er nicht Folge, ihn in den Bann zu thun; Otto verſprach nöthigen Falls den Bann mit den Waffen zu vollſtrecken. Nachdem dann auch alle kirchlichen Fragen zu Gunſten der Anhänger Ludwigs entſchieden und die Biſchöfe Artold von Reims und Rudolf von Laon als rechtmäßige Kirchenfürſten anerkannt waren, ging das Concil auseinander.

Hugo fügte ſich indeſſen der Entſcheidung der Biſchöfe nicht. Mit bewaffneter Hand mußte deshalb Konrad von Lothringen König Ludwig in ſein Reich zurückführen, und eine neue Synode zu Trier ſprach auf Ottos ausdrücklichen Wunſch über Herzog Hugo, den Empörer gegen ſeinen König, den Bann aus. Aber auch ſo war Ludwigs Stellung noch nicht befeſtigt; alsbald erſchien Gerberge am Hofe ihres Bruders, ihn nochmals an ſein Verſprechen zu erinnern, und abermals ſandte Otto Herzog

Konrad nach Frankreich. Es war ſchwer einem Könige wie Ludwig die Krone zu ſichern; erſt durch vielfache Kämpfe und eine lange Reihe von Verhandlungen brachte es Konrad dahin, daß im Jahre 950 ſich Hugo ſeinem rechtmäßigen Könige unterwarf und endlich auch die Feſte Laon ihm auslieferte. Aus den Händen der Deutſchen empfing ſo Frankreichs König die Krone. Als bald darauf wegen einer geringfügigen Veranlaſſung es wieder zu Zwiſtigkeiten zwiſchen Ludwig und Hugo kam, rief jener abermals Otto zum Richter in ſeiner Sache auf, und Hugo weigerte ſich nicht in Aachen vor dem Richterſtuhl ſeines mächtigen Schwagers zu erſcheinen. Zwei Löwen ſandte er als königliches Geſchenk voraus, um eine gute Aufnahme zu finden. Er fand ſie, aber zugleich vernahm er Ottos geſtrengen Spruch, er wolle, daß Ludwig König ſei in ſeinem Lande, und verlange, ja er befehle, daß ohne des Königs Zuſtimmung Niemand in Frankreich im Beſitz einer Burg ſei. So viel galten damals das Wort und der Wille des Sachſen in Frankreich.

Nicht geringeren Einfluß übte König Otto auf die burgundiſchen Länder aus, die ſich vom weſtfränkiſchen Reiche getrennt hatten, aber doch durch gemeinſame Intereſſen noch vielfach mit ihm verbunden waren. Es iſt erzählt worden, wie Graf Boſo, der mit einer Tochter Kaiſer Ludwigs II. vermählt war, durch die Gunſt Papſt Johanns VIII. und die Wahl zahlreicher geiſtlicher Herren zum König der burgundiſchen Länder im Weſten der ſüdlichen Alpen und des Juragebirges um Rhone und Saône erhoben war. Die Abſichten des Papſtes, dieſem Geſchöpf ſeines Willens das Königreich Italien zu gewinnen und ihm die Kaiſerkrone auf das Haupt zu ſetzen, waren nicht in Erfüllung gegangen, und Boſo war als ein ziemlich machtloſer Fürſt im Jahre 887 zu Vienne geſtorben. Ihm folgte ſein unmündiger Sohn Ludwig, dem die Mutter wohl das ererbte Königreich erhielt, aber es nicht verhindern konnte, daß die ſchwach begründete königliche Macht immer mehr in Verfall kam. Neben unwirthbaren Gegenden auf den Höhen der Alpen enthielt das Reich üppige Landſtriche und volkreiche Städte im Thale der Rhone; die großen Straßen, welche das ſüdliche Europa mit dem Weſten verbanden, zogen durch das Land: aber doch war und blieb das Königthum hier immerdar arm und aller Hülfskräfte beraubt. Denn das Reich war mit Bisthümern und Klöſtern wie überſät, und unaufhörlich beanſpruchten und erhielten die geiſtlichen Herren von dem Könige, den ſie erhoben hatten, neue Schenkungen und Freiheiten. Die Bis-

thümer aber waren in den Händen der adligen Geſchlechter und wurden unter dem Namen des Königs von ihnen vertheilt, ſo daß alle Macht und alles Anſehn bei dem Adel ſtanden. Nur auswärtige Eroberungen hätten das Königthum kräftigen können; aber während der Minderjährigkeit Ludwigs erhob ſich ein zweites burgundiſches Reich in den Gegenden zwiſchen dem Jura, dem Rhein, der Aar und den penniniſchen Alpen unter dem Welfen Rudolf, und dieſes hochburgundiſche Reich ſetzte dem von Niederburgund fortan nach der einen Seite Ziel und Schranke, während auf einer anderen das franzöſiſche Herzogthum Burgund, von Ludwigs Oheim Richard begründet, noch weniger Ausſichten zu neuen Erwerbungen darbot. Als daher der burgundiſche Ludwig zum Manne heranwuchs, brach er nach Italien auf, um dort die einſt ſeinem Vater verheißene Königs- und Kaiſerkrone zu gewinnen. Nur kurze Zeit hatte hier König Berengar allgemeine Anerkennung genoſſen; als er ſich unfähig zeigte, die Ungarn von dem Lande fern zu halten, wandten ſich die Gemüther von ihm ab, und Ludwig, der in ſtrahlender Jugendkraft mit hochfahrenden Plänen nach Italien hinabſtieg, der Enkel Ludwigs II., fand die freudigſte Aufnahme, empfing Italiens Krone und wurde in Rom zum Kaiſer gekrönt (900).

Schnell verflog für Ludwig der ſchöne Traum, ſich durch die Vereinigung dreier Kronen an die Spitze der abendländiſchen Welt geſtellt zu ſehen. Schneller noch, als die Italiener ihn anerkannt hatten, verließen ſie ihn und wandten ſich Berengar aufs Neue zu. Schon nach einem Jahre mußte Ludwig das Land räumen und eidlich geloben nie mehr in daſſelbe zurückzukehren. Er hielt nicht Wort; ſobald ſich in Italien wieder Mißwollen gegen Berengar regte, brach er von Neuem auf, um dem Kaiſernamen, den er noch führte, Anerkennung zu gewinnen. Das Glück lächelte im Anfang auch diesmal ſeinem Unternehmen, aber nur um bald ſeine ganze Tücke um deſto empfindlicher dem jungen Kaiſer zu zeigen. Als er ſich in Verona völlig ſicher glaubte, brach Berengar durch Verrath in die Stadt; Ludwig, obwohl ein Jüngling von rieſigen Kräften, ſah ſich doch von ſeinen Feinden überwältigt und übergab ſich der Gnade ſeines erbittertſten Gegners (905). Wegen des Meineids ließ Berengar Ludwig die Augen ausſtechen und ſandte ihn dann als einen unſchädlichen Mann in ſein burgundiſches Reich zurück, wo der blinde Kaiſer noch mehr als zwanzig Jahre ein elendes Leben und noch weit elenderes Regiment führte. Alle Macht in dem

Reiche wußte einer ſeiner Vaſallen, der Graf Hugo, durch ſeine Mutter ein Enkel König Lothars II., ein Mann von ſeltener Härte und Grauſamkeit, aber ausgezeichnet durch feſten Willen und ſcharfen Verſtand, an ſich zu reißen.

Auch das oberburgundiſche Reich, in enge Grenzen eingeſchloſſen, hatte ſich nicht kräftig entfalten können, und der junge König Rudolf II., der im Jahre 911 ſeinem Vater gefolgt war, ſah ſich deshalb nicht minder als Ludwig nach auswärtigen Eroberungen um. Zuerſt richtete er ſeine Waffen gegen die deutſchen Länder, aber von Herzog Burchard von Schwaben im Jahre 919 bei Winterthur geſchlagen, verſöhnte er ſich mit ihm, nahm deſſen Tochter Bertha zur Ehe und begnügte ſich mit den deutſchen Gegenden zwiſchen Aar und Reuß, die damals Oberburgund einverleibt wurden. Der eroberungsluſtige Fürſt wandte darauf ſeine Blicke auf Italien, wo des Niederburgunders Pläne geſcheitert waren.

Eine Zeit lang war König Berengars Herrſchaft unangefochten geblieben, und Papſt Johann X., von den Arabern unabläſſig bedrängt, die am Garigliano ſich ſchon dauernd feſtgeſetzt hatten, vergaß ſogar, daß noch ein Kaiſer lebe, und ſetzte Berengar im Jahre 916 zu Rom die Kaiſerkrone auf. „Aber die Italiener," ſagt der Biſchof Liudprand von Cremona, der ſeine Landsleute trefflich kannte, „wollen immer zwei Herren haben, damit ſie den einen durch den anderen in Furcht erhalten." So ſahen denn auch Viele wieder nach einem anderen Herrn ſich um und riefen König Rudolf in das Land. Bereitwillig folgte er ihrem Rufe, er ſtieg von den Alpen herab, ließ ſich im Jahre 922 zum König Italiens krönen, beſiegte Berengar in einer blutigen Schlacht, und kehrte dann ſiegesfroh in ſeine Berge heim. Kaiſer Berengar erholte ſich nicht wieder von ſeiner Niederlage und fiel im Jahre 924 zu Verona durch einen Meuchelmörder, den die burgundiſche Partei gegen ihn bewaffnet hatte.

Rudolf ſuchte alsbald ſein italiſches Königreich von Neuem auf und fand hier im erſten Augenblick keinen Gegner mehr; aber bald zerfiel er mit Irmengard, einer Frau von königlichem Geblüt, die damals durch ihre Reize, ihre Zügelloſigkeit und ihre Ränke alle Großen Italiens beherrſchte. Sie war durch ihre Mutter eine Enkelin König Lothars II., ihr Vater war der reiche und prachtliebende Markgraf Adalbert von Toscana, ihr Gemahl der mächtige Markgraf Adalbert von Ivrea ge-

weſen; ihr Wittwenſtand ließ ihr Raum ſchamlos und ungeſtraft ihren Lüſten zu leben. Auch König Rudolf hatte ſie vordem in ihre Netze gefangen und nicht wenig dazu beigetragen ihn auf den Thron Italiens zu erheben. Aber ſchon beſchäftigte ein anderer Plan den Sinn des launenhaften Weibes; ſie ging damit um ihrem Stiefbruder Hugo, demſelben Manne, der damals in Niederburgund alle Macht an ſich geriſſen hatte, die Königs- und Kaiſerkrone zu gewinnen und wußte auch den Papſt für dieſen Plan zu ſtimmen. Deshalb wiegelte ſie jetzt die Großen Italiens gegen Rudolf auf, der in ſchmählicher Weiſe, vor dem Einfluß der gewaltigen Zauberin erbebend, ſeine Anhänger verließ und in ſein Alpenreich zurückkehrte. Die Biſchöfe und Großen Italiens wählten darauf Hugo zu ihrem Könige, und der Papſt ſelbſt rief ihn in die Halbinſel. Noch einmal machte König Rudolf einen Verſuch ſich Italiens wieder zu bemächtigen, doch er mißlang völlig und koſtete nur ſeinem Schwiegervater Herzog Burchard von Schwaben das Leben.

Im Jahre 926 landete Hugo an der italiſchen Küſte, nachdem er ſeine Macht im niederburgundiſchen Reiche in den Händen ſeines Bruders Boſo zurückgelaſſen hatte. Er wurde zu Pavia zum König gekrönt und alle Biſchöfe und Grafen des Landes erkannten ihn an; nur die Kaiſerkrone blieb ihm verſagt, da wenig ſpäter Papſt Johann ſelbſt von dem Stuhle Petri in den Kerker geſchleppt wurde und dort ſeinen Tod fand. Kaum hatte ſich Hugo in der Herrſchaft Italiens befeſtigt, ſo ſtarb im Jahre 928 der blinde Kaiſer Ludwig und hinterließ das niederburgundiſche Reich, das er nur dem Namen nach regiert hatte, ſeinem Sohn Karl Conſtantin, einem jungen Manne von etwa zwanzig Jahren. Sobald Hugo dieſe Nachricht erhielt, eilte er in ſeine Heimath und beraubte den jungen machtloſen Fürſten ſeiner väterlichen Herrſchaft, indem er ihn auf das Gebiet von Vienne beſchränkte. Nachdem er ſeinen Raub geſichert, kehrte er nach Italien zurück und wußte durch Klugheit und Entſchiedenheit ſo den Großen dieſes Landes zu imponiren, daß ſie ſchon im Jahre 931 ſeinen Sohn Lothar als ſeinen Mitregenten und Nachfolger anerkannten.

Bisher hatte König Hugo im Einverſtändniß mit Irmengard gehandelt und dankte ihr viel, wenn nicht Alles. Als er aber darauf ſich der Römerin Marozia ergab, um durch ſie die langerſehnte Kaiſerkrone zu erlangen, trennten ſich ſeine Wege von denen der Schweſter. Hugos Abſichten auf Rom ſchlugen fehl, und der Einfluß Irmengards wurde

nicht mehr zu ſeinen Gunſten geübt; da erhob ſich alsbald wieder eine unzufriedene Partei unter den italiſchen Großen und rief im Jahre 933 noch einmal König Rudolf aus ſeinen Bergen in die lombardiſche Ebene hinab. Aber Hugo wußte dieſen Gegner unſchädlich zu machen; mit dem Raube von Niederburgund erkaufte er ſich Ruhe vor Hochburgund: er trat die Länder an der Rhone und Saône an König Rudolf ab, der dagegen ſeine Anſprüche an Italien aufgab.

So wurden die burgundiſchen Reiche im Jahre 933 vereinigt, und das vereinte burgundiſche oder arelatiſche Reich hat dann, ein Jahrhundert lang ſelbſtſtändig, ſpäter mit dem deutſchen Reiche verbunden, eine lange Dauer gefriſtet, ohne jedoch jemals zu rechter Kraft zu gelangen. Damals litten die in demſelben vereinten Länder am meiſten durch die Araber, die ſich an den Küſten der Provence dauernd niedergelaſſen hatten und den ganzen Kamm der weſtlichen Alpen beſetzt hielten; weder Hugo noch Rudolf wußten ihnen zu begegnen, und Hugo nahm ſie ſogar zeitweiſe in ſeine Dienſte und verwandte ſie für ſeine ehrgeizigen Zwecke. Was die Araber verſchonten, rafften die Ungarn hin, die faſt Jahr für Jahr von Italien her über die Berge kamen und das ſchlecht regierte Reich plündernd durchzogen.

Schon im Jahre 937 ſtarb König Rudolf II. und hinterließ nebſt ſeiner Gemahlin zwei unmündige Kinder: Konrad, den Erben des Thrones, einen Knaben von 13 Jahren, und deſſen jüngere Schweſter Adelheid, die beſtimmt war, in der Geſchichte der Deutſchen eine ſo bedeutende Rolle zu ſpielen. Hugo hatte die Angelegenheiten Burgunds nie aus den Augen verloren; ſein Sinn ſtand darauf, ſich bei günſtiger Gelegenheit jenes Raubes, den er im Drange des Augenblicks aus den Händen gelaſſen hatte, wieder zu bemächtigen: dieſe Gelegenheit ſchien jetzt gekommen. Kaum daß Rudolfs Tod betrauert war, bot Hugo deſſen Wittwe Bertha die Hand und verlobte deren Tochter Adelheid ſeinem Sohne Lothar; als nächſter Verwandter des jungen Königs hoffte er denſelben in ſeine Gewalt zu bekommen und unter dem Schein der Vormundſchaft das Land zu regieren. Aber die burgundiſchen Großen kannten Hugo als einen durchgreifenden, gewaltthätigen und grauſamen Herrn und weigerten ſich das Joch ſeiner Herrſchaft auf ſich zu nehmen: durch Liſt brachten ſie die Perſon des jungen Königs in ihre Gewalt und überlieferten ihn dann König Otto, dem einzigen Manne, der ihn gegen Hugos Ränke wirkſam ſchützen konnte. Seitdem war Otto

gleichſam zum Vormund des jungen burgundiſchen Fürſten beſtellt; er zog ſelbſt nach Burgund und ordnete dort die Angelegenheiten des Reichs. Der junge König verweilte, wie es ſcheint, meiſt in dem Gefolge Ottos, bis er im Anfange des Jahres 943 in das ererbte Reich zurückkehrte. König Konrad, den man den Friedfertigen genannt hat, blieb auch für alle Zukunft ein treu ergebener Freund ſeines Schützers, und ſo angeſehen war Ottos Name in den burgundiſchen Ländern, daß die Deutſchen dieſelben ſchon als eine Eroberung anſahen.

Ottos Verbindungen mit dem burgundiſchen Königshauſe mußten ihn unmittelbar in die Verhältniſſe Italiens verwickeln, und dies um ſo mehr, als ſeit geraumer Zeit faſt alle jene Fürſten, die um die Krone Italiens ſtritten, ſich aus den ſüdlichen deutſchen Ländern, bald aus Baiern, bald aus Schwaben, Hülfskräfte zu gewinnen wußten. Wiederholentlich waren ſchon zu König Heinrichs Zeiten die Herzöge von Baiern und Schwaben in die Händel des Südens hineingezogen und ſogar öfters ſelbſt in die lombardiſche Ebene zum Kampfe hinabgeſtiegen. Doch es berührte dies nur in geringem Maße die Seele Heinrichs, deſſen Blicke mehr auf den Norden gerichtet waren; Otto aber faßte alsbald die Verhältniſſe Italiens ſcharf in das Auge.

Seitdem Otto ſich der Perſon König Konrads bemächtigt hatte, war die Freundſchaft, die ihn früher mit König Hugo verbunden, wie Jedermann wußte, gelöſt und ein kaum auszugleichender Bruch zwiſchen den beiden mächtigſten Fürſten ihrer Zeit entſtanden. An Feinden fehlte es Hugo nie, und der beiſpielloſe Nepotismus, mit dem er alle einträglichen geiſtlichen und weltlichen Aemter des Reichs an ſeine vielen unehelichen Söhne und ſeine anderen Verwandten, Männer meiſt von den ſchmutzigſten Leidenſchaften beſeelt, rückſichtslos austhat, mußte ihm ſtets neue erwerben; dennoch erhielt er durch tyranniſche Grauſamkeit lange Alles in Furcht. Schwere Verfolgungen hatte von ihm beſonders der Markgraf Berengar von Ivrea zu erdulden, obwohl er als Irmengards Stiefſohn Hugo verwandt war und früher ſolche Gunſt bei dieſem gefunden hatte, daß er ihm Willa, die Tochter ſeines Bruders Boſo, vermählte. Aber Berengar, durch ſeine Mutter der Enkel jenes Berengar, der noch bei Menſchengedenken die Kaiſerkrone getragen hatte, ſchien Vielen zum Befreier des Landes von Hugos Tyrannei beſtimmt; deshalb haßte ihn Hugo und ſuchte ihn zu verderben. Er machte einen Anſchlag ſich der Perſon Berengars zu bemächtigen und ihn dann des Augenlichts

zu berauben; Berengar ſollte des blinden Ludwigs unglückliches Schickſal theilen, welches Hugo einſt zum Glücke erhoben hatte. Doch der abſcheuliche Plan wurde verrathen, und Berengar ergriff die Flucht. Umſonſt ſchickte Hugo eine Schaar von Arabern, die in ſeinen Dienſten ſtanden, ihm nach. Der Flüchtling entkam und eilte ſchutzflehend an Ottos Hof; denn auf Otto richteten ſich in Italien die Blicke Aller, die von Hugo Gewalt erlitten.

Hugo verlangte von Otto die Auslieferung Berengars und bot dafür große Schätze; aber Otto verſchmähte ſie und verlachte Hugo, daß er glauben könne, ein deutſcher Fürſt werde ſeinen Schützling verrathen. „Daß Hugo mir entbieten läßt," ſagte er, „ich ſollte dem meinen Beiſtand entziehen, der meine Gnade anruft, iſt die höchſte Thorheit." Dennoch gewährte er Berengar nicht ſo bereitwillig Unterſtützung, wie dieſer gehofft hatte; denn es war nicht mehr Ottos Art, unzufriedenen Großen gegen ihren gekrönten Herrn und König Waffen zu leihen. Die Achtung vor der königlichen Macht wirkte wohl mehr auf Otto als die reichen Geſchenke, die Hugo ſtets von Neuem über die Alpen ſandte. Als aber in Italien mehr und mehr der Haß gegen Hugo und ſeine übermüthigen Burgunder wuchs — aus Stolz, ſagten die Italiener, thäten die Burgunder ihren Mund nicht auf, ſondern ſprächen in die Gurgel hinein —, da kehrte Berengar mit einem ſelbſtgeworbenen, nur geringen Gefolge deutſcher Krieger im Jahre 945 über die Alpen zurück. Freudig nahm man ihn als den Befreier des Landes auf, man begrüßte ihn als einen zweiten David und Karl den Großen. Die goldene Zeit, ſagte man, bringe er zurück; denn zu allen Zeiten waren die Italiener überſchwenglich in Liebe und Haß. Alles fiel Berengar zu. Hugo wollte mit ſeinen Schätzen nach Burgund entfliehen, nachdem er zuvor zu Gunſten ſeines Sohnes Lothar der Krone Italiens entſagt hatte; aber man hinderte ihn an der Flucht. Bleiben mußte er wider Willen und eine Scheinkrone tragen, während Berengar in der That die höchſte Macht in ſeinen Händen hatte. Aber auch Berengar fühlte ſich nur durch die Freundſchaft Ottos ſtark; der Wille des mächtigen ſächſiſchen Fürſten fiel damals auch in Italien ſchon ſchwer in die Wage, obwohl er die Alpen noch nicht überſchritten hatte.

So gingen, während die Macht des oſtfränkiſchen Reichs durch die Sachſen neu erhoben wurde, die romaniſchen Reiche im Süden und Weſten dem völligen Verfall entgegen; indem eine wahrhaft königliche

Gewalt ſich hier erhob, ſank dort das Königthum zur erbärmlichſten Schwäche herab oder verwandelte ſich in unerträgliche Tyrannei. Das deutſche Reich, einerſeits über dieſe zerrütteten Staaten von überwiegendem Einfluß, andererſeits die Barbarei des Nordens und Oſtens durch natürliche Kraft und Waffenruhm zügelnd, hatte die Stellung gewonnen, die ihm ſeine natürliche Lage im Herzen Europas anweiſt: es regelte die Kräfte der abendländiſchen Staaten und ordnete die Verhältniſſe derſelben unter einander. Denn auch mit England ſtand Otto durch ſeine Gemahlin in enger Verbindung. Noch jetzt iſt ein ſchönes Andenken an jene Zeit vorhanden, da die Sachſen dieſſeits und jenſeits des Meeres die Bande der Stammverwandtſchaft aufs Neue durch ihre Herrſcher feſter geknüpft hatten. Es iſt ein Evangelienbuch, das um das Jahr 940 König Otto und ſeine Mutter Mathilde an König Athelſtan als Geſchenk überſandten; auf das erſte Blatt haben ſie da ſelbſt ihre Namenszeichen geſetzt.

Da Otto, nachdem kaum die Stürme im Innern ausgetobt hatten, ſeine Herrſchaft zu einer ſo geachteten und glänzenden Stellung erhoben hatte, war es nicht zu verwundern, wenn an ſeinem Hofe ſich die Geſandten der Könige Frankreichs, Italiens, Burgunds und Englands mit den Häuptlingen der Wenden, Böhmen, Dänen und Ungarn begegneten; im Jahre 945 und abermals im Jahre 949 ſandte auch der Kaiſer von Conſtantinopel ihm prächtige Ehrengeſchenke, und im Jahre 950 ſah man am Hofe des Sachſen Abgeſandte des Chalifen von Cordova. Otto galt für den erſten Fürſten des Abendlandes, und war es.

11.

Ottos I. kirchliche Richtung.

Mitten in ſeiner Glücksbahn hatte König Otto ein gewaltiger Schlag des Schickſals getroffen und ihn an die Hinfälligkeit aller Herrlichkeit dieſer Welt mit vernichtender Härte gemahnt.

Im Januar des Jahres 946 wurde ihm durch den Tod ſeine Gemahlin Editha entriſſen. Unerwartet nahm der Tod ſie von Ottos Seite, da ſie zwei Kinder, die ſie ihm geboren hatte, lieblich erblühen

ſah. Achtzehn Jahre hatte die angelſächſiſche Königstochter unter den Deutſchen gelebt, und Alle beweinten ihr Ende, da ſie mehr gleich einer liebenden Mutter, denn als eine Königin, unter dem Volke gewaltet hatte. Schon ihre Zeit ſah in ihr eine Heilige; denn reine, wahre und innige Frömmigkeit wohnte in ihrer Seele und gab ſich in edlen Werken chriſtlicher Liebe kund. Oft ſoll ihr Gebet aus großer Bedrängniß den König gerettet haben, oft milderte ihre Fürbitte ſeinen heftigen Sinn. So ſtürmiſch ſein Zorn war, das zarte Weib beſchwichtigte ihn. Als er einſt ſeine treffliche Mutter wegen ihrer Mildthätigkeit ſchalt und dieſe ſich tiefgekränkt vom Hofe entfernte, rührte Editha das Herz des Gemahls, und reuig bat er die Mutter um Verzeihung.

Auch Editha ſelbſt ſoll Otto bisweilen ihre große Mildthätigkeit verargt und ihr einmal im Zorn verboten haben, ihre Hand ferner den Armen zu öffnen. Um ſie zu prüfen, erzählt die Sage, trat er einſt an einem Feiertage ſelbſt als Bettler vermummt an die Kirchenthür, als die Königin im Feſtſchmuck ſich nahte. Dringend ſprach er ſie um ein Almoſen an. Sanft verweigerte ſie es; ſie habe Nichts, ſagte ſie, als ihre Kleider. Noch dringender hielt er ſie am Mantel zurück. Nur ein Fetzen hiervon, ſagte er, würde dem Armen helfen. Und ſie, der Rührung nicht mehr gebietend, erlaubt ihm einen Aermel des koſtbaren Gewands zu nehmen. Als ſie darauf an des Königs Tafel erſcheint, trägt ſie einen anderen Mantel, als am Morgen, und ſcheinbar erſtaunt fragt ſie der König, warum ſie die Tracht gewechſelt. Verlegen ſucht ſie nach einer Ausflucht. Da läßt der König den Mantel holen, um ſie zu beſchämen; denn er trug den Aermel bei ſich, den ſie ihm gegeben hatte. Aber ſiehe! ein Wunder, als der Mantel gebracht wurde, fanden ſich beide Aermel an ihm, und der König bekannte, die er habe erproben wollen, habe der Himmel erprobt gefunden.

Für wie liebreich man Editha hielt, zeigt auch eine andere ſchöne Sage. Eine Hirſchkuh kam einſt, ſo heißt es, in tiefer Nacht zu Magdeburg an ihr Schlafgemach. Leiſe ſcharrte ſie an der Thür und ſchritt, als ihr geöffnet war, zum Lager der hohen Frau; winſelnd und ſtöhnend, als wolle ſie einen tiefen Schmerz ausdrücken, ſtreckte ſie ſich zu den Füßen der Herrin nieder und ſuchte dann wiederum die Weite. Editha befahl einem Jäger dem Thiere zu folgen. Er ging der Spur nach und fand jenſeits der Elbe die Hirſchkuh mit einem ihrer Jungen beſchäftigt, das ſich in einer Schlinge gefangen hatte. Der Jäger be-

freite das Thier, und schnell eilte die Mutter mit dem Jungen in das tiefe Gebüsch; froh aber hörte Editha, wie der armen Mutter geholfen war. In solchen Erzählungen lebte Jahrhunderte lang das Andenken der guten Königin fort und vererbte sich von Kind auf Kindeskind.

In dem Kloster des heiligen Moritz zu Magdeburg, das Otto nach Edithas Wunsch auf ihrem Witthum im Jahre 937 begründet hatte, wurde der Leib der Königin bestattet; auf der Nordseite der alten Kirche stand einst ihr Denkmal. Jetzt sehen wir ein solches späteren Ursprungs in dem prachtvollen Dome, der dort einige Jahrhunderte nachher als eines der erhabensten Werke deutscher Frömmigkeit und Kunst erbaut ist.

Mächtig ergriff Otto der Tod seines geliebten Weibes; er wandte seinen Sinn mehr als bisher den geistlichen und himmlischen Dingen zu. Das schleunige Ende der Theuren, der noch ein langes Leben vorbehalten schien, mahnte auch ihn an den Tod, der ihn mitten aus seiner glänzenden Laufbahn abrufen konnte, und wies ihn mehr als je auf jene höchste Macht hin, der auch der Gewaltigste auf Erden sich beugen muß. Er richtete seine Gedanken auf die heiligen Schriften und frommen Bücher. Nach der Sitte der Zeit war er zu den Waffen, nicht für die Bücher erzogen worden; jetzt erst lernte er die Buchstaben, aber er brachte es bald zu völliger Sicherheit im Lesen und Verstehen heiliger Schriften.

Von dieser Zeit an wandte der König auch den kirchlichen Angelegenheiten seines Reichs eine besondere Sorgfalt zu. Wahre, tiefe Religiosität war einer der hervortretendsten Züge in Ottos Wesen: er lebte stets in dem Bewußtsein, daß er unter dem unmittelbaren Schutze Gottes stehe; aus dem Gebete, durch dessen Kraft er meinte oft wunderbar aus Gefahren errettet zu sein, schöpfte er immer neuen Muth in seinen Bedrängnissen und Mühen; von dem Glauben an den göttlichen Ursprung seiner königlichen Gewalt war er ganz und gar durchdrungen. Aber dennoch war Otto in den ersten Jahren seiner Regierung nicht sonderlich kirchlich nach dem Sinne jener Zeit, und die hohe Geistlichkeit genoß bei ihm wenig Gunst. Die Ansprüche, die sie in dem verfallenden Staate der Karolinger auf eigene Selbstständigkeit und darüber hinaus auf die Leitung der weltlichen Angelegenheiten erhoben hatte, vertrugen sich schlecht mit den Vorstellungen, die Otto von seiner Würde hegte. Mit Ausnahme des Erzbischofs Adaldag von Hamburg, den er selbst erhoben hatte, standen deshalb die ersten Kirchenfürsten lange Zeit ihm

und den von ihm gesetzten Herzögen feindlich gegenüber. Wir wissen, wie Friedrich von Mainz, der doch den Ruf besonderer Heiligkeit bei Vielen gewonnen hatte, wiederholentlich des Hochverraths angeklagt wurde und wie er nur mit genauer Noth der schwersten Strafe entging; wir wissen, wie die Untreue dieses ersten Bischofs des Reichs im Jahre 939 den Abfall anderer Bischöfe nach sich zog. Im Jahre 942 wurde dann auch der Erzbischof Rodbert von Trier, ein Verwandter Herzog Giselberts, mit dem Bischof Richar von Tongern von Herzog Konrad, sobald dieser die Verwaltung Lothringens erhielt, des Treubruchs gegen den König bezüchtigt und mußte sich öffentlich wegen der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen rechtfertigen. Kaum hatte des Königs Bruder Heinrich die Regierung Baierns übernommen, so gerieth er in die ärgerlichsten, nie wieder beigelegten Händel mit dem Erzbischof Herold von Salzburg. Dem altersschwachen Wikfried von Köln wurde es zu besonderem Verdienste angerechnet, daß er die dem Könige beschworene Treue nicht offen verletzte; doch lebte auch er in mannigfachen Streitigkeiten mit Otto, der in dem alten Streite zwischen Köln und Hamburg über das Bisthum Bremen sich auf die Seite Hamburgs stellte und die Sache endlich in diesem Sinne zur Erledigung brachte.

Unter diesen Verhältnissen ist es kaum zu bewundern, wenn die Kirchen und Klöster im Anfange der Regierung Ottos nicht sonderlich begünstigt wurden. Zwar bestätigte er ihnen die früheren Privilegien; auch erhielten einige Bisthümer, wie besonders Hamburg, wie Utrecht, wo sein Bruder Brun erzogen war, und Chur, das durch Verwüstungen der Araber stark gelitten hatte, neue Schenkungen; vor Allem empfingen das Kloster zu Quedlinburg, die Stiftung Heinrichs, und das neue Moritzkloster zu Magdeburg Beweise königlicher Gunst: aber einer ungewöhnlichen Freigebigkeit hatten sich die geistlichen Stiftungen so wenig zu erfreuen, daß der König es sogar seiner Mutter verargte, daß ihre Hand für die Kirchen und Klöster stets offen war. Es kam endlich hierüber zu einer traurigen Spaltung in der königlichen Familie selbst. Mathilde, die seit dem Tode ihres Gemahls ihre größte Freude in frommen Werken fand und neben dem Nonnenkloster auf der Höhe zu Quedlinburg dort neben der Königsburg am Fuße des Berges ein neues Mönchskloster gegründet hatte, ging mit ihrem reichen Witthum bei der Ausstattung geistlicher Stiftungen so verschwenderisch um, daß die Söhne glaubten Einsprache erheben zu müssen. Kaum waren Otto und Heinrich

versöhnt, so wandten sie sich gegen die Mutter; nicht allein ihr Witthum vergeude sie, warfen sie ihr vor, sondern sie müsse auch große Schätze aus der Verlassenschaft des Vaters ihnen vorenthalten haben. Sie häuften Kränkungen auf Kränkungen und verlangten endlich, sie solle ihr Witthum aufgeben und in ein Kloster gehen. Die Mutter, tief durch diesen Undank der Söhne verwundet, entsagte willig dem, was des Gemahls Liebe ihr gegeben hatte, sie zog nach Enger auf ihr väterliches Erbe zurück und beschränkte sich darauf, mit ihren geschmälerten Einkünften das dortige Kloster so zu erweitern, daß sie als die neue Begründerin desselben angesehen wurde. Längere Zeit war dann die Eintracht zwischen der Mutter und ihren Söhnen gestört, bis die gute Königin Editha den Frieden herstellte.

So wenig Eifer für die Hebung des äußeren Wohlstands der geistlichen Stiftungen Otto in den ersten Jahren seiner Regierung zeigte, noch weniger Theilnahme fanden damals bei ihm die Bestrebungen der Geistlichkeit, die verfallene Klosterzucht herzustellen. Manche Versuche der Art wurden in Lothringen gemacht, namentlich vom Bischof Adalbero von Metz, andere in den deutschen Ländern, wo sich Erzbischof Friedrich an die Spitze einer Klosterreformation stellte: aber Otto sah diese Bemühungen mit Gleichgültigkeit, wenn nicht mit Mißtrauen, lange Zeit hindurch an, und dieselben hatten deshalb auch nur einen geringen Erfolg.

Erst nach dem Tode Edithas wandte sich der König mit ganzem Herzen der Kirche zu. Er suchte da den Trost für seine schwerbekümmerte Seele, wo ihn die Mutter gefunden hatte: in gottseligen Werken und in rastlosen Bemühungen für das Reich Gottes auf Erden. Auch mochte ihm mit jedem Tage klarer werden, wie wichtig es für die Zukunft des Reichs war, sich der kirchlichen Richtung, welche bei aller Rohheit doch jene Zeit gewaltig beherrschte, zu bemeistern und ihr Ziel und Richtung zu geben. Wie Otto sich hier mit den frommen Neigungen seiner Mutter begegnete, so trat er auch dem geistigen Streben seines Bruders Brun nahe, in dem er das ausgezeichnetste Werkzeug für seine kirchlichen Absichten fand.

Brun, der jüngste Sohn König Heinrichs, stand an geistiger Kraft und unermüdlicher Thätigkeit seinen älteren Brüdern in keiner Weise nach, nur daß Neigung und Erziehung ihn auf ein ganz anderes Gebiet des Lebens angewiesen hatten. Da der Vater ihn dem geistlichen Stande bestimmte, war er schon in früher Jugend dem elterlichen Hause

und seiner sächsischen Heimath entzogen worden. Nach Lothringen hatte man ihn gesandt, wo sich am meisten Bildung und Gelehrsamkeit aus der Karolingischen Zeit in den Kloster- und Stiftsschulen erhalten hatten, obwohl man bald genug auf den damaligen Zustand dieser Schulen als einen kläglichen herabsehen konnte; zugleich sollte der Königssohn die Lothringer enger an die sächsische Herrschaft fesseln. Deshalb übertrug man auch seine Erziehung dem damals noch sehr jungen Bischofe Balderich von Utrecht, einem Verwandten Herzog Giselberts; es war zu derselben Zeit, als König Heinrich seine älteste Tochter dem Lothringerherzog vermählte und Rodbert, einem anderen nahen Verwandten Giselberts, das Erzbisthum Trier verlieh. In den unmittelbarsten Beziehungen zu dem lothringischen Herzoghause wuchs Brun auf und nahm hier viel von der regsameren Art der Lothringer an.

Früh zeigten sich in dem Knaben beharrlicher Fleiß und glänzende Fähigkeiten; unverdrossen war er spät und früh bei der Arbeit und that es bald allen seinen Altersgenossen zuvor. Man staunte, wie die Genüsse des Lebens und der Lärm der Welt auf diesen so hoch geborenen Knaben gar keinen Eindruck machten, ihn von seinen Büchern nicht zu trennen vermochten. Aus dem Ernst und der Treue, mit der er die Studien betrieb, schloß man nach dem Wort der Schrift: „Man kennt einen Knaben an seinem Wesen, ob er fromm und redlich werden will" (Sprüche 20, 11) auf die Reinheit und Wahrheit seines Herzens und die Unsträflichkeit seines späteren Lebens. Brun lebte ganz in seinen Büchern; wer sie ihm befleckte oder zerknitterte, konnte ihn bitter erzürnen, und dieselbe peinliche Sorgfalt, mit der er sie äußerlich hielt, übertrug er auf die Art und Weise, wie er sie studirte. Er eilte nicht, wie häufig begabte Knaben pflegen, von einem Buche zum anderen, um die Phantasie mit buntwechselnden Bildern zu füllen; es lag ihm an jedem einzelnen Wort, an jedem Ausdruck; die Form an sich beschäftigte nicht minder seinen Geist als der Gedanke des Schriftstellers: eine philologische Ader, die so Wenigen seiner Zeitgenossen zu Theil geworden war, hatte die Natur dem Königssohne mitgegeben. Es wird erzählt, daß der christliche Dichter Prudentius zuerst Brun in die Hand gegeben wurde, nachdem er die Anfangsgründe der Grammatik erlernt hatte; es entzückte ihn in gleicher Weise an diesem Dichter der gläubige Inhalt, der lebendige Fluß der Gedanken, die Wahl des Ausdrucks, der Reichthum und Wandel des Versbaus. Als er dann später die Lustspiele des Terenz

las, sah man ihn bei den ausgelassenen Stellen keine Miene verziehen, kein Lächeln kam über seine Lippen; er empfand die Schönheit der Form, sie vor Allem nahm seine Aufmerksamkeit gefangen. Früh übte er sich im Sprechen und Schreiben der lateinischen Sprache und brachte es zu einer solchen Fertigkeit, daß er darin Vielen später ein trefflicher Lehrer werden konnte.

Als die Verhältnisse Ottos zu Lothringen und zu Herzog Giselbert sich änderten, kehrte Brun, damals etwa vierzehn Jahr alt, an den königlichen Hof zurück. Noch im Knabenalter, schien er an Bildung und Reife des Verstandes ein Mann vor Anderen, und der König wußte die trefflichen Kenntnisse seines Bruders dem Reiche nutzbar zu machen. Wie die Einrichtungen, welche Karl der Große für seinen weltlichen Hofstaat getroffen hatte, längst in Verfall gerathen waren, so nicht minder die für die Hofgeistlichkeit. Die Stellung des Apocrisiarius war eingegangen oder vielmehr mit der des Erzkanzlers vereinigt worden. Mit dem Reiche selbst war auch die Kanzlei desselben aufgelöst und zerstückt worden: die Erzbischöfe der Theilreiche hatten die Titel und Ehren der Erzkanzler oder Erzkapellane an sich gerissen, die Geschäfte selbst aber vernachlässigt, die an niedere Geistliche kamen, welche die Person des Königs als Kanzler begleiteten und die Urkunden derselben im Namen der Erzkanzler ausstellten; auch die Hofschule, jene große Bildungsanstalt für die Geistlichkeit des Reichs, war längst in Verfall gerathen. So fand Otto die Reichskanzlei, durch die allein ein regelmäßiger Geschäftsgang erhalten werden konnte, in der größten Verwirrung; die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier und Salzburg nannten sich Erzkanzler des Reichs, bekümmerten sich aber wenig um die Geschäfte, die nach der Wahl des Königs von Hofgeistlichen besorgt wurden, die der schwierigen und einflußreichen Stellung, die sie einnahmen, kaum gewachsen waren und denen der König doch, da alle wichtigen Angelegenheiten durch ihre Hände gingen, ein unbedingtes Vertrauen schenken mußte. Sollte die Einheit des Reichs festeren Halt gewinnen, so mußte vor Allem auch der Geschäftsgang am Hofe besser geregelt und fähige Geistliche zum Dienste desselben herangebildet werden, mit einem Worte die Kanzlei oder nach dem damals gebräuchlichen Ausdruck die Kapelle *) des Königs

*) Unter der Kapelle des Königs wurde schon in der Karolingischen Zeit die Gesammtheit aller dem Hofe dienenden Geistlichen, der gesammte Hofklerus, verstanden; ursprünglich bezeichnet der Name die Kappe des heiligen Martinus, dann den geweihten Raum in der Pfalz der Merovinger, wo diese Kappe aufbewahrt wurde.

mußte neu organisirt werden. Diese Aufgabe wies Otto seinem Bruder zu und ernannte ihn nicht allein zum Kanzler, sondern übergab ihm im Jahre 940 zugleich als Erzkapellan die Leitung der Kanzlei in ihrem ganzen Umfange; auch die Ueberwachung der kirchlichen Verhältnisse des Reichs stand mit dieser Stellung in Verbindung.

Mit der größten Hingebung und jener Pünktlichkeit, die ihm in Allem eigen war, unterzog sich Brun den Geschäften der Kanzlei. Fast alle Urkunden sind in den nächsten dreizehn Jahren von ihm selbst ausgestellt; dabei mußte er Tag für Tag zahllose Klagen von Bedrängten und Hülflosen anhören, von denen Keiner ohne Trost, Rath und Beistand ihn verließ. Wohin der König seinen Weg nahm, überall war Brun ihm zur Seite und fand überall Arbeit im Ueberfluß. Aber so jung er war, die Kräfte erlahmten ihm nie, ja er fand in der größten Geschäftigkeit noch immerdar Zeit, seinen geliebten Studien nachzugehen. „Wenn er Muße hatte," — so sagt Bruns trefflicher Biograph Ruotger — „gab es keinen beschäftigteren Mann, und mitten in den Geschäften fehlte es ihm nie an Muße."

Während Brun unabläßig für Andere arbeitete, arbeitete er nicht minder an sich; denn Nichts lag ihm ferner, als mit Selbstbefriedigung auf das zu schauen, was er erreicht hatte. Wo auch der König sein Hoflager oder sein Kriegszelt aufschlagen mochte, dahin begleiteten Brun seine Bücher; „wie die Israeliten die Bundeslade," sagt Ruotger, führte er überall seine Bibliothek mit sich; mitten im Getümmel der Reise, in dem Lärmen des Hofs, war er doch gleichsam allein und lebte seinen Studien und Meditationen. Um keinen Preis gab er die Frühstunden des Tags zu zerstreuenden Beschäftigungen hin; da war er ungestört bei seinen Büchern und kehrte, wenn nach den Freuden des Mahls die Geschäfte am Hofe ruhten, mit frischer Kraft sofort zu jenen zurück. Ein so regsamer und wißbegieriger Geist, überdies von solcher Höhe des Lebens herabstrahlend, mußte bald der anziehendste Mittelpunkt für alle geistigen Bestrebungen der Mitwelt werden; alle Elemente wissenschaftlicher Bildung, welche die Ungunst einer rohen, gewaltthätigen Zeit überstanden hatten, konnten nicht anders, als sich um ihn sammeln, um von ihm neue Kräftigung zu erhalten. Und in der That eilten fast Alle im Reiche, die sich geistig etwas dünkten, an den Hof des Königs: aber wie Viele kehrten mit dem beschämenden Geständniß zurück, sie hätten an Brun erst erkennen gelernt, daß sie Nichts wüßten; in ihm hätten sie

eine Leuchte gefunden auf dem Wege wahrer Wiſſenſchaft, den ſie fortan betreten wollten.

Während Brun Andern Vorbild wurde, ſuchte er ſelbſt für ſich neue Lehrer und fand ſie. Zunächſt waren es Griechen, die theils als Geſandte vom Hofe zu Conſtantinopel erſchienen, theils zerſtreut in deutſchen Klöſtern wohnten, wie wir unter Anderm wiſſen, daß das Kloſter Reichenau damals mehrere griechiſche Mönche beherbergte. So verſteinert und vertrocknet auch längſt die Wiſſenſchaft unter den Griechen war, ſo übertrafen ſie doch an Umfang der Kenntniſſe, an Gewandtheit in Schrift und Rede, an feiner geſellſchaftlicher Bildung damals weit alle Völker des Abendlandes, und ſelbſt untergeordnete Gelehrte des Oſtens thaten es hierin leicht den erſten Männern des Weſtens zuvor. Auch Brun fand, daß er von ihnen lernen könne, und ſtudirte mit Eifer ihre Sprache; er ließ ſich gern mit ihnen in Disputationen ein, und ſo gerühmte Kämpfer die Griechen wegen ihres ſcharfen Verſtandes und ihrer Zungengeläufigkeit in dieſen Wortſtreiten waren, ſtaunten ſie doch über den feinen Geiſt dieſes Jünglings und brachten neue Probleme deſſelben, die ſie nicht zu löſen vermochten, in die Heimath zurück, um ſie den erſten Gelehrten daſelbſt vorzulegen. Die griechiſche Sprache war damals im Abendlande nicht ſo unbekannt, wie man wohl geglaubt hat; aber ſie galt nur als nothwendiges Verkehrsmittel mit dem Oſtreiche, mit dem die Verbindungen niemals ganz abgebrochen wurden, ohne daß man ſie als Schlüſſel zu den alten Schriftwerken der Hellenen benutzt hätte. Dieſe lagen der ganzen Anſchauung der Zeit durch die Entwickelung, welche die abendländiſche Welt genommen hatte, unendlich fern; ſelbſt die theologiſche Litteratur der Griechen fand als eine ketzeriſche nur geringe Aufmerkſamkeit. Daher iſt es nicht zu verwundern, wenn die Kenntniß der griechiſchen Sprache für Bruns innere Entwickelung kaum recht fruchtbringend geweſen iſt.

Als den Lehrer, der am meiſten auf ihn gewirkt hat, nennt Brun ſelbſt einen irländiſchen Biſchof, mit Namen Iſrael. Wir kennen auch das Zeugniß, das Iſrael auf Befragen ſeinem Zöglinge gab; er betonte vor Allem, daß Brun ein ausgezeichnet heiliger Mann ſei, und gab damit zu erkennen, daß die religiöſe Bildung des Herzens in ſeinen Augen höheren Werth beſäße als die wiſſenſchaftliche des Geiſtes und daß dieſe in Brun weſentlich auf jene zurückgewirkt habe. Wir wiſſen wenig von dieſem Iſrael, aber ſchon ſeine

Abkunft läßt uns auf das Innerſte ſeines Weſens und ſeiner Lehre ſchließen.

Noch einmal, wie in den Tagen eines Fridolin, Columban und Gallus, übten damals britiſche und iriſche Mönche einen tiefgreifenden Einfluß auf das religiöſe Leben der deutſchen Stämme aus. Durch Normannen und Dänen aus ihrem Inſellande verjagt, kamen ſie über die See und begaben ſich theils in die meiſt von Iren geſtifteten Klöſter am Rhein, namentlich nach Sanct Gallen, theils flüchteten ſie ſich nach Lothringen, wo ſie auf die Herſtellung der verfallenen Kloſterzucht den wohlthätigſten Einfluß übten und zugleich die ihnen von jeher eigene Liebe zu wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung den reformirten Klöſtern mittheilten. Von den hierarchiſchen Beſtrebungen der Karolingiſchen Geiſtlichkeit waren ſie weit entfernt: die Zwängung aller Chriſten unter Roms Gebot hielten ſie am wenigſten für ihre Aufgabe; ſie lebten im Gebet, in Ertödtung des Fleiſches, in wiſſenſchaftlicher Arbeit und ſuchten in Armuth und Demuth dem Reiche Gottes und dem Wohl ihrer Mitmenſchen nach Kräften zu dienen; dabei vertiefte ſich ihre Einbildungskraft mit Vorliebe in die Geheimniſſe der göttlichen Zukunft, und ſinnlich greifbar mußten ihnen Zeichen und Beweiſe des göttlichen Waltens überall entgegentreten. Niemand verehrte gläubiger die Reliquien als dieſe Iren, Niemand legte mehr Gewicht auf Träume, Kaſteiungen und Faſten hatten in ihren Augen den größten Werth, Gelübde trieben ſie zu Wallfahrten bis an das Ende der Welt. Es iſt eine wunderbare Miſchung von wiſſenſchaftlicher Nüchternheit und religiöſer Phantaſtik, von Werkheiligkeit und wahrhaft chriſtlicher Glaubensfreudigkeit in dieſen Mönchen. Man wird nicht mit Unrecht an ihrem Treiben manchen Anſtoß nehmen; aber verkennen läßt ſich nicht, es geht durch daſſelbe ein tiefer Zug wahrer Frömmigkeit, aufrichtiger Demuth und jener aufopfernden Liebe, die um des Herrn willen Allen Alles ſein möchte. Die Deutſchen, die an der vornehmen Karolingiſchen Geiſtlichkeit mit ihren ſteifen kirchlichen Formen, ihrer pruukvollen Gelehrſamkeit und ihrem glänzenden Weltleben wohl niemals großes Gefallen gehabt hatten, ſahen in dieſen ſchlichten Mönchen Heilige. Denn gerade das fand die Maſſe an ihnen in höchſter Vollendung, was ſie ſelbſt als das Ideal eines chriſtlichen Lebens anſah.

Die fürchterliche Noth der Zeit hatte in den deutſchen Ländern, wie überall im Abendlande, die Menſchen gelehrt, daß mit ihrer Macht

Nichts gethan und ohne Gottes ſichtlichen Beiſtand alle ihre Sorge vergeblich ſei. Die Verzweiflung trieb das Volk zu den Kirchen und Altären; bei ihnen ſuchten ſie von Gott Schutz für die Gegenwart und Gewähr für die bedrohte Zukunft. Das fromme Herz fand hier Troſt und Freudigkeit; der Kleinglaube richtete ſich an den Segensſprüchen, Prophezeiungen, Träumen heiliger dem weltlichen Leben abgeſtorbener Männer auf; der Aberglaube maß den Gebeinen der Heiligen wunderbare Kräfte der Errettung bei und glaubte durch äußere Werkheiligkeit die Strafen Gottes abwenden zu können. Das Volk ſuchte überall unmittelbare Zeichen göttlicher Barmherzigkeit, es wollte in ſeinen Prieſtern lebendige Zeugen göttlichen Lebens ſehen — was konnten ihm da jene Biſchöfe alten Schlags bieten, die in ihren vergilbten Kirchengeſetzen und in ihren dogmatiſchen Streitigkeiten lebten, die in der Unterjochung der weltlichen Gewalten, in der Erhebung des römiſchen Primats und ähnlichen Dingen vor Allem ihre Lebensaufgabe zu ſehen ſchienen? Mit Nothwendigkeit entfremdete ſich das Volk ſeinen Biſchöfen und wandte ſich frommen Klausnern und heiligen Mönchen zu; ein eigenthümliches religiöſes Leben bildete ſich unter ihm aus, dem es an innerer Wärme und friſcher Glaubenskraft nicht fehlte, das aber einer Leitung bedurfte, wenn es ſich von der Kirche nicht ganz trennen ſollte. Dieſer lebendigen Glaubensſtrömung im Volke bemächtigten ſich rechtzeitig einige hervorragende Männer, die ſelbſt von ihr berührt zur Leitung biſchöflicher Kirchen gelangten, und wußten die Geiſtlichkeit ihrer Sprengel für eine tiefere Auffaſſung ihres Amts zu erregen. So wirkte vor Allen Biſchof Ulrich von Augsburg, der in St. Gallen gebildet und noch von König Heinrich eingeſetzt war. Und in gleicher Weiſe wirkten auch jene iriſchen Mönche, indem ſie in die Geiſtlichkeit nicht allein neue Triebe zu wiſſenſchaftlicher Thätigkeit pflanzten, ſondern ſie noch mehr auf ein gottgefälliges und geiſtliches Leben hinwieſen. In dieſem Sinne haben ſie an vielen Orten, und beſonders in Lothringen, die Kirchen und Klöſter reformirt.

Auch auf Brun iſt der Einfluß dieſer Iren, wie es ſcheint, von großer Bedeutung geweſen. Wir finden ihn bald ganz auf denſelben Bahnen mit ihnen und Biſchof Ulrich: auch ſein Inneres iſt von dieſem neuerwachten Glaubensleben ergriffen, auch ſein Leben durchdringt ein aſcetiſcher Zug, und wir ſehen ihn gleich den Iren bei der Reformation der Geiſtlichkeit thätig. Mehrere Abteien, beſonders das reiche Lorſch,

waren ihm um ihrer Einkünfte willen nach der Sitte der Zeit übertragen; er aber hielt dafür, daß sie ihm nicht gegeben seien, um sich zu bereichern, sondern um sie in einen Gott wohlgefälligen Stand zu setzen, und theils mit Güte, theils mit Gewalt stellte er eine strengere Klosterzucht her. Den sächsischen Klöstern, die zum Theil noch arm waren, wandte er große Schenkungen zu; in Orten, die Mittelpunkte eines lebendigeren Handelsverkehrs zu werden anfingen, wie Soest, fehlte es noch an Kirchen, er ließ Reliquien dorthin bringen und Kirchen zu Ehren der Heiligen erbauen.

Vor Allem aber war es die wissenschaftliche Thätigkeit der Geistlichkeit, die Brun neu belebte. Die Hofschule, von der man seit Karls des Großen Zeit kaum etwas vernommen hatte, eröffnete er wieder und zog tüchtige Lehrer an dieselbe. Von den sieben freien Wissenschaften, in die man die ganze Summe menschlicher Weisheit damals zusammenfaßte, waren nur die drei niederen: Grammatik, Rhetorik und Dialektik, seit Menschengedenken in den Schulen gelehrt worden; daß er nun auch Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie in der dürftigen Weise, welche die alten Lehrbücher an die Hand gaben, abermals in den Unterricht aufnahm, stellte ihn in den Augen jener Zeit gleichsam als den Begründer dieser Wissenschaften dar. Brun lehrte selbst in der Hofschule und war ein vorzüglicher Lehrer; nie ließ er die Ueberlegenheit seines Geistes einen Schüler durch Hochmuth spüren, mit gewinnender Freundlichkeit und mildem Ernste fesselte er die Zöglinge an sich. Während er selbst „mit Gigantenschritten auf der Bahn der Tugend vorwärts eilte," wie sich sein Biograph ausdrückt, wurde er doch nie müde sich nach denen umzusehen, die hinter ihm zurückblieben, und ihnen den Weg zu erleichtern.

Seitdem Otto diesen Bestrebungen seine volle Aufmerksamkeit zuwandte, nahmen sie den lebendigsten Aufschwung. Schon um das Jahr 950 stand die Hofschule in voller Blüthe. Bald darauf wurde der gelehrte Rather, ein Lothringer von Geburt, der sein Heimathsland verlassen und durch König Hugo in Italien sein Glück gemacht hatte, dann aber aus seinem Bisthum Verona vertrieben war, an diese Schule berufen, und Brun selbst lernte noch von Rather, der für den ersten Theologen der Zeit galt. Bischof Liudprand von Cremona kam wenig später an den Hof Ottos, und auch seine in der klassischen Litteratur ausgebreitete Belesenheit scheint man für die Hofschule nicht ungenutzt

gelaſſen zu haben. Schon holte man nicht die Gebeine der Heiligen allein, ſondern mit ihnen andere in unſeren Augen werthvollere Reliquien des Alterthums über die Alpen, vor Allem die trefflichſten Handſchriften der klaſſiſchen Schriftſteller. Mehr als hundert derſelben brachte ein Italiener, mit Namen Gunzo, auf Ottos Aufforderung in die deutſchen Länder, aus denen manche Italien nach Jahrhunderten wieder zurückgeführt hat. Mit friſchem Eifer warf man ſich nun auf das Studium der alten Dichter, Redner und Geſchichtsſchreiber; Virgil, Horaz, Ovid, Terenz, Cicero und Salluſt erſtanden gleichſam von den Todten und wurden die Lehrer der Deutſchen in den freien Wiſſenſchaften.

Vom Hofe aus verbreitete ſich die Theilnahme an den Wiſſenſchaften ſchnell durch das Land, namentlich nahmen die Kloſterſchulen raſch einen erfreulichen Aufſchwung. St. Gallen und Reichenau gediehen zu ihrer ſchönſten Blüthe; Fulda ſcheint mindeſtens ſeinen alten Ruf behauptet zu haben; Hersfeld eiferte Fulda nach; nach Würzburg berief man einen Lehrer aus Italien; in Sachſen pflegte Korvei die Wiſſenſchaften mit beſonderer Vorliebe; aber auch in den Nonnenklöſtern zu Gandersheim und Queblinburg laſen die Mädchen neben den Heiligenleben jetzt Virgil und Terenz. Und kaum daß man die Alten kennen lernte, noch geblendet von dem Glanz ihrer Rede, faßte man den Muth mit ihnen zu wetteifern; man legte hinter Kloſtermauern Hand an Werke, die bei aller Rohheit nicht ohne erhabene Schönheiten ſind, die ein kräftiges Ringen nach Formvollendung zeigen und durch ihren Inhalt für uns einen unvergänglichen Werth beſitzen.

Es iſt eine Litteratur eigenthümlichſter Art, die ſich aus dieſen Beſtrebungen entwickelte. Sie ruht auf nationaler Grundlage und kleidet ſich in das Gewand der klaſſiſch-römiſchen Sprache; ſie iſt klöſterlich und aſcetiſch, aber dabei ſinnlich-naturaliſtiſch nach der Anſchauungsweiſe der Alten; ſie iſt geiſtlich, aber unbekümmert um dogmatiſche Streitigkeiten und kanoniſtiſche Gelehrſamkeit; ſie iſt endlich höfiſch, aber dabei doch ſchlicht, treuherzig und aufrichtig. Die altdeutſche Heldenſage klingt in Herametern wieder, die dem Virgil nachgebildet oder entlehnt ſind; die naive Thierſage muß ſich dem ſtrengen Takte antiken Versmaßes fügen; die wunderbaren Geſchichten von den Anfängen der Sachſen werden in der Sprache des Salluſt und Tacitus vorgetragen; eine Nonne behandelt die Legenden der Heiligen in der Form terentianiſcher Komödien. Brun hat dieſer ganzen Litteratur den Stempel ſeines Geiſtes

aufgedrückt; seine Liebhaberei für philologische Gelehrsamkeit, sein ascetischer Eifer, seine ihm von der Natur angewiesene höfische Stellung wirken ein Jahrhundert lang in der Litteratur bedeutsam fort. Aber es waltet noch ein anderer Geist in und über derselben, den er weder bewältigen konnte noch wollte; es lebt in diesen Büchern auch der kräftige, derbe und wahre Sinn des deutschen Volks.

Man hat das zehnte Jahrhundert vor anderen ein Zeitalter der Barbarei genannt, und allerdings bezeichnet die Anfänge desselben ein tiefer Verfall alles dessen, was die Karolingische Zeit für Kunst und Wissenschaft geleistet hatte; aber um die Mitte des Jahrhunderts nahm in den deutschen Ländern die Bildung von Neuem den kräftigsten Aufschwung und drang eigentlich damals zuerst tiefer in unsere nordischen Gegenden ein. Es war freilich eine Bildung, welche nur die höchsten Spitzen des Volks berührte, den Hof, die Geistlichkeit und den in die Nähe des Hofs gezogenen Adel; aber sie hat doch wesentlich dazu beigetragen alle Verhältnisse der Deutschen neu zu gestalten. Niemand verspürt mehr, als der Geschichtsschreiber des deutschen Volks, welche Umwandlung in den Kulturzuständen damals vorging. Nachdem er aus dem Dunkel der Sagen sich plötzlich in der Karolingischen Zeit in das helle Licht der Geschichte versetzt sieht, umfängt ihn in dem Anfang des zehnten Jahrhunderts abermals ein Dämmerlicht, in dem es unmöglich wird Thatsache und Dichtung zu scheiden; die Ueberlieferung ist verworren, widersprechend, unvollständig und ohne Zusammenhang: mit der Mitte des Jahrhunderts aber erschließen sich ihm sofort gleichzeitige, zuverlässige Quellen, die den Gang der Dinge im Großen und Ganzen deutlich erkennen lassen; der Boden wird fest unter den Füßen, und nur selten hat er noch den unsicheren Grund der Vermuthungen zu betreten.

Die Kapelle des Königs war aber nicht allein eine Schule der Wissenschaft, sie war zugleich eine Pflanzstätte für Kirche und Staat, indem aus ihr fast alle die Geistlichen hervorgingen, die in der nächsten Zeit Otto und seine Nachfolger auf die deutschen Bischofsstühle erhoben. Es ist ein neues Geschlecht von Kirchenfürsten, sehr unähnlich dem, welches die spätere Karolingerzeit überliefert hatte. Diese Bischöfe, so durchdrungen sie von der Höhe ihres geistlichen Berufs sind, zeigen sich doch der Reichsgewalt wahrhaft ergeben; sie schlagen willig die Schlachten des Königs mit und ziehen in seinem Interesse und zu seinem Nutzen von einem Lande freudig zum anderen. Hierarchisch-theokratische

Ideen liegen ihnen fern, nicht minder knechtischer Gehorsam gegen Rom, wie sehr sie auch die Ehrenrechte des heiligen Petrus achten; sie durchdringen sich vielmehr mit dem Gefühl einer freien, selbstständigen Gewalt, die sie von Gott über ihr Bisthum empfangen haben, und regieren ihre Sprengel mit einer patriarchalischen, Alles umfassenden Macht. Herstellung der Kirchenzucht, Reformation der Klöster und Kapitel, Erweckung wissenschaftlichen Lebens unter der Geistlichkeit, darin sehen sie zunächst ihre Aufgabe; aber nicht minder finden sie darin ihren Beruf, ihre Städte mit Mauern zu schützen, Markt- und Münzrecht ihnen zu gewinnen oder zu sichern, Handel und Verkehr zu heben, wüste Gegenden anzubauen, Wälder auszuroden, die Dienste ihrer Hörigen gesetzlich zu ordnen, Recht und Gerechtigkeit innerhalb ihrer Immunitäten zu wahren. Es sind durchweg praktische Aufgaben, die sie sich stellen, und in deren Erfüllung sie Gott und ihren Mitmenschen einen Dienst zu erweisen meinen.

Die römische Kirche hat nicht Wenige dieser Bischöfe unter ihre Heiligen versetzt; aber auch das deutsche Vaterland schuldet diesen Männern den größten Dank. Zur Hebung des unterdrückten Theils des Volks, zur Belebung des städtischen Lebens, zur Förderung des Ackerbaus haben sie nicht wenig beigetragen; ja selbst die bestimmtere Entwickelung des nationalen Geistes beruht zum großen Theil auf ihnen. Von einem Mittelpunkte gingen sie in alle Theile des Reichs; gleiche Bildung, gleiche Grundsätze der Verwaltung, gleiche kirchlich-politische Ansichten verbreiteten sie von dort aus, wohin sie kamen, und sie selbst blieben, wenn auch getrennt, in einem nahen, oft innigen Verhältniß unter einander. Man kann behaupten, daß unter ihnen sich zuerst feste Grundzüge einer nationalen Politik festgestellt haben, die von der zufälligen Denkart des jeweiligen Staatsoberhaupts unberührt blieben. In diesem bischöflichen Stande begegnen uns eine große Zahl der würdigsten und verdientesten Männer, die sich, bis der Investiturstreit eine unheilbare Spaltung in alle Lebenskreise brachte, durchweg von derselben Liebe zu ihrem deutschen Vaterlande durchdrungen zeigen.

Eine Geistlichkeit, so erfüllt von tapferem Glaubensmuthe und hülfreicher Liebesthätigkeit, wie sie sich damals in den deutschen Ländern heranbildete, konnte auch dem Missionswerke nicht lange fremd bleiben. Und schon öffnete der König ihrer Wirksamkeit auch hier ein weites und schönes Feld.

Das Beispiel des ruhmreichen Apostels des Nordens, des heiligen Ansgar, der zuerst mit einigem Erfolg das Christenthum unter den Dänen und Schweden predigte, hatte den Missionseifer in den Hamburger Erzbischöfen nie ganz erkalten lassen; aber die Verkündigung des Evangeliums im Norden stieß auf so viele Schwierigkeiten, die politische Lage der deutschen Bischöfe gegen die für unwiderstehlich geltenden Nordlandskämpfer war lange Zeit so unglücklich gewesen, daß die Mission fast erstarb. Dazu erwuchsen dem Erzstift selbst die ärgerlichsten Händel. Schon unter Ansgar war Hamburg von nordischen Seeräubern überfallen und die Kirche zerstört worden; das Erzstift wurde darauf mit dem Bisthum Bremen vereinigt, das bisher unter Köln gestanden hatte. Papst Nicolaus I. hatte dann zwar ausdrücklich Bremen von Köln getrennt, doch hatte Köln unaufhörlich Einsprache gegen dies Verfahren erhoben, und spätere Entscheidungen theils durch Päpste, theils durch Synoden waren bald der einen, bald der anderen Seite günstig gewesen. So in ihrer eigenen Existenz angegriffen, hatten die Erzbischöfe von Hamburg die Mission mehr und mehr aus den Augen verloren. Zuerst gedachte man ihrer wieder nach den glücklichen Kämpfen Heinrichs gegen die Dänen. Erzbischof Unni zeigte sich da als der würdige Nachfolger Ansgars; er durchzog abermals das dänische Festland, die Inseln und setzte sogar nach Schweden über. Fast überall fand er die früher gestifteten Gemeinden eingegangen oder im äußersten Verfall. Er suchte dem Christenthum aufs Neue hier im Norden eine sichere Stätte zu gründen; da er aber auf der Reise starb, kam es nicht zu festen kirchlichen Einrichtungen.

Unnis Nachfolger war ein junger vornehmer Sachse, der für den geistlichen Stand erzogen war und in der königlichen Kanzlei gedient hatte; jener Adaldag, der bei König Heinrichs Tode die erste Seelenmesse las. Er verdankte Otto seine Erhebung und war, wie bemerkt wurde, der einzige deutsche Erzbischof, der sich bis dahin besonderer Gunst und des unbedingten Vertrauens des Königs rühmen konnte. Viel hatte Adaldag auch in der Folge der königlichen Gnade zu danken; nicht nur daß er die ausgedehntesten Privilegien erhielt, Otto erwirkte ihm auch das Pallium von Rom und brachte es endlich dahin, daß die Ansprüche Kölns durch eine päpstliche Entscheidung völlig zurückgewiesen wurden. Adaldag war aber auch ganz der rechte Mann für seine wichtige Stellung; er gehörte derselben Richtung mit Ulrich von Augs-

burg an und war Einer der Ersten, der in ihr vorleuchtete. Adam von Bremen, der alte Geschichtsschreiber des Hamburger Erzstifts, nennt ihn schlechthin den Wiederhersteller desselben. „Adaldag lebte," sagt er, ganz in der Heidenbekehrung, in der Errichtung von Kirchen, in der Seelsorge; deshalb war er von Gott und den Menschen geliebt, Alle verehrten ihn, selbst seine Feinde." Der glückliche Krieg Ottos gegen die Dänen und die festere Ordnung der dänischen Mark gaben der Heidenbekehrung jetzt bessere Aussicht auf dauernden Erfolg; bald gedieh Adaldag in der That so weit, daß es möglich wurde bischöfliche Kirchen auf dem dänischen Festlande zu errichten. Kurz nach dem Tode der Königin Editha konnte Otto als Denkmal seines kirchlichen Eifers hier drei neue Bisthümer gründen: zu Schleswig, Ripen und Aarhuus. Die neuen Bischöfe bekleidete Otto mit den Zeichen ihrer bischöflichen Würde; Erzbischof Adaldag weihte sie, und als der Papst bald darauf Hamburg den Missionssprengel in Dänemark, Norwegen, Schweden und im ganzen Norden bestätigte, hatte das Erzstift bereits ihm untergebene Bischöfe in diesen nordischen Regionen.

Indessen waren aber auch die ersten glücklichen Versuche gemacht die unterworfenen wendischen Stämme zu bekehren. Schon zu den Zeiten Heinrichs nach dessen ruhmreichen Siegen über diese Stämme hatte Bischof Adalward von Verden, ein älterer Verwandter und der Lehrer Adaldags, den Abodriten gepredigt und Viele derselben bekehrt. So war der erste Grund gelegt worden zu dem Bisthum Oldenburg, das von Otto dann etwa um dieselbe Zeit mit den dänischen Bisthümern fest begründet und reichlich ausgestattet wurde. Oldenburg, von den Slawen Stargard genannt, wo der Sitz des Bisthums ursprünglich war und von wo er später nach Lübeck verlegt wurde, liegt nahe der Küste der Ostsee, der Insel Femern gegenüber; der Sprengel erstreckte sich über die von den Abodriten und Wagriern bewohnten Küstenstriche bis zur Peene und Elde. Das Bisthum wurde unter den Hamburger Erzbischof gestellt, und der Schutz desselben, wie der dänischen Bisthümer zunächst Hermann Billing übertragen.

Aber umfassendere Pläne für die Bekehrung der Wenden beschäftigten damals schon Ottos Geist. Der lange Kampf hatte zur Unterwerfung der Wenden geführt, aber der Haß gegen die Deutschen war in den Herzen der Besiegten nicht erstorben. Sie beugten sich der Gewalt, aber ihre Seele war voll bitteren Grolls gegen ihre oft so hart-

herzigen und übermüthigen Herren, die überdies eine andere Sprache redeten und einen anderen Glauben hatten als sie. Denn noch lebte der alte finstere Götzendienst ungebrochen unter ihnen fort. Blutige Opfer brachten sie ihren Göttern, und nicht Stiere und Schafe allein, sondern auch Menschen schlachteten sie an den Altären. Nichts, meinten sie, sei ihren Göttern angenehmer, als das Blut der verhaßten Christen, und wenigstens einmal im Jahre müßte ihr Kriegsgott Swatowit am Blut eines Christen sich sättigen. An einen dauernden Frieden und bessere Zeiten für diese Länder war nicht zu denken, ehe nicht der Abgötterei ein Ende gemacht war und das Christenthum Sieger und Besiegte zu einem Volke von Brüdern verband. Dies wurde Otto klar, und er erfaßte deshalb mit aller Kraft seiner Seele den Gedanken, das Heidenthum unter allen wendischen Stämmen zu vertilgen und der Religion Christi auch hier die Stätte zu bereiten.

Kaum läßt sich bezweifeln, daß den König der Plan, den er nachher mit der größten Beharrlichkeit verfolgt hat, beim Moritzkloster zu Magdeburg, dem Grabe Edithas, ein neues Erzbisthum zu errichten und ihm die Mission unter den slawischen Völkern zu übertragen, schon damals beschäftigt hat. Aber bei dem hartnäckigen und schroffen Geiste des Erzbischofs Friedrich von Mainz, der die Mission im Osten als ihm untergeben betrachtete, konnte Otto nicht hoffen so leicht seinen Wunsch zu erreichen. Er stand deshalb vorläufig von diesem Plane ab und begnügte sich einer späteren Durchführung desselben vorzuarbeiten. Er griff nämlich unverzüglich die Mission unter den östlichen Wenden an; in die Gegenden an der Havel und Spree sandte er sächsische Geistliche und Mönche, die von den Waffen Geros geschützt bis zur Oder hin ihren Weg nahmen, um aller Orten den Wenden das Evangelium des Heils zu predigen. Mehr Furcht und Gewalt als ein bekehrtes Herz führten Viele der Wenden zur Taufe; so konnte man bald darangehen Gotteshäuser zu errichten und christliche Gemeinden zu ordnen. Auch hier, wo Christus noch niemals gepredigt war, wurde das Kreuz erhöht, Manchen damals, wie es zu allen Zeiten war, ein Aergerniß, aber Anderen auch bald der höchste Ruhm. Schon im Jahre 946 begründete Otto das Bisthum Havelberg für die Gegenden zwischen der Elbe und Oder nördlich der Havel, die vornehmlich die kriegerischen Redarier bewohnten; drei Jahre später errichtete er für die Heveller und Lausitzer, in den Gegenden an Havel und Spree, ein zweites Bisthum

zu Brandenburg. Die ersten Bischöfe wurden, nachdem sie mit dem Stabe vom Könige eingesetzt waren, von dem Erzbischofe von Mainz geweiht. Reichlich stattete der König diese Bisthümer mit den Abgaben und Zehnten aus, die er bisher selbst aus dem Wendenlande bezogen hatte. Von jedem Pfluge mußte der Wende fortan jährlich dem Bischof steuern und von seinem Getreide und seinem Flachse ihm zehnten.

So war es Otto, der die Mission unter den Heiden, wie sie Karl der Große und Ludwig der Fromme im Frankenreiche begonnen hatten, zuerst wieder aufnahm und Boten in die Weite schickte, um über die Völker, die im Finstern wohnten, ein neues Licht zu verbreiten. Kein Papst dachte damals daran, und die Kirche selbst hatte diese ihre so wichtige Aufgabe fast vergessen. Wohl versuchte hier und da ein frommer Bischof, der Kraft des göttlichen Worts vertrauend, auf eigene Hand das große Werk; aber auch der redlichste Wille erlahmte im fruchtlosen Streben. Der Herrschaft der Sachsen war es vorbehalten, auch hier der Zukunft Bahn zu brechen. Jetzt liegt das Land, das einst die Wenden bewohnten, mit unzähligen Kirchen vor unseren Blicken; so war es nicht immer, und man soll es Otto nicht vergessen, daß er zuerst christliches Leben in diese Länder gepflanzt, obwohl es erst nach Jahrhunderten und unter harten Kämpfen hier zur Blüthe gedieh.

Während Otto auf solche Weise der Kirche in den deutschen Ländern frisches Leben gab, während er unter den Heiden im Osten und Norden neue Bisthümer begründete und zugleich durch die Synode zu Ingelheim selbst in die kirchlichen Angelegenheiten Frankreichs eingriff, hatte er sich auch schon mit dem Oberhaupt der abendländischen Kirche, dem Papst Agapet II., in Verbindung gesetzt. Gegen Ende des Jahres 947 hatte er den Abt Hadamar von Fulda, einen gewandten und ihm treu ergebenen Mann, nach Rom gesandt und den Papst veranlaßt in den wichtigsten Streitfragen der deutschen Kirche Entscheidungen zu treffen, zugleich aber einen Vikar über die Alpen zu senden, der mit apostolischer Machtvollkommenheit binden und lösen könnte, was zu binden und zu lösen sei. Es war jener Marinus, Bischof von Bomarzo, der der großen Ingelheimer Synode vorsaß, der erste päpstliche Legat seit dem Altheimer Concil. Bald zeigten sich überall die Folgen davon, daß so der mächtigste Fürst des Abendlands mit Rom und dem Stuhle Petri in eine nahe und unmittelbare Verbindung trat. —

Wie es das Andenken an Editha ist, das sich durch alle diese

kirchlichen Bestrebungen Ottos hindurchzieht, so finden wir auch nach anderen Seiten hin sein Handeln durch die liebevolle Erinnerung an die ihm so früh entrissene Gemahlin bestimmt. Mit der größten Zärtlichkeit umfaßte er Liudolf und Liutgarde, Edithas Kinder, und Nichts mochte ihn mehr erfreuen, als daß Gunst und Wohlwollen ihnen auch im Volke entgegenkamen. Besonders war Liudolf, damals ein Jüngling von sechszehn Jahren, der Liebling des Volks. Keinem seiner Altersgenossen, meinte man, stände er an körperlichen und geistigen Gaben nach, er werde sich gewiß seiner Ahnen werth zeigen; man hegte keinen Zweifel, daß er einst nach dem Vater den Thron besteigen werde. Und schon eilte Otto, obwohl er selbst in dem kräftigsten Alter stand — er hatte das vierzigste Jahr noch nicht erreicht —, Liudolf die Nachfolge zu sichern. In feierlicher Versammlung der Großen des Reichs ließ er dem Jüngling als seinem Nachfolger und Mitregenten huldigen.

Bald darauf, im Jahre 947, vermählte der König seinen Sohn mit Ida, der einzigen Tochter des reichen und mächtigen Schwabenherzogs Hermann, dessen Treue er so vielfach erprobt hatte. Als am 10. December 948 Herzog Hermann starb, fiel Liudolf durch Idas Hand nicht nur das große Vermögen seines Schwiegervaters zu, sondern er erhielt auch die Belehnung mit dem Herzogthum Schwaben, dem er durch seine Gemahlin in gleicher Weise angehörte, wie Heinrich dem Baierlande durch Judith, Herzog Arnulfs Tochter. Uebrigens verweilten Liudolf und Ida selten in Schwaben; sie folgten meist dem Hofe, da sich Otto von seinem Sohne nicht zu trennen vermochte, und Ida wurden nach seinem ausdrücklichen Willen die Ehren einer Königin erwiesen.

Zu derselben Zeit, als Liudolf Ida heimführte, war auch Edithas Tochter Liutgarde, in den Gesichtszügen, wie in ihrer Herzensgüte der Mutter ähnlich, dem Herzog Konrad von Lothringen vermählt worden, dem Manne, den Otto vor Allen erhoben hatte und der damals in allen staatlichen Angelegenheiten am meisten bei ihm vermochte. Konrad war überdies durch enge Freundschaftsbande mit Liudolf verbunden; mit der feurigen Leidenschaft eines jungen Herzens hatte sich Liudolf an den reiferen Mann angeschlossen, der wegen vieler glänzender Waffenthaten vom Volke als der erste Held seiner Zeit gepriesen wurde. Auch mit Herzog Heinrich lebte Konrad zu jener Zeit in vertrautem Verhält-

niß. Man pries Liutgarde wegen dieſer Ehe glücklich, die für ſie ſpäter die Quelle ſo vieler Leiden wurde.

Alle deutſchen Herzogthümer waren jetzt in den Händen der nächſten Angehörigen des Königs. Baiern verwaltete ſein Bruder Heinrich, Schwaben ſein Sohn, Lothringen der Gemahl ſeiner Tochter, Sachſen und Franken er ſelbſt. Eine Familie herrſchte über alle deutſchen Länder, ihre Geſchichte war die Geſchichte des Reichs. Wie dieſe Herzöge durch die engſten Bande des Lebens, durch Blutsverwandtſchaft vereinigt waren, ſo ſchienen durch ſie auch die deutſchen Stämme in die innigſte Gemeinſchaft gebracht und gleichſam zu einer großen Familie, zu einem Volke verbunden. Ruhe und Eintracht glaubte man ſo für lange Zeit geſichert, denn nach menſchlichem Ermeſſen verſprach Alles den Anordnungen Ottos ungewöhnliche Dauer. Otto und Konrad ſtanden noch in dem friſcheſten Mannesalter; Heinrich hatte eben erſt das dreißigſte Jahr erreicht; Liudolf lachte noch der Morgen des Lebens. Auch die Nachfolge im Reiche war bereits dem ſächſiſchen Hauſe verbürgt, wenn ja ein früher Tod den König ereilen ſollte.

Umblick.

Man ſtand in der Mitte des Jahrhunderts, das unter ſo böſen Vorzeichen begonnen hatte. Wie hatte ſich ſeitdem die Geſtalt der Dinge in den deutſchen Ländern geändert!

Die deutſchen Völker, vordem in das große germaniſch-romaniſche Weltreich Karls des Großen eingeſchloſſen, waren widerwillig in die traurigen Schickſale, welche den Verfall dieſes Reiches bezeichneten, hineingezogen worden; ſie hatten ſo eine Schreckenszeit innerer Kämpfe durchgemacht und waren während derſelben auf das Fürchterlichſte von der Wuth barbariſcher Stämme mißhandelt. Endlich riſſen ſie ſich von den romaniſchen Theilen der Karolingiſchen Monarchie los; doch in demſelben Augenblick zeigte ſich auch unter ihnen die Neigung ihre bisherige Vereinigung völlig zu löſen und kleinere Reiche zu gründen, die weſentlich auf den alten Stammesunterſchieden beruhten. Aber ſo nahe die Gefahr der Zerſplitterung lag, der Gang der Geſchichte führte doch

nicht zu den alten Zuſtänden zurück, ſondern zu einer neuen, höchſt folgenreichen Entwickelung. Ein umfaſſendes Reich wurde begründet, welches alle deutſchen Stämme, die in ihren alten Sitzen geblieben waren und ihre Mutterſprache mit der Sitte der Väter rein erhalten hatten, in ſich faßte und wie einerſeits gegen die Romanen, ſo andererſeits gegen die Slawen und die ſcandinaviſchen Völker des Nordens abſchloß; ein Reich, das auf den gemeinſamen Intereſſen aller deutſchen Stämme beruhte und in dem ſich ihre Stammeseigenthümlichkeiten immer beſtimmter zu einer großen Volksthümlichkeit entwickeln konnten und mußten.

Es iſt oft bemerkt worden, daß nur der von äußeren Feinden geübte Druck in uns Deutſchen das Bedürfniß nationaler Einigung und Einigkeit zum Bewußtſein bringe. So traten zuerſt den einbrechenden Römern gegenüber deutſche Gaugemeinden zu einem Bunde zuſammen; ſo ſchloſſen ſich ſpäter, von Oſten und Weſten bedrängt, die kleinen Stammgemeinden zu größeren Völkerſchaften zuſammen; ſo brachte dann das gezückte Schwert der über den Rhein vorgedrungenen Franken die Stämme des inneren Deutſchlands unter *ein* Scepter und *ein* Regiment; ſo waren es unfraglich auch jetzt die Raubzüge der Dänen, Ungarn und Wenden, die vor Allem die deutſchen Stämme nöthigten ſich enger an einander zu ſchließen, und dadurch vornehmlich ſetzte ſich die Herrſchaft der Könige feſt, daß es ihnen gelang die äußeren Feinde aus dem Felde zu ſchlagen und die Selbſtſtändigkeit des deutſchen Volks zu ſichern. Aber in großen inneren Kämpfen wurde dann die Einheit des Reichs behauptet; Mannhaftigkeit, Feſtigkeit und Weisheit vollendeten, wozu die Noth des Augenblicks den erſten Anſtoß gegeben hatte. Nicht äußerer Zwang allein, auch ſtrahlende Tugenden gründeten das Reich Heinrichs und Ottos.

Als die Univerſalmonarchie Karls des Großen verfiel, regte ſich in allen Völkern der Trieb auf nationaler Grundlage ihr ſtaatliches Leben neu zu geſtalten. Nirgends iſt dies ohne große innere Kämpfe gelungen, nirgends ohne den Zwang der Noth und den Druck äußerer Feinde durchgeſetzt; aber nirgends iſt man ſo früh glücklich zum Ziele gediehen, als in den deutſchen Ländern. Innerhalb weniger Jahrzehende wurde hier ein Reich begründet, das ſich in den mannigfachſten Umwandlungen bis in unſer Jahrhundert erhalten hat und auf dem unſer politiſches Daſein noch jetzt zum großen Theile fußt; ein Reich,

deſſen Ordnungen und Einrichtungen das altgermaniſche Weſen klarer abſpiegelten als jene kunſtreiche Organiſation der Karolingiſchen Monarchie, das ſich aber darum doch nicht aus der großen Gemeinſchaft der germaniſch-romaniſchen Welt ſchied, die durch Karl den Großen begründet war. Mochten die Nationen des Abendlands ſich jetzt von einander trennen, ſchon war allen ihren ſtaatlichen Einrichtungen ſo tief der Charakter des fränkiſch-germaniſchen Weſens eingeprägt, daß ihre Entwickelung keinen ganz verſchiedenen Gang mehr nehmen konnte. Und umſchloß ſie nicht alle zugleich dieſelbe Kirche, in allen ihren Formen, ihrer Sprache und Bildung eben ſo kenntlich den Stempel des römiſchen Weſens tragend, als der Staat den des germaniſchen trug! Man kann es beklagen, daß, als ein ſelbſtſtändiges deutſches Reich entſtand, nicht allein die Kirche römiſch blieb, ſondern auch die deutſche Sprache aus Kirche und Schule mehr noch als zuvor verdrängt wurde, daß die ganze Litteratur ein römiſches Gewand annahm und Roms Sprache ſich ſogar als Geſchäftsſprache der deutſchen Könige erhielt; aber wie man dies auch beklage, es wird ſich doch nicht in Abrede ſtellen laſſen, daß gerade hierdurch erſt die Gefahr völlig beſeitigt wurde, daß das deutſche Volk aus dem großen Gange der Bildungsgeſchichte heraustreten möchte. Nur ſo konnte unſer Volk ſich mitten in der allgemeinen Entwickelung der Kultur dauernd erhalten und wurde vor einem Rückfall in ſeinen Urzuſtand geſichert, als es ſich, von den Völkern des Weſtens und Südens geſondert, zu politiſcher Selbſtſtändigkeit erhob.

Und wie glänzend und gewaltig tritt unſer Volk, ſobald ſich ſeine Kräfte in einem nationalen Königthum ſammeln, in die Geſchichte ein, wie zeigt es ſich ſogleich ganz von ſeiner großen Aufgabe für die Entwickelung der Menſchheit erfüllt! Deutſche Waffen waren es, welche der zerſtörenden Wuth heidniſcher Völker wehrten, die abermals die Bildung des Abendlands mit Vernichtung bedrohten. Deutſche Prieſter waren es, welche das Evangelium den heidniſchen Stämmen im Norden und Oſten brachten, ſo daß die dunklen Schatten des Heidenthums wichen und die hellen Strahlen der wahren Religion weiter und weiter die Welt durchdrangen. Wie zerriſſen, wie thatenarm, in wie abhängiger Schwäche erſcheinen neben dieſem neuen deutſchen Reiche die anderen chriſtlichen Staaten des Abendlands!

Dieſe hohe Stellung, die das deutſche Volk ſo ſchnell errungen hatte, dankte es vor Allem ſeinen beiden großen Königen aus dem

Sachſenſtamme. Otto vollendete, was Heinrich begründet hatte. Freilich war Manches in anderer Weiſe, als es vor des Vaters Seele geſtanden hatte, von dem Sohne durchgeführt: die königliche Gewalt war ungemein erhöht worden, das Herzogthum hatte an ſeiner urſprünglichen Bedeutung für die einzelnen Stämme verloren; aber der Grundriß des Baus, wie ihn Heinrich vorgezeichnet hatte, war auch jetzt noch deutlich erkennbar. Der Grundgedanke des Reichs ſchien noch immer: Einheit durch Königsregiment, ſoweit es die Sicherheit des Ganzen gegen äußere und innere Feinde erfordert; getrennte Verwaltung der Stammesländer, ſoweit der Beſtand des Reichs dadurch nicht gefährdet iſt.

Es mochte eine Zeit geben, wo Otto glaubte, es ſei für ihn genug das Werk ſeines Vaters ſo durchgeführt und für alle Folge geſichert zu haben; damit habe er ſeinen Beruf erfüllt. Aber die Kraft kann nicht ruhen; das Leben ſteht nicht ſtill, ſondern lockt uns von einem Ziele zum anderen. Als Otto die Stellung ermaß, die er ſich und ſeinem Volke errungen, als er die Lage der Welt überblickte, bot ſich ihm ein neues, höheres Ziel ſeines Strebens dar: die römiſche Kaiſerkrone. Um ſie zu gewinnen, war es nicht genug den Fußſtapfen des Vaters zu folgen; ſein Geiſt mußte zu ſtolzeren Gedanken ſich aufſchwingen, ſein Fuß neue Bahnen betreten.

Heinrichs Name gehört der Geſchichte Deutſchlands an; Ottos Thaten ſollten mit unverlöſchlichen Zügen in der Weltgeſchichte verzeichnet werden.

Drittes Buch.

Gründung des römiſchen Kaiſerreichs deutſcher Nation.

Das Kaiſerthum der Ottonen.

951 — 1002.

1.

Italien in der kaiserlosen Zeit.

„Wenn du die Kaiserkrone gewinnst, werden alle Königreiche dir untergeben sein“: so schrieb im Jahre 879 Papst Johann VIII. an König Ludwig den Sachsen. Es war ein blendender Schein, mit dem der römische Bischof den ehrgeizigen Karolinger zu täuschen suchte; denn in der That war das Kaiserthum damals nicht nur außerhalb Italiens ohne alle Macht, sondern hatte auch hier bereits jede Achtung verloren.

In unsäglicher Schwäche hatte Karl der Kahle die wichtigsten Vorrechte der kaiserlichen Gewalt an die Geistlichkeit vergeudet. Wie er dem Papste die Herrschaft in Rom überließ, indem er den kaiserlichen Sendboten, der bis dahin die Rechte des Reichs in der Stadt wahrgenommen hatte, zurückzog, wie er dem Papste zugleich in Mittel- und Unter-Italien Städte und Landschaften schenkte, die er zum Theil selbst nicht besaß: so hatte er auch den lombardischen Bischöfen nicht nur ihre Immunitäten erweitert, sondern ihnen sogar innerhalb ihrer Sprengel jenes Aufsichtsrecht über die öffentlichen Beamten beigelegt, welches bis dahin die Sendboten ausgeübt hatten. Seitdem sank die königliche Macht in Italien tiefer und tiefer, und in ihr verlor das Kaiserthum die einzige Machtstütze, die ihm in seinem Verfall geblieben war. Allmählich verblich der einst so strahlende Glanz des abendländischen Kaiserthums; er erlosch endlich fast unbemerkt, wie ein Licht, dem schon lange die Nahrung ausgegangen ist und das zuletzt kaum in nächster Nähe noch einen falben Schein verbreitet hat.

Im Jahre 924 fiel unter dem Mörderdolch jener Berengar, der zuletzt in Sanct Peters Dom gekrönt war, den noch einmal ein gelehr-

ter Dichter Italiens in schwülstigen lateinischen Versen als Imperator verherrlicht hatte. Vier Jahre später beschloß der blinde Kaiser Ludwig, Bosos Sohn, zu Vienne ein Leben, das sich mehr als zwanzig Jahre in der größten Hülflosigket hingeschleppt hatte. Ihm, dem sprechendsten Abbilde des hinsterbenden Kaiserthums, hatten zuletzt nur noch seine wenigen Getreuen mit dem kaiserlichen Namen geschmeichelt; dieser Name, der höchste einst der Christenheit, war zu einem inhaltslosen Titel geworden und verklang dann ganz. Das Schattenbild des Kaiserthums, mit dem die Päpste ein halbes Jahrhundert ein Gaukelspiel getrieben hatten, blendete längst kaum Rom und Italien mehr, viel weniger die weite Welt, die es leicht verschmerzte, daß man sich in Rom den leeren Prunk einer neuen Kaiserkrönung ersparte.

Aber die Idee des Kaiserthums war darum nicht untergegangen, sondern beherrschte nach wie vor die Gemüther der Menschen, wie sie mit allen Vorstellungen, welche jene Zeit von den Ordnungen in Kirche und Staat nährte, innigst verwachsen war. Ob die Päpste, als in Italien das Geschlecht Karls des Großen ausgestorben war, aus feiger Furcht oder um schnöden Lohns willen an machtlose Fürsten Burgunds und Italiens die Kaiserkrone verliehen, ob zuletzt dieselbe ruhte und die Welt deshalb nicht schlechter zu bestehen schien als unter jenen letzten Schattenkaisern: doch glaubte jene Zeit mit unerschütterlicher Festigkeit an das von Gott geordnete Kaiserthum und sah nach wie vor in ihm die höchste Gewalt der Christenheit, den Ausgangs- und Mittelpunkt aller Ordnungen des menschlichen Lebens. Dieses Regiment konnte zeitweise nicht in die Erscheinung treten, aber es erstarb darum nicht und mußte, wenn anders die Dinge eine Wendung zum Besseren gewinnen sollten, wieder zur Geltung gelangen.

Wir besitzen eine kleine merkwürdige Schrift „von der kaiserlichen Gewalt in der Stadt Rom", die in dieser Zeit verfaßt ist; sie preist das Glück, dessen sich die Stadt und Italien unter den Karolingischen Kaisern erfreut habe, und beklagt es laut, daß seit dem Abgang derselben das wahre Kaiserthum erloschen sei; daher, heißt es, rührten die ewigen Kriege und Streitigkeiten, daher die Rechtsverweigerungen und Gewaltthaten aller Art. Und nicht zu Rom allein erfüllten die Erinnerungen an das entschwundene Kaiserreich die Gemüther der Menschen. Auch der fränkische Mönch, der in seiner Klosterzelle die Geschichten der Vorzeit las oder schrieb; das Volk, welches beim Mahle

die Lieder von Karl dem Großen sang; König Heinrichs Ritter, die ihn nach dem Siege über die Ungarn auf dem Schlachtfelde als Imperator begrüßten: sie alle lebten in der Idee des Kaiserthums. Ein Jeder, der tiefer in die Geschicke der Zeit sah, betrauerte es, daß die christlichen Staaten ohne gemeinsame Leitung seien. Daher, meinten Viele, rühre der Zeiten Nothstand, daher die Uebertretung aller menschlichen und göttlichen Gesetze, daher die Heimsuchung der Christen durch die heidnischen Völker, die von allen Seiten über das Abendland einbrächen; die Welt sei aus den Fugen, und so lange die starke Hand des von Gott gesetzten Kaisers fehle, werde sie die rechte Bahn nicht wieder gewinnen.

Und allerdings, so war es! Der Zersplitterung und Schwäche der einzelnen Staaten Europas entsprach der Verfall des großen Ganzen; die staatliche Einheit des Abendlands, der Verband der christlichen Staaten war gelöst. Nur deshalb konnten Araber und Ungarn, Dänen und Wenden die Länder der römischen Christenheit über ein halbes Jahrhundert lang zum Tummelplatz ihrer Raubgier und ihrer unbändigen Lüste machen, weil es keinen Kaiserruf gab, der die schlummernden Kräfte des Westens weckte, weil kein Weltbeherrscher die Fahne erhob, um die jene große thatenlustige Ritterschaft, welche sich in zahllosen Fehden aufrieb, gegen die gemeinsamen Feinde sich scharen konnte. Es war um die Zukunft des Abendlands geschehen, wenn das Kaiserthum nicht hergestellt wurde, nicht sowohl dem Namen nach, als nach seiner wahren Bedeutung. Das römische Reich — denn noch immer faßte man die abendländische Christenheit in diesem Begriffe zusammen — bedurfte mehr als je einer starken leitenden Hand, eines Kaisers in Wahrheit.

Aber wie sollte eine kaiserliche Gewalt hergestellt werden, die ihres Namens würdig war?

Papst Johann VIII. hatte bereits ausgesprochen, daß er den Kaiser, den er krönen sollte, auch zu wählen habe, und in der That hatten seit dem Tode Kaiser Ludwigs II. die Päpste nach ihrem Ermessen über die Kaiserkrone verfügt. Die Welt hatte ihnen das angemaßte Recht so lange nicht bestritten, daß es verjährt schien: aus der Hand des Nachfolgers Petri glaubte das Abendland daher allein den Kaiser empfangen zu können. Aber wer hätte damals von einem Papste eine große That oder einen segensreichen Entschluß erwarten können? Seit dem Beginn

des Jahrhunderts war sich eine lange Reihe von Schwächlingen und Lüstlingen auf dem Stuhl Petri gefolgt, die kaum ihre nächsten Umgebungen beherrschten, geschweige denn auf die Geschicke der Welt einen durchgreifenden Einfluß übten. Der einzige mannhafte Papst, der mitten in diesem verächtlichen Geschlecht erscheint, Johann X., hatte doch allein die nächsten Interessen Roms in das Auge gefaßt und sich mehr als Herr der Stadt denn als Hirt der Christenheit gezeigt. Mit dem Kaiserthum war auch das Papstthum auf das Tiefste gesunken, und fast ein Wunder war es, daß es nicht mit demselben erlosch. Ein Geschöpf dieser Päpste konnte das Abendland nimmer von dem Verderben retten.

Aber hätte selbst die Vorsehung einen gewaltigen Mann damals an die Spitze der römischen Kirche gestellt, er hätte bei der Herstellung eines machtvollen Kaiserthums unübersteigliche Hindernisse gefunden. Denn nach verjährtem Herkommen konnte die kaiserliche Gewalt nur dem Könige Italiens zufallen, und gerade das italische Königreich war unter allen Staaten des Abendlands in der erbarmungswürdigsten Zerrüttung. Alle Verhältnisse, alle staatlichen und kirchlichen, ja alle sittlichen Ordnungen gingen hier dem Anschein nach der vollständigen Auflösung mit eilenden Schritten entgegen. Unmöglich schien es, daß Italien die tiefeingewurzelten Schäden seines Gemeinwesens aus eigener Kraft heilte, wie viel weniger war zu erwarten, daß es eine Regeneration des ganzen Abendlands durch eine lebenskräftige Herstellung des Kaiserthums herbeiführen würde.

Vergegenwärtigen wir uns, welches die allgemeine Lage der Dinge damals in Italien war. Selbst eine übersichtliche Betrachtung wird keinen Zweifel lassen, daß die sittlichen, staatlichen und kirchlichen Zustände in diesem Lande es unmöglich machten, daß aus ihm ein starkes Kaiserthum hervorging; sie wird zeigen, daß, wenn die Idee der kaiserlichen Gewalt wieder mit Kraft in das Leben treten sollte, sie durch eine dem Lande fremde Macht erweckt werden mußte, die zugleich, da einmal das Kaiserthum mit dem italischen Königthum in dem Laufe der Zeit gleichsam verwachsen war, die Herrschaft in Italien an sich reißen und feste Wurzeln hier schlagen mußte.

Wie gewaltig auch die Umwälzungen gewesen waren, welche Italien durch die wiederholte Eroberung und Einwanderung germanischer Stämme erlitten hatte, es war doch mit Nichten Alles, was dort die

Kultur des Alterthums entwickelt hatte, im Sturm der Zeiten vernichtet worden. Die politischen Verhältnisse, durch die vordem das Leben des Volkes bedingt und geregelt war, hatten sich freilich aufgelöst, aber die Denkweise und die Gewohnheiten der Menschen waren damit nicht völlig geändert worden. Wie wenn ein Bauwerk durch zerstörende Kräfte in einen Schutthaufen verwandelt wird, die Pracht und Harmonie des Ganzen untergeht, aber die Baustücke bleiben, nur daß sie in wüster Unordnung auf und durch einander geworfen sind: so hatten sich auch die Elemente der antiken Kultur hier erhalten, aber konnten Jahrhunderte lang die verlorene Fügung nicht wieder gewinnen.

Von freier Beschäftigung mit der Staatsverwaltung zurückgedrängt, des beschwerlichen Kriegsdienstes längst entwöhnt, hatten sich die Italiener schon in den Zeiten ihrer alten Imperatoren den bürgerlichen Geschäften des Friedens zugewandt und ihre Freude an dem gefunden, was in gemächlicher Ruhe den Geist zu beschäftigen und die Sinnenlust zu befriedigen vermag. Das in der Beschäftigung mit den Künsten und Wissenschaften, mit Handel und Gewerbe verweichlichte Volk verfiel endlich in Knechtschaft; es mußte fremden Herren dienen, und seine Lage war kaum eine wesentlich verschiedene, ob es sich den nordischen Eroberern beugte, oder den Beamten des Kaisers von Constantinopel, die verheerend die entfernten Provinzen des Reichs durchzogen. Die politische Einheit der Halbinsel wurde gelöst, alle staatlichen Einrichtungen umgestaltet, das Leben nahm eine kriegerischere Gestalt an, die christliche Kirche stieg von einer Stufe der Macht zur anderen: die ganze Gestalt der Dinge schien verändert, aber die Natur des Volks wurde doch keineswegs völlig verwandelt. Ob die Städte Italiens sich mit festen Mauern umgaben, sich Burgen in denselben und an den Abhängen der Berge erhoben, ob die Bewohner nothgedrungen endlich zu den Waffen griffen: das Gewerbe ging seinen alten Gang, der Verkehr wurde in der alten Weise und auf den alten Straßen betrieben, und Italien vermittelte nach wie vor den Handel zwischen Morgen- und Abendland. Aehnlich war es mit der wissenschaftlichen Bildung. Mochte ein eifriger Papst, wie Gregor der Große, oder ein der Welt abgewandter Heiliger, wie Benedict von Nursia, die weltliche Bildung des Alterthums als dem Christenthum widerstrebend mit den Waffen heiligen Zornes bekämpfen: dennoch ergriff in Italien jene theologische Bildung, die sich nach und nach, namentlich von England aus, über das ganze

Abendland verbreitete, nie dauernd die ganze Nation; es erhielt sich hier, von weltlichen Lehrern fortgepflanzt, ein Rest der freien klassischen Studien, der nicht zu vertilgen war. Es war eine überaus dürre und dürftige Gelehrsamkeit, zu der das wissenschaftliche Leben des Alterthums in den Rhetorenschulen Italiens längst herabgesunken war; aber wie aus dem Funken im dürren Reisig ein heller Brand sich anfachen läßt, so sollte auch der dort verborgene Geistesfunke einst noch der Welt einen weitleuchtenden Schein geben. Es war nicht ohne nachhaltige Folgen für die Entwickelung des menschlichen Geistes, daß mitten in dieser kriegerischen Zeit die Künste des Friedens nicht ganz untergingen, daß in einer ganz von geistlichen Richtungen bewegten Epoche auch die freiere geistige Bewegung nicht vollends erstarb.

Für Alles, was in den Augen des italischen Volks Werth hatte, schienen die Langobarden, als sie das Land eroberten, kaum irgend ein Gefühl zu haben; und doch wie bald nahmen sie von den Besiegten Sitte und Denkart an! Daß sie so bald mit ihnen zu einem Volke verschmolzen, beruht nicht allein darauf, daß sie ihre Sprache mit der weicheren und bequemeren italischen Mundart vertauschten, noch darauf allein, daß sie endlich ihren Arianismus gegen die römisch-katholische Lehre aufgaben: es ist wesentlich dadurch mitbedingt, daß sich in allen Lebensgewohnheiten beide Nationen nach und nach ausglichen. Die alten Einwohner des Landes lernten von den Eroberern die Waffenübung wieder und die sorgsamere Kultur des Bodens; diese von jenen Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft.

Es ist eine äußerst merkwürdige Verordnung des Langobardenkönigs Aistulf erhalten, in welcher sich Bestimmungen über die Wehrpflicht seiner Unterthanen finden; er unterscheidet da drei Klassen von Grundbesitzern und drei Klassen von Kaufleuten: die größeren, mittleren und kleinen, und jede Klasse der Kaufleute muß mit der entsprechenden der Grundbesitzer den gleichen Kriegsdienst leisten. Es stand hiernach damals schon bei den Langobarden der Kaufmannsstand in einer Achtung, die er sonst bei keinem deutschen Stamme gewonnen hatte, und es kann kaum eine Frage sein, daß auch freie Langobarden bereits in diesen Stand eingetreten waren. Um dieselbe Zeit werden Notare, Aerzte und Maler unter den Langobarden erwähnt, die ihrem Namen nach aus germanischem Blute entsprossen sein mußten. Es ist ferner eine bemerkenswerthe Thatsache, daß der erste bedeutende Gelehrte, der in

Italien nach Jahrhunderten auftaucht, Paul Warnefrieds Sohn, einem edlen Geschlechte entstammte, dessen Ahnherr mit König Alboin nach Italien gekommen war. Seine Bildung beruht, wenn er gleich später in den geistlichen Stand trat, wesentlich doch auf der prosanen Litteratur des klassischen Alterthums. Der Gemahlin des Herzogs Arichis von Benevent, seiner Schülerin, gab er die römischen Geschichten des Eutrop zu lesen und setzte das Buch für sie fort. Man hat ihm einen Auszug aus dem grammatischen Werke des Festus beigelegt, der, wenn auch nicht von ihm, doch von einem seiner italischen Zeitgenossen herrührt. Der Lehrer Karls des Großen in der Grammatik und Rhetorik war Peter von Pisa, ein Zeitgenosse Paul Warnefrieds, und in denselben Wissenschaften zeichnete sich damals jener Paulinus aus, der später zum Erzbischof von Aquileja erhoben wurde. Die hervorragendsten Gelehrten am Hofe Karls des Großen waren, wie in den theologischen Wissenschaften Angelsachsen, so in der klassischen Litteratur Italiener und zwar vornehmlich Langobarden.

Die fränkische Eroberung fand also weder das Geschlecht der deutschen Eroberer, noch die frühere römische Bevölkerung in dem Lande, sondern eine neue aus germanischen und römischen Elementen gebildete Nation, zwar ohne die vielgerühmte kriegerische Kraft der alten Langobarden, aber in allen Künsten des Friedens bei weitem erfahrener und entwickelter, als es die rein germanischen Stämme waren. Wie folgenreich war es nicht schon, daß Italien auch unter der Langobardenherrschaft ein Land der Städte geblieben war, daß die Städte die Grundlage jener Gau- und Gemeindeverfassung geboten hatten, welche die Eroberer dort nach heimischer Sitte einführten, daß sogar die öffentlichen Beamten der Langobarden in diesen Städten ihren Sitz nahmen. Mit dem städtischen Leben hatten sich nothwendig nicht geringe Reste der städtischen Gewerbe und der städtischen Bildung erhalten müssen. Das Land war sichtlich wieder in Aufnahme, der Wohlstand stieg, Künste und Wissenschaften hoben sich, als Karl der Große das langobardische Reich eroberte, es alsdann mit einem großen Theile der Halbinsel, der immer den Waffen der Langobarden Widerstand geleistet hatte, enger verband und seinem gewaltigen Kaiserreiche einverleibte.

Die Herrschaft Karls schien die begonnene Entwickelung eher zu fördern als zu hemmen. Daß das Land in Grafschaften eingetheilt und zugleich die fränkische Heer- und Gerichtsverfassung eingeführt wurde,

daß man vornehme Franken vielfach an die Spitze der Grafschaften gestellt sah, daß das Ansehen der Geistlichkeit gehoben und ihre Besitzungen von der Gerichtsbarkeit der öffentlichen Beamten befreit wurden, dies Alles schien im Anfange kaum wesentliche Nachtheile für die allgemeinen Verhältnisse herbeizuführen, zumal die fränkischen Vasallen, die im Lande angesiedelt waren, sich bald genug den Eingeborenen verbanden und schon in der zweiten Generation völlig als Italiener ansahen. Welcher Gewinn war es dagegen, daß Rom und Ravenna mit ihren Gebieten nun mit der Lombardei in nächste Berührung traten, daß die Verbindungen mit den gallischen und germanischen Ländern, früher so vielfach behindert, jetzt von allen Hemmnissen befreit wurden, daß alle jene friedlichen Künste Italiens an dem Kaiser nicht nur einen Schutzherrn, sondern den eifrigsten Förderer fanden. Italien gedieh zu einem Wohlstande, den es seit Jahrhunderten nicht gekannt hatte, zu einer Ausbildung in Kunst und Wissenschaft, auf die man bald mit Neid zurückblickte.

Aber allerdings hatte die fränkische Eroberung auch Einrichtungen dem Lande gebracht, die mit der Zeit eine äußerst verderbliche Wirkung übten. Vor Allem das Vasallenthum, das schon den Langobarden nicht ganz fremd, doch ohne tiefgreifenden Einfluß auf ihre politischen Einrichtungen geblieben war. Die üblen Einwirkungen desselben erfuhr man reichlich, sobald die kaiserliche Gewalt in Italien erschlaffte, vornehmlich seitdem die Einsetzung der Sendboten unterblieb. Da erhoben sich auch hier überall die großen Vasallen mit demselben ungezügelten Uebermuth gegen die freie Bevölkerung und mit demselben Trotz gegen die Krone, wie in den gallischen und germanischen Ländern. Der von ihnen auf das Empörendste bedrückte Stand der Freien, den das Königthum nicht mehr schützte, suchte nothgedrungen Schutz in den Immunitäten der Geistlichkeit und ergab sich meist mit seinem Eigenthume den Kirchen und Klöstern in Zinspflichtigkeit. Auch die Könige selbst wußten bald dem Adel gegenüber keinen anderen Halt mehr zu gewinnen, als daß sie die Macht der Geistlichkeit auf alle Weise vergrößerten, ihre Besitzungen erweiterten, sie mehr und mehr von der öffentlichen Gerichtsbarkeit befreiten, ihnen endlich sogar das Aufsichtsrecht über die öffentlichen Beamten übertrugen. Die Kirchen und Klöster kamen so zu unermeßlichem Reichthum; es ist gewiß nicht zu viel behauptet, daß damals etwa die Hälfte des gesammten Grundeigenthums in Italien ihnen

zufiel und durch ihre Immunitätsrechte gegen die Eingriffe der öffentlichen Beamten gesichert wurde.

Aber durch diesen Reichthum wurde die Geistlichkeit Italiens ganz in die weltlichen Geschäfte und Interessen hineingezogen. Von dem Adel stets mit neidischen Blicken angesehen, in den erworbenen Rechten gekränkt, oft mit roher Gewalt mißhandelt, mußten die Bischöfe und Aebte sich mit bewaffneten Schaaren umgeben, die sie durch Vertheilung des Kirchenguts zu Lehen oder in Pacht für sich gewannen; ja es blieb den geistlichen Herren meist nichts Anderes übrig, als mit Aufopferung eines großen Theils des Kirchenvermögens sich den Beistand eines jener vornehmen Herren gegen den anderen zu erkaufen. Das Lehnswesen hatte so hier, wie anderer Orten, keine andere Folge, als unausgesetzte Fehden des weltlichen Adels unter sich, Streitigkeiten zwischen diesem Adel und der Geistlichkeit, fast völlige Unterdrückung der gemeinen Freiheit. Am traurigsten aber wurde der Zustand Italiens, als die geistliche und weltliche Aristokratie nach dem Aussterben der Karolinger nach eigenem Ermessen über die Krone Italiens verfügen zu können glaubte; als sie dann meist ihr Interesse dabei fand, diese Krone doppelt zu vergeben, um den einen Herrn durch die Furcht vor dem anderen zu schwächen und in Abhängigkeit zu erhalten; als die Anarchie das förmlich anerkannte Princip der Großen ward, die alle Gewalt in dem Lande an sich rissen und so zu behaupten gedachten. An das Wohl des Ganzen dachte da Keiner von ihnen mehr, sondern Jeder suchte nur sich selbst eine selbstständige Gewalt in den seiner Obhut vertrauten Bezirken zu gründen. Die Bischöfe strebten nach der unbeschränkten Herrschaft in ihren Städten, die Grafen nach der freien Gewalt in ihren Grafschaften; namentlich gelang es den mit ausgedehnteren Vollmachten bekleideten Grenzgrafen die anderen Vasallen der Krone in ihrer Mark von sich abhängig zu machen und so geschlossene Territorien zu bilden, in denen sie mit willkürlicher Gewalt geboten. So erhoben sich im nördlichen Italien die Markgrafen von Friaul und Ivrea, im mittleren die von Tuscien und Spoleto, von denen die letzteren gewöhnlich auch im Besitze der Mark von Camerino waren, zu einer Selbstständigkeit, bei der ein Reichsregiment nicht mehr bestehen konnte.

Als zu dieser Zeit Italien von den erbittertsten Feinden der Christenheit angegriffen wurde, zeigten sich sofort die traurigsten Folgen der

Zersplitterung. Nirgends begegneten die Feinde einem nachhaltigen Widerstand; trotz der großen und befestigten Städte, trotz der Volksmenge in denselben hausten Räuberschwärme überall ungestraft in dem reichen Lande und plünderten mit unersättlicher Habgier seine Schätze. Schon seit geraumer Zeit verheerten Araber, die von Sicilien herübergekommen waren, die Küsten des südlichen und mittleren Italiens; bis in die Nähe Roms waren sie bereits im Jahre 846 vorgedrungen, aber an dem Widerstande der Kaiser und Päpste waren damals noch ihre Unternehmungen gescheitert, wenigstens gelang es ihnen nicht in dem mittleren Italien dauernd festen Fuß zu fassen. Jetzt erneuerten sie ihre Angriffe mit dem glücklichsten Erfolge.

Um das Jahr 880 setzten sich arabische Seeräuber an der Mündung des Garigliano fest, erbauten hier eine Burg und drangen tief in das Land ein, um es so bald nicht wieder zu verlassen. Von den Schluchten im rauhen Marsergebirge aus, wo sie ihre Schaaren ansiedelten, schweiften sie nach der einen Seite bis zum adriatischen, auf der anderen Seite bis zum tyrrhenischen Meere; bis zum Po erstreckten sich landeinwärts ihre verheerenden Züge: ihre reiche Beute schleppten sie dann dem Garigliano zu, wo Schiffe bereit standen, um sie nach Sicilien und Afrika zu führen. Kaum *eine* Stadt in der Nähe widerstand ihnen auf die Dauer; die einsam liegenden Klöster wurden von den Mönchen verlassen und der Zerstörung preisgegeben; selbst die Umgegend von Rom war in keinem Augenblick sicher, und lange blieben den Pilgern alle Wege zu den heiligen Stätten versperrt. Fast dreißig Jahre beherrschten, kann man sagen, die Ungläubigen das mittlere Italien, bis endlich Papst Johann X. die Kräfte des Landes gegen sie aufbot. Unter der Führung des Markgrafen Alberich von Camerino schaarten sich die waffenfähigen Einwohner von Rieti, Nepi und Sutri zusammen; mit ihnen zogen die Bewohner der Sabina und der umliegenden Orte in den Marken von Spoleto und Camerino aus: in mehreren blutigen Schlachten litten die Araber große Verluste und zogen sich endlich nach ihrer Burg am Garigliano zurück. Von den Griechen unterstützt, umzingelte Alberich sie hier und stürmte die Burg; in einem furchtbaren Gemetzel fielen die Meisten der Feinde; die Wenigen, die dem Schwerte entrannen, geriethen in die Gefangenschaft der Christen. So wurden wenigstens Rom und Mittel-Italien im Jahre 916 von diesem schlimmen Feinde befreit.

Andauernder wurde das lombardiſche Land durch arabiſche Horden verwüſtet. Um das Jahr 889 waren Piraten aus Spanien an der Küſte der Provence gelandet und hatten am Golf von Saint-Tropès eine Burg, Frarinetum genannt, in Beſitz genommen. Der Ort, jetzt Garde-Frainet geheißen, war zu Streifzügen in die ſchlechtvertheidigten Landſchaften des burgundiſchen Reichs günſtig belegen und bot zugleich Gelegenheit zu Einfällen in das norditaliſche Land. Bald ſammelte ſich eine größere Schaar von Ungläubigen, und die Araber von Frarinetum wurden weit und breit die gefürchtetſten Feinde. Sie drangen tiefer in die Thäler der Alpen ein, beſetzten beſonders die von Kaufleuten und Pilgern vielbetretenen Alpenſtraßen, die lange Niemand unbeläſtigt von ihnen betreten konnte. Von hier aus durchzogen ſie plündernd weithin die Abhänge des Gebirgs und drangen bis zu den Städten der Ebene vor. Am Sanct Bernhard, an vielen Orten der Provence, der Dauphinée, in Savoien und in Wallis bauten die Räuber von Frarinetum feſte Burgen, in denen ſie ſich faſt ein Jahrhundert hindurch behauptet haben; noch jetzt weiſen die Namen mancher Ortſchaften und Berge dort, die arabiſchen Urſprungs ſind, auf die Zeiten hin, als jene ſchlimmen Gäſte die größte Geißel der Alpenbewohner und Alpenwanderer waren. Mehrfache Verſuche, welche die Könige Burgunds gemacht hatten, das Räubernеſt in Frarinetum zu zerſtören, waren ohne Erfolg geblieben, und gleichwie die burgundiſchen Länder litten die liguriſchen Küſten und die Markgrafſchaft von Ivrea damals ſchwer durch dieſe gefürchteten Nachbarn, die in der Plünderung der Chriſtenſtädte ein Verdienſt um ihren Gott und ſeinen Propheten ſahen.

Noch verheerender als die Züge der Araber waren die Einfälle der Ungarn, die ſich ſeit dem Jahre 899, wo die Barbaren des Oſtens zuerſt die lombardiſche Ebene betreten hatten, ſchnell nach einander folgten. Seitdem die Ungarn von den deutſchen Ländern in ſiegreichen Kämpfen zurückgewieſen waren, ergoſſen ſie ſich faſt Jahr für Jahr in furchtbaren Schaaren über das nördliche Italien, wohin ſie die zahlreichen Städte mit ihrem Reichthum lockten. Die ſchlechten, in der Eile aufgeführten Burgen Sachſens und Thüringens waren ihnen zum Verderben geworden; die Städte Italiens, ſeit Jahrhunderten wohlbefeſtigt, hielten ſie nicht nur nirgends auf, ſondern zogen ſie vielmehr herbei: gerade die volkreichſten Städte der Lombardei wurden zuerſt geplündert oder mußten durch große Geldſummen ihren Abzug erkaufen. Pavia,

nach Rom damals die schönste Stadt des Abendlands, war bereits im Jahre 924 in einen Schutthaufen verwandelt. Dreiundvierzig Kirchen sollen ein Raub der Flammen geworden sein, von einer unzähligen Menge von Einwohnern nur zweihundert das Leben gerettet haben. Das mittlere Italien zog mit seinen rauhen Gebirgen die Ungarn weniger an; aber es ist kein Zweifel, daß sie schon um das Jahr 926 bis in die Umgegend Roms vordrangen, Alles hier verheerten und durch die toscanische Landschaft ihren Rückzug nahmen. Noch mehrmals erschienen sie in der Folge vor Rom, bis es vor dem Thore von S. Giovanni, wahrscheinlich im Jahre 942, zu einer blutigen Schlacht kam, nach der sie von der Stadt abzogen. Als sie dann bei Rieti von einem langobardischen Heere noch einmal eine schwere Niederlage erlitten, kehrten sie in diese Gegend nicht mehr zurück, sondern begnügten sich die lombardische Ebene nach allen Seiten plündernd zu durchziehen.

Es ist unglaublich, was Italien während der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts litt. Alle Schriften jener Zeit sind voll von Klagen über die Plünderungen, Brandstiftungen, Raubthaten und Gewaltthätigkeiten jeglicher Art, die das Land durch innere und äußere Feinde erfuhr, und so entsetzlich diese Schilderungen sind, so bleiben sie doch weit hinter der Wirklichkeit zurück. Wir wissen, auch die deutschen Länder erfuhren ein ähnliches Schicksal, auch dort begegneten uns im Anfang des Jahrhunderts dieselben inneren Zerwürfnisse, auch dort sahen wir die Marken überall von den Feinden durchbrochen; aber das Unglück übte auf unser Volk eine bessernde und kräftigende Gewalt. Man sah die hereinbrechenden Plagen als eine Strafe des Himmels an und erhob die Herzen und Hände zu der Barmherzigkeit des Herrn; im Vertrauen auf Gottes gnädigen Beistand griff man dann zu den Waffen und gewann die ruhmvollsten Siege über die äußeren Feinde, während zugleich die Einheit der deutschen Länder auf neuen Grundlagen befestigt, die Ordnungen in Kirche und Staat hergestellt und durch die unablässige Thätigkeit einer sich neu heranbildenden trefflichen Geistlichkeit der religiöse und sittliche Zustand des Volks gebessert wurde. So hatte man sich aus der schmählichsten Zerrüttung schon um das Jahr 950 zu einer weithin geachteten Stellung erhoben, und zwar hauptsächlich dadurch, daß das Königthum sich zum Mittelpunkt der geistigen Erhebung des Volks gemacht und die besten Kräfte desselben um sich gesammelt hatte.

Wie anders aber wirkten die ſchweren Fügungen Gottes auf das italiſche Volk! Die ſittlichen und geſelligen Ordnungen zeigten ſich unter ihm alsbald in der grauenvollſten Auflöſung. Alle Bande der Scheu und des Gehorſams wurden geſprengt. In zuchtloſer Willkür walteten die entfeſſelten Lüſte und Leidenſchaften; nur auf das ſinnliche Leben war man bedacht, auf Eſſen und Trinken, prunkende Schätze und ſchöne Weiber: alle höheren Güter der Menſchheit, welche das Leben erſt zum Leben machen, hatten für dieſes eben ſo verweichlichte, als ſittlich rohe Geſchlecht ihren Werth verloren. Eine Weiberherrſchaft entwickelte ſich hier, wie ſie die Welt nie wieder geſehen hat. Königreiche, Fürſtenthümer, Bisthümer und Abteien hingen von dem Lächeln oder Schmollen hochgeſtellter Buhlerinnen ab; ihre Lüſte und Ränke entſchieden das Wohl und Wehe des Volks; an ihren Blicken hingen Könige und Ritter, Biſchöfe und Prieſter. Die ganze Nation ſtürzte ſich, als ſei der ausgelaſſenſte Geiſt des Alterthums zurückgekehrt, in bacchantiſchem Taumel von Sinnenluſt in Sinnenluſt. Während das Unglück die ſittliche Kraft der Deutſchen ſtärkte, nahm es den Italienern den letzten Reſt von Mannhaftigkeit und Würde.

Nach dem Leben der Geiſtlichkeit wird man zu allen Zeiten am beſten den ſittlichen Standpunkt einer Nation beurtheilen. Wie damals das Leben der Biſchöfe in Italien war, ſchildert uns der Lothringer Rather, der zweimal während dieſer Zeit auf dem Biſchofsſtuhl von Verona ſaß *), mit kräftigen Farben. Wir ſehen da, wie ſich die vornehmen Biſchöfe der Lombardei in Prachtgewändern von Conſtantinopel und Bagdad kleiden; ſie liegen beim Mahle, umtönt von verbuhlten Liedern und gefeſſelt von lüſternen Tänzen; dann eilen ſie zur Jagd und laſſen zu raſchem Fluge den Falken aufſteigen oder fahren prunkend auf hohen Wagen einher, ſtolz herabſehend auf die ſie umwogende Menge, bis ſie der Einbruch der Nacht aufs Neue zu den Genüſſen der Tafel ladet; endlich eilen ſie den Freuden des Betts zu, auf dem ſie am Morgen mit einem Fluch auf den Lippen erwachen. Die alten Ordnungen der Kirche waren erſchlafft und bekümmerten wenig die geiſtlichen Herren. Synoden traten ſelten zuſammen und dann gemeinhin nur um politiſcher Intereſſen willen. Der Politik allein widmeten die Biſchöfe die wenige Zeit, welche die Schwelgerei nicht ausfüllte.

*) Vom Jahre 931—935 und 946—948.

Will man das Leben der Kloſtergeiſtlichkeit kennen lernen, ſo muß man eine um das Jahr 1000 geſchriebene Schrift des Abts Hugo von Farfa über die Zerſtörung ſeines Kloſters leſen. Durch die Freigebigkeit der Karolinger war der Zuſtand der Klöſter überall in Italien ein äußerſt blühender geweſen, aber wie ſie meiſt außerhalb der Städte lagen, hatten ſie bei den feindlichen Einfällen zuerſt und am meiſten gelitten. So war auch das Kloſter Farfa im Sabinergebirge, eines der reichſten in Italien, von den Arabern zerſtört worden, und die Mönche hatten ſich nach allen Seiten zerſtreut; theils waren ſie nach Fermo, theils nach Rieti, theils nach Rom gezogen. Um das Jahr 925 kehrten ſie zurück, und das Kloſter wurde wieder aufgebaut; aber ſchon der erſte Abt, dem das Kloſter die Herſtellung verdankte, machte an den Mönchen die ſchlimmſten Erfahrungen. Seine Anordnungen ſtießen überall auf Widerſtand; endlich räumten ihn zwei Mönche durch Mord aus dem Wege. Die Mörder riſſen dann das Regiment in dem Kloſter an ſich, maßten ſich den Namen von Aebten an, theilten ſich in die Güter und nahmen ſich Weiber. Campo, der eine von ihnen, zeugte drei Söhne und ſieben Töchter, die er ſämmtlich aus den Gütern des Kloſters ausſtattete; eine ſeiner Töchter verheirathete er an einen Juden, mit Namen Azo, und bedachte auch dieſen Schwiegerſohn mit Beſitzungen des Kloſters. Der andere Mörder, Hildebrand mit Namen, ſtattete ſeine vielen Kinder nicht minder reichlich vom Kloſtergut aus, das ſo faſt ganz verſchleudert wurde. Auch die Mönche hatten ſich Weiber genommen und wohnten zerſtreut mit ihnen in Landhäuſern. Sie riſſen ihre Wohnungen im Kloſter nieder, damit ſie nicht wieder in daſſelbe einzuziehen gezwungen würden; nur von einem Sonntage zum anderen kamen ſie zur Kloſterkirche, um Meſſe zu leſen und zu hören, dann kehrten ſie mit dem dort geſtohlenen Gold und Silber zurück und ließen daraus Geſchmeide für ihre Weiber machen. Rom hatte zuletzt ein Einſehen: man ſchickte Mönche nach Farfa, die das Kloſter reformiren ſollten, doch ſie fanden die übelſte Aufnahme und retteten kaum das Leben. Mit Gewalt wurde darauf von Rom ein neuer Abt geſetzt, der nun als der dritte neben Campo und Hildebrand den Abtsnamen führte; aber bald wurde er vergiftet, und ſein vom Papſt ernannter Nachfolger ging nur zu ſehr auf das zuchtloſe Treiben der Mönche ein. Von den Leuten des Papſtes wurde er beim Ehebruch ergriffen; er trug kein Bedenken ſich mit Kirchengut von der Strafe zu löſen. Alle Ver-

suche Roms, der gräulichen Sittenlosigkeit in Farfa zu steuern, scheiterten, so lange das Reich eines mächtigen Kaisers entbehrte.

Der antichristliche Geist, der die gesammte Geistlichkeit beherrschte, spricht sich vielleicht am deutlichsten in der Richtung aus, in welcher sich die Litteratur damals bewegte. Denn obwohl der Laienstand in Italien derselben weniger fern stand, als bei den anderen Völkern des Abendlands, war es doch auch hier vornehmlich der Klerus, welcher der wissenschaftlichen Bildung Anstoß und Ziel gab. Wir finden nun neben Schriftwerken, die in der traurigsten Formlosigkeit ein unwiderlegliches Zeugniß des tiefsten wissenschaftlichen Verfalls ablegen, andere sich hoch über Alles erheben, was in der nachkarolingischen Zeit in den anderen Ländern Europas geleistet wurde. Liudprand von Cremona, der um die Mitte des zehnten Jahrhunderts blühte, zeigt sich in seinen Werken als einen lebendigen, vielseitig gebildeten Geist, der die Form der Darstellung beherrscht und seinen Leser zu fesseln weiß. Ein gleichzeitiger Dichter, der die Thaten Kaiser Berengars besang und dessen Name uns unbekannt ist, ahmt zwar nur die Muster der klassischen Zeit nach, doch nicht ohne Sinn für ansprechende Form. Aber es ist nicht das Leben einer christlichen Zeit, sondern vielmehr die nackte Sinnlichkeit des entarteten Alterthums, die diese und die anderen italischen Schriftwerke jener Zeit durchdringt. In der abschreckendsten, widerwärtigsten Gestalt, einem Gespenste gleich, tritt uns der Geist der heidnischen Litteratur hier entgegen. Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn man sich weniger an der Bibel und an der kirchlichen Litteratur heranbildete, als an den alten Dichtern, Philosophen und Rednern, wenn die Anführungen aus diesen dicht gesäet sind, während sich selten eine Hinweisung auf die heiligen Schriften findet.

Bis zu welchen Verirrungen diese rhetorische Richtung der Litteratur führte, zeigt die Geschichte eines Grammatikers, Wilgard mit Namen, der um die Mitte des Jahrhunderts zu Ravenna lehrte. Ihm erschienen, so wird erzählt, böse Geister in der Gestalt des Virgil, Horaz und Juvenal; sie verkündeten ihm unsterblichen Ruhm, weil er um die Verherrlichung ihrer Namen sich wohlverdient gemacht habe. Darüber wurde Wilgard, wie wir weiter hören, so aufgeblasen, daß er gegen die Kirchenlehre auftrat und behauptete, man müsse den Worten der Dichter mehr Glauben schenken als den Lehren der Schrift; er wurde endlich als Ketzer hingerichtet. Wilgard stand, wie uns ausdrücklich berichtet wird,

nicht allein, und es begreift sich daraus, daß Rather so oft gegen jene Gelehrten eifert, welche die ewige Weisheit Thorheit hießen und die Geschichte der Heiden der heiligen Geschichte vorzögen. Wir wissen von ihm, daß die Städte Italiens voll waren von Gelehrten, die sich mit eitler Weisheit brüsteten und gern Doctoren und Magister nennen ließen, wie auch daß solche Wissenschaft gut ihre Lehrer nährte.

Wenn Rather sich gegen die Philosophen Italiens erhebt, d. h. gegen die, welche auf wissenschaftliche Bildung und Gelehrsamkeit Anspruch machen, dann nennt er sie wohl „Weltweise" und „Männer städtischer Bildung." Und allerdings hatte diese Bildung der Grammatiker und Rhetoren Italiens im Gegensatz gegen die geistlich-theologische, die sonst das Abendland beherrschte, einen überwiegend weltlichen Charakter. Daher wurde sie auch die Mutter der praktischen Wissenschaften, der Medicin und Jurisprudenz, in denen es Italien bekanntlich bald allen Ländern Europas zuvorthat. Die älteste berühmte Schule der Medicin zu Salerno läßt sich bis in das zehnte Jahrhundert verfolgen, die älteste Rechtsschule, die zu Pavia, bis in dieselbe Zeit; beide aber sind hervorgegangen aus Rhetorenschulen und standen in unmittelbarer Verbindung mit solchen. Und wie diese Bildung weltlich ist, weist sie zugleich auf ein entwickeltes städtisches Leben hin, in dem sie ihre Grundlage findet und sich bewegt. Es zeigt sich auch hier, daß jener städtische Verkehr, der in Italien von den ältesten Zeiten her bestand, mit Nichten ganz in Stocken gerathen sein konnte.

So viele Störungen auch der Handel Italiens erlitten hatte, er verfolgte noch unverändert die alten Straßen; wir begegnen italischen Kaufleuten nach wie vor überall im Innern des Landes, wie auf den Uebergängen der Alpen. Wenn Italien bei den Verwüstungen der Feinde so wenig verarmte, daß es vielmehr fortwährend als ein reiches Land erscheint, so dankte es dies mehr noch als der Fruchtbarkeit seines Bodens dem regen und ausgedehnten Handelsverkehr der Bewohner. Das Handwerk wurde meist noch von hörigen Leuten betrieben, die aber mehr und mehr in den Schutz der Kirche kamen, und aus diesem allmählich zur Freiheit aufstiegen. Waffenschmiede, Goldschmiede und Baumeister waren unter den Werkleuten am meisten geehrt; besonders mußten die Letzteren vollauf beschäftigt sein, da die zerstörten Städte sich bald wieder erhoben und die verfallenen Wälle und Mauern überall mit besonderem Eifer hergestellt wurden. Jede einzelne Burg, jede Stadt

wurde mit festen Mauern und Thürmen umgeben; denn da von keiner anderen Seite Hülfe zu erwarten war, schützte jede Gemeinschaft sich selbst, so gut sie vermochte. Rom hatte damals auf seinen Mauern 381 feste Thürme, 46 besonders befestigte Castelle und 6800 Brustwehren. Kaum minder fest waren die Städte der Lombardei. Mit welcher Schnelligkeit man baute, zeigte das Beispiel Pavias. Nachdem die Stadt im Jahre 924 fast vernichtet war, mußten im folgenden Jahre die Wälle bereits völlig hergestellt sein, denn Pavia hielt eine neue Belagerung aus; und dreißig Jahre später zählte die Stadt wieder zu den schönsten des Landes. Die Ortschaften auf den venetianischen Inseln waren von den Ungarn gleich auf ihrem ersten Zuge zerstört worden; bald darauf erhob sich als Mittelpunkt der Republik die Stadt am Rialto, die zum Wunder der Welt wurde. Die meisten Gebäude in den Städten Italiens wurden freilich — selbst die Kirchen und Paläste — damals noch aus Holz aufgeführt; aber man arbeitete doch mit einer gewissen Pracht und schonte in der Ausführung das Gold nicht, das reichlich aus dem Orient zufloß.

Diese Zeit innerer Auflösung hemmte aber nicht allein die Entwickelung des städtischen Lebens in Italien nicht, sondern beförderte sie vielmehr in ungewöhnlichem Maße. Die Unsicherheit auf dem platten Lande trieb viele Bewohner desselben in die Städte, wo sie sich dauernd niederließen; die Mauern und Gräben, welche jetzt regelmäßig die Städte umgaben, schieden diese bestimmter von den ländlichen Bezirken, mit denen sie bisher in den Grafschaften vereinigt gewesen waren; endlich wurde das städtische Weichbild auch öfters schon rechtlich von der Grafschaft getrennt und dem Grafengericht entzogen, indem durch königliche Privilegien die Immunität der Bischöfe über die ganze Stadt ausgedehnt wurde, selbst über die freien Männer, die in derselben wohnten und deren Zahl bereits sehr zusammenschmolz. Denn um den Belästigungen der Grafen und anderer öffentlicher Beamten zu entgehen, hatte sich der größere Theil der Freien, welche in den Städten wohnten, allmählich in ein Schutz- oder Dienstverhältniß zu den Kirchen begeben; sie waren damit entweder unmittelbar unter die Gerichtsbarkeit des Bischofs und seines Vogts gerathen oder wurden doch von diesen in den ordentlichen Gerichten vertreten. Der Gerichtssprengel der Grafen in den Städten selbst und die mit demselben verbundenen Gefälle des Staates wurden hierdurch in dem Grade verringert, daß die Könige zuletzt keinen Anstand

nahmen sie einzelnen Bischöfen ganz zu überlassen; nur der Blutbann wurde meist noch den Grafen vorbehalten, wie das Gericht des Königs und seines Pfalzgrafen als höhere Instanz festgehalten. Erst durch diese Entwickelung wurden die Städte in sich völlig abgeschlossen, und es konnte sich in ihnen ein besonderes städtisches Gemeinwesen gestalten. An der Spitze der Stadt stand nun der Bischof, dem auch meist der Königshof mit allen dazu gehörigen Leuten und Einkünften überlassen war: in seinem Namen wurde das Gericht gehalten; er entbot die waffenfähigen Einwohner der Stadt zum Kriegsdienst; von ihm hingen die Ordnungen des Markts und der Gewerbe ab; die Einkünfte flossen in seinen Schatz. Mit seinen ritterlichen Vasallen regierte der Bischof die Stadt; die ganze Einwohnerschaft wurde zu seinen Hintersassen, und das Weichbild konnte als Eigenthum der bischöflichen Kirche gelten.

Nicht überall ist es zu einer solchen Ausbildung der bischöflichen Hoheit über die Stadt gekommen. Wo sich mächtige Fürstengeschlechter in den Marken Ober- und Mittel-Italiens erhielten, sind alle Bestrebungen der Bischöfe zur Selbstständigkeit in ihren Städten zu gelangen ohne dauernden Erfolg geblieben; dagegen haben sich in den meisten großen Städten der Lombardei die Ansprüche der hohen Geistlichkeit durchgesetzt. Doch auch hier nur allmählich. Denn die Privilegien der Könige und Kaiser allein reichten nicht aus, um die Bischöfe gegen die Macht des Adels zu sichern; es bedurfte dazu materieller Kräfte, eines gefüllten Schatzes und eines schlagfertigen Vasallenheeres, welches die errungenen Rechte mit bewaffneter Hand vertheidigte. Die ältesten Privilegien, die uns Städte bereits als geschlossene Immunitäten der Kirche zeigen, gehören den letzten Jahren des neunten und dem Anfange des zehnten Jahrhunderts an. Im Jahre 892 wurde dem Bischofe von Modena zur Wiederherstellung der zerstörten Stadt der ganze Königszins in derselben, der Grund und Boden, die Thore, Brücken und Straßen geschenkt und ihm die Erlaubniß ertheilt, im Umkreis einer Meile Befestigungen um die Stadt anzulegen. Im Jahre 904 fiel dem Bischofe von Bergamo eine ähnliche Schenkung zu; die ganze Stadt wurde unter seinen Schutz und seine Gerichtsbarkeit gestellt. Im Jahre 916 erhielt der Bischof von Cremona alle Zölle und öffentlichen Einkünfte, wie die vollständige Gerichtsbarkeit in der Stadt und im Umkreis von fünf Meilen. Die Grafschaft selbst gewannen damals die Bischöfe noch nirgends, sondern nur Exemtionen von der Gewalt der öffentlichen Beam-

ten, aber ihre Immunitäten wuchsen mehr und mehr an räumlicher Ausdehnung, wie an Umfang der Rechte, und im Anfange des zehnten Jahrhunderts gingen in der Lombardei schon einzelne volkreiche Städte ganz, in dieselben auf.

Obwohl diese städtischen Immunitäten der Bischöfe die Keime einer großen und segensreichen Entwickelung in sich hegten, trugen sie doch damals nicht wenig dazu bei, die Verwirrung und Auflösung der Verhältnisse Italiens noch zu vermehren. Die Könige hatten die Macht der Bischöfe hauptsächlich deshalb erweitert, um in ihnen eine Stütze gegen den Adel des Landes zu finden, aber die Bischöfe, sobald sie in der städtischen Bevölkerung einen starken Anhang hinter sich hatten, trennten alsbald ihr Interesse von dem der Krone. Sie bewaffneten und unterstützten mit demselben Eigennutz und derselben Treulosigkeit, wie die weltlichen Großen, einen Bewerber um die Krone gegen den anderen; auch sie wechselten unablässig die Partei, wenn sich ihnen ein Gewinn zeigte, und untergruben das Ansehen des Königthums statt es zu stützen.

So war unter den schwachen Wahlkönigen, die den Karolingischen Erbkönigen folgten, trotz der Kaiserkrone, die sie meist erlangten, die königliche Macht zu völliger Nichtigkeit herabgesunken. Gleichviel ob die Könige Einheimische oder Fremde waren, sie brachten es niemals zu einer festen Begründung ihrer Macht. Wido von Spoleto, sein Sohn Lambert, dann Berengar von Friaul, Ludwig von Niederburgund, endlich Rudolf von Oberburgund: sie alle waren Schattenkönige, jeder von ihnen ein Spielball in der Hand der streitenden Factionen, nach dem Gefallen derselben aufgeworfen und wieder beseitigt. Der vollständigen Anarchie, die in Italien eingerissen war, zu begegnen, dazu fehlte es ihnen allen eben so sehr an Muth, wie an Kraft.

Zustände, wie sie zu jener Zeit in Italien herrschten und wie sie in verwandter Weise später noch mehrfach dort wiedergekehrt sind, erzeugen mit innerer Nothwendigkeit die Tyrannis, eine Herrschaft, die weder Recht noch Herkommen achtet, die mit Gewalt sich gründet, mit Gewalt sich behauptet, der Gewalt unterliegt. Die Tyrannis kennt kein

anderes Ziel als die Macht, kein anderes Mittel als die Macht; sobald sie sich ohnmächtig zeigt, geht sie dem Untergange entgegen.

Als eine solche und zwar bewußt geübte Tyrannis muß die Regierung jenes Hugo von Niederburgund angesehen werden, der zuletzt den so Vielen verderblichen Gang nach Italiens Krone angetreten hatte. In der That besaß dieser Mann wichtige Eigenschaften zu der Rolle, die er sich erwählt hatte: durchdringenden Verstand, entschiedenen Willen, starre Consequenz und jene Härte des Gemüths, mit der ein sittlich so versunkenes Volk sich allein regieren läßt. Nicht das hat ihn zuletzt gestürzt, daß er den Lüsten nicht minder ergeben war als die Masse, die er beherrschen wollte, sondern vielmehr, daß er bei allem Ehrgeiz den äußeren Feinden gegenüber wenig Kriegsmuth zeigte, daß er ohne Siegesruhm und Siegespreis endlich die Freunde nicht mehr zu fesseln, die Unzufriedenen nicht mehr zu schrecken vermochte.

Es ist bereits früher erzählt worden, wie Hugo, durch seine Mutter ein Enkel König Lothars II., als Dienstmann des unglücklichen Kaisers Ludwig des Blinden in der Provence emporkam, wie er durch List und Gewalt das arelatische Reich an sich riß und sich zugleich in den Besitz der italischen Krone setzte; auch davon haben wir schon berichtet, wie Hugo seinen Mitbewerber um Italiens Krone, den König Rudolf II. von Hochburgund, durch Abtretung des arelatischen Reichs fernhielt, wie er dann dieses Reich nach Rudolfs Tode wieder an sich zu reißen gedachte, doch dabei an König Otto, der Rudolfs Sohn Konrad schützte, einen so gewichtigen Widersacher fand, daß er von dem Unternehmen abstehen mußte: es bedarf hier aber einer näheren Erwägung, wie er zu seiner Macht in Italien gelangte, wie er sie übte und endlich verlor.

Hauptsächlich waren es verwandtschaftliche Beziehungen, denen Hugo die italische Krone verdankte. Seine Halbschwester Irmengard lenkte durch ihre Reize, ihren Geist und ihre Leichtfertigkeit den ganzen Adel Italiens nach ihrem Willen; Wido, der mächtige Markgraf von Tuscien, der durch seine Ehe mit der Römerin Marozia selbst auf Rom und den Papst den größten Einfluß übte, war Irmengards Bruder; ihr Stiefsohn war der Markgraf Berengar von Ivrea, durch seine Mutter ein Enkel Kaiser Berengars, ein junger Mann, den sich Hugo durch die Hand seiner Nichte eng zu verbinden suchte. Der Schrecken befestigte die so gewonnene Herrschaft. Eine Verschwörung wurde in Pavia entdeckt und mit unnachsichtiger Härte bestraft. „Seitdem," sagt Liudprand von Cremona,

„achtete man Hugo nicht mehr gering, wie die Könige vor ihm, sondern fürchtete ihn auf das Höchste.“ Papst Johann X. hatte Hugos Erhebung begünstigt; daß derselbe kurz darauf durch den Einfluß Widos und der Marozia gestürzt wurde (928), vereitelte allerdings zunächst Hugos Hoffnungen auf die Kaiserkrone, schien aber doch der Ausdehnung seiner Macht eher förderlich als hinderlich zu sein. Ohne Verpflichtung gegen die schwachen Päpste, die auf dem Stuhle Petri sich folgten, besetzte er ohne Weiteres die Länder der Pippinischen Schenkung und machte sich zum Herrn des Exarchats und der Pentapolis. Erst hierdurch gewann sein Reich Zusammenhang und selbst im mittleren Italien unbestrittene Anerkennung. Einem seiner nächsten Verwandten ertheilte er die Marken von Spoleto und Camerino, riß das Sabinerland von Rom los und setzte einen seiner Stammesvettern als Abt in Farfa ein. Die langobardischen Fürstenthümer Unter-Italiens standen damals unter dem Einfluß des morgenländischen Reichs; aber schon regte sich eine starke Partei in Capua und Benevent, die von einer und derselben Familie beherrscht wurden, um das Joch der Griechen abzuschütteln; Theobald, der neue Markgraf von Spoleto, eilte dem Fürsten von Benevent zu Hülfe, und man erstritt einen namhaften Sieg über die Truppen des Kaisers (929). Alles war im glücklichsten Gange und so geachtet Hugos Name, daß im fünften Jahre seiner Regierung sein Sohn Lothar, ein Knäblein in der Wiege, von den Großen Italiens als Mitregent und Nachfolger anerkannt wurde (931).

Wäre von Hugo damals ein ernstlicher Versuch gemacht worden, die Araber und Ungarn vom italischen Boden zu verjagen, vielleicht hätte er seine Herrschaft dauernd befestigen und über die ganze Halbinsel ausbreiten können. Aber zu seinem Unglück suchte er seine Macht nur mit denselben Mitteln zu behaupten und zu erweitern, mit denen er sie gewonnen hatte, zunächst durch Weibereinfluß und verwandtschaftliche Verbindungen. Auf diesem Wege hoffte er auch zum Besitze Roms und der Kaiserkrone zu gelangen, als schnell nach einander durch das Abscheiden seines Halbbruders Wido Marozia verwittwete und er durch den Tod seine Gemahlin Alda verlor.

Längst war auch in Rom der Einfluß der Weiber allmächtig. Der tief in Lüste versunkene Adel, der in der Stadt die Herrschaft übte, während die Päpste nur dem Namen nach regierten, folgte willig den Launen räukesüchtiger und üppiger Weiber aus vornehmen Häusern.

Unter diesen hatte aber keine einen mächtigeren Einfluß gewonnen, als die berüchtigte Theodora, die Gemahlin des Consuls Theophylactus. In ihrer Hand lagen lange die wichtigsten Angelegenheiten, und mit männlichem, aber arglistigem Geiste leitete sie die Geschicke der Stadt; was Kaiser und Papst nicht vermochten, vermochte der vielgewandte Sinn der Buhlerin. Aus den Händen der ruchlosen Mutter war die Gewalt dann auf ihre Tochter Marozia übergegangen, die an schamloser Zügellosigkeit, wie an Verschmitztheit die Mutter weit übertraf. Die Buhldirne des Papstes Sergius III., dann jenes Markgrafen Alberich, der die Araber vom Garigliano verjagte, hatte sie sich endlich dem Markgrafen Wido vermählt. Mächtiger als je zuvor in der Stadt, war sie die Veranlassung zum Sturz und Tode Papst Johanns X.; die folgenden Päpste Leo VI. und Stephan VIII. waren Geschöpfe ihrer Gunst; endlich wagte sie sogar ihren eigenen Sohn von Sergius III., wenngleich derselbe kaum das zwanzigste Jahr überschritten hatte, auf den päpstlichen Stuhl zu erheben (931). Es war Papst Johann XI. So schien sie an das Ziel ihrer Wünsche gelangt, als unerwartet ihr Gemahl, Markgraf Wido, starb.

Obwohl sie in Lüsten alt geworden, war doch das wilde Feuer der Begierden in Marozias Seele nicht erloschen und paarte sich mit der ausschweifendsten Herrschlust. Noch einmal bewarb sie sich um die Liebe eines Mannes, die ihr zugleich die höchsten Ehren der Welt gewinnen sollte. Sie trug ihre Hand König Hugo an, und er war solches Weib werth. Den ärgsten Ausschweifungen war er nicht minder als die freche Römerin ergeben; mit Buhlerinnen, meist der Hefe des Volks entnommen, führte er das ärgerlichste Leben; drei dieser Weiber — das Volk nannte sie Venus, Juno und Semele — würdigte er besonderer Auszeichnung und beförderte ihre Kinder zu den ehrenvollsten Stellungen. Keinen Augenblick zögerte er auf Marozias Anerbieten einzugehen, als sie mit ihrer Hand den Besitz Roms und die Kaiserkrone versprach, die ihr Sohn Papst Johann ihrem Neuvermählten auf das Haupt setzen sollte.

Hugo eilte nach Rom. In der Engelsburg, jener starken Festung am Tiber, in die man das gigantische Grabmal Kaiser Hadrians umgeschaffen hat, empfing ihn Marozia. Hier wurde die Ehe geschlossen (932), obwohl die Gesetze der Kirche sie untersagten; denn Hugo und Markgraf Wido waren von einer Mutter geboren. Mit großer Fest-

lichkeit wurde das Beilager gehalten, und Hugo wartete der Erfüllung seiner ehrgeizigen Hoffnungen. Da ereignete es sich, daß ihm eines Tages der junge Alberich, der uneheliche Sohn Marozias vom Markgrafen Alberich, Hofdienste auf den Befehl seiner Mutter leisten mußte, und da er sich dabei nicht unterthänig genug gegen den stolzen Burgunder erwies, schlug ihm dieser erzürnt ins Gesicht. Die Wuth des kaum zum Jüngling erwachsenen Knaben, der aber Kraft und Muth in sich fühlte, kannte keine Grenzen. Er verließ die Engelsburg, versammelte die Römer und entflammte ihre Leidenschaft. „Soweit ist Rom" — so etwa soll er gesprochen haben — „von seiner stolzen Höhe gesunken, daß es dem Gebot eines buhlerischen Weibes gehorcht. Das Schmählichste sehen wir vor unseren Augen: um der Lüste eines Weibes willen wird Roms Freiheit zu Grabe getragen, und die Burgunder, einst die Knechte der ewigen Stadt, sollen fortan ihr gebieten. Wenn Hugo jetzt, wo er als Gast kommt, mir, seinem Stiefsohn, solche Unbill zu bieten wagt; was habt ihr wohl dann von ihm zu erwarten, wenn er sich einbürgern wird? Oder kennt ihr etwa nicht den Stolz und die Habgier der Burgunder?" Solche Worte wirkten: das Volk schaarte sich zusammen, erwählte Alberich zu seinem Führer und eilte nach der Engelsburg, die es umschloß. Hugo entsank der Muth; bei Nacht ließ er sich an einem Strick von der Mauer der Burg herab und eilte seinem Heere zu, das in Roms Nähe lag. Sofort begann er die Belagerung der Stadt, die Alberich aber mit Glück vertheidigte. Schimpflich verließ der Burgunder endlich das römische Gebiet; seine Hoffnungen auf die Kaiserkrone waren vereitelt.

Dies mißglückte Unternehmen erschütterte schneller, als man hätte erwarten sollen, Hugos Stellung auch dort, wo sie bereits gesichert schien. Mit burgundischen Rittern war Hugo in das Land gekommen; burgundische Geistliche, auch fränkische Priester, die durch die Ungunst der Verhältnisse ihre Heimath hatten verlassen müssen, waren dem Eroberer gefolgt. Sie alle machten an Hugo Ansprüche, und diese wurden um so eher befriedigt, als er sich mehr auf die Treue dieser Fremden, als auf den wetterwendischen Sinn der Italiener glaubte verlassen zu können. So kamen die größten Lehen des Reichs an Burgunder, vornehmlich an Männer, die in näherer oder fernerer Verwandtschaft mit dem König standen. Die reichsten und schönsten Bisthümer und Abteien des Landes fielen Burgundern und Franken zu, unter denen allerdings Manche einer strengen Richtung folgten und ihrer Stellung nicht unwerth

schienen. Denn schon um der Sicherheit des Reichs willen lag Hugo daran die aufgelösten kirchlichen Ordnungen herzustellen; er stand deshalb mit Odo, dem zweiten Abt von Cluny und Begründer einer ausgedehnten Klosterreformation, in der engsten Verbindung. Aber der Erfolg dieser Bestrebungen war gering; die Geistlichkeit zeigte sich nicht minder aufrührerisch als der Adel.

Die Begünstigung der Fremden reizte die Empfindlichkeit der Italiener, unter denen das Nationalgefühl damals schon sehr entwickelt war, gegen den eingedrungenen Gebieter; verderblicher noch war es für ihn, daß, als ihn das Glück zu verlassen schien, selbst jene Fremden nicht treu blieben, die er vor Allen begünstigt hatte. So hatte Hugo zum Grafen von Verona einen gewissen Milo ernannt, zum Bischof daselbst zuerst einen seiner Vettern, Hilduin, der aus dem Bisthum Lüttich vertrieben war, und dann, als Hilduin im Jahre 931 zum Erzbisthum von Mailand erhoben wurde, dessen Freund Rather, den schon öfters erwähnten gelehrten lothringischen Mönch, der Hugos Glücksstern folgend die Heimath verlassen hatte. Milo und Rather, obschon beide von Hugo erhoben, öffneten doch alsbald dem Baiernherzog Arnulf, als er einen Ueberfall auf Verona wagte, die Thore der Stadt (935). Arnulfs Unternehmen scheiterte zwar, und Rather mußte im Kerker seine Untreue büßen; aber bald darauf klagte Hugo sogar seinen eigenen Bruder Boso, dem er die Mark von Tuscien übertragen hatte, des Verraths an und warf auch ihn in den Kerker.

Hugos Herrschaft war im Innern gefährdet, und die fortwährenden Kriegszüge, die er ohne Erfolg gegen Alberich unternahm, dienten nur seine Macht noch zu schwächen. Deshalb folgte er den Rathschlägen des Abtes Odo und schloß im Jahre 936 einen Vertrag mit Alberich, der schon mit unumschränkter Gewalt Rom beherrschte. Denn nach Hugos Flucht hatte Alberich seine Mutter und Papst Johann, seinen Halbbruder, in das Gefängniß geworfen und so der Weiberherrschaft über Rom ein Ende bereitet. Marozia fand kurz darauf ein ruhmloses Ende; der Papst erhielt zwar die Freiheit wieder, starb aber auch nach wenigen Jahren, und sein Nachfolger Leo VII. war nur ein willenloses Werkzeug in Alberichs Händen. Alberich, den Eingebungen Odos nicht minder zugänglich als Hugo, war zwar auf den Frieden eingegangen und hatte sogar Hugos Tochter Alda zur Ehe genommen; wenn aber sein Schwiegervater an diese Verbindung neue Hoffnungen auf die

Kaiſerkrone geknüpft hatte, ſo ſah er ſich bitter getäuſcht. Durch Verſchmitztheit war ein Mann, wie Alberich, nicht zu überwinden. Welche Liſten Hugo auch erſann, der Beſitz Roms blieb ihm verſagt, und während die Thore der Stadt Jedem offen ſtanden, der ſich vor ſeiner Grauſamkeit flüchtete, waren ſie ihm verſchloſſen. Die Italiener hatten wieder, was ſie verlangten, zwei Fürſten, von denen ſie den einen durch den anderen ſchrecken und ſchwächen konnten, und nicht eher hörten ſie auf, das Feuer der Eiferſucht zwiſchen ihnen zu ſchüren, als bis beide abermals die Waffen ergriffen. Hugo rückte im Jahre 941 gegen Rom und ſcheint wirklich einen Theil der Stadt in Beſitz genommen zu haben; aber dauernd konnte er ſich nicht in derſelben behaupten. Abt Odo eilte von Neuem nach Italien, um Frieden zu ſtiften (942); wir wiſſen nicht, ob ihm dies letzte Werk ſeines Lebens gelang.

Immer gefährlicher wurde Hugos Lage. Der Mangel an nachhaltigen Erfolgen, der beiſpielloſe Nepotismus in Vertheilung der geiſtlichen und weltlichen Würden, die Willkür und Härte ſeines ganzen Regiments entfremdeten ihm immer mehr die Gemüther. Die Blicke aller Unzufriedenen hatten ſich daher längſt auf die Söhne des Markgrafen Adalbert von Ivrea: den jüngeren Berengar, Kaiſer Berengars Enkel, und ſeinen Stiefbruder Anſchar, den Sohn der Irmengard, gerichtet. Anſchar wurde, da ſein Anblick Hugo nicht Ruhe gönnte, vom Hofe entfernt und zum Markgrafen von Spoleto ernannt; hier ließ ihn Hugo von einem Burgunder Sarilo, dem er ſelbſt die Waffen in die Hand gab, überfallen und tödten. Als Hugo vernahm, daß Anſchar das Leben eingebüßt habe, frohlockte er laut; aber zu früh. Denn Berengar, Anſchars Bruder, hatte ſich bereits dem auch ihm drohenden Verderben entzogen; als ihm verrathen wurde, daß Hugo ihn wolle blenden laſſen, flüchtete er ſich über die Alpen zu König Otto. Dies war ſchon im Jahre 940 geſchehen, und von dieſer Zeit an ſchwebte Hugo in beſtändiger Furcht vor Berengar und vor dem mächtigen Sachſen. Der Bund, der früher zwiſchen Hugo und König Heinrich beſtanden hatte, war in den erſten Jahren auch von Otto erhalten worden, hatte ſich aber gelöſt, ſeitdem Otto im burgundiſchen Reich die ehrgeizigen Pläne Hugos vereitelt hatte.

Hugo, von allen Seiten bedroht, ſuchte ſich zuletzt durch eine Verbindung mit dem griechiſchen Hofe zu ſichern. Eine Unternehmung gegen die Araber, welche die liguriſchen Küſten immer unſicherer machten und den griechiſchen Kaufleuten nicht minder beſchwerlich ſein mochten als den

italischen, bot ihm Veranlassung mit dem Kaiser Unterhandlungen anzuknüpfen. Unter der Bedingung, daß Hugo eine seiner Töchter einem Kaisersohn vermählte, stellte ihm Constantinopel eine Flotte, um das Räubernest der Araber an der provenzalischen Küste, gegen welches die Griechen schon zehn Jahre früher einen Zug unternommen hatten, zu zerstören. Im Jahre 942 wurde von der Land- und Seeseite ein Angriff auf Garde-Frainet gemacht. Von der Seeseite machten es die Griechen den Arabern unmöglich zu entkommen; diese zogen sich daher in das Innere zurück. Hier aber stand Hugo nicht nur von allen kräftigen Maßregeln gegen sie ab, sondern schloß sogar mit ihnen einen Vertrag, nach dem sie die Pässe der Alpen besetzt halten sollten, um gegen einen Angriff von der deutschen Seite her sein Reich zu schützen. Die griechische Flotte sandte Hugo darauf heim, unterhielt aber seine Verbindungen mit Constantinopel auch in der Folge. Bertha, die Tochter einer Concubine Hugos, wurde nach Constantinopel gesandt und dort im Jahre 944 dem nachherigen Kaiser Romanus II. vermählt, starb aber kinderlos nach wenigen Jahren.

Der Ausgang des Unternehmens gegen Garde-Frainet mußte Hugo in den Augen des Volks auf das Tiefste herabwürdigen, und die geringe Achtung, die der schon alternde König noch sich erhielt, vollends verloren gehen, als im Jahre 943 die Ungarn abermals in die Lombardei einbrachen und Hugo, weit entfernt ihnen im Kampfe zu begegnen, ihnen vielmehr Geld und Wegweiser gab, um sie angeblich nach Spanien gegen die Feinde der Christenheit zu führen. Die Ungarn hatten kaum die Westgrenze des Reichs überschritten, so kehrten sie um, durchzogen noch einmal plündernd die Lombardei und traten dann den Heimweg an.

Die Dinge reiften der Entscheidung entgegen. Der König fühlte sich immer mehr verlassen, und als mit einem kleinen selbstgeworbenen Heere im Frühjahr 945 Berengar durch den Vintschgau sich der italischen Grenze näherte, verließen Hugo auch die Freunde, auf die er glaubte noch am sichersten rechnen zu können. Die Verwaltung der Mark Verona hatte er seinem Neffen, dem Erzbischof Manasse von Arles, übertragen, dem er überdies die reichen Einkünfte der Bisthümer von Trient, Verona und Mantua zugewiesen hatte. Manasse, mit Gunstbeweisen überschüttet, war der Erste, der Hugo verrieth; gegen das Versprechen des Erzbisthums Mailand öffnete er Berengar die Thore von Verona. Von hier zog Berengar, in dem man den Befreier des Landes

von der drückendsten Tyrannei begrüßte, nach Pavia; die geistlichen und weltlichen Großen Italiens strömten hier von allen Seiten ihm zu: Hugo war vollständig verlassen. Der Jubel und die Lobeserhebungen, mit denen man Berengar zu Mailand empfing, kannten keine Grenzen. Schon fühlte Hugo selbst, daß seine Zeit vorüber sei, und sandte seinen eben zum Jüngling heranwachsenden Sohn Lothar, dessen weiches Herz bekannt war, nach Mailand, um die Gemüther der Großen für diesen zu gewinnen; er selbst hatte sich entschlossen der Krone zu entsagen.

Die italischen Großen waren der endlosen Parteikämpfe müde, die das Land so lange schon der Verwüstung der auswärtigen Feinde aussetzten; sie wollten wirklich einmal alle inneren Zerwürfnisse durch eine allgemeine gütliche Ausgleichung beseitigen und so jenes goldene Zeitalter herbeiführen, von dem sie träumten. Von solcher Gesinnung zeugten alle Schritte, die sie jetzt thaten. Als Lothar, vor dem Kreuze in der Kirche des heiligen Ambrosius zu Mailand hingestreckt, ihr Erbarmen anrief und versprach sich in allen Dingen ihnen willfährig zu zeigen, erwählten sie ihn aufs Neue zu ihrem König und gelobten ihm Treue. Aber zu seinem ersten Rathe setzten sie Berengar ein und übertrugen ihm die Führung aller Geschäfte; Berengar erhielt die Macht des Königs, Lothar behielt den Namen, den er überdies mit dem Vater theilte. Denn Hugo hatte mit den erpreßten Schätzen das Land verlassen wollen, aber man hatte ihn daran verhindert, weil man nicht ohne Grund besorgte, er werde, sobald er aus Italien entkommen sei, mit Waffengewalt die verlorene Macht herzustellen suchen. Die Verwandten Hugos ließ man meist in ihren Aemtern, selbst seine unehelichen Söhne. So behielt jener Lieblingssohn Hugos, Hubert, den eine vornehme Burgunderin Wandelmoda ihm außer der Ehe geboren und der bereits die Marken von Tuscien, Spoleto und Camerino in seiner Hand vereinigte, das wichtige Tuscien, obschon er Spoleto und Camerino an Bonifacius, einen Schwager König Rudolfs II. von Burgund, abtreten mußte. Bonifacius Stellung wurde auf alle Weise gesichert; sein Sohn Theobald erhielt sofort die Mitbelehnung über die Marken, seine Tochter wurde an Hubert vermählt. Mit Alberich von Rom wurde ein dauernder Friede geschlossen.

Nichts wünschte man dringender in Italien als auch Hugos Streitigkeiten mit der burgundischen Königsfamilie gründlich auszugleichen, welche die Ruhe der Halbinsel unaufhörlich bedrohten. Dahin zielte die

Familienverbindung zwischen den Markgrafen Hubert und Bonifacius, und noch mehr erwartete man von einer unmittelbaren Vereinigung der Königshäuser. Zehn Jahre waren verflossen, seit König Hugo, um das burgundische Reich zu gewinnen, sich mit Bertha, der Wittwe König Rudolfs II., vermählt und deren Tochter Adelheid seinem Sohne verlobt hatte. Als aber seine Absichten auf Burgund gescheitert waren, hatte er sich von Bertha in Unfrieden getrennt, und des Verlöbnisses der Adelheid war nicht weiter gedacht worden. Sehnlichst verlangte Italien jetzt die Vermählung der Tochter König Rudolfs mit Hugos Sohn; sie schien das festeste Band des Friedens. Aber Hugo hegte nicht lange Friedensgedanken. Um Ostern 946 gelang es ihm heimlich Italien zu verlassen. Er trug sich mit großen Entwürfen, noch einmal das schöne Königreich im Süden zu erstürmen, wie zwanzig Jahre zuvor; mitten in diesen Plänen raffte der Tod ihn hin. Er starb zu Arles am 10. April 947, nachdem er sein vielbewegtes Leben auf mehr als sechszig Jahre gebracht hatte. Man hatte alle Parteien, die seit einem Menschenalter um die Herrschaft Italiens gestritten hatten, auszugleichen gesucht; erst Hugos Tod drückte den Verträgen, die man geschlossen hatte, das Siegel auf. Am 27. Juni 947 vermählte sich König Lothar mit der Burgunderin Adelheid, der Tochter Rudolfs II.

Die Ruhe Italiens schien gesicherter, als seit langer Zeit. Die inneren Streitigkeiten hatten ausgetobt, und von allen christlichen Mächten hatte man Nichts zu besorgen. Mit Alberich stand man in Frieden; Adelheid hielt den burgundischen König, ihren Bruder, in Schranken; Lothar war dem griechischen Hofe durch seine Schwester verwandt; König Otto war von jeher der Beschützer des burgundischen Hauses gewesen und hatte Berengar in den Tagen der Verbannung Beistand gewährt. So konnte man hoffen, wenn nur Berengar der rechte Mann war die Macht zu gebrauchen, endlich der räuberischen Ungarn und Araber Herr zu werden.

Aber die Hoffnungen, die man auf Berengar gesetzt hatte, wurden nur allzubald getäuscht. Den Feinden des Landes gegenüber zeigte auch er wenig Muth und Entschlossenheit. Als die Ungarn im Jahre 947 wieder in Italien erschienen, trat er ihnen nicht mit bewaffneter Hand entgegen, sondern fand sie durch Geld ab und ließ durch eine Kopfsteuer, eine seit geraumer Zeit unerhörte Sache, die erforderliche Summe zusammenbringen. Der allgemeine Unwille mußte sich aufs Höchste

steigern, als sich herausstellte, daß er an dieser Steuer sich noch überdies selbst bereichert hatte. Bald trat auch zu Tage, wie wenig Bestand das gute Vernehmen zwischen ihm und König Lothar hatte. Er suchte Lothar in den Augen des Volks herabzuwürdigen; dieser wandte sich an den Hof zu Constantinopel und beschwerte sich über seine schimpfliche Lage. Man that dort Alles, um Berengar in der Pflicht gegen Lothar zu erhalten, doch umsonst. Berengar schickte zwar einen Vertrauten — es war Bischof Liudprand — nach Constantinopel, um die Besorgnisse des dortigen Hofes zu verscheuchen (949), aber die Lage Lothars wurde in keiner Weise gebessert, und als Adelheid ihrem Gemahl eine Tochter geschenkt hatte, begann die Seele der Willa, Berengars Gemahlin, die Furcht zu beschleichen, es könnten die Hoffnungen, die sie für die Herrschaft ihres Sohnes Adalbert hegte, vernichtet werden. Diese Willa, eine Nichte König Hugos, war nach dem Bilde, das uns Liudprand von ihr entwirft, unter den schlimmen Weibern Italiens die schlimmste. Herrschsucht, Zornmuth, Rachgier und Wollust paarten sich in ihr auf die widerwärtigste Weise und machten sie Allen, selbst ihrem Gemahl, furchtbar. Niemanden aber haßte sie mehr als den jungen König und seine Gemahlin.

Bei solchem Zwiespalt der Herrschenden lebten alsbald die inneren Parteien von Neuem auf und zeigten die alte Schwäche der königlichen Gewalt. Als der erzbischöfliche Stuhl zu Mailand erledigt wurde, konnte man Manasse nicht einmal zu dem ihm verheißenen Lohn verhelfen, und Rather, der aus Verona gewichen, dann aber zurückgeführt war, fühlte sich dort in kurzer Zeit wieder so unsicher, daß er angstvoll zum zweiten Male seinen Bischofssitz verließ. So wenig zeigte man sich überdies auswärtigen Feinden gewachsen, daß Herzog Heinrich von Baiern, der durch die von Italien einbrechenden Ungarn in seinem Herzogthum vielfach bedrängt wurde, im Jahre 950 ungehindert in die Mark von Friaul eindrang und Aquileja, die wichtigste Stadt in derselben, einnahm. Schon unterhielt Heinrich zahlreiche Verbindungen in den lombardischen Städten: ein Beweis, daß sich Berengars freundliche Verhältnisse zu dem deutschen Reiche bereits gelöst hatten; dem, was Herzog Heinrich that, konnte König Otto nicht fremd sein.

Wir wissen, wie alle Pläne Hugos, sich der Kaiserkrone zu bemächtigen, an Alberichs Festigkeit gescheitert waren, und wie deshalb Italien ohne kaiserliche Gewalt blieb. Weniger noch als Hugo konnten

Lothar oder Berengar darauf hoffen den harten Sinn Alberichs zu beugen, der sich in Rom eine Macht gegründet hatte, welcher an Festigkeit keine andere in Italien zu vergleichen war.

Ein außerordentlicher Mann ohne Zweifel war Alberich, wenigstens unter den Italienern dieser Zeit die seltenste Erscheinung. Zweiundzwanzig Jahre behauptete er sich in dem Besitze Roms gegen Angriffe von allen Seiten. Er war es, der die Ordnung in der Stadt und ihrem Gebiet zuerst wiederherstellte; unter dem Namen eines „Fürsten und Senators aller Römer" herrschte er mit völlig freier Gewalt, er setzte seinen Namen auf die römischen Münzen, gebot über Krieg und Frieden, hielt in seiner Hofburg neben der Kirche Santi Apostoli das höchste Gericht und setzte alle weltlichen Beamten in der Stadt und dem Herzogthum ein. Auch die ganz aufgelöste Kirchenzucht wurde durch ihn wieder zur Geltung gebracht, die alten Klöster hergestellt und neue begründet. Selbst das Haus auf dem Aventin, wo er geboren war, bestimmte er zu einer geistlichen Stiftung; so ist das Kloster der heiligen Maria begründet worden, in dem Gregor VII. seine Jugend verlebte. Aber so kirchlich im Sinne seiner Zeit Alberich auch war, der in allen geistlichen Dingen dem Rathe des Abts Odo von Cluny folgte, nichtsdestoweniger verschenkte er den Stuhl Petri ganz nach seinem Gefallen und ließ den Päpsten Nichts, als ihre nächsten geistlichen Befugnisse und den leeren Namen einer völlig bedeutungslosen Oberherrschaft über die Stadt und ihr Gebiet. Leo VII., Stephan IX. und Marin II. waren Nichts als Werkzeuge Alberichs, wenn auch die Urkunden nach wie vor mit ihrem Namen bezeichnet wurden und die Münzen ihr Bildniß trugen. Dieser Schein einer höheren Gewalt beschränkte Alberich nicht, aber jeder anderen Abhängigkeit wußte er sich zu entziehen. Nach dem kaiserlichen Namen trachtete er nicht; denn er wußte sehr wohl, an wirklicher Macht gab ihm die Kaiserkrone Nichts und verwickelte ihn dennoch in endlose Kämpfe, die er nicht durchzuführen vermochte. Aber er war stark genug sich in Rom selbst zu behaupten und jeden Versuch, das Kaiserthum herzustellen, schon im Keim zu ersticken. Auch Alberich war, wie Hugo, ein Tyrann, und die Lage der Dinge mußte ihn dazu stempeln; aber darin unterscheidet er sich von Hugo: er bewahrte die Herrschaft bis an sein Ende, weil sein Ehrgeiz nicht weiter reichte als seine Hülfsmittel.

Und doch, welche Stellung nahm Rom und das Papstthum unter Alberichs Herrschaft ein! Rom, welches der Mittelpunkt der Welt sein

sollte und wollte, war getrennt von allen großen Interessen der Christenheit. Der Papst, der oberste Lenker der Kirche, war in den Händen eines Stadttyrannen und mußte seinen untergeordneten Absichten dienen. Der geistliche Staat, den Pippin, Karl der Große und seine Nachfolger den Päpsten begründet hatten, war aufgelöst; denn Rom selbst war in Alberichs Händen, während Ravenna und die Pentapolis die italischen Könige an sich gerissen hatten. Zuweilen regte sich denn doch in der römischen Geistlichkeit ein Gefühl davon, zu welcher Tiefe man herabgesunken sei. Zwei Bischöfe Marin und Benedict stifteten eine Verschwörung gegen Alberich an, in die sie selbst die Schwestern des Fürsten zogen; aber eine von diesen enthüllte den Plan ihrem Bruder, und die Verschworenen wurden nach der Strenge des Gesetzes bestraft. Endlich scheint auch selbst Papst Agapet II., der im Jahre 946 den Stuhl Petri bestieg, das Unwürdige seiner Stellung empfunden und eine Befreiung des Papstthums angebahnt zu haben. Alberich fühlte es in seinen letzten Lebensjahren, daß seine Stellung doch nicht ohne Gefahr sei. Deshalb suchte er eine Stütze am Hofe zu Constantinopel und schickte eine Gesandtschaft dorthin, die für ihn um die Hand einer Kaisertochter werben sollte. Ob Alda, König Hugos Tochter, inzwischen verstorben oder von Alberich verstoßen war, wissen wir nicht.

Um die Gunst des griechischen Hofes buhlten im Wetteifer die Fürsten Italiens. Hätte das Morgenland einen kräftigen Kaiser an seiner Spitze gehabt, wohl würde er in diesen Bewerbungen eine Aufforderung gesehen haben, die alten Rechte seines Thrones hier noch einmal aufzunehmen und durchzufechten. Wäre es dann gelungen, die Kaiserkronen des Morgen- und Abendlands wieder auf einem Haupte zu verbinden, die Einheit des römischen Reichs und der ganzen Christenheit herzustellen, wer kann sich vorstellen, welchen Gang die Geschichte Europas, die Geschichte der Menschheit genommen hätte? Jene ganze Entwickelung der Dinge, die mit dem siegreichen Vordringen der germanischen Stämme begonnen hatte, wäre unterbrochen oder für immer abgeschnitten worden. Und nach menschlichem Ermessen war es nicht unwahrscheinlich, daß es dem Reiche des Ostens noch einmal gelingen könnte, sich Rom und Italien wieder zu unterwerfen. Noch waren ihm unmittelbar die südlichsten Theile der Halbinsel, Apulien und Calabrien, untergeben; Neapel und Gaeta, die in gewissen republikanischen Formen von Herzögen regiert wurden, erkannten bereitwillig seine Ober-

hoheit an; Amalfi, das durch den Handelsverkehr, den es zwischen Griechen, Arabern und den Völkern des Abendlands unterhielt, schnell emporkam, hatte sich von Salerno getrennt und um seiner kaufmännischen Interessen willen Constantinopel unterworfen; Venedig, dessen Handel eben damals aufblühte, wußte sich durch eine schwankende Stellung zwischen den abendländischen Reichen und dem Kaiser des Ostens eine eigenthümliche Selbstständigkeit zu bewahren. Die langobardischen Fürstenthümer von Benevent, Capua und Salerno erkannten gewöhnlich die Hoheit des griechischen Reichs an; änderten sie auch öfters nach dem augenblicklichen Vortheil ihr Verhältniß, so waren sie doch dem bestimmten und energisch durchgeführten Willen des Kaisers einen kräftigen Widerstand entgegenzusetzen damals schon viel zu schwach. Der ganze Süden der Halbinsel hatte sich längst vom Norden getrennt und war wesentlich durch Einflüsse von Constantinopel beherrscht. Kräfte genug waren hier, Kräfte genug standen sonst dem Kaiser in seinem weiten Reiche zu Gebote. Der Ausgang eines Kampfes gegen Rom und das von Parteiungen zerrissene italische Königreich schien nicht eben sehr zweifelhaft. Aber nicht der Gedanke einmal regte sich zu Constantinopel, die Krone des Abendlands zu gewinnen; man begnügte sich durch Bundesverträge und Heirathscontracte, durch Gesandtschaften und kaiserliche Schreiben den alten Einfluß in Italien kümmerlich zu erhalten.

Daß eine große Macht noch immer im römischen Ostreiche sich vereinigt fand, ist unleugbar; aber die Männer, die damals diese Macht in Händen hatten, wußten sie nicht zu gebrauchen und waren ohne alles Gefühl für ihre hohe, gewaltige Stellung. Nach dem Tode Kaiser Leos VI., der nicht in den Regierungsgeschäften, sondern in dem Studium einer mönchischen Philosophie seinen Ruhm suchte, war im Jahre 912 ihm sein unmündiger Sohn Constantin VII., mit dem volltönenden Beinamen Porphyrogennitus, gefolgt. Fast ein halbes Jahrhundert hat er dem Namen nach über das Römerreich im Osten geherrscht, aber lange mußte er den Thron mit einem Vormunde theilen, der sich selbst und seinen Söhnen die kaiserlichen Ehren anmaßte; erst im Jahre 944 gewann er die Alleinherrschaft, ohne sie jedoch jemals in Wahrheit zu üben. Alle Macht blieb in den Händen verderbter Hofleute und zügelloser Weiber. Emporkömmlinge beherrschten den Kaiser, und die Weiber mischten ihre Ränke in alle Staatsgeschäfte; der Hof

lebte in den nichtigſten Dingen, in rauſchenden Vergnügungen und eitlem Schimmer, und erkaufte den Genuß dieſes erbärmlichen Daſeins um jeden Preis. Die Araber vom Oſten, die Bulgaren vom Norden umlagerten die Hauptſtadt und die innerſten Provinzen des Reichs, aber mitten von mächtigen Feinden umringt nährte man zwanzig Jahre einen feigen Frieden. Unbekümmert um den Lauf der Welt, führte der Kaiſer, ein harmloſer und gutmüthiger Menſch, ein ſtilles Leben in ſeinem Palaſte; die Bücher und die Muſik waren ſein Entzücken; Feder und Pinſel führte er nicht ohne Geſchick, aber Schwert und Scepter waren ſeiner Hand zu ſchwer. Von dieſem Kaiſer und ſeinem Hofe hatten Rom und Italien Nichts zu fürchten und Nichts zu hoffen.

Die Schwäche des griechiſchen Kaiſers war das größte Glück für Italien; denn der ſittlichen Fäulniß, welche alle Verhältniſſe der Halbinſel ergriffen hatte und zerſetzte, würden wahrlich neue Einflüſſe des Morgenlands nicht gewehrt, ſondern ſie nur reißend beſchleunigt haben. Aber eben ſo wenig ſchien Italien, ſich ſelbſt überlaſſen, die tiefen Schäden ſeiner Zuſtände heilen zu können; eine feſte Ordnung in Staat und Kirche herzuſtellen, dazu fehlte es im Lande ſelbſt an jeder ſittlichen Kraft. Eine ſtarke Hand mußte noch einmal tief in die Verhältniſſe deſſelben eingreifen, um abermals einen gewaltigen Umſchwung in allen Zuſtänden der Halbinſel herbeizuführen. So nur konnte die Zukunft Italiens und damit die Zukunft der abendländiſchen Chriſtenheit geſichert werden. Denn das Kaiſerthum und das Papſtthum, die allein eine univerſelle Bedeutung gewonnen hatten und auf denen der Zuſammenhang der abendländiſchen Welt beruhte, waren nun einmal durch die Entwickelung der Dinge mit den Geſchicken Italiens auf das Engſte verflochten. Hier waren ſie tief in das rohe und ſchmutzige Treiben nur von egoiſtiſchen Zwecken beſeelter Factionen hineingezogen worden: das Kaiſerthum war darin untergegangen; das Papſtthum beſtand faſt nur dem Namen nach. Das Treiben dieſer Parteien vernichten hieß das Kaiſerthum erneuern, dem Stuhle Petri ſeine Ehre zurückgeben, den Zuſammenhang der abendländiſchen Chriſtenheit herſtellen.

2.

Die Eroberung des Königreichs Italien.

Während das Königthum in Italien zur Tyrannis entartet war, während in Frankreich faſt alle Gewalt von den großen Vaſallen den Karolingern entriſſen war, die ſich nur durch auswärtigen Beiſtand auf dem Throne erhielten, während endlich in Burgund, wo ein kräftiges Regiment nie hatte erſtarken können, unter der Regierung eines minderjährigen Fürſten die Macht der Krone auf das Tiefſte herabgedrückt wurde, hatten in den deutſchen Ländern lange und ſchwere innere Kämpfe zur Herſtellung eines neuen, lebenskräftigen Königthums geführt, das von Tag zu Tage an Macht nach außen und innen wuchs und zugleich ſich immer geneigter und fähiger zeigte, die großen Ideen der Karolingiſchen Zeit aufzunehmen und auf ſeine Weiſe durchzuführen. Unter allen Fürſten des Abendlands gab es daher keinen, der die wahre Bedeutung des Kaiſerthums erfaſſen konnte, keinen, der dem höchſten Namen der Chriſtenheit, wenn er wieder hervorgerufen werden ſollte, Glanz und Kraft zu leihen vermochte, als Otto. Und ſchon trieb ihn die Natur ſeiner eigenen Stellung ſein Auge auf die Kaiſerkrone zu richten.

Es iſt gezeigt worden, welchen Einfluß Otto ſchon damals auf alle Staaten übte, die aus dem Reiche Karls des Großen hervorgegangen waren, wie es ſeine Macht allein war, welche die abendländiſche Chriſtenheit vor den ſie rings umlagernden Feinden ſchützte, wie er allein die kirchlichen Ideen Karls durch die Herſtellung der Miſſion wieder aufnahm und lebendig erhielt. Dieſe Stellung, die Otto bereits einnahm, wie anders konnte man ſie nach den Ueberlieferungen der früheren Zeit bezeichnen, denn als eine *kaiſerliche*? Und wie hätte Otto, der für perſönliche Hoheit und eine weitgreifende Gewalt ein ungemein lebendiges Gefühl beſaß, nicht auch nach der äußeren Anerkennung einer Macht ſtreben ſollen, die er dem Weſen nach bereits beſaß! Wäre aber auch Otto perſönliche Größe gleichgültiger geweſen, als ſie es war, ſo hätte ihn doch ſelbſt die Ehre ſeines Reichs auf eine Bahn lenken müſſen, die zur Herſtellung des Kaiſerthums führte. In ſeinem Reiche lagen die alten Kaiſerſitze Karls des Großen, jenes alte Stammland

der Pippiniden, auf welches zuerst das Kaiserthum begründet war; es blieb unvergessen, daß nach dem Aussterben der italischen Karolinger der deutsche Zweig dieses Geschlechts mit dem französischen um die Kaiserkrone gerungen und sie endlich davongetragen hatte; noch war kaum ein halbes Jahrhundert verflossen, seit Arnulf, dessen Gewalt auf den deutschen Ländern beruhte, dem ersten Berengar Italien zu Lehen gegeben hatte und selbst in St. Peter zum Kaiser gekrönt war. Es galt daher in der Herstellung der oberherrlichen Gewalt in Italien und in der Erneuerung des Kaiserthums die verlorene Bedeutung des eigenen Reichs wiederzugewinnen, ein versäumtes Recht in Anspruch zu nehmen und durch das Bewußtsein wiedergewonnener Ehre die Macht der eigenen Herrschaft zu festigen. Einem deutschen König, der in die Ideen der Karolingischen Zeit so tief einging, wie es Otto that, mußte die Wiederaufrichtung des Kaiserthums sich als eine Nothwendigkeit aufdrängen.

Wir wissen nicht, wann die Kaisergedanken Ottos Seele zu bewegen anfingen, aber jedenfalls mußten sie ihm näher und näher treten, seit er im Interesse der kirchlichen Organisation seines Reichs und namentlich der neubelebten Mission mit dem Papste in unmittelbare Verbindung trat. Es ist erzählt worden, wie Otto gegen das Ende des Jahres 947 seinen vertrauten Rath, den Abt Hadamar von Fulda, zum Papste sandte, der mit wichtigen Entscheidungen für die deutsche Kirche von Rom heimkehrte, wie darauf Papst Agapet II. in dem Bischof Marin von Bomarzo einen der ersten Würdenträger des römischen Stuhls nach Deutschland schickte, welcher dann der Ingelheimer Synode vorsaß: bei der durch Alberich ganz herabgedrückten Stellung des Papstthums und der aufstrebenden Macht des sächsischen Hauses ist es kaum glaublich, daß nicht Unterhandlungen schon damals eröffnet sein sollten, wie sie einst zwischen Karl dem Großen und Leo der Herstellung des Kaiserthums vorangegangen waren. Wie weit man gedieh, darau fehlt es freilich an allen Nachrichten. Ein unvorhergesehenes Ereigniß veranlaßte Otto schneller, als man es erwarten konnte, mit Waffengewalt in das italische Königreich einzudringen und sich Bahn zu seinem großen Ziele zu brechen.

Am 22. November 950 starb unerwartet im Jünglingsalter König Lothar zu Turin. Niemandem kam das schleunige Ende des Königs gelegener, Niemand zog größere Vortheile daraus als Berengar. Er be-

eilte sich den erledigten Thron für sich und sein Geschlecht zu gewinnen, versammelte die italischen Großen am 15. December zu Pavia und setzte es durch, daß sie ihn und seinen Sohn Adalbert zu Königen wählten; noch an demselben Tage empfingen Beide die Krone. Nun erst zeigte sich Berengar in seiner wahren Gestalt. Leutselig war er aufgetreten, so lange er der Krone nicht sicher war, sobald sie auf seinem Haupte saß, fand Italien in ihm einen habsüchtigen und gewaltthätigen Fürsten, der das Recht um Geld verkaufte und besonders die hohe Geistlichkeit hart bedrängte. „Er war" — sagt Liudprand von Cremona, der selbst viel von ihm zu leiden hatte — „gleich dem Vogel Strauß, dessen Natur man an seinen Federn nicht erkennt; kommt aber seine Stunde, dann schlägt er die Fittiche mit Macht und verachet Roß und Mann *); Niemand kann die Wuth des unbändigen und gefräßigen Thieres zähmen." An Härte, Grausamkeit und Hang zu den niedrigsten Lüsten überbot nach Liudprands Zeugniß den argen Fürsten noch sein ärgeres Weib, die verrufene Willa.

Schon in den ersten Tagen der neuen Herrschaft wandten sich deshalb die Gemüther Vieler von Berengar und seinem Weibe ab und richteten ihre Blicke auf Adelheid, die Wittwe Lothars, die kaum noch das neunzehnte Jahr erreicht hatte. Durch Schönheit, Klugheit und unbescholtene Sitte hatte sie sich die Herzen des Volks gewonnen, und die zahlreiche burgundische Partei im Lande, jeder anderen Führung beraubt, sah in ihr allein die Hoffnung und Rettung der Zukunft. Bei den ganz in Verwirrung gerathenen Bestimmungen über die Erbfolge war es erklärlich, wenn Manche ihr ein Erbrecht an das italische Reich beimaßen und meinten, sie könne mit ihrer Hand dieses Reich einem zweiten Gemahle schenken; auch sah sie selbst ohne Zweifel sich als die rechtliche Erbin der Krone an.

Berengar hegte nicht geringe Furcht vor Adelheid und ihrem Anhange; er dachte bald auf nichts Anderes, als sie zu verderben. Es scheint wohl, als habe er zuerst verlangt, daß sie sich, ehe noch die Tage der Wittwentrauer verstrichen waren, mit seinem Sohne Adalbert vermählen solle, und als habe sie entrüstet diese Anmuthung zurückgewiesen. Wie dem auch sein mag, bald trat Berengar als Adelheids bitterster und grausamster Feind auf; Beleidigung über Beleidigung,

*) Anspielung auf Hiob 39, 13. 18.

Gewalt über Gewalt mußte die edle Frau von Berengar und seinem ehrlosen Weibe zu Pavia ertragen. Man beraubte sie ihres Goldes, ihres Schmucks, ihres Gefolges, endlich sogar der Freiheit. Wenige Monate nach dem Tode ihres Gemahls, am 20. April des Jahres 951, wurde sie zu Como zur Gefangenen gemacht und in einen Kerker geworfen. Hier war sie den abscheulichsten Mißhandlungen ausgesetzt, man raufte ihr das Haar aus, mit Schlägen und Fußtritten beschimpfte man ihren königlichen Leib. Später überlieferte Berengar die Gefangene einem seiner Grafen, der sie in der Burg Garda, an dem gleichnamigen See, bewahren sollte. Hier verlebte Adelheid in einem grauenhaften Kerker, von einer einzigen Magd begleitet, rings von Wachen umstellt, vier bange Monate ihres wechselvollen Lebens; Nichts ließ man ihr, als die Tröstungen der Religion, von einem treuen Priester gespendet. Unsägliches hat damals die junge Königin erduldet, wie sie später selbst oft dem Abt Odilo von Cluny erzählte. „Aber es war ihr heilsam," sagt Odilo; „damit nicht der Zauber sinnlicher Lust ganz ihr junges Herz umstricke; wen der Herr liebt, den züchtigt er."

Das Gerücht von diesen Dingen lief durch die Welt und erhitzte überall die Gemüther. Man glaubte, Lothar sei vergiftet und Berengar habe sich durch Mord den Thron gewonnen. Allgemein war die Theilnahme für die junge, unglückliche Königin. Nirgends aber erweckte das unerwartete Ende Lothars mit seinen Folgen mehr Antheil, als in den deutschen Ländern, die unmittelbar an Italien grenzten: in Baiern und Schwaben. Wie oft waren die Herzöge dieser Länder nicht schon in die Ereignisse jenseit der Alpen verwickelt worden, wie nahe waren sie durch Alles betroffen, was dort sich zutrug! Baiern konnte keine Ruhe gewinnen, so lange die Ostmarken Italiens den Ungarn offenstanden, Schwaben war in seinen südlichen Theilen unausgesetzt den Verwüstungen der Araber preisgegeben, die König Hugo an der Grenze angesiedelt hatte. König Berengar schien nicht der Mann, sein eigenes Reich und damit mittelbar auch die deutschen Länder vor diesen Feinden des christlichen Namens zu befreien, zumal die Art und Weise, wie er zum Thron gelangt war, kaum erwarten ließ, daß er den Widerstand der feindlichen Parteien im Innern jemals überwältigen würde. Ueberdies eröffneten sich hier den kampfesluſtigen, thatendurstigen Seelen in Schwaben und Baiern weit die Bahnen strahlenden Ruhms und glänzenden Gewinns. Die freundlichen Verhältnisse zu Berengar

waren gelöst; Heinrich von Baiern hatte sich kurz zuvor in den Besitz von Aquileja gesetzt und wahrscheinlich darin behauptet; jetzt rüstete er von Neuem, und gleich ihm Liudolf von Schwaben, um in die lombardische Ebene hinabzusteigen. Den Kampf gegen Berengar und für Adelheid gebot die Noth, rieth der Vortheil an und schien die Ritterehre zu fordern.

Aber auch Ottos Seele hatten die Ereignisse jenseits der Alpen im Innersten ergriffen, und nicht deshalb allein, weil er bei seinem nahen Verhältnisse zu dem burgundischen Hause vor Allen berufen war sich der unglücklichen Königin anzunehmen, sondern in noch höherem Maße, weil er als Rächer Adelheids die erwünschte Gelegenheit fand sich des italischen Königreichs zu bemächtigen und im Besitz desselben das abendländische Kaiserthum zu erneuern. Aber nur wenn er Adelheids Interessen unauflöslich mit den seinigen verband, konnte er, der nordische Fremdling, festen Fuß in dem italischen Reiche fassen und sich dort gleichsam heimisch machen; es ergriff ihn daher der Gedanke, der jungen Königin, die im Kerker schmachtete, weil sie Italiens Hoffnung war, seine Hand und seinen Thron anzubieten. Was er von Vielen, die auf der Pilgerfahrt nach Rom an Lothars Hofe freundliche Aufnahme gefunden hatten, von der Anmuth, der Liebenswürdigkeit und den Sitten Adelheids gehört hatte, mußte ihn in diesem Vorhaben bestärken.

Bald war Ottos Entschluß gefaßt mit Heeresmacht Berengar zu bekriegen, Adelheid zu befreien, das Königreich Italien mit ihrer Hand zu gewinnen und so sich den Weg zum kaiserlichen Throne zu bahnen. Es galt einen Undankbaren, der einst eine Zufluchtsstätte am sächsischen Hofe gesucht und in den deutschen Ländern die Mittel zu jener Macht gefunden hatte, die er jetzt so arg mißbrauchte, gebührend zu strafen; es galt die verfolgte Unschuld zu rächen, den alten Anspruch auf das italische Reich durchzusetzen, durch die Hand Adelheids die unterdrückte Partei im Lande zu gewinnen und so sich die Herrschaft zu sichern; es galt endlich die Herstellung des abendländischen Kaiserthums, welche der Befestigung des königlichen Ansehens in Italien mit Nothwendigkeit folgen mußte. Es war der größte Entschluß, den Otto jemals gefaßt. Er berief die Großen des Reichs, eröffnete ihnen seine Absicht nach Italien und Rom zu ziehen, Alle stimmten ihm freudig zu, und im Sommer des Jahres 951 wurde in allen Gauen der deutschen Länder mit Macht zum großen Zuge über die Alpen gerüstet.

Kriegerischer Ungestüm entflammte die Herzen der deutschen Jugend. Schon duldete es Liudolf nicht mehr in der Heimath, es verlangte ihn durch Thaten zu beweisen, daß er ein Mann geworden, daß er die Hoffnungen seines Vaters und seines Volkes erfüllen werde; auch schien es ihm vortheilhaft und rühmlich zugleich, die Grenzen seines Herzogthums im glücklichen Augenblicke zu erweitern. Aufregende Reden unruhiger Geister erhitzten sein ohnehin lebhaftes Gemüth; schnell sammelten sich um ihn Männer, die ihr Glück jenseits der Berge suchten, wie jener Rather, der, zweimal von seinem Bischofsstuhl in Verona vertrieben, abermals auf seine Herstellung hoffte. So stürzte sich denn schon im Sommer, ohne den Vater zu befragen, Liudolf in den Krieg; mit unzureichenden Streitkräften, die er in Schwaben gesammelt, stieg er zum Kampf von den Alpen hinab. Der Erfolg seiner Waffen entsprach aber nicht seinen Wünschen; nicht sowohl Berengar leistete ihm Widerstand, als ihm gerade der Beistand versagt blieb, auf den er am sichersten gerechnet hatte. Man hatte ihn versichert, die Unzufriedenen im Lande würden sich beeilen ihm ihre Städte und Burgen zu öffnen, aber fast überall fand er die Thore verschlossen. Man erzählte, es habe Herzog Heinrich, sein Oheim, mit dem er schon vorher um die Grenzen seines Herzogthums gehadert hatte, gleich ihm nach einer Erweiterung seiner Macht in Italien trachtend, Gesandte über Trient nach der Lombardei gesandt und Berengars Gegner aufgefordert sich von Liudolf fern zu halten. So erzählte man; Liudolf glaubte es und nährte tiefen Groll gegen den Oheim im Herzen. Der Mangel an Lebensmitteln, die ungünstige Jahreszeit brachten Leiden aller Art über ihn und seine kleine Schaar; es blieb ihm zuletzt keine andere Wahl, als den Rückweg anzutreten und der bereits anrückenden Kriegsmacht des Vaters entgegenzuziehen.

Mit einem wohlgerüsteten, glänzenden Heere war Otto aufgebrochen. Es begleiteten ihn seine Brüder Herzog Heinrich und der Erzkapellan Brun; auch sein Schwiegersohn, der muthige Konrad von Lothringen, leistete Heeresfolge, nicht minder der verschlagene Friedrich von Mainz, der gelehrte Rodbert von Trier und viele andere Bischöfe, Grafen und große Vasallen. Am Brenner überstieg man die Alpen und zog in das Thal der brausenden Etsch hinab. Muthig ging der König auf das letzte und höchste Ziel seines Lebens zu; was die Welt von ihm erwartete, zeigt ein Brief, den wenig später Rather an Papst Agapet

richtete. Aus keinem anderen Grunde, meint Rather, habe Otto um das italiſche Reich geworben, als um in kaiſerlicher Macht den vielfachen Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten in Italien zu ſteuern und chriſtliche Ordnungen herzuſtellen.

Als Otto den Boden Italiens betrat, kam ihm Liudolf mit den Seinigen entgegen; ohne Triumph kehrte er zu dem Vater zurück, der ihn zürnend über ſein unbedachtes Unternehmen empfing. Die erſte große Hoffnung des Lebens war dem hochgeſinnten Jüngling geſcheitert, und dieſes Mißgeſchick ließ einen tiefen Stachel in ſeiner Seele zurück. Manche, die ihr Glück an das ſeine geknüpft hatten, trennten ſich nun von ihm, wie Rather, der ſich wieder nach Lothringen wandte. Liudolf ſchloß ſich mit ſchwerem Herzen dem Heere des Vaters an.

Trient, das noch in den Händen des Erzbiſchofs Manaſſe war, öffnete Otto die Thore. Wie Manaſſe einſt der Erſte war, der ſeinen Oheim König Hugo verließ, ſo hatte der treuloſe Mann jetzt auch Berengar als der Erſte den Rücken gewandt und ſtand, wie es ſcheint, mit Otto längſt in geheimem Bunde. Auch Verona nahm ohne Kampf den König auf; Graf Milo, der kurz zuvor für ſeinen Neffen das Bisthum von Manaſſe erhandelt und die Genehmigung des Papſtes für deſſen vielfach anzufechtende Einſetzung gewonnen hatte, ſcheint ebenfalls mit Otto ſchon vorher im Einverſtändniß geſtanden zu haben. So ergoß ſich das deutſche Heer, ohne Widerſtand zu finden, in die reiche Ebene der Lombardei. Berengar wagte ſich nirgends zum Kampfe zu ſtellen; wohin Otto kam, überall öffneten ſich ihm die Thore; vor Allen ſchloſſen ſich die Biſchöfe bereitwillig ihm an. Berengar hatte ſich in Pavia eingeſchloſſen; aber kaum näherte ſich Otto der Stadt, ſo floh jener feige von dannen; ſchon am Tage darauf, am 23. September, rückten die Deutſchen ein. Auf eine ſeiner Burgen rettete ſich Berengar, um wenigſtens ſeine Perſon vor dem übermächtigen Feinde zu ſichern.

Otto verfolgte den Feind nicht; er blieb in Pavia. Immer zahlreicher verſammelten ſich um ihn die geiſtlichen und weltlichen Großen des italiſchen Reichs. Auch Mailand, die Stadt der vielen Kirchen, unterwarf ſich dem Sachſen, und Manaſſe, deſſen Beiſtand Otto ſo wichtig geweſen war, erhielt in dem reichen Erzbisthum den Lohn ſeiner Dienſte. Schon ſah ſich Otto als Beherrſcher des Landes an, nannte ſich in ſeinen Urkunden „König der Langobarden“ oder auch „König der Italiener“, zählte nach Jahren des neugewonnenen Reichs und er-

nannte Manasse zu seinem Erzkanzler in demselben. Keine Wahl, keine Krönung erfolgte; nicht von dem Willen des Adels, auch nicht von einem Erbrecht, das Adelheids Hand ihm übertragen sollte, machte Otto seine Ansprüche auf Italien abhängig; als König der Ostfranken meinte er ein angeborenes Recht auf das italische Reich zu haben, als ein untrennbares Nebenland des ostfränkischen oder deutschen Reichs sah er Italien an.

Ohne Schwertstreich war Otto in die Hauptstadt Berengars eingezogen; ohne Blutvergießen hatte er sein Anrecht auf das schöne Königreich im Süden zur Geltung gebracht; aber er stand damit nicht am Ziel seiner Absichten. Sich die Eroberung Italiens durch Adelheids Hand zu sichern und sich den Weg nach Rom zu bahnen, das waren Aufgaben, die er sich von Anfang an bei diesem Unternehmen gestellt hatte und jetzt nicht aufgeben konnte.

Noch ehe Otto den Boden Italiens betreten hatte, zu derselben Zeit, als Liudolf seinen unglücklichen Zug durch die Lombardei unternahm, war bereits Adelheid auf wunderbare Weise aus ihrem Kerker befreit worden. Den Gedanken der Flucht hatte ihr der Bischof Adelhard von Reggio eingegeben, von dem ein Bote den Weg in den Kerker der Königin gefunden hatte; zugleich hatte ihr der Bischof einen sicheren Aufenthalt in seiner Stadt versprochen. Die Mittel zur Flucht boten Adelheid der treue Priester und die einzige Dienerin, die sie in den Kerker begleitet hatten. Sie gruben unter der Erde einen Gang, der aus dem Thurme in das Freie führte; auf diesem Wege entkam bei Nacht die Königin, von den Gefährten ihres Kerkers begleitet (20. August 951). Noch in derselben Nacht wurde die Flucht fortgesetzt, so weit die Füße die Königin zu tragen vermochten. Beim Anbruch des Tages verbargen die Flüchtigen sich in einer Höhle. Einige Zeit brachten sie dann in der gefahrvollsten Lage zu, indem sie im Dunkel die eingeschlagene Straße verfolgten, beim Tagesanbruch aber sich in Grotten, Wäldern und Kornfeldern versteckten. Denn schon verfolgten Adelheid ihre Kerkermeister. Einst, wird erzählt, durchsuchten diese ein dichtes Kornfeld, in dem sich die Königin verborgen hatte, sie durchstachen die wogenden Aehren mit ihren Speeren und bogen die hohen Halme zurück; aber sie fanden die Königin nicht, die wie durch ein Wunder ihren Händen entrann.

Die Flüchtlinge gelangten endlich an ein breites Wasser — wahrscheinlich waren es die Kanäle und Sümpfe, welche der Mincio bei

Mantua bildet —, hier ließ der Priester die Frauen zurück und eilte zu Bischof Adelhard, um ihm zu melden, die Königin sei entronnen und warte seines Beistands. Tage und Nächte verlebten die Frauen in der peinlichsten Ungeduld, in stäter Furcht und Sorge schwebend, zuletzt auch vom Hunger gepeinigt und auf das Aeußerste erschöpft. Da kam endlich ein Fischer heran auf seinem Nachen; er trug einen Stör, den er so eben gefangen. Verwundert sieht er die Frauen und fragt, wer sie seien und wie sie in diese Gegend kämen. „Siehst du denn nicht," sagte Adelheid, „daß wir Fremde sind, von aller menschlichen Hülfe verlassen? Wir leiden Gefahr Hungers zu sterben; gieb uns zu essen, Mann, und wenn du Nichts hast, so rathe und hilf." Der Fischer fühlte Erbarmen, wie der Herr einst mit den Hungrigen in der Wüste, und sprach: „Siehe, ich habe Nichts, als Wasser und einen Fisch, um euren Hunger zu stillen." Er führte Feuer mit sich nach der Sitte der Fischer, und schnell lohten helle Flammen auf, an denen der Fisch zum Mahle bereitet ward. Beim ärmlichen Mahl saß die Königin, von der Magd und dem Fischer bedient. Kurze Zeit darauf kehrte der treue Priester vom Bischof Adelhard zurück und brachte die frohe Kunde, es nahe zu Adelheids Schutz eine gewaffnete Schaar, die Königin sei gerettet. Die Ritter kamen, empfingen sie jubelnd, Bischof Adelhard selbst zog ihr entgegen und führte sie erst nach Reggio, dann nach Canossa, einer festen Burg unweit Reggio, die Atto, ein tapferer Vasall des Bischofs, zu Lehen hatte. Froh zog Adelheid in diese Mauern ein, die einst ein deutscher König mit ganz anderen Gefühlen betreten sollte; jetzt liegen sie in Schutt und Asche, ein trauriges Denkmal deutscher Schmach.

Nach Canossa sandte Otto, sobald er in Pavia eingezogen war, vertraute Männer als seine Boten ab, die mit reichen Geschenken um Adelheids Liebe für ihn werben und die junge Königin nach Pavia einladen sollten. Willig versprach sie dem mächtigen Fürsten, der sie so plötzlich aus der Tiefe des Elends zu der glänzendsten Stellung erheben wollte, ihre Hand und eilte ihm entgegen, schon von einer dichten Menge umdrängt, die sie wieder als Königin begrüßte. Seinen Bruder Heinrich sandte Otto als Brautführer mit der königlichen Leibwache ihr entgegen; noch ehe sie den Po überschritt, empfing sie Heinrich, der Erste von Ottos Hause, der ihr entgegentrat, der Bote einer großen Zukunft. Nie hat Adelheid diese Begegnung Heinrich vergessen; vom ersten Augenblick war er der Mann ihres Vertrauens. Dienstbeflissen

und ergeben erwies ſich Heinrich auf dem weiteren Zuge; dieſer Königin wollte er gefallen, und leicht war es ihm, wenn er wollte, die Herzen der Menſchen ſich zu gewinnen.

Otto wartete zu Pavia der Braut. Als ſie im Glanze jugendlicher Schönheit ihm entgegentrat, ſchlug ihr beim erſten Blicke ſein Herz entgegen. Nicht die Liebe hatte die erſten Fäden dieſes für die Welt ſo folgenreichen Bundes geſchürzt; Otto freite um Adelheid, die er vielleicht nie vorher geſehen hatte, nicht um einer zärtlichen Neigung zu genügen, ſondern um ihrer und ſeiner Stellung willen, aber die Liebe kettete bald ihn an dieſes reizende Weib mit unauflöslichen Banden. Nicht lange nachher — wahrſcheinlich ſchon im October — wurde die Hochzeit unter Jubel und Frohlocken in Pavia, der volkreichen Stadt, gefeiert. Wie es eines mächtigen Königs würdig war, ſtattete Otto ſeine junge Gemahlin aus. Zu dem großen Witthum, was Lothar ihr in Italien hinterlaſſen hatte, fügte er reiche Güter im Elſaß, Franken, Thüringen, Sachſen und Slavonien; Adelheid konnte für die reichſte Frau der Welt gelten.

Pavia, das einſt Adelheids tiefſte Erniedrigung geſehen hatte, ſah jetzt das neue Glück, das ihr aufging. Die junge Fürſtin, der einſt die Krone ſo ſchmählich entriſſen war, trug nun eine zweifache Krone auf ihrem Haupte und ſchritt höher als je einher an der Seite eines Gemahls, den alle Welt als den erſten Fürſten des Abendlands kannte. Kaum war ein Jahr ſeit dem Tode ihres erſten Gemahls verfloſſen: was hatte ſie nicht ſeitdem erlebt! Wunderbare Abenteuer, die ihren Namen durch die weite Welt trugen und zum Gegenſtande buntwechſelnder Mähren machten! Jahrhunderte lang iſt man in Italien nicht müde geworden von dem ſeltenen Glückswechſel, den die ſchöne Frau erfuhr, und von dem Kampfe, der um ſie entbrannte, zu ſingen und zu ſagen; Adelheid wurde gleichſam die Helena der italiſchen Sagen. Was wir von ihr berichtet haben, fließt nicht aus ſo trüben Quellen; wir folgten den Erzählungen des Abts Odilo von Cluny, des vertrauten Freundes der Königin in ihren letzten Lebensjahren, und dem Bericht der Roswitha, der Nonne von Gandersheim, die noch bei Adelheids Lebzeiten aufſchrieb, was ſie von wohlunterrichteten Perſonen vernommen hatte.

Das Glück hatte Otto bisher auf unglaubliche Weiſe begünſtigt; noch immer traten aufs Neue angeſehene Männer zu ihm über, und

durch reiche Gunst suchte er die Großen des neugewonnenen Reichs an sich zu fesseln. Aber plötzlich erfolgte ein Umschwung der Dinge, wie ihn Nichts bisher hatte erwarten lassen.

Bald nach seinem Einzug in Pavia hatte der König den Erzbischof Friedrich von Mainz, den ersten Kirchenfürsten seines Reichs, und mit ihm den Bischof Hartbert von Chur nach Rom geschickt, um mit dem Papst über die Herstellung des Kaiserthums zu unterhandeln und seine Aufnahme in Rom zu verlangen. So geneigt nun der Papst auch den Wünschen Ottos sein mochte, war er doch zu sehr in der Gewalt Alberichs, als daß er frei seiner Ueberzeugung hätte folgen können. Der unbeugsame Tyrann der ewigen Stadt weigerte sich ebenso entschieden dem Sachsen die Thore zu öffnen, wie einst dem Burgunder, und mit unerwünschter Antwort kehrten die Gesandten Ottos zurück. Welche Rolle Friedrich in Rom gespielt hat, wissen wir nicht, aber es ist wohl zu glauben, daß den unglücklichen Ausgang der Sache Otto vor Allem ihm zur Last gelegt haben wird; mindestens erwachte die alte Abneigung zwischen dem König und dem angesehensten Bischof seines Reichs sofort aufs Neue und drohte abermals in offenen Hader auszubrechen.

Wollte Otto jetzt die Absichten, die ihn über die Alpen geführt hatten, vollständig erreichen, so blieb ihm Nichts übrig, als sich mit Waffengewalt Roms zu bemeistern, die Kaiserkrone gleichsam zu erobern. Aber schon das mußte ihn von solchem Unternehmen abhalten, daß Berengar noch nicht in seiner Gewalt war; weit mehr aber, daß er bereits in seiner nächsten Nähe wahrnehmen konnte, wie die Gaben des Glücks, die ihm zufielen, nicht überall mit freundlichen Augen angesehen wurden. Manche meinten, das italische Königreich sei ein trauriges Geschenk, das schweres Unheil über das deutsche Volk zu bringen drohe; so meinte vor Allen Liudolf, Ottos Sohn und erwählter Nachfolger.

Mit welchem Unmuth hatte es Liudolf nicht schon erfüllt, daß er seinen ersten Waffenzug so ruhmlos hinausgeführt hatte. Sein Oheim Heinrich war es, auf den er zunächst seinen Groll übertrug, und doch sah er von Tag zu Tag gerade ihn in der Gunst des Vaters steigen. Heinrich führte dem Vater die neue Mutter zu, er gewann sich sofort ihr Vertrauen und durch ihre Gunst einen unberechenbaren Einfluß auf den König selbst, während Liudolf selbst es bald inne wurde, daß keine Mutter mehr für ihn bei dem Vater sprach. Je mehr er sich dem Va-

ter entfremdet fühlte, deſto widerwärtiger erſchien ihm die Ergebenheit und Unterwürfigkeit, die Heinrich gegen Otto jetzt gefliſſentlich an den Tag legte. „Nicht wie ein Bruder trat er auf, ſondern wie ein Sklave ſuchte er Ottos Befehle zu erfüllen," ſagt Roswitha; ſie will Heinrich freilich damit rühmen, wie anders aber mußte Liudolf dieſes Benehmen erſcheinen! Mit welchen Gefühlen mußte der Sohn da der Hochzeit des Vaters beiwohnen, mit welcher Beſorgniß das junge Weib, in der er nur eine Verbündete Heinrichs ſah, in den Armen des Vaters erblicken! Tauſend ſchlimme Gedanken beſtürmten ſein Herz, es wurde ihm heiß und bang in der Nähe der Stiefmutter und Heinrichs; ohne Wiſſen des Vaters verließ er nach der Hochzeit das Hoflager und eilte nach Sachſen, ſeinem Heimathslande, zurück. Erzbiſchof Friedrich, der alte Ränkeſchmied, verließ mit ihm Pavia und ging mit ihm nach Sachſen.

Liudolfs Entfernung und ſeine Annäherung an Erzbiſchof Friedrich hatten den König mit Unmuth und großer Beſorgniß erfüllt. Bald kam ſchlimme Kunde. Zu Saalfeld feierten Liudolf und Friedrich vereinigt das Weihnachtsfeſt; hier ſammelte ſich um ſie ein zahlreicher Anhang. An dieſem Orte traurigen Andenkens, von wo einſt im Jahre 939 Heinrichs Verſchwörung ihren Ausgang genommen hatte, wurden abermals böſe Worte geſprochen, der verhaltene Ingrimm machte ſich Luft, man erhitzte ſich gegenſeitig mit Klagen und Beſchwerden über den Gang der Dinge, man verwünſchte den Zug nach Italien nebſt Ottos neuer Ehe und maß dem Rathe und Ehrgeize Herzog Heinrichs die Schuld alles Unheils bei. Das Gerücht von dem, was in Saalfeld verhandelt war, durchlief das Reich; man ſprach bereits von einer Verſchwörung und verbrecheriſchen Plänen gegen die Majeſtät des Königs. Die Kunde von dieſen Dingen drang alsbald auch über die Alpen, und ſie vor Allem mußte Otto bewegen den Zug nach Rom aufzugeben, den Kampf gegen Berengar abzubrechen und nach Sachſen zu eilen. Er hatte hinlänglich erfahren, wie leicht ſich aus geringfügigen Urſachen unter dieſem unfügſamen Geſchlecht ein innerer Krieg von unermeßlichen Folgen entzündete, um nicht darauf bedacht zu ſein, jeden Verſuch zu neuer Auflehnung durch ſein perſönliches Auftreten im Keim zu erſticken; er hatte überdies alle Urſache dem alten Erzbiſchof zu mißtrauen und war des leicht erregbaren Gemüthes ſeines Sohnes nicht ſicher.

Otto hatte das Weihnachtsfeſt zu Pavia gefeiert, hier verweilte er noch im Anfange des Februars 952; dann ließ er zur Vertheidigung des Landes mit ausreichenden Streitkräften ſeinen Schwiegerſohn Herzog Konrad zurück und trat ſelbſt den Rückweg an. Am 26. Februar befand er ſich mit Adelheid zu Como, am 1. März zu Zürich. Dann ging die Reiſe den Rhein hinab durch den Elſaß; zur Oſterzeit war der König bereits zu Pöhlde am Harz, unweit Lauterberg, dem Wittwenſitz ſeiner Mutter, wo ſie mit ihrer nimmer raſtenden Sorge für kirchliche Stiftungen eben damals ein Mönchskloſter angelegt hatte. Von Pöhlde führte der König ſeine Gemahlin nach Magdeburg, wo Editha ruhte und wo er am liebſten weilte. Froh war Sachſen den König wiederzuſehen, freudig begrüßte man die neue Königin; wie die Sonne die Nebel zertheilt, ſo verſcheuchte die perſönliche Erſcheinung des hohen Paars alle Befürchtungen, die ſich an ihre Ehe geknüpft hatten.

Kaum aber hatte Otto die Lombardei verlaſſen, ſo erhob ſich Berengar wieder. Nicht alle geiſtlichen und weltlichen Großen hatten ihn ſchon verlaſſen; wir wiſſen, daß der gelehrte Biſchof Atto von Vercelli ſich bemühte ſelbſt die ſeiner Amtsbrüder, die zu Otto übergegangen waren, Berengar wiederzugewinnen; auch waren manche Burgen, vorzüglich jenſeit des Po, noch immer in ſeinen Händen. War Herzog Konrads Lage nun wirklich ſo gefährlich, daß er einen Kampf vermeiden mußte, oder war dieſer Krieg auch ihm zuwider, der Niemand anders als Heinrich Vortheile verſprach: gewiß iſt, er ließ ſich ohne Ottos Wiſſen mit Berengar in Verhandlungen ein, in denen er dieſem ſein Reich verbürgte, wofern er ſich freiwillig nach Sachſen zu begeben und Otto zu unterwerfen bereit zeige. Berengar legte ſofort die Waffen nieder und machte ſich mit Konrad nach Sachſen auf den Weg; ſie folgten Otto und Adelheid faſt auf den Ferſen.

Als Berengar ſich Magdeburg näherte, kam ihm ſchon weit vor der Stadt ein ſtattlicher Zug von Herzögen, Grafen und Hofbeamten entgegen. Mit königlichen Ehren wurde er empfangen; aber nicht in der Hofburg, ſondern in einer Herberge mußte er Wohnung nehmen und drei Tage lang vergebens warten, um bei Otto Zutritt zu erhalten. Otto, der bereits den königlichen Titel von Italien angenommen hatte, Heinrich, der eine Erweiterung ſeines Herzogthums beanſpruchte, Adelheid, ſo viel und ſo bitter gekränkt: ſie Alle mißbilligten Konrads Verfahren. Dieſer, gereizt durch die ungebührliche Behandlung ſeines

Schützlings, empört über die Beanstandung der von ihm gegebenen Versprechungen, hielt heftigen und zornmüthigen Sinns, wie er war, kaum seinen Ingrimm gegen den König, Adelheid und besonders gegen Heinrich zurück; er und Liudolf begegneten sich in ihrem Unmuth, und selbst mit Erzbischof Friedrich, der bis dahin sein Widersacher gewesen war, söhnte sich Konrad aus.

Berengars Sache spaltete das Haus des Königs, entzweite die ersten Fürsten des Reichs. Konrad und Liudolf sah man Heinrich geflissentlich aus dem Wege gehen; Heinrich, wenn er ja mit Liudolf zusammentraf, scheute sich nicht mit höhnischen Worten den reizbaren Jüngling zu kränken. Otto mußte um jeden Preis einen offenen Bruch für sein Haus und sein Reich zu vermeiden suchen; er ließ deshalb endlich Berengar vor und nahm ihn, als er sich unterwarf, zu Gnaden an. Aber, was Berengar erwartet hatte, die volle und ganze Rückgabe seines Reichs, erhielt er mit Nichten; kaum erlangte er, daß er frei nach Italien zurückkehren konnte. Nur vorläufige Bestimmungen wurden über Berengar in Magdeburg getroffen, die endliche Erledigung der Sache aber auf einen Reichstag verschoben, der im Sommer zu Augsburg gehalten werden sollte; da wurde Berengar befohlen mit Adalbert und den Großen seines Reichs vor Otto zu erscheinen. Was geschah, war ohne Frage darauf berechnet Konrad zu versöhnen, aber dennoch machte sich der Einfluß Heinrichs deutlich genug darin geltend; daß man Berengar nicht frei und vollständig gewährte, was er forderte und auf Konrads Wort fordern konnte, legte dieser mit Recht Heinrich zur Last und hörte nicht auf ihm zu grollen.

Im Anfang August wurde der Reichstag zu Augsburg gehalten. Mit dem Reichstage war eine große Synode verbunden, zu der 4 Erzbischöfe und 21 Bischöfe aus Deutschland und Italien erschienen und wo für die kirchlichen Ordnungen beider Reiche nicht unwichtige Bestimmungen getroffen wurden. Die Akten über diese Beschlüsse vom 7. August sind erhalten und zeigen uns den König in seiner ganzen Macht der Geistlichkeit gegenüber. Auf seinen Befehl beriethen die Bischöfe; als ihre Berathungen beendigt waren, luden sie ihn ein in ihre Mitte zu treten; Otto erschien, nahm den Vortrag des Erzbischofs Friedrich über die Berathungen entgegen, gab denselben seine Zustimmung und erst, als die Beschlüsse so von ihm genehmigt waren, wurden sie niedergeschrieben und erhielten verbindende Kraft.

Bei weitem wichtiger, als die Verhandlungen der Synode, waren unfraglich die des Reichstags, über die wir leider keine Aufzeichnungen beſitzen. Nur in den wichtigſten Punkten läßt ſich das Ergebniß derſelben erkennen. Das italiſche Königreich wurde an Berengar und Adalbert zurückgegeben, aber Beide mußten feierlich in die Hände Ottos den Vaſalleneid leiſten, der ſie dann mit einem goldenen Scepter belehnte. Verwundert ſahen Geſandte des griechiſchen Kaiſers, die zu Augsburg erſchienen waren, wie Berengar aus einem freien Fürſten ein Lehnsmann des deutſchen Königs wurde. Höchſt wahrſcheinlich wurde zu dieſer Zeit Berengar auch zu einem Tribut, wie ihn andere vom Reiche abhängige Fürſten zahlten, verpflichtet; denn es iſt gewiß, daß von dem italiſchen Königreich ſpäter dem deutſchen Könige ein jährlicher Tribut von 200 Pfund Goldes gezahlt wurde, deſſen Urſprung kaum anderswo, als in den damaligen Verhältniſſen geſucht werden kann. Nicht ohne bedeutende Einbuße erhielt überdies Berengar ſein Königreich zurück. Das alte Herzogthum von Friaul, das ſchon in die Markgrafſchaften von Iſtrien, Aquileja, Verona und Trient zerfallen war, wurde von Italien losgeriſſen, dem deutſchen Reiche vereinigt und dieſe Länder zunächſt dem Baiernherzoge Heinrich untergeben.

Durch die Augsburger Beſchlüſſe gewann Niemand als Heinrich, der nicht nur in dem bereits gewonnenen Beſitz geſichert wurde, ſondern auch ſehr erhebliche neue Erwerbungen machte. Um ſo größer war ſein Vortheil, als jetzt nicht nur ſeine weite Herrſchaft überall gegen die Ungarn geſchützt ſchien, ſondern ihm auch die Thore nach dem Süden zu jeder Zeit erſchloſſen blieben. Er allein konnte den Ausgang des Kriegs mit Jubel begrüßen; ſeine dem Ehrgeize ſo offene Seele hatte in demſelben ihre volle Genüge gefunden. Weiter als jemals erſtreckte ſich jetzt das Amtsgebiet des baierſchen Herzogs, und mehr noch als an Land hatte er an Einfluß auf die Geſchicke des Reichs gewonnen.

Aber Ottos Hoffnungen, mit denen er den Zug unternommen hatte und die im Anfange der Erfüllung ſo nahe ſchienen, waren nicht in gleicher Weiſe erreicht. Zwar ſtanden die Päſſe nach Italien auch ferner ihm offen und Berengar hatte ſeine Oberhoheit anerkannt, aber er hatte doch das Regiment des italiſchen Reichs, das er bereits angetreten hatte, wieder aufgeben und den Titel eines Königs der Langobarden wieder ablegen müſſen; ſeine Abſichten auf Rom waren geſcheitert,

und fraglich war, ob er sie jemals würde weiter verfolgen können. Und so wenig die Erfolge seinen Wünschen genügten, hatten sie doch die, welche seinem Herzen am nächsten standen und auf deren Mitwirkung sich bis dahin seine Regierung hauptsächlich gestützt hatte, mit Unmuth erfüllt und seinem Herzen entfremdet. So mächtig das Königthum sich auch erhoben hatte, seine Macht beruhte doch bisher wesentlich auf der Eintracht des königlichen Hauses, und jeder Zwiespalt in demselben mußte sich deshalb durch das ganze Reich fühlbar machen.

Wenn Berengar seine Herrschaft zurückerhalten hatte, so dankte er es zumeist der Rücksicht, die Otto auf Konrad nahm, den Mann, der so lange im Frieden und im Kriege Alles bei ihm gegolten hatte. Konrad mochte, da er sein Versprechen mindestens halb erfüllt sah, nun für den Augenblick schweigen; aber versöhnt war er nicht. Noch weniger hatte Liudolf Ruhe gefunden, der, selbst in allen Hoffnungen, mit denen er Italiens Boden betreten hatte, bitter getäuscht, seinen Widersacher frohlocken hörte.

Und wenn noch andere, größere Hoffnungen sich nicht erfüllen sollten! Bald gebar Adelheid einen Sohn, und schon der Name Heinrich, den er in der Taufe erhielt, mußte Liudolfs Gemüth verwunden; wie aber, wenn wahr werden sollte, was man sich schon erzählte, daß diesem Kinde Otto die Krone zuwenden wolle, die Liudolf zugesagt war? Alles besorgten Konrad und Liudolf, als sie, die Ersten einst an dem Herzen des Königs und in seinem Reiche, sich mehr und mehr zurückgedrängt sahen, und nicht fehlte es in dem unruhigen Geschlecht jener Zeiten an Männern, die ihren Unmuth geflissentlich nährten. Mit Widerwillen ertrugen Viele längst die von Tag zu Tag wachsende Macht dieses Königs und sein ehernes Scepter; vornehmlich regte sich der Uebermuth in den Jüngeren, denen die alte ungebundene Freiheit der Vorderen als Ziel ihrer Wünsche vorschwebte und die noch nicht jene Leiden der inneren Kriege kennen gelernt hatten, welche die alten und erfahrenen Männer bedachten. Kaum schien jenem jungen Volk tadelnswerth und unbedacht ein Unternehmen sein zu können, das selbst der alte Erzbischof Friedrich mit seinem Segen begleitete; sein geheiligtes Ansehen konnte in den Augen der Masse ihr Beginnen sogar als ein löbliches darstellen. So spannen sich nach und nach die Fäden einer neuen Verschwörung an, die wie die Theilnehmer auch sich selbst und Andere mit Beschönigungen täuschen mochten, doch unmittelbar gegen die

Perſon und die Macht des Königs gerichtet war. Die Söhne des Königs wußten nicht nur um das frevelhafte Beginnen, ſie ſtanden vielmehr an der Spitze deſſelben; alle angeſponnenen Fäden liefen in ihren Händen zuſammen.

Traurige Saaten fürwahr waren aus dem Samen aufgegangen, den Otto jenſeits der Alpen ausgeſtreut hatte. Aber wer läßt ein weites Ackerfeld brach liegen, wenn ſich die erſte Ernte übel lohnt!

3.

Der Krieg der Söhne gegen den Vater.

Als der verſtändige Brun ſich einſt über die Vertraulichkeit Herzog Heinrichs und Herzog Konrads ſchwer kränkte, die ihr geheimes Flüſtern bis in die Meſſe fortſetzten, brach er in die Worte aus: „Dieſe traurige Buſenfreundſchaft wird einſt in die bitterſte Feindſchaft enden.“ Es war ein prophetiſches Wort geweſen, das nur zu bald ſich in der traurigſten Weiſe erfüllte. Denn nicht allein daß zwei ſo ausgezeichnete Männer, die vereint dem Reiche die größten Dienſte geleiſtet hatten, zum Nachtheil deſſelben ſich jetzt überall in den Weg traten, ihre Feindſchaft trennte zugleich das königliche Haus in zwei feindliche Lager, und wie die Geſchichte dieſes Hauſes die Geſchichte des Reichs ſelbſt war, drohte dieſer Zwiſt zugleich die ſchon feſter begründete Einheit des Reichs wieder gänzlich zu löſen. Einer der gefahrvollſten inneren Kriege brach aus, der es klar an den Tag legte, daß die Einheit Deutſchlands noch anderer Bande bedürfe, als ſie Verwandtſchaft der Fürſten ſchlingt!

Im Stillen waren im Winter des Jahrs 952 die Fäden der Verſchwörung enger und enger geſchürzt, ohne daß der König, wie es ſcheint, von den Dingen, die vorgingen, nähere Kunde erhielt. Ruhig ging das Jahr zu Ende, und ſchon mochte Otto hoffen, das drohende Unwetter werde nicht mehr zum Ausbruche kommen. Er hatte mit Adelheid das Weihnachtsfeſt zu Frankfurt gefeiert und zog im Anfange des Jahrs 953 nach dem Elſaß, wo Adelheid ihre Mutter wiederſah. Auf dem Rückwege verweilten ſie länger auf den fränkiſchen Pfalzen

und gingen dann nach Ingelheim, wo sie das heilige Osterfest mit Herzog Heinrich zu verleben gedachten. Hier kamen die ersten Vorboten, daß der Sturm losbreche; was lange im Finstern vorbereitet war, trat an den Tag. Otto vernahm, die Burgen Konrads und Liudolfs wären zum Kampfe gerüstet und Beide hätten eine Schaar verwegener Jünglinge aus Franken, Sachsen und Baiern um sich gesammelt. Schon bemerkte Otto um sich trotzige Mienen und sah, daß man ihm die schuldige Ehrerbietung verweigerte; er befürchtete, er könnte, da er nur von einem geringen Gefolge begleitet war, in Ingelheim in die Hände der Empörer fallen, verließ die Burg und zog gegen Mainz. Aber wie mußte er staunen, als man ihn lange vor den Thoren der Stadt warten ließ, aus denen ihm die Bürger sonst jubelnd entgegengezogen waren. Endlich öffneten sich ihm die Thore; der König zog ein und gab sich damit, ohne es zu ahnen, in die Hand seiner Feinde.

Erzbischof Friedrich, der nach seiner Sitte die Fastenzeit in den Klausnerhütten, die um die Stadt lagen, zubrachte und sich stellte, als ob er, von allen weltlichen Dingen abgewendet, nur in religiösen Werken und Betrachtungen lebte, war bei der Nachricht, daß Otto nach Mainz sich begebe, dorthin zurückgekehrt und nahm mit erheuchelter Unterwürfigkeit den König und seine Gemahlin auf. Auf seine Veranstaltung kamen aber sofort nun auch Liudolf und Konrad nach Mainz; unter dem Vorwande, sich wegen der gegen sie erhobenen Anschuldigungen zu rechtfertigen und ihre Ergebenheit an den Tag zu legen, wagten sie es vor ihren König und Vater hinzutreten und offen zu bekennen, was sie im Schilde führten. Nichts, betheuerten sie, hätten sie gegen ihn unternommen, aber Herzog Heinrich Feindschaft und Fehde geschworen; käme ihr Oheim nach Ingelheim, so würden sie sich seiner Person bemächtigen. Und Erzbischof Friedrich, scheinbar die Rolle des Vermittlers kraft seines heiligen Amtes spielend, sprach für die aufrührerischen Söhne und suchte das Gemüth des Königs wankend zu machen.

Wohl nie hat Otto einen bittereren Schmerz empfunden als damals. Er sah sich verrathen von denen, die ihm am nächsten standen, von seinen eigenen Söhnen; schutzlos befand er sich in der Macht der Verschworenen. Aber wie zornig auch sein Gemüth aufwallen mochte, er war gezwungen gute Miene zum bösen Spiele zu machen und den Empörern ihre Forderungen zu bewilligen. Durch einen förmlichen

Vertrag, dessen Inhalt wir nicht kennen, band er sich ihnen gegenüber die Hände und gab sich in ihre Gewalt. Otto vergaß hier seines königlichen Namens; niemals hatte man das vordem von ihm sagen können.

Die Verschworenen glaubten ihren Zweck erreicht zu haben und ließen den König ziehen. Er fuhr zu Schiff den Rhein hinab bis Köln, dann eilte er nach Sachsen, wo er zu Dortmund bei seiner Mutter das Osterfest feierte. Nichts stärkte und erfrischte ihn mehr nach diesen bitteren Erfahrungen, als die Freude, mit der sie ihn empfing, als die Liebe und Zärtlichkeit, die sie ihm in diesen Tagen des Unglücks bewies. Die Anhänglichkeit der Sachsen gab ihm neues Selbstgefühl; hier von einem treuen Volke umgeben, erhob er sich wieder zu dem Vollgefühl seiner Majestät. „Er fand den König in Sachsen wieder," sagt der ehrliche Widukind, „den er in Franken beinahe verloren hatte."

Unter seinem Sachsenvolk und seinen Freunden fühlte sich Otto wieder frei. Er erklärte sofort jenen Vertrag, den er in Mainz geschlossen hatte, für null und nichtig, alle seine Versprechungen für erzwungen; er verlangte Konrad und Liudolf sollten die Urheber der ruchlosen Verschwörung ihm ausliefern; wo nicht, werde des Reiches Acht sie treffen. Noch einmal wollte Erzbischof Friedrich betrüglicher Weise die Rolle des Vermittlers spielen; er sprach für Friede und Eintracht und forderte den König auf, den Vertrag und sein Wort zu halten. Aber er erlangte nicht mehr, als daß der König ihn ganz durchschaute und Alle am Hofe ihm ihre Verachtung bezeigten. Otto blieb fest; er berief sofort einen allgemeinen Reichstag nach Fritzlar, wo über die Verräther Gericht gehalten werden sollte.

Der König selbst eilte gleich nach dem Fest abermals nach Köln. Hier gewann er den Bischof Adalbero von Metz, auf den Konrad hauptsächlich gezählt hatte und der durch sein Geschlecht viel in Lothringen vermochte, für sich; überdies knüpfte er neue Verbindungen mit dem Hause Herzog Giselberts an, dessen Bruder Reginar, Graf im Hennegau, und dessen Vettern, Erzbischof Rodbert von Trier und Bischof Balderich von Utrecht, sich insgesammt gegen Konrad erklärten. Fast ganz Lothringen trat auf des Königs Seite und ergriff die Waffen gegen Konrad, der wie ein Zwingherr in das Land gekommen war und mit Strenge in demselben geherrscht hatte. Jetzt war die Stunde den

lange verhaltenen Grimm gegen ihn auszulaſſen gekommen, und die perſönliche Rache konnte ſelbſt als Verdienſt in den Augen des Königs erſcheinen und ihres Lohnes gewiß ſein.

Als ſich der König Lothringens verſichert hatte, kehrte er über den Rhein zurück. Der Tag zu Fritzlar nahte, und allgemein war man voll Spannung und Sorge, was Liudolf und Konrad beginnen würden. Die Urheber der Verſchwörung konnten ſie nicht ausliefern, waren ſie es doch ſelbſt, und gefährlich war es dem Zorne des auf das Aeußerſte gereizten Vaters ſich anzuvertrauen. Sie beſchloſſen daher nicht in Fritzlar zu erſcheinen, ſondern ihre Sache in offener Fehde auszufechten, zu der ſie jetzt um ſo mehr ein gutes Recht zu haben meinten, als der geſchloſſene Vertrag ihnen nicht gehalten war. Noch einmal verſuchte der argliſtige Erzbiſchof von Mainz die Rolle des Friedensſtifters zu ſpielen. Er erſchien auf dem Reichstage zu Fritzlar. Aber ſo viele und ſo ſchwere Beſchuldigungen erhob hier Herzog Heinrich gegen ihn, daß er ſich nicht mehr zu rechtfertigen vermochte. Allgemein beſchuldigte man ihn des Verraths; es traf ihn der Unwille des ganzen verſammelten Volks. Eiligſt verließ er den Reichstag und begab ſich nach Mainz; auch hier hielt er ſich bald nicht mehr für ſicher, übergab die Stadt den Feinden des Königs und flüchtete ſich nach Breiſach, jener alten Rheinfeſte, die der Schlupfwinkel der Hochverräther zu allen Zeiten war und von Herzog Eberhards Empörung her noch in traurigem Andenken ſtand.

Schon auf dem Reichstage zu Fritzlar ſcheint über Konrad und Liudolf die Acht des Reichs ausgeſprochen, ſchon hier ſcheinen ſie ihrer Herzogthümer entſetzt zu ſein. Von Konrad wiſſen wir beſtimmt, daß ihm ſein Amt bald nach dem Ausbruch der Verſchwörung entzogen wurde; von Liudolf läßt ſich daſſelbe vermuthen. Außerdem wurde auf dem Reichstage Gericht über Alle gehalten, die des Verraths verdächtig und in des Königs Händen waren; ſo über zwei vornehme Thüringer, die Grafen Wilhelm und Dadi, die ſonſt bei Otto in hohen Ehren geſtanden und ihm in dem Kriege des Jahres 939 große Dienſte geleiſtet hatten. Dadi war es geweſen, der durch ſeine Klugheit nach dem Tage von Birthen dem Könige Thüringen und das öſtliche Sachſen unterworfen hatte. Sie, alte Waffenbrüder Herzog Konrads, waren angeſchuldigt es mit ihm gehalten zu haben, und da ſie ſich nicht zu rechtfertigen wußten, wurden ſie nach Baiern verbannt und der Ob-

hut Herzog Heinrichs übergeben. Diese Strafe verbreitete großen Schrecken unter Allen, die Konrads und Liudolfs Sache geneigt waren; denn nicht eben glimpflich ging Herzog Heinrich mit seinen Feinden um.

Als der Reichstag sich getrennt hatte, rüstete Alles zum Kampf. Ganz Schwaben war in den Händen Liudolfs, und schon griff er auch nach Franken hinüber; er warf sich nach Mainz, einer volkreichen und stark befestigten Stadt. Konrad hatte sich nach Lothringen, in sein Herzogthum, begeben und mochte glauben, mit Leichtigkeit würde er das unruhige und streitsüchtige Volk gegen das Königthum in die Waffen bringen. Aber er hatte sich diesmal verrechnet. Die Lothringer ergriffen gegen ihn die Waffen und rückten unter der Anführung des Grafen Reginar in das Feld. An der Maas stellten sie sich Konrad zum Kampfe, und trotz ihrer überlegenen Zahl griff er unerschrocken sie an. Es kam zu einer furchtbaren Schlacht. Mit Löwenmuth kämpfte Konrad; eine unglaubliche Menge der Lothringer erlag seinem Schwerte. An seiner Seite fiel sein Freund Konrad, Eberhards Sohn; immer höher steigerte sich seine Wuth; er raſete gegen die ihn umdrängenden Feinde, wie ein edles Wild, das sich von seinen Verfolgern umringt sieht. Tapfer standen ihm seine Ritter zur Seite, aber immer neue Schaaren führten die Lothringer vor. So wurde vom Mittag bis zum Abend gekämpft; erst die Nacht trennte die feindlichen Schaaren. Konrad mochte sich so gut wie Reginar des Siegs rühmen, aber seine Absichten in Lothringen waren vereitelt; er mußte das Land räumen, und wenn auch später vereinzelte Bewegungen dort zu seinen Gunsten entstanden, niemals hat er sich wieder ganz festsetzen können.

Konrad begab sich nach Mainz und vereinigte sich hier mit Liudolf. Aber schon rückte auch Otto, der in Sachsen ein Heer gesammelt hatte, gegen die Stadt an. Sofort ergaben sich ihm alle Burgen der Empörer, die er auf seinem Wege fand; ohne erheblichen Widerstand zu finden, kam er in der Mitte des Juli mit dem sächsischen Heere vor Mainz an. Franken und Lothringer stießen hier zu ihm, auch führte Herzog Heinrich ein baiersches Heer ihm zu.

Ein fürchterlicher, unnatürlicher Krieg entspann sich vor Mainz, und Jedem bangte vor dem Ausgang desselben. Vor der Stadt lag der König; in derselben der erwählte Erbe der Krone, ein Jüngling, der von jeher große Liebe unter dem Volke besessen hatte, mit ihm

des Königs Schwiegersohn. Was stand zu erwarten von diesem Kriege zwischen dem Vater und seinen Söhnen, von diesem schrecklichsten aller Bürgerkriege!

Mainz wurde wiederholentlich mit Mauerbrechern berannt, aber ohne Erfolg; man überfiel die Wachen, man kämpfte oftmals vor den Thoren, viel Blut wurde vergossen: aber Nichts gab dem Kriege einen entscheidenden Ausschlag. Zwei Monate dauerte so die Belagerung, ohne die Kräfte der Belagerten zu erschöpfen. Und schon wurden Viele im Heere des Königs unzufrieden, priesen die Tapferkeit der Empörer und wollten sie rechtfertigen; fast allgemein wurde der Haß gegen Heinrich, den man als die alleinige Ursache alles Jammers ansah. Namentlich zeigten die Baiern im Heere sich schwieriger und schwieriger gegen ihren Herzog. Ihre lange daniedergehaltene Empfindlichkeit regte sich jetzt; sie hatten den sächsischen Heinrich so wenig gern gesehen, wie die Lothringer den Franken Konrad; auch er war ihnen ohne ihren Willen zum Herrn gesetzt und war ein strenger Gebieter. Noch aber lebten mehrere Söhne Herzog Arnulfs und sahen, obwohl Heinrichs Schwäger, doch in ihm den Räuber ihrer Würde und Ehre. Um Pfalzgraf Arnulf, den ältesten von ihnen, dem Heinrich in seiner Abwesenheit die Verwaltung des Landes und die Vertheidigung Regensburgs, der Hauptfeste desselben, übertragen hatte, sammelten sich die Unzufriedenen in Baiern; mit ihm standen jene Schwierigen in Heinrichs Heer in Verbindung; mit ihm unterhandelte heimlich Liudolf selbst und zog ihn in die Verschwörung.

So ungünstig wurde die Stimmung in Ottos Lager, daß er es für gerathen hielt an den Frieden zu denken. Er ließ seine Söhne einladen in sein Lager zu kommen; sie möchten sich vor ihm rechtfertigen, dann wolle er gütlich mit ihnen die Sache austragen. Als Geißel für ihre Sicherheit schickte er den sächsischen Grafen Ekbert, einen Neffen Hermann Billings und seinen eigenen Vetter, in die Stadt. Liudolf und Konrad, rings eingeschlossen und abgeschnitten von jeder Verbindung, ohne die Möglichkeit in solcher Lage dauernden Widerstand zu leisten, entschlossen sich endlich in das Lager des Vaters zu gehen.

Die Zusammenkunft des Vaters mit seinen Söhnen malt Widukind mit lebendigen Farben. Als sie vor dem Vater erschienen, warfen sie sich zu seinen Füßen nieder und betheuerten, sie seien bereit jegliche Strafe für ihr Vergehen zu leiden, nur möchte ihren Freunden, die in

dem gefährlichen Beginnen ihnen Hülfe geleistet, nichts Uebles widerfahren. Doch Otto, der nicht wußte, wie er die Söhne strafen sollte, verlangte deshalb nur um so dringender die Auslieferung ihrer Genossen. Aber standhaft verweigerten sie dieselbe; denn sie hatten sich durch einen Eid ihren Freunden verpflichtet, sie niemals dem Zorne des Königs preiszugeben.

Groß war die Freude im Lager gewesen, als Konrad und Liudolf dort erschienen. Alle meinten, nun habe der Krieg ein Ende; denn wollten die Söhne sich nicht unterwerfen, würden sie nimmer sich aus der Stadt gewagt haben. Doch der Jubel schwieg, als man sah, wie hartnäckig sie sich weigerten dem Gebote des Königs Folge zu leisten. Niemand aber gerieth darüber mehr in Zorn als Herzog Heinrich, zumal seine Widersacher abermals feierlich versichert hatten, sie stritten nicht gegen ihren König und Vater, sondern nur gegen ihren Oheim, gegen den sie gerechte Ursache hätten.

So wandte sich Heinrich gegen Liudolf und fuhr ihn heftig an. „Du brüstest dich," sagte er, „Nichts gegen meinen König und Herrn unternommen zu haben, und siehe, Alle hier wissen, daß du ein Thronräuber bist und sein Reich mit Waffengewalt überfallen hast. Wenn du mich anklagst und beschuldigst, warum führst du nicht deine Schaaren gegen mich? Greife mich nur an! Nicht so viel," er nahm dabei einen Halm von der Erde auf, „sollst du mir von meiner Macht entziehen. Aber was erhebst du dich gegen deinen Vater und bekümmerst ihn also? Du versündigst dich gegen Gott, da du dich gegen deinen Herrn und Vater auflehnst. Hast du Kopf und Herz auf der rechten Stelle, so laß deinen Zorn an mir aus. Ich wahrlich fürchte mich vor dir nicht!" Auf solche Reden antwortete der Jüngling Nichts, sondern wandte den Rücken, und Konrad folgte ihm.

Aber ehe Liudolf das Lager verließ, nahm ihn sein Oheim Brun noch einmal bei Seite, der vor kurzer Zeit den erzbischöflichen Stuhl von Köln bestiegen hatte. Mit Recht hielt er es für seinen Beruf, Liudolf auf seine Kindespflichten aufmerksam zu machen, und sprach, wie sein Biograph Ruotger berichtet, so zu dem zornigen Jüngling: „Ach, du weißt nicht, wie sehr du dir und uns Allen nützest, wenn du nachgiebst und meinen Worten folgst. Du bist deines Vaters Sorge und unser Aller Freude, was haben wir aber zu hoffen und zu erwarten, wenn du dich von uns wendest? Siehst du nicht, wie das ehrfurcht-

gebietende Haupt deines Vaters um deinetwillen ergraut? Ihm solches Leid zu bereiten, frommt dir wahrlich nicht. Du versündigst dich gegen Gott, wenn du den Vater nicht ehrst. Nein, entschuldige dich nicht; Sünde ist es, was du gegen deinen Vater und sein Reich unternimmst. Nicht auf deine Freunde, sondern auf deine Feinde hörst du und gehst nur mit ihnen zu Rathe; aber sie suchen nur das Ihre und denken nicht an das, was dir frommt, statt dich zu leiten, verleiten sie dich. Einst warst du der Stolz deines Vaters, die Hoffnung und die Lust dieses ganzen Landes, jetzt bist du der Kummer Aller. Bedenke, wer dich so hoch gestellt, wer dir die Nachfolge in diesem Reiche gegeben hat! That er dies, um solchen Undank von dir zu ernten? Fürchte seine Seufzer, die täglich um deinetwillen zum Himmel aufsteigen, und schaue auf seine Thränen. Noch ist sein Herz dir offen, er klagt über den verlorenen Sohn, und Freude wird sein, wenn er zurückkehrt. Er wird dir verzeihen; wenn er dich wieder an sein Herz drückt, wird er bald auch deinen Genossen vergeben, wie heftig er auch jetzt noch ihnen zürnt. Irrthum und nicht Verbrechen wird er ihr Vergehen nennen, wenn er dich nur wieder sein nennt, den er mehr liebt als sich selbst." So sprach Brun, aber kaum mit dem äußeren Ohr lieh der Jüngling den Worten Gehör, in seinem Herzen tobte Wuth und Verzweiflung. Er kehrte mit Konrad nach Mainz zurück. Der Kampf begann aufs Neue und blutiger als zuvor, um sich bald weiter und weiter über das Reich zu verbreiten.

Zunächst ergriff die Empörung Baiern. Gleich nach der Unterredung mit Liudolf verließen die baierschen Grafen im Lager vor Mainz ihren Herzog und ihren König und gingen zum Feinde über. Zugleich steckte Pfalzgraf Arnulf in Regensburg offen die Fahne des Aufstands auf. Ganz Baiern war Heinrich und dem Könige verloren. Die Empörung mußte am Rhein und an der Donau bekämpft werden.

Auch in Sachsen fingen die Sachen an eine bedrohliche Wendung zu nehmen. Hier übte in Abwesenheit des Königs der Markherzog Hermann Billing die herzoglichen Rechte, ein tapferer und verständiger Kriegsmann, dessen schon vielfach gedacht ist. Er hatte, als die Belagerung von Mainz sich hinzog, dem Könige neue Truppen gesandt unter der Anführung seines Neffen Wichmann und des Grafen Dietrich. Als nun dieses Heer gegen Mainz kam, zogen Liudolf und Konrad ihm heimlich entgegen, überfielen die Sachsen unvermuthet an der fränkischen

Grenze, drängten ſie in eine verfallene Burg und umlagerten ſie hier. Wichmann und Dietrich ſahen, daß eine Vertheidigung unmöglich war, und ſchloſſen einen Waffenſtillſtand auf drei Tage, während deſſen es ihnen freiſtehen ſollte nach Sachſen umzukehren. Während der Verhandlungen hatte ſich Liudolf nicht ohne Erfolg bemüht ſeine ſächſiſchen Landsleute für ſich zu gewinnen. Dietrichs Treue war zwar ſelbſt durch große Verſprechungen nicht zu erſchüttern; um ſo leichter aber gelang es Liudolf den jungen Wichmann auf ſeine Seite zu ziehen.

Wichmann war aus dem Geſchlecht der Billinger, dem königlichen Hauſe verwandt, ein Sohn jenes Wichmann, der einſt die Erhebung ſeines Bruders Hermann mit ſo vielem Neide geſehen und deshalb König Otto bitter gegrollt hatte. Der Vater war todt, und ſeine beiden Söhne, Wichmann und jener Ekbert, den Otto nach Mainz als Geißel geſchickt hatte, waren erzürnt auf ihren Oheim, der, wie ſie meinten, ſie um Ehre, Geld und Gut gebracht hätte. Auch waren ſie dem Könige nicht hold, der ſie nach ihrer Ueberzeugung zurückſetzte. Namentlich hatte es ihm Ekbert nicht vergeſſen, daß er einſt von ihm ſtreng geſcholten war, weil er ſich unbeſonnener Weiſe in einen Kampf eingelaſſen habe, während er vielmehr Lob zu verdienen gemeint hatte; denn er hatte ſich tapfer geſchlagen und ſelbſt ein Auge im Kampfe eingebüßt, weshalb er auch Ekbert „der Einäugige“ aller Orten genannt wurde. Schon in Mainz hatte Liudolf dieſen Ekbert für ſich gewonnen, gleich ihm trat nun auch Wichmann auf die Seite der Empörer. Die Brüder eilten darauf zuſammen nach Sachſen und bereiteten hier einen ſchweren Stand ihrem Oheim. Unſäglich iſt es, mit welcher Wachſamkeit Herzog Hermann ſtets ihrer Fährte folgte, wie er durch Umſicht und Sorgfalt alle ihre verbrecheriſchen Pläne vereitelte. Nur ihm dankte es Otto, wenn es in Sachſen nicht zu einem gefährlichen Aufſtande kam. Als dann ſpäter Wichmann und Ekbert ſich ergeben mußten und über ſie als Verräther das Urtheil geſprochen werden ſollte, da meinte Herzog Hermann, ſie ſeien unbeſonnene Knaben, die man mit Ruthen ſtreichen müſſe. Otto ſchonte ihrer; doch ließ er Wichmann unter ſtrenger Bewachung in ſeiner Umgebung halten.

Indeſſen dauerte die Belagerung von Mainz fort, nur daß Liudolf und Konrad die Stadt verließen, um dem Aufſtande in der Ferne neue Nahrung zu geben. Liudolf begab ſich nach Baiern, Konrad noch einmal nach Lothringen, wo er jetzt beſſere Erfolge erwartete. Otto ſah

ſich im Monat September endlich gezwungen die Belagerung aufzuheben; ſein Heer murrte und verlangte, des langen Krieges müde, die Entlaſſung, die er, ohne die Gemüther völlig zu erbittern, nicht länger verweigern konnte. Er beſchloß darauf mit der geringen Dienſtmannſchaft, die ihm blieb, noch im Spätjahre gegen Liudolf nach Baiern zu ziehen, die Vertheidigung Lothringens aber ſeinem Bruder Brun zu übertragen.

Es iſt Brun, der hier abermals die Augen auf ſich lenkt. Wir wiſſen, welche Bedeutung er an Ottos Hofe einnahm, wie alle Geſchäfte durch ſeine Hand gingen, da er an der Spitze der kaiſerlichen Kanzlei ſtand. So ungern er die übermäßige Vertraulichkeit zwiſchen ſeinem Bruder Heinrich und Konrad einſt geſehen hatte, ſo entſpricht es doch ganz der friedfertigen und ausgleichenden Weiſe ſeines Charakters, daß er den Zwieſpalt, als er ausbrach, auf alle Weiſe beizulegen bemüht war. Als er aber ſodann Partei ergreifen mußte in dem unglücklichen Kampf, der ſein Haus entzweite, ſprach er ſich entſchieden und offen für die Sache ſeiner Brüder aus und trat den empörten Neffen ohne Rückhalt entgegen. Otto, dem von Beginn des Kampfes Alles daran lag Konrads Macht in Lothringen zu brechen, konnte hierzu kein geſchickteres und tauglicheres Werkzeug finden als ſeinen Bruder, der in Lothringen aufgewachſen war und durch ſeinen Lehrer Balderich dem mächtigen Geſchlechte der Grafen des Hennegaus, das früher im Beſitze des Herzogthums geweſen war, ſehr nahe ſtand. Wenn der König ſich mit dem Grafen Reginar und deſſen Stammesvettern Robbert von Trier und Balderich von Utrecht ſo leicht wieder ausgeſöhnt hatte, ſo dankte er gewiß dies Bruns Vermittelung. Wir haben geſehen, wie folgenreich für den Kampf dieſe Verbindungen waren; ſie zu unterhalten und Lothringen durch ſeinen Bruder ſich noch enger zu verbinden, dazu hatte ſich aber kurz zuvor eine günſtige Gelegenheit geboten. Am 9. Juli 953 war der alte Erzbiſchof Wikfried von Köln geſtorben, und die Wähler wandten ihre Blicke ſofort auf Brun, den Bruder des Königs. Ein in Lothringen einheimiſcher Graf Gottfried, der Brun zugethan und in ſeinem Dienſte erzogen war, erklärte ſich zuerſt für ihn. Die Wahl Bruns erfolgte darauf mit großer Einhelligkeit. Eiligſt ging eine Geſandtſchaft nach Mainz an den König ab; man war den Wünſchen deſſelben nur zuvorgekommen, und Brun eilte nach Köln, um von ſeinem Biſchofsſtuhle Beſitz zu ergreifen. Aber

bald wurde er wieder in das Lager des Bruders vor Mainz zurückgerufen. Vergebens bemühte er sich noch einmal hier Liudolf von seinem gottlosen Unternehmen zurückzuhalten; die Starrheit des Jünglings befestigte ihn immer mehr in der Sache, die er einmal ergriffen hatte. Indem sich Otto nach Baiern wenden wollte, fand er Niemanden, dem er das Herzogthum in Lothringen so sicher anvertrauen konnte, wie seinem Bruder.

Es war allerdings etwas Unerhörtes, daß die herzogliche Gewalt in die Hand eines geistlichen Fürsten gelegt werden sollte, und Brun selbst war nicht ohne große Bedenken, ob die Herzogsfahne und der Krummstab sich für eine Hand schickten. Aber Otto suchte ihn über diese Bedenken und über das Urtheil der Menschen zu beruhigen. Es sei eine Zeit, meinte er, wo der Klerus sich offen für das Reich erklären müsse und selbst den Kampf für dasselbe nicht scheuen dürfe; nur die Verräther würden die Verbindung einer weltlichen Gewalt mit dem Kirchenamt anfechten. „Siehst du nicht," — so führt Bruns Biograph den König redend ein, — „wie gerade Erzbischof Friedrich, der sich stellt, als meide er die Theilnahme an diesem Bürgerkrieg und fliehe die Welt, so Viele verführt und zum Kampfe treibt. Käme es ihm wirklich darauf an, wie er vorgiebt, in andächtiger Stille zu leben, er würde wahrlich seine Stadt und seine Burgen lieber mir und dem Reiche, als meinen Feinden übergeben haben, die mein Volk zu Grunde richten, das Vaterland verrathen, das Reich verheeren, pflichtvergessen von den Fahnen laufen, und am liebsten mich selbst mit verruchter Hand erwürgten, die mir den Sohn entzogen, meinem Bruder sein Herzogthum, sein Weib und seine Kinder genommen haben und auch ihm nach dem Leben trachten. Verlaß mich nicht, du bist allein mein Trost und meine Stütze, denn von Kindesbeinen an hast du in guten Dingen deine Tage verlebt, und Tugend und Weisheit sind dir zur anderen Natur geworden. Mit dir wird es mir an Glück, Ehre und Ruhm nicht fehlen. Fürchte dich nicht, wir sind nicht hülflos, nur müssen wir uns selbst nicht verlassen." Brun vermochte nicht den Bitten seines königlichen Bruders zu widerstehen; unter Thränen stürzte er ihm in die Arme und gelobte zu thun, wie er beföhle.

Als Otto sich darauf nach Baiern wandte, ging Brun, der Herzog-Erzbischof, nach Aachen. Hier hielt er am 21. September einen großen Landtag, befestigte die lothringischen Großen in der Treue und

gelobte ihnen zu jeder Zeit hülfreich zur Hand zu sein, selbst mit Gefahr seines Lebens. Jenen Gottfried, dem er das Erzbisthum hauptsächlich zu verdanken hatte, ordnete er sich zur Verwaltung der weltlichen Geschäfte des Herzogthums bei, wie dieser denn auch fortan den herzoglichen Namen führte, ohne jedoch die volle dem entsprechende Macht zu bekleiden. Seine kräftigste Stütze im unteren Lothringen fand Brun neben Gottfried in dem Grafengeschlecht des Hennegaus, den alten Feinden Konrads, im oberen Lothringen in dem Bischof Adalbero von Metz und dessen Bruder, dem Grafen Friedrich, welche einem den Karolingern verwandten und um Nancy, Metz und Bar angesessenen, aber damals verarmten Geschlechte angehörten.

Konrad war, nachdem er eine Besatzung in Mainz zurückgelassen hatte, abermals in Lothringen eingefallen. Sein Angriff galt zunächst dem Bischof Adalbero, und es gelang ihm dessen Stadt einzunehmen, die er plünderte, aber nach kurzer Zeit wieder verließ. Den Winter über hielt sich Konrad in Lothringen, doch dahin brachte er es nicht, sich ganz des Landes zu bemächtigen. Brun hielt die Königlichen aufrecht und bewahrte namentlich das untere Lothringen in der Treue gegen den König.

Glücklicher als Konrad war Liudolf in Baiern gewesen. Pfalzgraf Arnulf hatte ihm die Thore von Regensburg geöffnet, alle die anderen festen Plätze des Landes fielen in seine Hand. Heinrichs Gemahlin und seine Kinder vertrieb er aus dem Lande; des reichen herzoglichen Schatzes bemächtigte er sich und überließ ihn zur Plünderung seinen Dienstmannen. Alles im Lande ergriff offen Partei gegen den König oder war, wie die Bischöfe, von schwankender Treue. Als Otto dem Sohne folgte und mit geringer Kriegsmacht nach der Donau zog, belagerte er zwar Regensburg, aber ohne Erfolg. Die Jahreszeit war ungünstig und der Krieg nicht fortzuführen. Nachdem der König fast drei Monate in Baiern in den Waffen gestanden hatte, trat er gegen Weihnachten den Rückweg an. Das Fest feierte er schon in Sachsen.

Ein trauriges Jahr ging zu Ende. Aus einem Zwist, der innerhalb der königlichen Familie ausgebrochen war, entspann sich einer der fürchterlichsten inneren Kriege. Wie die Glieder des Ottonischen Hauses alle deutschen Länder beherrschten und die Einheit des Reichs sich in ihnen dargestellt hatte, kam ihr Zwiespalt jetzt einer Auflösung des Reichs selbst gleich. Sofort erhoben sich wieder jene lokalen Gewalten,

welche im Jahre 939 für immer niedergeworfen zu sein schienen. Der König selbst mußte sich ihrer für den Augenblick bedienen, wo ihr Interesse sie gegen seine Söhne in die Waffen rief; so in Lothringen, wo das Geschlecht des Herzogs Giselbert noch einmal entscheidend hervortritt. Bedenklicher noch gestalteten sich die Dinge, wo die frühere herzogliche Familie im Kampfe gegen den König glaubte ihr altes Ansehen erneuern zu können, wie in Baiern die Arnulfinger. Auch in Schwaben und Franken tauchten abermals die alten herzoglichen Geschlechter auf: jener Konrad, Eberhards Sohn, der im Kampf an der Maas fiel, war ein Blutsverwandter Herzog Eberhards, wie Manche meinen, sein leiblicher Sohn, und höchst wahrscheinlich ist auch jener Burchard, der bald nachher Liudolf in Schwaben folgte, dem alten Herzogshause entstammt. Wie wenn noch einmal die Provinzen sich über das Reich erhoben, die lokalen Gewalten das Königthum besiegten, die Entwickelung der Dinge eine ganz entgegengesetzte Richtung einschlug? Man verhehle es sich nicht, Ottos Lage war auf das Aeußerste gefährdet. Was er unternommen hatte, war mißlungen: erst die Belagerung von Mainz, dann von Regensburg. Immer weiter hatte die Empörung um sich gegriffen: das ganze südliche Deutschland, Schwaben und Baiern, war dem Könige so gut wie verloren; Franken war fast ganz in den Händen der Aufständigen; in Lothringen wurde gekämpft, und in Sachsen selbst hatten sich manche jener starren Häupter, die sich immer unwillig einem Manne ihres Gleichen beugten, wieder erhoben.

Der ganze Heldenmuth, der in Ottos großer Seele wohnte, gehörte dazu, um auch in solcher Noth nicht zu verzweifeln. „Unerschütterlich blieb der König," sagt Widukind, „mitten in den Gefahren und vergaß nie, daß er ein Herr und König von Gottes Gnaden sei."

Wie der schwere Druck äußerer Feinde auf die deutschen Länder einst vor Allem die Einheit des Reichs befestigt und die Macht der Krone gehoben hatte, so war es merkwürdiger Weise vornehmlich auch jetzt ein Angriff von außen, der die Königsherrschaft vom Untergange rettete.

Bald nach Beginn des Jahrs 954 fielen unerwartet von Neuem die Ungarn in Baiern ein und verheerten das schon so arg heimgesuchte

Land weit und breit. Liudolf meinte und sprach es unverhohlen aus, Herzog Heinrich habe die Feinde gegen ihn in das Land gerufen; Otto und Heinrich legten dagegen dasselbe Liudolf und seinen Genossen zur Last. So schob ein Theil die Schuld auf den anderen, als ob die Feinde des Reichs nicht immer spähend an den Grenzen gelauert und jede Stunde der inneren Zwietracht genutzt hätten. Als sie vernahmen, daß Heinrichs gefürchtete Tapferkeit Baiern nicht mehr schütze, durchbrachen sie die baierschen Marken und überflutheten das Herzogthum nach allen Seiten.

Hatten Liudolf und seine Freunde auch die Ungarn nicht gerufen, so thaten sie doch andererseits Nichts, um das Land gegen seine schlimmsten Feinde zu schützen; ja sie gaben den Ungarn sogar Geld und schlossen Verträge mit ihnen, um die Drangsale von sich auf die nächsten Nachbarn zu wenden. Dies that selbst der Erzbischof Herold von Salzburg, der alte Feind Herzog Heinrichs, der jetzt zu Liudolf übergegangen war und den Kirchenschatz an die Ungarn verschleuderte.

Wie anders Otto. Sobald er von dem Einbruch der Ungarn hörte, erhob er sich aus der Tiefe des Unglücks zu dem vollen Selbstgefühl seiner Majestät. Aus Sachsen sammelte er sofort ein starkes Heer und rückte schon im Anfange des Februars den Ungarn nach Baiern entgegen. Sie wichen vor ihm und vor Herzog Heinrich; denn sie kannten sie als König Heinrichs rechte Söhne. Als sie aber Baiern räumen wollten, gab ihnen Liudolf Geld und Wegweiser, die sie auf sicheren Wegen nach Franken brachten. Im März ergossen sich ihre Schwärme durch Franken und über den Rhein. Am Palmsonntag wurden sie zu Worms, das in Konrads Händen war, festlich bewirthet und reichlich mit Gold und Silber beschenkt; dann führte sie Konrad selbst durch das Lothringerland gegen seine Feinde, Erzbischof Bruno und Graf Reginar. Kann man sich verwundern, wenn Liudolf und Konrad allgemein für Bundesgenossen der alten Landesfeinde gehalten wurden?

Die ganze Wucht des königlichen Heeres fiel statt auf die Ungarn jetzt auf das Baierland, das, durch den Bürgerkrieg des vorigen Jahrs und die Verheerungen der äußeren Feinde völlig erschöpft, um Waffenstillstand bat. Die Gemüther neigten sich schon dem Frieden zu, wie sehr auch Liudolf ihm widerstreben mochte. Es wurde bestimmt bis zum 15. Juni Waffenruhe bestehen zu lassen und dann zu Langen-Zenn

bei Nürnberg eine Zusammenkunft zu halten, um dem Kriege, wo möglich für immer, ein Ziel zu setzen.

Indessen hatte sich auch in Schwaben eine königliche Partei gebildet. Bischof Ulrich von Augsburg mit seinem Bruder Dietpold und dem Grafen Adalbert von Marchthal war hier zwar dem Könige zu allen Zeiten treu geblieben, aber im Anfange des Jahrs fühlten sie sich noch so schwach, daß Ulrich Augsburg verließ und sich in einer nahe gelegenen Burg verschanzte. Pfalzgraf Arnulf von Baiern zog mit Heeresmacht gegen ihn aus, nahm Augsburg und belagerte die Burg des Bischofs. Da aber wurde der Pfalzgraf am 6. Februar von Dietpold und Adalbert im Rücken angegriffen und erlitt eine vollständige Niederlage. Bischof Ulrich kehrte nach Augsburg zurück, und immer zahlreicher wurden seitdem in Schwaben die Anhänger des Königs. Die Sache Liudolfs stand im südlichen Deutschland bedenklich; die Königlichen verstärkten sich täglich.

Mißlicher gestalteten sich Anfangs die Verhältnisse in Lothringen, wo Erzbischof Brun in große Bedrängniß gerieth. Der Bund mit dem Grafengeschlecht des Hennegaus, auf den sich hauptsächlich seine Macht im unteren Lothringen stützte, hatte sich schnell gelockert. Schon die Bevorzugung des Grafen Gottfried, der das Herzogthum erhalten hatte, auf welches Reginar einen Erbanspruch geltend machen konnte, reizte gewiß die Hennegauer; mehr noch, daß ihnen das Lütticher Bisthum entging, welches Brun seinem Lehrer, dem gelehrten aus Verona vertriebenen Rather, verlieh, obwohl die Hennegauer es für einen jungen Mann ihres Hauses, Balderich mit Namen, beanspruchten. Rather faßte kaum in Lüttich festen Fuß; schon um Weihnachten brach ein Aufstand gegen ihn in der Stadt aus. Wahrscheinlich war derselbe von den Hennegauern erregt; wenigstens nahmen alsbald Graf Reginar, Erzbischof Rodbert und Balderich von Utrecht offen Partei gegen Bruns Schützling, sie verlangten Rathers Entfernung und die Einsetzung des jungen Balderich. Es war um dieselbe Zeit, als Konrad die Ungarn nach Lothringen führte und Brun mehr als je die Sache des Königs hier gefährdet sah; nur mit dem äußersten Widerstreben fügte er sich endlich der Forderung der Hennegauer. Rather mußte weichen, dafür gelobten Reginar und die Seinigen eidlich mit unverbrüchlicher Treue fortan das Recht des Königs zu vertheidigen. So konnte sich Brun gegen die Ungarn und Konrad, die ihre Heereshaufen gemein-

schaftlich gegen ihn führten, obschon von allen Seiten bedrängt, doch für den Augenblick aufrecht erhalten.

Der Sturm der Ungarn brauste zum Glück schnell vorüber; im Anfang des Aprils verheerten sie die Gegend von Lüttich, dann die von Cambray und richteten endlich ihren Zug nach Frankreich, um durch das burgundische Land und Italien den Heimweg zu nehmen. Konrad hatte sich wieder von ihnen getrennt und versuchte in neuen Kämpfen Lothringen den Königlichen zu entreißen. Im Anfange schwankte die Entscheidung des Streits, aber die Erfolge der königlichen Partei in Baiern und Schwaben überzeugten endlich doch auch Konrad von dem traurigen Stand seines Unternehmens. Schon standen die treuen Anhänger des Königs unter Anführung Bruns im Elsgau schlachtgerüstet Konrad gegenüber, und man erwartete den Ausgang eines entscheidenden Kampfes; da ging Konrad in sich, machte Waffenstillstand und versprach sich auf dem Tage zu Langen-Zenn dem Könige zu stellen. Niemand begrüßte diesen Ausgang der Dinge gewiß freudiger als Brun, der, ohnehin der Entscheidung mit dem Schwerte abgeneigt, sich so auf unerwartete Weise von den größten Gefahren befreit sah.

Durch die Unterstützung, welche Konrad und Liudolf den Ungarn gewährten, hatten sie ihrer Sache unberechenbaren Schaden zugefügt. Die Theilnahme der Massen an ihrem Schicksale sank, als man sie mit den alten Landesfeinden im Bunde sah. Otto und Heinrich, die gefeierten Sieger über die Ungarn, erschienen in um so glänzenderem Lichte, je näher man abermals die gräßlichen Verheerungen dieser furchtbaren Feinde vor Augen gehabt hatte. Unter diesen Eindrücken kam der Tag von Langen-Zenn heran; ein unerwarteter Umschwung der Dinge und der öffentlichen Meinung war ihm bereits vorangegangen.

Die Fürsten und Bischöfe Deutschlands waren zahlreich versammelt. Die Gegner des Königs waren mit den Anhängern desselben erschienen. Erzbischof Friedrich selbst war, als er die Sache gerichtet sah, die er erst mit schlauer Berechnung begünstigt hatte, ihr untreu geworden und hatte beschlossen um jeden Preis sich die Gunst des Königs wiederzugewinnen; er verließ das feste Breisach und erschien auf der Tagfahrt. Nicht minder Konrad, der die Waffen bereits niedergelegt hatte und sich, im Innersten von Reue ergriffen, dem Könige auf Gnade und Ungnade ergeben wollte. Schon war während des Kriegs Liutgarde gestorben; vielleicht daß ihr Tod auf seinen Entschluß Einfluß übte, vielleicht daß

er um der Dahingeschiedenen willen Ottos Herz für versöhnlicher hielt. Auch Liudolf stellte sich ein; aber seine Seele war noch immer voll heißen Zorns gegen seinen Oheim, und er hatte die ihm gegönnte Waffenruhe benutzt, um in Schwaben und Baiern noch einmal einen Kampf mit ihm bestehen zu können.

Was zu Langen-Zenn verhandelt wurde, berichtet uns Widukind anschaulich und in zuverlässiger Weise.

Als die Versammlung zusammengetreten war, erzählt er, erschien König Otto in ihrer Mitte und sprach also: „O, wäre doch der Grimm meines Sohns und der anderen Empörer nur mein Kummer und nur meine Sorge! Aber die ganze Christenheit stürzt er in das Verderben. Nicht genug, daß sie meine Städte wie Räuber plündern und mir meine Länder entreißen: selbst am Blute meiner Verwandten und meiner liebsten Freunde sättigen sie ihre Leidenschaft. Seht, meiner Söhne beraubt, sitze ich auf dem Thron, und mein bitterster Feind ist mein eigenes Kind. Der, den ich am meisten geliebt, den ich einst über seine Geburt zu den höchsten Stufen der Ehre erhoben habe," — er deutete damit auf Konrad — „hat die Hand meines einzigen Sohnes gegen mich bewaffnet. Und wie schwer dies auch ist, ich würde es ertragen, wenn nicht auch die Feinde Gottes und der Menschen, die Ungarn, in diese Wirren hineingezogen wären. Sie haben mein Reich verwüstet, mein Volk getödtet und in Gefangenschaft geführt, meine Städte zerstört, die Kirchen eingeäschert und die Priester getödtet. Noch triefen vom Blut die Wege, und mit Gold und Silber beladen, mit den Schätzen, die ich einst meinem Sohn und meinem Eidam geschenkt habe, ziehen sie, die Feinde Christi, heim zu ihren Sitzen. Welch' größeres Verbrechen, welch' abscheulichere Treulosigkeit kann gedacht werden!"

So sprach der König, und kaum schloß er den Mund, so erhob sich Herzog Heinrich, bekräftigte die Worte des Bruders und schärfte die verwundende Spitze derselben. Schändlich, sagte er, sei es und nichtswürdig, sich einen Landesfeind, den man zweimal in offener Feldschlacht geschlagen, als Bundesgenossen zu werben und ihm den Weg in das Land zu öffnen; jede Noth und jede Gefahr würde er lieber ertragen, als sich schimpflich so mit dem gemeinsamen Feinde verbinden.

Da trat Liudolf vor und sprach: „Ja, die Ungarn sind geworben, aber nicht von mir, sondern gegen mich. Ich habe Nichts gethan, als ihnen Geld gegeben, daß sie mich und mein Volk verschonten. Habe

ich hierin gefehlt, so wisse mindestens alles Volk, daß ich es nicht aus freien Stücken, sondern nur von der äußersten Noth gedrängt gethan habe."

Darauf stellte sich Erzbischof Friedrich vor den König und die Versammlung. Auf jede Weise, betheuerte er, wolle er erhärten, daß er niemals Etwas gegen den König im Schilde geführt habe; nur weil er unschuldig bei ihm verklagt sei und seinen Zorn gefürchtet habe, hätte er sich von ihm fern gehalten; mit jedem Schwure sei er bereit seine Treue für die Folge zu verbürgen. „Ich verlange keinen Schwur, als den, daß du mir nach allen deinen Kräften beistehen willst, Friede und Eintracht zu stiften," erwiederte Otto. Willig leistete der Erzbischof diesen Eid und wurde in Frieden entlassen.

Umsonst bemühten sich der Erzbischof und Konrad auch Liudolf zur Nachgiebigkeit zu vermögen. Der Jüngling, von Neuem durch seinen feindlichen Oheim gereizt, beugte sich nicht; da trennten sich seine bisherigen Genossen von ihm und verbanden sich wieder, wie Widukind sagt, „Gott und dem Könige."

Den Rath und Beistand eines vielerfahrenen und hochgerühmten Freundes hatte Liudolf in Konrad verloren; seine Sache hatte überdies in den Augen der Welt ihren heiligen Schein eingebüßt, seit Erzbischof Friedrich sie aufgab: dennoch warf er sich abermals in den furchtbaren Kampf. Kaum konnte er selbst noch einen glücklichen Ausgang desselben hoffen, aber es trieb ihn die äußerste Verzweiflung eines tödtlich gekränkten, in allen seinen Hoffnungen getäuschten Herzens, das sich zuletzt in starrem Trotz an sein vermeintes Recht krampfhaft festklammert, blind in das Verderben.

Gleich in der Nacht nach jener Unterredung zog Liudolf mit seinem Gefolge ab; er wandte sich abermals nach Baiern und besetzte mit seinem Heere Regensburg. Der König folgte ihm auf dem Fuße, und in Baiern begann wiederum der greuliche Krieg.

Auf seinem Wege stieß Otto auf eine kleine Feste, die in den Händen der Empörer war; Horsadal wurde sie damals genannt, heute Roßthal an der Bibert. Es kam hier an den Mauern zu einem hitzigen Kampfe. „Einen härteren Streit," sagt Widukind, „hat niemals ein

ſterbliches Auge geſehen." Bis in das Dunkel der Nacht wurde mit unmenſchlicher Wuth gekämpft. Die Feſte ergab ſich nicht, und mit dem Morgenlicht zog Ottos Heer weiter; denn dem König lag Alles daran, ſo bald wie möglich vor Regensburg zu erſcheinen, das jetzt der Hauptſitz der Empörung war. Schon nach drei Tagen lagerte er vor der Stadt mit einem gewaltigen Heere, in dem ſich auch Herzog Heinrich, der Sieger über die Ungarn, und Markgraf Gero, der Schrecken der Wenden, befanden. In der Stadt lag die Hauptmacht der Aufſtändigen, von Liudolf und Pfalzgraf Arnulf befehligt.

Von allen Seiten wurde Regensburg umſchloſſen. Bald machte ſich Mangel an Lebensmitteln in der Stadt fühlbar, und die Belagerten beſchloſſen durch einen Ueberfall im Rücken das Lager des Königs zu überrumpeln. Die Sache war gefahrvoll, aber lieber wollten ſie tapfer kämpfend untergehen, als dem jammervollen Hungertode erliegen. Der Anſchlag mißglückte jedoch, und mit großem Verluſte wurden Liudolfs Mannen in die Stadt zurückgetrieben. Zum Unglück der Städter fiel nicht lange nachher das Schlachtvieh auf der Stadtwieſe in die Hände Heinrichs; immer höher ſtieg dadurch ihre Noth. Da entſchloß ſich Liudolf endlich mit den angeſehenſten Männern ſeines Anhangs in das Lager des Königs zu gehen; er bat um Frieden, aber er erlangte ihn nicht. Denn der Vater verlangte unbedingte Unterwerfung, und Liudolfs ſtarrer Sinn wollte ſich auch jetzt noch nicht ſo tief beugen.

Wieder begann der Kampf. Noch einmal machten die Städter einen Ausfall. Von der dritten bis zur neunten Stunde des Tags wurde mit unglaublicher Hartnäckigkeit gekämpft. Markgraf Gero aber, ein Führer, von dem es hieß: „ſo viele Schlachten, ſo viele Siege," trieb zuletzt die Aufſtändigen in die Stadt zurück. Damals fand nahe vor dem Stadtthor Pfalzgraf Arnulf ſeinen Tod. Zwei Tage lang wußte man in der Stadt nicht, wohin er gekommen war; endlich fand ein altes Weib, das der Hunger vor die Stadt getrieben hatte, die Leiche des vornehmen Manns. Der Muth der Städter ſchien erſchöpft; gegen Ende Auguſt ſchickten ſie einige der Ihrigen in das Lager des Königs und unterhandelten wegen der Uebergabe, nachdem ſie ſechs Wochen lang die Belagerung ausgehalten hatten. Während der Unterhandlungen verließen Liudolf und ſeine Gefährten die Stadt und eilten den ſchwäbiſchen Boden zu erreichen. Hier in ſeinem Herzogthum glaubte Liudolf noch eine letzte Zufluchtsſtätte zu finden.

Obwohl sich Regensburg auch jetzt noch nicht ergab, zog der König doch alsbald mit Herzog Heinrich ab, um Liudolf auf dem Fuße zu folgen. In der Nacht nach dem Abzuge des Heeres äscherte eine gewaltige Feuersbrunst fast ganz Regensburg ein, aber trotz dieses neuen Unglücks beharrten die Bewohner im Aufstande gegen ihren König und ihren Herzog, zufrieden, daß das Kriegswetter für den Augenblick nach einer anderen Seite abgezogen war.

Herzog Heinrich besetzte Neuburg an der Donau; der König drang über den Lech in Schwaben ein und rückte bis zur Iller vor. Bei Illertissen bezog er ein Lager; nur der Fluß trennte ihn hier von Liudolfs Heer. Der Kampf schien unvermeidlich, als die beiden schwäbischen Bischöfe Ulrich von Augsburg und Hartbert von Chur, die immer treu zum Könige gehalten, sich zu Liudolf begaben und noch einmal sein bethörtes Herz auf den Weg des Heils zu lenken versuchten. Jetzt erst in der tiefsten Noth fanden die Worte Eingang, die ihm einst so vergeblich sein Oheim Brun an das Herz gelegt hatte. Er zeigte sich zur Nachgiebigkeit bereit, und der König gewährte ihm Waffenstillstand bis zu einem Reichstage, der in Fritzlar abgehalten und wo über alle Zerwürfnisse dieser traurigen Zeit entschieden werden sollte. Hierauf kehrte Otto mit seinem Heere nach Sachsen zurück.

Die furchtbaren Schläge des Schicksals hatten Liudolfs trotzigen Sinn endlich erweicht; schon ließ es ihm keine Ruhe mehr, ehe er sich nicht Verzeihung von seinem Vater erwirkt hatte. Er wartete den Tag zu Fritzlar nicht ab, sondern eilte nach Thüringen, wo der König im Herbste nach gewohnter Weise dem Waidwerk oblag. Hier auf der Jagd überraschte er den Vater. Mit bloßen Füßen warf er sich vor ihn nieder und öffnete den Mund zu den rührendsten Bitten. Thränen entströmten den Augen des Vaters und Aller, die diesem Schauspiel beiwohnten. Mitleidig erhob Otto den Sohn und zeigte ihm wieder die Liebe eines Vaters. Liudolf aber gelobte, er wolle Allem sich fügen, was der Vater über ihn verhänge. Dies geschah zu Saufeld, einem Orte unfern Berka an der Ilm.

Der nach Fritzlar berufene Tag, auf dem der König über seine Söhne Gericht halten wollte, mußte verschoben werden, da die Nachricht kam, daß der Erzbischof Friedrich schwer erkrankt und dem Tode nahe sei. Bald darauf, am 24. October, starb der alte Widersacher des Königs, und sein Ende soll löblicher gewesen sein, als sein Leben. Die

Fürsten und Bischöfe des Reichs traten erst in der Mitte des Decembers zusammen, und nicht zu Fritzlar, sondern zu Arnstadt in Thüringen. Hier unterwarfen sich feierlich noch einmal Konrad und Liudolf ihrem Vater und lieferten ihm Mainz und alle Burgen in Franken, die sie noch besetzt hielten, aus. Der König nahm seine Söhne wieder zu Gnaden an und ließ ihnen auch die großen Eigengüter, die sie in Franken und Schwaben besaßen, aber der herzoglichen Gewalt und der Reichslehen gingen sie für immer verlustig. Erzbischof Brun behielt Lothringen, das er mit so großer Umsicht vertheidigt hatte. Schwaben erhielt Burchard, wahrscheinlich ein Sohn des gleichnamigen im Jahre 926 verstorbenen Herzogs und somit ein Oheim der jungen Königin Adelheid. Mit Burchard, einem schon bejahrten Manne, wurde Hedwig, die geistvolle Tochter Herzog Heinrichs, vermählt, und das junge und schöne Weib gewann im Interesse ihres Hauses leicht eine unbedingte Herrschaft über den älteren Gemahl. Das Bisthum Mainz, das mächtigste und wichtigste in allen deutschen Landen, erhielt ein natürlicher Sohn des Königs, Wilhelm mit Namen, den er mit einer vornehmen Wendin vor seiner Vermählung mit Ehitha erzeugt hatte. Wilhelm, von früh auf für den Dienst der Kirche in dem durch seine Schulzucht ausgezeichneten Kloster Reichenau erzogen, war zwar an Gelehrsamkeit und Geist nicht von fern seinem Oheim Brun zu vergleichen, aber er besaß den lebendigen und thätigen Sinn des Vaters und war seinem Berufe mit ganzer Seele ergeben. Als ein Jüngling von achtundzwanzig Jahren wurde er auf den ersten Bischofsstuhl des Reichs durch die einstimmige Wahl der Mainzer Kirche erhoben, aber trotz seiner Jugend fühlte er ganz die Pflichten, die ihm als Nachfolger des Bonifacius oblagen, und ließ sich selbst durch die Rücksichten auf seinen mächtigen Vater nicht an der Erfüllung seines Berufs verhindern.

So endete der Kampf Ottos mit seinem Sohne und dem Manne, der ihm in der ersten Hälfte seiner Regierung am nächsten gestanden und dem er die Hand seiner Tochter geschenkt hatte. Es war für den König, es war für das Vaterherz ein schmerzensreicher Kampf ohne Gleichen. Das alte Lied von Hildebrand und Hadubrand tönt in den mannigfachsten Weisen immer wieder durch die deutsche Geschichte hindurch; wir stoßen immer von Neuem, sei es in den höchsten, sei es in niederen Kreisen des Lebens, auf feindliche Gegensätze, die das Band der Familie gewaltsam zerreißen: es wurzeln diese verderblichen Kontraste,

wie es scheint, tief in der starren Subjektivität des deutschen Wesens, die gereizt und beeinträchtigt keine äußere Schranke, selbst die heiligste nicht, anerkennen will. Aber nie sind in einen Familienzwist größere Interessen hineingezogen worden als hier, nie hat mehr auf dem Spiele gestanden: es handelte sich nicht, wie man glauben könnte, allein um den Einfluß dieser oder jener Persönlichkeit, sondern vielmehr um die Einheit der deutschen Völker und das neubegründete Königthum; es handelte sich überdies um den uns Deutschen bereits gewonnenen Vorrang unter den Völkern des Abendlandes und das in Aussicht genommene Kaiserthum. Deshalb stürzen sich auch die feindlichen Nachbarn des Reichs sofort mitstreitend in den Kampf, und der Kaiser zu Constantinopel wie der Chalif zu Cordova nehmen an dem Ausgange desselben den lebendigsten Antheil.

Persönliche Verwicklungen, wie sie auch sonst wohl in dem Schooße der Familie sich bilden und den Frieden derselben stören, entspinnen sich in dem mächtigen Hause, in dem die Geschicke Deutschlands damals beschlossen lagen. Durch diesen unglücklichen Zwiespalt gewinnt die kaum überwundene Abneigung eines kraftvollen, streitbaren Adels gegen das mächtig emporstrebende Königthum neue Nahrung; die weltlichen Gelüste der so eben erst mehr auf ihren wahren Beruf zurückgeführten Geistlichkeit regen sich abermals; der Absonderungstrieb der deutschen Stämme, wie ihre schrankenlose Freiheitslust tritt wieder hervor, und sie erheben die Waffen gegen ein Herzogthum, das seine nationale Bedeutung verloren zu haben schien und einer Zwingherrschaft ähnlich wurde. So werfen sich die Völker in den blutigsten Bürgerkrieg; alle Leidenschaften werden angefacht; vergessene Feindschaften erwachen; erloschener Ehrgeiz flammt hell von Neuem auf; Männer, die sich den Dank der Mit- und Nachwelt durch rühmliche Thaten verdient haben, verleugnen die ersten Gebote Gottes und betäuben Gefühle, die selbst in der Brust des Bösewichts noch ihr Recht üben; indessen durchziehen die erbittertsten Feinde des im ruchlosen Kampfe gespaltenen Reichs frohlockend seine Gaue und bereichern sich an dem allgemeinen Verderben. Es ist, als ob eine höllische Macht den Hader schürt und an dem Greuel der Verwüstung ihre freventliche Lust stillt.

Niemals ist das Andenken an diesen Kampf in unserem Volke erloschen. Es las und liest noch heute, wie der große König Otto mit seinem edlen und hochherzigen Sohne kämpfte, und es richtet dabei weder

über Sohn noch Vater mit hartem Urtheil. Der Stoff zu der größten Tragödie, den die deutsche Geschichte einem deutschen Dichter darbietet, liegt hier verborgen, und es fehlt dieser Tragödie nicht an dem versöhnenden Ausgang; denn was Liudolf, Konrad und Heinrich in diesem Kampfe gefehlt hatten, büßten sie durch muthige Thaten für die Ehre des Reichs und einen frühen Tod.

4.

Herstellung der königlichen Macht.

Beendigung des Bürgerkriegs in Baiern.

Wie ein Schiff, von einem Orkan auf hoher See ergriffen, nicht sogleich, wenn der Sturm ausgetost hat, die ruhige Fahrt wiedergewinnt, sondern von den schäumenden Fluthen noch lange unstät dahingetrieben wird, und wie der Führer dann erst die Größe seiner Schäden ermißt: so geschah Otto und seinem Reiche, als er den Trotz seiner Söhne endlich gebeugt sah.

Wie verändert zeigte sich da die vorher so glückliche und glänzende Lage des Reichs, wie viele Verluste waren erlitten, wie viele Gefahren drohten noch hier und dort, wie war Verwirrung und Unordnung an die Stelle der Zucht und Ordnung getreten! Berengar hatte sich mit dem italischen Reich von der Lehnspflicht losgerissen und ohne Zweifel auch die zu Augsburg abgetretenen Marken wiedergewonnen; die Wenden waren im Aufstand; die Ungarn lauerten an den Grenzen, um ihren beutereichen Zug vom vorigen Jahre zu erneuern, und im Innern war der Bürgerkrieg noch keineswegs beendigt. Denn nicht Alle, die mit Liudolf und Konrad zu dem Schwerte gegriffen, hatten es zugleich mit ihnen abgelegt, und in manchen Gegenden, wie namentlich in Baiern, war das königliche Ansehen noch kaum wieder zur Geltung gebracht.

Den damaligen Zustand der deutschen Länder zeigt am klarsten ein Brief, den Erzbischof Wilhelm etwas später an den Papst schrieb, um sich zu entschuldigen, daß er weder in Person nach Rom gekommen sei, noch einen Boten dorthin geschickt habe. „Wir schweben hier in solcher

Gefahr und Noth," schreibt er, „daß mir, selbst wenn ich vor euch erschiene, doch die Frage, die mich zu euch führte, auf den Lippen ersterben müßte. Denn unsäglich ist der Jammer des inneren Kriegs bei uns, und nimmer kann man ohne Thränen davon reden. Der Vater stellt dem Sohn, der Sohn dem Vater, der Bruder dem Bruder nach, der Blutsfreund liegt mit dem Blutsfreund in Fehde; kein Stand, keine Bande der Verwandtschaft werden geachtet; der König kann sein Regiment nicht üben; den Bischöfen ist das Recht ihres Standes entzogen, sie, die gleichsam Gottes Augäpfel sind, müssen Frohndienste thun, werden verbannt und geblendet; der Herzog und der Graf thun, was des Bischofs ist, der Bischof, was dem Herzog oder Grafen gebührt; keine Kirche giebt es, die nicht Verluste erlitten hätte. Ich klage Niemanden an, wohl aber klage ich über den Stand der Dinge." Ist dies Gemälde, wie es Erzbischof Wilhelm gegen den Schluß des Jahrs 955 entwirft, der wahren Lage des Reichs entsprechend, wie kaum zu bezweifeln steht, wie traurig mußte erst am Anfange dieses Jahrs der innere Zustand der deutschen Länder sein, wie mußte er des Königs ganze Sorge in Anspruch nehmen!

Zunächst galt es für Otto, Baiern seinem Herzog wieder zu unterwerfen und zugleich einem neuen Einbruch der Ungarn zu wehren. Denn schon standen diese kampfgerüstet abermals in den Marken, und nur daß Otto gleich nach Jahresanfang in Baiern mit einem Heere einrückte und die Grenzen deckte, hielt sie von ihrem Vorhaben für den Augenblick zurück. Vereint unterwarfen dann die Brüder das ganze baiersche Land mit den Marken wieder. Regensburg, das sich am hartnäckigsten weigerte ihnen die Thore zu öffnen, hielt nach Ostern abermals eine Belagerung aus und ergab sich erst nach muthiger Gegenwehr, vom Hunger überwältigt. Noch einmal kam es darauf zu einer blutigen Schlacht, wie es scheint, unfern Mühldorf am Inn auf demselben Felde, auf dem mehrere Jahrhunderte später über die deutsche Königskrone eine folgenreiche Entscheidung getroffen wurde. Erzbischof Herold von Salzburg, der es von jeher mit den Feinden Heinrichs gehalten hatte, war kurz vor der Schlacht zu Mühldorf gefangen genommen, dann ohne vor ein geistliches Gericht gestellt zu werden geblendet und nach Säben in die Verbannung geschickt worden, während die Besitzungen der Salzburger Kirche von Heinrich unter seine Vasallen vertheilt wurden. In der Schlacht selbst erlitten die Aufständigen eine vollständige Niederlage; vier

Grafen, Adalbert, Askwin, Arnulf und Kerlo, fielen in derſelben und außerdem eine große Menge niederer Krieger. Im Anfange des Mai ſcheint die Schlacht geſchlagen zu ſein, welche das königliche Anſehen und die Macht Heinrichs in Baiern herſtellte. Wenig ſpäter wird auch die Mark von Aquileja wiedergewonnen ſein, wo der Aufſtand an dem Patriarchen nach Heinrichs Meinung ſeine vornehmlichſte Stütze gefunden hatte. Denn in gleicher Weiſe, wie Erzbiſchof Herold, traf den Patriarchen eine grauſame Rache; Heinrich ließ ihn, wie man meinte, ohne gerechte Urſache entmannen. Gegen den Sommer war Heinrich wieder in dem vollen Beſitz Baierns und der Marken; „er gewann ſein Herzogthum und alle ſeine Beſitzungen wieder," heißt es, „die er ſchon völlig aufgegeben hatte." Er bewährte hier abermals ſeine mit Recht geprieſene Tapferkeit, aber zugleich jene ſchonungsloſe Härte, die ſo großes Unheil über das Reich gebracht hatte. Milder bewies ſich Otto, der ſelbſt noch über die Aufſtändigen in Baiern Gericht hielt; die Grafen und großen Vaſallen, die an der Empörung Antheil genommen hatten, wurden in die Verbannung geſchickt, den niederen Leuten verziehen. Als ſo die Macht Heinrichs in Baiern hergeſtellt war, kehrte der König gegen den 1. Juli nach Sachſen zurück.

Mit Freuden ſah man hier die Rückkehr des Königs. Denn ſchon hatte ein Aufſtand der Wenden, der bald nach dem Ausbruch des Bürgerkriegs erfolgt war, eine ſehr bedenkliche Geſtalt angenommen; um ſo bedrohlicher, als ſächſiſche Männer ſelbſt die alten Feinde des Landes gegen daſſelbe führten.

Es waren Wichmann und Ekbert, die Neffen Hermann Billings, die, wie erzählt iſt, ſchon im Sommer des Jahrs 953 für Liudolf zu den Waffen gegriffen hatten, aber ſchnell von ihrem Oheim bezwungen waren. Mit gelinder Strafe hatten ſie den Hochverrath gebüßt, doch hatte der König Wichmann in ehrenvoller Haft in ſeiner Nähe behalten. Als Otto im Anfange des Jahrs 954 nach Baiern aufbrach, befahl er dem jungen unruhigen Manne ihm zu folgen. Wichmann aber gab vor, er ſei krank und müſſe daheim bleiben. Da erinnerte ihn Otto daran, wie er ihn, eine vater- und mutterloſe Waiſe, gleich einem Sohne erzogen habe, und bat ihn, er möge kein neues Leid ihm bereiten, es liege ſo ſchon genug Schweres auf ſeiner Seele. Aber das ehrgeizige, nach Rache verlangende Gemüth Wichmanns ließ ſich durch ſolche Vorſtellungen nicht bewegen. Kaum hatte der König Sachſen verlaſſen, wo

er die Aufsicht über Wichmann dem Grafen Ibo anvertraut hatte, so entfloh der Verhaftete dem unbequemen Wächter. Er bat um die Erlaubniß zur Jagd zu gehen und erhielt sie. Im Dunkel des Waldes traf er Genossen, die dort sich versteckt hielten, eilte mit ihnen nach seiner Heimath und besetzte seine Burgen. Sein Bruder Ekbert, der auch der Gnade nicht mehr gedachte, die ihm der König erwiesen, vereinigte sich mit ihm, und der Aufstand brach, während Otto in Baiern war, von Neuem los. Aber Herzog Hermann wußte, wie diesen seinen unruhigen Neffen zu begegnen sei, und trieb ihre Schaaren zu Paaren. Da flüchteten sie sich über die Elbe zu den Wenden, wo sie bei den Brüdern Nako und Stoinef, zwei wendischen Häuptlingen, die schon längst nach Rache gegen die Deutschen dürsteten, eine Zuflucht fanden.

Die Wenden standen auf, und zuerst ergriff die Empörung die Mark Herzog Hermanns. Noch vor Ostern 954 führte dieser ein Heer gegen die Aufrührer. Er war nahe daran die Hauptfeste der Wenden, in der sich seine Neffen befanden, zu nehmen. Der Streich mißglückte jedoch, und Hermann zog bald danach ab. Nach Ostern griffen ihn die Wenden unter Wichmanns Führung in Sachsen selbst an. Hermanns Heer war zu schwach, um im offenen Kampfe den großen Schaaren der Wenden Stand zu halten, er vermied deshalb eine Schlacht und rieth sogar der Burg der Cocarescemier — wir wissen nicht, wo sie belegen war —, in die sich eine große Menge Volks geflüchtet hatte, mit den Wenden zu unterhandeln. Das Kriegsvolk in der Burg ergab sich auf die Bedingung, daß die freien Männer mit ihren Weibern und Kindern ohne Waffen über die Mauern steigen und abziehen könnten, die hörigen Leute aber, wie Habe und Gut der Einwohner zurückbleiben sollten. Als nun die Wenden in die Burg einzogen, erkannte Einer in dem Weibe eines Freigelassenen seine Leibeigene und wollte sie ihrem Manne entreißen; der aber schlug ihm mit der Faust in das Gesicht. Da riefen die Wenden, die Sachsen hätten den Vertrag gebrochen, zogen das Schwert und mordeten, was ihnen in den Weg kam. Alle erwachsenen Männer wurden erschlagen, die Weiber und Kinder in die Sklaverei geführt.

Das hier vergossene deutsche Blut schrie um Rache, aber noch umtobte Otto der Bürgerkrieg. Und zu derselben Zeit brach auch schon in den Marken Herzog Geros, der gegen Liudolf damals vor Regensburg lag, der Aufstand aus. Als Gero in die Heimath zurückkehrte, mußte

er ſofort mit ſeinem Heere die Wenden in der Uckermark angreifen; vom Kriege zog er zum Kriege. Konrad, der dem Vater ſo eben ſich verſöhnt hatte, begleitete Gero auf dieſem Zuge und ſchwang hier zum erſten Mal ſein Schwert wieder für Ottos Ruhm und des deutſchen Reiches Ehre. Die Uckrer wurden beſiegt, reiche Beute brachte man heim, und Sachſen war voll Siegesfreude; aber der Aufſtand war doch noch nicht gedämpft, der in der Burg der Cocarescemier verübte Frevel nicht gerächt, als Otto von ſeinem letzten Zuge nach Baiern in das ſächſiſche Land im Sommer 955 zurückkehrte. Er gedachte jetzt mit voller Macht die Wenden zu bekriegen; doch ein anderer ſchlimmerer Feind nöthigte ihn nach einer anderen Seite ſein Heer zu führen.

Die Schlacht auf dem Lechfelde.

Kaum war Otto in Sachſen angelangt, ſo erſchienen Geſandte der Ungarn an ſeinem Hofe, ſcheinbar in friedlicher Abſicht und um die Ergebenheit ihres Volkes dem Könige zu bezeigen, in der That aber um zu ſpähen, wie es im deutſchen Lande ſtände und ob nicht abermals ihre Stunde geſchlagen habe. Und als ſie Otto eben erſt mit reichen Geſchenken entlaſſen hatte, kamen auch ſchon Boten von Herzog Heinrich aus Baiern und brachten die Kunde: „Siehe, die Ungarn ſind da, überfluthen die Grenzen des Reichs und wollen mit dir einen Strauß beſtehen.“ Sobald Otto dieſe Kunde vernahm, brach er auf und nahm abermals ſeinen Weg nach Baiern, das er kaum verlaſſen hatte. Nur wenige Sachſen begleiteten ihn, da er das Land wegen des drohenden Wendenkriegs nicht von der ſtreitbaren Mannſchaft entblößen durfte.

Indeſſen aber hatten die Ungarn ſchon das ganze Baierland überſchwemmt und waren tief in Schwaben eingedrungen. Bis zu dem Schwarzwald hin ſchwärmten einzelne Reiterſchaaren, während die Hauptmaſſe des Heers ſich in der Ebene am Lech in der Umgegend von Augsburg gelagert hatte. Niemals waren die ſchlimmen Unholde in ſo dichten Schaaren in das Land gefallen; hunderttauſend Mann an der Zahl ſollen ſie in Baiern eingebrochen ſein, und ſie rühmten ſich ſelbſt, ſie ſcheuten Nichts auf der Welt, wenn nicht der Himmel einſtürze oder ſie die Erde verſchlänge. Nie zuvor hatten ſie ſchlimmer gehauſt und größere Gräuel verübt.

Bewunderungswürdigen Muth zeigte in diesen Tagen der Noth der fromme Bischof Ulrich von Augsburg, der treue Freund König Ottos. Gerade sein liebes Augsburg war besonders den Angriffen der Ungarn ausgesetzt, und eine Vertheidigung der Stadt schien fast unmöglich. Denn sie war groß und zahlreich bevölkert, aber nur von einer niedrigen Mauer umgeben; es fehlten ihr selbst jene festen Thürme, mit denen man sonst die Mauern damals zu sichern pflegte und die wir jetzt noch in vielen alten Städten als die letzten dem Untergange zueilenden Denkmale jener Zeit sehen. Dennoch beschloß Ulrich, im Vertrauen auf Gottes Beistand, die Stadt zu behaupten. Eine große Schaar tapferer Ritter war um ihn, und als die Ungarn heranrückten, wünschten sie Nichts so sehnlich, als dem ungläubigen Volk entgegenzuziehen und sich mit ihm im Kampfe zu messen. Aber Ulrich hielt sie von einem so vermessenen Beginnen zurück; er wollte den Feind an den Mauern der Stadt erwarten. Das Thor, das den leichtesten Zugang ihm darbot, ließ er verrammeln und wandte sich mit seinen Rittern einem anderen Thore zu, welches nach dem Lech führte. Hierhin zogen auch die Ungarn, als sie den ersten Zugang versperrt fanden, und so dicht besetzten sie mit ihren Schaaren das Thor, daß sie meinten, Niemand könne ihnen den Eingang verwehren. Aber Ulrich machte alsbald aus dem Thor mit seinen Rittern einen Ausfall. Es entspann sich der hitzigste Kampf. In der Mitte seiner Schaar ritt Ulrich durch das Schlachtgetümmel im bischöflichen Ornate; er war ohne Helm und Panzer, aber es widerfuhr ihm Nichts, obwohl es Steine und Pfeile rings um ihn regnete. Mit beispielloser Tapferkeit stritten die Krieger Ulrichs; Viele der Ungarn fielen, und unter ihnen ein vornehmer Mann ihres Volks. Als die Ungarn das sahen, erhoben sie ein wildes, barbarisches Geheul und ritten in ihr Lager zurück.

Froh zog Ulrich mit seinen Rittern in die Mauern von Augsburg ein und bereitete Alles zum weiteren Kampfe vor. Denn er wußte es wohl, am anderen Tage würden die Ungarn mit ihrer ganzen Macht die Stadt angreifen. Er ließ deshalb eiligst die Mauern ausbessern und Alles in guten Stand setzen. Dann hieß er die Nonnen im Festzuge durch die Stadt gehen und mit Gebeten und Gesängen den Beistand des Herrn anrufen. Er selbst wachte fast die ganze Nacht, lag auf seinen Knien und flehte um die Hülfe von oben. Als das Frühroth sich zeigte, hielt er ein feierliches Hochamt, stärkte Alle durch das heilige

Abendmahl und ſprach ihnen Muth und Gottvertrauen zu, indem er ſie auf das Wort Gottes im 23ſten Pſalm hinwies: „Und ob ich ſchon wanderte im finſteren Thale, fürchte ich kein Unglück; denn du biſt bei mir, dein Stecken und Stab tröſten mich.“

Kaum blitzte der erſte Strahl der Morgenſonne empor, ſo griffen die Ungarn, wie Ulrich erwartet, von allen Seiten die Stadt an. Sie führten Brecheiſen und Spaten mit ſich, um die Mauern zu zerſtören, und wollten ſich ſofort an ihr Werk machen. Aber Ulrich und die Seinen waren auf den Mauern und hielten ſie rings beſetzt. Sie ſahen von oben, wie die Ungarn zum großen Theil nur mit Widerwillen vorwärts gingen. Denn die voran waren, wurden mit Geißelhieben von den Hinterleuten getrieben und wagten ſich, als ſie die Stadtmauern beſetzt ſahen, nicht heran. Schon wuchs den Belagerten der Muth; da wurde plötzlich, ehe es noch zum Sturm gekommen war, ein Zeichen mit der Trompete gegeben, und in hellen Haufen zogen die Ungarn von der Stadt ab. Ihr Feldherr, der Karchan Bultzu*), hatte nämlich von einem Verräther — es war Berchthold, der Sohn des bei Regensburg gefallenen Pfalzgrafen Arnulf — die Nachricht erhalten, König Otto rücke mit großer Heeresmacht an. Deshalb zog er ſeine Schaaren zurück und eilte, ſeinen Weg den Lech hinab am linken Ufer des Fluſſes nehmend, Otto entgegen. Wenn er den König erſt beſiegt habe, meinte er, könne ihm Augsburg nicht entgehen.

Otto war, als er den Feind nicht mehr in Baiern fand, ſogleich ihm nach in die Ebene am Lech gezogen. Auf dem Zuge ſammelten ſich mehr und mehr Streiter um ſeine Fahnen, aber noch war ſein Heer nicht von fern den unermeßlichen Schaaren der Ungarn zu vergleichen. Als er zuerſt dieſe ſah, meinte er, ſolche Unzahl könne nimmer beſiegt werden, wenn nicht Gott im Himmel ſelbſt darein ſchlage. Daher verſchob er beſorgt den Kampf und lagerte ſich an einem günſtigen Ort auf dem linken Ufer des Lechs, unweit von Augsburg, nicht allzufern von dem Lager der Feinde. Schon waren die baierſchen Völker, ſchon auch die Franken dieſſeits des Rheins in Ottos Lager erſchienen; die

*) Dem Herzog der Ungarn als dem Oberhaupte der ganzen Nation ſtanden zwei Große beſchränkend zur Seite: der Gylas gleichſam der Oberrichter und der Karchan der Oberfeldherr. Bultzu, einer der gefeiertſten Helden der Ungarn, war in Conſtantinopel Chriſt geworden und hatte die Würde eines Patricius vom griechiſchen Kaiſer davongetragen.

Schwaben strömten herbei, und selbst Bischof Ulrich ließ bei Nacht seine tapferen Ritter aus Augsburg ziehen, die Graf Dietpold, Ulrichs Bruder, dem Könige zuführte. Noch aber fehlten die Lothringer; denn Erzbischof Brun hatte sein Heer nicht zu dem anberaumten Tage ausrücken lassen können und scheute sich überdies das Land von bewaffneter Macht zu entblößen, da die Ungarn leicht dem Kampfe entgehen und die Gegenden jenseits des Rheins angreifen konnten. Auch die Franken jenseits des Rheins, die einen weiteren Marsch von Hause hatten, wurden vermißt; aber sie ließen nicht lange warten, und an ihrer Spitze kam Konrad, der vor Kurzem noch im Wendenlande gefochten hatte. Alle jubelten ihm zu, denn er war der rechte Kriegsmann und, was er auch gefehlt hatte, Keiner war beliebter im Heere als er. Otto wollte den Kampf hinausschieben, aber bei der Nähe des feindlichen Lagers war es ihm unmöglich den ungestümen Muth seiner Völker länger zu bändigen. Daher ließ er einen Fast- und Bußtag im Lager verkünden, um Gottes Beistand für den Sieg zu erflehen, für den anderen Tag aber Alles zum Kampfe rüsten.

Als nun das Zwielicht des anderen Tags dämmerte — es war Laurentiusfest, der 10. August —, da stärkte sich das Heer durch einen feierlichen Gottesdienst zu dem bevorstehenden Kampfe. Der König warf sich auf seine Knie nieder und that unter vielen Thränen das Gelübde, wenn ihm Christus den Sieg über die Feinde seines Reichs verleihen würde, in seiner Stadt Merseburg dem heiligen Märtyrer Laurentius ein Bisthum zu errichten und ihm die Pfalz, deren Bau er daselbst begonnen, zum Eigenthum zu weihen; dann nahm er von dem frommen Bischof Ulrich das Abendmahl, zum Kampf auf Tod und Leben sich bereitend. So stärkten sich auch die Anderen zum schweren Tage. Aufs Neue gelobten dann Alle den Führern Gehorsam und Treue, vergaben einer dem anderen die Schuld und schwuren Urfehde einander. Die Fahnen wurden erhoben; lustig wehten sie in den Lüften, und muthig verließen Ottos Krieger das Lager.

In acht Züge war das Heer des Königs getheilt, von denen jeder aus etwa tausend wohlgerüsteten Reitern bestand, denen Diener und Troßknechte in beträchtlicher Anzahl folgten. Die drei ersten Züge waren Baiern; sie waren am zahlreichsten erschienen, aber es fehlte unter ihnen Herzog Heinrich, der auf dem Siechbette lag und die Führung seiner Schaaren Andern übertragen hatte. Der vierte Zug waren die Fran-

ken, von Konrad geführt, dem unnahbaren Streiter, dem gefeiertſten Helden des Heeres. Der glänzendſte und ſtärkſte Zug aber war der fünfte, den Otto ſelbſt befehligte. Vor ihm flatterte die Lanze des heiligen Erzengels Michael, und wo die wehte, hatte noch nimmer der Sieg gefehlt; dicht umringten dieſes Banner und den König eine Schaar heldenkühner Jünglinge, die Auswahl der Tapferſten aus jedem Zuge des Heers. Der ſechste und ſiebente Zug waren Schwaben unter dem Befehl Herzog Burchards. Den letzten Zug bildeten tauſend erleſene böhmiſche Ritter in ſchimmernden Waffen, von ihrem Herzog geführt. Bei dieſem Zuge, dem Nachtrab des Heers, war das Gepäck, das man hier für am meiſten geſichert hielt. Aber es kam anders, als man erwartet hatte.

Manche Beſchwerden hatte das Heer beim Vorrücken zu beſtehen, denn der Weg ging durch Gebüſch und über ungeebnete Felder. Otto hatte ihn gewählt, um den Feind zu täuſchen, aber er ſah ſich ſelbſt hintergangen. Ein Theil der Ungarn hatte nämlich in der Nacht zweimal den Fluß überſchritten und ſo den Rücken des deutſchen Heers umgangen. Als Otto auf dem Kampfplatz erſchien, ſah er den Feind nicht allein vor ſich, ſondern er ſtand ihm nicht minder im Rücken. Unerwartet wurde gerade zuerſt ſein Nachtrab angegriffen. Ein Pfeilregen, dann ein Reiterangriff unter fürchterlichem Geheul. Die Böhmen ſtoben aus einander; Viele ſanken in ihrem Blute nieder, Viele wurden gefangen, das ganze Gepäck fiel in die Hände der Feinde. Sofort ſtürzten ſich die Ungarn auf die ſchwäbiſchen Heerhaufen, und auch dieſe hielten dem Sturme nicht Stand. Und ſchon war der Feind im Rücken der königlichen Schaar angelangt, während von vorn noch die Hauptmacht der Ungarn in feſter Ordnung zuſammenſtand. Da ſchickte Otto den tapferen Konrad mit den Franken ab, um dem Angriffe im Rücken zu begegnen. Furcht ergriff in dieſer bedrängten Lage ſelbſt die älteſten Krieger. Aber Konrad fürchtete Nichts; er wünſchte den Tod, und eine junge Mannſchaft, die meiſt noch nie dem Feinde ins Auge geſchaut hatte, drängte ſich um den tapferen Führer, bereit ihm in den Tod zu folgen. So drang Konrad vor und focht einen Kampf ohne Gleichen. Wo die Franken einhieben, zerſtoben die Ungarn. Viele der Feinde bedeckten, den Athem verhauchend, den Boden, Andere fielen in die Hände der Franken; endlich ergoſſen ſich ihre Schaaren in wilde Flucht. Die gefangenen Böhmen wurden befreit, das Gepäck wiedergenommen, und mit ſiegreich wehenden Fahnen kehrte Konrad zum Könige heim.

Eine große Gefahr war beseitigt, aber der Kampf mit der dem Könige gegenüberstehenden Hauptmacht noch nicht einmal begonnen. Otto selbst sah, daß die Hauptentscheidung erst jetzt zu erringen sei. Er ordnete, als er den Feind im Rücken nicht mehr zu fürchten hatte, in weitausgebreiteter Schlachtordnung sein Heer gegen die Feinde, und redete dann seine Krieger, wie Widukind meldet, in solcher Weise an: „Ihr seht, daß wir Kraft und Muth jetzt beweisen müssen, denn nicht fern von uns, sondern vor unseren Augen stehen die Feinde. Aber ich fürchte sie nicht; allenthalben habe ich mit euch in der Fremde gesiegt, und sollte nun mit euch in meinem eigenen Lande den Rücken wenden! Ja, ich weiß es, an Menge übertreffen uns die Feinde, aber nicht an Tapferkeit und Rüstung, denn meist sind sie ohne Waffen; und ihnen fehlt die Hülfe Gottes, unsere beste Waffe! Sie schützt nur ihre Vermessenheit, unsere Wehr ist die Hoffnung auf Gott und seinen Beistand. Wahrlich, wir müßten uns schämen, wollten wir, nachdem wir Europa uns unterthan gemacht haben, unser Reich den Feinden zu Lehen geben. Nein, besser ist es, ruhmvoll im Kampfe zu fallen, als unter dem Joch der Feinde ein Sklavenleben zu führen." Darauf ergriff er den Schild und die heilige Lanze und sprengte zuerst hoch zu Roß in die Feinde hinein, Streiter und Führer zugleich. Das ganze Heer ihm nach ritt auf die Ungarn los, und sofort entspann sich der Kampf auf allen Seiten. Bald wichen die Ungarn, nur die Verwegensten behaupteten noch ihre Stelle. Fürchterlich wüthete das Schwert in den Reihen der Feinde. Nicht lange, so waren ihre Massen überall auseinandergesprengt und stürzten sich in wilde Flucht. Manche flüchteten sich, wenn ihre Pferde ermüdet, in die Dörfer, die hier und da in der Ebene zerstreut lagen; aber es folgten ihnen die Deutschen, äscherten die Stätten ein, und die Flüchtlinge fanden den Tod in den Flammen. Viele eilten zum Fluß zurück und fanden hier ein klägliches Ende. Das Lager der Ungarn fiel noch an demselben Tage in Ottos Hände, der alle Gefangenen befreite.

Erst am Abend des blutigen Tags sammelten sich wieder die Deutschen. Mancher wackere Mann fehlte in ihren Reihen. Graf Dietpold lag auf dem Lechfelde erschlagen, auch sein Neffe Reginbald. Der König betrauerte tief den Verlust dieser Braven. Aber Keinen beweinte er mehr, als seinen Eidam Konrad; denn auch er war als ein Opfer des ruhmreichen Kampfes gefallen. Noch einmal, wie in der

Frühe des Tags, hatte er sich in den Streit gestürzt, mit Löwenmuth gekämpft und die fliehenden Feinde verfolgt. Aber als er erschöpft von der Arbeit des Streites und der glühenden Hitze der Augustsonne die Helmbänder lüftete, um aufzuathmen, traf ihn ein Pfeil in die Gurgel. So war sein Wunsch erfüllt: für König und Vaterland war er den Tod des Helden gestorben, die schwere Schuld hatte er mit dem höchsten Preise gesühnt. Otto betrauerte ihn lange und ließ den Mann, den er einst vor Allen geliebt, mit den größten Ehren zu Worms bei seinen Vätern bestatten. „Konrad," sagt Widukind, „war ein großer Held und die Welt seines Ruhmes voll; alle Franken beklagten und beweinten sein Ende." Er war der Ahnherr eines mächtigen Geschlechts, das später ein Jahrhundert lang auf Deutschlands Thron gesessen hat.

Als die Nacht einbrach, ritt der König nach Augsburg hinein, und frohlockend bewillkommnete ihn die Stadt, die er von so großer Angst erlöst hatte. Wie aber in Ottos Seele sich Freude und Trauer mischten, so auch in dem Herzen Bischof Ulrichs; hatten doch sein Bruder und sein Neffe den herrlichen Sieg mit dem Blute bezahlt. Tröstend stand ihm der König zur Seite und erfüllte ihm jeden Wunsch seiner Seele. Als der Morgen kam, nahm Otto aus Ulrichs Händen abermals das Abendmahl; dann brach er sogleich nach Baiern auf, um dem fliehenden Feinde zu folgen. Denn schon drängten die Schwärme der Ungarn, welche dem Kampfe entgangen, von Furcht und Schrecken gejagt, dem Osten zu. Wer noch nicht über den Lech war, dem war freilich das letzte Brod gebacken; denn alle Fuhrten und alle Fahrzeuge am Ufer befahl der König streng zu bewachen, daß Niemand lebendig mehr über den Fluß gelange. Aber auch die schon hinüber waren, entrannen meist nicht dem Tode; überall lauerte auf sie das Verderben. Sah man von den Mauern einer Stadt die irrenden, unstäten Schaaren, schnell kamen die Städter heraus, und wehe denen, die in ihre Hände fielen. So fand eine große Menge am zweiten und dritten Tage nach der Schlacht den Tod.

Otto verfolgte die Ungarn die Donau hinab bis Regensburg. Hier hielt er strenges Gericht über die gefangenen Feinde, und viele vornehme Ungarn fanden ihren Tod am Galgen, unter ihnen der Karchan Bultzu, den die Annalen von St. Gallen ihren König nennen. Dann überließ sich Ottos Heer der Siegesfeier. Als Vater des Vaterlands und Kaiser begrüßte das jubelnde Heer seinen Führer, wie einst König Heinrich

nach seinem großen Siege über die Ungarn begrüßt war. Den Ruhm des Kampfes wies aber Otto von sich ab; nur dem Allmächtigen, sagte er, danke man den Sieg, und Gott die Ehre gebend zog er mit seinem Heere im festlichen Zuge zu allen Kirchen der Stadt. Als das Siegesfest beendet war, sandte er Boten nach Sachsen, um seiner Mutter das große Ereigniß zu melden.

So waren abermals die Ungarn in einer großen Feldschlacht von den Deutschen geschlagen und ihre ganze Heeresmacht vernichtet worden. Seitdem verging ihnen die Lust in die deutschen Länder einzubrechen, und da zu derselben Zeit auch die Mark von Aquileja, dem deutschen Reiche verbunden, besser geschützt wurde, standen sie endlich von ihren Angriffen auf das Abendland ab. Nachdem sie noch eine Zeit lang ihre verheerenden Züge gegen das morgenländische Kaiserthum gerichtet hatten, fingen sie an sich in der fruchtbaren Donauebene feste Wohnsitze zu gründen und gaben das zuchtlose Nomadenleben allgemach auf. Nun begannen sie, schon selbst um ihren Besitz besorgt, mit Wällen und Pfählen das sumpfreiche Land an ihren westlichen Grenzen zu verschanzen; dennoch drangen die in der Mark angesiedelten deutschen Kriegsleute nach und nach über die Enns vor, die bis dahin die Grenze des Reichs gebildet hatte. Ein schöner Landstrich wurde hier in rühmlichen Kämpfen dem Reiche gewonnen, und erst dadurch erlangte in dem Lande ob und unter der Enns die baiersche Ostmark festen Bestand, aus der dann in späterer Zeit Oestreich zu großer Macht und hohen Ehren erwachsen ist.

In dem Siege von Augsburg liegen die Anfänge Oestreichs, liegen aber zugleich auch die ersten Keime der Civilisation des ungarischen Volks; in ihm beschließt sich, kann man sagen, die Völkerwanderung: denn nach den Ungarn hat kein wanderndes Volk in Europa mehr festen Fuß gefaßt, so daß es in die Bewegung der abendländischen Welt eingetreten und an der inneren Entwickelung derselben Antheil genommen hätte. Wie oft war jene christliche Kultur, die Rom in sich ausgebildet, die Germanen aufgenommen und mit ihrem Schwerte gegen die Barbarei vertheidigt hatten, bedroht gewesen; wie furchtbar hatte noch zuletzt das gesammte Abendland von der Zerstörungswuth des allerwildesten Geschlechts, das jemals die Länder Europas durchschwärmte, gelitten: jetzt war auch über dieses Volk der glänzendste Sieg gewonnen, und es zeigte sich bald die Möglichkeit, dasselbe für jene christliche Bildung zu gewinnen, die es bisher mit der leidenschaftlichsten Wuth verfolgt hatte. Ottos

Sieg befreite nicht das deutſche Reich allein, er befreite ganz Europa von den wilden Schaaren der Ungarn, die es mehr als ein halbes Jahrhundert verheert hatten: dieſen Sieg begrüßte deshalb das ganze Abendland mit unausſprechlichem Jubel.

Neue Kämpfe gegen die Wenden.

Mit Jubel und Freude empfing vor Allem Sachſen den König, als er zurückkehrte. Denn ſchon lange hatte man hier in großer Beſorgniß geſchwebt; nicht wegen der Ungarn allein, viel mehr noch wegen der Wenden, die unter Wichmanns und Ekberts Führung den Markgrafen Dietrich, Geros Stellvertreter, beſiegt und in die Flucht geſchlagen hatten. Ueberdies waren mannigfache Zeichen voll ſchwerer Vorbedeutung am Himmel geſehen. Hoffend blickte nun Alles auf Otto, und ſofort rüſtete er ſich zum Kriege gegen die Wenden.

Ehe aber das Heer auszog, wurde abermals über Wichmann und Ekbert Gericht gehalten, die ſo wenig ſeine Gnade dem König gedankt hatten. Ohne Schonung ſeien ſie jetzt, ſo beſchloß man in ihrer Abweſenheit, als Feinde des Reichs zu bekämpfen; doch wolle man ihrer Gefährten ſchonen, wenn dieſelben zurückkehrten und ſich unterwürfen. Als man dieſen Beſchluß faßte, erſchienen in der Verſammlung Geſandte der Wenden. In herkömmlicher Weiſe, meldeten ſie, wollte ihr Volk den Tribut zahlen, doch verlange es frei zu bleiben im eigenen Lande; gewähre man ihnen dies, ſo würden ſie treue Freunde und Bundesgenoſſen ſein, ſonſt aber mit den Waffen ihre Freiheit behaupten. „Friede mag ſein," antwortete ihnen Otto, „aber nur, wenn ihr gut macht, was ihr gefehlt." So entließ er die Geſandten und führte ſein Heer über die Elbe. Sengend und brennend drangen der König und Gero tief in das Wendenland bis zur Rekenitz ein; denn hier und an der Peene waren die Hauptſitze des aufſtändigen Volkes. Auch Liudolf, der von ſchwerem Seelenkummer bedrängt ſich nicht wie Konrad an der Ungarnſchlacht betheiligt hatte, ergriff jetzt wieder ſein Schwert und ſtand an des Vaters Seite.

Wer dies Land kennt, weiß, es iſt ſumpfig und reich an Seen. Beſchwerlich war daher hier die Kriegführung, und Otto gerieth zuletzt in große Gefahr. Denn als er an der Rekenitz lagerte und wegen der ſumpfigen Ufer nicht über den Fluß ſetzen konnte, wurde er

im Rücken von wendiſchen Schaaren umgangen, die ihm durch Verhaue den Weg ſperrten, und vor ihm ſtand auf dem anderen Ufer Stoinef mit einem Heere. Bald fehlte es auch an Lebensmitteln, und Hunger und Krankheit wütheten unter den Deutſchen. Da nun die Noth täglich ſtieg, ſandte Otto Herzog Gero ab, um mit Stoinef zu unterhandeln: wolle dieſer mit ſeinen Wenden ſich unterwerfen, ſo ſolle er in Otto einen nützlichen Freund, nicht einen Gegner finden.

Gero traf mit dem wendiſchen Häuptling zuſammen. Sie trauten ſich einander nicht; deshalb beſprachen ſie ſich ſo, daß der eine auf dem dieſſeitigen, der andere am jenſeitigen Ufer des Fluſſes ſtand. Gero grüßte zuerſt, und der Wende erwiederte ſeinen Gruß. Dann aber ſprach Gero ſtolz: „Iſt es dir nicht genug, gegen unſer einen den Krieg zu führen; ſprich, wie kommt ſolche Kühnheit dir bei, dich auch mit dem Könige ſelbſt zu meſſen? Haſt du denn Männer und Waffen genug, um dich eines ſolchen Unternehmens zu erdreiſten? Doch wohlan, wohnt dir Kraft, Kriegskunde und Muth bei, ſo laß uns hinüberkommen oder komme du ſelbſt zu uns. Auf gleicher Wahlſtatt mag ſich dann zeigen, wer der wackerſte iſt.“ Stoinef knirſchte mit den Zähnen, ſchmähte und verhöhnte Gero, ſeinen König und das ganze Heer; er wußte, ſie waren in großer Noth, und er gedachte ihnen noch das Bad zu ſegnen. Da lief aber auch Gero die Galle über — denn er war ein Mann von heißem Blut und wallte gewaltig im Zorne auf — und er rief über den Fluß: „Wohl, morgen ſoll es ſich zeigen, ob du und dein Volk etwas werth ſind; ja gewiß, morgen werdet ihr ſehen, wie wir uns mit euch ſchlagen.“ Flugs eilte er dann zum Lager und meldete dem König, was geſchehen war. Und Otto gedachte Geros Wort zu erfüllen.

Noch in der Nacht eröffnete der König den Kampf. Die Deutſchen ſandten Pfeile und Wurfſpeere über den Fluß, gleich als wollten ſie in der Nähe des Lagers den Uebergang über denſelben erzwingen. Auch dachten die Wenden nicht anders und ſchaarten ſich dicht hier zuſammen, um Keinen über das Waſſer zu laſſen. Aber ſie hatten Ottos Abſichten nicht errathen; denn er ſandte Gero eine gute Strecke vom Lager den Fluß hinab, und dieſer ſchlug hier an einer unbewachten Stelle mit Hülfe von Wenden aus der Inſel Rügen — ſie waren noch Heiden, halfen aber den Deutſchen in dieſem Kriege — in aller Eile drei Brücken und meldete dies dem Könige. Darauf ritten die deutſchen Ritter den Fluß hinab und überſchritten ohne Beſchwerde die Rekenitz.

Schnell folgten zwar die Wenden am anderen Ufer, aber sie hatten mit ihrem Fußvolk einen weiten Marsch zu machen; ermüdet und ungeordnet kamen sie auf der Wahlstatt an. Als es daher zum Schlagen kam, hielten sie Ottos Rittern nicht Stand, sondern wandten sich eiligst zur Flucht, auf der Viele vor dem Schwerte der Deutschen sanken.

Stoinef hielt in der Nähe mit einigen Reitern auf einem Hügel, von dem er den Kampfplatz überschauen konnte. Sobald er die Flucht der Seinigen sah, suchte auch er das Weite und verbarg sich im Dunkel eines Waldes. Hier traf ihn mit zwei seiner Diener ein Ritter Ottos, mit Namen Hosed, und stellte ihn. Der Wendenfürst fiel von den Streichen des Sachsen; Hosed hieb ihm das Haupt ab, nahm ihm die kostbare Rüstung und brachte beides zum König. Auch einen der Diener, den er gefangen hatte, führte er dem Könige vor. Hoch belobte ihn dieser wegen seiner Tapferkeit und gab ihm zwanzig Hufen Landes zu Lehen.

Indessen war auch das Lager der Wenden genommen und reiche Beute gemacht worden. Bis tief in die Nacht hinein währte das Schlagen und Schlachten. Es war der 16. October; St. Gallentag in demselben Jahre, da Otto die Ungarn geschlagen. Am Tage nach der Schlacht wurde Gericht gehalten über die Gefangenen. Oeffentlich wurde Stoinefs Haupt aufgestellt und bei demselben siebenhundert Gefangene enthauptet. Einem Rathgeber Stoinefs wurden die Augen ausgestochen und die Zunge ausgerissen; so ließ man ihn unter den Leichen liegen. Ekbert und Wichmann waren durch die Flucht der blutigen Rache, die ihrer wartete, entkommen; sie suchten und fanden bei Herzog Hugo in Frankreich eine Zuflucht.

Aber auch dieses neue Blutbad, das Otto unter den Wenden angerichtet, schreckte sie nur auf kurze Zeit; Freiheitsliebe und Rachedurst trieben sie immer aufs Neue zu den Waffen. Schon im Jahre 957 mußte Otto abermals wider sie zu Felde ziehen und heimkehren, ohne sie völlig unterworfen zu haben. Bald zeigte sich auch Wichmann wiederum in der Mitte der Wenden. Zwei Jahre lang hatte er in der Fremde mit seinem Bruder Ekbert gelebt. Da war es dem Erzbischof Brun gelungen die Gnade des Königs für Ekbert zu erwirken, und froh kehrte dieser zur Heimath zurück. Aber nun duldete es auch Wichmann nicht länger dort draußen. Heimlich kam er in seine Heimath, um Haus und Hof und sein liebes Weib noch einmal zu sehen, dann ging er

abermals hinaus zu den Wenden. Zum dritten Male rückte gegen ihn im Jahre 958 ein ſächſiſches Heer aus; in demſelben waren Manche ihm freundlich geſinnt und brachten es dahin, daß er ſich Herzog Gero und deſſen Sohn freiwillig unterwarf. Gero erlangte, indem er ſich perſönlich für den tapferen, doch unruhigen Mann verbürgte, vom Könige, daß Wichmann frei zu ſeinem Hauſe und zu ſeinem Weibe zurückkehren durfte; aber mit einem furchtbaren Eide mußte er zuvor ſchwören, daß er nie wieder Etwas gegen ſeinen König und Herrn unternehmen wolle.

Auch in dieſem Jahre mußte mancher Wende bluten, doch gelang es jetzt noch nicht die Ruhe dauernd zu ſichern; noch zweier neuer Feldzüge bedurfte es in den beiden folgenden Jahren (959. 960), um die deutſche Herrſchaft im Wendenlande zu befeſtigen.

Innere Verhältniſſe.

Einſt konnte es ſcheinen, als ob Ottos Söhne ſich mit dem Vater in die Regierung des Reichs theilten. Jetzt war der Einfluß, den ſie geübt hatten, vernichtet; ſie ſelbſt und die ganze Partei, die an ihnen einen Anhalt geſucht, hatten an dem königlichen Hofe alle Bedeutung verloren. Dagegen erhob ſich zu einer ſelbſt für die Reichsgeſchäfte wichtigen Stellung die junge Königin Adelheid mit Allen, die ſich ihrer Gunſt erfreuten. Vornehmlich aber galten bei dem Könige ſeine Brüder Heinrich und Brun; jener von eben ſo ausgebreiteter Macht im Süden des Reichs, wie dieſer im Weſten, beide erprobt durch ihre ausdauernde Treue während des Bürgerkriegs.

Heinrich war wieder zu dem vollen Beſitz ſeines baierſchen Herzogthums und der Marken gelangt und hatte durch die Vermählung ſeiner Tochter Hedwig mit dem neuen Schwabenherzog auch auf die ſchwäbiſchen Angelegenheiten einen erheblichen Einfluß gewonnen. Je bedeutender Heinrichs Stellung war, deſto empfindlicher mußte für den König der Tod dieſes Bruders ſein, der eintrat, ehe noch die Ruhe im Innern völlig hergeſtellt war. Heinrich ſtarb am 1. November des Jahres 955 in den Jahren friſcheſter Mannskraft; er hatte noch nicht das vierzigſte Jahr erreicht. Große Tugenden waren mit ſchlimmen Eigenſchaften in dieſem merkwürdigen Manne auf das Wunderbarſte gemiſcht; ſchon die Zeitgenoſſen ſchwankten, ob ſie mehr ihn loben oder tadeln ſollten. Daß

er ein tapferer Degen, ein entſchiedener, entſchloſſener Mann in allen Verhältniſſen des Lebens war, die Zügel der Herrſchaft mit Kraft ergriff, den Feinden des Reichs in tapferen Kämpfen zu begegnen wußte, konnte Niemand leugnen, aber Niemand auch die entſtellenden Makel ſeines Lebens verhüllen. Es iſt wahr, das Herz ſeines Bruders, dem er einſt nach dem Leben und nach dem Reiche ſtellte, hat er ſich wiederzugewinnen gewußt und durch große Verdienſte ſeine früheren Vergehen bei ihm in Vergeſſenheit gebracht; aber die Liebe des deutſchen Volks, das nicht mit Unrecht auch jenen furchtbaren Krieg zwiſchen dem Vater und ſeinen Söhnen ihm zur Laſt legte, hat er ſich niemals erworben. Die Baiern vornehmlich ſahen immer in ihm einen harten Gebieter, deſſen Herrſchaft ihnen um ſo verhaßter war, als er nicht ihrem Stamme angehörte. Treue Freundſchaften ſuchte und fand er ſelten; die Brüder ſeiner Gemahlin waren es, die zuerſt gegen ihn die Waffen ergriffen.

Wie wenig Liebe auch Heinrich genoß, ein Herz ſchlug ihm mit immer gleicher Zärtlichkeit und Treue: das Herz ſeiner Mutter. Mathilde erhielt — ſo erzählt die ſpätere Biographie der Königin — die Trauerkunde von Heinrichs Tode zu Quedlinburg. Sie berief darauf ſogleich die Nonnen zur Kirche, forderte ſie auf für das Seelenheil ihres Sohnes zu beten und beugte ſelbſt ihr Knie zuerſt vor dem Altare: „O Herr,“ rief ſie aus, „erbarme dich der Seele deines Knechts, den du von der Welt abberufen haſt! Gedenke, wie wenig Freuden er im Leben genoſſen hat und wie faſt alle ſeine Tage voll Kummer und Elend waren!“ Sie erhob ſich, wankte zum Grabſtein König Heinrichs, neigte ihr Haupt auf denſelben und ſprach unter Thränen: „O mein Herr und Gemahl, glücklich biſt du, daß du dieſen Schmerz nicht mehr erlebteſt. Dich berührt das bittere Leid nicht mehr, das mein Herz zerreißt; war es doch, ſo oft ich des traurigen Tags deines Todes gedachte, mein einziger Troſt, daß dieſer unſer geliebter Sohn mir geblieben war, der dein Antlitz, deine Geſtalt und deinen Namen trug.“ Von dieſem Tage an legte Mathilde das königliche Scharlachkleid, das ſie ſeit dem Tode ihres Gemahls ſtets unter einem leinenen Ueberwurf trug, auf immer ab und zeigte ſich nur in Trauerkleidern. Auch mochte ſie fortan kein Goldgeſchmeide mehr an ihrem Leibe dulden; ſie nahm an Spielen, wie ſie die Zeit liebte, keinen Antheil ferner, litt auch nicht, daß man weltliche Lieder vor ihr ſang, an geiſtlichen Geſängen allein fand ſie fortan Gefallen.

Baiern ging auf Heinrichs vierjährigen Sohn, der auch des Vaters Namen geerbt, in seinem ganzen Umfange nebst den Marken über. Die Vormundschaft über das Kind führte seine Mutter Judith, die Tochter Herzog Arnulfs; eine Frau, wie Widukind sagt, von seltener Schönheit und wunderbarem Verstande. Ihr erster Rathgeber wurde der kluge Bischof Abraham von Freising, der einem im Herzogthume einheimischen Geschlechte angehörte. Die Regierung Baierns gewann so mehr einen den Stammesinteressen entsprechenden Charakter, und der junge Herzog erwuchs im baierschen Lande als Baier.

Nach dem Tode Herzog Heinrichs war der Einfluß, den Brun, „der große Bischof," wie ihn Widukind nennt, auf seinen königlichen Bruder übte, keinem anderen nur von fern zu vergleichen; aber Niemand war auch des unbedingten Vertrauens des Königs würdiger, als dieser hochbegabte und treffliche Mann, auf den man mit immer neuer Bewunderung den Blick lenkt. Niemand durchschaute tiefer die Gebrechen der Zeit und wußte klarer die Mittel zu erkennen, um sie zu heilen; Niemand war entschiedener in der Gesinnung und doch so durch und durch von Versöhnlichkeit und Friedensliebe beseelt. So nachsichtig er sich gegen Andere zeigte, so streng war er gegen sich selbst; während seine Gedanken sich am liebsten zu der Anschauung der himmlischen Dinge aufschwangen oder in das Studium der Wissenschaften versenkten, achtete er doch mit der größten Gewissenhaftigkeit auf Alles und Jedes, was ihm an weltlichen Geschäften in Kirche und Staat übertragen war.

Wir wissen, eine wie schwierige Aufgabe ihm gestellt wurde, als er das lothringische Herzogthum erhielt, und mit welchem Geschick er sie während des Bürgerkriegs zu lösen wußte. Aber es fehlte viel daran, daß sein unruhiges Volk nach Konrads Unterwerfung sogleich zur alten Ordnung zurückgekehrt wäre; es stand nicht zu erwarten, daß die übermüthigen Großen des Landes ohne Weiteres einem fremden Priester, der mit einer so ungewöhnlichen Macht über sie bekleidet war, unweigerlichen Gehorsam leisten würden. Allerdings gab es eine starke königliche Partei in dem Lande; aber es fehlte ihr nicht an mächtigen Widersachern, und Hader, Unfriede und Mißwollen zeigten sich an vielen Orten. Im Jahre 956 beschied Otto deshalb die Lothringer nach seiner Pfalz Ingelheim und ließ sich fast aus allen Städten Geißeln stellen; bald darauf kam er selbst nach Köln und hielt hier einen großen Landtag. Dennoch wurde schon im folgenden Jahre der Landfriede von

Neuem geſtört, und zwar gerade durch jenen Reginar, an dem Brun im Anfange den feſteſten Halt gegen Konrad gefunden hatte. Die Gewaltthaten, welche ſich der übermüthige Mann mit den Seinen gegen die Kirchen und Klöſter im Lande erlaubte, konnte Brun nicht ferner ſchweigend dulden und machte ſich dadurch denſelben zum unverſöhnlichen Feinde. Gereizt und unzufrieden überdies, weil er für ſeine Dienſte nicht glaubte den gebührenden Lohn empfangen zu haben, trat Reginar dem Erzbiſchof bald überall hindernd entgegen und ſuchte ſogar an deſſen Schweſter, der Königin Gerberge, ſeinen Unmuth auszulaſſen. Mehrere Güter, die einſt Herzog Giſelbert gehört und von ihm als Morgengabe an Gerberge verliehen waren, beanſpruchte Reginar als brüderliches Erbe und machte zuletzt ſein vermeintliches Recht mit offener Gewalt geltend. Brun nahm ſich indeſſen, wie billig, der Schweſter an, und Reginar, der in Bruns Gefangenſchaft gerieth, mußte ſein verwegenes Beginnen mit der Verbannung nach Böhmen büßen; im fremden Lande fand der unſtäte Mann ſein Ende. Dann erhoben ſich noch einmal im Jahre 959 mehrere vornehme Männer im Lande gegen Brun, als er einige feſte Burgen, die ſie ohne des Königs Erlaubniß erbaut hatten, niederreißen ließ; er wolle auch, erzählte man damals, dem Lande neue und unerhörte Laſten aufbürden. An die Spitze der Aufſtändigen ſtellte ſich jener Immo, der durch ſeine Liſten einſt ſo viel dazu beigetragen hatte das Land dem Könige zu erhalten und bis dahin auch Bruns vertrauter Rathgeber geweſen war. Aber der Aufſtand wurde glücklich unterdrückt, und dann die Ausübung der herzoglichen Rechte im oberen Lothringen dem Grafen Friedrich übertragen.

Graf Friedrich hatte ſich während des Bürgerkriegs mit ſeinem Bruder, dem trefflichen Biſchof Adalbero von Metz, treu zum Könige gehalten und war ſeit dem Jahre 954 ihm auch durch Verwandtſchaft näher getreten. Er vermählte ſich nämlich damals mit Beatrix, einer Tochter Herzog Hugos von Franzien, mit der er ſchon ſeit mehreren Jahren verlobt war. Friedrich übte ſeitdem, wie Gottfried, deſſen Geſchäftskreis wohl jetzt erſt auf das untere Lothringen beſchränkt wurde, unter Bruns Aufſicht die herzogliche Gewalt und führte den herzoglichen Namen. Da in ähnlicher Weiſe, wie die Biſchöfe der Provinz unter Brun als Erzbiſchof ſtanden, dieſe Herzöge ihm untergeben waren, nennt ihn Ruotger „gleichſam einen Erzherzog“ und giebt ihm damit einen Titel, den Brun nie ſelbſt geführt und der zu ſehr irrthümlichen Auffaſſungen ſeiner

Stellung Veranlaſſung gegeben hat. Die Theilung des Lothringerlandes, die damals zuerſt eintrat, erhielt ſich und wurde ſpäter noch weiter durchgeführt, da zur Zeit die Verwaltung von ganz Lothringen doch noch in Bruns Händen vereinigt blieb. Denn in der That war er nach wie vor die Seele von Allem, was in dem Lande vorging. „Er theilte," ſagt Ruotger, „einem Jeden der Großen und der Beamten ſeine Obliegenheiten zu, wies Jedem die Thätigkeit an, zu der ihn ſeine Kräfte befähigten, aber Nichts gab es, wobei er nicht doch zugleich auch ſelbſt Hand angelegt hätte, und mit der ungemeinen Lebendigkeit und durchdringenden Kraft ſeines Geiſtes wußte er ſtets das zu erfaſſen, was dem Wohl Aller am beſten diente." Wohl nahm Mancher einen Anſtoß daran, daß Brun als Biſchof eine ſo ausgedehnte weltliche Verwaltung führte, aber es genügte einen Solchen auf die Erfolge dieſer Thätigkeit zu verweiſen, um ihn zum Schweigen zu bringen. Nachdem die Empörungen, von denen wir ſo eben ſprachen, beſiegt waren, herrſchte weit und breit ein Friede in dem Lande, wie man ihn niemals früher gekannt hatte.

Nicht minder erſprießlich erwies ſich Bruns Sorge für die kirchlichen Angelegenheiten ſeiner Provinz. Die reichen Bisthümer und Klöſter derſelben waren ſeit geraumer Zeit faſt nur an die Söhne einheimiſcher Gewalthaber vertheilt worden; die großen Einkünfte und Güter der Kirchen waren unabläſſig der Zankapfel der Parteien, und die Macht, nicht die Würdigkeit entſchied bei der Beſetzung der geiſtlichen Würden. Ein großer Theil des Kirchenguts war theils durch Gewalt, theils durch das Familienintereſſe der Biſchöfe in die Hände von Weltlichen gekommen; die Kloſterzucht war verfallen, und die Schulen, die früher in nicht geringer Blüthe geſtanden hatten, genoſſen kaum noch beſonderer Pflege. Manches war ſchon vor Brun geſchehen, um die kirchlichen Zuſtände des Landes wieder zu heben, aber mit durchgreifender Kraft und planmäßiger Sorgfalt wurde jetzt erſt die Sache angegriffen. Fremde Geiſtliche, namentlich Sachſen, zog Brun in das Land und bildete ſich einen Klerus, der durch Unſträflichkeit des Lebens und geiſtige Bildung es werth war an die Spitze des Volks zu treten. Alte Klöſter, die in Verfall gerathen waren, wurden reformirt; daneben neue begründet, wie vor Allem aus Bruns eigenem Vermögen das nachher ſo berühmte Pantaleonskloſter zu Köln. Ueberall wurde auf die Errichtung von Kloſterſchulen Bedacht genommen, während zugleich die Domſchulen zu

neuer Blüthe gediehen. Vor Allem glänzte durch wiſſenſchaftliche Bildung Köln ſelbſt; da wurden unter Bruns Augen jene Biſchöfe erzogen, um derentwillen Siegbert von Gemblour nach hundert Jahren das Zeitalter Ottos als ein glückliches preiſt: Dietrich von Metz, Heinrich und Ekbert von Trier, Gerhard von Toul, Wikfried von Verdun. „Aber alle dieſe glänzenden Sterne," ſagt Siegbert, „überſtrahlte Brun ſelbſt wie der hellblinkende Morgenſtern." Es ließen ſich die Namen noch vieler anderer bedeutender Männer nennen, die Brun entweder ſelbſt gebildet hatte oder die doch mit ihm in einmüthigem Geiſte wirkten, wie Everaklus von Lüttich, deſſen Wahl nur mit großer Mühe durchgeſetzt wurde, und der treffliche Engrann von Cambray, den Brun aus Frankreich nach Lothringen gezogen hatte, nachdem er Berengar, einen Verwandten des königlichen Hauſes, der nicht im beſten Sinn das Bisthum verwaltet hatte, trotz aller Anſtrengung nicht auf ſeinem Sitze hatte behaupten können. Bald zeichnete ſich der lothringiſche Klerus an Bildung, Geſchicklichkeit in der Amtsführung und durch ſtrenge Kirchenzucht vor der geſammten Geiſtlichkeit des Abendlands aus, und dieſe planmäßige Reformation des geiſtlichen und geiſtigen Lebens in Lothringen hat für die Geſchichte der Welt weitgreifende Folgen gehabt. Schon in den Jahren 962 und 967 wurden nach einander zwei Metzer Domherren, Odalrich und Adalbero, auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Reims, den vornehmſten im Weſtfrankenreiche, erhoben, von denen der zweite beſtimmt war ein neues Königsgeſchlecht dem Frankenreiche zu geben. Und ein Jahrhundert ſpäter beſtieg ein lothringiſcher Biſchof in Leo IX. den päpſtlichen Stuhl, deſſen Pontificat der Anfang einer neuen Aera der chriſtlichen Kirche wurde.

So ſehr die Angelegenheiten Lothringens Brun in Anſpruch nahmen, ſo war ſeine Thätigkeit doch in gleichem Maße den allgemeinen Reichsgeſchäften zugewandt; vor Allem hatte er die Verhältniſſe des Reichs zu der Karolingerherrſchaft im Weſten zu überwachen und zu regeln. Wir wiſſen, wie der Thron König Ludwigs ſchon ſeit geraumer Zeit nur durch den Einfluß ſeines mächtigen Schwagers Otto noch gegen die immer wachſende Gewalt Herzog Hugos geſtützt wurde. Im Jahre 954 ſtarb König Ludwig in jungen Jahren durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde, und es ſchien der günſtigſte Augenblick für Hugo gekommen, ſich der lange erſehnten Krone zu bemächtigen. Aber es gelang Brun dennoch Hugo für die Erhaltung der Herrſchaft

in dem Karolingiſchen Geſchlecht zu ſtimmen. So beſtieg Lothar, der ältere Sohn Ludwigs und der Gerberge, ein Knabe von zwölf Jahren, den Thron der Weſtfranken, während ſein jüngerer Bruder Karl, noch ein Kind in der Wiege, gegen die alte Sitte der Karolinger von der Thronfolge ausgeſchloſſen wurde. Hugo war zum Lohn für ſeine Zurückhaltung Aquitanien verſprochen worden, aber ſchon im Jahre 956 ſtarb er, ehe er den verlangten Preis hatte in Beſitz nehmen können. Hugo hinterließ vier Söhne: den älteſten, dem Vater gleichnamig und ſpäter Capet zubenannt, Otto, Heinrich und Odo, der dem geiſtlichen Stande beſtimmt war, ferner zwei Töchter: Beatrix, die Gemahlin des Herzogs Friedrich von Oberlothringen, und Emma, die ſich bald darauf dem Herzog Richard von der Normandie vermählte. Wie zu erwarten ſtand, dauerte es nicht lange, daß die Königin Gerberge mit den Söhnen Hugos in die ärgerlichſten Streitigkeiten gerieth und den Beiſtand ihres Bruders Brun in Anſpruch nehmen mußte. Mit Heeresmacht zog daher Brun im Jahre 958 nach Frankreich und brachte zwei Jahre ſpäter einen Frieden zu Stande, nach dem Hugos Söhnen nicht nur die Lehen ihres Vaters, Franzien und Burgund, unverkürzt erhalten blieben, ſondern ihre Herrſchaft noch durch das Poitou vermehrt wurde, wogegen ſie Lothar als ihrem Lehnsherrn den Vaſalleneid leiſteten. Die alte Eiferſucht zwiſchen den beiden Häuſern dauerte freilich auch in der Folge fort; aber Brun, der Weſtfranken gleichſam wie eine Provinz des deutſchen Reichs überwachte, wußte mit großer Umſicht jeden gewaltſamen Ausbruch des gegenſeitigen Neids im Keim zu erſticken.

Auch die Kapelle des Königs und mit ihr die ganze in ihr dienende Hofgeiſtlichkeit war nach Bruns Erhebung zum Erzbisthum Köln unter ſeiner Leitung geblieben, und wenn er auch jetzt nicht mehr ſelbſt die Urkunden ausfertigte, ſondern die Kanzler hierfür in ſeine Stelle traten, behielt er doch als Erzkanzler und Erzkapellan die oberſte Führung des ganzen Geſchäftsgangs. Die Erzbiſchöfe von Mainz und Salzburg, die in den Bürgerkrieg verwickelt waren, gingen ihres Einfluſſes auf die Kanzlei verluſtig, und eine Zeit lang finden ſich nur Urkunden, in denen die Kanzler für Brun als Erzkanzler zeichnen. Als Wilhelm, König Ottos Sohn, zum Erzbisthum Mainz gelangte, wurde das bis dahin mit ſeiner Stellung verbundene Erzkanzleramt ihm zwar zurückgegeben, doch erlangte er ſchwerlich vor Bruns Tode einen erheblichen Einfluß auf die Geſchäfte der Kapelle. Es iſt bereits darauf

hingewieſen worden, wie dieſe recht eigentlich als die Bildungsſtätte der hohen Geiſtlichkeit anzuſehen war, indem aus ihr die erſten und wichtigſten Biſchofsſtellen beſetzt wurden; je mehr der König nun die einmal eingeſchlagene kirchliche Richtung in ſeinem Regiment verfolgte und den Klerus gefliſſentlich zu den Staatsgeſchäften heranzog, deſto mehr mußte auch die Bedeutung des Mannes wachſen, der dieſe Pflanzſtätte der hohen Geiſtlichkeit von Grund aus reformirt hatte und fortwährend leitete. Die ganze Höhe der Stellung, die Brun in Ottos Reiche und an deſſen Hofe einnahm, tritt jedoch erſt dann hervor, wenn man ſich des überaus wichtigen Umſchwungs bewußt wird, den der innere Krieg in den Regierungsgrundſätzen des Königs hervorgebracht hatte.

Nicht zum geringſten Theil war der Krieg gerade durch jene conſequent durchgeführte Hauspolitik herbeigeführt worden, durch welche der König das alte Stammesherzogthum zu beſeitigen und die deutſchen Länder der Krone zu verbinden geglaubt hatte. Sobald dieſe Politik aber das Reich in die ſchlimmſten Verwickelungen gebracht hatte und der Kampf im Hauſe des Königs ſelbſt ausgebrochen war, hatten ſich auch ſofort die Nachkommen der früheren Stammesherzöge von Neuem geregt, und der König hatte, was das Wichtigſte war, hier und da ſogar ſein eigenes Intereſſe mit dem ihrigen verbinden müſſen. Da zeigte ſich, daß die Macht des alten Herzogthums keineswegs ganz gebrochen war; aber es war ſo wenig an der Zeit ſich mit dieſer Macht in einen neuen Kampf einzulaſſen, daß die Klugheit vielmehr rieth ſich dieſelbe, ſo weit es möglich, zu gewinnen und dienſtbar zu machen. Zu einer völligen Herſtellung des alten Nationalherzogthums kam es zwar nicht, aber offenkundig kehrte Otto nach dem Kriege mehr zu den Grundſätzen ſeines Vaters zurück. Mit einer ausgedehnten, innerhalb ihres Gebiets faſt ſelbſtſtändigen Gewalt erſcheinen bald wieder an der Spitze der einzelnen deutſchen Länder einheimiſche Fürſten, zum Theil den alten Herzogsgeſchlechtern entſproſſen, zum Theil die Begründer neuer herzoglicher Dynaſtien. In Baiern trug den herzoglichen Namen ein Enkel Arnulfs, und die herzogliche Gewalt übte Arnulfs Tochter; das Herzogthum war hier unmittelbar vom Vater auf den Sohn übergegangen, was in einer Zeit, die geneigt war aus jedem Vorgang ein Gewohnheitsrecht zu bilden, leicht zu dem von Otto früher ſo beſtimmt beſtrittenen Grundſatz der Erblichkeit des Herzogthums zurückführen konnte. Ingleichen gehörte, wie erwähnt iſt, der neue Herzog von Schwaben einem dort einheimiſchen

Geſchlechte an und war aller Wahrſcheinlichkeit nach ein Sohn jenes erſten Herzogs Burchard, der einſt gegen König Heinrich die Waffen erhoben hatte. In Lothringen waren die Anſprüche Reginars zwar zurückgewieſen, aber dennoch hatten zwei einheimiſche und den Intereſſen des Landes engverbundene Große, Gottfried und Friedrich, auch hier den herzoglichen Namen erhalten, und mindeſtens der zweite wurde der Gründer eines neuen herzoglichen Geſchlechts. Aehnlich, wie in Lothringen, geſtalteten ſich in Sachſen die Verhältniſſe. Das Land, ſo häufig den Einfällen der Wenden und Dänen ausgeſetzt, bedurfte zu ſeiner Vertheidigung einer beſonderen Leitung, da der König nur allzuoft die Grenzen deſſelben verlaſſen mußte. Die herzoglichen Rechte innerhalb ihrer Marken waren zwar ſchon längſt Gero und Hermann Billing übertragen, auch hatte der letztere während des inneren Kriegs in Abweſenheit des Königs als deſſen Stellvertreter in ganz Sachſen die höchſte Gewalt geübt; jetzt aber wurde, um dieſelbe Zeit, als Friedrich Oberlothringen erhielt, Hermann förmlich zum Herzog von Sachſen ernannt. Es iſt zweifelhaft, ob er die herzogliche Gewalt in ihrem vollen Umfange über ganz Sachſen erhielt: nach den Nachrichten einer ſpäteren Quelle hat man darthun wollen, daß nur die öſtlichen Gegenden zwiſchen der Weſer und unteren Elbe ihm als Fahnlehen ertheilt wurden, während Weſtfalen unmittelbar unter der Krone blieb; jedenfalls wurde an der mittleren Elbe und in ſeinen Marken Gero von Hermanns Gewalt in keiner Weiſe berührt. Aber wie dem auch ſein mag, Hermann wurde, wie Friedrich, der Gründer eines neuen herzoglichen Geſchlechts, das bald nach ihm eine bedeutende Gewalt in allen Theilen Sachſens übte.

Daß die neuen Herzöge, deren Gewalt vom Könige ſelbſt begründet war und hauptſächlich durch ſeine Macht geſtützt wurde, damals kaum den Gedanken faſſen konnten ſich von der Einheit des Reichs zu trennen, liegt auf der Hand; aber kaum minder deutlich iſt, daß durch ihre Einſetzung die Selbſtſtändigkeit der einzelnen Länder dem Reiche gegenüber von Neuem gekräftigt wurde und daß Otto mehr und mehr zu der von ſeinem Vater befolgten Politik zurückkehrte, den durch die Stammesunterſchiede beſtimmten Theilen des Reichs in der Verwaltung ſo viel Freiheit einzuräumen, als der Beſtand des Ganzen nur immer zuließ. Niemals hat Otto die Erblichkeit des Herzogthums und der Grafſchaft grundſätzlich anerkannt, aber er hat in ſeinen ſpäteren Jahren erledigte Kronlehen doch kaum eingezogen und neu ausgethan, wenn der letzte

Inhaber mannbare Söhne hinterließ, wofern nicht offenkundiger Treubruch zu ſtrafen war. In einzelnen Fällen, wie dies bei dem Grafen Udo in der Wetterau erwähnt wird, geſtand der König ſogar ausdrücklich den Kronvaſallen die Vererblichung der Reichslehen an ihre Söhne als ein Privilegium zu. Nicht wenige fürſtliche Geſchlechter, die ſich in den folgenden Jahrhunderten hervorthaten, laſſen ſich deshalb in der faktiſchen Erblichkeit ihrer Grafſchaften und Reichslehen bis auf die Zeit Ottos hinab verfolgen.

Indem der hohe Adel ſo wieder mehr in jenen lockeren Lehnsverband zurückkehrte, in dem er unter Heinrich zum Reiche geſtanden hatte, indem er ſich zugleich den provinziellen und lokalen Intereſſen von Neuem enger verbündete, konnte der königlichen Gewalt allerdings mit der Zeit aus der weiteren Machtentwickelung des Adels ernſtliche Gefahr erwachſen, wenn das Reichsregiment nicht auf einer anderen Seite eine neue feſte und zuverläſſige Stütze gewann. Otto, der mehr nothgedrungen als freiwillig auf die Wege ſeines Vaters zurückgekehrt war, ſuchte dieſe Stütze in der Kirche. Als er es aufgeben mußte Krone und Herzogthum durch die Gemeinſamkeit des Familienintereſſes zu verbinden, beſtrebte er ſich einen um ſo feſteren Bund zwiſchen Reich und Kirche herzuſtellen und die Zwecke und Abſichten dieſer beiden Mächte unauflöslich zu verflechten. Ruotger erzählt, daß Otto mitten im Bürgerkriege zu ſeinem Bruder Brun, als derſelbe ſo eben das Erzbisthum Köln angetreten hatte, geäußert habe: „Das tröſtet mich zumeiſt in meinen harten Leiden, daß durch Gottes Gnade ich jetzt unſer Reich mit dem Prieſterthum verbunden ſehe; denn in dir iſt Prieſterthum und Königthum vereinigt.“ Und in der That war es die Perſönlichkeit Bruns, die es dem Könige erleichterte, ja man kann ſagen, vielleicht einzig und allein ermöglichte den Gedanken, ſein Reich durch die Macht des Klerus zu ſtärken, in das Leben zu führen.

Vor Allem kam es darauf an, dem Könige unbedingt ergebene Männer auf die deutſchen Biſchofsſtühle zu bringen. Unerwartet ſchnell gelang, was gerade das Wichtigſte war, dies bei allen Metropolitankirchen. Mit Ausnahme Adaldags von Hamburg hatte Otto mit keinem der deutſchen Erzbiſchöfe vordem in engen Beziehungen geſtanden, ſondern mehr oder minder mit allen in andauernden Streitigkeiten gelebt. Nun aber war im Jahre 953 Brun zu dem Erzbisthum Köln erhoben; Mainz erhielt im folgenden Jahre Ottos eigener Sohn Wilhelm; im

Jahre 956 wurde durch Rodberts Tod Trier erledigt und kam dann an einen schwäbischen Kleriker, mit Namen Heinrich, einen Schwaben, der dem königlichen Hause verwandt und Bruns Schüler war. Jene Familienpolitik, welche der König einst bei der Besetzung der Herzogthümer verfolgt hatte, übertrug er so gleichsam auf die Erzstifte des Reichs. Auch Salzburg wurde endlich dem geblendeten Herold durch eine Synode im Jahre 958 abgesprochen und an Friedrich, einem gräflichen königlich gesinnten Geschlecht in Baiern entsprungen, von Otto übertragen. Obwohl Herold selbst auf jener Synode in seine Absetzung hatte willigen müssen, trat er nichtsdestominder später wieder mit Ansprüchen auf sein Bisthum hervor, und schon um seiner Erhaltung willen mußte sich Friedrich in der engsten Verbindung mit Otto erhalten. So standen denn alle deutschen Erzbischöfe in nahen persönlichen Verhältnissen zum Könige, und die ersten und ältesten Metropolen der deutschen Länder waren in die Hände seiner Verwandten gekommen. Kann es da Wunder nehmen, wenn wir auch die anderen Bisthümer bald nur mit ergebenen Anhängern des Königs besetzt und das deutsche Reich so mit der deutschen Kirche in der innigsten Verbindung finden? Ueber ein Jahrhundert lang geht die Geschichte der deutschen Kirche fast ganz in die Reichsgeschichte auf, und diese ist zum guten Theil in jener enthalten. Das Reichsregiment nahm einen überwiegend kirchlichen Charakter an, und die deutschen Bischöfe erhielten ihre hauptsächliche Bedeutung gerade durch die Stellung, die sie in dem Reiche bekleideten.

Es ist neuerdings behauptet worden, das deutsche Reich sei aus dem Organismus der römisch-katholischen Kirche erwachsen und die Idee eines einigen deutschen Volks selbst gleichsam im Schooße der römischen Kirche ausgebildet und von ihr in das Leben gerufen. Nur ein Schein der Wahrheit spielt um so phantastische Paradoxen. Das siegreiche Schwert, das die Zukunft der deutschen Stämme vor den Barbaren des Ostens schirmte, hat das deutsche Reich begründet, in dem und an dem die nationale Idee erwuchs und erstarkte; nicht der Krummstab war es, der die Einheit des deutschen Volkes schuf. Nicht das gleiche Credo, das die Bischöfe der deutschen Länder dem römischen Papste übersandten, war das erste Band, das Deutsche mit Deutschen zusammenschloß, sondern der gleiche Lehnseid, den alle deutschen Großen dem *einen* Könige und Herrn gezwungen oder freiwillig schwuren. Erst als sich zeigte, daß dieses Band zu locker sei, um die Einheit des Reichs zu erhalten, und

daß bei der Natur jener Zeiten alle Anstrengungen, es straffer anzuziehen, vergeblich seien, erst als alle Versuche Ottos, die großen Vasallen wieder lediglich auf den Standpunkt von Reichsbeamten zurückzudrängen, gescheitert waren: da erst wurde die Kirche von Neuem, wie schon einst für Pippin und Karl den Großen, auch für die deutschen Könige ein wirksames Mittel, ihr Regiment zu befestigen. Als die Könige mit den Herzögen, Pfalzgrafen und Grafen das Reich nicht mehr zu regieren vermochten, fingen sie an mit den Bischöfen zu regieren; als jenen das Bewußtsein mehr und mehr entschwand, daß sie ein Reichsamt bekleideten, als sie den Anspruch erhoben eine in ihrer Art selbstständige Fürstenmacht zu besitzen, wurden die Bischöfe die ersten und einflußreichsten Beamten des Reichs. Je mehr in dem Reichsadel die Mannigfaltigkeit und Selbstständigkeit der Stammes- und provinziellen Interessen kräftige Vertretung fand, desto enger verband die Krone ihre nationalen Ideen mit den weltumfassenden Anschauungen der katholischen Kirche und desto tiefer mußte andererseits der Klerus in die nationale Richtung des Königthums eingehen. So entwickelte sich im Grunde erst aus dem deutschen Reiche eine deutsche Kirche, die allerdings für die Entwickelung des nationalen Lebens von unermeßlicher Bedeutung gewesen ist, die aber ein Jahrhundert lang von dem Glanz der Krone mehr Licht empfing, als sie jener zu leihen vermochte. Nicht Scepter und Diadem, unter Krummstab und Mitra geborgen, sind das Emblem jener Zeiten; sondern das gezückte Schwert mit der Krone, Crucifix und Brevier beschirmend.

Was Otto durch seine Verbindung mit der Kirche bezweckte, liegt auf der Hand. Er wollte ein Gegengewicht gegen die Macht der Herzöge und Grafen in einem Stande gewinnen, der sich schon seiner ganzen Stellung nach über die besonderen Interessen, welche jene vertraten, zu allgemeinen politischen Ideen und Anschauungen erheben mußte und dem er überdies an seinem Hofe die ihm gefällige Richtung zu geben vermochte. Welcher Gewinn war es ferner, daß sich in diesem Stande die Idee einer erblichen Gewalt gar nicht bilden konnte und daß der König so immer aufs Neue Gelegenheit fand ihn zu ergänzen und in seinem Sinne umzugestalten! Wie freigebig er nun auch die Bischöfe und Aebte mit Reichslehen ausstatten mochte, es kehrte immer die Zeit wieder, wo das Vergabte heimfiel und in die Hand des Mannes gebracht werden konnte, dem man es zum Wohle des Ganzen am lieb-

ſten vertraut ſah. Ueberdies kam die ganze Summe von Bildung, geiſtiger Gewandtheit und Geſchäftskenntniß, die ſich in dem Klerus vereinigte, nun erſt vollends dem Reiche zu Gute, und die Krone konnte in den Augen des Volks, deſſen Geiſt und Gemüth vom Klerus beherrſcht war, nur an Bedeutung gewinnen, wenn daſſelbe Kirche und Staat in Eintracht erblickte. Die tiefere Richtung der Zeit war eine religiöſe, und indem Otto ſeine Sache dem Klerus verband, folgte er dem richtig erkannten großen Zuge der Weltgeſchichte.

Aber je kirchlicher das Reichsregiment wurde, deſto weltlicher wurde mit Nothwendigkeit in dieſem Bunde die deutſche Kirche. Da die Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Vorſteher der Reichsabteien nun vor Allem Reichsbeamten wurden, ſorgte auch der König dafür, daß ſie ihre Verpflichtungen gegen das Reich vor allen anderen erfüllten. Für ihre Reichslehen mußten ſie ihre Vaſallen regelmäßig und pünktlich zum Heere des Königs ſtellen, ja gegen die Strenge der Kirchenſatzungen oft ſelbſt mit ihnen in das Feld ziehen; unaufhörlich wurden ſie zu Hofe entboten und mußten zu allen weltlichen Geſchäften die Hand bieten. Ferner beruhte hauptſächlich darauf das ganze Verhältniß des Königs zum Klerus, daß er meinte mit unbeſchränktem Recht über denſelben gebieten zu können, ein Regent der Kirche zu ſein, wie es Karl der Große geweſen war. Er machte den Anſpruch, daß ohne ſeinen Willen kein Concil in dem Reiche berufen werde und kein Beſchluß des Klerus ohne ſeine Genehmigung geſetzliche Kraft habe, daß er neue Bisthümer gründen, die Biſchöfe ſelbſt ernennen und vor ſeinen Richterſtuhl ziehen könne, und übte alle darauf beruhenden Rechte in ihrem vollen und ganzen Umfange. Und doch ſtanden alte Kirchenſatzungen — echte ſowohl, wie jene untergeſchobenen des Pſeudoiſidors, deren Urſprung Niemand mehr kannte — mit dieſen Anſprüchen des Königs in dem ſchroffſten Gegenſatz, und die Geiſtlichkeit ſchien ſich für immer die Hände zu binden, indem ſie ſich dem Könige in Dienſtbarkeit hingab.

Es ging damals ein friſcher, freier und lebendiger Zug durch die deutſche Geiſtlichkeit, die wahrlich höhere Dinge in das Auge faßte als Menſchengunſt und äußere Vortheile. Es iſt deshalb nicht zu verwundern, wenn die Gefahr, die der Kirche drohte, recht wohl von ihr gefühlt wurde. Vor Allem wiſſen wir gerade von Brun und Wilhelm, wie ſehr ſie eine Vergewaltigung und Verweltlichung der Kirche beſorgten. Widerſtrebend und nur Ottos dringenden Bitten nachgebend,

übernahm Brun die Verwaltung des Herzogthums Lothringen, und in dem vorhin angeführten Brief an Papſt Agapet bezeichnet Erzbiſchof Wilhelm es unzweideutig als ein ſchlimmes Zeichen der Zeit, daß der Biſchof thue, was ſich für den Herzog und Grafen gebühre. Mit dem größten Erſtaunen lieſt man in demſelben Briefe, mit welcher Entſchiedenheit Wilhelm die Rechte ſeiner Kirche und der deutſchen Kirche überhaupt gegen die Eingriffe ſeines eigenen Vaters zu vertheidigen wagte.

Zum vollen Verſtändniß dieſes überaus merkwürdigen Schreibens müſſen wir andere kirchliche Pläne, die des Königs Seele bewegten, hier etwas näher ins Auge faſſen. Auf dem Schlachtfelde bei Augsburg hatte der König, wie erzählt iſt, dem heiligen Laurentius ein Bisthum zu Merſeburg zu gründen gelobt, zugleich aber war der längſt gehegte Wunſch, am Grabe Edithas ein Erzſtift für die ſlawiſchen Länder zu errichten, wieder in ihm aufgetaucht. Alsbald ſandte daher Otto, der damals die Verlegung des Halberſtädter Bisthums nach Magdeburg beabſichtigte, nach Rom, um die Genehmigung des Papſtes hierfür zu gewinnen. Sein Bote war der Abt Hadamar von Fulda, der ſich ſchon einmal im Jahre 947 als ein geſchickter Unterhändler bewährt hatte. Die Abſichten des Königs bedrohten in gleicher Weiſe das Erzbisthum Mainz, wie das Moritzkloſter zu Magdeburg; denn Halberſtadt, zur Metropole erhoben, wäre der Mainzer Provinz entzogen und die großen Schenkungen des Moritzkloſters auf das neue Erzſtift übertragen worden. Obwohl Papſt Agapet erſt vor Kurzem die Rechte des Moritzkloſters beſtätigt und Erzbiſchof Wilhelm nicht nur zum apoſtoliſchen Vikar in Germanien und Gallien ernannt, ſondern ſogar auf das Nachdrücklichſte in allen bisherigen Rechten und Ehren der Mainzer Kirche geſchützt hatte, indem er ihm in apoſtoliſcher Machtfülle jeden Eingriff in dieſen ſeinen Beſitz mit dem Bann zu beſtrafen erlaubte, gelangte Hadamar dennoch in Rom zu ſeinem Ziele und brachte eine Bulle über die Alpen, welche dem Könige die Bisthümer nach ſeinem Gefallen zu ordnen freiſtellte. Wie es ſcheint, führte Hadamar außer dem Pallium für Brun auch ſchon das für den Erzbiſchof der Zukunft mit ſich.

Unter ſolchen Verhältniſſen und in der größten Aufregung ſchrieb Erzbiſchof Wilhelm jenen Brief an den Papſt, in dem er ihm den Widerſpruch der früher von Rom ertheilten Privilegien mit dieſer Begünſtigung der königlichen Abſichten darlegte und dann ſo fortfuhr: „In

die Verkürzung unseres Bisthums und die Verlegung der Halberstädter Kirche werde ich, so lange ich lebe, nimmer willigen; selbst wenn einer von jenen falschen Propheten, die außen in Schafskleidern kommen, aber innen reißende Wölfe sind, mit Gold und Edelsteinen bepackt nach Rom geht und von dort zurückkehrend sich brüstet, er bringe so viele Pallien heim, als er wolle, mit baarem Gelde gekauft — ich weiß nicht, von wem, denn daß dies von euch möglich sei, kann ich nicht glauben — und wenn derselbe auch apostolische Briefe aufweist, nach welchen es dem König in apostolischer Machtvollkommenheit erlaubt sein soll Bisthümer zu ordnen, wie ihm beliebt. Ich kann es nicht für angemessen erachten, daß solches ohne mein Wissen geschieht; ohne *mein* Wissen, der ich in ganz Germanien und Gallien als der Erste nach euch in der Christenheit bessern soll, was zu bessern ist, und Niemandem Rechenschaft schulden soll, als euch. Wenn solche Beraubung unserer Kirche wirklich in eurer Absicht liegt, dann werdet ihr doch zuvor erst Briefe an unseren Herrn und König, an mich als euren Vikar, an Erzbischof Bruno von Köln und an Erzbischof Robbert von Trier senden, daß nach eurem Willen an einem beliebigen Orte — nach meinem Wunsche am liebsten zu Mainz — ein Concil der heiligen Brüder zusammentrete. Da wollen wir dann zuerst über den Zustand der heiligen Kirche verhandeln, über die Bischöfe, die geblendet und aus ihren Sitzen verjagt sind, über den blinden Herold, über Rather von Lüttich, der, obwohl kanonisch und gesetzlich eingeführt, doch alsbald wie ein Pächter ohne Grund weggejagt ist, und über alle das wuchernde Unkraut, das den Weizen der heiligen Kirche erstickt. Und dann will ich zu euch kommen und euch anrufen und mich gern zu fremden Völkern um der Ausbreitung des Evangeliums willen senden lassen, wenn ich den Unseren nicht mehr von Nutzen sein kann. Das will ich lieber, als die Leiden unserer Kirche und der Heiligen ansehen, wenn wirklich das Geld des Hadamar mehr vermögen sollte, als die fromme Stiftung unseres Vorgängers, des heiligen Bonifacius, die Stiftung eurer und unserer Vorgänger. Mag es dann eben so viele Pallien, als Bischöfe geben, aber ich will nicht mehr Bischof sein." Der Brief Wilhelms langte zu Rom erst an, als Agapet verstorben war, und dessen Nachfolger, der auf anderen Wegen wandelte, beruhigte Wilhelm und versprach Mainz in allen seinen Rechten und Ehren zu schützen. So stand der König in der That von der Ausführung seines Plans

ab, und die Errichtung des Magdeburger Erzbisthums wurde abermals verschoben.

In eine wie bedenkliche Abhängigkeit die Kirche vom Könige gerieth, entging hiernach Wilhelm mit Nichten, und er ließ sich sogar in einem einzelnen, ihn besonders betreffenden Falle bis zu jenem äußersten Widerstande gegen die Absichten seines Königs und Vaters hinreißen. Aber dennoch finden wir gerade ihn als den entschiedensten Vertreter der Krone in allen Reichsgeschäften, als ein äußerst wirksames Werkzeug, den Bund zwischen Kirche und Reich herzustellen und zu kräftigen. Wenn nun Männer, wie er und in noch höherem Grade Brun, alle ihre Kraft aufboten, um das Bündniß zwischen Reich und Kirche immer fester und fester zu schließen, so liegt der Grund dafür allerdings zum Theil in ihren persönlichsten Verhältnissen, aber nicht minder doch darin, daß sie von der Ueberzeugung durchdrungen waren, die letzten Zwecke des Königs seien wesentlich keine anderen, als die, welche die Kirche zu allen Zeiten verfolgen müsse; das Reich Christi auf Erden könne nicht anders in seinem Bestande gesichert und ausgebreitet werden, als durch die kaiserliche Macht, der Otto offenkundig zustrebte. Das Reich Ottos schützen, stärken und mehren, war in ihren Augen gleichbedeutend mit der Befestigung und Ausdehnung des Reiches Christi. Und allerdings so war es, der Bund Ottos mit seinem Klerus war kein äußerlicher, bei dem es lediglich auf die Gewinnung äußerer Vortheile von der einen oder der anderen Seite abgesehen war, sondern die Interessen des deutschen Reichs und der christlichen Kirche durchwoben und durchspannen sich in dieser Zeit auf die mannigfachste Weise; fast unbewußt und einem zwingenden inneren Drange gehorchend, schlossen beide Theile einen Bund, der von den größten Folgen für unsere Geschichte gewesen ist. Denn auf ihm beruht es vornehmlich, daß der Episcopat in Deutschland zu einer größeren weltlichen Macht gelangte als in den anderen Ländern Europas und eine selbstständige fürstliche Gewalt viele Jahrhunderte hindurch behauptet hat; auf ihm nicht minder, daß das Kaiserthum seine alte Bedeutung verlor, sobald die Kirchenfürsten einen mächtigeren Herrn über sich erkannten als den Kaiser. Die Folgen dieser Vereinigung von Kirche und Reich waren wohlthätig, so lange beide wahr und aufrichtig dieselben Zwecke verfolgten; sie wurden im höchsten Grade verderblich, als die letzten Interessen der weltlichen Herrscher und der Kirchenfürsten sich trennten.

Bei dieſer Richtung, die Ottos Politik eingeſchlagen hatte, läßt es ſich leicht begreifen, daß Bruns Einfluß auf die allgemeinen Reichsangelegenheiten in ſtätem Zunehmen begriffen war, und man muß Ruotger, dem Biographen Bruns, vollkommen beiſtimmen, wenn er die Regierung des Reichs gleichſam als die gemeinſchaftliche Sache beider Brüder darſtellt. Vor Allem freilich lag Brun ob die tauglichſten Männer für die Beſetzung erledigter Bisthümer aufzuſuchen, aber auch auf die rein weltliche Verwaltung übte er den entſchiedenſten Einfluß aus. Ruotger ſpricht in dunkeler Weiſe von einer zum Heil aller Wohlgeſinnten errichteten Verbindung und meldet, alle die Fürſten und lokalen Gewalten, die ſich in aufrichtiger Geſinnung dieſer Verbindung angeſchloſſen hätten, habe Brun ſeines beſonderen Vertrauens gewürdigt und ſie vor Allen ſeinem Bruder empfohlen; er ſelbſt aber habe ſich in ſchwierigen Fällen des Raths der Erzbiſchöfe Wilhelm und Heinrich bedient, und dieſe drei Kirchenfürſten habe man nicht allein zuſammen leſen, berathen und disputiren, ſondern auch gemeinſam in den Waffen zum Wohle des Reichs ausziehen ſehen.

Von beſonderer Wichtigkeit für die Ordnung der inneren Verhältniſſe des Reichs ſcheint ein Fürſtentag geweſen zu ſein, den Otto im Mai und Juni 958 zu Köln hielt, nachdem er kurz zuvor zu Ingelheim jener Synode beigewohnt hatte, in der Herolds Abſetzung beſchloſſen wurde. Auf dem Fürſtentage zu Köln wurde nach Ruotgers Zeugniß nicht allein über unruhige Unterthanen Gericht gehalten, während willfährige und treue Diener des Königs große Huld und Freigebigkeit erfuhren, ſondern es wurde auch eifrig über den Zuſtand des Reichs Rath gepflogen und in Betracht gezogen, wie die Macht deſſelben zu ſichern und zu erweitern ſei. Auf einer Verſammlung von Biſchöfen und weltlichen Großen, die im November deſſelben Jahrs nach Pöhlde berufen wurde und zu der Männer aus allen Theilen des Reichs erſchienen, ſcheinen die zu Köln begonnenen Berathungen fortgeſetzt zu ſein.

Um die ſo wiederhergeſtellte Ordnung des Reichs völlig zu ſichern, unternahm der König im Jahre 960 eine Rundreiſe durch die deutſchen Länder. Im Frühjahr war er in Franken, im Sommer in Lothringen, dann kehrte er nach Sachſen zurück und begab ſich zum Winter nach Baiern, wo er zu Regensburg das Weihnachtsfeſt feierte und ſich noch während der erſten Monate des folgenden Jahrs aufhielt. Die Her-

zöge, die Biſchöfe und weltlichen Großen von Baiern und Schwaben erſchienen hier an dem Hofe des Königs und empfingen ſeine Befehle. Schon war der Wille deſſelben abermals über die Alpen zu gehen kaum ein Geheimniß mehr; offen wurde die Romfahrt verkündet auf einem Reichstage, den Otto in der Mitte des Mai zu Worms verſammelte. Man ſah die Nothwendigkeit ein durch eine Beſtimmung über die Nachfolge im Reiche die neue Ordnung der Dinge für alle Fälle zu ſichern. Einſtimmig wurde zu Worms von den Großen des Reichs und dem Volke der dritte *) Sohn Ottos von der Adelheid, der den Namen des Vaters trug, obwohl damals erſt ein Knäblein im ſiebenten Jahre, zum Könige der Oſtfranken erwählt und am 26. Mai, am Tage des heiligen Pfingſtfeſtes, von den Erzbiſchöfen Brun, Wilhelm und Heinrich im Münſter zu Aachen feierlich gekrönt. Es geſchah auf derſelben Stelle, wo einſt der Vater die Krone empfangen, und wiederum erhob die Menge die Hände zum Himmel und rief: „Dem Könige Heil und Segen!“

So gelangte die innere Entwickelung, die wir verfolgten, zu ihrem Abſchluß. Die Zukunft des Reichs ſchien nun erſt wieder völlig geſichert: die äußeren Feinde waren überwunden, die innere Ordnung hergeſtellt, die Thronfolge geſichert. Nach zehnjährigen Kämpfen und Mühen ſtand Otto wieder auf derſelben Höhe der Macht, die er zu jener Zeit, da er zum erſten Male die Alpen überſchritt, bereits erreicht, aber durch die Verwickelungen, welche ſich in Italien anſpannen, eingebüßt hatte.

5.

Herſtellung des abendländiſchen Kaiſerthums.

Nicht die Früchte, die ſchnell reifen, ſind es, die dauern, und Unternehmungen, die auf den erſten Anlauf gelingen, ſind ſelten von nachhaltigen Folgen. Wie der Einzelne nur im Schweiße ſeines Ange-

*) Die beiden Söhne, Heinrich und Brun, welche Adelheid dem König vor Otto geboren hatte, waren jung geſtorben.

ſichts von einer Stufe ſeiner Entwickelung zur anderen zu gelangen pflegt, ſo ſteigen auch Völker nicht ohne langes Ringen und ſchwere Kämpfe zu ungewöhnlicher Machtfülle auf. Ein Bürgerkrieg voll der entſetzlichſten Gräuel, Verwüſtung des Landes durch innere und äußere Feinde, faſt völlige Auflöſung des ſcheinbar ſo wohlbefeſtigten Königthums waren die nächſten und unmittelbaren Folgen des erſten Zugs Ottos über die Alpen; in zehn Jahren hatte ſich das Reich nur langſam wieder zu der Machtſtellung erhoben, die es vordem beſeſſen hatte. Es ſchien dies gleichſam ein Vorſpiel der furchtbaren Leiden und endloſen Kämpfe zu ſein, die dereinſt Deutſchland aus der Vereinigung mit Italien erwachſen ſollten, und wohl hätte daraus eine Warnung Otto und dem deutſchen Volke entgegentönen können eine ſo mühevolle und ſchmerzenreiche Bahn zu verlaſſen; aber das Mißlingen des erſten Anlaufs war ihnen vielmehr ein Weckruf mit verſtärkter Macht auf jenes große Ziel loszuſtürmen, das ſie vor ihren Augen ſahen und von dem ihnen eine innere Stimme ſagte, daß ſie fern von ihm Nichts erreicht hätten oder erreichen würden. Dieſes Ziel war das Kaiſerthum und mit demſelben der Vorrang vor den Völkern des Abendlands. Ob volle Ströme deutſchen Bluts deshalb floſſen und vollere noch dereinſt fließen ſollten, unſer Volk mußte zu ſeiner eigenen Ehre und zum Wohle der Menſchheit ſeinen Beruf erfüllen.

Nie waren es flüchtige, leicht vorüberrauſchende Gedanken, die Ottos große Seele bewegten; nachdem er einmal die Kaiſerkrone in das Auge gefaßt hatte, blieb ſie für alle Zeit das Ziel ſeines Strebens; wenn ihn auch innere Kriege, die Einfälle der Ungarn, die Aufſtände der Wenden, die Herſtellung eines geordneten Zuſtands in ſeinen deutſchen Ländern, ſchwere Krankheiten, die in ſeinem Volke ausbrachen und die eine Zeit lang auch ſein eigenes Leben bedrohten, von weitausſehenden Unternehmungen lange abhielten, ſo verlor er die Angelegenheiten Italiens doch nie aus den Augen, und der Gang, den die Dinge daſelbſt nahmen, beſchäftigte unausgeſetzt ſeine Aufmerkſamkeit.

Als Berengar und Adalbert von Augsburg zurückgekehrt waren, hatten ſie nicht daran gedacht die beſchworene Lehnstreue zu halten. Sie fingen ſofort an die Biſchöfe, Grafen und die anderen Fürſten Italiens, welche ſich den Deutſchen angeſchloſſen hatten, für ihren Abfall zu züchtigen. Wie es ſcheint, ſuchten ſie in ihren Streitigkeiten mit den Großen einen Anhalt in der freien Bevölkerung der Städte.

Wenigſtens beſitzen wir eine ſehr merkwürdige Urkunde, in der ſie den Einwohnern von Genua alle ihre Beſitzungen beſtätigen und ihnen das Privilegium ertheilen, daß kein königlicher Beamter in ihren Häuſern Etwas zu ſagen haben oder ſie beläſtigen ſolle; die Exiſtenz oder damalige Begründung eigener ſtädtiſcher Beamten und eine ſelbſtſtändige Verwaltung der Stadt ſind mit Nothwendigkeit hieraus zu folgern. Wichtigeren Beiſtand aber, als ſie von der noch wenig organiſirten Einwohnerſchaft der Städte erhalten konnten, gewährte ihnen die Gunſt der Umſtände. Otto und Heinrich wurden durch die inneren Kriege im deutſchen Reiche ſo in Anſpruch genommen, daß ſie nicht daran denken konnten die deutſche Lehnshoheit in Italien geltend zu machen. Nur mit Mühe gewann Heinrich gegen Ende ſeines Lebens die Herrſchaft in den Marken von Verona und Aquileja wieder, und obwohl ſein junger Sohn auch mit dieſen Marken belehnt wurde, gingen ſie doch bald wieder verloren. Indem Berengar und Adalbert ſich ſo auf der einen Seite von der drückenden Lehnsabhängigkeit befreien konnten, eröffneten ſich ihnen nach einer anderen Seite ſogar lockende Ausſichten zur Erweiterung ihrer Macht.

Im Jahre 954 ſtarb Alberich, der Rom bis zu ſeinem Ende mit unumſchränkter Gewalt beherrſcht hatte. Noch kurz vor ſeinem Tode hatte er ſich von den Römern das Verſprechen geben laſſen, beim Tode Papſt Agapets ſeinen Sohn Octavianus, den ihm König Hugos Tochter Alda geboren hatte, auf den Stuhl Petri zu erheben. Octavianus war deshalb in den geiſtlichen Stand getreten; aber nichtsdeſtoweniger ging beim Tode des Vaters die weltliche Herrſchaft über Rom als ein Erbe auf ihn über. Bei der Stellung, die Alberich gewonnen und mit Feſtigkeit behauptet hatte, war ſein Tod ein Ereigniß von der größten Bedeutung, zumal ſeine Tyrannis an einen jungen Mann kam, der kaum dem Knabenalter entwachſen war. Jetzt oder nie konnte Papſt Agapet hoffen der für ihn ſo drückenden Knechtſchaft der Tyrannen von Rom zu entkommen; Berengar und Otto gewannen zugleich eine Ausſicht auf die ewige Stadt, nach der ſie beide lange getrachtet hatten.

Bald nach Alberichs Tode hatte Otto, wie wir ſahen, Abt Hadamar von Fulda, ſeinen gewandteſten Unterhändler, abermals nach Rom geſandt. Niemals hat der Papſt größere Gunſtbeweiſe Otto ertheilt, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er zugleich ihn auffordern ließ abermals über die Alpen zu kommen; aber der Zuſtand des Reichs feſſelte

Otto daheim, und schon gegen Ende des Jahrs 955 starb Agapet. Die Römer, ihrem Versprechen getreu, erwählten zu seinem Nachfolger Alberichs Sohn, der unter dem veränderten Namen Johann XII. den päpstlichen Stuhl bestieg. So vereinte Octavianus-Johann, der Papst und Tyrann, die Fülle aller geistlichen und weltlichen Gewalt in der Stadt in seiner Person; zu der faktischen Macht, die sein Vater in derselben besessen hatte, war ein vollgültiger Rechtstitel gewonnen.

Unbestritten war Johann XII. jetzt der alleinige Herr Roms und des Patrimonium Petri, und es war nur die Frage, welchen Gebrauch er von dieser Macht, wie sie lange nicht, ja vielleicht nie vordem ein römischer Bischof besessen hatte, zu machen gesonnen sei. Johann XII. sah sich aber offenbar mehr als Alberichs Erbe denn als Nachfolger des heiligen Petrus an. Vom ersten Augenblick an richtete er sein Augenmerk vor Allem darauf, seine weltliche Macht in Italien zu sichern und zu vergrößern; die großen Ansprüche des Papstthums, die bisher nie ihre Erfüllung gefunden hatten, konnten ihm hierbei als bequeme Handhabe dienen.

Die ersten Versprechungen Pippins, nach denen die Herrschaft fast über das ganze mittlere und südliche Italien dem römischen Bischofe zugefallen wäre, waren bekanntlich unerfüllt geblieben. Zu dem, was der Stuhl Petri „nach altem Rechte besaß" — der Campagna mit der Meeresküste von der Tibermündung bis nach Terracina und Ceperano hinab, und dem römischen Tuscien, einem ausgedehnten Landstrich an der rechten Seite des Tiber bis zum Meere hin —, waren durch die verbriefte Schenkung Pippins selbst nur das Exarchat und die Pentapolis, der Küstenstrich von Rimini bis Ancona, hinzugekommen; später hatten Pippin und Karl der Große dieser Schenkung noch einige Städte im langobardischen Tuscien, das Sabinerland und einige ziemlich werthlose Gerechtsame im Herzogthum Benevent hinzugefügt. Aber schon in den Streitigkeiten mit Kaiser Ludwig II. wurde den Päpsten das Exarchat und die Pentapolis entrissen, und nur vorübergehend waren sie wieder in den Besitz dieser Länder gelangt. Es half ihnen wenig, daß ihnen Karl der Kahle über Capua, Benevent, das Herzogthum Spoleto und einige Städte in Tuscien, auf die sie noch kein bestimmtes Recht geltend machen konnten, eine Schenkung ausstellte, die weder er noch sie in Erfüllung bringen konnten; sie blieben in der Folge in Wahrheit meist nur auf ihren alten, ursprünglichen Besitz beschränkt,

und auch Alberichs Macht reichte über diesen und das Sabinerland niemals hinaus. König Hugo hatte das Exarchat und die Pentapolis in Besitz genommen; die Herzöge von Tuscien und Spoleto erkannten die Hoheit des italischen Königs an; in Benevent und Capua herrschten langobardische Fürsten, die sich gemeinhin der Abhängigkeit von Constantinopel fügten. Auch Hugos Sturz brachte den Päpsten keinen namhaften Gewinn, denn Berengar und Adalbert behaupteten sich ungestört in dem Besitz des Exarchats und der Pentapolis, und die Herzöge von Spoleto und Tuscien sahen sich nach wie vor als Vasallen der italischen Könige an. So stand die weltliche Macht des Papstes in keinem Vergleich zu den rechtlichen Ansprüchen, die er erheben konnte, und es ist nicht zu verwundern, wenn ein junger, ehrgeiziger und unruhiger Mann, der den Stuhl Petri mit ererbter fürstlicher Gewalt bestieg, sich nach den Mitteln umsah, wie er jene Ansprüche durchsetzen konnte.

Es gelang nun gleich im Anfange seines Pontificats Johann XII. nicht nur den Markgrafen Hubert von Tuscien, der als natürlicher Sohn König Hugos seiner Mutter Stiefbruder war, an sich zu ziehen, sondern auch mit Theobald, dem Schwager Huberts, der das Herzogthum Spoleto und die Mark von Camerino inne hatte, sich zu verbinden. Mit Unterstützung dieser Fürsten zog er alsbald gegen Capua, um das Recht des Stuhls Petri an diesem Fürstenthum und an Benevent geltend zu machen. Capua und Benevent, damals von derselben langobardischen Familie beherrscht, deren Seele Pandulf der Eisenkopf war, ein kräftiger Regent und tapferer Kriegsmann, wurden glücklich vertheidigt. Das Unternehmen des Papstes mißlang, und die Belagerung Capuas mußte aufgegeben werden; aber durch einen Bund mit dem Fürsten Gisulf von Salerno sicherte sich dennoch der junge Papst für die Folge einen Anhaltspunkt im südlichen Italien. Und schon richtete er seinen Blick auch nach dem Norden, wo ihm die Umstände günstig scheinen mochten, um sich des Exarchats zu bemächtigen.

Denn etwa um dieselbe Zeit war Berengar von der deutschen Seite her von Neuem angegriffen worden. König Otto, der es nicht ruhig länger ansehen konnte, daß Berengar sich ungestört wieder in selbstständiger Macht befestigte, beschloß auf den Rath seines Bruders Brun im Jahre 956 seinen unglücklichen Sohn Liudolf mit einem Heere über die Alpen zu senden. Mit Freuden übernahm Liudolf, dessen tiefbekümmertes Gemüth Brun durch herzliche Theilnahme aufgerichtet hatte,

den Auftrag des Vaters. Seinen ersten Waffenruhm hatte er in Italien im Kampf gegen Berengar gesucht; es schien, als ob er jene Bahn des Ruhms, die er einst betreten, unbeirrt verfolge, als ob sich über eine schmerzliche Zeit, die er nachdem durchlebt und deren er nur mit Bitterkeit gedenken konnte, die Nacht der Vergessenheit breite. Otto verhieß überdies das Königreich Italien ihm zu verleihen, wenn ein glücklicher Erfolg seine Waffen begleite. Es war das nichts Geringes für den unglücklichen Königssohn, der sein Herzogthum und damit seine ganze Stellung im Reiche verloren hatte und der einen Sohn heranwachsen sah, den er besorgen mußte um eine große Zukunft betrogen zu haben. Und dann — wie Viele hatten in jenem schrecklichen Kampfe gegen den Vater ihr ganzes Schicksal an das seine gekettet und sahen sich nun in allen Hoffnungen getäuscht; sie hatten Ehre und Gut verloren und führten ein kummer- und schmachvolles Dasein in der Heimath. Auch diesen seinen Freunden wollte Liudolf helfen; sie sollten in der Ferne wiederfinden, was sie daheim verloren hatten.

Sobald Liudolf von den Alpen herabstieg, erhoben sich für ihn die zahlreichen Feinde Berengars. Dieser selbst stellte sich zwar diesmal mit seinem Sohne Adalbert zu einer Schlacht; aber das deutsche Heer siegte, und Pavia fiel. Noch einmal wagte im folgenden Jahre Adalbert einen Kampf, zum zweiten Male erlitt er eine Niederlage, und fast das ganze Königreich Italien unterwarf sich dem tapferen Sohne Ottos, der durch Freundlichkeit und Milde die Herzen selbst seiner Feinde gewann. Das Ziel schien erreicht. Der sieggekrönte Jüngling, dem das Volk zujubelte, hatte sich, wie Ruotger sich ausdrückt, „die Bahn zum Olymp geöffnet“: da befiel ihn plötzlich ein verderbliches Fieber, und ein schneller Tod raffte ihn in der Blüthe des Lebens dahin. Liudolf starb, ehe er noch das dreißigste Jahr erreicht hatte, den 6. September 957 zu Piumbia im Gebiete von Novara, unweit des Langensees. Wer schildert die Trauer seiner Freunde und Mannen, war er doch ihre letzte Hülfe und Zuflucht gewesen! Sie verließen, ihres Führers beraubt, das italische Land; auf ihren Schultern trugen sie die theure Leiche über die Alpen und setzten sie in der Kirche des heiligen Albanus vor den Thoren von Mainz bei.

Weit durch alle deutschen Lande erscholl die Trauerkunde und weckte überall tiefes Leid. Denn man hatte den Jüngling trotz seines großen Fehltritts geliebt, wie keinen Andern. Niemand war freundlicher gegen

das Volk geweſen als er, Niemand treuer ſeinen Freunden. Jedermann war überzeugt, was er auch gegen ſeinen Vater unternommen hatte, er hatte ihm treu die Sohnesliebe im Herzen bewahrt; hatte er doch ſeinen einzigen Sohn, der ihm, als er das Schwert gegen den Vater zog, geboren wurde, nach dem Namen des Vaters genannt. So reich an Tugenden ſchien er, daß das Volk ſich goldene Tage von ſeiner Herrſchaft verſprochen hatte; größer, meinte man, müſſe er werden, als je ein König vor ihm, aber Keiner war unglücklicher geworden als er.

Otto lag gerade gegen die Wenden zu Felde, als er den Brief mit der Trauerkunde empfing. Er weinte bitterlich über den Tod des Sohns; ein ſchweres Leid zu anderen, die ſein Vaterherz prüften. Der erſtgeborene Sohn Adelheids war früh geſtorben; vor Kurzem war auch ihr zweiter Sohn, Brun mit Namen, dem erſten in das Grab gefolgt: nur der kleine Otto war dem Vater von vier ehelichen Söhnen geblieben. Auf alle Weiſe ehrte Otto das Andenken Liudolfs; er wallfahrte bald darauf nach Mainz zu ſeinem Grabe, ſah ſeine Wittwe und nahm den kleinen Otto, den einzigen hinterbliebenen Sohn Liudolfs, zu ſich. An ſeinem Hofe mit ſeinem eigenen Sohn ließ er den Enkel erziehen. Die beiden Knaben, die einen Namen führten und in gleichem Alter ſtanden, erwuchſen als Freunde. Aus dem unnatürlichen Haber der Väter entſproß in den Kindern die innigſte Freundſchaft, die bis an das allzufrühe Ende beider unverbrüchlich beſtanden hat.

Berengar — denn zu ihm muß unſere Erzählung zurückkehren — gelangte, ſo tief Liudolf ſeine Herrſchaft erſchüttert hatte, doch binnen Kurzem wieder zum vollen Beſitz derſelben. Seitdem ſchwanden auch die Hoffnungen des Papſtes ihn aus dem Exarchat zu verdrängen; es gelang Berengar ſogar den Markgrafen Hubert von Tuſcien für ſich zu gewinnen, vielleicht dadurch, daß Hubert die Mitbelehnung über die Mark für ſeinen jungen Sohn Hugo erhielt. So erſtarkt wurde Berengar ſelbſt der angreifende Theil, und der Papſt gerieth in die größte Bedrängniß. Theobald von Spoleto, der Bundesgenoſſe des Papſtes, wurde im Jahre 959 von Berengar bekriegt und, wie es ſcheint, völlig überwunden; im folgenden Jahre fühlte ſich der Papſt in ſeinem eigenen Staate nicht mehr ſicher. Da beſchloß er König Otto zu ſeinem Beiſtande über die Alpen zu rufen und ihm freiwillig die Kaiſerkrone anzubieten, zu der einſt ihm ſein Vater den Zutritt verſperrt hatte.

Es hatte ſich hinreichend gezeigt, daß der junge Papſt Ehrgeiz, Unternehmungsgeiſt und eine gewiſſe Geſchicklichkeit, künſtliche Intriguen anzuſpinnen, im vollen Maße beſaß, aber nicht von fern die Beſonnenheit ſeines Vaters. In den verwickelten Verhältniſſen, in die er verſetzt war, fühlte er ſich ſchon völlig rathlos. Es war die Unbeſonnenheit eines unerfahrenen Jünglings, als er ſich einer ihm weit überlegenen Macht in der thörichten Einbildung hingab, er werde ſich ihr über kurz oder lang wieder zu entwinden wiſſen. Im höchſten Grade aber verſchlimmert wurde ſeine Lage durch das gräuliche Aergerniß, das ſein Lebenswandel nicht der Stadt allein, ſondern der ganzen Chriſtenheit gab. Dieſes Jahrhundert hatte der Päpſte genug geſehen, die tief in weltliche Lüſte verſunken waren, und Niemand wird von einem italiſchen Biſchof jener Zeit gerade eine beſondere Heiligkeit erwartet haben; aber zu einer ſolchen Gemeinheit war noch niemals ein Nachfolger Petri herabgeſtiegen, und mit Ekel wandten ſich ſelbſt die Italiener von dieſem Buben ab, der das höchſte Prieſterthum mit dem widrigſten Schmutze beſudelte. Mit einer Concubine ſeines Vaters, mit zwei liederlichen Schweſtern, mit vielen anderen Weibern aus den höchſten und niedrigſten Ständen lebte Johann in verboteuem Umgange. Der Lateran war ein Haus der Unzucht und Gotteslästerung geworden; man ſah dort den Papſt des Teufels Minne trinken und hörte ihn bei Jupiter, Venus und den anderen heidniſchen Göttern ſchwören. Die entfeſſelte Sinnlichkeit des tiefentarteten, gottvergeſſenen Heidenthums, wie ſie uns in Italien freilich damals vielfach entgegentritt, zeigte ſich hier in ihrer abſchreckendſten Geſtalt und nahm auf dem Stuhle Petri ſelbſt Platz. Johann war politiſch wie moraliſch bereits völlig vernichtet, als er Otto zu ſeinem Beiſtande aufrief.

Die Geſandten des Papſtes — es waren der Diakon Johann und der Geheimſchreiber Azzo — trafen Otto zu Regensburg, als er daſelbſt das Weihnachtsfeſt des Jahrs 960 feierte. Mit ihnen erſchienen mehrere der erſten Männer des italiſchen Reichs, die zugleich Schutz gegen die Gewaltthaten Berengars bei dem deutſchen Könige ſuchten. Es war der Erzbiſchof Waldpert von Mailand, den Berengar erſt gegen Manaſſe in ſein Bisthum eingeſetzt und dann, um Manaſſe herzuſtellen, verjagt hatte; der Markgraf Otbert, einer der einflußreichſten Großen des Reichs, früher von Berengar hochbegünſtigt, dann um ſo härter verfolgt; mit ihnen die Biſchöfe von Como und Novara und viele weltliche Großen.

Klar wurde es, daß bei der launiſchen, tyranniſchen Politik der italiſchen Könige ihre Herrſchaft keineswegs ſo feſt begründet war, als es den Anſchein hatte.

Der Wunſch, den rebelliſchen Lehnsmann zu ſtrafen, die ſo lange erſtrebte Kaiſerkrone zu erlangen, ſich den Willen des Papſtes dienſtbar zu machen, deſſen Beiſtand und Ergebenheit Otto bei der kirchlichen Richtung, die ſeine Herrſchaft gewonnen, nicht mehr entrathen konnte, ließ ihn keinen Augenblick zögern der Aufforderung Johanns zu entſprechen und ſeine Hülfe ihm zuzuſagen. Er wußte ganz den unermeßlichen Vortheil zu würdigen, daß er ſo als Freund, nicht als Feind vor den Thoren Roms erſcheinen konnte, daß kein Vorwurf freventlicher Anmaßung an ihm haften blieb, wenn ihm die höchſte Krone der Chriſtenheit freiwillig vom Papſte auf das Haupt geſetzt wurde. Johann bot dieſe Krone freilich nicht ohne Bedingungen an, nicht ohne Sicherheit für ſeine Perſon zu verlangen; aber Otto ging ohne Anſtand auf dieſe Bedingungen ein und leiſtete die verlangte Sicherheit. Er ließ durch Geſandte dem Papſte eidlich verſprechen, er werde die römiſche Kirche mit ihrem Biſchof nicht nur nicht beeinträchtigen, ſondern vielmehr, ſo weit es ihm möglich, erhöhen; er werde niemals Johann ſelbſt in ſeiner Perſon oder in ſeiner Stellung Schaden zufügen, ohne Mitwiſſen und Beirath deſſelben keine Regierungshandlungen und Ernennungen in Rom und dem römiſchen Gebiet vornehmen, ihm zurückſtellen, was von den Beſitzungen der römiſchen Kirche in ſeine Hand gelangen würde, und ſeinem dereinſtigen Statthalter in Italien auftragen dieſe Beſitzungen mit allen Kräften dem Papſte zu wahren. Otto verſprach ſo dem Papſte nicht nur jede Sicherheit für ſeine Perſon, ſondern gewährleiſtete ihm auch unbeſtreitbare Rechte, welche deſſen Vorgänger im Laufe der Zeit in der Stadt und in Italien gewonnen hatten. Aber nicht minder hielt er an den kaiſerlichen Rechten feſt und dachte nicht von fern daran, die ganze Gewalt in der Stadt den Händen des Papſtes zu überlaſſen.

Sofort rüſtete Otto nun zum großen Römerzuge. Nachdem er ſeinen Sohn zum Könige hatte wählen und krönen laſſen, ordnete er Alles für die Zeit ſeiner Abweſenheit. Seinem Bruder Brun übertrug er die königlichen Rechte in Lothringen, während in den anderen deutſchen Ländern ſein Sohn Erzbiſchof Wilhelm die Reichsgeſchäfte verwalten ſollte; der Obhut beider vertraute er zugleich den königlichen Knaben an. Inzwiſchen ſammelte ſich des Königs Heer aus allen

Völkern, die er beherrſchte; ſelbſt Wenden zogen diesmal unter ſeinen Fahnen dem Süden zu. Die Gemahlin des Königs, ein großer Theil des Adels, viele deutſche Biſchöfe begleiteten den Zug über die Alpen.

Im Herbſte des Jahrs 961 ſtieg Otto zum zweiten Male in die lombardiſche Ebene hinab. Er ſchlug denſelben Weg ein, den er einſt vor zehn Jahren verfolgt hatte, am Brenner vorbei durch das Etſchthal. Hier an der Klauſe hatte Berengar ein großes Heer aufgeſtellt und gedachte Otto den Weg zu verlegen. 60,000 Mann ſollen bei Berengar geſtanden haben; aber im entſcheidenden Augenblick verweigerten ſie ihm den Gehorſam. Das Heer erklärte nur dann kämpfen zu wollen, wenn Berengar der Krone zu Gunſten Adalberts völlig entſage. Berengar war hierzu bereit; doch ſeines Weibes herriſcher Sinn war zu keiner Nachgiebigkeit zu vermögen. Das Heer zerſtreute ſich, und ungehindert ſetzte Otto den Marſch fort. Alle Städte, durch welche der Weg ihn führte, öffneten bereitwillig die Thore; die Biſchöfe und Grafen kamen Otto entgegen und huldigten ihm. Ohne allen Widerſtand hielt er mit großer Pracht ſeinen Einzug in Pavia und feierte hier mit großem Glanze das Weihnachtsfeſt. Die Angelegenheiten der Lombardei wurden geordnet, die von Berengar Vertriebenen hergeſtellt und der Markgraf Otbert zum Pfalzgrafen des Königs in dem italiſchen Königreich beſtellt.

Berengar und ſeine Familie hatten das Weite geſucht. Auf der Flucht hatten ſie ſich, wie es ſcheint, abſichtlich zerſtreut. Berengar ſelbſt hatte die Burg San Leone zwiſchen Ancona und Foſſombrone beſetzt und in Vertheidigungsſtand geſetzt; Willa ſchloß ſich auf einer kleinen Inſel San Giulio im See von Orta unfern des Langenſees ein; Adalbert und ſein Bruder Wido ſuchten die Burgen im und am Garda- und Comerſee zu bewahren. So mochten ſie Ottos Heer zu theilen und zu ermüden glauben. Aber Otto wandte ſich nicht gegen ſie, ſondern eilte diesmal das letzte Ziel ſeiner Wünſche ungeſäumt zu erreichen. Nachdem er den Abt Hatto von Fulda, Hadamars Nachfolger, an den Papſt vorausgeſandt hatte, brach er im Januar 962 ſelbſt gegen Rom auf. Auf dem Marſche durch Tuſcien ſtieß er nirgends auf Hinderniſſe; denn Markgraf Hubert, der diesmal treu zu Berengar hielt, war flüchtig geworden. Ohne Widerſtand zu finden, rückte Otto als Bundesgenoſſe des Papſtes bis vor die Thore Roms.

Die alte Sitte erheischte, daß der Papst dem Könige, der die Kaiserkrone empfangen sollte, wenn er auf der Neronischen Wiese unter dem Monte Mario nahe der Peterskirche lagerte, den römischen Senat, d. h. den Adel der Stadt, und die bewaffnete Bürgerschaft zur Einholung entgegensandte. Mit Kreuzen und Feldzeichen, Drachenköpfen auf hohen Stangen, zogen diese im festlichen Zuge aus, und es begleiteten sie die Corporationen der Fremden in Rom, jede in ihrer Sprache in Jubelliedern das frohe Ereigniß preisend. Vornehme Jünglinge, den ersten Geschlechtern der Stadt angehörig, bewillkommneten den König am Monte Mario, küßten seine Füße und ließen ihn dann ein Pferd des Papstes besteigen, auf dem sie ihn unter dem Zudrängen des Volks bis an die Stufen geleiteten, die zu dem Vorhofe der Peterskirche führten. Vor diesem saß der Papst auf einem goldenen Sessel im vollen Ornat, auf beiden Seiten von seiner Geistlichkeit umgeben. Nachdem der König das Pferd verlassen und die fünfunddreißig Marmorstufen hinangestiegen war, erhob sich der Papst von seinem Sessel, bot dem Könige die Lippen zum Kuß und reichte ihm brüderlich die Rechte. So traten sie durch die ehernen Pforten des weiten Vorhofs, den man das Paradies des heiligen Petrus nannte, und gingen dem Hauptthor — das silberne hieß es — der Kirche entgegen. Ehe sich aber dasselbe erschloß, gelobte der König dem Papste, daß er in reiner Absicht und aufrichtiger Gesinnung zum Heile der Stadt und der Kirche gekommen sei, und bestätigte ihm die Schenkungen der früheren Kaiser. Unter dem Gesange: „Gesegnet, der da kommt im Namen des Herrn!" traten sie dann in die festlich geschmückte und hell erleuchtete Kirche, die auf der Welt nicht ihres Gleichen hatte.

Seit ihrer ersten Begründung durch Constantin hatten alle Jahrhunderte die Peterskirche geschmückt und bereichert; die kostbarsten Denkmale des Alterthums waren ihrer schönsten Zierden beraubt worden, um sie auszustatten; alle Päpste, Kaiser und Könige hatten gewetteifert die reichsten Geschenke am Grabe des heiligen Apostels darzubringen. Alles strahlte von Marmor, Edelsteinen, Silber und Gold; mit der mannigfaltigsten Mosaikarbeit waren die fünf Schiffe der Kirche auf dem Boden und an den Wänden ausgelegt. Altar drängte sich hier an Altar, Kapelle an Kapelle; aber keine heiligere Stelle war in dem reichen Gotteshause, als das Grab des heiligen Petrus und der dem Apostelfürsten geweihte Hauptaltar. Vier Porphyrpfeiler trugen das Gewölbe

über demſelben, und vor ihm ſtanden zwölf ſich ſchlank aufrankende Säulen; daneben aber ſtrahlte, hellblitzend in Diamanten, Rubinen und Smaragden, ein Kreuz von dem feinſten Golde, tauſend Pfund ſchwer, ein Geſchenk Papſt Leos IV. Hierhin eilte der König, ſobald er die Kirche betrat, und warf ſich zum Gebet nieder. Segen und Gebet des Papſtes beſchloſſen die Feier. Darauf folgte ein feſtliches Mahl, welches der Papſt dem künftigen Kaiſer gab, der dann noch einmal in ſein Lager vor der Stadt am Abend zurückkehrte. So wurde es am Tage der feierlichen Einholung gehalten; die Krönung ſelbſt fand erſt am folgenden Sonntage ſtatt. Da verſammelte ſich in der Frühe das Volk in den Straßen, alle Häuſer wurden mit Teppichen und Vorhängen geziert; die ganze Stadt gewann ein feſtliches Anſehen. Alles eilte dann nach der Leosſtadt, nach Sanct Peter hinaus, wo der König im Purpurmantel und mit goldenen Beinſchienen geſchmückt den Papſt erwartete. Der Papſt erſchien im vollen Ornat ſeines höchſten Prieſterthums. Nachdem der König darauf geiſtliche Tracht angelegt, wurde er zum Kleriker am Hauptaltar geſalbt und empfing ſo als ein Glied des geiſtlichen Standes aus der Hand des Papſtes die Kaiſerkrone und das Kaiſerſchwert. Die Kirche hallte von den lauten Glückwünſchen und dem Jubelruf der Menge wieder. Sobald dieſe verklungen waren, las ein Lector die Urkunde vor, welche der Kaiſer dem Papſt über die Beſitzungen des heiligen Petrus ausgeſtellt hatte, und durch prachtvolle Geſchenke dankte der Kaiſer dem Nachfolger Petri, der mit der höchſten Krone der Welt ſein Haupt geziert hatte.

Mit ſolchen Feſtlichkeiten war König Berengar zuletzt in Rom empfangen und zum Kaiſer gekrönt worden. Wir ſind ohne genauere Nachrichten über Ottos Kaiſerkrönung; aber gewiß nicht weſentlich anders wird der Hergang geweſen ſein, als er am 2. Februar 962 in der Peterskirche von Papſt Johann XII. die Kaiſerkrone empfing; mit ihm wurde Adelheid geſalbt und gekrönt.

Otto hatte das Ziel jahrelanger Mühen erreicht. Die höchſte Stellung in der abendländiſchen Chriſtenheit, die obere Leitung aller Staaten, die aus dem Reiche Karls des Großen hervorgegangen, war ihm und durch ihn dem deutſchen Volke zu Theil geworden.

Sobald die Kaiserkrone auf dem Haupte Ottos ruhte, änderte sich seine Stellung zum Papste, zu Rom und zu allen Besitzungen der römischen Kirche. Welche Bedingungen er auch eingegangen war, er hatte niemals seine kaiserlichen Rechte in Rom und den Ländern des Papstes aufgegeben, noch war er gewillt dies zu thun. Er gab dem Papste allerdings Alles zurück, was diesem durch Andere entzogen und in seine Hand gekommen war, er versprach das Fehlende mit Waffengewalt beizubringen, bestätigte die Schenkungen der früheren Kaiser und fügte vielleicht neben den Ehrengeschenken an den Papst auch einzelne Städte des italischen Reichs dem Lande des heiligen Petrus hinzu, aber der Papst behielt in allen diesen Besitzungen, jetzt, wo eine wirklich kaiserliche Gewalt hergestellt wurde, kaum wesentlich andere Rechte, als der Besitzer jeder anderen großen Immunität in dem Reiche. Das oberherrliche Recht, das Karl der Große und seine nächsten Nachfolger im Patrimonium Petri geübt hatten, nahm Otto nach seinem vollen Umfange und seiner ganzen Schwere in Anspruch.

Es ist vielfach behauptet worden, Otto habe damals alle Versprechungen Pippins erfüllt oder vielmehr sich und seinen Sohn zur vollständigen Erfüllung derselben durch ein schriftliches Dokument verpflichtet. Auch ist in der That noch jetzt im Archive der Päpste eine prächtige, mit goldenen Buchstaben auf Purpurpergament geschriebene Urkunde vorhanden, die Kaiser Otto am 13. Februar 962 dem Papste ausgestellt haben soll und die fast alle jene Länder ihm zuspricht, die Pippin einst dem Stuhle Petri versprochen hatte. Aber diese Urkunde ist, wie Form und Inhalt beweist, ein betrügliches Machwerk, und nur weil man weiß, daß ein kundiges Auge leicht den Betrug entdecken würde, hütet man das angebliche Original zu Rom mit ängstlicher Sorgfalt und verbirgt es vor dem Blick gewissenhafter in den schriftlichen Denkmalen jener Zeit erfahrener Männer. Kaiser Otto hat, wie die Thatsachen selbst bezeugen, das italische Reich in dem ganzen Umfange, in dem er es fand, sich und seinen Nachkommen erhalten und keine Provinz desselben den Nachfolgern des heiligen Petrus überlassen, die sie nicht schon zu den Zeiten Karls des Großen besessen.

Der Bund, den Otto und Johann geschlossen und der zur Herstellung des Kaiserthums geführt hatte, war nicht eine Gemeinschaft von verschiedenartigen, aber doch selbstständigen Gewalten, die sich hätten

ausgleichen können; nicht ein Bund, wie ihn Pippin und Karl der Große einst mit den Nachfolgern Petri geschlossen hatte. Hier stellte sich der unerfahrene Jüngling neben den in den härtesten Kämpfen des Lebens erprobten Mann, die selbstverschuldete Ohnmacht neben die durch Heldenmuth errungene Machtfülle, das Laster zur Seite der Tugend. Ist es zu verwundern, wenn Zutrauen, Achtung und Treue von Anfang an in diesem Bunde fehlten?

Otto durchschaute Johann, noch ehe er die Thore der Stadt betrat. Als er seinen feierlichen Zug zur Peterskirche antrat, sagte er zu seinem Schwertträger, dem jungen Ansfried von Löwen: „Wenn ich heute am Grabe des heiligen Petrus bete, halte unverrückt das Schwert meinem Haupt nahe. Ich weiß, meine Vorfahren hatten oft die römische Tücke zu fürchten, und ein weiser Mann beugt dem Unheil bei Zeiten vor. Wenn wir zurückkehren, magst du selbst am Monte Mario beten." Wenn sich auch Ottos Besorgnisse damals als eitel zeigten, traute er doch dem Papste so wenig, daß er sich sofort nach der Krönung von ihm und den hohen Beamten der Stadt eidlich versprechen ließ, sie würden sich niemals mit Berengar und Adalbert verbinden. Auf die Gebeine des heiligen Petrus mußten sie diesen Eid leisten; einen heiligeren und höheren Eid kannte man nicht.

So lange der Kaiser in Rom verweilte, wagte in der That der Papst mit keiner feindseligen Handlung gegen ihn hervorzutreten; er beugte sich vielmehr selbst da vor der Ueberlegenheit des Kaisers, wo er kraft seines geistlichen Amts ihm hätte widerstehen können und solcher Widerstand zur Sicherung seines oberpriesterlichen Ansehens gerechtfertigt gewesen wäre. In der zweiten Woche nach der Kaiserkrönung wurde eine Synode in der Peterskirche gehalten und in derselben nach dem Willen des Kaisers beschlossen das Moritzkloster zu Magdeburg in einen erzbischöflichen Sitz für die slawischen Länder zu verwandeln und zugleich in Merseburg ein Bisthum zu errichten, das Magdeburg untergeordnet sein solle; überdies wurde dem Kaiser und seinen Nachfolgern das Recht zugestanden über den Zins und die Zehnten von allen Heiden, die sie bekehrt hätten oder noch bekehren sollten, zu verfügen und sie dem Magdeburger, Merseburger oder jedem anderen Bischofssitze, den sie errichten würden, zu überweisen. Dies wurde unter dem 12. Februar durch eine Bulle des Papstes der gesammten deutschen Geistlichkeit eröffnet und zugleich den Erzbischöfen von Mainz, Trier, Köln, Salz-

burg und Hamburg an das Herz gelegt einträchtig mit allen Kräften Leibes und der Seele dem kaiserlichen Unternehmen förderlich zu sein. Auf derselben Synode, wie es scheint, wurde jener Hugo, der einst durch Ottos Einfluß aus dem Erzbisthum Reims verdrängt und excommunicirt worden war, den aber jetzt nach Artolds Tode viele französische Bischöfe herstellen wollten, abermals von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Gleichzeitig wurde Rather, der durch Otto zum dritten Male in das Bisthum Verona eingesetzt war, als Bischof daselbst vom Papste anerkannt, obwohl sein Vorgänger noch am Leben war; ingleichen wurde die Absetzung des geblendeten Herold von Salzburg genehmigt und ihm unter Androhung des Banns verboten die Messe zu lesen, Erzbischof Friedrich dagegen mit dem Pallium bedacht und in allen Gerechtsamen und Besitzungen seiner Kirche bestätigt; endlich wurde auch Erzbischof Heinrich von Trier das Pallium ertheilt, obwohl sich der Papst durch das von ihm übersandte Glaubensbekenntniß nicht hinreichend befriedigt erklärte. Es ist lediglich der Gedanke und der Wille des Kaisers, der durch dies Alles hindurchscheint und dem der Papst nur als Werkzeug diente.

Aber kaum hatte der Kaiser Rom verlassen — es geschah bald nach der Mitte des Februar —, so zeigte sich, wie gerecht das Mißtrauen desselben gewesen war. Recht wohl übersah der Papst die Größe seines Verlusts und erkannte jetzt vollständig, wie sehr er sich in seinen Berechnungen getäuscht hatte. Um sich in seiner weltlichen Macht zu sichern, hatte er Otto gerufen, und dieser hatte die Herrschaft in der Stadt, die Johann für sein Erbtheil hielt, sofort selbst an sich gezogen. Otto sollte Berengar vernichten und hatte sich zuerst beeilt Rom in Besitz zu nehmen. Mit seinem geistlichen Ansehen hätte vielleicht der Papst noch dem Kaiser das Gleichgewicht zu halten vermocht, aber auch auf dem Boden der Kirche hatte der Kaiser ihn sogleich völlig in Schatten gestellt. Als Nachfolger Alberichs wie als Nachfolger des heiligen Petrus fühlte er sich durch den Bund, den er selbst geschlossen hatte, so gut wie vernichtet, und er beschloß kein Mittel unversucht zu lassen, um sich den Händen seines übermächtigen Schutzherrn in kürzester Frist zu entwinden. So entspann sich zwischen Kaiser und Papst, nachdem sie kaum sich die Hände gereicht, ein erbitterter Kampf, der mit geheimen Machinationen begann, aber bald in den ärgerlichsten Scenen vor die Augen der Welt trat. Der Geschichtsschreiber Liudprand, der durch Otto

in seine Heimath zurückgeführt und zum Bischof von Cremona ernannt war, hat uns den Verlauf des Kampfes, in dem er selbst eine nicht unwichtige Rolle spielte, in seinem Buche „von den Thaten Kaiser Ottos des Großen" wenn auch nicht unparteiisch, doch in dem Thatsächlichen so richtig geschildert, daß man ohne Mühe die wahre Gestalt desselben zu erkennen vermag.

Otto feierte das Osterfest zu Pavia, wo er eine neue Synode hielt, auf der ohne Vorwissen des Papstes, wie man annehmen muß, über mehrere kirchliche Angelegenheiten, ja selbst zum Theil über solche, die zu Rom bereits erledigt waren, entschieden wurde. Rathers Sache wurde noch einmal verhandelt, Hugo noch einmal excommunicirt und der Erzbischof Honestus von Ravenna, der auf unrechtmäßige Weise die päpstliche Bestätigung und Weihe erlangt hatte, zu Gunsten seines noch lebenden Vorgängers Petrus entfernt. Niemand konnte es Johann verargen, wenn er in diesen Vorgängen einen Eingriff in seine Rechte sah. Dies mußte ihn aber um so mehr mit Besorgniß erfüllen, als Otto augenscheinlich die italischen Bischöfe an sich zu ziehen suchte, indem er ihre Immunitäten erweiterte und ihnen große Schenkungen ertheilte. Besonders erfuhren seine Gunst Wido von Modena, den Otto zu seinem Erzkanzler ernannte, und der Bischof Hubert von Parma, der sämmtliche Hoheitsrechte in seiner Stadt erhielt nebst der hohen Jurisdiction eines Pfalzgrafen oder königlichen Sendboten. Es ist das erste beglaubigte Beispiel, daß eine bischöfliche Immunität jeder anderen weltlichen Gewalt entzogen wurde, als der Person des Königs; der Bischof trat dadurch in gleiche Linie mit den ersten weltlichen Vasallen des Reichs.

Erst im Sommer wandte sich Otto gegen Berengar und die Seinen, vor Allem gegen Willa, die noch die Burg im See von Orta vertheidigte. Zwei Monate belagerte er sie und zwang sie endlich sich ihm zu ergeben. Großmüthig schenkte er ihr die Freiheit; er hoffte, sie würde ihren Gemahl die Waffen niederzulegen bewegen. Aber das ehrgeizige Weib begab sich nur zu Berengar, um ihn zu um so hartnäckigerem Widerstande anzustacheln. Inzwischen bot Otto die oberitalischen Bischöfe auf, um die Burgen am Garda- und Comersee, die Berengars Söhne besetzt hielten, zu umschließen; auch er selbst lag während des Monats August hier zu Felde, kehrte aber nach Pavia zurück, als die Belagerung sich in die Länge zog. Es zeigte sich, daß Berengar nicht mit so leichter Mühe zu überwältigen sei, und erst als

Otto Verſtärkungen ſeines Heers aus Deutſchland erhalten hatte, zog er aufs Neue aus und wandte ſich jetzt gegen Berengar ſelbſt, der ſich in der Burg San Leone zur verzweifeltſten Gegenwehr gerüſtet hatte. Bald nach Oſtern des Jahrs 963 verließ er Pavia, begab ſich zuerſt nach Ravenna, von dort aber ſofort zur Belagerung von San Leone. Die Burg wurde von allen Seiten umſchloſſen, aber fruchtlos zog ſich die Belagerung während des ganzen Sommers hin, obwohl ſie mit geringen Unterbrechungen Otto ſelbſt leitete. Auch die Burgen am Garda- und Comerſee waren noch nicht gefallen, und ſchon war in Erfüllung gegangen, was der Kaiſer längſt beſorgte: der Papſt hatte ſich mit ſeinen Feinden vereinigt und die beſchworene Treue gebrochen.

Bereits zu Pavia hatte der Kaiſer vernommen, daß der Papſt mit Adalbert, der ſich zu den Arabern in Garde-Frainet und Corſica begeben hatte, um ſich ihres Beiſtands zu verſichern, in Unterhandlungen getreten ſei; er hatte darauf zuverläſſige Männer nach Rom geſchickt, um ſich der Wahrheit des faſt unglaublichen Gerüchts zu vergewiſſern. Allgemein hörten ſie den Verrath des Papſtes beſtätigen und vernahmen zugleich die ſchlimmſten Klagen über den wüſten Lebenswandel deſſelben. Otto legte auf dieſe Klagen kein übergroßes Gewicht. „Er iſt ein Knabe," ſagte er, „das Beiſpiel tüchtiger Männer wird ihn beſſern." Auch die Gefahr, die ihm von dieſer Seite drohte, ſchlug er nicht hoch an, denn er fügte hinzu: „Erſt müſſen wir Berengar unterwerfen, dann wollen wir unſere väterlichen Ermahnungen dem Papſte angedeihen laſſen; ändert er ſich nicht aus Ueberzeugung, ſo wird er es mindeſtens aus Scham thun." Bald darauf aber wurden zu Capua Geſandte des Papſtes feſtgenommen, die mit Briefſchaften an den griechiſchen Kaiſer und die Ungarn verſehen waren; aus dieſen Briefſchaften ging hervor, daß der Papſt auch mit dem heterodoxen Kaiſer zu Conſtantinopel und mit den ungläubigen Ungarn in einen Bund zu treten geſonnen war. Otto hatte offenkundige Beweiſe der Schuld des Papſtes vor ſich, dennoch zeigte er auch jetzt noch die größte Langmuth gegen den treuloſen Jüngling.

Johann, der Nachricht erhalten hatte, daß ſeine Ränke verrathen ſeien, hegte den Verdacht, daß zwei jener Geſandten ſich freiwillig in Ottos Gewalt gegeben und ihm ihre geheimen Aufträge vertraut hätten. Sein Verdacht traf jenen Cardinaldiakon Johann, den er einſt an Otto über die Alpen geſchickt, und einen Biſchof Leo, der mit jenem nach Conſtan-

tinopel gesandt war. Um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen und zugleich den Kaiser auszuforschen, schickte der Papst eine Gesandtschaft an ihn ab, die ihn vor San Leone fand. Die Gesandten — es waren der Protoscriniarius Leo und ein vornehmer Römer mit Namen Demetrius — erklärten, daß der Papst die gegen seinen Lebenswandel erhobenen Klagen zum Theil als gerecht erkenne und in der Folge nicht Anlaß zu gleichen Beschwerden geben werde; zugleich aber erhoben sie schwere Beschuldigungen gegen den Kaiser selbst, weil er einerseits sein gegebenes Versprechen verletze, indem er in den Besitzungen des heiligen Petrus sich und nicht dem Papst huldigen lasse, andererseits treulosen Unterthanen des Papstes, wie dem Bischof Leo und dem Cardinaldiakon Johann, bei sich Aufnahme gewähre. Der Kaiser ließ sich herab gegen diese Beschwerden seine Unschuld zu betheuern. Er habe versprochen, sagte er, alle Besitzungen, die dem heiligen Petrus gehörten, dem Papste zurückzustellen, eben deshalb suche er sie jetzt zu erobern und in seine Gewalt zu bringen; er könne doch dem Papst diese Länder nicht geben, ehe er sich nicht selbst in ihren Besitz gesetzt hätte. In Betreff der Gesandten ließ er dem Papste melden, daß sie zu Capua angehalten und der Inhalt ihrer Botschaften ihm dadurch bekannt geworden sei, doch habe er sie persönlich weder gesehen noch bei sich aufgenommen. Zu vollständiger Bekräftigung dessen schickte er die Bischöfe Landward von Minden und Liudprand von Cremona in Begleitung mehrerer Ritter nach Rom, daß die Bischöfe seine Unschuld beschwören, die Ritter durch einen Zweikampf sie erhärten sollten, wenn der Papst dies verlange. Aber der Papst verlangte weder Eid noch Kampf; er war von der Unschuld des Kaisers so fest überzeugt, wie ihn selbst das eigene Gewissen verdammte.

Bald darauf wurden Adalbert die Thore Roms eröffnet (Juli 963). Von den Arabern kam er zum Papste und wurde von ihm mit offenen Armen aufgenommen. Als Otto dies vernahm, theilte er, sobald die Jahreszeit den Marsch gegen Rom möglich machte, sein Heer; einen Theil desselben ließ er vor San Leone zurück, mit der Hauptmacht brach er im September gegen den Papst auf. Im October bezog er ein Lager vor der Stadt. Der Papst und Adalbert flüchteten, nachdem sie einen Theil des Schatzes von St. Peter mit sich genommen; am 2. November 963 zog Otto zum zweiten Male und diesmal als Sieger über den Papst und die treulosen Römer in die Stadt ein.

Otto benutzte seinen Sieg, wie sich gebührte; er ließ nicht allein die Römer Geißeln stellen und das Gelöbniß der Treue erneuern, sie mußten ihm überdies einen Eid schwören, daß sie niemals fortan einen Papst wählen und weihen wollten ohne die ausdrückliche Zustimmung und Bestätigung des Kaisers und seines Sohnes. Sie gaben damit ihr wichtigstes Recht, die freie Besetzung des päpstlichen Stuhls, für die Folge auf, und der Kaiser gewann ein Privilegium, das in gleichem Umfange selbst die Karolinger niemals erlangt hatten. Indem die Verleihung des Stuhls Petri jetzt in ähnlicher Weise von seinem Willen abhängig wurde, wie die Verleihung der anderen Erzbisthümer und Bisthümer in den deutschen und italischen Ländern, wurde nicht allein seine Herrschaft in Rom völlig gesichert, sondern zugleich die ganze abendländische Kirche in Abhängigkeit von ihm versetzt. Welcher Gewinn mußte es nicht schon für ihn sein, daß die deutsche und italische Kirche fortan keinen anderen geistlichen Oberen erkannte, als den er selbst gesetzt hatte; aber auch weit über die Grenzen seines Reichs hinaus war das Gebot dieses seines Papstes von entscheidender Wichtigkeit. Wie es die Folge bewährte, war die ganze Kirche des Abendlands damit so gut wie in seine Hände gegeben.

Otto zeigte sogleich der Welt, welche Stellung er jetzt der Kirche gegenüber einzunehmen gedenke. Er trat als Richter des Papstes auf, indem er eine Synode zum Gericht über ihn versammelte und selbst in derselben den Vorsitz führte. Wenn auch von den Karolingern das Richteramt über die Nachfolger Petri früher geübt war, so war es doch seit den pseudoisidorischen Decretalien den Kaisern mit Erfolg bestritten worden, ja der Stuhl Petri hatte sich selbst zum höchsten Tribunal über alle weltlichen Gewalten erhoben. Gerade hundert Jahre waren verflossen, seit Nicolaus I. über das sittenlose Leben König Lothars II. sich zum Richter aufgeworfen hatte. Wenn günstige Umstände damals sein kühnes Unterfangen zum glücklichen Ausgang leiteten, so war das Kaiserthum jetzt in noch bei weitem vortheilhafterer Lage, als es sich zum Richter des Papstes aufwarf. Denn so tief war kaum jemals das Königthum gesunken, als das Papstthum in diesem ruchlosen Jüngling. Welche Verpflichtungen auch Otto gegen ihn eingegangen sein mochte, er war ihrer vollständig enthoben, seitdem dieser Papst des Meineids überführt war und zum Verderben des Reichs nicht allein einen Bund mit den heidnischen Ungarn hatte eingehen wollen, sondern auch Adal-

bert, den Bundesgenossen der Araber, bei sich aufgenommen hatte. Hätte Otto den treulosen Genossen der Ungläubigen ohne Weiteres seines heiligen Amtes entkleidet, wer hätte ihn tadeln mögen? Aber Otto zog es vor eine Kirchenversammlung über ihn richten zu lassen und ließ den Papst vor dieselbe bescheiden.

Am 6. November wurde die Synode in der Peterskirche eröffnet, und der Kaiser selbst führte den Vorsitz. Die Erzbischöfe von Mailand, Ravenna und Hamburg waren zugegen; der erkrankte Patriarch von Aquileja ließ sich in der Versammlung vertreten; 36 italische Bischöfe, zwei deutsche hatten sich eingestellt, überdies die ganze römische Geistlichkeit und die Beamten des Laterans; selbst Laien waren in großer Anzahl zugelassen, Viele vom römischen Adel und die ganze römische Stadtmiliz: man beabsichtigte offenbar der Handlung die größte Oeffentlichkeit zu geben. Der Papst hatte sich, wie zu erwarten stand, nicht gestellt, und der Kaiser eröffnete die Sitzung damit, daß er nach den Gründen seines Ausbleibens fragte. Man antwortete ihm, die Gründe seien offenkundig, denn der Papst suche seine Verbrechen nicht einmal zu verhüllen. Hierauf verlangte der Kaiser, daß diese Vergehen im Besondern bezeichnet würden, damit man auf Grund dieser Angaben Beschluß fassen könne.

Sofort erklärte nun ein Cardinalpriester, er habe gesehen, daß der Papst die Messe gehalten habe, ohne das Abendmahl zu nehmen; Andere sagten aus, sie hätten ihn einen Diakon im Pferdestall zu ungebührlicher Stunde weihen sehen. Der Cardinaldiakon Benedict und andere Diakonen und Priester traten aber mit einer förmlichen Anklageschrift auf, die verlesen wurde. Der Papst, hieß es in derselben, habe für Geld die Bischofsweihen ertheilt, in Todi einen Knaben von zehn Jahren zum Bischof geweiht, die Kirchen beraubt, allgemein sei sein unzüchtiges und liederliches Leben bekannt, öffentlich sei er auf die Jagd gegangen, seinen Pathen Benedict habe er geblendet und so dessen Tod herbeigeführt, einen römischen Geistlichen entmannt, Feuersbrünste angelegt, mit Schwert, Helm und Panzer habe man ihn wie einen Kriegsmann gewaffnet gesehen. Ueberdies, riefen Alle, habe der Papst des Teufels Minne getrunken, beim Würfelspiel die heidnischen Götter angerufen, die Metten und Horen versäumt und es unterlassen sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes zu schützen.

Welches Sündenregiſter, und doch waren die weſentlichſten Punkte, auf die es dem Kaiſer ankam, in demſelben nicht einmal berührt! Otto ließ der Verſammlung durch Biſchof Liudprand, da er ſelbſt der lateiniſchen Sprache nicht hinreichend mächtig war, erklären: hochgeſtellte Perſonen ſeien, wie er ſelbſt es erfahren habe, oft der Verleumdung ausgeſetzt; dies ſei auch in dieſem Falle möglich, und er wolle bei Allem, was ihm heilig ſei, nicht dulden, daß dem Papſte irgend ein Verbrechen zur Laſt gelegt werde, das er nicht wirklich begangen habe und das nicht durch die glaubwürdigſten Zeugen darzuthun ſei. Alle verbürgten ſich mit den höchſten Verſicherungen für Alles, was in der Anklageſchrift des Benedict enthalten ſei; was den letzten Punkt derſelben beträfe, ſo hätten die Krieger des Kaiſers ſelbſt noch vor fünf Tagen den Papſt mit Schild, Helm und Panzer herumziehen ſehen und nur der Tiber habe verhindert, daß ſie ſich nicht ſeiner Perſon in dieſem Aufzuge bemächtigt. Der Kaiſer beſtätigte das und gab alsdann dem Vorſchlage ſeine Zuſtimmung, den Papſt vor die Verſammlung zu berufen, damit er ſich in Perſon gegen die erhobenen Anklagen rechtfertigen könne. Ein Schreiben an den Papſt wurde abgefaßt, in demſelben die wichtigſten Punkte der Anklage ihm mitgetheilt und zugleich Sicherheit geboten, daß er kein anderes Urtheil zu befürchten habe, als was den Kirchengeſetzen gemäß ſei.

Die Citation gelangte an den Papſt, aber fern davon ihr Folge zu leiſten, ſchrieb er den Biſchöfen kurz zurück: „Wir haben gehört, daß ihr einen anderen Papſt einſetzen wollt; unterfangt ihr euch deſſen, ſo verhänge ich über euch im Namen des allmächtigen Gottes den Bann, ſo daß ihr fortan nicht mehr die Weihen ertheilen, noch die Meſſe halten könnt.“ Der Synode, die er nicht berufen hatte, verweigerte er jede Anerkennung.

In der zweiten Sitzung der Synode, die am 22. November abgehalten wurde und in der die Zahl der Kirchenfürſten noch durch den Erzbiſchof Heinrich von Trier und drei italiſche Biſchöfe vermehrt war, wurde dieſes Schreiben des Papſtes verleſen und eine Antwort an denſelben beſchloſſen. Es wurde in derſelben dargethan, wie er in ungebührlicher und unkanoniſcher Weiſe der Citation der Synode Folge zu leiſten verweigert habe, noch einmal wurde er aufgefordert ſich perſönlich zu ſtellen und wegen der gegen ihn erhobenen Beſchuldigungen zu rechtfertigen: gelinge ihm dies, ſo werde man ihm nach wie vor den

schuldigen Gehorsam leisten; erscheine er aber nicht und verweigere auf die Anklagen Rede zu stehen, dann werde man seines Bannfluchs nicht achten, sondern vielmehr denselben auf ihn zurückschleudern. Das Schreiben wurde zwei römischen Geistlichen übergeben, um es dem Papste einzuhändigen.

Als die Gesandten nach Tivoli kamen, wo sich der Papst zuletzt aufgehalten hatte, fanden sie ihn nicht dort; wie ein Jägersmann war er ausgezogen und irrte in den Bergen und Wäldern der Campagna unstät umher. Unverrichteter Sache kehrten die Gesandten zurück, und die Synode versammelte sich am 4. December zu ihrer dritten Sitzung. Hier trat nun Otto selbst als Ankläger gegen den Papst auf und beschuldigte ihn der Verbrechen, für die er die Beweise in Händen hatte und auf die es ihm hauptsächlich ankam. „Vor den Erzbischöfen, Bischöfen, Priestern, Diakonen und der übrigen Geistlichkeit, wie vor den Grafen, Richtern und dem ganzen Volke“ erklärte er Johann für einen meineidigen Verräther, der sich mit bewaffneter Hand an die Spitze eines inneren Krieges gestellt und mit den Feinden des Reichs verbündet habe, und forderte die Synode auf über einen solchen Papst das Urtheil zu fällen.

Das Urtheil lautete dahin: da die Laster Johanns nicht ihm allein, sondern auch der Gesammtheit schweren Schaden brächten, da er ein Ungeheuer sei, bei dem keine Tugend die abscheulichen Fehler vergessen mache, so müsse man den Kaiser auffordern Johann aus der heiligen römischen Kirche auszustoßen und an dessen Stelle einen Andern, den ein tugendhaftes und rechtschaffenes Leben empfehle, auf den Stuhl Petri zu setzen. Der Kaiser bestätigte die Absetzung Johanns und überließ die Wahl eines neuen Papstes den Römern. „Wählet selbst,“ sagte er, „einen würdigen Mann, und ich will ihn gern euch gewähren.“ Der Klerus und der Laienstand erklärten einmüthig: „Wir wählen Leo, den ehrwürdigen Protoscriniarius der römischen Kirche, einen rechtschaffenen und des höchsten Priesterthums würdigen Mann, zu unserem Bischof, daß er der oberste und allgemeine Bischof der heiligen römischen Kirche sei, und verwerfen wegen seines gottlosen Lebenswandels Johannes, den Abtrünnigen!“ Dreimal wiederholten sie diese Erklärung, und Otto, der Leo bereits vor San Leone als Gesandten Johanns kennen gelernt und ohne Zweifel seine Erhebung gewünscht hatte, genehmigte die Wahl. Mit Lobgesängen wurde in feierlichem Zuge Leo

nach dem Lateran geführt und am folgenden Sonntage (6. December) von den Bischöfen von Ostia, Porto und Albano nach der Sitte in der Peterskirche zum Papste geweiht. Darauf leisteten ihm die Römer den Eid der Treue.

Leo war bis dahin Protoscriniarius, d. h. Vorsteher der in Rom überaus einflußreichen Schreiberkaste gewesen; sein Vater hatte dieselbe Stellung bekleidet, die zu den angesehensten am päpstlichen Hofe gehörte und auch richterliche Befugnisse in sich schloß. Obwohl der Protoscriniarius zu den Klerikern gezählt wurde, hatte Leo doch vor seiner Wahl noch nicht einmal die niederen Weihen erhalten; an einem Tage war er dann durch alle Stufen des geistlichen Amts gegen die Kirchengesetze geführt worden. Wohl konnte dies des Kaisers Feinden Anlaß bieten die getroffene Wahl anzufechten; aber Leo war in den Geschäften erfahren, in Rom bekannt und geachtet, ohne Ehrgeiz und gefügig: das war dem Kaiser genug. Er glaubte in der That mit dem Papstthum und den Römern am Ziele zu sein und entließ den größten Theil seines Heeres.

Aber Otto kannte noch wenig den Wankelmuth des römischen Volks. Kaum vernahm Johann, daß die Streitkräfte des Kaisers verringert seien, so faßte er neue Hoffnungen. Er schickte heimlich Boten nach Rom und versprach den Römern den Schatz des heiligen Petrus und der anderen Kirchen preiszugeben, wenn sie Otto und seinen Papst überfallen und tödten würden. Die reiche Beute lockte die Römer. Schon am 3. Januar 964 brach ein Aufstand in Rom aus, auch mehrere Burgherren aus der Umgegend waren in die Verschwörung verwickelt. Alles lief zu den Waffen; man sperrte mit Wagen die Tiberbrücke, um die Flucht des Kaisers und Papstes unmöglich zu machen. Aber der Kaiser sammelte schnell die Seinen und stürmte nach der Tiberbrücke. Hier entspann sich ein Kampf. „Wie der Falke die Tauben zerstreut," jagten die deutschen Ritter die Römer auseinander. Die Niederlage der Römer war vollständig; am folgenden Tage stellten sie freiwillig hundert Geißeln dem Kaiser und schwuren aufs Neue ihm und dem Papste Gehorsam und Treue.

Der Kaiser hielt die Römer jetzt hinreichend durch die Erfahrung belehrt, wohin ähnliche Unternehmungen gegen ihn führen würden. Er gab ihnen sogar auf die Bitten des Papstes die Geißeln zurück, und um diesen in ihren Augen zu heben überlieferte er ihm alle Städte in

Tuscien und der Pentapolis, die früher zum Patrimonium Petri gehört hatten. Er selbst verließ schon am 11. Januar Rom und begab sich in die Marken von Spoleto und Camerino, wo nach seinen Berichten sich Adalbert aufhalten sollte. Diese Berichte waren falsch, Adalbert hatte sich wieder zu den Arabern nach Corsica geflüchtet. Indessen hatten auch die Heere Ottos in Oberitalien die letzten Kräfte des Widerstands so gut wie vernichtet. Gegen Ende des Jahrs 963 war die Burg am Gardasee gefallen, kurze Zeit darauf hatte sich San Leo unterwerfen müssen; Berengar und die böse Willa waren in die Hände der Deutschen gefallen und wurden vom Kaiser über die Alpen geschickt, wo sie in der Verbannung zu Bamberg ihr Leben beschlossen. Mit Ausnahme einer Burg am Comersee, die erst gegen Ende des Jahrs 964 in Ottos Hände fiel, war das ganze italische Königreich jetzt ihm unterworfen, jeder Widerstand hier besiegt.

Man hätte erwarten sollen, daß das Glück des Kaisers das römische Volk im Zaume hielte. Aber schon fühlten die Römer unwillig die Herrschaft des Sachsen und bereuten ihre höchsten Rechte ihm zum Opfer gebracht zu haben. Die ganze Last des Hasses, den sie gegen den Kaiser hegten, trug Papst Leo auf schwachen Schultern, und schon im dritten Monate seiner Amtsführung mußte er Rom verlassen und sich zu dem Kaiser flüchten. Es war Johann gelungen, besonders durch seine Verbindungen mit schamlosen vornehmen Weibern sich abermals einen Anhang in der Stadt zu bilden; kaum hatte Leo dieselbe verlassen, so kehrte er zurück und nahm von Neuem von seinem Bischofsstuhle Besitz. Am 26. Februar eröffnete er eine Synode in der Peterskirche, bei der 16 Bischöfe aus der Umgegend zugegen waren, der Mehrzahl nach solche, die selbst den früheren Beschlüssen gegen ihn beigestimmt hatten. In drei Sitzungen wurden nun alle Beschlüsse der Ottonischen Synode für ungültig erklärt, Leo seiner priesterlichen Würde beraubt und alle von ihm ertheilten Weihen aufgehoben. Die Bischöfe von Porto und Albano, die in der Synode zugegen waren, thaten Buße für ihre Theilnahme an Leos Weihe; der Bischof von Ostia, der nicht erschienen war, wurde des Priesterthums entkleidet. Unstreitig würden die Geschäfte auf dieser Synode ordnungsmäßiger betrieben, als auf jener Versammlung, die Johann abgesetzt und Leo erhoben hatte; aber dennoch waren die Beschlüsse derselben ohne alle Wirkung. Welche Lobsprüche auch die abtrünnigen Bischöfe ihrem Papste, zu dem sie zurückgekehrt waren, ertheilen

mochten, er war ganz der verstockte Sünder geblieben, das Unglück hatte ihn mit Nichten gebessert. An den Gesandten, die einst in seinem Auftrage Otto über die Alpen gerufen hatten, übte er die abscheulichste Rache; er ließ Azzo die rechte Hand abhauen, Johannes die Zunge, Nase und zwei Finger abschneiden; der Bischof Otger von Speier, der in seine Hände gefallen war, wurde auf das Schimpflichste gegeißelt und gefoltert. Und doch glaubte Johann auch jetzt noch seinen Frieden mit dem Kaiser machen zu können! Die Beschlüsse der Synode waren nicht gegen Otto, sondern nur gegen Leo gerichtet und erkannten ausdrücklich die kaiserliche Gewalt an; schon damals hielt also Johann eine Aussöhnung mit Otto für möglich, und wenig später sandte er sogar an ihn den arg mißhandelten Bischof von Speier als Vermittler ab.

Wie aber hätte Otto mit diesem Papste noch verhandeln können? Jede Nachgiebigkeit war überdies ein Verlust an bereits gewonnenen und geübten Rechten. Er verstärkte also sein Heer und beschloß aufs Neue gegen Rom zu ziehen. Schon rückte er auf die Stadt los, als Johann unerwartet starb. Mitten in seinen Lüsten hatte ihn ein Schlagfluß getroffen, acht Tage darauf (14. Mai) war er nicht mehr unter den Lebenden. Ein großes Aergerniß war es der Welt, daß er noch auf dem Sterbebette das heilige Abendmahl verschmäht hatte.

Die Römer wollten nach Johanns Tode zwar sich mit dem Kaiser versöhnen, aber Leo, dessen Rache sie fürchteten, nicht wieder bei sich aufnehmen. Sie einigten sich sofort den Cardinaldiakonen Benedict als den Mann ihrer Wahl dem Kaiser zu bezeichnen und die Genehmigung desselben für diese Wahl zu erwirken. Gesandte wurden an Otto abgeschickt, die ihn schon zu Rieti fanden. Sie meldeten Johanns Tod und baten die Wahl Benedicts zu genehmigen, aber der Kaiser gab ihnen zur Antwort: „So lange ich mein Schwert führe, werde ich nicht dulden, daß Leo des Stuhls Petri beraubt werde." Die Gesandten kehrten nach Rom zurück und hinterbrachten die Antwort des Kaisers, aber doch wählten und weihten die Römer trotz ihres Eides gegen den erklärten Willen des Kaisers Benedict zum Papst. Sie wollten noch einmal ihr Wahlrecht zu vertheidigen suchen.

Benedict war ein Mann von untadeligen Sitten und gelehrter Bildung; er lebte, wie es scheint, ganz noch in den hierarchischen Ideen, welche die Zeit der Karolinger ausgebildet hatte. An dem wüsten Leben Johanns und der gräulichen Verweltlichung, welche die römische Kirche

durch ihn erfuhr, hatte er den größten Anstoß genommen und war in der Synode Ottos als der Hauptankläger gegen den Papst aufgetreten; er hatte mit den anderen Römern Otto den Schwur geleistet, ohne dessen Willen keinen Papst zu wählen oder zu weihen. Aber bald hatte ihn dessen gereut, wohl weil er besorgte, die Kirche möchte so in eine noch gefährlichere Abhängigkeit und Verweltlichung gerathen. Wie andere römische Geistliche kehrte er daher zu Johann zurück und beschloß auf dessen Synode die Absetzung jenes Leo, den er selbst gewählt hatte. Bald darauf wurde er selbst auf den Stuhl Petri erhoben, entschlossen die Wahlfreiheit Roms und die Freiheit der Kirche noch mit den letzten Kräften, so schwach sie auch seien, zu vertheidigen.

Sobald Otto Benedicts Wahl erfuhr, brauste er in gewaltigem Zorne auf und drang brennend und sengend gegen Rom vor, das er von allen Seiten auf das Engste umschloß. Trotz der von Tag zu Tag steigenden Bedrängniß schwuren die Römer treu bei Benedict auszuharren und vertheidigten tapfer die Stadt. Der Papst befeuerte ihren Widerstand, er stieg selbst auf die Mauern der Stadt und bedrohte den Kaiser und dessen Heer mit dem Bannfluch; in dem vollen Bewußtsein seines höchsten Priesterthums schaltete er inmitten aller Gefahren. Aber verheerende Seuchen und eine schreckliche Hungersnoth brachen in der Stadt aus; der Widerstand zeigte sich bald als vergeblich, die Stadt mußte sich ergeben und Benedict ausliefern. Am 23. Juni 964 zog Otto zum zweiten Male als siegreicher Eroberer ein.

Wenige Tage darauf wurde abermals eine Synode berufen. In die Kirche des Laterau, wo vor Kaiser und Papst viele Erzbischöfe und Bischöfe aus Italien und den deutschen Ländern mit der ganzen römischen Geistlichkeit und Bürgerschaft versammelt waren, wurde Benedict im päpstlichen Ornate geführt. Der Archidiakon der römischen Kirche fragte ihn, wie er es habe wagen können, bei Lebzeiten des Papstes Leo, den er selbst mit erwählt, die päpstlichen Insignien anzulegen, und ob er leugnen könne den feierlichsten Eid mit den anderen Römern dem Papste geleistet zu haben, ohne des Kaisers und seines Sohnes Einwilligung keinen Papst zu wählen oder zu weihen. Benedicts Muth war gebrochen; er antwortete: „Habe ich gefehlt, so erbarmet euch meiner!“

In diesem Augenblick hatte Otto den vollständigsten Sieg über das freie Papstthum errungen. Es war nicht das Laster, das selbst im hohenpriesterlichen Gewande sich vor der siegreichen Macht der Tugend

hatte beugen müſſen; es war die letzte verzweifelte Anſtrengung des Primats Petri ſeine Freiheit und Selbſtſtändigkeit neben dem mächtig anwachſenden Königthum zu bewahren, die hier ohnmächtig zuſammenbrach. Der Kaiſer fühlte dies: die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen, und er bat die Synode, ſie möchte kein Vorurtheil gegen Benedict walten laſſen; es ſolle ihm lieb ſein, wenn er ſich rechtfertigen könne; ſollte dies aber auch nicht der Fall ſein und bekenne er ſeine Schuld, ſo möchte man ihm Mitleiden angedeihen laſſen. Als Benedict dies hörte, warf er ſich dem Kaiſer und Papſt zu Füßen und geſtand, er habe gefehlt und ſei ein Eindringling. Darauf nahm er ſich das Pallium ab und übergab es nebſt ſeinem Biſchofsſtabe dem Papſte. Dieſer zerbrach den Stab und zeigte die Stücke dem Volke. Dann hieß er Benedict ſich auf den Boden niederſetzen, entkleidete ihn der Meßgewänder und ſprach über ihn ſolches Urtheil: „Benedict, den Uſurpator des heiligen römiſchen apoſtoliſchen Stuhls, erklären wir der Biſchofswürde und des Prieſterthums für verluſtig; da ſich aber Kaiſer Otto, durch den wir auf den päpſtlichen Stuhl zurückgeführt ſind, ſeiner erbarmt, wollen wir ihm die Weihe des Diakonats belaſſen.“ Benedict wurde in die Verbannung nach Hamburg geſchickt; dort hat er noch einige Zeit in ehrenvoller Gefangenſchaft gelebt. Hier in unſerem Norden gewann er das Bewußtſein ſeiner päpſtlichen Würde wieder, und es fehlte nicht an Geiſtlichen, die ihm den Zoll der Verehrung darbrachten; in Rom hatte man ihn bald vergeſſen. Die letzten Traditionen jenes ſtolzen Papſtthums, das ſich über den Trümmern des Karolingiſchen Reichs erhoben hatte, gingen mit ihm unter.

Otto und Leo zeigten ſich in ihrem Siege mild und großmüthig gegen die Römer. Ihre Schuld wurde verziehen, doch mußten ſie Kaiſer und Papſt noch einmal Treue ſchwören. Um den 1. Juli verließ Otto Rom und dachte jetzt an die Heimkehr über die Alpen. Mit ihm verließen die Stadt bedeutende Heeresmaſſen; zum Unglück brach in ihnen eine verheerende Seuche aus; Herzog Gottfried von Lothringen, Erzbiſchof Heinrich von Trier und unzählige Andere ſtarben fern von der Heimath. Hierdurch wurde der Rückzug des Heeres verzögert und lange mußte ſich Otto in Lucca aufhalten. Endlich erſtarb die Krankheit, und der Kaiſer konnte ſorglos im Herbſt nach ſeiner Gewohnheit dem Waidwerk in den liguriſchen Bergen obliegen. Im Winter begab er ſich nach der Lombardei, wo er keine Gelegenheit zum Kampfe mehr fand.

Adalbert hatte sich zwar noch einmal gezeigt, war aber bald wieder nach Corsica zu den Arabern geflüchtet. Die letzte Burg, die im Comersee noch für Berengars Sohn vertheidigt war, hatte sich endlich auch ergeben und war geschleift worden. Das Weihnachtsfest verlebte Otto zu Pavia, dann trat er sofort seinen Zug über die Alpen an. Es verlangte ihn sein Reich und sein Volk, vor Allem aber seine Mutter wiederzusehen.

Schon am 13. Januar 965 war der Kaiser auf deutschem Boden zu Chur, er ging das Rheinthal hinab durch das schwäbische Herzogthum. An der Grenze Schwabens und Frankens, zu Heimsheim, begrüßten ihn seine Söhne König Otto und Erzbischof Wilhelm. Am 2. Februar war er zu Worms, wo sich auch sein Bruder Brun einstellte. Das Osterfest feierte Otto auf der alten Pfalz zu Ingelheim und fuhr nach Pfingsten den Rhein hinab nach Köln. Hier war es, wo im Palaste Bruns Otto seine alte Mutter wiedersah, wo sie zum ersten Male ihn als Kaiser begrüßte. Auch Ottos Schwestern Gerberge, die Wittwe König Ludwigs, und Hedwig, Herzog Hugos Wittwe, hatten sich eingefunden. Es war ein einzig schönes Fest des Wiedersehens nach langer Trennung, und die alte Königin war der Mittelpunkt desselben. Alle ihre Kinder und Enkel umgaben sie hier noch einmal; man meinte, nie habe man so viel Macht und Größe vereint gefunden. Der ganze Glanz und die volle Hoheit dieser von Gott so reich gesegneten Familie trat hier der Welt vor Augen, und glücklich vor Allem pries man die Mutter, die ihr Geschlecht so mächtig hatte erwachsen sehen. Auch Bischof Balderich von Utrecht, der Lehrer Bruns, hatte sich eingestellt, er trat mitten in den Festjubel, segnete die greise Königin und sprach es aus, wie die Worte der heiligen Schrift an ihr in Erfüllung gingen: „Der Herr wird dich segnen aus Zion, daß du seheſt das Glück Jerusalems dein Leben lang und seheſt deiner Kinder Kinder.“ (Psalm 128.)

Es waren herrliche, glanzreiche Tage, die man zu Köln verlebte. Nicht allein das königliche Haus feierte sie, das deutsche Volk feierte sie mit. „Kein Ort,“ sagt Ruotger, „ist jemals durch solchen Glanz verherrlicht worden, nirgends hat man so viele Menschen jeglichen Geschlechts, Alters und Ranges, eine so stattliche Versammlung zusammengesehen.“ Es war gleichsam das Siegesfest, das Otto mit seinem Volke feierte, als er Italien sich unterworfen, die Kaiserkrone gewonnen und sich das

Papstthum dienstbar gemacht hatte. Endlich schied Otto von seinem Bruder, den er nie wiedersehen sollte, und folgte der Mutter nach Sachsen.

6.

Ottos I. kaiserliches Regiment.

Nach mehrjähriger Trennung sah Otto die Heimath und sein Sachsenvolk wieder. Abermals hielt er auf seinen Pfalzen an der Elbe und Saale den Umritt, tagte abermals auf dem Kyffhäuser und ließ in den Wäldern des Harzes das Jagdhorn erschallen, wie ehedem; aber ein neuer, in diesen Gegenden bisher unbekannter Glanz umgab ihn, er trug eine Krone, die noch nie das Haupt eines Sachsen geschmückt hatte.

Wie wunderbar seltsam hatten sich doch die Dinge gestaltet! Hier an den äußersten Grenzen, zu denen die römischen Legionen vorgedrungen und wo ihr Siegesruhm untergegangen war; hier, wo die Macht des römischen Weltreichs Ziel und Schranke gefunden hatte, lagen nun die Stammsitze des neuen Augustus: hier war und blieb gleichsam der Mittelpunkt seiner Macht. Dieses sächsische Land, noch voll von ungelichteten Wäldern, unwirthbaren Sümpfen, weiten Landstrecken, über die niemals eine Pflugschar gegangen war; dieses Land, wo man erst seit Menschengedenken Städte und Burgen zu bauen angefangen, hatte den alten Kulturländern, in denen eine tausendjährige Geschichte staatliche Ordnungen, bürgerlichen Verkehr und geistige Bildung nach allen Seiten verbreitet, schon den Vorrang abgewonnen und die Herrschaft entrissen. Durch einen gewaltigen Umschwung aller Verhältnisse war der Mittelpunkt der abendländischen Geschichte aus dem Süden und Westen mitten in das Herz Europas verlegt und dadurch Ländern und Völkern genähert worden, von denen die kultivirte Welt bis dahin die abenteuerlichsten Vorstellungen genährt hatte, die bisher von der allgemeinen Entwickelung so gut wie ausgeschlossen waren und erst jetzt bestimmter in den Gesichts- und Wirkungskreis der Kulturvölker traten.

Die Herrschaft der Germanen über Rom war allerdings schon vor geraumer Zeit begründet: ein Jahrhundert lang hatte das Geschlecht Karls des Großen über die ewige Stadt geherrscht; der römische Pontifex, der Vertreter des Römerthums, seitdem dasselbe aus der weltlichen Herrschaft verdrängt auf geistlichem Gebiet die Spitze zu nehmen wußte, hatte sich den fränkischen Herren willig gebeugt. Aber die Franken waren der deutsche Stamm, der zuerst den Glauben der Römer annahm und früh Bildung und Sitte von ihnen empfing: Römerthum und Frankenthum hatten schnell sich erkannt und durchdrungen. Anders die Sachsen. Noch vor wenigen Menschenaltern hatten sie sich den Boten des römischen Bischofs mit derselben Hartnäckigkeit widersetzt, wie einst den römischen Imperatoren und ihren Legaten, und waren nur durch die blutigsten Gewaltthaten zu der Lehre der römischen Kirche bekehrt worden. Nun aber saß ein Mann, der nicht ohne Stolz den letzten Vorfechter des germanischen Heidenthums unter seine Ahnen zählte, auf dem kaiserlichen Thron Roms und beherrschte als Nachfolger des Augustus den Nachfolger des heiligen Petrus; er war es, der einen vom römischen Volke gewählten Bischof in das ferne Exil an der Elbe sandte, der Päpste setzte und stürzte.

Es scheint der vollständigste Sieg zu sein, den jemals das Germanenthum über Rom davongetragen hatte; und dennoch — gerade jene politischen und kirchlichen Ideen, welche in Rom erwachsen waren und die Blicke der Welt immer von Neuem dorthin lenkten, waren es, die *in* diesem sächsischen Edling und *durch* ihn ein neues frisches Leben gewannen. Denn was wollte er anders gründen, als eine Weltmacht gleich den Cäsaren? Kaiser der Römer und Augustus nannte er sich; zu Rom selbst hatte er seine Kaiserkrone empfangen. Und war ihm nicht das Grab des h. Petrus zu Rom die geweihteste Stelle des Erdkreises? War nicht dieser Sachse in Kriegesrüstung ein ebenso eifriger Apostel der römischen Kirche, als jener angelsächsische Mönch, der als Dienstmann des Papstes im deutschen Norden das Christenthum angepflanzt hatte? Indem Otto die Macht seines Reichs bis zu den äußersten Völkern des noch unerschlossenen Nordens und Ostens ausbreiten wollte, beabsichtigte er nicht minder das Christenthum in der Form und Gestalt, die Rom ihm gegeben hatte, bis an das Ende der Welt zu tragen. Die Gebeine der römischen Märterer holte er über die Alpen und durch den Glauben an sie wirkte er Wunder: Wälder wurden gelichtet, Sümpfe ausgetrocknet,

Städte erbaut, Siege gewonnen über die gefährlichsten Feinde. Die Sprache Roms tönte nicht allein an den Altären Sachsens wieder, sie war zugleich die Geschäftssprache in der Kanzlei des Kaisers; in ihr gingen noch immer die Machtgebote des Augustus in alle Welt hinaus. So lebte Otto, obwohl ein sächsischer Kriegsmann von altem Schlage durch und durch, doch zugleich ganz in jenen römischen Ideen, die einst seine Vorfahren bekämpft hatten; die gewaltigsten Gegensätze, welche die Weltgeschichte bewegt haben, begegneten sich in ihrer vollen Schroffheit in seiner Persönlichkeit und glichen sich in derselben aus, wie in dem großen Gange der Dinge.

Schon Ottos Zeitgenossen haben ihn Karl dem Großen zur Seite gestellt, und kaum giebt es einen treffenderen Vergleich in der Geschichte. Nicht allein, daß Beider Lebenswege vielfach eine parallele Richtung verfolgten und zuletzt zu demselben Zielpunkt führten, der Herstellung des abendländischen Kaiserthums; es ist auch dieselbe geistige Strömung, die Beide trägt, dieselbe geistige Atmosphäre, in der sie leben und wirken. Das höchste Ideal Ottos ist kein anderes, als das einst der Seele Karls vorschwebte: die römisch-germanische Welt, wie sie in einer Kirche verbunden, so auch durch einen staatlichen Verband zusammenzuschließen, innerhalb desselben durch christliche Ordnungen einen dauernden Frieden herzustellen und mit den gesammelten Kräften der abendländischen Christenheit das Heidenthum niederzuwerfen und sich dienstbar zu machen. Aber ob so das Ideal der beiden Fürsten dasselbe war, die Mittel, die sie zur Verwirklichung desselben anwandten, waren doch überaus verschieden, und mußten es sein. Denn wie anders waren die Constellationen, als Ottos Gestirn auftauchte, als einst in den Tagen Karls des Großen!

Karl hatte die Institutionen des fränkischen Staats über die ganze Weite des Kaiserreichs verbreitet; die Unterschiede der Nationen schienen eine Zeit lang ihre Bedeutung zu verlieren und die ganze römisch-germanische Welt in das römisch-fränkische Kaiserreich aufzugehen. Es gelang Karl alle lokalen Gewalten in dem von ihm beherrschten Gebiete zu vernichten; es gab bald keine Autorität mehr, die nicht von ihm ausging; die Sendboten und Herzöge, Markgrafen und Grafen waren nur Vollstrecker seines Willens und lediglich Beamten des Reichs, er setzte sie ein und ab nach seinem Gefallen und sendete sie bald nach diesem, bald nach jenem Theile des Reichs; die Bischöfe und Aebte waren in gleicher Weise Beamte einer Kirche, in der mindestens ihm

Niemand die Herrschaft zu bestreiten wagte. Da schien denn der Lehnseid nur eine sittliche Schranke mehr gegen den Uebermuth stolzer Magnaten, deren Willkür einen anderen Damm an der von Alters her festwurzelnden oder neubefestigten Gemeindefreiheit fand. Von seinen alten Stammsitzen im Mittelpunkt seiner Hauptländer beherrschte der Kaiser die ihm unterworfene Welt durch geschriebene Gesetze, die mehr als ein todter Buchstaben waren.

Seitdem aber hatte sich die Lage der Dinge völlig verändert. Das wiedererwachende nationale Bewußtsein hatte die Auflösung des Kaiserreichs, wenn nicht herbeigeführt, doch mächtig beschleunigt; abgesonderte, auf nationaler Grundlage ruhende, aber noch wenig befestigte Staaten hatten sich aus dem großen Ganzen herausgebildet; die weltliche Aristokratie hatte sich gegen das Königthum erhoben, sich mit allen provinziellen und lokalen Interessen verbunden und war dadurch mächtiger geworden, als je zuvor; die Geistlichkeit mit ihren hochfliegenden weltstürmenden Gedanken hatte zugleich Kaiser- und Königthum weit überflügelt; die Gemeindefreiheit war herabgedrückt, in den meisten Ländern fast vernichtet; nur der Lehnsverband hielt die Reiche im Innern zusammen, war aber bei der an vielen Orten schon durchgesetzten Erblichkeit der Lehen mehr für den Lehnsherrn eine hemmende Fessel als für den Vasallen; nicht mit dem Buchstaben des Gesetzes ließen sich die Staaten ferner regieren, sondern allein durch Entfaltung ungewöhnlicher Machtmittel, durch persönliche Energie, oft nur durch Gewalt.

Wir wissen, in welcher Auflösung das ostfränkische Reich Heinrich überkam, wie das auf demselben begründete deutsche Reich ursprünglich fast nur ein Staatenbund war, in dem die einzelnen Stämme mit ihren Herzögen so gut wie selbstständig blieben. Der Lehnseid, den die Herzöge dem Könige leisteten, war im Anfange das einzige äußere Band, das die deutschen Länder zusammenhielt. Wenn Heinrichs Ansehen mit den Jahren stieg, so dankte er es vor Allem seinen neuen Kriegsordnungen, die aber doch auch einzig und allein auf dem Lehnswesen ruhten; Heinrich war und blieb immerdar eigentlich nur der oberste Lehnsherr in den deutschen Ländern, und wenig mehr als die Rechte eines solchen hat er außerhalb Sachsens geübt. Dann aber erhob sich Otto zu der Idee eines einheitlichen deutschen Reichs und nahm die Königsrechte der Karolinger in ihrem ganzen Umfange wieder in Anspruch; er bekriegte das Herzogthum und griff mit Entschiedenheit in die Selbst-

ständigkeit der einzelnen Stämme ein. Sein ganzes bisheriges Leben erfüllte dieser Kampf, in dem er mehrfache Siege gewann und in der That eine Reichsgewalt herstellte, unvergleichlich stärker und gefestigter als die seines Vaters. Aber zu dem erstrebten Ziel gelangte er doch nicht fern. Weder die Auffrischung alter Rechte noch die Einführung neuer Institutionen erschütterte die Macht der lokalen Gewalten gründlich und auf die Dauer. Die Herzöge und Grafen ließen sich nun einmal nicht wieder lediglich zu Reichsbeamten herabdrücken, obschon sie auch dies waren; ihre Macht wurzelte, wenn sie ihnen auch vom Könige geliehen wurde, doch zugleich tief in selbstständigen territorialen Interessen, und wo diese mit den Rechten der Krone in Collision traten, schwiegen nur allzu oft die Pflichten des Amts.

Schon damals traten offenkundig auch in den deutschen Ländern alle Schäden des Feudalsystems hervor, und was das Schlimmste war, es fehlte bereits an jedem Mittel zu radikaler Heilung. Die Gemeindefreiheit, wenn gleich in den unteren Kreisen des Lebens nicht ganz erstorben, besaß keine politische Bedeutung mehr; ein selbstständiges städtisches Leben existirte noch nicht: es blieb Otto keine andere Wahl, als seinen Staat wiederum wesentlich auf den Lehnsverband zu gründen und in diesen selbst die Geistlichkeit mehr als vordem hineinzuziehen, um in der geistlichen Aristokratie ein Gegengewicht gegen die weltliche zu gewinnen. Otto bewahrte allerdings die Idee des Volkskönigthums und der Reichseinheit mit unerschütterlicher Festigkeit und war auch in der That als der oberste Kriegsherr und höchste Richter in seinem Reiche, als der Schutzherr der Kirche und aller Hülfslosen ein Volkskönig im Sinne der früheren Zeiten; aber die aus dieser seiner Stellung sich ableitenden Rechte und Pflichten konnte er nur dadurch ausüben, daß er als der Oberlehnsherr in allen deutschen Ländern auftrat und seine Rechte als solcher mit durchdringender Kraft und unnachsichtiger Strenge geltend machte. Indem er die Dienste der Vasallen — namentlich ihre Verpflichtung zur Heeresfolge — auf das Aeußerste anstrengte, jeden Bruch der Lehnstreue gebührend züchtigte, überall persönlich das Aufsichtsrecht über die Kronvasallen übte, wurde er der geachtete und gefürchtete Herrscher, der er war. Wenn dagegen er selbst, und mit ihm die Geistlichkeit, auch jetzt noch das Königthum als Urquelle aller weltlichen Gewalt ansah, so entsprach dies nicht völlig der wahren Lage der Dinge. Neben der Entwickelung des Königthums ging vielmehr in den Herzog-

thümern, Markgrafschaften und Grafschaften, wie in den Immunitäten der geistlichen und weltlichen Großen eine selbstständige, eigenthümliche Entwickelung her, die das Reich nicht mehr ganz zu beherrschen vermochte; die provinziellen und lokalen Unterschiede, die Standes- und Familieninteressen in ihrer unendlichen Zersplitterung und Mannigfaltigkeit konnten selbst von dem neuerstarkten Königthum nicht mehr völlig der Einheit des Reichs untergeordnet und eingefügt werden. Die widerstrebenden Gewalten, nicht durch anerkannte Verträge und Gesetze beschränkt, regelten ihr gegenseitiges Verhältniß nur nach dem schwankenden Herkommen und nach der faktischen Machtfülle, die sie zu erreichen vermochten.

Konnte Otto so die Entwickelung selbstständigen Stammeslebens und darauf fußender territorialer Gewalten selbst in dem von seinem Vater überkommenen Reiche durch die Idee des Königthums nicht mehr rückgängig machen, wie viel weniger vermochte er durch die Aufnahme des Kaiserthums die größeren Nationalunterschiede, die sich aus dem Karolingischen Reiche herausgebildet und bereits staatlich festgestellt hatten, aufs Neue zu beseitigen! Allerdings beherrschte er das italische wie das deutsche Reich, aber beide wurden durch das Kaiserthum weder äußerlich noch innerlich verschmolzen. Italien blieb ein gesondertes Reich, das seine eigene Kanzlei, seine besonderen Beamten, seine eigenen Landtage hatte; die gesetzlichen Bestimmungen, die Otto für Italien erließ, wurden den Gesetzen der Langobarden angefügt, hatten aber keine Bedeutung für die anderen Länder des Kaiserreichs. Karl der Große hatte fränkische Institutionen nach Italien verpflanzt, fränkische Große in nicht geringer Anzahl dort seßhaft gemacht; Nichts von dem Allen hat Otto auch nur versucht. Er hat freilich auch hier durch consequente Wahrnehmung der oberlehnsherrlichen Rechte die königliche Macht zu einer seit langer Zeit nicht erreichten Höhe gebracht und dadurch dem Lande Ruhe im Innern und Sicherheit gegen äußere Feinde gewonnen: er hat zugleich dem von dem gemeinsten Egoismus und der verworfensten Liederlichkeit bewegten Treiben der Factionen ein Ziel gesetzt und so den sittlichen Zustand der Nation gehoben; aber er hat kein Recht geübt, das nicht auch von seinen nächsten Vorgängern auf dem Throne Italiens in Anspruch genommen wäre, nirgends tief in die bestehenden Institutionen des Landes eingeschnitten. Selbst die Landeshoheit der Bischöfe in den lombardischen Stadtgebieten ist nicht von ihm in ihren Anfängen begründet, sondern nur in ihrer schnelleren Ausbildung gefördert worden.

Wurden so nicht einmal das deutsche und italische Reich durch das Kaiserthum verschmolzen, so war noch viel loser, als ihr Zusammenhang unter einander, ihr Verband mit den anderen Ländern, die einst zu der Monarchie Karls des Großen gehört hatten und die jetzt das westfränkische und burgundische Reich bildeten. Es ist allerdings kein Zweifel daran, daß Otto auch auf diese Reiche einen persönlichen Einfluß übte, der keinem anderen nur von fern zu vergleichen war. Der burgundische König war nur durch ihn auf dem Throne erhalten, in Frankreich setzte sich die Macht des Karolingers nur durch seine Unterstützung fort. Diese Könige stellten sich daher zu den Fürstentagen des Kaisers nicht anders ein, wie seine großen Vasallen in den deutschen und italischen Ländern; nicht selten nahmen sie seine Hülfe gegen die übermüthigen Großen ihrer Reiche in Anspruch; ihre Reiche selbst erscheinen gleichsam als Provinzen des Kaiserreichs, und man findet sie auch wohl mit diesem Namen bezeichnet. Aber trotzdem, daß diese Könige unfraglich eine oberherrliche Gewalt des Kaisers über sich anerkannten, gab es kein engeres staatsrechtliches Band, das sie an ihn knüpfte; es ist nicht einmal nachweisbar, das sie ihm den Lehnseid geleistet hätten. Keinen Herzog oder Grafen hat Otto in diesen Reichen belehnt, keinem Bischofe hier die Investitur ertheilt, keine gesetzgebende Gewalt irgend einer Art in ihnen ausgeübt.

So war aus der Monarchie Karls des Großen durch das neue Kaiserthum vorläufig ein Staatenbund geworden, in welchem dem ostfränkischen König die Vorstandschaft zukam; der Zukunft blieb es vorbehalten, inwieweit sich aus diesem Staatenbunde ein einheitliches Kaiserreich entwickeln würde. Was Otto für die Vereinigung der einst zur Karolingischen Monarchie gehörigen Länder leistete, ist dem an die Seite zu stellen, was sein Vater einst für die Verbindung der deutschen Länder erreicht hatte; es ist weder viel mehr, noch viel weniger. Die Westländer der Karolingischen Monarchie standen etwa in demselben Verhältniß jetzt zu dem Kaiser, wie einst die christlichen Staaten Spaniens und die angelsächsischen Reiche zu Karl dem Großen. Hatten aber diese schon zu dem fränkischen Kaiserthum ein freieres Verhältniß bewahrt, so stand nicht zu erwarten, daß sie sich nun durch das deutsche irgendwie in ihrer Freiheit beschränken lassen würden. Und so finden wir sie in der That ohne alle näheren Beziehungen zu Otto; ja wir müssen glauben, daß der Angelsachse Edgar, obwohl des Kaisers Neffe, ausdrücklich jede

Anerkennung einer oberherrlichen Gewalt ihm versagte und daß gerade dadurch die von König Heinrich angeknüpften Verbindungen der Sachsen diesseits und jenseits der See sich wieder lösten. Denn kaum anders läßt sich deuten, daß Edgar, der gerade in nähere Verbindungen mit dem Festlande trat als seine Vorfahren, sich den Titel Imperator Augustus beilegte und einen Kaiser über alle Könige und Nationen auf den Inseln des Oceans nannte.

Aber wenn auch nach Abend hin und im Süden schwächer als das Kaiserthum Karls des Großen, hat Ottos Herrschaft dennoch nach anderen Seiten weiter um sich gegriffen und eine tiefere Einwirkung geübt; nach Osten und Norden hin hat Otto Vieles durchgeführt, was Karl nur begonnen und dessen Nachfolger verabsäumt hatten. Die Barbaren — so nannte die römisch-germanische Welt damals die außer ihr stehenden heidnischen Nationen — wurden hier von Otto zum großen Theil der christlichen Kirche und dem Reiche dienstbar gemacht; die Völker wurden dem Kaiser tributbar, ihre Fürsten ihm lehnspflichtig, ihre Kriegsschaaren mußten seinem Aufgebote in fremde Länder folgen. In der Unterwerfung dieser Barbaren sah das neue Kaiserthum recht eigentlich seine welthistorische Aufgabe, aber man kann nicht behaupten, daß es dabei auf die Ausrottung der fremden Völker, auf die Vernichtung aller altheimischen Gewalten bei ihnen abgesehen war. In den Marken, den Dämmen des Reichs gegen die noch immer neu anstürmenden Völkerwogen, kamen freilich die unterworfenen Völker völlig unter die Dienstbarkeit der Deutschen: hier herrschten fortan deutsche Herren und deutsche Priester, deutsche Ansiedler kamen in das Land, und der Boden wurde unter deutsche Kriegsknechte vertheilt; nur als Ausnahme muß es gelten, wenn sich hier und da ein einheimisches Fürstengeschlecht erhielt. Hier war es unvermeidlich, daß die Nationalität der Besiegten nicht allmählich zurückgedrängt wurde; aber anders stand es in den bezwungenen Ländern jenseits der Marken. Sobald hier ein Volk Unterwerfung versprach, der Fürst den Lehnseid leistete, das Land der Predigt des Evangeliums eröffnet wurde, trat die Nation in jenen großen Völkerbund, der das Wesen des Kaiserreichs ausmachte, als berechtigt ein; das Völkerrecht, das nach den Ansichten der Zeit für Heiden keine Geltung hatte, regelte nun auch ihr Verhältniß zu den anderen christlichen Staaten. Die Fürsten, die sich so dem Kaiser in Lehnspflicht ergaben, blieben im unbestrittenen Besitz ihrer Regierungsrechte, die in diesen noch völlig unent-

wickelten Staaten durch die Verbindung mit dem Kaiser viel mehr gestärkt als geschwächt wurden; der Kaiser übte auf die Länder derselben im Innern kaum eine andere Einwirkung, als durch die von ihm gesetzten Bischöfe. So war damals das Verhältniß Ottos zum Böhmenherzoge, so gestaltete sich bald nachher die Stellung des Polenherzogs und des dänischen Königs zum Kaiserreiche.

Man sieht, dieses Kaiserthum, obschon es der abendländischen Welt wieder einen gewissen Zusammenhalt und Mittelpunkt giebt, ist dennoch keine Macht, welche die Entwickelung der Nationalitäten und selbstständiger auf ihnen begründeter Staaten geradezu hemmte und unterdrückte; es läßt ihnen vielmehr eine für seinen eigenen Bestand überaus gefährliche freie Bewegung. Es ist darin, wenn es sich auch das römische nennt, nur allzu deutsch. Sobald die Nationen erstarkten und sich staatlich fester zusammenschlossen, mußten die oberherrlichen Rechte des Kaisers zu einem Nichts zusammenschrumpfen und das Kaiserthum eine ideale Fiction werden, die auf den Gang der Dinge keinen erheblichen Einfluß zu üben vermochte.

Aber unter Otto war dieses Kaiserthum eine wahre und wesenhafte Macht; trotz der losen Verbindung, in der zu demselben die Staaten des Abendlands standen, drängt sich die Summe der welthistorischen Bewegung in ihm zusammen. Nicht von anderen Seiten empfing es Anstoß und Richtung, sondern bestimmte frei über die Geschicke Europas. In alle Bewegungen der Zeit griff Otto mit Kraft und Erfolg ein; der kaiserliche Titel war kein leerer Name, wie in den letzten Zeiten der Karolinger. Aber nicht durch Gesetze, nicht durch einen kunstreichen Staatsorganismus, nicht durch ein großes Beamtenheer beherrschte Otto das Abendland, sondern vor Allem durch die äußere Machtfülle, welche seine Siege ihm in die Hand gelegt hatten. Durch das große kampfgeübte Heer seiner deutschen Vasallen unterwarf er die Dänen und Slawen, und nöthigte die Ungarn von ihrem nomadischen Räuberleben zu lassen und in der Donauebene feste Wohnsitze zu suchen, so daß nun die Thore des Ostens, durch welche bis dahin stets von Neuem rohe, Alles mit Vernichtung bedrohende Völkermassen über das Abendland eingebrochen waren, für immer geschlossen wurden; sein Siegesruhm und seine sich immer weiter ausbreitende Lehnshoheit machten ihn zum Protektor des burgundischen und französischen Reichs, dann zum Herrn der Lombardei und der Stadt Rom. Mit den kriegerischen Kräften Deutsch-

lands hält er die umwohnenden Völker danieder, aber durch die so gewonnene Macht steigt er wieder selbst hoch über die Schaar seiner eigenen Vasallen empor; nur dadurch, daß er es zu einer wahrhaft königlichen Stellung in Deutschland bringt, gewinnt er die Kaiserkrone, aber diese sichert und befestigt wieder erst recht sein und seines Hauses Ansehen in den deutschen Ländern. Darauf beruht vornehmlich seine Alles überragende Stellung, daß er der erste und mächtigste Oberlehnsherr der Christenheit ist, daß er als solcher in jedem Augenblick ein zahlloses Kriegsheer aufbringen kann, dem kein Volk, kein Fürst des Abendlands mehr gewachsen ist. Aber doch nicht darauf allein; auch die katholische Geistlichkeit, wie sie weit über den ganzen Occident verbreitet ist, dient ihm gleichsam als eine andere Vasallenschaar in Inful und Stola; er ernennt die Erzbischöfe und Bischöfe in seinem deutschen und italischen Reiche, wie in den neubekehrten Ländern des Nordens und Ostens; er beherrscht den Nachfolger des heiligen Petrus und übt durch ihn auf die kirchliche Bewegung auch in den westlichen Ländern, wo er die Würdenträger der Kirche nicht selbst setzt, dennoch einen entscheidenden Einfluß.

So verschieden dieses deutsche Kaiserthum von dem fränkischen ist, so schienen seine Hülfsmittel doch genügend, um eine weit- und durchgreifende Herrschaft zu behaupten; sie schienen und waren es in der Hand eines großen Regenten. Aber man täusche sich nicht, sie waren es auch nur in der Hand eines so naturkräftigen und hochherzigen Fürsten, wie Otto war. Von den Marschen der Elbe eilte er bis zu den Abruzzen, von den Ufern des Rheins bald zu den Gestaden des adriatischen Meers, bald zu den Dünen der Ostsee; unabläſſig ist er in Bewegung, unaufhörlich in den Waffen, erst gegen die Dänen und Wenden, dann gegen die Griechen und Langobarden; da ist keine Grafschaft in dem weiten Reiche, kein Bisthum in der katholischen Christenheit, das er nicht in das Auge faßte und überwachte. Wo er aber auch weilt und was er auch unternimmt, all' sein Thun ist voll Feuer, Kraft und Nerv; überall trifft es zum Ziele. So erhält sich dieses Kaiserthum; es ist das allerpersönlichste Regiment, das es jemals gegeben hat.

Aus unseren nordischen Gegenden hatte sich das Glück des sächsischen Hauses erhoben: in den Kämpfen mit den Dänen, Wenden und Czechen war der Siegesruhm Heinrichs und Ottos begründet; durch Verbindungen mit den überseeischen Sachsen hatte sich das neue Königsgeschlecht zuerst gestärkt; es schien geraume Zeit, als werde der Schwerpunkt des neuen Reichs im Norden bleiben, als werde sich von dort aus seine Macht bis zu den äußersten Völkern gen Mitternacht verbreiten. Erst Ottos Züge nach Italien haben die Entwickelung der Dinge nach einer anderen Seite geleitet. Südwärts trieb es von je die Germanen, und Otto folgte mit seinen Sachsen noch einmal diesem großen providentiellen Zuge. Seitdem dann das römische Kaiserthum gewonnen war, galt es dasselbe zu bewahren, und südwärts mußten sich deshalb immer wieder die Blicke der Könige und des deutschen Volkes richten. So war es der Süden vornehmlich, der in Ottos letzten Lebensjahren seine Sorgen in Anspruch nahm und seine Aufmerksamkeit fesselte. Aber nie ließ er darüber die Angelegenheiten des Nordens außer Acht, vor Allem beschäftigten sie seinen Geist, als er von jenem zweiten Zuge über die Alpen damals nach Sachsen zurückkehrte.

Nicht ohne große Anstrengungen hatten während der Abwesenheit des Kaisers Herzog Hermann und Markgraf Gero den Frieden dem Sachsenlande erhalten. Noch immer ließ Hermann der ungestüme Geist seines Neffen Wichmann nicht Ruhe. Unauslöschlicher Haß gegen seinen Oheim und dessen mächtigen Gönner flammte in der Brust des kraftvollen Mannes und trieb ihn auf den wildverworrensten Bahnen bis an den jähen Abgrund, in dem er seinen Untergang finden mußte. Trotz jenes furchtbaren Eides, mit dem er sich Otto verpflichtet hatte, sann er bald auf neue gefahrvolle Abenteuer, um seinem thatenlosen Leben in der Heimath ein Ende zu machen. Als sich die Rückkehr des Kaisers aus Italien länger, als man erwartet hatte, verzögerte, begab er sich an die Nordgrenze des Reichs und ließ dem Dänenkönig Harald ein Bündniß anbieten. Jetzt, ließ er ihm melden, sei es an der Zeit, das Sachsenland zu überfallen, da es des königlichen Schutzes entbehre. Doch mit Recht traute der König dem meineidigen Manne nicht. Hätte Wichmann, ließ er ihm antworten, seinen Oheim oder einen anderen vornehmen Sachsen erschlagen, so würde er seinen Worten glauben; so aber schiene ihm sein Anerbieten nur eine listige Falle, und er werde sich hüten in dieselbe zu gehen. Inzwischen hatte Wichmann bereits

eine Schaar unruhiger Gesellen um sich gesammelt, die auf den Wegen lagerten, die Kaufleute überfielen und offen den Landfrieden brachen. Mehrere dieser Räuber wurden ergriffen, und Herzog Hermann ließ nach richterlichem Spruch sie mit dem Strange hinrichten; auch seine Neffen Wichmann und Ekbert stellte er vor Gericht, und nur mit genauer Noth entgingen sie einem gleichen Spruche und gleicher Strafe. Herzog Gero, der Wichmanns neue Verschuldigung nicht bezweifeln konnte, wollte nicht ferner die übernommene Bürgschaft für ihn leisten; schutzlos verließ deshalb Wichmann Sachsen und wandte sich abermals zu den Wenden. Gern nahmen die Wenden auch diesmal ihn auf; denn sie lagen so eben im Kriege mit ihren Nachbarn im Osten, den ihnen stammverwandten Polen, deren Name hier zum ersten Male in der Geschichte erscheint. Wichmann, der kriegskundige deutsche Mann, wurde der Führer der Wenden gegen die Polen; mehrmals entrang er ihnen den Sieg und schlug in zwei blutigen Schlachten Mieczislaw, den Polenherzog, aufs Haupt.

Aber der Polenherzog unterwarf sich in seiner Bedränguiß nicht Wichmann und den Wenden, sondern Kaiser Otto und Herzog Gero. Lange war Ruhe in Geros Marken gewesen, da erhoben sich noch einmal — es war im Jahre 963 — die Lausitzer an der Spree und Neiße zu einem Aufstand, und noch einmal mußte der alte Kriegsheld gegen die Wenden sein Schwert ziehen. Er siegte in einer heißen Schlacht, in der viele vornehme Sachsen fielen; unter ihnen Siegfried, ein Neffe Geros, an dem er nach dem frühen Tode seiner Söhne mit väterlicher Zärtlichkeit gehangen hatte. Dennoch war der Sieg so vollständig, daß die Lausitzer keinen weiteren Widerstand wagten und zur Strafe ihres Ungehorsams das härteste Joch der Knechtschaft auf sich nehmen mußten. Bis zur Oder rückte Gero auf diesem Kriegszuge vor und stand so an den Grenzen der Polen, die eben damals mit den nördlichen Wenden im Kriege lagen. Zweien Feinden war der Polenherzog nicht gewachsen; er suchte daher die Freundschaft der Deutschen nach, unterwarf sich und sein Volk dem Kaiser, leistete den Lehnseid und zahlte von dem Lande bis zur Warthe Tribut.

Es war die letzte Waffenthat Geros, daß er das neue Kaiserreich bis über die Oder ausbreitete und den deutschen Namen auch hier zu Ehren brachte; dann sagte er dem weltlichen Treiben ab. Noch in demselben Jahre begab er sich, nachdem er die Erlaubniß des Kaisers ein-

geholt hatte, als Pilger nach Rom, legte am Grabe des heiligen Petrus seine siegreichen Waffen nieder und weihte sich und sein ganzes Eigenthum dem Dienste Gottes. Gero hatte nämlich nach dem frühen Tode seiner Söhne Siegfried und Gero auf einem seiner Eigengüter am Harz unweit Quedlinburg das Kloster Gernrode gestiftet und zu dessen Aebtissin Hedwig, eine Nichte der Königin Mathilde, die noch nicht zwanzigjährige Wittwe seines Sohns Siegfried, eingesetzt. Dem von ihr geleiteten Kloster und der schönen Kirche — das Bauwerk ist noch jetzt in allen wesentlichen Theilen erhalten und durch sein Alter eines der merkwürdigsten kirchlichen Denkmale im östlichen Sachsen — schenkte Gero jetzt nach dem Tode seines Neffen Siegfried Alles, was er sein eigen nannte, erwirkte dem Kloster vom Kaiser und Papste Privilegien und unterwarf es unmittelbar dem heiligen Petrus und Paulus und der römischen Kirche, der Gernrode jährlich ein Pfund Silber als Zins zahlen sollte. „Und so bitte ich euch," sagt Gero in der darüber ausgestellten Urkunde, „ihr beiden großen Leuchten der Kirche, Petrus und Paulus, daß ihr meiner Seele nach dem Absterben des Fleisches die Thore des Paradieses eröffnet und am jüngsten Tage meine Fürsprecher und Vertreter bei Gott seid, auf daß ich nach dem Gericht zu euch in die lichten Wohnungen des Himmels eingehe und dort ewiglich lebe." Bald nach seiner Rückkehr von Rom — einen Arm des heiligen Cyriacus schätzte er als das kostbarste Reisegeschenk, welches ihm der Papst mitgab — starb Gero, „der Markgraf von Gottes Gnaden," wie er sich selbst nannte, am 20. Mai des Jahrs 965 und fand seine Ruhestätte zu Gernrode in der von ihm gestifteten Kirche. Ein großer Kriegsheld, dessen Name lange in Sage und Lied fortgelebt hat, war einer Zeit, die zu gewaltigen Dingen gewaltige Kräfte brauchte, entrissen worden, und mit dem tiefsten Schmerz vernahm Kaiser Otto, der eben damals nach Sachsen zurückkehrte, die Kunde vom Tode des Helden.

Wem sollte Geros Markherzogthum jetzt zufallen, wem sollten die großen Reichslehen, mit denen es ausgestattet war, ertheilt werden? Das war die erste und nächste Sorge des Kaisers. Sei es, daß er Bedenken trug einem Mann abermals eine so ungewöhnliche Macht zu übertragen, oder mochte der rechte Mann für solche Stellung fehlen, Otto ließ Geros Markherzogthum nicht in alter Weise bestehen, sondern theilte die Macht desselben unter mehrere Grafen, die meist schon unter Gero kleinere Theile seines weiten Amtsgebiets verwaltet hatten. Dietrich

wurde Markgraf der Nordmark, die man später die Altmark genannt hat; ihm wurden die Liutizen und Heveller, die wendischen Stämme um die Havel bis zur Tollense und unteren Oder, zunächst untergeben. Die sächsische Mark an der unteren Saale und Mulde bis zur Elbe, von der die Niederlausitz und jenseits der Oder Polen bis zur Warthe abhing — sie wurde später die Ostmark oder Mark Lausitz genannt —, wurde unter zwei Markgrafen getheilt: Thietmar, einen Schwestersohn Geros, und den tapferen Hodo, der die östlichen, mehr den Angriffen ausgesetzten Landestheile unter sich hatte. Die thüringische Mark von der oberen Saale bis zur Elbe, aus der sich später die Mark Meißen bildete und von der aus die Oberlausitz im Gehorsam erhalten wurde, theilte der Kaiser unter drei Markgrafen: Günther, Wigbert und Wigger. Jeder dieser sechs Markgrafen erhielt mit diesem Titel zugleich im Wesentlichen die bisher von Gero geübten Rechte und die von ihm besessenen Reichslehen innerhalb seines Amtsbezirks; damit es ihnen aber in gefährlichen Zeiten nicht an einem Mittelpunkt fehle, wurde Dietrich die Oberaufsicht über alle diese Marken mit dem Titel eines Markherzogs ertheilt.

Ein schwerer Trauerfall rief den Kaiser im Winter aus Sachsen nach Lothringen zurück. Erzbischof Brun starb, nachdem er kaum das vierzigste Jahr erreicht hatte, plötzlich auf einer Reise nach Frankreich, wohin ihn abermals seine hadernden Neffen gerufen hatten, am 11. October 965 zu Reims. Bei der überaus einflußreichen Stellung Bruns war sein Tod ein Ereigniß von der größten Bedeutung, das nicht allein tief in die staatlichen und kirchlichen Verhältnisse Lothringens, sondern in alle Angelegenheiten des Reichs eingreifen mußte. Zum Glück waren die Verhältnisse in Lothringen durch Bruns Fürsorge so geordnet, daß sie in sich selbst die Bürgschaft für eine längere Zeit zu tragen schienen. Folkmar, früher Bruns Kanzler, trat in das erzbischöfliche Amt desselben ein. Das alte Herzogthum Lothringen ging mit Brun unter; Herzog Friedrich behielt seine Gewalt in Oberlothringen; in Niederlothringen wurde kein eigener Herzog bestellt, sondern das Land blieb in ähnlicher Weise, wie es mit Franken und wahrscheinlich auch mit einem Theile Sachsens der Fall war, unmittelbar unter der Krone. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Otto dadurch die alten Hauptsitze des Karolingischen Kaiserthums dem neuen Kaiserreich dauernd sichern wollte; war es doch damals, daß er nicht allein das Marienstift zu Aachen, die Gründung

Kaiser Karls „göttlichen Andenkens," besonders begünstigte, sondern auch nach dem einstimmigen Rath der Bischöfe, Herzöge und Grafen die Pfalz zu Aachen für die erste Residenz des Kaiserreichs diesseits der Alpen erklärte. Die Geschäfte der deutschen Reichskanzlei kamen nach Bruns Tode ganz unter die Aufsicht des Erzbischofs Wilhelm, und der Mainzer Erzbischof war fortan der einzige Erzkanzler in den deutschen Ländern. Es spricht sich hierin deutlich aus, wie der Gedanke eines einigen deutschen Reichs mehr und mehr zum Durchbruche kam. Um die Zustände Frankreichs zu befestigen und der königlichen Gewalt dort eine neue Stütze zu geben, vermählte Otto seine Stieftochter Emma, das einzige Kind Adelheids aus erster Ehe, dem jungen König Lothar.

Im Frühjahr 966 kehrte der Kaiser nach Sachsen zurück; es waren vorzüglich kirchliche Pläne und die Mission unter den Heiden, die seine Thätigkeit jetzt hier in Anspruch nahmen. Niemals hat man in Sachsen eifriger Kirchen und Klöster begründet als damals; die ganze kaiserliche Familie und ein großer Theil des Adels lebte und webte in geistlichen Stiftungen. Das alte Heidenland wurde ein überaus fruchtbarer Boden für christliche Schöpfungen, eine neue Pflanzschule der Kirche für den Norden und Osten. Unermüdlich in ihrer Sorge für fromme Stiftungen war vor Allem die Mutter des Kaisers. Noch vor Kurzem hatte sie zu Nordhausen den Bau eines neuen Nonnenklosters begonnen; denn sie liebte diesen Ort vor anderen, weil sie hier mit König Heinrich glückliche Tage verlebt und hier ihm Heinrich und Gerberge geboren hatte. Es war ihre größte Sorge, wie sie das neue Kloster, nachdem sie schon das Meiste ihrer Habe an andere fromme Stiftungen vertheilt hatte, würdig ausstatten könnte, da sie abzuscheiden befürchtete, ehe Alles vollendet. Nicht eher ruhte sie deshalb, als bis Otto selbst nach Nordhausen kam und ihr versprach sich des Klosters gleichsam als ihres Testaments anzunehmen. Der heiligste Ort aber blieb ihr immerdar Quedlinburg, wo König Heinrich ruhte, und gewiß erfüllte es ihr Herz mit der größten Freude, als durch die höchsten Ehren damals das dortige Kloster ausgezeichnet wurde. Um Ostern 966 wurde nämlich die einzige lebende Tochter des Kaisers, nach der Großmutter Mathilde genannt und die fromme Thätigkeit derselben dereinst fortzusetzen berufen, unter großen Feierlichkeiten in Gegenwart der ganzen kaiserlichen Familie und aller Fürsten und Bischöfe des Reichs zur Aebtissin des Stifts geweiht.

Die großartigsten Aussichten eröffneten sich in dieser Zeit der Mission. Gerade damals geschah es, daß der Dänenkönig Harald mit den Seinen die Taufe nahm. Nach langem Schwanken hatte er sich bekehrt, als ein Geistlicher, Namens Poppo, um die Macht Christi dem zweifelnden König darzuthun, eine glühende Eisenstange ergriffen und eine weite Strecke ohne sich zu verletzen getragen hatte. Da schwanden Haralds Zweifel, und er wurde nicht allein selbst Christ, sondern gebot auch allen seinen Unterthanen die falschen Götter zu verlassen und Christus allein als Gott zu verehren. Zu derselben Zeit trat der Herzog Mieczislaw mit seinen Polen zum Christenthum über. Nicht ein Priester, sondern die fromme Dubrawka, die Tochter des Böhmenherzogs Boleslaw, war es, die nach ihrer Vermählung mit Mieczislaw Christus zuerst unter den Polen predigte, aber deutsche Mönche setzten bald das von ihr begonnene Werk fort. Und selbst weiter nach dem Osten hin zeigten sich für die abendländische Kirche glänzende Hoffnungen. Um die Mitte des neunten Jahrhunderts waren durch Warägerschaaren unter den uneinigen slawischen Stämmen am Wolchowstrom und am Dnepr mehrere Kriegsherrschaften errichtet worden; durch Rurik und seinen Sohn Igor wurden sie zu einem Reiche, dem russischen, vereinigt, das schnell zu so bedeutender Macht gedieh, daß es selbst dem griechischen Reiche gefährlich wurde. Aus feindlichen Beziehungen entspannen sich freundliche zwischen den Höfen von Constantinopel und Kiew, und Olga, Igors Wittwe, empfing im Jahre 957 zu Constantinopel die Taufe und in ihr den Namen Helena. Die russische Großfürstin, die für ihren unmündigen Sohn Swiätoslaw die Regierung führte, suchte in ihrem Reiche das Christenthum zur Herrschaft zu bringen; im Jahre 959 erschienen von ihr Gesandte an Ottos Hofe und baten um einen Bischof und Priester für das Volk der Russen. Otto entsprach ihren Wünschen, und als der Mönch Libutius, dem zuerst die Mission übertragen war, unerwartet starb, wurde Adalbert, ein gelehrter Mönch im Kloster St. Maximin zu Trier, zu den Russen geschickt. Aber der Erfolg entsprach übel den gehegten Erwartungen. Helena fand in ihrem Volke und selbst in ihrem eigenen Sohn bei der Einführung der neuen Lehre hartnäckigen Widerstand, und Adalbert mußte den Schwierigkeiten, die sich seinem Wirken entgegenstellten, weichen; nicht ohne mannigfache Gefahren zu bestehen kehrte er nach Sachsen zurück. Bald danach übernahm Swiätoslaw selbst die Regierung des Reichs und verfolgte die Bekenner des christlichen

Glaubens; die kaum angeknüpften Verbindungen Rußlands mit dem abendländischen Kaiserreiche wurden auf längere Zeit unterbrochen.

Ein großer gemeinsamer Zug geht offenbar durch diese kirchlichen und staatlichen Bewegungen im Osten und Norden Europas, den Otto in seiner ganzen Bedeutung erkannte und zu nützen bestrebt war. Die Mission im Norden war dem Hamburger Erzstift übergeben; Otto unterstützte nicht nur die Bestrebungen desselben in aller Weise, sondern gab auch große Freiheiten und Rechte den Hamburg untergeordneten Bischöfen im dänischen Reiche. Während die Grundzüge einer großen kirchlichen Organisation hier bereits gegeben waren und nur der Entwickelung bedurften, war dagegen die Mission im Osten zu Ottos größtem Leidwesen noch in völlig ungeordnetem Zustand. Das Erzbisthum Magdeburg war noch immer nicht in das Leben getreten und fand jetzt, nachdem Erzbischof Wilhelm den Widerstand aufgegeben hatte, an dem Bischof von Halberstadt einen hartnäckigen Widersacher. Wohl wäre es an der Zeit gewesen, den großen Gedanken des Kaisers rasch und kräftig in das Leben zu führen, der Mission im Osten durch das neue Erzbisthum Mittelpunkt und Halt zu geben und so dem Christenthum unter den slawischen Völkern zum vollständigen Siege zu verhelfen; aber der störrige Sinn des Bischofs setzte allen Bemühungen des Kaisers unausgesetzt den festesten Widerstand entgegen. So mußte sich Otto begnügen durch eine Reihe von Schenkungen an das Moritzkloster der Begründung des Erzbisthums vorzuarbeiten und in den darüber ausgefertigten Urkunden auf die beabsichtigte Erhöhung Magdeburgs hinzuweisen.

Ehe Otto noch mit diesen Arbeiten für die Ausbreitung der christlichen Kirche und seiner Kaisermacht zum Ziele gediehen war, wurde er aufs Neue über die Alpen und in die südlichen Länder seiner Herrschaft gerufen. Bevor er jedoch Sachsen verließ, besuchte er noch einmal seine Mutter, die er wiederzusehen nicht mehr hoffen durfte. Mehrere Tage — so erzählt die spätere Lebensbeschreibung der Königin Mathilde — verlebte der Kaiser still mit ihr zu Nordhausen; als aber der Tag der Trennung anbrach, da erhoben sich beide früh am Morgen und sprachen viel und lange mit einander nicht ohne Thränen, dann gingen sie zusammen zur Kirche und hörten die Messe. Das Herz der alten Königin war tief betrübt, aber sie ließ ihre Mienen die innere Bewegung nicht verrathen. Als beide aus der Kirche traten, blieben sie in der Thür stehen; unter hellen Thränen schlossen sie sich hier noch einmal in die

Arme. Otto schwang sich auf sein Roß; die Mutter kehrte in die Kirche zurück und eilte zu der Stelle, auf der Otto während der Messe gestanden hatte; hier warf sie sich hin und küßte die Spuren seiner Füße. Der Graf Witigo und andere Hofleute meldeten dem Kaiser diesen rührenden Beweis der mütterlichen Zärtlichkeit; sofort sprang er vom Pferde, eilte zur Kirche zurück und erhob die Mutter. „Durch welchen Dienst," sprach er, „kann ich dir diese Thränen vergelten?" Mit bebender Stimme wechselten sie tiefbewegte Worte, bis die alte Königin endlich selbst den Abschied beschleunigte. „Wie schwer es uns fällt," sagte sie, „wir müssen uns trennen, und der Anblick vermindert den Schmerz nicht, sondern erhöht ihn. Gehe in Frieden! Mein Angesicht wirst du in diesem sterblichen Leib nicht mehr sehen."

In der Mitte des Augusts hielt Otto einen Reichstag zu Worms, wo er Alles zu seinem dritten Zuge über die Alpen ordnete und die nöthigen Vorkehrungen für die Zeit seiner Abwesenheit von den deutschen Ländern traf. Die Regierung sollte der junge König Otto unter der Leitung seines Oheims, des Erzbischofs Wilhelm, führen. Dann ging Otto, von seiner Gemahlin und vielen deutschen Großen begleitet, den Rhein hinauf und überstieg, den Weg über Chur nehmend, mit einem beträchtlichen Heere die Alpen. Im September durchzog er die Lombardei; gegen Weihnachten stand er mit dem Heere vor Rom.

Wie zu erwarten stand, waren gleich, nachdem der Kaiser Italien verlassen hatte, daselbst wieder Unruhen ausgebrochen; zunächst in der Lombardei, wo Berengars Söhne Adalbert, Kuno und Wido wiederum erschienen und selbst Männer, die Otto ausgezeichnet hatte, auf ihre Seite zogen. Mehrere fränkische Grafen, die Otto zurückgelassen, ließen sich in hochverrätherische Verbindungen mit Adalbert ein, und sogar Wido von Modena, der Erzkanzler in Italien, gerieth in Verdacht sich mit den Gegnern des Kaisers verbunden zu haben und wurde seines Amtes entsetzt, das auf den Bischof Hubert von Parma überging. Fremdlinge, wie Rather von Verona, die nur in der Macht des Kaisers gegenüber einer abgeneigten städtischen Bevölkerung ihre Stütze gefunden hatten, geriethen in die drangvollste Lage. Dennoch wurde der Aufstand bald unterdrückt. Der Schwabenherzog Burchard, den der

Kaiser nach der Lombardei sandte, besiegte die Rebellen am 25. Juni 965 in einer Schlacht, in der Wido fiel; Kuno ergab sich, und Adalbert suchte abermals sein Heil in der Flucht. Als der Kaiser im Herbst 966 in der Lombardei erschien, fand er keinen Feind mehr; es blieb ihm nur das Gericht über die Empörer, die er meist in die Verbannung über die Alpen sandte.

Indessen hatten sich aber auch die Römer von Neuem aufgelehnt, und was hier geschehen war, mochte Otto zunächst bewogen haben zum dritten Male über die Alpen zu ziehen und trieb ihn an jetzt ohne Aufenthalt seinen Weg gegen Rom zu nehmen. Im März 965 war Papst Leo VIII. gestorben, und die Römer, diesmal ihres Eides eingedenk, hatten den Kaiser über die Besetzung des Stuhls Petri befragt und nach seinem Willen den Bischof Johann von Narni erwählt, der am 1. October als Johann XIII. den römischen Bischofsstuhl bestieg. Der neue Papst, obwohl aus einer vornehmen römischen Familie stammend, die sich schon seit vielen Jahren in dem Besitz des Bisthums Narni erhalten hatte, war doch dem Kaiser ganz ergeben, und da man ihn auch sonst für einen würdigen Mann hielt, bauten die strenger gesinnten Geistlichen große Hoffnungen auf das vereinte Wirken des Kaisers und Papstes. Aber trotzdem, daß seine Wahl einmüthig gewesen war, gerieth Johann bald in erbitterte Streitigkeiten mit dem römischen Adel, da er gegen den Uebermuth desselben rücksichtslos auftrat und, wie es scheint, seine eigene Familie übermäßig begünstigte. Rodfred, ein Graf in der Campagna, der Präfect der Stadt Petrus und selbst ein hoher Palastbeamter des Papstes, Stephan mit Namen, stellten sich an die Spitze einer Verschwörung, bemächtigten sich am 16. December 965, vom Adel und der niederen Volksklasse unterstützt, der Person des Papstes, den sie erst auf der Engelsburg gefangen hielten, dann aus Rom fortführten und in eine feste Burg der Campagna einkerkerten. Hier blieb der Papst mehrere Monate, bis Rodfred und Stephan die verdiente Rache traf. Es erhob sich in Rom eine Gegenpartei, und in einem Volksauflaufe wurden Beide erschlagen. Der Papst entkam darauf seiner Haft und flüchtete sich zunächst nach Capua, wo er bei dem Fürsten Pandulf gastliche Aufnahme fand. Pandulf führte seinen Schützling nach Rom zurück, als Otto bereits über die Alpen gekommen war. Jeder Widerstand der Römer würde vergeblich gewesen sein; sie öffneten am 12. November 966 dem Papste nicht allein die Thore, sondern hol-

ten ihn sogar im feierlichen Zuge ein. Als Otto gegen Rom anrückte, fand er auch hier keinen Feind mehr; die Gewalt in der Stadt ruhte bereits wieder in den Händen des Papstes.

Wenn aber die Römer geglaubt hatten durch die willige Aufnahme des Papstes den erzürnten Kaiser zu versöhnen, so hatten sie sich arg verrechnet. Ein schlimmes Weihnachtsfest bereitete Otto damals der Stadt. Die Führer des Aufstands ließ er ergreifen; die vom Adel sandte er in die Verbannung nach Deutschland; aus den niederen Klassen des Volks ließ er elf Männer mit dem Strange hinrichten; die Gräber des Rodfred und Stephanus wurden aufgewühlt und ihre Gebeine zerstreut. Petrus, den Präfecten der Stadt, gab Otto in die Gewalt des Papstes, der ihn mit abgeschorenem Bart und Haupthaar an der Reiterstatue des Constantin aufhängen, dann wieder abnehmen, rücklings auf einen Esel setzen und in dem schmählichsten Aufzug unter dem Hohn des Volks durch die Straßen Roms führen ließ; nachher wurde Petrus abermals eingekerkert und endlich über die Berge in die Verbannung geschickt. Es war ein schreckliches Strafgericht, das Otto über Rom verhängte; aber der Schrecken schien nöthig, um unter dem treulosen Volk das Regiment des Kaisers und des vom Kaiser gesetzten Papstes dauernd in der Stadt zu sichern.. Der Papst sprach selbst bald danach aus, Rom, die Hauptstadt der Welt, sei dem Untergange nahe gewesen und nur durch Ottos Fürsorge gerettet. Die Zügel des kaiserlichen Regiments wurden nun erst in der Stadt mit voller Kraft angezogen, um dem Rotten- und Parteiwesen, dem Factionsgeist in Kirche und Staat mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Vom Kaiser selbst wurde der Präfect jetzt eingesetzt und mit dem gezogenen Schwert belehnt; so trat er gleichsam an die Stelle des kaiserlichen Sendboten, der in der Karolingischen Zeit dauernd in Rom seinen Sitz gehabt und die kaiserlichen Rechte gewahrt hatte.

Otto feierte das Weihnachtsfest damals zu Rom in Gemeinschaft mit dem langobardischen Fürsten Pandulf und schloß hier mit ihm einen überaus wichtigen Bund. Pandulf beherrschte nämlich die Fürstenthümer Capua und Benevent, jenes allein, dieses in Gemeinschaft mit seinem Bruder Landulf; seine Herrschaft, vom einen zum anderen Meere reichend, umfaßte einen bedeutenden Theil des unteren Italiens, und ein ehrgeiziger und streitlustiger Fürst, wie er war, dachte er unaufhörlich auf die Vergrößerung seiner Macht. Aber seine Lage war nicht ohne große

Gefahren; bald von den Griechen, bald von den Arabern angegriffen, stand er überdies mit dem Fürsten Gisulf von Salerno in ununterbrochener Fehde. Er bedurfte eines Halts, wie ihn nur Ottos Macht ihm bieten konnte. Willig ordnete sich daher Pandulf dem Kaiser als Lehnsmann unter, und der Kaiser war hocherfreut, auf diese Weise einen Anhaltspunkt im südlichen Italien zu gewinnen, von dem aus sich die Möglichkeit zeigte die ganze Halbinsel dem abendländischen Reich zu gewinnen. Er belehnte deshalb Pandulf zu den ererbten Fürstenthümern noch mit den Marken von Spoleto und Camerino und gab ihm dadurch eine Macht, wie sie seit langer Zeit kein italischer Fürst bekleidet hatte.

Nachdem der Kaiser noch einer großen Synode im Anfange des Jahrs 967 zu Rom beigewohnt hatte, begab er sich über Spoleto nach Ravenna, wo er das Osterfest verlebte. Auch der Papst war in seiner Umgebung, und in der zweiten Hälfte des Monats April wurde hier eine große Kirchenversammlung abgehalten, zu der 59 deutsche und italische Bischöfe erschienen waren und auf der sehr folgenreiche Beschlüsse gefaßt wurden.

Vor Allem war es von Wichtigkeit, daß Otto jetzt die letzten Besitzungen, die seine kaiserlichen Vorfahren dem Stuhle Petri verbürgt hatten, dem Papste zurückgab, unter anderen Orten namentlich Ravenna mit seinem Gebiet. Alles, was der Stuhl Petri jemals an Land und Leuten im Abendlande besessen hatte, sowohl aus früherer Zeit, wie durch die Schenkungen der Karolinger, erhielt er jetzt unverkürzt zurück. Ein sächsischer Kriegsfürst war es, der das römische Bisthum wieder in seinem alten Glanze erneuerte. Freilich entäußerte sich Otto in Ravenna so wenig, wie früher in Rom, der oberherrlichen Rechte des Kaiserthums. Gerade damals ließ er sich dicht bei Ravenna einen Palast bauen und hielt in der Folge oft hier sein Hoflager, da diese Stadt ihm gelegener als Rom war, um sein Regiment zugleich über Deutschland und Italien zu handhaben.

Das Concil zu Ravenna trat ferner über das Erzbisthum Magdeburg in Berathung. Der Kaiser selbst berichtete den Bischöfen, wie er die Wenden mit großer Mühe und unsäglichen Gefahren zu dem Christenthum bekehrt habe, und forderte sie auf Fürsorge zu treffen, daß die Neubekehrten im Glauben erhalten würden. Das Concil beschloß darauf, wie es der Kaiser wünschte, daß zu Magdeburg als dem gelegensten

Orte für die Mission bei der neugebauten Kirche des heiligen Moritz ein Erzbisthum für die slawischen Länder errichtet und die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg ihm untergeordnet werden sollten, zugleich wurde dem Kaiser abermals das Recht zugestanden, an günstig gelegenen Orten neue Bischofssitze zu errichten, namentlich zu Merseburg, Zeitz und Meißen. Dieser Beschluß des Concils wurde durch eine Bulle des Papstes veröffentlicht, die Ausführung desselben aber noch von Verhandlungen mit dem Erzbischof von Mainz und dem Bischof von Halberstadt abhängig gemacht. Die Bulle des Papstes nennt Otto den erhabensten der erhabenen Kaiser; als der dritte nach Constantin — so heißt es in ihr — habe er die römische Kirche erhöht, und deshalb solle Magdeburg von Rom nicht mindere Ehre empfangen als Constantinopel und den ersten Metropolen der Christenheit gleichgestellt werden. —

Wäre es allein Ottos Absicht bei seinem dritten Zuge über die Alpen gewesen die Empörung niederzuwerfen und sich den Besitz seiner königlichen und kaiserlichen Gewalt in Italien zu sichern, so hätte er jetzt getrost über die Alpen heimkehren können. Aber seine Gedanken gingen weiter; auch dieser Zug sollte von großen, bleibenden Erfolgen begleitet sein. Er wollte durch denselben seinem Sohne das Kaiserthum sichern, durch eine Vermählung desselben seine Verhältnisse mit Constantinopel auf festen Grundlagen regeln, wie endlich Italien von den Arabern reinigen, die schon über ein Jahrhundert lang zur Schmach der Christenheit dasselbe plündernd durchzogen.

Zunächst gelang es ihm von dem Papst das Versprechen zu erhalten, er werde den jungen Otto schon in der nächsten Zeit zum Kaiser krönen. Der Kaiser erließ deshalb an seinen Sohn den Befehl im Herbst nach Italien zu kommen, um am nächsten Weihnachtsfest zu Rom die Kaiserkrone zu empfangen. Zugleich bemühte er sich aber für denselben um die Hand einer griechischen Kaisertochter.

Otto hatte bis dahin in freundschaftlichen Verhältnissen mit dem Hofe in Constantinopel gestanden; mehrfach waren Gesandte von dort mit ehrenden Geschenken und Versicherungen der kaiserlichen Freundschaft zu ihm gekommen, ja es war bereits schon früher davon die Rede gewesen, Theophano, die Tochter Kaiser Romanus II., dem jungen Otto zu vermählen. Auch als Otto die Kaiserkrone des Abendlands gewonnen und fast gleichzeitig wieder einmal ein mannhafter, tapferer Fürst in Nicephorus Besitz von dem morgenländischen Reiche ergriffen

hatte, waren diese Verbindungen nicht unterbrochen worden. Otto empfing noch um Ostern 967 eine Gesandtschaft von Constantinopel, welche ihn der Freundschaft des Kaisers versicherte. Um so eher konnte er darauf rechnen, daß man seine Werbung um Theophano nicht zurückweisen würde, und kaum hatten jene Gesandten seinen Hof verlassen, so schickte er selbst eine Gesandtschaft nach Constantinopel, um die Unterhandlungen wegen der Vermählung seines Sohnes zu eröffnen. An der Spitze derselben stand ein Venetianer, mit Namen Dominicus, der dem Kaiser besonders geeignet schien dies Geschäft zu betreiben. Denn die Venetianer, damals dem Kaiser für viele Gunstbeweise verpflichtet, waren mit allen Verhältnissen in Constantinopel durch ihre Handelsverbindungen vertraut. Otto wünschte ohne Zweifel, daß Theophano als Mitgift seinem Sohne die Besitzungen der Griechen in Unter-Italien zubringen möchte, aber er legte, wie es scheint, mehr Gewicht darauf, daß überhaupt nur die beabsichtigte Vermählung und ein festes Bündniß mit dem griechischen Kaiser zu Stande käme, als daß er ängstlich auf der Größe der Mitgift bestanden hätte; nur daß er nichts von dem Gewonnenen aufopfern und namentlich Pandulf und Landulf nicht der Pflicht gegen ihn wieder entlassen wollte.

An die Hoffnung eines Bundes mit Nicephorus knüpfte sich weiter die Aussicht die Ungläubigen aus Italien zu vertreiben. Einem vereinten Angriffe beider Reiche von der Land- und Seeseite aus konnten sie kaum widerstehen; man durfte hoffen, sie aus Garde-Frainet, aus ihren Schlupfwinkeln in Calabrien, ja aus Sicilien selbst zu verdrängen. Aber auch ohne Unterstützung von Constantinopel schien mit den vereinten Kräften Deutschlands und Italiens ein günstiger Erfolg nicht unmöglich. Die Christenheit hier zum vollständigen Siege über den Islam zu führen, das war ein Unternehmen Ottos kaiserlicher Stellung so würdig, wie kein anderes. Welcher glänzende Siegeskranz winkte ihm hier nach denen, die er den Wenden, Ungarn und Dänen, den Heiden im Norden und Osten bereits abgewonnen hatte!

Mit solchen Absichten und Plänen beschäftigt verweilte Otto im Sommer 967 in Italien. Die Zeit seiner Rückkehr war noch nicht erschienen, doch hoffte er schon im nächsten Jahre sein Ziel so weit erreicht zu haben, daß er Italien verlassen könnte.

Aber er irrte, wenn er sich die Wege zu diesem Ziele unbehindert vorstellte. Bald stieß er überall auf Schwierigkeiten, die selbst für ihn,

den mächtigſten Fürſten des Abendlands, nicht ſo leicht zu überwinden waren. Er wurde in Kämpfe verwickelt, bei denen die Streitmittel, mit denen er ſich den Occident zu Füßen gelegt hatte, nicht ausreichten. Wollte es auch das Glück, daß er zu Conſtantinopel endlich ſeine Abſichten durchſetzte, ſo gelang es ihm doch nicht einmal jenes kleine arabiſche Räubernest zu Garde-Frainet zu zerſtören.

7.

Verhältniſſe zu den Arabern und Griechen.

Drei große Völkerſyſteme beſtimmten durch ihren Gegenſatz ſeit Jahrhunderten den Gang der Weltgeſchichte: die Maſſe der zum Islam bekehrten Stämme des Südens, die das Reich des Chalifen umſchloß; das bunte Völkergemiſch, welches der griechiſchen Kirche anhing und von dem oſtrömiſchen Kaiſer deſpotiſch regiert wurde; die römiſch-germaniſche Welt, die in dem Papſte zu Rom ihr geiſtliches Oberhaupt ſah und über die jetzt Otto als Kaiſer gebot. Das waren die Großmächte jener Zeit. Ihr Gegenſatz, auf der Verſchiedenheit der religiöſen Ueberzeugung im tiefſten Grunde beruhend, durchdrang von dort aus alle kirchlichen, ſtaatlichen, ſittlichen Verhältniſſe, alle Gewohnheiten des täglichen Verkehrs, die ganze Entwickelung der Kulturzuſtände; er war ein vollſtändiger, nimmer auszugleichender in allen und jeden Beziehungen des Lebens. Der Kampf zwiſchen dieſen Mächten war eine Nothwendigkeit und konnte nie auf die Dauer ruhen. Wie oft ſie ſich auch ſchon mit den Waffen gemeſſen und ſo erfahren hatten, daß keine von ihnen ſich zu unbeſchränkter Herrſchaft durchzukämpfen fähig ſei, der unverſöhnliche Streit entbrannte immer von Neuem, und kein Geſtade gab es am mittelländiſchen Meere, das er nicht mit Strömen Blutes getränkt hätte. Auf der Grenzſcheide des neunten und zehnten Jahrhunderts war Italien die Paläſtra geweſen, auf der die Weltmächte auf einander trafen; lange und heiß hatten ſie hier mit einander gerungen und ſich zuletzt alle auf dem Kampfplatz behauptet. Die Hitze des Streits ermattete endlich, aber der Kampf war nicht beendet, der Sieg nicht entſchieden; noch maß jeder Theil den anderen mit argwöhniſch ſpähenden Blicken.

Mitten in dieſen Widerſtreit der großen Weltmächte wurde Otto geführt, nachdem er an die Spitze des Abendlands geſtellt war. Aber wenn er auch bisher dem Kampfe ferner geſtanden hatte, trat er doch nicht unvorbereitet in denſelben ein. Längſt hatte er jene gewaltigen Mächte in das Auge gefaßt, mit denen er jetzt ſeine Kräfte zu meſſen hatte.

Es iſt der Beachtung werth, daß gerade zu derſelben Zeit, wo das Abendland ſich nach dem Verfall der Karolingiſchen Monarchie in der traurigſten Zerſplitterung befand, auch ſowohl das morgenländiſche Kaiſerreich in gänzliche Erſchlaffung verfiel, wie die Macht der Chalifen zuſammenbrach. Nur durch dieſe allen gemeinſame Schwäche erhielt ſich in der erſten Hälfte des zehnten Jahrhunderts das Gleichgewicht der Gewalten, nur dadurch wurde der Orient und Occident vor einem neuen gefährlichen Anſturm der Araber bewahrt.

Hatte darin bisher die faſt unüberwindliche Stärke der Araber gelegen, daß die Summe aller geiſtlichen und weltlichen Macht bei ihnen in der Hand *eines* Mannes ruhte, daß *ein* Wille allen jenen unermeßlichen Schaaren, die dem Islam unterworfen waren, ſchrankenlos gebot, daß der Chalif, der Nachfolger Mohammeds, Kaiſer und Oberprieſter in *einer* Perſon, ſeine Heere nicht allein mit dem Siegesgefühl überlegener Streitkräfte, ſondern auch mit dem Fanatismus des Glaubens erfüllte: ſo zeigte ſich dieſe Macht jetzt gebrochen. Der Chalif Rahdi, aus dem Geſchlecht der Abbaſiden, war der letzte Fürſt der Gläubigen, der an ſeinem Hof zu Bagdad die Würde und Pracht ſeiner Vorfahren zeigte, der noch einmal Worte der Lehre und Begeiſterung zu der verſammelten Menge ſprach. Aber ſchon damals erhoben ſich die Emire, die Statthalter der Provinzen, übermüthig gegen ihren Herrn; in ſeinem eigenen Palaſte war Rahdi bald nicht mehr ſicher, ſeine Leibwache bedrohte ihn mit dem Tode. Da legte er im Gefühle ſeiner Ohnmacht die Regierungsgeſchäfte in die Hand eines Dieners nieder: er verlieh Raik, dem Emir von Baſſora, das neugeſchaffene Amt eines Emir al Omra und machte ihn damit zum Befehlshaber der geſammten Kriegsmacht und zum Verwalter aller Einkünfte des ungeheuren Reichs. Nur ſeine geiſtliche Würde hatte ſich Rahdi bewahrt, nur ſie hinterließ

er ſeinem Nachfolger, als er im Jahre 940 ſtarb. Der neue Chalif wurde wie ein Gefangener gehalten, von einem Jahrgehalte friſtete er ſein thatenloſes Leben, während alle Gewalt in den Händen des Emir al Omra war, deſſen Stellung alsbald die Buiden gewannen, ein Geſchlecht, das in Perſien bereits eine erbliche Dynaſtie begründet hatte. Indeſſen ſetzten ſich aber auch die Statthalter der anderen Provinzen in den erblichen Beſitz des Emirats und gewannen ſich dadurch faſt vollſtändige Selbſtſtändigkeit. Das Band des Ganzen war gelöſt, die Glieder trennten ſich vom Haupte. Der Emir al Omra fand bei den anderen Emiren meiſt nur ſo viel Anerkennung, als er mit Gewalt ihnen abzuringen vermochte; williger zollten ſie dem machtloſen Abbaſiden den herkömmlichen Tribut religiöſer Ehrerbietung, der aber in einer Zeit, wo die Kraft des Glaubens bereits im Sinken ſchien, kaum noch großen Werth haben konnte.

So war die Einheit des Islams gelöſt, aber damit doch die Gefahr für die Chriſtenheit nicht beſeitigt. Alle ſeine Bekenner hatte der Koran zu Kriegern umgewandelt, welche die Siegesbahn, auf der ſie ſo lange gewandelt hatten, nicht leicht wieder verließen; trieb ſie der Glaube nicht mehr in den Kampf, ſo wirkten Habſucht und Ehrgeiz daſſelbe, und die Emire eroberten nicht minder gern jetzt für ſich, als früher für den Chalifen. Auch war mit Nichten die ganze Zukunft des Islams an das Geſchlecht der Abbaſiden geknüpft; leicht konnte derſelbe, wenn er einen neuen lebendigen Mittelpunkt fand, ſich mit dem Fanatismus der früheren Zeit noch einmal erheben. Und ein ſolcher Mittelpunkt ſchien bereits vorhanden.

Man wußte von einer Prophezeiung Mohammeds, daß vom Weſten im Laufe der Zeit der Mahadi, d. h. der Regierer, kommen werde, um das geſunkene Reich der Moslems mit neuer Macht zu erhöhen. Im Anfange des zehnten Jahrhunderts trat nun in Afrika Abu Abdullah mit der Verkündigung auf, daß in einem gewiſſen Obeid Allah, der von Ali und der Fatime, Mohammeds Tochter, abzuſtammen ſich rühmte, jener Mahadi erſchienen ſei, und wußte ſich durch Ueberredung und Waffengewalt bald einen großen Anhang zu gewinnen. Den ſchwarzen Bannern der Abbaſiden gegenüber entfaltete er das weiße der Fatimiden und eilte von Sieg zu Sieg. Die Länder an den Nordküſten Afrikas leiſteten Abu Abdullah keinen anhaltenden Widerſtand. Hier ſtanden damals in der Macht: die Ikſchiden, die Aegypten beherrſchten; die Agla-

biden, von Tunis aus die mittleren Theile Nord-Afrikas und die Inſeln Sicilien, Sardinien und Corſica in Unterwürfigkeit haltend, durch ihre Flotten auf dem Mittelmeere mächtig; endlich die Edriſiden, deren Macht ſich in den weſtlichen Gegenden entfaltete und deren Hauptſitz Fes war. Alle dieſe Dynaſtien ſtanden, wenn ſie auch den Chalifen zu Bagdad als ihren geiſtlichen Oberherrn erkannten, längſt in faſt unbeſchränkter Selbſtſtändigkeit da; doch in ſtäten Fehden unter einander hatten ſie ihre beſten Kräfte verzehrt und zeigten ſich jetzt den Fatimiden nicht mehr gewachſen.

Zuerſt machte Abu Abdullah im Jahre 907 der Herrſchaft der Aglabiden ein Ende und ſetzte ſich in den Beſitz der früher von ihnen beherrſchten Länder. Nach einem langen Bürgerkriege unterwarf ſich auch Sicilien, von den Abbaſiden verlaſſen, den Fatimiden; zugleich erkannten die Araber auf Sardinien und Corſica ſie als ihre Herren an. Alsdann wurden die Edriſiden in Fes genöthigt ſich dem Mahadi zu unterwerfen, und wiederholte Kriege erſchütterten bereits die Macht der Ikſchiden. Durch ſo glänzende Erfolge ermuthigt, erhob Abu Abdullah Anſprüche für den Mahadi auf alle von den Arabern unterworfenen Länder, auf den Chalifat und den Titel Emir al Mumenin, d. h. Fürſt aller Gläubigen, den bis dahin nur die Chalifen von Bagdad führten. Mochten nun immerhin die Anhänger der Abbaſiden die Fatimiden als Ketzer (Schiiten) brandmarken und die reine Lehre des Propheten als ihr Eigenthum anſprechen, es war doch klar, jene Kraft des Fanatismus, durch welche der Islam einſt ſo große Dinge vollbracht hatte, war gerade in dieſen Ketzern neu erwacht, und die Chriſtenheit hatte noch einmal vor den Waffen der Araber zu zittern. Es war die Zeit, wo die Araber nicht weit von den Thoren Roms ſtanden, wo Genua von ihren Flotten genommen und geplündert wurde.

Woher ſollte da der Chriſtenheit Rettung kommen? Auf dem Throne von Conſtantinopel ſaß jener ſchwache Kaiſer Conſtantin, der alle Pflichten der Herrſchaft über den Büchern vergaß; die Staaten des Abendlands aber waren ohne Einheit und in innerem Verfall, kein Land ohnehin geſpaltener und dem Verderben näher als Italien, auf das ſich die erſten Angriffe des Islams richteten.

Da war es wohl ein Glück für die Chriſtenheit, daß jene Anhänger des Mahadi unter den Moslems ſelbſt endlich einen mächtigen Gegner fanden, der es zu hindern wußte, daß ſich die ganze Kraft des

Digitized by Google

Islams in ihnen ſammelte. Die rechtgläubigen Bekenner des Koran traten der neuen ketzeriſchen Lehre vor ihrem vollſtändigen Siege entgegen; doch nicht der Chalif zu Bagdad war der Vorkämpfer, ſondern ein arabiſcher Fürſt in jenem fernen Lande Europas, das längſt den Waffen der Moslems erlegen war.

Das arabiſche Spanien hatte niemals dem Gebot der Abbaſiden in Bagdad gehorcht. Nur durch die Niedermetzelung des ganzen Geſchlechts der Ommaijaden, die vor ihnen den Chalifat inne gehabt, hatten die Abbaſiden geglaubt ſich in der Herrſchaft ſichern zu können. Nur Einer jenes unglücklichen Stammes war dem Blutbade entronnen; er hatte ſich, wie früher berührt iſt, nach Spanien, an die äußerſte Grenze der arabiſchen Herrſchaft, geflüchtet und war hier zur Herrſchaft berufen worden. In Spanien ſetzten die Ommaijaden ihr Regiment fort, voll Haß und Rache gegen das feindliche Geſchlecht der Abbaſiden. Zweihundert Jahre dauerte hier bereits ihre Herrſchaft, ohne Verbindung und Gemeinſchaft mit den anderen Ländern der Moslems und eben deshalb ohnmächtiger gegen die chriſtlichen Staaten, welche ſich immer weiter in der Halbinſel ausbreiteten. Selten ruhte der Kampf, Chriſtenthum und Islam ſtanden ſich hier unabläſſig auf dem Schlachtfelde gegenüber, der Sieg neigte ſich bald dieſer, bald jener Seite zu; zu einer dauernden Entſcheidung über den Beſitz des Landes kam es nicht, noch viel weniger zu großen Schlägen, welche auf das Geſchick der Welt Einfluß geübt hätten. Denn in gleicher Abſonderung, wie die Ommaijaden von den Staaten des Islams, ſtanden die chriſtlichen Staaten Spaniens von den anderen Ländern des Abendlands. Was dort geſchah, waren gleichſam nur Vorpoſtengefechte, die den Ausgang des Hauptkampfes kaum berührten. Da beſtieg im Jahre 912 Abderrahman III. den Thron der Ommaijaden, der größte Fürſt ſeines Geſchlechts. Er übernahm das Reich in dem gefahrvollſten Augenblick: innere Kriege hatten die arabiſche Herrſchaft ſo geſchwächt, daß es nur von einem kräftigen Entſchluß der Chriſten abzuhängen ſchien, ihr für immer ein Ende zu machen, und zu derſelben Zeit drängte von Afrika her die Macht Abu Abdullahs und des Mahadi heran, der ſich ſchon die Edriſiden beugten. Dennoch wandte er ſich entſchloſſen nach beiden Seiten um zu retten, was zu retten war. Er zog ſein Schwert gegen die Chriſten und ſicherte dadurch die Herrſchaft der Araber in Spanien; zugleich aber unterſtützte er die Edriſiden, die ſich ſo der Macht

Abu Abdullahs entzogen, aber nur um in Abderrahman einen neuen Herrn zu erhalten. Hier, wie dort, ſtand ihm das Glück zur Seite, das ihm wie wenigen Sterblichen lächelte. An ihm fanden die Fatimiden zuerſt einen nennenswerthen Gegner, doch war mit dem erſten Stoß ihre Macht keineswegs gebrochen.

Als im Jahre 934 der Mahadi, der erſte Chalif der Fatimiden, verſtorben war und ihm ſein Sohn Abulkaſem Mohammed folgte, zeigten ſich bereits bedenkliche Spuren innerer Auflöſung im Reiche; Empörungen brachen aus, die der Chalif nicht mehr zu unterdrücken vermochte. Aber ſein Sohn und Nachfolger Ismael Abu Thaher, Almanſur d. h. der Sieger mit Beinamen, der 945 das Reich übernahm, wußte daſſelbe neu zu befeſtigen. Er war ganz der Mann den Enthuſiasmus der Seinen kräftigſt zu beleben; Prophet und Feldherr zugleich, führte er ſeine Moslems zu neuen Kämpfen und Siegen. Im Jahre 951 ſandte er ſeinen beſten Feldherrn mit einer großen Flotte und einem ſtattlichen Landheer nach Sicilien hinüber, damit er in Verbindung mit Haſan, dem Emir der Inſel, Calabrien angreifen und unterwerfen ſollte. Der Kaiſer von Conſtantinopel, der bis dahin den Arabern einen jährlichen Tribut von 22,000 Goldgulden gezahlt hatte, ſchickte jetzt wohl ein Heer und eine Flotte nach Italien, aber dieſe ganze Streitmacht wurde vernichtet. Dennoch gelangen den Fatimiden in Italien keine dauernden Eroberungen; ſie ſchloſſen vielmehr alsbald einen Waffenſtillſtand mit den Griechen, da ſie bereits von Abderrahman in Afrika angegriffen waren. Auch er hatte jetzt den Titel eines Chalifen angenommen und brachte in glücklichen Kämpfen die Edriſiden, die ſich abermals den Fatimiden angeſchloſſen hatten, von Neuem unter ſeine Gewalt. Ein langer, unverſöhnlicher Kampf entſpann ſich, zu Lande und zu Waſſer maßen ſich in erbittertem Streite die Kräfte; doch wußte Abderrahman zuletzt ſeine Eroberungen in Afrika zu behaupten. Im Jahre 955 wurde er in den von den Edriſiden beherrſchten Ländern als Haupt der Gläubigen ausgerufen und das öffentliche Kirchengebet für ihn gehalten. Von der in früheren Kriegen den Chriſten abgenommenen Beute ließ er die große Moſchee zu Fes erneuern. Seine Herrſchaft befeſtigte ſich dieſſeits wie jenſeits der Säulen des Herkules, während die Dynaſtie der Edriſiden nicht lange nachher zu Grunde ging.

Es waren die glücklichſten Zeiten, welche Spanien während der Herrſchaft der Araber ſah. Das Land gedieh ſchnell zu Blüthe und

Wohlſtand, der Handel kam empor, die ſtattlichſten Städte erſtanden, Cordova wetteiferte an Pracht mit Bagdad. Künſte und Wiſſenſchaften ehrte der Chalif und ſammelte große Geiſter an ſeinem Hofe, wo er in aller Pracht und Herrlichkeit eines orientaliſchen Fürſten, ein zweiter König Salomo, thronte. Auch die Chriſten und Juden, die in ſeinem Lande wohnten, erfreuten ſich guter Tage; denn er war ein milder und duldſamer Fürſt. Mit den chriſtlichen Reichen Spaniens kam es zwar nicht zu einem dauernden Frieden, aber doch ruhten oft auf längere Zeit die Grenzkriege. Wiederholentlich ſuchte Abderrahman, während er im Kampfe gegen die Fatimiden lag, ſeine Streitigkeiten mit den chriſtlichen Staaten in Güte beizulegen, und als im Jahre 950 jener Kampf mit erneuter Heftigkeit ausbrach, ſchickte er ſogar an den mächtigſten König des Abendlands, an unſeren Otto, eine Geſandtſchaft, um ihm Friede und Freundſchaft anzubieten; an der Spitze derſelben ſtand ein chriſtlicher Biſchof, der unter arabiſcher Herrſchaft lebte.

Schwer iſt zu glauben, daß der Chalif, der alle Verhältniſſe der Zeit mit klugem Blicke überſah, Otto nur eine eitle Ehre habe erweiſen wollen. Mußte ihm nicht an der Freundſchaft des ſiegreichen Königs im Norden liegen, der eben damals in Frankreich einen König eingeſetzt hatte und das ganze Land jenſeits der Pyrenäen gleichſam in ſeiner Gewalt hielt? Wie, wenn Otto mit den Franzoſen verbunden die Pyrenäen überſtiegen hätte ſtatt der Alpen, über die er bald darauf zog, wenn er, wie einſt Karl der Große, die Chriſten zum gemeinſamen Kampfe gegen die Ungläubigen vereinigte? Schien nicht dazu der Augenblick beſonders günſtig, wo der Ommaijade mit den Fatimiden einen Kampf voller Gefahren begann? Genug, Abderrahman ſchickte Geſandte an Otto, wie er kurz zuvor andere nach Conſtantinopel geſandt hatte, um mit den Griechen einen Bund gegen den Chalifen von Bagdad zu ſchließen.

Die Geſandtſchaft erſchien an Ottos Hofe und überreichte ihm koſtbare Ehrengeſchenke, zugleich einen Brief ihres Gebieters, der aber nicht die beſte Aufnahme fand. Denn in manchen Ausdrücken deſſelben ſah Otto verletzende Angriffe auf den Glauben der Chriſten. Deshalb und weil er überhaupt dem Chalifen nicht traute, wurde die Geſandtſchaft nicht eben freundlich behandelt. Drei Jahre lang hielt man ſie in Deutſchland zurück, und erſt geraume Zeit, nachdem Otto von ſeinem erſten Zuge über die Alpen heimgekehrt war, entließ er ſie in ihre Hei-

math. Indessen glaubte Otto doch die Gesandtschaft des Chalifen nicht unerwidert lassen zu dürfen, einmal schon um jenen Angriffen auf den Christenglauben gebührend zu begegnen, dann aber auch, weil es möglich schien, mit Hülfe des Chalifen die Christenheit von einer Plage zu befreien, unter der sie seit mehr als einem halben Jahrhundert seufzte, und zwar kein Land mehr als Italien, das Otto vor Kurzem sich unterworfen hatte. Es waren die Araber von Garde-Frainet, die noch immer den ganzen Kamm der westlichen Alpen besetzt hielten. Sie, eine Kolonie der spanischen Araber, erkannten die Hoheit Abderrahmans an, und Otto glaubte durch eine Gesandtschaft den Chalifen bewegen zu können diesen am weitesten vorgeschobenen Posten des Islams zurückzuziehen; wenigstens galt es einen Versuch, welche Aufnahme ein solches Gesuch in Cordova finden würde.

Otto trug deshalb seinem Bruder Brun auf sich nach Männern umzusehen, welche die gefahrvolle Gesandtschaft übernehmen wollten. Lange suchte man umsonst, Niemand wollte sich der beschwerlichen Reise und der bedenklichen Aufträge unterziehen; endlich erbot sich freiwillig ein Mönch des Klosters Gorze in Lothringen, mit Namen Johann, ein frommer und entschlossener Mann, bereit um des Glaubens willen jede Gefahr zu bestehen. Man nahm sein Anerbieten an und gab ihm Ermenhard, einen Kaufmann aus Verdun, der in Handelsgeschäften öfters über die Pyrenäen gekommen war, und Garamann, einen im Schreiben geschickten Klosterbruder, als Begleiter mit, außerdem mehrere Diener. Auch schloß sich ein spanischer Priester ihnen an, der jenen Bischof, der Abderrahmans Gesandtschaft geführt hatte, aber in Deutschland verstorben war, begleitet hatte und nun nach der Heimath zurückkehren wollte.

Wir besitzen über die Gesandtschaft Johanns einen ziemlich ausführlichen, aber leider am Ende verstümmelten Bericht; er ist in seiner Lebensbeschreibung enthalten und nach seinen eigenen Erzählungen niedergeschrieben. So reich ist er an anziehenden Umständen, daß wir nicht unterlassen können, die wichtigsten Abschnitte mitzutheilen.

Die Gesandtschaft Johanns von Gorze an den Chalifen zu Cordova.

Johann und seine Begleiter brachen im Spätjahr 953 auf, nachdem sie ein königliches Schreiben mit dem Auftrage, es selbst dem Chalifen auszuhändigen, empfangen hatten. Dieses Schreiben enthielt zur

Vertheidigung der christlichen Lehre mannigfache Angriffe auf den Islam. Die Gesandten nahmen ihren Weg über Toul, Langres und Dijon nach Lyon. Von hier schifften sie die Rhone hinab, wurden aber auf dieser Fahrt von Räubern überfallen und geplündert; nur mit Mühe retteten sie das Leben und einen Theil ihrer Habe. Endlich kamen sie nach Barcelona, wo sie sich zwei Wochen aufhielten und einen Boten nach Tortosa sandten, der ersten arabischen Stadt auf ihrem Wege. Der Befehlshaber des Chalifen daselbst hieß sie kommen, nahm sie ehrenvoll auf und schickte sogleich Boten an den Chalifen, um dessen weitere Befehle einzuholen. Nach einem Monate liefen dieselben ein, und Johann setzte mit seinen Gefährten die Reise fort. Ueberall wurden sie ehrenvoll empfangen und kamen ohne weitere Fährlichkeiten bis in die Nähe von Cordova. Etwa eine halbe Meile von der Stadt wies man ihnen in einem prächtigen Palaste, der dem Sohne des Chalifen gehörte, Wohnung an. Hier fehlte es ihnen an Nichts, aber doch wurden sie mit der Zeit unwillig, weil sie nicht so bald, als sie wünschten, Zutritt bei dem Chalifen erhielten. Ihre Unruhe steigerte sich, als sie von den Personen, die sie bedienten, vernahmen, sie sollten dreimal drei Jahre warten, weil Otto die Gesandten des Chalifen drei Jahre lang aufgehalten habe.

Doch lag dies in der That nicht in dem Sinne Abderrahmans, sondern die Sache hatte, wie sich später ergab, einen anderen Zusammenhang. Jener spanische Priester nämlich, der die Gesandtschaft begleitete, hatte Ottos Brief zu Gesicht bekommen und gelesen; er war dann Johann vorangeeilt und hatte zu Cordova den Inhalt jenes Schreibens bekannt gemacht. Eine große Aufregung war dadurch unter der arabischen Bevölkerung entstanden; denn nach einem unverbrüchlichen Gesetz durfte bei Todesstrafe Niemand ein Wort gegen die Lehren und Gebote des Koran verlauten lassen, und wenn der Chalif solche Aeußerungen vernahm, ohne schon am folgenden Tage das Gesetz zu vollstrecken, so war auch sein Haupt dem Tode verfallen. Die angesehensten Araber theilten dem Chalifen schriftlich — denn so wurde fast Alles am Hofe verhandelt — die Unruhe des Volks mit. Der Chalif antwortete ihnen ebenfalls schriftlich, es sei eine Gesandtschaft in freundschaftlichen Absichten vom König Otto an ihn geschickt worden, sie sei eingetroffen und wohne im Palast seines Sohnes, doch habe er sie noch nicht empfangen und wisse daher nichts Weiteres. Dem Chalifen war aber nichts

desto weniger gleichfalls der Inhalt des Schreibens bekannt, und er wollte durch Annahme desselben weder sich selbst noch die Gesandten einer Gefahr aussetzen. Deshalb verschob er es Johann zu empfangen und suchte auf alle Weise ihn zu bewegen das Schreiben Ottos zu unterdrücken und selbst sich aller Angriffe auf die Lehre Mohammeds zu enthalten.

Zuerst schickte er einen jüdischen Mann, den Rabbi Chisdai, der in großem Ansehen bei ihm stand und namentlich die Aufsicht über die Ehrengeschenke hatte, die der Chalif von fremden Fürsten erhielt, auch die Gegengeschenke beschaffen mußte, an den deutschen Mönch ab. Chisdai war, wie man aus einem noch erhaltenen Schreiben desselben an einen Chazarenkönig sieht, in dem auch dieser Gesandtschaft Ottos Erwähnung geschieht, ein äußerst erfahrener und verständiger Mann. Er suchte zuerst das Vertrauen Johanns sich zu gewinnen, indem er ihn mit den Sitten und Gebräuchen der Araber bekannt machte und ihm Verhaltungsmaßregeln gab; vornehmlich solle er darauf achten, daß seine Begleiter nicht durch unvorsichtige Aeußerungen oder spöttische Geberden Aergerniß gäben, mit den Frauen sich keine leichtfertigen Scherze erlaubten, ja sie nicht einmal ansähen; man müsse sich sehr vorsehen, denn überall sei man von Spähern umringt. Als Chisdai so das Vertrauen Johanns gewonnen hatte, befragte er ihn vertraulich über seinen Auftrag. Der Mönch erzählte ihm offen von dem Zweck seiner Sendung und dem Schreiben des Königs. „Ein gefahrvoll Ding," sagte Chisdai, „ist es, mit diesem Schreiben zum Chalifen zu gehen. Du kennst sicherlich die Strenge des Gesetzes; man muß sehen, wie man es umgeht. Sei daher auf der Hut bei deiner Antwort, wenn der Chalif zu dir sendet." So verließ Chisdai den Mönch.

Einige Monate vergingen, ohne daß Johann etwas in seiner Sache vernahm; da erschien endlich ein spanischer Bischof bei ihm mit dem geheimen Auftrage vom Chalifen, Johann solle empfangen werden, wenn er nur die Geschenke übergeben und den Brief des Königs unterdrücken wolle. Der Mönch weigerte sich wider seinen Auftrag zu handeln. Als ihn der Bischof durch die günstige Lage der Christen im Reiche Abderrahmans, die durch die Ueberreichung des Schreibens nur erschwert werden würde, zu erweichen suchte, ergrimmte Johann gewaltig über eine solche Lauheit, die ihn um äußerer Vortheile willen von der Vertheidigung des christlichen Glaubens abhalten wollte. Er tadelte mit heftigen

Worten die Halbheit der spanischen Christen. „Ich höre," sagte er, „daß ihr euch sogar beschneiden lasset und euch der Speisen enthaltet, die den Arabern untersagt sind." Der Bischof suchte dies damit zu entschuldigen, daß schon ihre Vorfahren sich hierin nachgiebig gezeigt hätten. Aber Johann wollte von solcher Nachgiebigkeit Nichts wissen und blieb dabei, er werde seinen Auftrag ausführen. Umsonst versuchte der Chalif noch andere gütliche Mittel, um Johann umzustimmen. Alles war vergebens; der Mönch verharrte unerschütterlich bei seinem ersten Entschluß.

Der Chalif legte sich nun auf Drohungen. Als Johann eines Sonntags — denn nur an diesem Tage und den großen Festen war es ihm und seinen Begleitern erlaubt unter Bewachung von zwölf Personen nach einer benachbarten Kirche zu gehen — auf dem Wege zu dieser Kirche war, wurde ihm ein Schreiben des Chalifen übergeben. Dasselbe war auf Schafsfell geschrieben und von ungewöhnlich großem Format. Johann ahnte nichts Gutes, steckte aber, um sich in der Andacht nicht stören zu lassen, es uneröffnet zu sich und las es erst nach dem Gottesdienst. Das Schreiben enthielt die härtesten Drohungen gegen Johann; wenn er nicht nachgäbe, so solle nicht er allein, sondern alle Christen in Spanien hingerichtet werden, der Chalif werde keinen schonen. „Bedenke," hieß es am Schluß, „wie die Seelen der Ermordeten dich vor Gott anklagen werden. Durch deine Hartnäckigkeit werden sie umkommen, die durch dich so leicht Glück und Friede erlangt hätten. Denn wärest du nicht so trotzig, so hättest du Alles von mir für sie erwirken können." Johanns Seele war voll Unruhe, nicht daß er vor dem Tode gebebt hätte, aber der Untergang so vieler Mitchristen erfüllte sein Herz mit schwerem Kummer. Da fiel ihm aber der Spruch ein: „Wirf deine Sorge auf den Herrn," und er wurde ruhig. Er hieß Garamaun Pergament und Schreibfeder nehmen und diktirte ihm ein langes Schreiben an den Chalifen, voll Muth und Vertrauen. Er sei als Gesandter, schrieb er, seines Königs erschienen und werde dessen Auftrag pünktlich ausrichten; darin etwas zu ändern, stehe nicht in seiner Macht, selbst Folter und Todesqualen würden ihn nicht davon abbringen können, auch wenn der Chalif ihm Tag für Tag eines seiner Glieder abreißen ließe; daß er den Tod nicht fürchte, habe er schon bewiesen; wenn aber um seiner Pflichttreue willen der Chalif die Christenheit in Spanien vertilgen wolle, so habe nicht er die Verantwortung dieses Blutes vor dem jüngsten Gerichte zu tragen, sondern dieses Blut würde

den Chalifen vor Gott als Mörder anklagen, während er und die um des Glaubens willen Hingeschlachteten das ewige Leben ererben würden; sei es jedoch Gottes Wille solche Frevelthat nicht zuzulassen, so könne er, der Allmächtige, durch ein Wunder ihn und die Gläubigen aus der Hand des Chalifen erretten.

Dieser Brief fand eine bessere Aufnahme, als Johann erwartet hatte. Abderrahman hatte genug von Ottos Macht und Willenskraft gehört, um zu wissen, daß er fernere Beleidigungen des Gesandten nicht ungestraft hingehen lassen würde; auch riethen angesehene Männer in seiner Nähe einen Ausweg zu suchen. Einer von diesen schlug vor Johann selbst zu befragen, wie der Knoten zu lösen sei. Der Chalif ging hierauf ein, und so wurde Johann um Auskunft angegangen, wie es möglich sei, die Auslieferung des königlichen Schreibens zu umgehen. Johann rieth, eine Gesandtschaft an König Otto zu schicken; die Verhaltungsbefehle, die diese ihm schriftlich überbringen würde, werde er unweigerlich befolgen.

Der Chalif nahm gern diesen Vorschlag an und ließ bekannt machen, wer sich der Sendung an König Otto unterziehen wollte, dem solle jede Belohnung werden, die er beanspruche. Es erbot sich hierzu ein gewisser Recemund, ein streng christlicher Mann, der aber, da er der lateinischen und arabischen Sprache in gleicher Weise mächtig war, in der Kanzlei des Chalifen angestellt war. Nachdem er sich über die Gefahren der Reise und die Aufnahme, die er bei Otto hoffen durfte, mit Johann besprochen hatte und durch denselben ermuthigt war, erklärte er sich bereit, das Wagniß zu unternehmen, wenn man ihm das eben erledigte Bisthum Elvira ertheile. Die Forderung wurde gewährt. Da er noch Laie war, erhielt er die geistlichen Weihen, wurde als Bischof eingesetzt und machte sich dann unverzüglich auf den Weg. Ohne große Beschwerde vollendete er die Reise. In zehn Wochen kam er nach Kloster Gorze, erfreute die Brüder dort durch Nachrichten von Johann, begab sich dann zum Bischof Adalbero von Metz und endlich an den königlichen Hof. Im März 956 wurde er Otto zu Frankfurt vorgestellt. Otto nahm ihn gütig auf und gewährte sein Anliegen. Johann erhielt neue Befehle: er solle den früheren Brief unterdrücken, die Geschenke überreichen, die Zurückziehung der räuberischen Schaaren von Garde-Frainet verlangen, ein Freundschaftsbündniß mit dem Chalifen schließen und dann seine Rückkehr beeilen. Zugleich schickte der König einen neuen Gesandten

mit mehreren Begleitern an den Chalifen ab, einen Mann von Verdun, mit Namen Dudo, der neue Geschenke mit sich nahm und ein neues Schreiben Ottos an den Chalifen, in dem alle Angriffe auf die Lehre Mohammeds vermieden waren. Recemund und Dudo beschleunigten ihre Reise; Ende März verließen sie das Kloster Gorze, in den ersten Tagen des Juni waren sie zu Cordova angelangt.

Als man die neuen Gesandten Ottos sogleich in den Palast des Chalifen führen wollte, wehrte er selbst dem und sagte: „Erst sollen die Gesandten, die so lange gewartet haben, mit ihren Geschenken vor mir erscheinen, dann erst will ich die neuen sehen; auch sollen diese mir nicht eher vor Augen kommen, als sie jenen trotzigen Mönch mit Nachrichten aus der Heimath von seinen Lieben und seinem Könige erfreut haben."

Johann sollte also nun vor dem Chalifen erscheinen, und man hieß ihn zu diesem feierlichen Empfang sich das Haar scheeren zu lassen, ein Bad zu nehmen und höfische Kleider anzulegen. Er weigerte sich aber etwas in seiner Tracht zu ändern. Da man dies dem Chalifen meldete und meinte, es fehle dem Mönch wohl an Geld, um sich bessere Kleider zu beschaffen, schickte der Chalif ihm zehn Pfund Silbers zum Ankauf des Nöthigen. Johann nahm das Geld, aber nur um es den Armen zu geben; er fügte hinzu: „Andere Kleider kann ich nicht anlegen, denn es ist wider die Regel meines Ordens." Als der Chalif dies vernahm, sprach er: „Daran erkenne ich den unbeugsamen Sinn des Mannes. Doch ich will ihn sehen, sollte er auch in einen Sack gehüllt vor mir erscheinen; er wird mir nur um so besser gefallen."

Am Tage der feierlichen Vorstellung entfaltete der Chalif den vollen Pomp seines Hofstaats. Der ganze Weg von dem Palast vor der Stadt, wo Johann wohnte, bis nach Cordova und innerhalb der Stadt bis zum Palast des Chalifen war auf beiden Seiten mit Kriegsvolk besetzt. Hier standen Fußsoldaten in fester Stellung, die Lanzen auf die Erde gestemmt; dort andere, die ihre Speere in die Luft warfen und kriegerische Schauspiele aufführten. Hinter ihnen waren leicht bewaffnete Reiter aufgestellt, und hinter diesen die schwerere Reiterei, die ihre Pferde kunstgerecht tummelte und mancherlei Schwenkungen machte. Voll Verwunderung und nicht ohne eine gewisse Furcht sahen die Gesandten das Alles: die ungewohnten Gestalten der Mauren und diese kriegerischen Uebungen, die Alles in dichte Staubwolken hüllten. Denn das Erdreich war — da es gerade in der Zeit der Sommersonnenwende war

— überaus trocken. Als die Gesandten zum Palast kamen, traten ihnen an der Schwelle vornehme Hofbeamte des Chalifen entgegen und führten sie ein. Der Vorhof und die Gemächer im Innern waren mit kostbaren Teppichen belegt und mit schönen Decken behangen. Am reichsten und stattlichsten aber war das Gemach geschmückt, wo der Chalif die Gesandten empfing, Fußboden und Wände wetteiferten hier an Glanz und Pracht mit einander. Einsam thronte er, wie ein Gott, hier in seiner Herrlichkeit, und nur Wenigen war es vergönnt ihm zu nahen.

Johann trat in dieses Gemach und fand den Chalifen auf einem überaus prächtigen Divan liegend, nach der Sitte seines Volks mit untergeschlagenen Beinen. Abderrahman reichte dem Mönch die innere Seite der Hand zum Kusse, eine Ehre, die nur den ausgezeichnetsten Personen widerfuhr; dann winkte er ihm auf einem bereitstehenden Sessel Platz zu nehmen. Nach einer langen, feierlichen Pause hub er an: „Ich weiß, daß du mir zürntest, weil ich dir so lange den Zutritt zu mir versagte; aber es wird dir nicht unbekannt sein, daß ich die Hindernisse, die dem entgegenstanden, nicht beseitigen konnte und daß ich am wenigsten aus Abneigung gegen dich so und nicht anders handelte. Deinen Muth und deine Umsicht habe ich kennen lernen und empfange dich daher nicht nur gern, sondern werde dir auch, was du von mir verlangst, bereitwillig gewähren." Johann, der erst seinem Unmuthe über die erlittene Unbill hatte Worte geben wollen, wurde durch die freundlichen Worte des Chalifen völlig umgestimmt, und alle Bitterkeit schwand aus seinem Herzen. Er antwortete daher: er sei allerdings durch die harten Drohungen der Männer, die der Chalif ihm gesandt, oft schwer bekümmert worden, aber er habe doch auch bei sich erwogen, daß es mit jenen Drohungen nicht so ernstlich gemeint sein könne; jetzt seien ja die Hindernisse, die man ihm drei Jahre lang in den Weg gelegt, beseitigt, und er habe keinen Grund anzunehmen, daß sie in der Abneigung gegen ihn begründet gewesen seien; alle Bitterkeit sei daher aus seinem Herzen entschwunden, und er fühle nur Dankbarkeit gegen den Chalifen, der ihm eine so glänzende Aufnahme bereitet habe; er preise einen Fürsten glücklich, der mit solcher Festigkeit des Willens so weise Mäßigung verbinde.

Dem Chalifen gefiel die Antwort Johanns ungemein wohl, und er schickte sich an ein tiefer eingehendes Gespräch mit dem merkwürdigen Klosterbruder anzuknüpfen. Dieser bat aber, man möge ihm erlauben,

die Geschenke Ottos zu überreichen, dann jedoch sofort die Erlaubniß zur Rückreise gewähren. Der Chalif verwunderte sich. „Warum," sagte er, „willst du dich so schnell jetzt von mir trennen? So lange hofften wir darauf uns zu sehen; kaum haben wir uns nun erblickt, so sollen wir schon, ohne uns kennen zu lernen, von einander scheiden? Bei dieser ersten Zusammenkunft hat das Herz dem Herzen sich nur wenig erschließen können, bei der zweiten werden wir uns besser begreifen, sehen wir uns aber zum dritten Mal, so werden wir uns völlig verstehen und innige Freundschaft schließen. Dann erst will ich dich deinem Herrn zurücksenden, und zwar mit solchen Ehren, wie es seiner und deiner würdig ist." Johann versprach länger zu bleiben, wenn der Chalif es wünschte. Darauf wurden Dudo und die zweite Gesandtschaft Ottos eingeführt, sie überreichten in Johanns Gegenwart die neuen für den Chalifen bestimmten Geschenke und wurden dann mit Johann zusammen entlassen.

Nach einiger Zeit wurde Johann wieder zum Chalifen beschieden, der sich mit ihm in ein vertrautes Gespräch einließ. Er sprach viel von der Macht und Klugheit, von der Streitmacht und der Zahl der Kriegsleute, dem Ruhm, Reichthum, der Kriegskunst und den glücklichen Erfolgen König Ottos, rühmte aber dabei auch gewaltig seine eigene Macht, und wie sein Heer stärker sei, als das irgend eines anderen Königs. Johann räumte Manches willig ein, was der Chalif zu seinem Ruhme sagte, um ihn nicht zu erzürnen, schloß seine Rede aber dennoch also: „Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so kenne ich auf der Welt keinen König, der soviel Land und tüchtige Ritterschaft besitzt, als unser König." Das war dem Chalifen nicht angenehm zu hören, doch unterdrückte er seinen Unmuth und sagte: „Mit Unrecht erhebst du deinen König so hoch." „Nun," erwiederte Johann, „das käme auf eine Probe an." „Wohl, es mag sein," fuhr der Chalif fort, „aber unleugbar ist es, daß er in einem Punkte wenig Klugheit verräth." „Und worin?" fragte Johann. „Darin," antwortete der Chalif, „daß er nicht die ganze Gewalt selbst in Händen behält, sondern den Seinen eine große Selbstständigkeit gewährt und ihnen Theile seines Reichs überläßt. Er glaubt wohl sie dadurch in größerer Treue und Folgsamkeit zu erhalten; aber darin irrt er sehr, denn er befördert nur den Uebermuth und die Widerspenstigkeit der Großen, wie sich dies jüngst noch an seinem Schwiegersohne gezeigt hat, der ihm den eigenen Sohn treulos verführte,

ſich als Rebell gegen ihn erhob und die Ungarn in das Land führte, um Alles mit Feuer und Schwert zu verheeren."

Was Johann dem Chalifen, der mit Scharfſinn die ſchwache Seite des deutſchen Reichs richtig erkannte, erwiedert und was er weiter am Hofe des Chalifen erreicht hat, wiſſen wir nicht; denn hier bricht leider unſer Bericht plötzlich ab. So viel ſteht indeſſen feſt, daß jene Niederlaſſungen der Araber in den Alpen nicht aufgegeben wurden. Doch gelang es den in der Nähe wohnenden chriſtlichen Fürſten allmählich ihre Macht zu brechen. Im Jahre 960 wurden die Araber vom Sanct Bernhard vertrieben, fünf Jahre ſpäter aus der Gegend von Grenoble verjagt, und als Otto zum dritten Male über die Alpen zog, hoffte er den Räubereien der Araber von Garde-Frainet für immer ein Ziel ſetzen zu können.

Abderrahman war bereits im Jahre 961 geſtorben und ihm ſein Sohn Alhakem II. gefolgt, unter deſſen milder Regierung Spanien nicht minder gute Tage ſah. Zwar entbrannte im Anfang derſelben der alte Kampf mit den chriſtlichen Staaten mit neuer Heftigkeit, aber ſchon im Jahre 965 wurde ein dauernder Friede mit ihnen geſchloſſen, und Alhakem wandte ſeine ganze Waffengewalt gegen die Fatimiden in Afrika, mit denen er bis an ſein Ende in unverſöhnlicher Feindſchaft lebte. Und ſchon wurde die wachſende Macht der Fatimiden auch von einer anderen Seite ernſtlich bedroht.

Das griechiſche Kaiſerthum war endlich aus langem Schlafe erwacht und hatte den Kampf gegen die Ungläubigen wie in Aſien, ſo in Sicilien von Neuem begonnen. Noch in den letzten Tagen des friedlichen Kaiſers Conſtantin hatte der Krieg ſeinen Anfang genommen und war mindeſtens im Oſten, an den Grenzen Klein-Aſiens, mit ſeltenem Glücke geführt worden. Nicht der furchtſame Kaiſer hatte ihn eröffnet, ſondern das Geſchlecht der Hamadaniden, die das Emirat in Syrien und Meſopotamien inne hatten und nur dem Namen nach noch dem Chalifen zu Bagdad gehorchten; von ihnen gezwungen hatte Byzanz die Waffen ergriffen. Nicht der Kaiſer, der ſeinen Palaſt und die Bücher nicht verließ, führte die Heere der Griechen, ſondern das kriegeriſche Geſchlecht

der Phocas, welches ſich in dieſen Kämpfen den glänzendſten Ruhm gewann. Hier zeigten ſich die Griechen noch einmal als würdige Erben des römiſchen Namens, und der Sieg begleitete überall die römiſchen Feldzeichen. Schon konnte man den Entſchluß faſſen die Inſel Kreta, von der die Araber ſeit langer Zeit alle Geſtade des griechiſchen Reichs ungeſtraft verheerten, anzugreifen und zu erobern. Nicephorus Phocas wurde gegen Kreta geſchickt, und in ſieben Monaten war die Eroberung der Inſel vollendet (960). Nach dieſer ruhmvollen That führte er ſeine Truppen nach den ſyriſchen Küſten, wo er mit ſeinem Bruder Leo eine Stadt nach der anderen ſich ihm zu ergeben zwang.

Mit minderem Glück kämpften indeſſen die Griechen gegen die Fatimiden in Sicilien und in den calabriſchen Bergen. Bald nach dem im Jahre 951 geſchloſſenen Waffenſtillſtand war der Chalif Almanſur geſtorben, und ihm ſein würdiger Sohn Abu Tamin Moad, mit Beinamen Almoëzz ed-dîn Allah, d. h. der Erhalter des göttlichen Geſetzes, gefolgt. Sobald die Zeit des Waffenſtillſtands abgelaufen war, ſchickte er im Jahre 956 ſeinen Feldherrn Omar mit einer Flotte ab, um Calabrien zu erobern. Die Griechen griffen, um die Araber von Italien fern zu halten, Sicilien an; mit größeren Anſtrengungen, als früher, führten ſie den Krieg, dennoch richteten ſie Nichts weiter aus, als daß ſie durch Tributzahlungen an die Araber ſich den unſicheren Beſitz Calabriens aufs Neue erkauften. Im Jahre 962 fiel auf Sicilien auch Taormina, welches die Griechen in den letzten Kämpfen wiedergewonnen hatten, in die Hände der Araber; dieſe waren im unbeſtrittenen Beſitz der ganzen Inſel, von der ſie Calabrien gleichwie eine ſichere Beute vor ſich liegen ſahen.

Klar war es, nur der Tapferkeit und dem Glück des Nicephorus dankten die Griechen die Triumphe, welche ſie im Kampfe gegen die Ungläubigen errangen, und ſchon war eine Prophezeiung im Schwange, der Beſieger Kretas werde den Thron der Kaiſer beſteigen. War es da zu verwundern, wenn alle Blicke ſich auf Nicephorus richteten, wenn er ſelbſt im Geiſte die verwegenſten Hoffnungen nährte!

Im Jahre 959 war nach einer langen, troſtloſen Regierung Kaiſer Conſtantin VII. geſtorben. Als man die Leiche erhob, um ſie zur Gruft zu tragen, ließ der Herold nach der Sitte den Ruf ertönen: „Erhebe dich, König der Welt, und gehorche dem Rufe des Königs der Könige!“ Doch dieſe hochtönenden Worte ſchienen wie ein Spott auf den willenloſen Monarchen, den man zu Grabe trug. Dem ſchwachen Vater folgte

ein ſchwacher Sohn, Romanus II., ein Jüngling von zwanzig Jahren. Hatte der Vater bei den Studien die Sorgen der Herrſchaft vergeſſen, ſo vergeudete der Sohn ſeine Tage im Ballſpiel und bei der Jagd. Die Regierung überließ er einem ränkevollen Verſchnittenen, Joſeph mit Namen, der von den niedrigſten Dienſten im Palaſte ſich zu den höchſten Hofämtern aufgeſchwungen hatte. Mit ihm theilte die Macht des Kaiſers Gemahlin Theophano, von niederen Eltern in Sparta geboren, ein ſchönes, ſtolzes Weib, voll von Leidenſchaft und verwegenem Muthe. Sie war ausſchweifend und von einer Gewiſſenloſigkeit, die vor keinem Frevel erbebte; aber ſie hatte Gefühl für den Ruhm, und es kümmerte ſie mehr als ihren ſorgloſen Gemahl, ob die Waffen der Griechen ſiegten oder unterlagen. Bald richtete auch ſie ihren Blick auf den ruhmgekrönten Nicephorus; ſchon im Jahre 962 ſtarb Romanus II., nicht ohne den Verdacht, daß Theophano ſeinen Tod beſchleunigt habe. Als ſie während der Minderjährigkeit ihrer Söhne Baſilius II. und Conſtantin IX., die dem Namen nach dem Vater folgten, nicht völlig freie Hand in den Staatsgeſchäften erhielt, verſtändigte ſie ſich ſofort mit Nicephorus, dem Sieger des Oſtens. Ihr Einfluß bewirkte, daß Nicephorus den unumſchränkten Befehl über die Kriegsmacht im Orient erhielt und dann nach Conſtantinopel berufen wurde. Durch einen prächtigen Triumph blendete er die Augen der Menge, unermeßliche Beute legte er in den Staatsſchatz nieder, dann kehrte er ſcheinbar befriedigt nach dem Oſten zurück. Aber alsbald verſammelte er hier ſeine geſammte Streitmacht, dem Anſchein nach um einen neuen großen Schlag gegen die Araber zu führen, in Wahrheit aber um ſich von den Truppen zum Kaiſer ausrufen zu laſſen. Als dies geſchehen war, führte er das Heer gegen Conſtantinopel, wo er die Krönung ertrotzte und dann Theophano die Hand reichte, indem er zugleich die Vormundſchaft über ihre Kinder übernahm, die in unſcheinbarer Stellung am Hofe blieben. Umſonſt widerſetzte ſich die Geiſtlichkeit der Ehe des Nicephorus; der Sieger über Kreta ließ ſich durch Hinderniſſe der Kirche nicht in ſeinen Plänen ſtören.

Ein kräftiger, mannhafter Kaiſer ſtand endlich wieder einmal an der Spitze der griechiſchen Chriſtenheit, und ſofort gewannen die Dinge eine andere Geſtalt. Die weichliche Pracht des Hofes verſchwand, und Alles nahm ein kriegeriſches Ausſehen an. Der Kaiſer war bereits einundfünfzig Jahre alt, aber ſeine Geſtalt war noch kräftig, wenn

auch unterſetzt und wenig einnehmend. Eine ſehr dunkele Geſichtsfarbe, lange, ſchwarze Haare, dunkele, träumeriſche Augen mit buſchigen Augenbrauen und eine ſtarkgebogene Naſe gaben ſeiner Erſcheinung etwas Finſteres und Schreckbares. Auf äußeren Schmuck legte er wenig Gewicht, auch ſeine Umgebung ſah er lieber in ärmlicher Kleidung als in prächtigen Gewanden. Er war karg gegen Jedermann bis zum Geiz; alle Geldmittel des Reichs, die noch immer ſehr bedeutend waren, nahm er für den Krieg zuſammen. Die Verwaltung war ſeit Jahrhunderten feſt geordnet, aber Manches hatte ſich in derſelben unter der ſchwachen Herrſchaft der früheren Kaiſer gelockert; ſtraff zog er die Zügel jetzt an und beſtrafte jede Willkür der Beamten mit Strenge. Die Steuern wurden erhöht, ſelbſt die Güter der Geiſtlichkeit mußten Abgaben entrichten. Deshalb und wegen ſeiner Ehe war der Klerus dem Kaiſer wenig geneigt, aber die Oppoſition des Patriarchen von Conſtantinopel und der Biſchöfe entkräftete er durch eine gefliſſentlich der Menge gezeigte übermäßige Strenge in allen Gebräuchen der Kirche. Er faſtete viel, trug ein härenes Kleid, was ihm geringe Ueberwindung koſtete, ſein Mund ſtrömte von frommen Worten über, und willig unterwarf er ſich ſelbſt den ſtrengſten Kirchenbußen. Dennoch achtete er in ſeinem Herzen jene Tugenden der Frömmigkeit und Devotion, welche die Geiſtlichen als die erſten des Herrſchers prieſen, überaus gering; die Tugenden des Kriegsmanns und Eroberers hatten in ſeinen Augen allein Bedeutung. Schon damals wußte man, daß ſich bei ihm unter dem Deckmantel der Religion nur ein tiefer Ehrgeiz verſtecke.

Sein ganzes Leben war Krieg und Waffenruhm. Im Oſten wurden zunächſt die Kämpfe gegen die Hamadaniden mit ganzer Kraft fortgeführt. Den Oberbefehl über die Truppen übertrug er hier einem ſeiner Vettern, Johannes Tzimiſces, einem Armenier, der ſich durch kriegeriſche Thaten bereits ausgezeichnet und auch die Thronbeſteigung des Nicephorus unterſtützt hatte. Mit großem Glück ſetzte Tzimiſces den Kampf fort, aber faſt alljährlich erſchien auch der Kaiſer ſelbſt bei dem Heere und führte es in Perſon gegen den Feind. Bis an die alten Grenzen des Römerreichs drang man vor; ſchon hoffte man nächſtens den Chalifen in Bagdad ſelbſt anzugreifen, die Stadt der Wunder zu plündern. Zugleich aber begann Nicephorus im Jahre 964 auch von Neuem den Kampf gegen die Fatimiden im Weſten. Er ſandte ein großes Heer unter ſeinem Vetter, dem Patricius Manuel, einem jungen, feurigen

Manne, der ſich durch glückliche Kriegsthaten hervorgethan hatte, nach Sicilien hinüber; die Flotte, welche die Truppen überſetzte, befehligte ein Verſchnittener, der Patricius Nicetas, ein älterer, vorſichtiger Feldherr. In der That kämpften auch hier zuerſt die Griechen mit großem Glücke: ſie nahmen Himera, Syracus, Taormina, Leontini, Meſſana ein, die ganze Oſtküſte kam in ihre Gewalt. Ahmed, damals Emir in Sicilien, wagte Anfangs ſo überlegenen Kräften nicht einmal die Spitze zu bieten; ſobald aber Moezz aus Afrika Verſtärkungen unter Haſan, dem erſten ſeiner Feldherren, geſchickt hatte, warfen die Araber ſich bei Rometta, das ſich im Vertrauen auf ſeine feſte Lage ſchon früher gegen ſie empört hatte, dem Landheere der Griechen entgegen. Hier wurde eine blutige Schlacht geſchlagen; zehntauſend Griechen blieben auf dem Platze, unter ihnen auch Manuel, der Führer des Heers. Darauf griffen die Araber auch die Flotte des Nicephorus an, nicht weit von der Meerenge wurde ſie gänzlich vernichtet, Nicetas in Feſſeln nach Afrika geſchleppt. Einen zweiten Verſuch zur Eroberung Siciliens machte der Kaiſer bald darauf, aber auch er hatte keinen beſſeren Erfolg.

Voll von Aberglauben war das Volk der Griechen. Man las die Zukunft in den Sternen, man trug ſich mit Prophezeiungen, in denen die Regierungsjahre jedes Kaiſers und die wichtigſten Ereigniſſe während derſelben vorhergeſagt ſein ſollten. Nur ſieben Jahre inneren Friedens hatten die Propheten dem Nicephorus gegeben, aber während dieſer Zeit Sieg gegen die Abbaſiden im Oſten verheißen; die Sarazenen in Sicilien dagegen, ſo hieß es, würden nicht den Griechen, ſondern den Franken, d. h. den abendländiſchen Chriſten, erliegen. Dies verkündete namentlich eine Weiſſagung, welche von einem Biſchof von Sicilien, mit Namen Hippolyt, herrühren ſollte. Es waren hier die geheimnißvollen Worte hinzugefügt: „Der Löwe und ſein Junges werden den Waldeſel verjagen.“ Dieſe Worte erklärten die Einen ſo, Nicephorus würde im Bunde mit Otto die Macht des Moezz vernichten, Andere, Otto und ſeinem Sohne ſei es beſchieden, die Macht der Fatimiden zu brechen. Solche Weiſſagungen ſollen den Griechen und Arabern im Kampfe gegenwärtig geweſen ſein, und den Muth dieſer gehoben, die Freudigkeit jener gebrochen haben.

Nicephorus glaubte ſolchen Dingen wenig, und auch nach harten Verluſten gab er die Hoffnung Sicilien wiederzugewinnen und Italien zu behaupten nicht auf. Neue Schwierigkeiten umringten ihn von allen

Seiten, aber ſie ſchreckten mit Nichten ſein feſtes Gemüth. Im Jahre 966 kamen Geſandte der Bulgaren nach Conſtantinopel; der Kral Peter verlangte den Tribut, den ſeit langer Zeit die Kaiſer den Bulgaren entrichteten. Nicephorus gerieth über dieſe Forderung in gewaltigen Zorn. „Haben wir deshalb," ſagte er, „ſo große Siege erfochten, um dieſem ſchmutzigen und armſeligen Volk der Bulgaren Tribut zu zahlen?" Und ſeinen alten Vater Bardas anblickend, fuhr er fort: „Haſt du denn einen Sklaven erzeugt? Wie? Ich, der Kaiſer und Herr der Römer, ſoll dienſt- und zinspflichtig dieſem ſchmutzigen Bulgarenvolk ſein?" Auf das Aergſte wurden die Geſandten mißhandelt, dann ſagte er ihnen: „Gehet und meldet eurem Könige im Schafpelze, ich, der erlauchte Kaiſer der Römer, würde zu ihm kommen, um ihm zu geben, was ihm gebührt." Kurze Zeit darauf zog Nicephorus gegen die Bulgaren; aber die Kriegsführung in den Gebirgen des Balkan war ſchwierig, und er hielt es bald für räthlicher, die Ruſſen gegen die Bulgaren zu erkaufen. Mit einer Flotte und einem Heere von 60,000 Mann landete der Ruſſenfürſt Swiätoſlaw, noch ein Heide, an den Küſten der Bulgarei; der Kral Peter konnte ſolcher Macht keinen Widerſtand entgegenſetzen und ſuchte jetzt ſogar den Schutz des Nicephorus nach.

Aber ſchon murrte man in Conſtantinopel ſelbſt über den kriegsluſtigen Kaiſer, der ſich von Kampf in Kampf ſtürzte. Um das weichliche Volk an den Anblick der Waffen zu gewöhnen, ließ Nicephorus im Circus ein großes Reitergefecht aufführen; das Volk erſchrak über das ungewohnte Schauſpiel, Alles ſtürzte aus dem Circus, und in dem Gedränge fanden Viele den Tod. Bald darauf brach ein Aufſtand in der Stadt aus; man warf auf den Kaiſer mit Steinen. Doch er blieb ruhig in dem Tumult der Menge, nicht einmal die gerichtliche Verfolgung der Ruheſtörer gab er zu. Sobald der Sturm ſich gelegt hatte, waren Gefahr und Beſchimpfung von ihm vergeſſen, und unerſchrocken ging er auf der Bahn weiter, die er einmal betreten hatte.

Das war der Mann, mit dem ſich jetzt Kaiſer Otto verbünden und über die Anſprüche des morgenländiſchen Reichs auf Italien auseinanderſetzen wollte. Auch Nicephorus wünſchte Friede und Freundſchaft mit dem neuen Kaiſer des Abendlands und hatte deshalb im Jahre 967 die ſchon erwähnte Geſandtſchaft nach Ravenna geſendet, aber es war von einem Manne ſeiner Art nicht zu erwarten, daß er um des Friedens willen irgend ein Beſitzthum oder Recht, das Byzanz bis dahin

behauptet hatte, gutwillig aufgeben würde. Kaum vernahm er daher, daß Otto die Fürſten von Benevent und Capua in Lehnspflicht genommen habe, ſo entſandte er ein griechiſches Heer nach Bari und rüſtete ſich ſelbſt dem Heere zu folgen. Die Geſandtſchaft, die Otto unter dem Venetianer Dominicus abgeſandt hatte, fand den Kaiſer bereits in Macedonien auf dem Wege nach dem Weſten und konnte ihn von der Fortſetzung ſeiner Reiſe nur durch das Verſprechen abhalten, daß Otto auf keine Weiſe die Rechte des morgenländiſchen Reichs antaſten, das Gebiet des Kaiſers nicht mit Waffengewalt angreifen würde. Dominicus verbürgte den Griechen mehr, als er Auftrag hatte; aber er brachte es dadurch wirklich dahin, daß Nicephorus der Werbung um die Hand der Theophano für den jungen Otto Gehör ſchenkte. Auf die Bedingung, daß Otto auf die Beſitzungen des morgenländiſchen Reichs in Italien keinen Anſpruch erhebe, zeigte Conſtantinopel ſich bereit Freundſchaft und Friede mit dem Abendreiche durch die Ehe des ſächſiſchen Kaiſerſohns mit einer im Purpur geborenen kaiſerlichen Fürſtin zu beſiegeln.

Nicephorus kehrte nach Conſtantinopel zurück und gab den Krieg gegen Otto auf, aber er traute dem Sachſen und den Verhältniſſen Italiens mit Nichten. Deshalb ſchloß er ſogar mit den Fatimiden Frieden, während er die Kämpfe gegen die Araber im Oſten unausgeſetzt fortführte. Er überließ den Fatimiden Sicilien, löſte die Gefangenen aus und gab dem ketzeriſchen Chalifen in Afrika als koſtbares Geſchenk ein Schwert, das der Prophet einſt im heiligen Kampfe geführt hatte und im Kampfe gegen die Hamadaniden von den Griechen erbeutet war.

Während Kaiſer Otto ſich im Sommer des Jahrs 967 im nördlichen Italien aufhielt, ſaß ſein Sohn zum erſten Male einem Reichstage in Worms vor; man wollte hier in dem vierzehnjährigen Knaben eine hohe Geſinnung und große Klugheit entdecken. Bald darauf machte ſich der junge König auf den Weg nach Italien; mit einem ſtattlichen Gefolge zog er über den Brenner und kam am 25. October zu Verona an, wo ihn ſein kaiſerlicher Vater mit König Konrad von Burgund und allen Großen Italiens empfing. In der zahlreichen und

glänzenden Verſammlung, die Verona vereinigte, wurden mannigfache Reichsgeſchäfte verhandelt, namentlich ein wichtiges Geſetz für die Lombarden feſtgeſtellt, nach dem bei Beſitzſtreitigkeiten, wenn die ſonſtigen Beweiſe unzureichend waren, nicht mehr der Eid, ſondern der Zweikampf entſcheiden ſollte. Dieſes Verfahren, dem alten Herkommen der deutſchen Stämme entſprechend und beſonders bei den Sachſen noch üblich, in Italien zu erneuern ſchien um ſo nöthiger, als ſich bei dem ſittlichen Verfall des Landes die Zahl der Meineide auf eine erſchreckende Weiſe vermehrt hatte. Als Vater und Sohn am 1. November das Feſt aller Heiligen noch zu Verona gefeiert hatten, begaben ſie ſich nach Mantua und von dort zu Schiff nach Ravenna. Schnell brachen ſie dann nach Rom auf, in deſſen Nähe ſie bereits am 21. December eintrafen.

Faſt eine Meile vor den Thoren kamen der Adel und die Stadtmiliz im feierlichen Zuge mit Kreuzen und Fahnen unter Lobgeſängen den Ottonen entgegen und geleiteten ſie in die Stadt. An den Stufen der Peterskirche empfing ſie der Papſt auf das Ehrenvollſte und krönte dann am Weihnachtsfeſte den jungen Otto zum römiſchen Kaiſer. Alles Volk, die Deutſchen wie die Römer, jubelte laut, Alles freute ſich der Eintracht zwiſchen Kaiſer und Papſt, zwiſchen Kirche und Reich, und ſah in der den Sachſen geſicherten Herrſchaft eine Bürgſchaft für eine glückliche Zukunft. In dieſer Freudenzeit gedachte der Kaiſer abermals der Miſſion unter den Heiden. Da ſich der Erhebung Magdeburgs zum Erzbisthum noch immer nicht zu bewältigende Schwierigkeiten in den Weg ſtellten, begnügte er ſich jedoch damit, für die Lauſitzer und die Slawen, die jenſeits des Bobers bis zu den Quellen der Oder wohnten, ein beſonderes Bisthum zu errichten. Der Sitz deſſelben ſollte zu Meißen bei dem dort errichteten Kloſter des heiligen Johannes ſein und das Bisthum in der Folge dem Erzbisthum Magdeburg untergeordnet werden. Auf einer Synode, die der Papſt in den erſten Tagen des Jahrs 968 zu Rom hielt, wurde das neue Bisthum in das Leben gerufen, und die Bulle, die deshalb der Papſt erließ, mußten, damit ſie vor jedem Angriff um ſo geſicherter wäre, der junge Otto und ſiebenunddreißig Biſchöfe unterſchreiben.

Der alte Kaiſer hatte die Nachfolge ſeines Sohns geſichert, wie aber ſtand es mit der Vermählung deſſelben? Noch hoffte er gütlich die Kaiſertochter von Byzanz dem Sohne zu gewinnen. Dominicus von Venedig war von ſeiner Geſandtſchaft zurückgekehrt, und wie wenig er

auch ſeinen Vorſchriften ſonſt entſprochen haben mochte, er brachte die Hoffnung zurück, Theophano werde dem jungen Kaiſer zugeführt werden. Aber noch war ſie nicht erſchienen, und als im Januar ſich Otto von Rom nach Capua zu Pandulf begab, wurde ihm die Ankunft einer neuen Geſandtſchaft vom Nicephorus gemeldet. Es waren ſehr angeſehene Männer vom Hofe zu Byzanz abgeſchickt, und Otto glaubte daran zu erkennen, daß Nicephorus an der Freundſchaft mit ihm ernſtlich gelegen ſei. Wie er die Lage der Dinge anſah, erhellt aus einem uns erhaltenen Schreiben vom 18. Januar 968, das er von Capua aus an ſeine Befehlshaber in Sachſen richtete. „Es ſind Geſandte des Kaiſers von Conſtantinopel," ſchreibt er, „auf dem Wege zu uns, ſehr vornehme Männer, und man verlangt, wie wir hören, angelegentlichſt nach einem guten Vernehmen. Wie ſich aber auch die Sache geſtalten möge, einen offenen Kampf mit uns wird man nicht wagen. Werden wir nicht einig, ſo werden die Griechen Apulien und Calabrien, welche Provinzen ſie bis jetzt noch behauptet haben, hergeben müſſen; geben ſie indeſſen unſeren Wünſchen nach, ſo wollen wir im nächſten Sommer unſere Gemahlin und unſeren Sohn nach Franken ſenden, ſelbſt aber nach Frainet gehen, um die Sarazenen dort zu vernichten, und dann zu euch kommen." Als die Geſandten bei Otto eintrafen, ſtießen die Verhandlungen jedoch auf erhebliche Schwierigkeiten, da Dominicus bei ſeiner Sendung Ottos Vollmachten überſchritten hatte. Wir ſind über die ſtreitigen Punkte nicht unterrichtet, aber man wird kaum irren, wenn man ſie in den langobardiſchen Fürſten Unteritaliens ſucht. Pandulf und Landulf waren ſchon tief in die Politik Ottos verflochten; er konnte und wollte ſie nicht der Lehnspflicht entlaſſen, andererſeits aber auch Nicephorus nicht die ſeit einem Jahrhundert behauptete Oberherrſchaft der Griechen über die langobardiſchen Fürſtenthümer aufgeben.

Die Verhandlungen mit den griechiſchen Geſandten führten zu keinem Erfolge, und ſchon glaubte Otto ſich bei dem ganzen Handel betrogen. Da er daran verzweifelte Theophano auf gütlichem Wege für ſeinen Sohn zu gewinnen, ſollten die Griechen nun Apulien und Calabrien hergeben; ohne Kampf hoffte er dieſe Länder ihnen abnehmen zu können. Nachdem er noch zu Capua eine Zuſammenkunft mit dem Fürſten Giſulf von Salerno gehabt hatte, den er auf ſeine Seite zu ziehen ſuchte, ging er nach Benevent und rückte bereits im Anfang März in Apulien, in das Land der Griechen, mit Heeresmacht ein.

Nirgends ſtieß der Kaiſer im Anfang auf Widerſtand, ſchnell drang er bis Bari, der Hauptſtadt des Landes, vor. Bari aber war von den Griechen beſetzt und weigerte ſich ihm die Thore zu öffnen. Otto ſah ſich genöthigt die Stadt einzuſchließen und zu belagern; die Belagerung verſprach jedoch geringen Erfolg, da die Stadt ihre Verbindungen zur See unterhielt und Otto ohne die Unterſtützung einer Flotte dieſe nicht unterbrechen konnte. Um einen langen zweckloſen Kampf zu vermeiden, beſchloß der Kaiſer noch einmal den Weg der Verhandlungen zu betreten. Er verließ deshalb das Gebiet der Griechen; ſchon in den erſten Tagen des Mai war er wieder in der Mark von Camerino.

Auf den Entſchluß des Kaiſers hatte beſonders der Geſchichtsſchreiber Liudprand eingewirkt, dem damals die glücklichſten Tage glänzten. Durch wichtige Dienſte in den Streitigkeiten mit dem Papſtthum und durch ſeine gewandte Feder hatte er ſich die Gunſt des Kaiſers in hohem Grade gewonnen. Der Biſchof von Cremona war einer der angeſehenſten Männer am Hofe Ottos, der mit ihm nicht nur über die Angelegenheiten Italiens, ſondern auch über die Verhältniſſe des griechiſchen Reichs, die Liudprand durch ſeinen früheren Aufenthalt in Conſtantinopel wohl bekannt waren, häufig zu Rathe ging. Liudprand erbot ſich nun auch ſelbſt die Maßregel, die er angerathen hatte, durchzuführen. Im Vertrauen auf ſeine Verbindungen am griechiſchen Hofe, ſeine Kenntniß der Landesſitten und Landesſprache, ſeine Schlauheit und Geſchäftsgewandtheit hielt er ſich für den rechten Mann, Otto und Nicephorus auszuſöhnen und durch die Vermählung der Theophano mit dem jungen Kaiſer den Bund des Oſt- und Weſtreichs zu beſiegeln; der glänzende Waffenruhm Ottos würde überdies, wie er hoffte, ſeinen Worten in Conſtantinopel willigen Eingang verſchaffen. Ohne Frage beſaß er wichtige und zu jener Zeit im Abendlande ſeltene Eigenſchaften, die ihn zu dem freiwillig übernommenen Geſchäfte befähigten, aber es fehlte ihm nur zu ſehr an jener ſittlichen Größe, welche einſt dem armen lothringiſchen Mönch zu Cordova ſo große Achtung gewonnen hatte. Liudprand war jähzornig, ſchmähſüchtig, eitel und fand an nichtigen Dingen nur allzugroßes Gefallen. Nicht mit der Selbſtbeherrſchung und dem Ernſte, die ein ohnehin ſo ſchweres Geſchäft erforderte, führte er ſeine Sache zu Conſtantinopel, und Nichts war natürlicher, als daß er ſein Ziel nicht erreichte und überdies vielfache Kränkungen erfahren mußte.

Es ist der Bericht Liudprands über diese seine Sendung, den er schon auf seiner Rückreise für Otto und Adelheid abfaßte, uns erhalten; er ist mit der in Gift getauchten Feder eines tödtlich erbitterten Feindes geschrieben, aber er ist eines der merkwürdigsten Aktenstücke jener Zeit und verbreitet über die Verhältnisse des griechischen Reichs wie die Machtstellung Ottos so viel Licht, daß er in seinen wesentlichen Theilen hier mitgetheilt zu werden verdient.

Liudprands Gesandtschaftsbericht an Otto und Adelheid.

Am vierten Juni — so berichtet Liudprand — kamen wir zu Constantinopel vor dem goldenen Thore an und mußten daselbst bis zur elften Stunde des Tags mit unseren Pferden trotz eines starken Regens warten. Erst um die elfte Stunde ließ uns Nicephorus und zwar zu Fuß einziehen, denn er meinte, daß wir, obschon durch eure Milde so reich geschmückt, nicht würdig seien, zu Pferde unseren Einzug zu halten. Wir wurden darauf in einen sehr großen Marmorpalast geführt, der aber verfallen war und der Witterung so offen stand, daß wir weder vor Hitze noch vor Frost geschützt waren. Bewaffnete Wächter umstellten uns, die meinen Begleitern den Ausgang, allen Andern den Zutritt wehrten. Wir waren allein in diesem Hause, von aller Gesellschaft entblößt, und zum Unglück war dasselbe überdies so weit von dem kaiserlichen Palast entfernt, daß uns auf dem Wege dahin, den wir immer zu Fuß machen mußten, der Athem verging. An Trinkwasser fehlte es in unserer Wohnung, und wir konnten es nicht einmal für Geld kaufen; den Wein der Griechen aber vermochten wir nicht zu trinken, da er mit Pech, Harz und Gyps gemischt ist. Die größte Plage war jedoch der Aufseher dieses Hauses, der für unsere täglichen Bedürfnisse sorgen sollte, ein so nichtswürdiger Mensch, daß man seinesgleichen kaum in der Hölle finden wird; was er an Schaden, Erpressungen, Kummer und Leid gegen uns ersinnen konnte, wurde er nicht müde zu thun, und von den 120 Tagen, die wir hier weilten, verging uns nicht einer ohne Klagen und Seufzen.

Am 6. Juni, dem Sonnabend vor Pfingsten, wurde ich zu dem Bruder des Kaisers, dem Curopalaten und Logotheten*) Leo, geführt,

*) Bezeichnungen hoher Hofämter, etwa Hofmarschall und Kanzler.

mit dem ich einen harten Streit über euren kaiserlichen Titel zu bestehen hatte. Denn er nannte euch nicht mit dem griechischen Worte Basileus, sondern mit einer gewissen Nichtachtung gab er euch den lateinischen Namen Rex. Da ich ihm bemerklich machte, dies seien nur verschiedene Worte, welche dieselbe Würde bezeichneten, sagte er, ich sei wohl des Streits und nicht des Friedens halber gekommen. Darauf stand er auf und nahm in wirklich empörender Weise euer Schreiben nicht selbst an, sondern ließ es mich seinem Dolmetscher übergeben. Dieser Leo ist ein Mann von sehr langer Statur; ein Mensch voll erheuchelter Demuth, aber wehe dem, der sich auf ihn verläßt!

Am folgenden Tage, dem heiligen Pfingsttag selbst, wurde ich in den Krönungssaal, den die Griechen Stephana nennen, vor Nicephorus geführt. Ich fand in ihm gleichsam ein Ungethüm, einen Zwerg mit dickem Kopfe, kleinen Maulwurfsaugen, einem kurzen, breiten, dichten und halbgrauen Barte, einem ganz kurzen Hals und sehr langen und struppigen Haaren, von Gesichtsfarbe gleich einem Mohren, kurz, man möchte ihm um Mitternacht nicht begegnen. Er ist sehr beleibt, die Hüften sind im Verhältniß zu seiner Größe lang, die Schienbeine aber und Füße kurz. Er trug ein altes, vom Gebrauch abgenutztes und ausgebleichtes Staatskleid von Byssus und sicyonische Schuhe. Seine Redeweise ist polternd, aber er ist schlau wie ein Fuchs und an Lügen und falschen Schwüren ein zweiter Ulysses. — Liudprand kann sich beim Anblick des Kaisers nicht enthalten Ottos und seines kaiserlichen Sohns zu gedenken. „O, meine erlauchten Herren Kaiser," ruft er aus, „ihr seid mir immer schön, immer glänzend, mächtig, gnädig und tugendreich erschienen, aber um wie viel mehr von diesem Augenblick an!" — Zur Linken des Nicephorus, fährt er dann weiter fort, aber nicht in derselben Linie mit ihm, sondern weit hinten, saßen die beiden kleinen Kaiser, einst seine Herren, jetzt seine Unterthanen.

Das Gespräch begann Nicephorus mit folgenden Worten: „Es gebührte sich, und es war sogar unser Wunsch, dich gnädig und ehrenvoll zu empfangen, aber das ungebührliche Betragen deines Herrn erlaubt es uns nicht. Er hat durch feindlichen Einfall Rom an sich gerissen, Berengar und Adalbert wider Recht und Gesetz ihr Reich genommen, von den Römern manche durch Schwert und Strang hinrichten lassen, andere geblendet und überdies Städte unseres Reichs mit Mord

und Brand heimgesucht und sich zu unterwerfen gesucht. Nun aber, da er seine bösen Absichten nicht zu erreichen vermochte, stellt er sich, als wolle er Frieden halten, und sendet dich, der die Triebfeder aller jener Bosheiten war, als Kundschafter zu uns.“ Ich antwortete ihm dagegen: „Die Stadt Rom hat mein Herr nicht mit Gewalt oder wie ein Tyrann eingenommen, sondern sie von dem Joch ihres Tyrannen oder vielmehr ihrer Tyrannen befreit. Denn herrschten nicht Weiberknechte, oder, was noch schlimmer ist, Buhlerinnen über sie? Damals schlief, wie ich glaube, deine oder vielmehr deiner Vorgänger Macht, die sich zwar dem Namen nach, aber nicht mit Wahrheit römische Kaiser nannten. Wenn sie Macht hatten und Kaiser von Rom waren, warum ließen sie Rom in die Hand von buhlerischen Weibern fallen? Sind nicht einige sogar von den hochheiligen Päpsten verjagt, andere so bedrängt worden, daß sie nicht einmal ihren täglichen Lebensunterhalt und das Geld für die Armenpflege gewinnen konnten? Schrieb nicht Adalbert an deine Vorgänger, die Kaiser Romanus und Constantin, einen Brief voll Schmähungen? Plünderte er nicht die Kirchen der hochheiligen Apostel? Wer von euch Kaisern hat sich da der Sache Gottes angenommen, wer ein so freches Unterfangen gerächt und die Kirche wieder zu ihren alten Ehren gebracht? Ihr übersaht es, aber nicht mein Herr, der von den Enden der Welt aufbrach und nach Rom zog, die Gottlosen aus dem Wege räumte und den Stellvertretern der heiligen Apostel ihre Macht und ihre Ehre zurückgab. Nachher hat er allerdings diejenigen, die sich gegen ihn und ihren apostolischen Herrn erhoben, als Eidbrüchige und Tempelschänder, die sich gegen die Päpste Raub und Mißhandlungen hatten zu Schulden kommen lassen, mit Schwert und Strang hinrichten lassen oder in die Verbannung geschickt, aber dies geschah nach den Gesetzen des Justinianus, Valentinianus, Theodosius und der anderen römischen Kaiser. Gottlos, ungerecht, grausam, ein Tyrann würde er sein, wenn er dies nicht gethan hätte! Weltkundig ist ferner, daß Berengar und Adalbert seine Vasallen geworden waren, das Königreich Italien mit einem goldenen Scepter aus seiner Hand zu Lehen empfangen und in Gegenwart deiner Knechte, die noch leben und in dieser Stadt sich aufhalten, ihm den Eid der Treue geleistet hatten. Da sie aber auf Eingebung des Teufels ihr Wort brachen, nahm ihnen mein Herr mit Recht ihre Herrschaft; denn sie waren Verräther und Rebellen, und gerade ebenso würdest du mit solchen verfahren, die sich dir erst

unterworfen und dann empört hätten." „Aber," sagte er, „ein Vasall Adalberts, der hier ist, stellt dies in Abrede." „Sagt er etwas Anderes," fuhr ich fort, „so soll einer von meinen Mannen, wenn du es befiehlst, morgen im Zweikampf die Wahrheit meiner Worte erhärten." „Gut," erwiederte er, „dein Herr mag darin, wie du sagst, nach seinem Rechte gehandelt haben; aber sage an, weshalb suchte er ein Land meines Reichs mit Feuer und Schwert heim, während wir in Friede und Freundschaft lebten und durch eine Vermählung unserer Häuser unseren Bund zu befestigen gedachten?" Ich antwortete: „Das Land, von dem du sagst, es gehöre zu deinem Reiche, ist, wie die Abstammung der Bewohner und die Sprache zeigen, ein Bestandtheil des italischen Reichs. Auch haben es die Langobarden erobert, und Ludwig, der Kaiser der Langobarden und Franken, dasselbe durch eine blutige Schlacht den Sarazenen entrissen. Sieben Jahre hat es Landulf, der Fürst von Capua und Benevent, nach dem Recht der Eroberung beherrscht, und es würde seiner und seiner Nachfolger Botmäßigkeit sich bis auf den heutigen Tag nicht entzogen haben, wenn nicht der Kaiser Romanus für unermeßliches Geld die Freundschaft unseres Königs Hugo erkauft hätte. Dies war nämlich der Grund, weshalb er seinen Enkel, der seinen Namen trug, mit einer unehelichen Tochter unseres Königs Hugo vermählte. Aber fürwahr nicht der Machtlosigkeit, sondern nur der Freundschaft meiner Herren hast du es zuzuschreiben, daß er dir dieses Land so viele Jahre nach Italiens und Roms Erwerbung belassen hat. Mit dem Freundschaftsbunde aber, den du durch eine Vermählung, wie du sagst, befestigen wolltest, glauben wir, daß es nicht ernst und ehrlich gemeint ist; du gedenkst dadurch nur einen Waffenstillstand zu erlangen und die Entscheidung hinzuziehen, was du uns weder zumuthen solltest, noch wir zugeben können. Um jedoch ohne allen Rückhalt zu reden: mein Herr schickt mich zu dir, daß du, wenn es dein Wille ist die Tochter des Kaisers Romanus und der Kaiserin Theophano seinem Sohne, dem erlauchten Kaiser Otto, zur Ehe zu geben, mir dies eidlich angelobst, wogegen ich dir dann andererseits eidlich bekräftigen soll, daß er zum Entgelt und Dank dir bestimmte Zugeständnisse machen wird. Die beste Bürgschaft für seine aufrichtige Gesinnung hat er dir darin gegeben, daß er Apulien, welches er schon völlig in seiner Gewalt hatte, räumen ließ, und zwar geschah dies, wie dies ganz Apulien weiß, auf *meinen* Rath, dem du so viel Böses zuschreibst."

„Es ist schon die zweite Stunde vorbei," sagte Nicephorus, „und die Festprocession muß gehalten werden; wir können jetzt die Sache nicht fortführen, aber wir werden dir auf alles dies antworten, sobald es uns gelegen ist."

Der Festaufzug war eben nicht glänzend. Eine große Menge von Krämern und gemeinem Volk, die zum Fest herbeigekommen waren, standen zum feierlichen Empfange des Nicephorus vom Palast bis zur Sophienkirche, sie faßten die beiden Seiten des Wegs ein und waren mit dünnen Schildchen und erbärmlichen Wurfspießen geschmückt, zum großen Theil aber barfuß. Die Hofleute, die in der Procession den Kaiser begleiteten, trugen große Mäntel, die jedoch vom Alter ganz durchlöchert waren. Es wäre besser gewesen, sie wären in ihren Hauskleidern gekommen; diese Staatskleider waren schon zu ihrer Großväter Zeiten nicht neu gewesen. Schmuck an Gold und Edelsteinen trug nur der Kaiser selbst; der Ornat, für die Figur seiner Vorfahren eingerichtet, entstellte ihn nur noch mehr. Man führte auch mich zur Kirche, um die Procession mit anzusehen, und gab mir auf dem Chor bei den Sängern einen Platz. Als nun jenes Ungethüm herankroch, stimmten die Sänger an: „Siehe, der Morgenstern kommt, Eous erhebt sich und verdunkelt durch seinen Schein die Strahlen der Sonne, der bleiche Tod der Sarazenen, Nicephorus, der Herrscher erscheint!" Auch sang man: „Nicephorus, dem Herrscher, seien viele Jahre beschieden! Ihn ehret, alle Völker, und beugt euren Nacken dem mächtigen Fürsten!" Unter solchen speichelleckerischen Gesängen trat er, gewaltig sich aufblähend, in die Sophienkirche ein; die jungen Kaiser, seine Herren, folgten ihm weit hinten nach und fielen vor ihm beim Friedenskusse bis auf die Erde nieder. Sein Waffenträger steckte dann nach der Sitte in der Kirche an einem Pfeil, der auf einem Rohr befestigt, eine Zahl auf, die angiebt, wie lange der Kaiser regiert.

An diesem Tage lud mich Nicephorus auch zur Tafel. Er meinte aber, ich sei nicht würdig, vor einem seiner Hofleute meinen Platz zu nehmen, und so erhielt ich erst die fünfzehnte Stelle von ihm und nicht einmal ein Tischtuch; von meinen Genossen war keiner bei Tische, ja nicht einmal im Palast zugegen. Bei der Mahlzeit, die sich lange hinzog und bei der es schmutzig herging, wie unter Trunkenen, wo es von Oel troff und von abscheulicher Fischlake, richtete er viele Fragen an mich über eure Macht, eure Reiche und euer Heer. Da ich ihm der

Wahrheit gemäß darauf antwortete, rief er aus: „Du lügst! Die Kriegsmannen deines Herrn verstehen weder das Reiten noch den Kampf zu Fuße; ihre großen Schilde, schweren Panzer, langen Schwerter und gewichtigen Helme hindern sie bei beiden Kampfarten. Es hemmt sie auch" — fuhr er lachend fort — „die Gefräßigkeit, denn der Bauch ist ihr Gott, ihr Muth Trunkenheit, ihre Tapferkeit Rausch; Fasten ist ihr Untergang und Nüchternheit ihr Entsetzen. Auch hat dein Herr keine Flotte auf der See. Eine tüchtige Seemacht habe ich allein, und ich will ihn mit meiner Flotte angreifen, seine Städte an der See zerstören und Alles, was an den Flüssen liegt, in einen Schutthaufen verwandeln. Und auch zu Lande kann er mir mit seiner geringen Heeresmacht nicht Stand halten. Er hatte seinen Sohn und seine Gemahlin bei sich, alle Sachsen, Schwaben, Baiern und Italiener begleiteten ihn, und doch vermochten sie nicht eines meiner Städtchen, das sich widersetzte, zu nehmen; ja das konnten sie nicht, und wie will er mir Widerstand leisten, wenn ich mit so vielen Leuten, als Sterne am Himmel und Wogen bei stürmischer See sind, gegen ihn anrücke?" Als ich ihm hierauf eine Antwort, wie er sie verdiente, ertheilen wollte, ließ er mich nicht zu Worte kommen, sondern sagte, um mich zu verhöhnen: „Ihr seid ja gar keine Römer, sondern Langobarden!" Ich gerieth in Zorn, und obgleich er noch weiter reden wollte und mir zu schweigen winkte, brach ich los: „Romulus, von dem die Römer den Namen tragen, war ein Brudermörder und Bastard; er eröffnete eine Freistätte für böse Schuldner, ausgerissene Sklaven, Mörder und andere Verbrecher, die den Tod verdient hatten, und diesen seinen Anhang nannte er Römer. Solcher edlen Abkunft sind diejenigen, die ihr die Herren der Welt nennt, die wir aber, d. h. die Langobarden, Sachsen, Franken, Lothringer, Baiern, Schwaben und Burgunder so tief verachten, daß wir im Zorn gegen unsere Feinde kein anderes Schimpfwort kennen, als: „Du Römer!" Denn jede Feigheit und Niederträchtigkeit, Geiz, Ueppigkeit, Lug und Trug, kurz alle Laster fassen wir in diesem einen Worte zusammen. Wenn du uns aber unkriegerisch und ungeschickt im Reiten nennst, so werden dir, wenn die Sünden der Christenheit es verschulden sollten, daß du in deiner Hartnäckigkeit verharrst, die nächsten Kämpfe bald zeigen, was ihr für Leute seid und ob wir zu kämpfen wissen." Da winkte mir Nicephorus höchst aufgebracht Stillschweigen zu, befahl die lange, aber sehr schmale Tafel aufzuheben und hieß

mich nach meiner abscheulichen Wohnung, d. h. meinem Kerker zurückkehren.

Zwei Tage nachher verfiel ich theils vor Aerger, theils in Folge der Hitze und des Durstes in eine heftige Krankheit. Auch meine Begleiter, welche dieselben Leiden durchmachten, erkrankten und fürchteten in der Fremde zu sterben. Und wie hätte es anders sein können, da sie statt eines ordentlichen Weins eine Salzlake trinken mußten, zum Lager nicht Heu, Stroh oder den Erdboden hatten, sondern den harten Marmor und zum Kopfkissen Steine? In der größten Besorgniß für mich und die Meinigen rief ich unseren Wächter, oder vielmehr Peiniger, und erwirkte von ihm, nicht sowohl durch Bitten, als durch Geld, daß er folgenden Brief an den Bruder des Nicephorus besorgte: „Bischof Liudprand an den Curopalaten und Logotheten der Rennbahn. — Wenn der durchlauchtigste Kaiser die Bitte, die mich hiehergeführt hat, zu erfüllen gedenkt, will ich gern die Leiden, die ich hier ertrage, auf mich nehmen; nur möge dann mein Herr schriftlich und durch einen Boten unterrichtet werden, daß ich mich nicht ohne Noth aufhalte. Ist dem aber nicht also, so liegt ein Lastschiff aus Venedig hier, das bald in See gehen will; möchte der Kaiser mir dann, da ich krank bin, erlauben dieses Schiff zu besteigen, auf daß, wenn es mit mir zu Ende gehen sollte, mein Leib mindestens auf heimathlichem Boden seine Ruhestätte finde."

Als der Bruder des Kaisers diesen Brief empfangen hatte, hieß er mich nach vier Tagen zu ihm kommen. Da fand ich nun eine Versammlung der weisesten und nach ihrer Weise gebildetsten Männer, die eure Angelegenheiten in Erwägung ziehen sollten: es waren der Parakoimomenos *) Basilius, der Proto a secretis **) Simeon, der Protovestiarius ***) und zwei Magister †). Sie redeten mich zuerst so an: „Sage uns, Bruder, weshalb hast du dich hierher bemüht?" Da ich ihnen sagte, um jener Verbindung willen, welche einen unverbrüchlichen Frieden zwischen den beiden Reichen begründen solle, gaben sie zur Antwort: „Es ist unerhört, daß die im Purpur geborene Tochter eines

*) Oberkammerherr.
**) Oberstaatssecretair.
***) Obergarderobenmeister.
†) Höhere Staatsbeamte.

im Purpur geborenen Vaters einem Fremden gegeben wird. Aber obwohl ihr so Großes fordert, soll es euch doch gewährt werden, wenn ihr uns einen geziemenden Preis dafür gebt, Ravenna nämlich und Rom mit allen anliegenden Ländern bis an unsere Grenzen. Wollt ihr aber nur ein Freundschaftsbündniß schließen *ohne* die Vermählung, dann möge dein Herr Rom frei erklären und die Fürsten von Benevent und Capua, früher die Knechte unseres heiligen Reichs, jetzt Rebellen, wieder unter die frühere Abhängigkeit von uns stellen." Ich antwortete ihnen: „Ihr wißt selbst recht gut, daß mein Herr mächtigere Slawenfürsten zu Vasallen hat, als jener Bulgarenkönig Peter war, der die Tochter des Kaisers Christophorus heimführte!" „Aber Christophorus," sagten sie, „war auch nicht ein im Purpur geborener Kaiser!" „Und Rom," fuhr ich fort, „von dem ihr so viel Aufhebens macht, daß es frei sein soll, wem *dient* es denn? Wem zahlt es Tribut? Diente es nicht gerade früher, und überdies noch Buhlerinnen? Befreit von solcher schmählichen Dienstbarkeit hat es mein Herr, der erlauchte Kaiser, während ihr schliefet oder vielmehr nicht die Kraft hattet es zu erlösen. Der erlauchte Kaiser Constantin, der diese Stadt gründete und nach sich nannte, schenkte der heiligen apostolischen römischen Kirche, wie er Herr des Erdkreises war, nicht in Italien allein, sondern fast in allen Ländern des Westens und auch des Ostens und Südens große Güter, in Griechenland nämlich, in Judäa, Persien, Mesopotamien, Babylonien, Aegypten und Libyen, wie seine Privilegien bezeugen, die wir noch haben. Alles fürwahr nun, was in Italien, Sachsen, Baiern und in den anderen Reichen meines Herrn der Kirche der heiligen Apostel gehört, hat er dem Stellvertreter der heiligen Apostel überwiesen. Und wenn mein Herr von alle dem *eine* Stadt, *ein* Dorf, irgend welche Vasallen und Knechte für sich behalten hat, will ich ein Gottesleugner heißen! Warum aber thut euer Kaiser nicht desgleichen und giebt, was in seinen Reichen liegt, der Kirche der Apostel zurück, um sie, da sie durch die Bemühungen und die Freigebigkeit meines Herrn frei und reich ist, noch reicher zu machen und noch freier zu stellen?" „Das wird auch unser Kaiser," antwortete Basilius, „sicherlich thun, sobald er Rom und die römische Kirche nach seinem Willen leiten wird!" Da erzählte ich ihnen folgende Geschichte: „Es erlitt Jemand von einem Andern schweres Unrecht; deshalb betete er zu Gott: „Herr, räche mich an meinem Feinde!" Der Herr aber sprach zu ihm: „Ich werde es thun an

dem Tage, wo ich einem Jeden lohne nach seinen Werken!" „Ach Gott, wie spät!" seufzte da der Mann. Alle mit Ausnahme Leos, des Bruders des Kaisers, fingen laut an zu lachen. Man hob die Berathung auf, hieß mich in meine Wohnung zurückkehren und ließ mich dort bis zum Feste der heiligen Apostel bewachen.

An diesem Festtage (29. Juni) mußte ich auf Befehl, obwohl ich sehr leidend war, vor dem Kaiser in der Kirche der heiligen Apostel erscheinen, zugleich auch mehrere bulgarische Gesandte *), die am Tage zuvor eingetroffen waren. Wir wurden nach der Messe zu Tische eingeladen, ich aber erhielt am oberen Ende der langen und schmalen Tafel hinter einem bulgarischen Gesandten meinen Platz. Dieser Mensch war barbarisch, wie ein Ungar geschoren, trug eine eiserne Kette und war, wie ich richtig ahnete, noch Katechumene, noch nicht einmal getauft. Dies war, meine erlauchten Herren, ein Hohn gegen euch, in meiner Person wurdet ihr beschimpft, und da ich eure Beleidigung nicht ruhig mit ansehen konnte, verließ ich die Tafel. Als ich aber erzürnt mich entfernen wollte, folgten mir Leo, des Kaisers Bruder, und Simeon, der Proto a secretis, und sagten: „Als der Bulgarenkönig Petrus sich mit der Tochter des Kaisers Christophorus vermählte, wurde ein Vertrag gemacht und beschworen, daß die Gesandten der Bulgaren den Gesandten der anderen Völker in allen Ehren- und Gunstbezeugungen bei uns voranstehen sollten. Jener Gesandte der Bulgaren hat deshalb, obwohl er, wie du sagst, übel geschoren und ungewaschen ist, auch nur eine eiserne Kette trägt, doch den Rang eines Patricius, und einem Bischofe, zumal einem fränkischen, den Platz über ihm einzuräumen halten wir für durchaus unrecht. Da wir aber sehen, daß du darüber ungehalten bist, bitten wir dich dringend mit dem Hofgesinde des Kaisers in einem Gasthause zu speisen; denn wir werden es nimmer zugeben, daß du so in deine Wohnung zurückkehrst." Ich war zu ergrimmt, um ihnen etwas zu antworten, und that, wie sie sagten; denn ich wollte nur nicht an einer Tafel sein, wo ein Gesandter der Bul-

*) Die Bulgaren, von Swiätoslaw eben damals gänzlich geschlagen, suchten und fanden bei Nicephorus Beistand. Nicephorus zeigte sich um so bereitwilliger dazu, weil Swiätoslaw schon mit Plänen umging Constantinopel selbst anzugreifen. Es wurden sogar Verhandlungen eingeleitet, die jungen Kaiser, die Söhne des Romanus, mit bulgarischen Fürstentöchtern zu vermählen.

garen, ich will nicht sagen mir, dem Bischof Liudprand, sondern eurem Gesandten vorgezogen wurde. Der erhabene Kaiser beruhigte mich aber durch ein prächtiges Geschenk; er schickte mir nämlich von seinen Leckerbissen einen fetten Hammelbraten, von dem er selbst gegessen hatte, der mit Knoblauch, Zwiebeln und Lauch gefüllt war und in einer Fischlake schwamm; fürwahr ein sauberes Gericht, das ich wohl eurer Tafel gewünscht hätte, ihr hättet dann vielleicht von den Herrlichkeiten dieses Kaisers eine andere Meinung gefaßt.

Nach acht Tagen, als die Gesandten der Bulgaren schon abgereist waren, zwang er mich wieder an demselben Ort bei ihm zur Tafel zu erscheinen, obwohl ich auch damals noch leidend war; denn er meinte, daß ich großes Gewicht auf diese Ehre legte. Bei Tische waren auch mehrere Bischöfe und der Patriarch von Constantinopel zugegen. In ihrer Gegenwart legte er mir nun mehrere Fragen über die heilige Schrift vor, die ich ihm aber unter dem Beistande des heiligen Geists richtig beantwortete; zuletzt fragte er mich, um euch zu verspotten, welche Kirchenversammlungen wir denn als gültig anerkennten. Ich antwortete: „Die von Nicäa, Chalcedon, Ephesus, Antiochia, Karthago, Ancyra und Constantinopel." Da lachte er höhnisch und sagte: „Du vergißt die sächsische zu nennen. In unseren Sammlungen steht sie freilich nicht; wenn du fragst: warum? so ist die Antwort, weil sie zu jung und einfältig ist und bis zu uns noch nicht hat durchdringen können." Ich sagte: „Wo das kranke Glied am Leibe ist, da muß mit dem Eisen gebrannt werden. Von euch gingen alle Ketzereien aus, bei euch gewannen sie Kraft, daher mußten sie auch hier und zwar von uns, den Abendländern, erstickt und überwältigt werden. Auch zu Rom und Pavia wurden wohl Synoden gehalten, doch läßt sich von ihnen nicht sagen, daß sie wegen Irrlehren in diesen Kirchen selbst gehalten wurden. Vielmehr war es ein römischer Geistlicher, der nachherige Papst Gregorius, der den ketzerischen Patriarchen von Constantinopel, Eutychius, aus seinem Irrthum herausriß. Eutychius sagte nämlich, ja lehrte und schrieb sogar, wir würden bei der Auferstehung nicht mit solchem Fleisch umkleidet sein, wie wir hier haben, sondern eine gewisse geistige Körperhülle annehmen; doch Gregorius verbrannte im rechten Glauben das vom Irrthum eingegebene Buch desselben. Auch der Bischof Ennodius von Pavia wurde wegen einer anderen Ketzerei hierher nach Constantinopel vom römischen Papst gesandt, und es glückte ihm dieselbe zu unterdrücken

und die allgemeine rechtgläubige Lehre herzustellen. Das Volk der Sachsen aber hat sich, seitdem es die heilige Taufe und die wahre Erkenntniß Gottes empfangen hat, durch keine Ketzerei befleckt; es bedurfte also auch dort keiner Synode, um eine Ketzerei zu unterdrücken, denn es gab keine. Wenn du aber den Glauben der Sachsen jung und einfältig nennst, so gebe ich dir darin völlig Recht; denn bei ihnen, wo die Werke dem Glauben folgen, ist er noch frisch und kräftig, nicht alt und verkommen; hier aber, wo ihn keine Werke begleiten, ist er altersschwach und wird wegen seines Alters wie ein schäbiger Rock verachtet. Doch weiß ich auch von einer Synode in Sachsen, und in der wurde festgesetzt, daß es ehrenvoller sei mit dem Schwerte als mit Federn zu fechten und ruhmvoller zu fallen als zu fliehen. Und das hat ja auch dein eigenes Heer erprobt." Möchten sie, dachte ich in meinem Herzen, doch bald durch Erfahrung noch besser es kennen lernen, wie tapfer die Sachsen streiten.

Noch an demselben Tage mußte ich ihm abermals am Nachmittag, als er zum kaiserlichen Palast zurückkehrte, meine Aufwartung machen, und doch war ich so entkräftet und entstellt, daß die Frauen, die früher, wenn sie mir begegneten, voll Staunen sich zugerufen hatten: „Sieh nur, Mutter!" sich jetzt voll Mitleiden an die Brust schlugen und sprachen: „Der arme, unglückliche Mensch!" Als der Kaiser erschien, was ich da ihm Böses und euch, meinen abwesenden Gebietern, Gutes mit zum Himmel erhobenen Händen gewünscht habe — o möchte es Alles in Erfüllung gehen! Dennoch mußte ich nicht wenig damals über ihn lachen. Er saß nämlich auf einem wilden und scheuen Pferde, das sehr groß war, obschon er nur klein ist. Da kam er mir vor, wie eine jener kleinen Puppen, welche die Slawen bei euch auf ein Füllen setzen und dieses dann ohne Zügel der Mutter nachlaufen lassen.

Darauf wurde ich zu meiner verhaßten Herberge zurückgebracht, wo meine Genossen fünf Löwen waren, die dort gefüttert wurden. Drei Wochen sah ich hier Niemanden, als meine Begleiter. Ich glaubte schon, Nicephorus würde mich niemals wieder heimkehren lassen, und der Kummer darüber vergrößerte mein Uebelbefinden so, daß ich ohne den Beistand der Jungfrau Maria meinen Leiden erlegen wäre. Während dieser Zeit hielt Nicephorus außerhalb Constantinopel an einem Orte Hof, der „an den Quellen" genannt wird, und ließ mich endlich

hierhin bescheiden. Obgleich ich so krank war, daß selbst das Sitzen mir beschwerlich war, mußte ich doch vor ihm stehen, und zwar mit entblößtem Haupte, was mir sehr nachtheilig war. Er sagte zu mir: „Die Boten deines Königs Otto, die im vergangenen Jahre kamen, haben mir eidlich versprochen — und die Urkunden darüber sind hier —, daß er niemals in irgend einer Weise unser Reich benachtheiligen werde. Giebt es aber wohl eine größere Benachtheiligung, als daß er sich Kaiser nennt und Provinzen unseres Reichs an sich reißt? Beides ist unerträglich, und besonders können wir das nicht ruhig ertragen, daß er sich Kaiser neunt. Dennoch, wenn du mir dasselbe verbürgst, wie jene, will ich dich geehrt und reich beschenkt bald von hinnen entsenden." Dies that er, um mich zu verlocken, denn er wußte wohl, daß, wenn ich es unbesonnener Weise thäte, ihr es doch nicht anerkennen würdet, aber er hatte dann etwas zu seiner Rechtfertigung und zu unserer Beschimpfung in Händen. „Mein erlauchter Herr," antwortete ich, „hat Alles, was du berührst, vorausgesehen — denn er ist hochverständig und der Geist Gottes mit ihm — und deshalb hat er mir schriftlich seine Aufträge übergeben, daß ich sie nicht überschritte, und sie mit seinem Siegel versehen. Diese seine Aufträge mögen verlesen werden, und ich will eidlich den Inhalt derselben bekräftigen. Was aber die früheren Gesandten wider ihren Auftrag versprochen und beschworen haben, damit ist es, wie es beim Plato heißt: „Was man vom Gotte erfleht, das hat man selbst zu vertreten, nicht er."" Hierauf wandte sich das Gespräch auf die Fürsten von Capua und Benevent, die er seine Knechte nennt und deren Abfall ihm ganz besonders zu Herzen geht. „Meine Knechte," sagte er, „hat dein Herr in seinen Schutz genommen, und wenn er sie nicht aus demselben entläßt und in ihr früheres Dienstverhältniß zurückkehren läßt, kann er unsere Freundschaft nimmermehr gewinnen. Sie selbst verlangen wieder bei uns zu Gnaden angenommen zu werden; aber wir gewähren ihnen dies nicht, denn sie sollen erfahren, wie gefährlich es ist seinen Herrn zu verlassen und sich dem Dienst zu entziehen. Ehrenvoller aber wäre es für deinen Herrn, sie gutwillig uns zu überliefern, als sich dazu zwingen zu lassen. Sie werden, wenn ich am Leben bleibe, schon sehen, was es heißt seinen Herrn zu hintergehen, ja, wie ich glaube, sie wissen es jetzt schon durch meine Truppen jenseits des Meeres." Er verwehrte mir darauf zu antworten, und da ich fortgehen wollte, hieß er mich zur Tafel zurückkehren.

Bei Tische saß sein Vater neben ihm, der mir wie ein Greis von hundert und funfzig Jahren erschien *). Dennoch empfing er dieselben Glückwünsche, wie sein Sohn, daß Gott sein Leben noch vielmals so lang ausdehnen möge. Hier konnte man recht sehen, was für Narren und Schmeichler die Griechen sind, da sie einem Greise eine Lebensdauer wider alle Gesetze der Natur wünschen, und der Alte freut sich darüber, obwohl er ja recht gut weiß, daß Gott es ihm nicht gewährt und daß, wenn er es thäte, es ihm nicht gut sein würde. Abermals priesen sie auch Nicephorus als den Friedenbringer und Morgenstern. Aber den Hülflosen stark, den Narren weise, den Zwerg einen Riesen, den Mohren weiß und den Sünder einen Heiligen nennen, das ist wahrlich kein Lob, sondern Hohn. Und wer sich daran freut, daß ihm Eigenschaften nachgerühmt werden, die er gar nicht besitzt, der ist wie eine Eule, die im Dunkeln sieht, aber beim Tageslicht blind ist. Bei Tische wurde diesmal, was sonst nicht geschah, eine Predigt des heiligen Johannes Chrysostomus über die Apostelgeschichte vorgelesen. Als die Predigt zu Ende war, bat ich um die Erlaubniß, zu euch heimkehren zu dürfen. Der Kaiser nickte mir mit dem Kopfe zu, als wolle er meinen Wunsch erfüllen, gab aber meinem Wächter und Peiniger den Befehl, mich wieder zu meinen Löwen zurückzuführen. Dies geschah, und bis zum 20. Juli sah ich ihn nicht wieder, wurde aber streng bewacht, damit ich Niemanden spräche, der mir etwas von dem mittheilen könnte, was er unternähme.

Inzwischen ließ er den Grimizo, den Gesandten Adalberts, zu sich kommen und befahl demselben mit einer griechischen Flotte nach Italien zurückzukehren. Diese Flotte bestand aus 24 griechischen Kriegsschiffen, 2 russischen und 2 gallischen; mehr habe ich wenigstens nicht gesehen. Mit dem ganzen Heere, das sie übersetzte, glaubet mir, meine erlauchten Herren, werden vierhundert eurer Ritter, wenn nicht Wälle und Gräben sie hindern, leicht fertig werden; zumal den Befehl über dasselbe — ich glaube, euch zum Hohn — ein Verschnittener hat. Adalbert hat nämlich dem Nicephorus melden lassen, er habe ein Heer von 8000 Gewappneten beisammen und würde, wenn ein griechisches Heer ihm zur Hülfe käme, euch leicht in die Flucht schlagen und vernichten; er bat auch Nicephorus um Geld, um die Kampflust seiner Leute anzufachen. Deshalb gab

*) Barbas; er war über 90 Jahre alt.

Nicephorus dem Verschnittenen eine große Geldsumme mit, zugleich aber den Auftrag, nur dann, wenn Adalbert wirklich 7000 Gewappnete oder mehr ihm zuführen sollte, ihm das Geld zu übergeben, auch sollte dann Adalberts Bruder Kuno *) mit seinem eigenen und dem griechischen Heere euch angreifen, Adalbert aber zu Bari in sicherem Gewahrsam bleiben, bis Kuno siegreich zurückkehrte; hätte dagegen Adalbert nicht 7000 Gewappnete, so sollte der Verschnittene ihn sogleich in Ketten legen und ihn euch, wenn ihr nach Bari kämet, überliefern, auch jene Geldsumme euch aushändigen. Welche abscheuliche Treulosigkeit! Aber so sind diese Griechen! — Am 19. Juli ging diese Flotte in See, ich sah es selbst von meinem Kerker aus.

Am folgenden Tage, dem Feste Elia Himmelfahrt, den das leichtfertige Volk der Griechen mit theatralischen Spielen feiert, ließ der Kaiser mich wieder zu sich kommen und sprach zu mir: „Ich beabsichtige mein Heer jetzt gegen die Araber zu führen, nicht gegen die Christen, wie es dein Herr thut. Schon im vorigen Jahre ging ich mit diesem Feldzuge um, aber als ich hörte, daß dein Herr mein Land angreifen wollte, ließ ich von den Arabern ab und wandte mich gegen ihn. Als wir bereits in Macedonien waren, kam uns Dominicus aus Venedig als sein Bote entgegen; er ließ es sich viel Mühe und Anstrengung kosten uns zu besänftigen und zur Rückkehr zu bewegen und leistete uns einen Eid, dein Herr denke gar nicht an das, was man ihm Schuld gebe, geschweige denn, daß er es je unternehmen würde. Kehre also nun heim" — bei diesen Worten sprach ich im Herzen: gelobt sei Gott! — „und melde deinem Herrn dies und das, und will er darauf eingehen, so komm selbst wieder hierher!" Ich antwortete: „Möge deine heilige Majestät nur den Befehl geben, daß ich schnell nach Italien heimkehre, dann bin ich überzeugt, daß mein Kaiser, was deine Majestät wünscht, gern thun und ich hocherfreut zu dir zurückkommen werde." Er merkte leider! in welchem Sinne ich dies sagte; denn er lachte und nickte mit dem Kopfe, und als ich mich verabschieden wollte und mich tief bis zur Erde vor ihm verneigte, hieß er mich zu Gaste bleiben und zu seinem von Knoblauch und Zwiebeln duftenden, mit Oel und Fischlake bereiteten Mahle kommen. Erst an diesem Tage brachte ich es durch große Bitten dahin, daß er das Geschenk von euch annahm, das er bisher immer zurückgewiesen hatte.

*) Kuno mußte also der Gefangenschaft entkommen sein.

Als wir an der langen schmalen Tafel saßen, die nur in der Breite eines Balkens bedeckt und zur Hälfte der ganzen Länge nach ohne Tischtuch war, ließ er seinen Spott gegen die Franken aus, mit welchem Namen er sowohl die lateinisch, wie die deutsch sprechenden Völker des Abendlands bezeichnete, und fragte mich, wo denn mein Bischofssitz liege und wie er heiße. „Cremona," sagte ich, „nahe am Po, dem ersten unter den Flüssen Italiens. Und da deine Hoheit alsbald dahin Kriegsschiffe zu senden gedenkt, möge es mir zu Gute kommen, daß ich das Glück hatte dich hier zu sehen und kennen zu lernen. Schone der Stadt, daß sie durch dich bestehen bleibe, da sie ja doch dir nicht widerstehen kann!" Er bemerkte die Ironie in meinen Worten, sah aber zur Erde und versprach meinen Wunsch zu erfüllen; auch schwur er mir bei der Macht seines Reichs, die Hand auf die Brust gelegt, mir solle kein Leid geschehen und er werde mich bald sicher auf seinen Kriegsschiffen nach Ancona bringen lassen.

Sein Eid war falsch, wie sich alsbald zeigte. Denn dies geschah am 20. Juli, einem Montag, und von diesem Tage an erhielt ich vier Tage lang Nichts zu meinem Unterhalte, obwohl zu Constantinopel eine solche Theuerung war, daß ich für meine fünfundzwanzig Begleiter und meine vier griechischen Aufseher für drei Goldstücke kaum eine Mahlzeit beschaffen konnte, und am nächsten Mittwoch, dem 22. Juli, verließ der Kaiser schon Constantinopel, um gegen die Araber ins Feld zu ziehen.

Am folgenden Tage ließ mich sein Bruder zu sich kommen und sagte zu mir: „Der Kaiser ist zum Heere voraus, ich bin heute noch hier geblieben, um manche nöthige Anordnungen zu treffen; wenn du noch den Wunsch hegst den heiligen Kaiser zu sehen oder ihm noch etwas Neues mitzutheilen hast, so sage es." Ich sagte, beides sei nicht der Fall, nur darum bäte ich, nach dem Versprechen des Kaisers mit den Kriegsschiffen nach Ancona befördert zu werden. Er schwur mir darauf beim Haupte des Kaisers, bei seinem eigenen Leben und seinen Kindern — denn die Griechen sind immer bereit beim Leben ihrer Mitmenschen zu schwören — es solle geschehen. „Wann?" fragte ich. „Sogleich," antwortete er, „nach der Abreise des Kaisers. Der Befehlshaber der Flotte wird dann für dich Sorge tragen." Ich ließ mich von der Hoffnung täuschen und ging froh von dannen.

Am zweitfolgenden Tage, am Sonnabend, beschied mich Nicephorus nach Umbria, einem Orte etwa vier Meilen von Constantinopel. Hier sagte er zu mir: „Ich gedachte, daß du, ein so angesehener und rechtschaffener Mann, deshalb hierher gekommen seist, daß du dich in allen Stücken meinen Forderungen willfährig zeigen und zwischen mir und deinem Herrn ein Freundschaftsbündniß für ewige Zeiten schließen würdest. Da du aber in deiner Hartnäckigkeit dies nicht thun willst, so thue mindestens das Eine, was die Billigkeit erheischt, schwöre mir nämlich, daß dein Herr den Fürsten von Benevent und Capua, meinen Dienern, die ich zu bekriegen gedenke, keinen Beistand leisten wird. Will er von dem Seinen Nichts hergeben, so lasse er mir mindestens das Meine. Es ist weltkundig, daß die Väter und Großväter dieser Fürsten unserem Reiche tributpflichtig waren, und daß sie es bald auch wieder sein werden, dafür wird unser Heer sorgen." Ich antwortete ihm: „Jene sind edle Fürsten und Vasallen meines Herrn; hört er, daß du sie angreifst, so wird er ihnen solche Hülfsmacht schicken, daß sie deine Truppen vernichten und deine beiden letzten überseeischen Länder dir abnehmen." Da schwoll er vor Zorn auf, wie eine Kröte, und rief: „Fort, bei meinem Leben und bei meinen Eltern, dein Herr soll bald andere Dinge denken, als entlaufene Sklaven beschützen!" Als ich wegging, ließ er mir durch den Dolmetscher sagen, ich sollte zu Tisch bei ihm bleiben. Hier fand ich auch den Bruder der beiden genannten Fürsten *) und einen gewissen Bysantius, einen Mann aus Bari; diese nöthigte er heftige Schmähungen gegen euch, die Lateiner und Deutschen auszustoßen. Als ich von Tisch ging, schickten sie aber heimlich Boten zu mir und ließen mir sagen, sie hätten diese Schmähungen wider ihren Willen, durch die Drohungen des Kaisers genöthigt, laut werden lassen müssen.

Beim Mahle hatte mich Nicephorus auch befragt, ob ihr Thiergärten hättet und Waldesel oder andere Thiere in demselben wären. Ich antwortete, ihr hättet Thiergärten und Thiere darin, nur keine Waldesel. „Dann," sagte er, „werde ich dich in unseren Thiergarten führen lassen, und du wirst staunen über die Größe desselben und die Waldesel darin." Ich wurde also in einen Thiergarten geführt, der allerdings sehr groß, aber hügelig, voll struppigen Gebüsches und durchaus nicht

*) Wahrscheinlich Romuald, ein Bruder Pandulfs und Landulfs, der von Jugend an in Constantinopel lebte.

anmuthig war. Da ich mit dem Hut auf dem Kopf durch denselben ritt, sah mich der Curopalates von Weitem, schickte schnell seinen Sohn zu mir und ließ mir sagen, es sei nicht erlaubt zu reiten, wo der Kaiser sei, sondern nur zu gehen, und zwar ohne Hut und verschleiert. Ich sagte: „Die Weiber gehen bei uns mit Schleiern und Hauben, die Männer reiten und tragen den Hut auf dem Kopfe. Ihr sollt mich nicht zwingen die Sitte meiner Heimath zu ändern, da wir ja auch die Eurigen, wenn sie zu uns kommen, bei ihrer Sitte belassen. Mit langen Aermeln, Bändern und Schnallen, Schleppkleidern und Haarlocken kommen sie zu uns; reiten, gehen und tafeln, wie ihnen beliebt, und küssen sogar — was uns ganz unanständig erscheint — mit bedecktem Haupt unseren Kaiser." „Gebe Gott," dachte ich bei mir, „daß das nun ein Ende hat!" „Ziehe dich also zurück!" sagte er zu mir. Da ich dies that, kamen mir unter einem Rudel Rehe einige solcher Waldesel entgegen. Doch wie kann man so viel Aufhebens von diesen Thieren machen, die nicht anders aussehen, als die zahmen Esel zu Cremona! Farbe und Gestalt ist gleich, sie haben eben so lange Ohren, eine eben so wohltönende Stimme, sind nicht größer, nicht schneller und gewiß ein gleich süßer Fraß den Wölfen, wie jene. Doch sagte ich, als sie mir zu Gesicht kamen, zu dem Griechen, der mit mir ritt: „Solche Thiere habe ich in Sachsen niemals gesehen." „Wenn dein Herr," gab er mir zur Antwort, „sich gegen unseren Kaiser willfährig zeigt, wird der Kaiser ihm viele solcher Thiere schenken, und kein geringer Ruhm wird es für jenen sein zu besitzen, was keiner seiner Vorgänger jemals nur mit Augen gesehen hat." Da meine Worte dem Nicephorus gemeldet wurden, schickte er mir zwei Rehe und gab mir die Erlaubniß abzureisen. Es war am 27. Juli; Tags darauf ging er selbst nach Syrien ab.

Als ich aber nach Constantinopel zurückkehrte, ließ mir der Patricius Christophorus, ein Verschnittener, der des Kaisers Stellvertreter ist, sagen, ich könnte noch nicht abreisen, weil die Sarazenen die Straßen auf dem Meere, die Ungarn aber die Landwege besetzt hielten, ich müßte also warten, bis sie abzögen. Beides war aber nicht wahr. Auch wurden mir Schildwachen gegeben, die mich und die Meinigen nicht aus dem Hause gehen ließen. Arme Leute, die bei mir sich Almosen holten, ergriffen sie, wenn sie die lateinische Sprache redeten, schlugen sie und steckten sie in das Gefängniß. Meinen griechischen Dolmetscher ließen sie nicht ausgehen, nicht einmal um die nöthigen Einkäufe zu machen;

diese mußte daher mein Koch besorgen, der das Griechische nicht verstand und sich nur durch Zeichen und die Fingersprache mit den Leuten verständigen konnte und viermal mehr als mein griechischer Diener dann zahlen mußte. Wenn mir einer meiner Freunde Gewürze, Brod, Wein und Obst schickte, warfen sie Alles fort und prügelten überdies noch die Boten. Hätte nicht Gottes Gnade mich sichtlich gegen meine Peiniger geschützt, so würde der Tod meine einzige Hoffnung gewesen sein; aber Gott, der die Versuchung zuließ, gab mir nach seiner Barmherzigkeit auch die Kraft in derselben auszuharren. In solcher Noth lebte ich in Constantinopel vom 4. Juni bis zum 2. October, volle 120 Tage.

Mein Unglück zu erfüllen, kamen aber am 15. August Boten vom Papste Johann an mit einem Briefe, in dem er Nicephorus „den griechischen Kaiser" Verschwägerung und feste Freundschaft mit seinem geliebten Sohne in Christo „dem römischen Kaiser" Otto zu schließen aufforderte. Wie dieses Wort, diese Titulatur den Ueberbringer des Briefs nicht gleich an den Galgen brachte, weiß ich noch heute nicht zu sagen. Die Griechen verwünschten das Meer und staunten, daß es einen solchen Gräuel habe tragen können und nicht das Schiff verschlungen habe. „Ein Barbar," riefen sie, „ein armseliger Wicht in Rom schämte sich nicht den allgemeinen, großmächtigen und alleinigen römischen Kaiser einen Griechenkaiser zu nennen! O Himmel! O Erde! O Meer! Aber was sollen wir mit diesen Nichtswürdigen beginnen? Es sind arme Schelme, und wenn wir sie tödten, besudeln wir nur unsere Hände mit ihrem gemeinen Blute; Lumpenvolk, Knechte, bäurisches Gesindel ist es, geißeln wir sie, so beschimpfen wir uns selber, nicht sie, die der vergoldeten römischen Peitsche und solcher Strafen gar nicht werth sind. Wäre mindestens der Eine ein Bischof, der Andere ein Markgraf, dann wollten wir sie tüchtig züchtigen, ihnen Bart und Haar ausraufen, sie dann in Säcke nähen und in das Meer versenken! So aber mögen sie leben bleiben und im Gefängniß schmachten, bis die geheiligte Majestät des römischen Kaisers Kunde von diesen Gräueln erhält." Als ich dieses erfuhr, pries ich jene glücklich wegen ihrer Armuth, mich aber hielt ich für den unglücklichsten Menschen, weil ich begütert war. Und da ich zu Hause mir arm erschien, kam ich mir jetzt zu Constantinopel in meiner Angst wie ein Crösus vor, und die Armuth schien mir das wünschenswertheste Loos, weil sie allein hier vom Tode rettete.

Die Gesandten des Papstes wurden in einen Kerker geworfen und jener verbrecherische Brief an den Nicephorus nach Mesopotamien geschickt, von wo vor dem 12. September der Bote nicht heimkehrte, dann aber eine günstige Antwort brachte. Ich selbst erfuhr erst zwei Tage später hiervon. Als ich nämlich am 14. September, dem Tage der Kreuzerhöhung, es durch Bitten und Geschenke dahin brachte, daß ich meine Andacht am heiligen Kreuz verrichten durfte, traten im Getümmel der Menge von meinen Wächtern unbemerkt einige an mich heran, die mein bekümmertes Herz durch diese Nachricht erfreuten.

Am 17. September wurde ich, zwischen Tod und Leben schwebend, noch einmal zum Palast beschieden. Als ich hier vor den Patricius Christophorus geführt wurde, empfing er mich jedoch gnädig und stand sogar mit den drei anderen Personen, die zugegen waren, vor mir auf. „Dein blasses Angesicht," sagten sie, „dein hageres Aussehen und dein langes Haupt- und Barthaar zeigen, wie tief du dich über deine verzögerte Abreise bekümmerst. Wir bitten dich aber, deshalb weder der geheiligten Person des Kaisers, noch uns zu zürnen. Wir wollen dir auch die Ursache dieser Verzögerung nicht vorenthalten. Der römische Papst — wenn man ihn so nennen darf, der mit dem abtrünnigen, ehebrecherischen und meineidigen Sohne Alberichs Gemeinschaft hatte und ihm diente — hat an unseren Kaiser einen Brief geschrieben, seiner ebenso würdig, als des Kaisers unwürdig, worin er ihn Kaiser der Griechen und nicht der Römer nennt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß dies auf Betrieb deines Herrn geschehen ist." „Was höre ich?" dachte ich bei mir, „ich bin verloren, ohne Zweifel wird man mich geraden Wegs zur Richtstätte führen." Aber sie fuhren fort: „Wir wissen zwar, daß du sagen wirst, der Papst ist der albernste aller Menschen, und wir räumen dies ein." „Mit Nichten sage ich das," erwiederte ich. „Höre nur," fielen sie ein, „der Papst ist in Wahrheit ein alberner und ununterrichteter Mann, der nicht weiß, daß der heilige Constantin das kaiserliche Scepter, den ganzen Senat und die gesammte Heeresmacht Roms hierher verlegt und in Rom Nichts als gemeines Gesindel, Fischer, Kuchenbäcker, Vogelfänger, Bastarde, Pöbel und Knechte zurückgelassen hat. Doch würde der Papst niemals das geschrieben haben, wenn es ihm dein Herr nicht eingeflüstert hätte, und welche Gefahren sie dadurch gegen sich heraufbeschworen haben, wird sich alsbald zeigen, wenn sie nicht in sich gehen." „Der Papst," erwiederte ich, „ist der

schlichteste und argloseste Mann von der Welt, und er meinte wahrlich durch diese Aufschrift nicht euren Kaiser zu kränken, sondern vielmehr zu ehren. Denn daß der römische Kaiser Constantin mit der römischen Heeresmacht hierher gekommen, diese Stadt gebaut und nach sich benannt hat, wissen wir recht wohl. Weil ihr aber die Sitten, die Sprache und die Kleidung geändert habt, so meinte der hochheilige Papst, es mißfalle euch der Römername eben so sehr, wie der Römerrock. In Zukunft, wenn ihm Gott das Leben läßt, wird die Aufschrift seiner Briefe sein: Johann, der römische Papst, an Nicephorus, Constantinus und Basilius, die großen und erhabenen Kaiser der Römer, des Reiches Mehrer."

Höret nun, weshalb ich dies sagte! Nicephorus hat durch Meineid und Ehebruch seine Herschaft gewonnen; der Papst, dem das Heil der Seelen befohlen ist, schicke ihm deshalb ein Schreiben, das aber sei gleich den übertünchten Gräbern, die außen glänzen, im Innern voll Todtengebein sind. Es halte ihm nämlich der Papst *innen* im Briefe vor, wie er durch Meineid und Ehebruch die Herrschaft gewonnen habe, nachdem er seine rechtmäßigen Gebieter derselben beraubt, lade ihn vor eine Synode und treffe ihn mit dem Bannstrahl, wenn er nicht erscheinen sollte; *außen* aber gebe er ihm die obige Anrede, denn sonst würde der Brief gar nicht an den Kaiser gelangen. Die Griechen merkten freilich diese meine List nicht, sondern sagten, hocherfreut über mein Versprechen: „Wir danken dir, Bischof, und deine Weisheit wird schon Mittel finden, diese wichtigen Angelegenheiten in das Gleiche zu bringen. Du bist jetzt der einzige Franke, den wir lieben und schätzen, aber auch die anderen wollen wir hochhalten, wenn sie auf deinen Rath wieder gut machen, was sie Uebles gethan haben; wenn du dann wieder zu uns zurückkehren wirst, sollst du auch nicht unbelohnt von dannen ziehen." „Scepter und Krone," dachte ich, „kann mir Nicephorus schenken, wenn ich noch einmal hierher komme!" Darauf sprachen sie: „Sag an, will dein Herr wirklich mit unserem Kaiser ein Freundschaftsbündniß schließen und sich verschwägern?" „Als ich hier ankam," sagte ich, „war dies sein Wille; da er aber während meines langen Aufenthaltes hierselbst keinen Brief von mir erhielt — und das ist eure Schuld —, hält er mich für gefangen und ist voll Wuth und tobt, wie die Löwin, der man die Jungen geraubt hat, bis die Stunde der Rache gekommen ist. Deshalb möchte er wohl jetzt jene Heirath verschmähen

und seinen Zorn an euch kühlen!" „Wenn er das thut," sagten sie, „so wird ihn nicht Italien, nein nicht einmal jenes armselige und frostige Sachsen, wo er geboren ist, bergen. Mit Gold, das wir in Fülle haben, werden wir alle Nationen gegen ihn in die Waffen bringen und ihn zerschmettern, wie ein irdenes Gefäß, das zerschlagen nicht wieder hergestellt werden kann. Da wir indessen glauben, daß du einige Gewande zu seinem Schmucke gekauft hast, befehlen wir dir sie uns vorzulegen, und diejenigen, die sich für euch schicken, sollen dann mit einem Bleisiegel bezeichnet und euch belassen werden, die übrigen aber, die allen Völkern außer uns Römern zu tragen verboten sind, werden gegen Erstattung des Preises euch wieder abgenommen werden."

Ich mußte ihnen gehorchen, und sie nahmen mir fünf sehr kostbare Purpurgewande ab; denn sie sagten, es schicke sich nicht für euch und alle Italiener, Sachsen, Franken, Baiern, Schwaben, wie für die anderen Völker solche Kleider zu tragen. Wie abscheulich und schmählich, daß solche Weichlinge und Weiberhelden mit ihren langen Aermeln, Turbanen und Schleiern, solche Lügner, Zwitter und Faulenzer im Purpur einhergehen dürfen, nicht aber die tapferen und kriegskundigen Helden, die von Glauben und Liebe erfüllt Gott die Ehre geben und in allen Tugenden strahlen. Wenn das nicht eine Schmach ist, so giebt es keine! „Aber," rief ich aus, „wo bleibt das Wort und Versprechen des Kaisers! Als ich mich von ihm verabschiedete, bat ich ihn, zu Ehren meiner Kirche Gewande zu jedem Preise kaufen zu dürfen. Er sagte: „Kaufe, was du willst und wie viel du willst," ohne irgend eine Beschränkung mir aufzuerlegen. Ich berufe mich dafür als Zeugen auf seinen Bruder, den Curopalates Leo, auf den Dolmetscher Evodisius, auf den Johannes und Romanus, ja ich bin selbst Zeuge, da ich auch ohne den Dolmetscher wohl verstand, was der Kaiser sagte." „Aber," erwiederten sie, „es ist einmal eine verbotene Waare. Und als der Kaiser die von dir erwähnten Worte sprach, konnte er an solche Dinge, wie du sie im Sinne führtest, gar nicht denken. Denn da wir uns durch Reichthum und Bildung vor allen anderen Völkern auszeichnen, müssen wir es auch in der Kleidung thun, auf daß die besonders reich an Vorzügen sind, auch besonders schön in ihrem Aeußern erscheinen." „Und doch kann diese Kleidung," sagte ich, „nicht so etwas Besonderes sein, da sie bei uns selbst gemeine Weibsbilder und Gaukler tragen." „Woher bekommt ihr sie denn?" „Von den Kaufleuten von Venedig und Amalfi, die sie

gegen unser Getreide umtauschen, das sie zu ihrem Unterhalt bedürfen." „Das soll ein Ende nehmen; man wird sie fortan genau untersuchen, und findet man etwas der Art, dann sollen sie zur Strafe gegeißelt und geschoren werden." „Zu den Zeiten des seligen Kaisers Constantin," sagte ich, „kam ich schon einmal hierher; damals war ich nicht Bischof, sondern nur Diakon, und erschien nicht als Gesandter eines Kaisers oder Königs, sondern als der eines Markgrafen, und doch habe ich viel mehr und bei weitem kostbarere Gewande damals hier gekauft, die mir weder abgenommen noch mit einem Bleisiegel bezeichnet sind. Heut aber, Bischof und Abgesandter der erlauchten Kaiser, beider Ottonen, Vater und Sohn, werde ich mit solchem Unglimpf behandelt, daß meine Gewande mir, wie einem Kaufmann aus Venedig, untersucht und, falls sie werthvoll sind, fortgenommen werden, obwohl sie doch zum Gebrauch meiner Kirche bestimmt sind. Schämt ihr euch denn nicht eines so schmählichen Betragens gegen mich, oder vielmehr gegen meine Herren, die in mir beleidigt werden? Nicht genug, daß ich in einen Kerker geworfen bin, daß ich Hunger und Durst habe leiden müssen, daß man mich so lange zurückgehalten und mir die Rückkehr verweigert hat; die Schmach voll zu machen, nimmt man mir noch mein Eigenthum. Nehmt denn, was ich gekauft habe, aber laßt mir mindestens die Geschenke der Freunde!" „Kaiser Constantin," sagten sie, „war ein friedfertiger Mann, der immer in seinem Palaste blieb und durch solche Sachen sich die Freundschaft der Ausländer gewann; Kaiser Nicephorus aber ist ein Kriegsmann, der den Palast scheut, wie die Pest; einen Freund des Streites und Kampfes fast möchten wir ihn nennen: nicht durch Geschenke gewinnt er sich die Gunst der Völker, mit Waffengewalt zwingt er sie, sich ihm zu beugen. Auf diesem Wege wird er auch — siehe, so viel gelten uns deine Könige! — Alles wieder herbeischaffen, was ihr an Purpur besitzt, sei es durch Geschenk oder Kauf."

Hierauf gaben sie mir einen in Gold geschriebenen Brief mit goldenem Siegel, den ich euch überbringen sollte; ungeziemend gewiß, wie mein Herz mir sagt, für eure Majestät. Für den Papst gaben sie mir einen anderen Brief mit silbernem Siegel und sprachen: „Es scheint uns ungeziemend, daß euer Papst eines kaiserlichen Schreibens gewürdigt werde; es übersendet deshalb der Europalates, des Kaisers Bruder, ihm ein Schreiben, wie es sich für ihn gebührt; nicht durch seine armseligen Boten, sondern durch dich, damit aus dem Inhalt desselben der Papst

ersehe, daß er verloren ist, wenn er nicht in sich geht und sich bessert." Hierauf nahmen sie Abschied von mir unter Küssen, die mir gar angenehm und süß vorkamen. Als ich mich aber entfernte, schickten sie mir noch eine Botschaft nach, ihrer würdig; Pferde nämlich würden sie mir für mich und meine Begleiter stellen, nicht aber für das Gepäck. In meiner Bedrängniß sah ich mich endlich genöthigt meinem Führer Sachen, 50 Goldgulden an Werth, zu geben, daß er mir nur das Gepäck fortschaffte.

Da ich nicht wußte, wie ich mir für alle erlittene Unbill an Nicephorus Genugthuung verschaffen sollte, schrieb ich an die Wand meines verhaßten Kerkers und auf meinen Holztisch folgende Verse:

Griechische Treue ist falsch, drum traue ihr nimmer, Lateiner,
Sei auf der Hut und leihe dein Ohr nicht trüglichen Worten!
Führt es zum Ziel, falsch schwört bei Allem, was heilig, der Grieche. —
Bunt von Marmorgestein, dies Haus mit gewaltigen Fenstern,
Dem es an Wasser gebricht, wo nur des Gefangenen Tritt hallt,
Offen steht es dem Frost, Nichts schützt vor den Gluthen der Sonne:
Hier war Liudprand ich, Cremonas Bischof, im Sommer
Einst vier Monde gebannt, als ich von Ausoniens Küsten
Fuhr zum fernen Byzanz, um den Frieden der Welt zu erringen.
Denn es war Otto mit Macht, der Kaiser, gen Bari gezogen,
Wollte mit Feuer und Schwert sich die Lande der Griechen gewinnen;
Aber im Laufe des Siegs — mein Flehen erwirkte so Großes —
Kehrt' er nach Rom; es verhieß ihm die Schnur der trügende Grieche.
Wäre sie nie doch erzeugt, nie wäre ich dann hier erschienen,
Hätte, Nicephorus, nie erfahren, wie grimmig dein Herz ist,
Der du dem Sohne des Kaisers dein Stieftind böslich verweigerst.
Aber es naht sich der Tag, von der Furien Stacheln getrieben,
Braust, wenn Gott es nicht lenkt, Mars weithin über den Erdkreis
(Dein ist die Schuld!), und es schweiget der Allen so liebliche Friede.

Als ich diese Verse niedergeschrieben hatte, reiste ich am 2. October um die zehnte Tagesstunde mit meinem Führer zu Schiff von Constantinopel ab, der einst so mächtigen und blühenden Stadt, die jetzt nur eine Stätte des Hungers, des Meineids, der Lüge, Hinterlist, Räuberei, Habgier, des Geizes und der Eitelkeit ist. —

So berichtet Liudprand, von Natur schmähsüchtig und durch die Leiden erbittert, über seine mißglückte Gesandtschaft nach Constantinopel. Auch auf der Heimkehr hatte er noch viele Mühseligkeiten zu bestehen und wurde lange verzögert. Er mußte — wahrscheinlich war das Meer

durch arabiſche Piraten unſicher — ſeine Reiſe zunächſt meiſtentheils auf dem Landwege machen. Neunundvierzig Tage bedurfte es, ehe er unter vielen Entbehrungen nach Lepanto kam. Hier verließ ihn ſein bisheriger Führer und übergab ihn an zwei kaiſerliche Eilboten, die ihn nach Otranto in Apulien geleiten ſollten; zwei kleine Schiffe wurden gemiethet, um das Gefolge und Gepäck des Biſchofs fortzuſchaffen. Am 23. November verließ man Lepanto und kam am 25. an der Mündung des Fidari, Patras gegenüber, an. Eine Woche lang mußte man ſich hier wegen ſtürmiſcher See aufhalten; dann ging man in See und landete am 6. December beim Vorgebirge Leucate, dem jetzigen Cap Ducato; nach längerem Aufenthalt daſelbſt ſetzte man am 14. December die Reiſe fort und langte am 18. zu Corfu an, wo der griechiſche Befehlshaber Liudprand freundlich empfing, ihm aber dennoch wieder große Schwierigkeiten bereitete, ſo daß Liudprand zwanzig Tage in Corfu verweilen mußte, wo er am 22. December eine große Sonnenfinſterniß erlebte. Erſt am 7. Januar 969 konnte er die Reiſe fortſetzen, von deren Ende wir Nichts erfahren, da der Bericht hier abbricht.

Noch ehe Liudprand zurückkehrte, hatte Otto, dem die Erfolgloſigkeit dieſer Unterhandlungen klar war, den Krieg wieder eröffnet. In der Mitte Novembers ſtand er noch in der Mark von Camerino am Aterno, im December hatte er bereits die Grenzen des Feindes überſchritten. Das Heer ſtand ſchon auf apuliſchem Gebiet, als jene Sonnenfinſterniß eintrat, die Liudprand zu Corfu beobachtet hatte. Einen gewaltigen Schrecken verbreitete dieſes himmliſche Zeichen unter den Leuten des Kaiſers. Sie glaubten, der jüngſte Tag breche ein; dieſe erprobten Krieger, die ſo viele Schlachten muthig geſchlagen, bebten wie die Kinder und verkrochen ſich hinter Wagen, Weinfäſſern, Kiſten und Tonnen. An Apuliens Grenzen feierte Otto das Weihnachtsfeſt 968; dann drang er tiefer in das Land ein, in allen ſeinen Unternehmungen von Pandulf von Capua unterſtützt. Aber er fand daſſelbe nicht unvertheidigt; Nicephorus hatte Flotte und Heer verſtärkt, und die griechiſchen Streitkräfte unter dem Befehl des Patricius Eugenius deckten beſonders die größeren Plätze an der Küſte, die Otto ohne die Unterſtützung einer Flotte nicht einzunehmen vermochte. Deshalb glich ſein Unternehmen

mehr einem Streifzuge durch die inneren Theile des Landes, als daß feſte Anhaltspuukte durch daſſelbe gewonnen wurden. Arg wurde das Fürſtenthum Salerno heimgeſucht und Giſulf hierdurch genöthigt ſich Otto zu unterwerfen. Bis tief in Calabrien drang dann der Kaiſer vor. Am 18. April 969 ſtand er bei Caſſano, wo er eine große Tagfahrt hielt und, wie er in einer Urkunde ſagt, „hier im Gebiet Calabriens nach kaiſerlichem Recht allen ſeinen Getreuen, den Calabreſen, Italienern, Franken und Deutſchen Geſetze gab und Befehle ertheilte.“ Aber ſchon am 28. April finden wir ihn wieder in Apulien zwiſchen Ascoli und Bovino; am 1. Mai lag er vor Bovino, konnte jedoch die Stadt nicht erobern und verließ bald darauf das Gebiet der Griechen. Am 19. Mai war er zu Conca bei Rimini, am 26. zu Rom.

Auch Pandulf hatte für den Augenblick den Krieg aufgegeben. Schon in Calabrien hatte er den Kaiſer verlaſſen, da ſein Bruder Landulf inzwiſchen zu Benevent verſtorben war. Er mußte Bedacht nehmen ſich hier die Herrſchaft zu ſichern. Sobald er aber für ſich und ſeinen Sohn Landulf von dem Fürſtenthum Benevent Beſitz ergriffen hatte, wandte er ſeine Gedanken dem Kriege wieder zu, deſſen Leitung nun ganz in ſeiner Hand ruhte. Otto ſchickte ihm deutſche Hülfsvölker, auch Giſulf verſprach das Unternehmen zu unterſtützen. So rückte Pandulf noch im Sommer aufs Neue in Apulien ein und belagerte abermals Bovino, das von Eugenius beſetzt war. Vor den Thoren der Stadt kam es zu einem Kampfe. Glücklich fochten die Krieger Pandulfs; aber er, der muthige Führer, dringt allzu kühn in die Reihen der Feinde ein, wird von den Griechen umringt und ſein Roß ihm getödtet; dennoch läßt er nicht vom Kampfe ab, beſteigt das Pferd eines ſeiner Mannen und leiſtet die tapferſte Gegenwehr, bis ihn endlich der Schlag eines rieſigen Menſchen im griechiſchen Heere trifft, da ſinkt er vom Pferde und geräth in die Gefangenſchaft der Feinde. In Ketten ließ ihn bald darauf Eugenius nach Conſtantinopel ſchleppen. Des Führers beraubt löſte ſich Pandulfs Heer auf; Giſulfs Hülfstruppen, die auf dem Marſch gegen Bovino von Pandulfs Gefangenſchaft hörten, kehrten friedlich nach Salerno zurück. Ein ſchwerer Schlag hatte die Sache Ottos getroffen, deſſen Folgen nur allzu bald ſich bemerklich machten.

Das Gebiet von Capua und Benevent überflutheten ſofort die griechiſchen Heere. Capua ſelbſt wurde rings von den Feinden belagert; von der einen Seite von Eugenius, von der anderen von den Neapoli-

tanern unter ihrem Herzog Marinus, schon seit langer Zeit erbitterten Gegnern ihrer Nachbarn. Dennoch hielt sich Capua vierzig Tage lang gegen die überlegene Macht, bis endlich ein Heer des Kaisers zum Entsatz anrückte. Diesem Heere, aus Franken, Schwaben, Sachsen und Spoletanern gebildet, unter dem Befehle der Grafen Konrad und Siko, gelang es die Länder Pandulfs von den Griechen zu säubern. Aus Furcht vor feindlicher Uebermacht hatte Eugenius die Belagerung von Capua schleunig aufgegeben und sich nach Salerno zurückgezogen, wo Gisulf sich wieder willig den Griechen anschloß; auch Avellino öffnete ihnen die Thore. Als das von Otto gesandte Heer vor Capua ankam, fand es die Stadt schon frei. Alsbald brach man daher gegen Neapel auf und suchte hier den Kriegsmuth zu kühlen; das ganze Gebiet der Stadt wurde verwüstet, Avellino in Flammen gesteckt, nur Salerno selbst entging der Wuth der Feinde.

Das griechische Heer hatte sich durch das Gebiet von Benevent nach Apulien zurückgezogen; Eugenius war ihm gefolgt, wurde aber von seinen eigenen Truppen verrathen, in Ketten gelegt und so nach Constantinopel gesandt. Der Patricius Abdila übernahm die Leitung des Heeres. Und schon drangen die Deutschen und Spoletaner, über Benevent ihren Marsch nehmend, auch in Apulien ein. Bei Ascoli kam es zu einem hitzigen Kampfe. Konrad und Siko schlugen das Heer der Griechen in die Flucht: fünfzehntausend Mann von ihnen sollen auf dem Platze geblieben sein; Abdila selbst erhielt eine gefährliche Wunde. Dennoch zog Ottos Heer bald wieder auf der Straße, auf der es gekommen, nach Campanien zurück. Die Griechen waren auf ihr Gebiet zurückgedrängt, aber viel fehlte daran, daß ihre Macht in Italien gebrochen war.

Während dieser Ereignisse und während des folgenden Winters hatte Kaiser Otto mit den Seinen sich meist im nördlichen Italien, besonders zu Pavia und Ravenna, aufgehalten, zu einem größeren Kriegszuge für das Jahr 970 Alles sorglich rüstend. Da kam eine Nachricht aus Constantinopel, welche die ganze Lage der Dinge zu ändern schien.

In der Nacht des 10. December 969 war Nicephorus eines gewaltsamen Todes gestorben. Seine Gemahlin Theophano hatte den verruchten Mordplan geschmiedet und sich zu ihrem Werkzeug einen Vetter des Kaisers, jenen Johannes Tzimisces ersehen, den er einst wegen seiner Tapferkeit und der ihm bei seiner Thronbesteigung geleisteten Dienste hoch geehrt und ihm den Krieg gegen die Araber in Syrien

übertragen, dann aber ſchimpflich entſetzt und zu unrühmlicher Muße verurtheilt hatte. Ihn hatte jetzt Nicephorus ſelbſt auf Theophanos Bitten nach Conſtantinopel beſchieden, wo er ungehemmt alle Vorbereitungen zu der blutigen That traf.

Nicephorus bangte ſchon ſeit Monden vor einem jähen Tode, der ihm geweiſſagt war. Er unterzog ſich ſtrengen Bußübungen, brachte die Nächte vielfach im Gebet zu, mied das Bett und ſtreckte ſich nur, wenn der Schlaf ihn übermannte, auf ein Pardelfell und ein ſcharlachenes Filzlager hin, das ihm auf den Boden bereitet wurde. Seine Gemahlin ſchlief in demſelben Gemach. In der Nacht nun, die zur Ausführung des Mordes beſtimmt war, verließ Theophano unter einem Vorwande das Schlafzimmer, und indem ſie bald zurückzukehren verſprach, verlangte ſie, daß die Thür geöffnet bliebe. Nicephorus wachte lange im Gebet, endlich ſtreckte er ſich auf das Pardelfell aus und ſchlief ein. Theophano hatte ſchon vorher einige Helfershelfer im Palaſte verſteckt; dieſe verließen jetzt den Verſteck, ſtiegen auf die Zinnen des Palaſtes und ſchauten aus, ob Johannes mit den Verſchworenen nicht nach der Verabredung auf dem Bosporus herankomme und lande. Es war ein Decemberabend, der Wind wehte ſcharf, und ein dichtes Schneegeſtöber ließ die Gegenſtände in der Ferne nicht erkennen. Um die fünfte Stunde der Nacht ruderte endlich Johannes mit den Verſchworenen heran; ſie legten beim Palaſte an; ein helles Pfeifen, das verabredete Zeichen, ließ ſie erkennen. Von den Zinnen des Dachs wurde ein Korb herabgelaſſen und einzeln die Verſchworenen in demſelben heraufgezogen, zuletzt Johannes. Als die Mörder zuſammen waren, wies ihnen ein Narr, der den Weibern des Palaſtes zur Kurzweil diente, den Weg zu Nicephorus Schlafgemach. Mit gezückten Schwertern drangen ſie in daſſelbe ein und umringten das kaiſerliche Bett; aber ſie fanden es leer. Schon hielten ſie ihren Anſchlag für verrathen, da zeigte ihnen der Narr den Kaiſer ſchlafend am Boden liegen. Sie umſtellten ihn rings und ſtießen ihn mit den Füßen. Nicephorus fuhr auf; ſobald er aber ſein Haupt erhob, traf es Leo Balantes, einer der Verſchworenen, mit einem kräftigen Schwerthieb. Nicephorus ſchrie: „Mutter Gottes, hilf mir!“ Reichlich rieſelte das Blut aus der Wunde; Johannes, der ſich inzwiſchen auf das Bett des Kaiſers geſetzt hatte, ließ ihn zu ſich ſchleppen; auf den Knien lag Nicephorus, der ſich nicht mehr aufrecht erhalten konnte, vor ſeinem Mörder. Da rief Johan-

nes: „Sprich nun, du blinder und neidiſcher Tyrann, haſt du nicht durch mich den Thron gewonnen und dieſe Herrſchaft erlangt. Weshalb haſt du voll Haß, Neid und Undankbarkeit mir den Befehl über das Heer genommen, weshalb mich gezwungen meine Tage mit den Bauern auf dem Lande zu verleben, wie einen feigen Flüchtling; mich, einen Mann, beſſer als du? Jetzt biſt du in meiner Hand, und Niemand wird dich aus derſelben retten. Sprich nun, wenn du noch dich zu rechtfertigen weißt." Nicephorus hatte Nichts mehr zu ſeiner Rechtfertigung zu ſagen; ſeine letzten Laute waren Gebete an die heilige Jungfrau. Johannes rauſte ihm voll grauſamen Hohns den Bart aus, die Verſchworenen ſchlugen ihn mit ihren Degengriffen in das Geſicht. So marterte man den ſterbenden Kaiſer, bis ihm Johannes den Fuß auf die Bruſt ſetzte und mit einem tüchtigen Hiebe den Schädel ſpaltete, ein Anderer ihm das Schwert durch die Bruſt ſtieß.

Sofort legte ſich Johannes die rothen Schuhe, das Abzeichen der kaiſerlichen Gewalt, an, begab ſich in das goldene Prunkgemach des Palaſtes, ließ ſich hier auf dem Thron nieder und ergriff von dem Kaiſerreiche Beſitz. Jetzt erſt rückte die Leibwache des Nicephorus gegen den Palaſt und verſuchte die geſperrten eiſernen Pforten deſſelben zu erbrechen. Man hieb dem Leichnam das Haupt ab und zeigte es der Leibwache; da ließ ſie von ihrem Vorhaben ab und rief ohne Zögern Johannes zum Kaiſer aus. Beim Anbruch des Tages eilten Diener des Palaſtes durch die Straßen der Stadt, verkündeten den Tod des Nicephorus und daß fortan Johannes mit den Söhnen des Romanus die kaiſerliche Gewalt theilen werde. Zugleich erging ein Edict, Niemand ſolle bei Todesſtrafe wagen Unruhen in der Stadt zu erregen oder zu plündern, welches ſo großen Schrecken verbreitete, daß ganz gegen ſeine Gewohnheit das Volk dem Thronwechſel in größter Ruhe zuſah. In der Frühe des 11. Decembers war Johannes bereits die Herrſchaft geſichert; die Verwandten und reichſten Angehörigen des Nicephorus wurden aus den höchſten Staatsämtern entfernt, die Verſchworenen und Freunde des neuen Herrſchers ſetzten ſich in den Beſitz derſelben, und Polyeuctos, der Patriarch von Conſtantinopel, ließ ſich alsbald herbei dem Mörder in der Sophienkirche das Diadem aufzuſetzen. Er hatte die heilige Handlung an die Bedingungen geknüpft, daß die gegen die Kirche gerichteten Decrete des Nicephorus zurückgenommen, Theophano vom Hofe verjagt und die Mörder des Nicephorus zur Un-

terſuchung gezogen würden. Johannes entſprach unverzüglich dieſen Bedingungen, aber auf ſeine Weiſe: die Decrete wurden zurückgenommen, Theophano auf die Inſel Prote verbannt, und die ganze Schuld des Mordes auf jenen Leo Balantes gehäuft, der den erſten Streich geführt hatte.

Johannes hatte große Gaben, die ihn zur Zierde des Throns gemacht haben würden, wenn er ihn nicht durch ein ſo abſcheuliches Verbrechen gewonnen hätte. Schon ſein Aeußeres ließ den ungewöhnlichen Mann erkennen. Zwar nur klein, beſaß er doch eine körperliche Geſchicklichkeit und Kraft, die Alles in Erſtaunen ſetzte. Er war der beſte Reiter, der gewandteſte Bogenſchütz ſeiner Zeit, Niemand traf mit dem Speere ſicherer zum Ziel. Seine Erſcheinung gewann ihm leicht die Gemüther. Blaue, freundliche, ſehr lebhafte Augen, blondes Haar, röthlicher Bart, eine helle, durchſichtige Geſichtsfarbe, die Naſe fein gebogen: ſo zeichnen ihn die Zeitgenoſſen. Den körperlichen Vorzügen entſprachen glänzende Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens. Man pries allgemein ſeine Güte, Milde und Gerechtigkeit. Ueberdies hatte er durch ſeine Kriegszüge in Syrien ſich einen bedeutenden Namen als Feldherr gewonnen, und bald zeigte ſich, daß er mit Umſicht und Ausdauer auch die Geſchäfte des Staates leitete, ohne jene Hartnäckigkeit des Nicephorus zu beſitzen, die dieſen mitten im Siege oft an den Rand des Abgrunds geführt hatte. Bei ſolchen Tugenden lagen aber auch große Schwächen im Charakter des Johannes offen zu Tage: ſein Hang zum Weine und zu den Tafelfreuden, zur Wolluſt und Verſchwendung.

Trotz der großen Heldenthaten des Nicephorus war die Lage des Staates, als Johannes die Regierung übernahm, ſehr gefährlich. Noch war der Krieg in Syrien nicht beendigt, und vom Norden bedrohte der Ruſſe Swiätoſlaw, der ganz Bulgarien in Beſitz genommen hatte, Conſtantinopel ſelbſt; gegen Otto ſtand man in den Waffen, und der durch Mord gewonnene Thron konnte über kurz oder lang durch innere Unruhen bedroht werden, zumal die Bevölkerung, ſchon durch drei Jahre von Hungersnoth bedrängt, leicht in Aufregung zu verſetzen war. Sich aus dieſer verwickelten Lage zu befreien, hatte Johannes eine Friedensgeſandtſchaft an Swiätoſlaw beſchickt und ihm eine Zuſammenkunft angetragen, aber die trotzige Antwort erhalten, ſein Kommen ſei unnöthig, Swiätoſlaw werde ſelbſt vor den Thoren von Conſtantinopel erſcheinen. Den Krieg gegen den ruſſiſchen Großfürſten faßte daher

Johannes hauptſächlich ins Auge und machte ungewöhnliche Anſtrengungen zu dieſem Kampfe. Der Krieg in Syrien konnte aber deshalb nicht aufgegeben werden; denn er war der Stolz und Ruhm des Reichs, und in ihm war überdies Johannes eigene Größe erwachſen. Eher ließ ſich erwarten, daß Johannes ſich gegen Otto nachgiebig zeigen würde, zumal die Verhältniſſe Italiens wenig oder gar nicht die Aufmerkſamkeit des Volks beſchäftigten.

Jetzt konnte Otto das gewünſchte Ziel erreichen, wenn er entſchieden mit ſeinen Forderungen auftrat. Im Frühjahr 970 finden wir ihn deshalb wieder an der Spitze eines Heeres in Unteritalien. Gegen Ende des Monats Mai ſtand er im Capuaniſchen und rückte gegen Neapel an, deſſen Gebiet abermals hart heimgeſucht wurde. Hier begab ſich zu ihm Aloara, die Gemahlin des gefangenen Pandulf, mit ihrem Sohne, dem Fürſten Landulf von Benevent. Beide beſchworen den Kaiſer, Pandulf aus den Banden der Griechen zu befreien und der Heimath zurückzugeben. Als Otto ſich darauf abermals gegen Apulien wandte, nochmals Bovino umſchloß und die Vorſtädte in Brand ſteckte, dachte auch Tzimiſces ſchon daran mit dieſem hartnäckigen Gegner ſeinen Frieden zu machen und entließ Pandulf der Haft, der am geeignetſten ſchien den Frieden zu vermitteln. Tzimiſces erbot ſich Theophano dem jungen Kaiſer Otto zur Gemahlin zu geben, verlangte aber zugleich, daß die Heere der Deutſchen Apulien und die anderen Länder der Griechen in Italien räumen ſollten. Bis in den Monat Auguſt hatte Otto Apulien verheerend durchzogen, in den erſten Tagen des Monats lag ſein Heer vor der Stadt Banzi, unfern Venoſa; bald darauf kam Pandulf, der zu Bari gelandet, zu ihm und überbrachte die Friedensbedingungen Conſtantinopels. Otto ſchien es jetzt genug dem Sohne die Kaiſertochter zum Gemahl zu gewinnen, er ging auf den ihm von Tzimiſces angebotenen Vertrag ein, verließ Apulien und zog mit ſeinem Heere nach der Mark von Spoleto ab, wo er im September in Pandulfs Gegenwart einen Landtag hielt.

Es war die letzte Waffenthat des alten Kaiſers geweſen. Der mehrjährige Krieg, der das ſüdliche Italien ſchwer heimgeſucht hatte, ruhte nun, und hatte Otto auch nicht neue große Eroberungen in demſelben gemacht, ſo war ihm durch die Verlobung ſeines Sohnes mit der Griechin doch einerſeits der Beſitz Roms und des Königreichs Italien geſichert, wie andererſeits für ſeine kaiſerliche Würde die Anerken-

nung von Byzanz gewonnen worden. Auch Pandulfs Stellung zu ihm wurde jetzt erſt befeſtigt. Des Erreichten froh beging Otto das Weihnachtsfeſt feierlich nach ſeiner Sitte zu Rom, das Oſterfeſt zu Ravenna, wo faſt alle Biſchöfe, Fürſten, Grafen und Herren Italiens ihn umgaben und wichtige Reichsgeſchäfte erledigt wurden. Dann ſandte Otto den Erzbiſchof Gero von Köln, einen Sachſen, den Bruder des Markgrafen Thietmar, mit einem großen Geleite, in dem ſich zwei Biſchöfe, mehrere Herzöge und Grafen befanden, nach Conſtantinopel, um würdig die kaiſerliche Braut heimzuführen. Dieſe ſtattliche Geſandtſchaft wurde dort höchſt ehrenvoll empfangen und mit koſtbaren Geſchenken bedacht, unter denen ſie Nichts höher achtete, als den Leichnam des heiligen Pantaleon, der ſo nach Köln gelangte.

Im Anfang des Jahrs 972 landete Theophano, die vielumworbene heißerſehnte Kaiſertochter, mit einem glänzenden Gefolge an der Küſte Apuliens und begab ſich auf den Weg nach Benevent, wo ſie eine zweite Geſandtſchaft des Kaiſers empfing, an deren Spitze der kluge Biſchof Dietrich von Metz, ein Verwandter des kaiſerlichen Hauſes, ſtand. Dietrich führte Theophano nach Rom, das feſtlich am 14. April die künftige Kaiſerin einholte und wo ihrer der alte Kaiſer und ihr zukünftiger Gemahl ſchon lange harrten. Sofort wurde Theophano vom Papſte in St. Peter gekrönt und ihre Ehe mit dem jungen Kaiſer eingeſegnet, am dritten Tage aber das Beilager gehalten. Mit der größten Pracht und unter allgemeinem Jubel wurde die Hochzeit gefeiert, faſt alle Fürſten Deutſchlands waren zu dem ſeltenen Feſte über die Alpen gekommen. Aller Augen richteten ſich auf die junge Kaiſerin, die kaum den Kinderjahren entwachſen, doch ſich leicht Achtung bei dem fremden Volke gewann. Sie war nicht allein ſchön und von einnehmenden Sitten, ſondern auch von großem Verſtande und der Rede in ſeltenem Grade mächtig; einen kräftigen Geiſt entdeckte man ſogleich in dem zarten Leibe dieſes jungen Weibes. Am Tage der Einſegnung der Ehe verlieh der junge Kaiſer mit Zuſtimmung ſeines Vaters ſeiner Gemahlin eine koſtbare Morgengabe: in Italien die ganze Provinz Iſtrien und die Grafſchaft Pescara, in Deutſchland die Provinzen Walchern und Wicheln mit den reichen Gütern der Abtei Nivelle, die Königshöfe Boppard am Rhein, Thiel an der Waal, Herford in Weſtfalen, Tilleda am Kyffhäuſer und Nordhauſen, dieſelben Höfe, die einſt ſchon ſeine Großmutter Mathilde von König Heinrich als Morgengabe em-

pfangen hatte. Die prächtige mit Goldbuchſtaben auf Purpurpergament geſchriebene Urkunde über dieſe Schenkung iſt noch jetzt vorhanden, ein langdauerndes Zeugniß jener feſtlichen Tage.

Bis in den Anfang Mai hielt ſich die kaiſerliche Familie zu Rom auf, wo Pandulf noch immer in der Nähe derſelben verweilte. Darauf begab ſich der Hof nach Ravenna, von dort nach der Lombardei, wo der Kaiſer in den letzten Tagen des Juli in Mailand Hof hielt und dann nach Pavia ging. Hier verweilte er noch am 1. Auguſt, trat aber bald darauf mit den Seinen den Rückweg über die Alpen an. Nach faſt ſechsjähriger Abweſenheit verlangte es ihn die Heimath wiederzuſehen, in der er Manches anders wiederfinden ſollte, als er es verlaſſen hatte. Viele waren aus dem Leben geſchieden, die er dort wieder zu begrüßen gehofft hatte: vor Allen die heißgeliebte Mutter und ſein Sohn Wilhelm, den er nicht nur auf den erſten Biſchofsſtuhl der deutſchen Kirche erhoben, ſondern ihm auch die Sorge für das Reich während ſeiner Abweſenheit übertragen hatte. Der Tod von Mutter und Sohn mahnte auch Otto an ſein nahes Ende, und er wollte auf heimathlichem Boden ſeine Tage beſchließen.

Wie viele Kämpfe, wie viele Sorgen und Mühen hatten ſich in dieſe ſechs Jahre zuſammengedrängt, und doch konnte der Kaiſer ſich nicht verhehlen, daß er den Zweck ſeines Zugs nur zum Theil erreicht und das Gewonnene mehr einer Gunſt des Geſchicks als glänzenden Siegen zu danken hatte. Auch ſeine Kraft ſchien eine Grenze gefunden zu haben, und er mußte glücklicheren Nachfolgern überlaſſen, was ihm das Geſchick verſagt hatte. Italien blieb getheilt, Sicilien in den Händen der Araber; ſelbſt das Räubereſt zu Garde-Frainet anzugreifen gab der Kaiſer auf, und erſt drei Jahre nachher zerſtörten es die Bewohner der Provence und Dauphinée unter der Anführung des burgundiſchen Grafen Wilhelm, nachdem es mehr als achtzig Jahre zu unſäglichem Schaden und zu noch größerem Schimpf der Chriſtenheit beſtanden hatte.

Wie dem aber auch war, Großes war immer damit für die abendländiſche Welt gewonnen, daß ein friſches und hoffnungsreiches Kaiſerthum in Italien hergeſtellt, daß Capua und Benevent ihm verbunden und Conſtantinopel zur Anerkennung deſſelben genöthigt war. Als ſich der Fanatismus des Islams in den Fatimiden wieder erhob, als zugleich die Macht des Oſtreichs nach langem Schlafe wieder erwachte, da

ſtand auch die abendländiſche Welt, von einem Kaiſer geführt, von Neuem ſtark und gerüſtet da, entſchloſſen ſich um keinen Preis das heiß-umſtrittene italiſche Land entreißen zu laſſen.

8.

Die letzten Zeiten Ottos des Großen.

Als Kaiſer Otto nach Deutſchland zurückkehrte, fand er Alles im Frieden. So groß war die Achtung vor dem kaiſerlichen Namen und der mächtigen Autorität Ottos ſelbſt aus der Ferne, daß kein Feind die Grenzen ernſtlich anzutaſten gewagt, keine innere Fehde während der langen Abweſenheit des Kaiſers in verderblicher Weiſe um ſich gegriffen hatte. Nur an den Grenzen und in den Marken Sachſens hatte es vorübergehende kurze Kämpfe gegeben, aber auch dieſe waren meiſt beſeitigt, als der Kaiſer den deutſchen Boden betrat.

Es war Wichmann geweſen, der abermals das Feuer hier ſchürte. Kaum hatte Otto Sachſen verlaſſen, ſo hatte ſich der nimmer ruhende, niemals verſöhnte Mann von Neuem erhoben. Zuerſt wiegelte er den Waarerfürſten Selibur gegen Herzog Hermann auf; dann, als dies Unternehmen ſchmählich geſcheitert war, warf er ſich in den Kampf gegen den Polenherzog Mieczislaw, den Lehnsmann und Freund des Kaiſers. Jetzt, da der Herzog Gero nicht mehr unter den Lebenden und der Kaiſer jenſeits der Alpen war, konnte man einen günſtigeren Ausgang des Kampfes erwarten, und die Redarier ließen ſich, von ihrem alten Führer verlockt, wieder in einen Bund mit ihm ein. Mieczislaw fand bei dem Böhmenherzog Unterſtützung, und das Glück half ihm gegen ſeine Feinde. Es gelang ihm Wichmann und die Wenden in einen Hinterhalt zu locken, wo dieſe einen ungleichen Kampf beſtehen mußten. Als Wichmann die Niederlage der Seinen ſah, wollte er auf ſeinem Roſſe von dannen eilen, aber die Wenden umringten ihn, zwangen ihn abzuſitzen und mit ihnen zu Fuß zu kämpfen. Mit großer Tapferkeit ſchlug er ſich da den ganzen Tag gegen die Feinde und wußte ſich ihnen, als das Dunkel endlich einbrach, durch die Flucht zu entziehen. Vom Hunger erſchöpft,

durch den langen Kampf und den weiten Weg auf das Aeußerste ermattet, trat er am anderen Morgen mit einigen Begleitern in die Scheune eines Landmanns. Hier trafen ihn mehrere Führer der Polen. Von ihnen befragt, wer er sei, bekannte er sogleich, er sei Wichmann. Sie forderten ihn auf die Waffen niederzulegen und gelobten ihn lebend ihrem Herrn zu übergeben und bei ihm seine Auslieferung an den Kaiser zu erwirken. Aber, obwohl in der äußersten Bedrängniß, gedachte er doch seiner früheren hohen Stellung und Macht auch jetzt noch und weigerte sich als ein edler sächsischer Mann vor Dienstleuten des Polenfürsten seine Waffen zu strecken. Er verlangte, sie sollten Mieczislaw von ihm Meldung thun; dem Fürsten wolle er sich ergeben. Während nun die Führer sich dorthin begaben, drang ein großer Haufe niederen Kriegsvolks in die Scheune und griff ihn an. Er, so ermattet er war, setzte sich noch einmal zur Wehre und streckte Mehrere mit seinem Schwerte nieder; endlich aber versagten ihm die Kräfte, er übergab seine Waffe dem in dem Haufen, der ihm der Vornehmste schien, und sprach: „Nimm dies Schwert und überbring es deinem Herrn, er sehe es als Zeichen seines Siegs an und sende es seinem Freunde, dem Kaiser, mag dieser nun über den Fall seines Feindes frohlocken oder den Tod eines Blutfreundes beweinen." Dann raffte er seine letzten Kräfte zusammen, wandte sich nach Morgen, betete laut in deutscher Sprache und übergab seine tiefbekümmerte, leidvolle Seele der Barmherzigkeit des Schöpfers aller Dinge. So fand Wichmann am 22. September 967 sein Ende, ein Mann voll starren Trotzes und ungebändigter Kraft, der die Freiheit nur in der Herrschaft des eigenen Willens sah und, indem er kein anderes Gesetz erkannte als seine Leidenschaft, blind in sein Verderben rannte, eine jener gewaltsamen und trotz ihrer Größe verderblichen Naturen, die uns in den Urgeschichten der germanischen Völker öfter begegnen. „Wie Wichmanns Ende war," sagt Widukind, der uns fast allein Kunde von ihm hinterlassen hat, „so war das Ende Aller, die sich gegen den Kaiser zu erheben wagten."

Das Schwert und die Rüstung Wichmanns wurden dem Kaiser nach Italien geschickt. Als er von dem neuen Angriffe der Redarier gegen Mieczislaw, seinen Freund, Kunde bekam, entbrannte sein Zorn, und er schrieb an die sächsischen Fürsten: „Es ist unser Wille, daß ihr mit den Redariern, die, wie wir hören, eine vollständige Niederlage erlitten haben, keinen Frieden macht; denn ihr wißt, wie oft sie

die Treue gebrochen, wie schweres Leid sie uns zugefügt haben. Gehet also mit Herzog Hermann zu Rathe und traget Sorge, daß das Volk ausgerottet und dadurch den Unruhen ein Ziel gesetzt wird. Sollte es nöthig sein, so werden wir zu euch kommen und gegen sie zu Felde ziehen." So schrieb der Kaiser, aber ehe der Brief in Sachsen ankam, hatten die Fürsten schon mit den Redariern Frieden geschlossen und meinten nun an ihn gebunden zu sein. Auch schien die Lage des Landes nicht ganz ohne Gefahr. Herzog Herrmann besorgte einen Angriff von den Dänen damals, wie noch lange nachher, und der Gesinnung der wendischen Stämme war man nie sicher. Diese Besorgnisse erwies die Folge größtentheils als eitel; auch dunkle Gerüchte, die umschlichen, daß die Sachsen der Königsherrschaft abgünstig seien und mit einem Aufstande umgingen, zeigten sich als unbegründet. Nur einmal noch kam es in den wendischen Marken zu einem Kampfe. Markgraf Hodo griff, wir wissen nicht aus welchem Grunde, Herzog Mieczislaw an, und bei Zehden wurde zwischen ihnen am Johannistag 972 eine blutige Schlacht geschlagen, in der die Deutschen große Verluste erlitten. Mit Unmuth hörte der Kaiser, der gerade damals die Alpen überschritt, von diesem Kampfe und befahl bei seiner Ungnade die Waffen ruhen zu lassen; wenn er nach Sachsen käme, wolle er selbst in der Sache richten.

In der Mitte des Augusts langte der Kaiser, durch das Rheinthal von den Alpen herabsteigend, in den Gegenden am Bodensee an und besuchte hier St. Gallen, Reichenau und Kostnitz. Dann ging er den Rhein hinab nach Ingelheim, wohin er nach dem Wunsch des Papstes eine Synode beschieden hatte. Mit Ausnahme Adalbags von Hamburg waren alle deutschen Erzbischöfe auf der Synode erschienen, mit ihnen viele Bischöfe und Aebte. Auch eine große Anzahl weltlicher Fürsten und Herren hatte sich in Ingelheim eingestellt, und wichtige Geschäfte der Kirche wie des Reichs sind ohne Zweifel hier verhandelt worden, wo der Kaiser zum ersten- Male wieder die Großen seines deutschen Reichs um sich versammelt sah. Es fehlt uns jedoch an Aufzeichnungen über die Beschlüsse der Versammlung, und nur von einigen untergeordneten Entscheidungen haben wir zufällige Kunde.

Den folgenden Winter verlebte der Kaiser in den fränkischen Gegenden am Rhein und im Elsaß auf seinen überall hier zerstreut liegenden Burgen und Pfalzen, meist zu Frankfurt, wo er auch das Weih-

nachtsfest feierte. Vieles mußte in diesen Gegenden schmerzliche und doch theuere Erinnerungen in seiner Seele wecken, indem es ihn an seine Kinder mahnte, die in der Blüthe der Jahre ihm in das Grab vorausgeeilt waren.

Zu Mainz sah er in der Kirche des heiligen Albanus über dem Grabe seiner Tochter Liutgarde ihre silberne Spindel hängen, ein sinnreiches Andenken an die fleißige Königstochter, die mit starkem Sinn ein trübes Schicksal erduldet. Ihr zur Seite hatte ihr unglücklicher Bruder Liudolf seine Ruhestätte gefunden. Und in derselben Kirche fand Otto jetzt auch das Grab seines ältesten Sohnes, der, die Frucht einer Jugendliebe, dem geistlichen Stande bestimmt war und die höchste bischöfliche Würde Deutschlands erstiegen hatte. Hier ruhte Erzbischof Wilhelm, den in der Blüthe der Jahre — er hatte kaum das vierzigste Jahr erreicht — der Tod unerwartet dahingerafft hatte. Der Tod dieses Sohnes war mit dem Abscheiden der hochverehrten Mutter des Kaisers nahe verbunden gewesen.

Als Wilhelm vernommen hatte, daß seine Großmutter zu Quedlinburg schwer erkrankt darniederliege und ihre baldige Auflösung drohe, hatte er sich auf den Weg gemacht, um ihr den letzten Trost zu bringen. Hoch war Mathilde darüber erfreut, sie beichtete dem Enkel ihre Sünden, empfing die Absolution, ließ sich von ihm mit dem heiligen Oel salben und das Abendmahl reichen. Wilhelm hielt sich drei Tage zu Quedlinburg auf, denn er glaubte, in jedem Augenblicke werde der Tod eintreten; als aber die Sterbestunde sich dennoch zu verzögern schien, ging er zu ihr, sich zu verabschieden. Lange sprachen sie mit einander bei dieser letzten Trennung. Als dann Wilhelm aufbrechen wollte, rief Mathilde ihre treue Dienerin Richburg, die sie zur Aebtissin des in Nordhausen begründeten Klosters bestellt hatte, zu sich und fragte sie, ob sie Nichts wüßte, was sie ihrem Enkel zum Andenken geben könnte. „Nichts ist da," sagte Richburg, „Alles hast du bereits den Armen gegeben." „Doch wo sind die Decken," erwiederte Mathilde, „die ich für meine Bestattung zurückzulegen befahl? Laß sie bringen, daß ich sie dem Enkel als Liebeszeichen auf den Weg gebe; er wird ihrer eher als ich bedürfen, denn er hat eine beschwerliche Reise zu machen. Wer kann auch wissen, was der folgende Tag bringt? Und sollte ich sterben, so wird's schon werden, wie die Leute sagen: „Hochzeitskleid und Leichenhemde wissen die Angehörigen schon zu finden." Da brachte Richburg

die Decken, und die alte Königin schenkte sie Wilhelm, der noch einmal die Großmutter segnete und dann von ihr schied. Indem er das Gemach verließ, wandte er sich zu den Umstehenden und sprach leise: „Ich gehe von hier nach Radulfsrode und lasse einen Geistlichen zurück, daß wenn der Tod der Königin bald erfolgen sollte, er zu mir eile und es mir melde; ich will dann sogleich umkehren und die Bestattung in würdiger Weise besorgen." Die alte Königin hatte jedoch diese Worte gehört, richtete ihr Haupt empor und sprach: „Es ist nicht nöthig, daß du den Boten hier läßt, denn du wirst auf deiner Reise eher seiner bedürfen. Geh in Christi Namen, wohin sein Befehl dich ruft." So entfernte sich Wilhelm von Quedlinburg und begab sich nach Radulfsrode, einem Orte am Harze, unfern Quedlinburg. Hier fühlte er sich unwohl und nahm eine Arzenei, die ihm aber keine Linderung schaffte. Die Kräfte verließen ihn plötzlich, und ganz unerwartet den Seinen starb er am 2. März 968. Die Worte der greisen Königin waren prophetisch gewesen, ohne daß sie selbst es ahnete.

Sogleich eilten Boten nach Quedlinburg mit der Trauernachricht, die man der sterbenden Königin mitzutheilen zögerte. Als sie aber die entsetzten Mienen der Umstehenden sah und ihr geheimnißvolles Flüstern hörte, sagte ihr der Geist, was geschehen war. „Warum," sprach sie, „wollt ihr es mir verhehlen? Erzbischof Wilhelm ist todt. Lasset die Glocken läuten, rufet die Armen zusammen und gebet ihnen Almosen, daß sie zu Gott für seine Seele beten." Zwölf Tage überlebte noch Mathilde ihren Enkel, dann kam die Stunde auch ihrer Erlösung. Sie endete an einem Sonnabend um die neunte Stunde des Tags, wo sie sonst die Armen um sich zu sammeln pflegte, um ihre milde Hand im Andenken an König Heinrich, der an demselben Wochentage verstorben war, Jedem zu öffnen. Kaum hatte sie die Augen geschlossen, als ein Geschenk ihrer Tochter, der Königin Gerberge, eintraf, eine prächtige mit Gold gestickte Decke, die nun ihr Leichentuch werden sollte. In der Kirche zu Quedlinburg zu Seiten ihres Gemahls Königs Heinrich, wie sie es immer gewünscht hatte, ruhen ihre Gebeine. Sie hatte beinahe das achtzigste Jahr erreicht, und nach einem langen und überaus reichen Leben war ihr ein seliges Ende beschieden.

Viele Jahrhunderte noch hat Mathildens Name in höchsten Ehren in ihren zahlreichen Stiftungen fortgelebt, und gewiß mit dem vollsten Rechte. Denn selten hat sich weltlicher Ruhm und irdische Höhe so

wahr und aufrichtig dem Dienste des Herrn ergeben, als es in dieser ausgezeichneten Frau der Fall war. Ihr Beispiel und ihre unermüdliche Thätigkeit haben für die Gesittung und christliche Erweckung des Sachsenvolks mehr gethan, als man sagen kann. Nicht zu Sitzen träger Ruhe und stolzen Ueberflusses wollte sie ihre Stiftungen zu Quedlinburg, Pöhlde, Nordhausen und Enger machen, sondern zu umfriedeten Burgen und Pflanzstätten heiligen christlichen Lebens und Strebens in einer vielbewegten Zeit, der es an roher Sinnlichkeit nicht fehlte; hier sollte die verfolgte Unschuld Rettung, die Noth Hülfe, das verlangende Herz Glaubenstrost finden, von hier sollte sich überdies über das ganze Sachsenland eine höhere Geistesbildung verbreiten, und zwar jene Bildung, die, aus heiligen Quellen strömend, zugleich geistliche Weihe giebt. Wie Mathilde in diesen Klöstern und Schulen — denn sie waren Beides in Einem — gewirkt wissen wollte, zeigte sie an ihrem eigenen Beispiel. Die Kraft des Lebens und aller Thätigkeit nahm sie aus dem Gebet, noch in ihren letzten Jahren stand sie stets, ehe es tagte, vom Lager auf und ging zur Morgenandacht in die Kirche, hier sah man sie täglich andächtig der Messe beiwohnen; aber sonst war sie unermüdlich bei der Arbeit und allem müßigen Feiern von Herzen feind. Wo sie auch sein mochte, daheim oder auf der Reise, suchte sie die Armen auf und sorgte für sie, unterstützte die Wanderer, trat selbst an das Lager der Kranken und unterrichtete ihre Diener und Mägde in nützlichen Dingen, namentlich in der damals noch so seltenen Kunst des Lesens, mit ängstlicher Sorgfalt bedachte sie zugleich den Haushalt und alle Bedürfnisse ihrer Stiftungen; und doch genügten ihr alle diese Werke der Liebe noch nicht, wenn sie nicht täglich noch mit eigenen Händen Etwas arbeitete und fertig schaffte.

Keine unter allen Tugenden Mathildens war größer als ihre Demuth; wo sie helfen konnte, war ihr keine Arbeit zu schlecht und zu gering, aber selbst bei den niedrigsten Werken konnte sie nie die ihr angeborene Hoheit und Würde verleugnen. Widukind sagt von ihr mit freier Anwendung eines Schriftworts (Hiob 29, 25): „Wie eine Königin saß sie inmitten des Volks, aber sie tröstete Alle, die Leid trugen.“ Mit ehrfurchtsvoller Bewunderung sah die Welt auf sie, die Gemahlin König Heinrichs, die Mutter des großen Kaisers Otto, des tapferen Heinrich, des weisen und heiligen Brun; mit Freude und Stolz muß der Deutsche noch jetzt ihren Namen nennen, denn mit demselben sind

die schönsten und rühmlichsten Erinnerungen unserer Geschichte innigst verknüpft.

Die Nachrichten vom Tode der Mutter und seines Sohnes Wilhelm hatten Otto nur allzubald in Italien erreicht und so bewegt, daß er zuerst sogleich nach der Heimath zurückeilen wollte; aber die drängenden Sorgen der Herrschaft hielten ihn jenseits der Alpen gefesselt. Er fand einen Trost darin, daß sich jetzt die Gelegenheit zeigte seinen großen Lieblingsgedanken, Magdeburg zum Erzbisthum für die Slawen zu erhöhen, endlich in das Werk zu setzen und zögerte keinen Augenblick diese Gelegenheit zu benutzen. Wilhelm, der sich dem Plane lange entgegengestellt hatte, war nicht mehr, und kurz vor ihm war auch der andere Gegner dieser Stiftung, Bischof Bernhard von Halberstadt, aus dem Leben geschieden. Ottos erste Sorge war jetzt, auf die erledigten Bischofsstühle ihm in Magdeburgs Sache willfährige Männer zu bringen. Auf Bernhard folgte in Halberstadt Hildeward; er dankte seine Ernennung einer besonderen Gnade des Kaisers. Hildewards Vater Erich hatte nämlich an einer Verschwörung gegen Ottos Leben theilgenommen und war wegen Hochverraths verurtheilt worden; um so mehr mußte der Sohn sich bestreben den Frevel des Vaters vergessen zu machen. Zum Mainzer Erzbisthum wurde nach des Kaisers ausdrücklichem Willen der Abt Hatto von Fulda erwählt, der sich schon früher für die Errichtung des Magdeburger Bisthums beeifert hatte. Beide beschied der Kaiser sofort nach Ravenna und beliehnte sie hier nicht eher mit dem Bischofsstab, bis sie vollständige Bürgschaft gegeben hatten, daß sie der Begründung des neuen Erzbisthums keine Schwierigkeiten in den Weg legen würden. Oeffentlich erklärten sie dies in einer versammelten Synode (Ende September 968), die dann dem ungeduldigen Verlangen des Kaisers nach Errichtung des Erzbisthums auch sofort willfahrte. Schleunigst legte man nun Hand an das Werk. Die Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Meißen wurden dem neuen Erzstift untergeben, sowie zwei neue Bisthümer, die zu Zeitz und Merseburg für die Gegenden zwischen Saale und Elbe errichtet wurden; zu diesen kam etwas später eine dritte neue Stiftung, das Bisthum Posen für Polen.

Ein Mittelpunkt für die Bekehrung der Slawen war endlich gewonnen, der Lieblingsgedanke des Kaisers seit zwanzig Jahren war verwirklicht; es kam jetzt darauf an, wessen Händen er die neue Stiftung anvertrauen wollte. Er wählte denselben Mann, den er einst

wegen seiner Kenntniß der slawischen Sprache der russischen Großfürstin geschickt hatte: Adalbert, damals Abt des Klosters Weißenburg im Speier-Gau, und sandte ihn nach Rom, wo er am 18. October 968 vom Papste das Pallium empfing und seine Ernennung feierlich verkündigt wurde. Zugleich erhielt Adalbert die größten Privilegien, die ihm gleiche Rechte mit den Erzbischöfen von Mainz, Trier und Köln gaben und die Vollmacht ertheilten, den unter ihm stehenden Bischöfen im Slawenlande jenseits der Saale und Elbe nach dem Willen des Kaisers ihre Sprengel zu begrenzen und zu ordnen. Dann kehrte Adalbert nach Deutschland zurück, und es erging ein Schreiben des Kaisers an die Bischöfe und Grafen Sachsens, worin er die feierliche Einführung des Erzbischofs von Magdeburg und der Bischöfe von Meißen, Merseburg und Zeitz anbefahl und die Markgrafen Wigbert, Wigger und Günther ermahnte, den neuen Bischöfen keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Wie es der Kaiser gewollt hatte, geschah es. Am Weihnachtsfeste 968 wurde Adalbert feierlich zu Magdeburg als Erzbischof inthronisirt und weihte noch an demselben Tage die Bischöfe Boso von Merseburg, Burchard von Meißen und Hugo von Zeitz. Die Kirche des heiligen Mauritius mit ihren reichen Schenkungen und Privilegien kam an den Erzbischof, und es wurde bei derselben ein Domstift errichtet; die Benedictiner-Mönche, denen bisher die Kirche gehört hatte, mußten sie und ihr Kloster verlassen und wurden nach dem schon früher begründeten Kloster des heiligen Johannes auf einer Anhöhe nahe der Stadt übersiedelt. Tief betrübt schieden sie von dem Grabe ihrer Wohlthäterin, der guten Königin Editha, und noch lange Zeit wallfahrteten sie jährlich am Tage ihrer Ausweisung mit bloßen Füßen nach der Domkirche und hielten dort eine feierliche Messe. Das Johanniskloster wurde später gewöhnlich das Kloster Bergen genannt und hat bis in dieses Jahrhundert bestanden, seit der Reformation als eine gelehrte Schule, die viel Gutes gewirkt hat.

Es waren mehr als vier Jahre seit der Begründung des Erzbisthums vergangen, als der Kaiser jetzt, im Frühjahr 973, selbst nach Magdeburg kam, um die neue Stiftung in Augenschein zu nehmen. Er feierte den Palmsonntag (16. März) hier am Grabe seiner ersten Gemahlin in ungewöhnlich ernster und bewegter Stimmung; am folgenden Tage machte er der Kirche die reichsten Schenkungen an Gütern, Büchern und kostbaren Geräthen und überreichte dem Erzbischof die

Schenkungsurkunden vor allem Volk. Dann eilte er nach Quedlinburg, um das Grab seiner Mutter zu besuchen; er wandelte gleichsam nur unter Gräbern. Schon am Mittwoch nach Palmsonntag traf er mit Adelheid, Otto und Theophano ein und feierte dort auch das Osterfest (23. März).

Aus weiter Ferne und von allen Seiten strömten die Fürsten, Grafen und Bischöfe nach Quedlinburg, das wohl niemals nachdem eine so stattliche Versammlung in seinen Mauern gesehen hat. In dem großen Kreise der Fürsten leuchteten aber vor Allem die beiden Kaiser mit ihren Gemahlinnen hervor, neben ihnen die kaiserliche Tochter, die Aebtissin Mathilde, und der alte Sachsenherzog Hermann Billing, der nach der Sitte der Zeit dem Kaiser glänzende Geschenke darbrachte.

Mit großer Andacht und vieler Feierlichkeit wurde das Fest begangen. Es war des Kaisers Sitte, daß er sich an den hohen Kirchenfesten von der gesammten anwesenden Geistlichkeit in Procession unter Vortragung von Kreuzen, Weihrauchsfässern, Fahnen und Reliquien zur Kirche begleiten ließ, wo er aufmerksam, ohne sich auf irgend welche Gespräche einzulassen, dem Gottesdienste beiwohnte, dann aber unter Vortragung von Lichtern, von allen Bischöfen, Herzögen und Grafen begleitet, nach seiner Pfalz zurückkehrte. So feierte er auch damals Ostern in der Servatiuskirche zu Quedlinburg am Grabe seiner Eltern.

Als das Fest vorüber war, wurden nach der Sitte die Angelegenheiten des Reichs und der Kirche in Betracht gezogen und zunächst Alles, was Sachsen und die Marken dieses Landes betraf, erwogen. Des Kaisers Anwesenheit in Quedlinburg zerstreute auch die letzten Besorgnisse für den Frieden Sachsens. Miecziſlaw erschien in Person vor Ottos Richterstuhl und vertrug sich mit dem Markgrafen Hodo; seitdem der Polenfürst das Bisthum Posen gestiftet hatte, das dem Erzbisthum Magdeburg untergeben wurde, war er in der Gunst des Kaisers nur noch höher gestiegen. Nicht mindere Ehre erwies Otto dem jungen, muthigen Herzog Boleslaw II. von Böhmen, der im Jahre 967 seinem Vater gefolgt war und zum ersten Male Tribut und Geschenke seinem kaiserlichen Lehnsherrn darbrachte. Alle Furcht vor einem Dänenkriege schwand, als auch König Harald Gesandte nach Quedlinburg schickte, die zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit den festgesetzten Tribut dem Kaiser überreichten.

Aber auch weit über die Grenzen Sachsens hinaus schweiften die Gedanken Kaiser Ottos und seiner Fürsten. Es waren Gesandte von Rom und Benevent, von Constantinopel, von den Russen und Bulgaren erschienen. Was die Welt in ihrer Weite bewegte, hallte im Kreise der Fürsten wieder und wurde berathen und bedacht. Selbst die Ungarn, die alten Feinde des deutschen Namens und des Kaisers, hatten zwölf Männer von ihrem Adel mit reichen Geschenken an Otto abgesandt, und zu eben dieser Zeit fand das Christenthum zuerst bei diesem Volke Eingang. Otto sandte damals als Missionar einen Bischof Brun an den Ungarnkönig Geisa. So breitete sich die Lehre von Christus, dem Erlöser, zu derselben Zeit über Polen, Böhmen und Ungarn allgemach aus, und ein Lichtstrahl nach dem anderen fiel in die Thäler, die bis dahin in tiefer Nacht gelegen hatten. Ottos Siege hatten hier überall den Sieg des Christenthums vorbereitet.

Gewiß war es ein herrliches Fest, das damals zu Quedlinburg gefeiert wurde, und wohl nicht ohne gerechtes Selbstgefühl mochte der alte Kaiser auf den reichen Gewinn seines Lebens zurückblicken und sich dessen freuen, was ihm mit Gottes Hülfe gelungen war. Denn es war kein nichtiger Festesschimmer, nicht ein leerer Prunk, der ihn umgab, sondern ein tiefer Sinn und eine mächtige Wahrheit barg sich unter dem Glanz dieser Feste. Unerwartet wurde derselbe aber durch einen Todesfall getrübt, der den Kaiser auf das Tiefste erschütterte.

Am 27. März starb zu Quedlinburg Herzog Hermann der Billinger. Allgemein wurde das Abscheiden des trefflichen Mannes beklagt; denn er hinterließ das lange im Volke bewahrte Andenken eines klugen, tapferen und gerechten Fürsten, der nicht minder streng über den Landfrieden im Innern wachte, als er die Grenzen des sächsischen Landes vor äußeren Feinden kräftig zu schützen wußte. Dennoch starb er im Banne des Bischofs Brun von Verden, der überdies ihm nahe verwandt war, und nicht einmal den Todten wollte der Bischof vom Banne lösen. Der Leichnam wurde später in dem Michaeliskloster zu Lüneburg beigesetzt, das Hermann selbst erbaut hatte. Das Herzogthum Sachsen ging auf seinen Sohn Bernhard über.

Niemanden hatte der Tod des tapferen Sachsenherzogs mehr gebeugt als den Kaiser. Hermann war der letzte hervorragende Mann jener kräftigen Generation, aus der und mit der Otto erwachsen war, — ein Geschlecht, daß in gewaltigen Mühen und Kämpfen früh auf-

gerieben wurde und aus dem es faſt Keiner zu einem hohen Lebensalter gebracht hatte. Nachdem dieſer letzte Genoſſe ſeiner früheren Tage abgeſchieden war, fühlte der Kaiſer, daß auch ſeine Stunde nahe ſei. Traurig und gebeugt verließ er Quedlinburg am 5. April, nachdem ſchon am 1. dieſes Monats die große Feſtverſammlung ſich aufgelöſt hatte, und beſuchte noch mehrere ſeiner Burgen und Pfalzen in Sachſen. Am 9. April war er zu Walbeck. Als das Feſt der Himmelfahrt (1. Mai) herannahte, begab er ſich nach Merſeburg. Mit Befriedigung ſah er, wie auch hier der Wunſch ſeines Herzens in Erfüllung gegangen war und das dem heiligen Laurentius geweihte Bisthum Beſtand gewonnen hatte. Er bekümmerte ſich ſorgfältig um die getroffenen Einrichtungen, und wo ihm noch Etwas zu fehlen ſchien, bot er die Mittel zur Abhülfe dar. Auch hier umgab ihn am Feſte wieder eine zahlreiche Verſammlung, die durch eine Geſandtſchaft eines afrikaniſchen Sarazenenfürſten, welche dem Kaiſer reiche Geſchenke brachte, beſonderen Glanz erhielt. Hier traf Otto zum letzten Male auch mit Judith, der Wittwe ſeines Bruders Heinrich, zuſammen, die damals im ſüdlichen Deutſchland einen ſo großen Einfluß übte. Aber trotz dieſer zahlreichen Umgebung war der Kaiſer verſtimmt; „betrübt," ſagt Widukind, „wandelte er einher, der Tod Herzog Hermanns ſchwebte ihm vor der Seele."

So kam Otto am 6. Mai, es war der Dienſtag vor Pfingſten, nach Memleben, jener Pfalz, wo ſein großer Vater plötzlich vom Tode ereilt war. Hier ſollte nach Gottes beſonderer Fügung auch er ſein Ende finden. Er fühlte ſich ſehr ſchwach, erhob ſich aber doch am folgenden Morgen nach ſeiner Gewohnheit mit der Dämmerung vom Bette und begab ſich in die Kapelle, um die Frühmette zu hören. Dann ruhte er ein wenig, ging aber zum zweiten Mal nach der Kapelle zur Meſſe, nach deren Ende er unter die Armen Almoſen austheilte, um dann wiederum auf ſeinem Bette ein wenig der Ruhe zu pflegen. Zur gewöhnlichen Stunde kam er zur Tafel und ſchien heiter und froh zu ſein. Als er aber nach ſeiner Sitte ſich zur Veſper wieder nach der Kapelle begab, fing er zu fiebern an und ſank matt zuſammen. Die herumſtehenden Fürſten brachten ihn auf ſeinen Seſſel; er neigte ſein Haupt, gleich als habe das Leben ſchon den Leib verlaſſen. Aber noch einmal erwachte das Bewußtſein; er verlangte und empfing das heilige Abendmahl und übergab dann unter geiſtlichen Liedern ohne Seufzer mit vollkommener Ruhe ſeine Seele der Barmherzigkeit des Schöpfers aller Dinge.

Der Leichnam wurde sogleich in das kaiserliche Schlafgemach gebracht und, obwohl es schon spät war, die große Trauerkunde bekannt gemacht. Das Volk aber wurde nicht müde die ruhmreichen Thaten des gewaltigen Herrschers zu preisen; es gedachte seiner väterlichen Regierung, wie er das Land von den Feinden befreit, den Bürgerkrieg unterdrückt, die übermüthigen Ungarn, Dänen und Slawen besiegt, mit den Griechen gestritten, Rom und den größten Theil Italiens sich unterworfen, die Tempel der Götzen bei den Heiden zerstört, an ihren Stellen christliche Kirchen errichtet und Boten des Evangeliums in ferne Länder gesandt hatte. Als es Morgen geworden war, eilte Alles herbei, um dem neuen Herrscher, Otto II., obgleich er schon längst zum König und Kaiser gesalbt und gekrönt war, aufs Neue zu huldigen. Alle, die vom Kaiser Lehen trugen und zu Memleben verweilten, leisteten ihm sofort den Vasalleneid und gelobten ihm Hülfe gegen alle seine Feinde und Widersacher.

Die Eingeweide Ottos wurden in der Marienkirche zu Memleben beigesetzt, der Leib einbalsamirt und nach Magdeburg gebracht, wo er zur Seite Edithas in der Moritzkirche in einem marmornen Sarkophag seine Ruhestätte fand. Dies geschah feierlichst in den ersten Tagen des Juni in Gegenwart der kaiserlichen Familie und vieler Fürsten des Reichs; die Erzbischöfe Gero von Köln und Adalbert von Magdeburg, von einer zahllosen Geistlichkeit umgeben, verrichteten am Grabe den letzten Dienst der Kirche. Der Sarkophag erhielt in lateinischer Sprache die Inschrift:

König und Christ war er und der Heimath herrlichste Zierde,
Den hier der Marmor bedeckt: dreifach beklagt ihn die Welt.

Otto hinterließ Adelheid als Wittwe zwei Kinder, den jungen Kaiser Otto II. und die Aebtissin Mathilde von Quedlinburg; die anderen Kinder Adelheids von Otto waren früh gestorben. Editha und ihre beiden Kinder Liudolf und Luitgarde waren Otto vorangegangen, wie Wilhelm, die Frucht seiner ersten Liebe. Auch von seinen Brüdern hatte ihn, den Erstgeborenen, keiner überlebt, und doch hatte auch er kein so hohes Alter erreicht. Er starb, nachdem er das einundsechszigste Jahr vollendet hatte, im siebenunddreißigsten Jahre seines Königthums, im zwölften seiner kaiserlichen Gewalt.

Sein Tod war ein Weltereigniß; denn schon die Zeitgenossen hatten die gewaltige Bedeutung des Mannes erkannt und gaben ihm den

Beinamen des Großen. Ueberall mußte man den Verluſt des mächtigen Fürſten fühlen, in nächſter Nähe wie in weiteſter Ferne. Wie tief trauerte Sachſen, das unter ihm zu früher nie geahnter Blüthe gediehen war. Man ſah es als eine beſondere Fügung an, daß ſelbſt die Erde dieſem Könige neue Schätze geſpendet hatte und damals in Sachſen das erſte edle Metall in den Gruben zu Goslar gefunden wurde. Sachſens goldene Zeit hießen bald die Tage ſeiner Regierung, und die Alten wurden nicht müde der Jugend die Herrlichkeit jenes goldenen Zeitalters zu preiſen.

Weiter aber ſchlich durch alle Gaue des deutſchen Landes die Trauerklage um den großen Kaiſer. Wer hätte es nicht gewußt und bedacht, daß durch ſeine Mannheit und Klugheit allein das deutſche Volk zum erſten des Abendlands erhöht war und die Geſchicke der lateiniſchen Chriſtenheit in ſeinen Händen trug, daß die lange daniedergehaltene, aber noch ungebrochene Kraft Deutſchlands durch ihn erſt wieder ſich freigemacht und aufgerafft hatte! Hatte denn nicht die römiſche Kaiſerkrone auf ſeinem Haupte geſtrahlt und er auf demſelben Throne geſeſſen, den einſt der mächtige Frankenkönig unvergeßlichen Andenkens, Karl der Große, eingenommen hatte! Rom bebte vor ihm, und die Päpſte waren die Diener ſeines Willens; ſelbſt das ſtarre Byzanz hatte zuletzt doch ſeiner Forderung weichen müſſen.

Und nicht ſeinen glänzenden Thaten allein, auch ſeiner Perſon galt die Bewunderung, die er in der letzten Zeit ſeines Lebens und nach ſeinem Tode genoß. Der erſte Blick ließ in ihm den geborenen Herrſcher erkennen, dem das Alter nur neue Hoheit und Majeſtät geliehen hatte. Seine Geſtalt war feſt und kräftig, aber dabei nicht ohne Anmuth in der Bewegung, noch in den ſpäteren Jahren war er ein rüſtiger Jäger und gewandter Reiter; im gebräunten Geſicht blitzten helle, lebhafte Augen, ſpärliche graue Haare bedeckten das Haupt, der Bart wallte lang gegen die alte Sitte der Sachſen auf die Bruſt herab, die gleich der des Löwen dicht bewachſen war. Er trug die heimiſche Kleidung und mied ausländiſchen Prunk; auch ſprach er nur ſeine ſächſiſche Mundart, obſchon er des Romaniſchen und Slawiſchen nicht ganz unkundig war. Sein Tag verſtrich zwiſchen Arbeit und Gebet, Staatsgeſchäften und Kirchendienſt; die Nachtruhe maß er ſich kärglich zu, und da er im Schlaf zu ſprechen pflegte, ſchien er auch dann zu wachen. Freigebig, gnädig, leutſelig und freundlich, zog er wohl die Herzen an ſich, aber

doch war er mehr gefürchtet als geliebt; ſein Zorn, ob auch die Jahre dieſen harten Sinn weicher gemacht hatten, war ſchwer zu ertragen; der alte Kaiſer konnte noch ſtreng bis zur Härte ſein, ſelbſt ſein Sohn bebte vor dem Groll des Löwen, wie er ſeinen Vater zu nennen pflegte. Die eiſerne Willenskraft, die Otto ſchon in ſeiner Jugend verrieth, hat er bis an ſein Ende bewahrt; treu blieb ihm das Streben nach großen, würdigen Thaten und erfüllte noch am Abend ſeines Lebens die Seele mit Jugendkraft. Und auch die anderen edlen Gaben, die man am Jünglinge pries: felſenfeſte Treue gegen Freunde, Großmuth gegen gedemüthigte Feinde, blieben ein Schmuck ſeines Alters. Niemals gedachte er wieder eines Vergehens, wenn er es einmal verziehen hatte. Von ſeiner königlichen und kaiſerlichen Würde hatte er die höchſte Vorſtellung. Die Krone, die er einzig und allein Gottes beſonderer Gnade zu danken meinte, ſetzte er nie auf das Haupt, ohne vorher gefaſtet zu haben. Wer ſich gegen ſeine Majeſtät erhob, in dem ſah er einen Frevler an Gottes Gebot.

Die Stadt Magdeburg, die Otto vor allen anderen erhöht hatte und die ihn als ihren Gründer anſehen kann, hat ſein Andenken ſchon vor Alters durch ein ehernes Standbild geehrt. In dem prachtvollen Dome der Stadt, der ſpäter erbaut iſt, ruhen jetzt inmitten des hohen Chors die Gebeine des großen Kaiſers, nicht weit von der Ruheſtätte der guten Königin Editha; ein prunkloſes Denkmal bezeichnet die Stelle, eine der denkwürdigſten in unſerem Vaterlande. Denn dort ruhen die Gebeine des einzigen deutſchen Kaiſers, dem Mitwelt und Nachwelt den Namen des Großen nicht verweigert hat.

9.

Die erſten Jahre Kaiſer Ottos II.

Als der große Kaiſer aus dem Leben geſchieden, übernahm ſein Sohn, ein Jüngling von achtzehn Jahren, die Regierung des gewaltigen Reichs, für die er mit großer Sorgfalt vom Vater herangebildet war. Denn mehr, als ſonſt beim ſächſiſchen Adel Sitte war, hatte der zweite Otto eine gelehrte Bildung erhalten und meiſt Geiſtliche

zu Lehrern seiner Jugend gehabt; seine von Natur guten Anlagen waren so entwickelt worden, daß selbst die Meister der Wissenschaft gern seinen Worten zuhörten. Zugleich war aber Otto unter Verhältnissen erwachsen, die ihm die ganze Bedeutung seiner unvergleichlich hohen Stellung vergegenwärtigen mußten. Schon als Knabe von sieben Jahren war er zum König Deutschlands erwählt und gekrönt worden, einige Jahre darauf hatte er in Rom die Kaiserkrone empfangen und war dann einer Kaisertochter von Constantinopel vermählt. Die ruhmreichen Thaten seines Großvaters und seines Vaters standen ihm vor den Augen und ließen nimmer den Gedanken in ihm ruhen, daß er nur durch bedeutende Erfolge sich ihrer und seiner selbst würdig zeigen könne.

Große Hoffnungen baute auf ihn sein Reich, wie die ganze abendländische Welt, und in der That fehlte es ihm nicht an trefflichen Eigenschaften, welche die Erfüllung solcher Hoffnungen zu verbürgen schienen. Obwohl klein von Gestalt, war er doch gewandt in den Waffen und ein tapferer Kriegsmann; seine hochgeröthete Gesichtsfarbe, von der man ihn „den Rothen" nannte, verrieth Lebendigkeit und frischen Muth der Seele. Sein Sinn war großen Dingen zugewandt und jeder Kleinlichkeit fremd. Dabei war er rasch zur That, unerschrocken in Gefahr und Noth. Auch war es ihm leicht, die Gemüther der Menschen zu gewinnen; denn er war offenen und heiteren Sinns, freigebig, zur Versöhnung mit dem Widersacher geneigt, treu in Liebe und Freundschaft. Freilich bemerkte man auch manche Schwächen seiner Gemüthsart, aber es schienen Fehler der Jugend, die ein reiferes Alter heben konnte. Das Maß der Weisheit vermißte man nicht selten in seinen Handlungen; er schien zu rasch im Entschluß und in der That, zu willfährig gegen die, welche ihm zunächst zur Seite standen und seines Vertrauens genossen, meist jüngere Männer, welche den Rath erfahrener Männer nicht beherzigten; zu leicht änderte er Plan und Absicht und ließ im Ganzen und Großen Festigkeit und Beständigkeit, vielleicht die höchsten Tugenden auf dem Throne, vermissen, während er im Einzelnen sich bisweilen starr und willkürlich zeigte, als ob er über jede Schranke des Gesetzes erhaben sei.

Den größten Einfluß übte im Anfange auf den jungen Kaiser seine Mutter; mehr ihr Wille schien als der seine zu herrschen, und sie wird urkundlich geradezu als Mitregentin des Reichs bezeichnet. Aber allmählich gewannen eine größere Macht als sie auf das Gemüth des Jüng-

lings seine Gemahlin Theophano und sein Freund Otto, der Sohn Liudolfs, der, dem jungen Kaiser gleich an Jahren, in engster Freundschaft mit ihm am Hofe des großen Otto erwachsen war. Die schöne Griechin, von feinster Bildung und einem kräftigen, fast männlichen Geiste, fesselte das Herz ihres Gemahls je länger, je mehr, obwohl sie nie ganz die Liebe des deutschen Volks sich zu gewinnen wußte, welches die schlimmen Sitten ihrer Heimath, freilich mit großem Unrecht, ihr beizumessen geneigt war. Man fürchtete und bewunderte mehr die feine Kaisertochter, die vom fernen Byzanz neuen Prunk und ungekannte Genüsse des Lebens dem sächsischen Hofe zuführte, als man für sie Zuneigung empfand.

Ohne alle Störung vollzog sich der Thronwechsel. Das Bild des großen Vaters schwebte dem jungen Kaiser bei seinen ersten Regierungshandlungen noch lebendig vor, Alles geschah unter der Einwirkung seiner Mutter, und es schien, als setze sich unter dem zweiten Otto nur die glorreiche Regierung des ersten fort. Nach der Sitte hielt der neue Herrscher seinen feierlichen Umritt in dem Reiche, freudig begrüßten ihn Lothringen und Franken, Schwaben und der Elsaß, Sachsen und Thüringen. Reiche Beweise seiner Gunst ließ der Kaiser überall zurück, besonders den geistlichen Stiftungen; denn er wolle, sagte er, seine Regierung vor Allem damit beginnen, die Kirche zu bereichern und zu erhöhen. Zu Memleben, wo sein Vater und Großvater von dieser Welt abgeschieden waren, gründete er alsbald ein Kloster, das er reichlich ausstattete und dort den Bau der prächtigen Kirche begann, deren schöne Reste noch jetzt den Freund des Alterthums erfreuen.

Im Anfange des Jahrs 974 hatte der junge Kaiser zum ersten Male den Landfrieden mit gewaffneter Hand zu vertheidigen. Es ist erzählt worden, wie der Graf Reginar vom Hennegau, Herzog Giselberts Bruder, als Störer des Landfriedens vor Erzbischof Brun aus Lothringen hatte weichen müssen und in Böhmen in der Verbannung gestorben war. Seine Söhne Reginar und Lambert waren inzwischen in Frankreich zu männlichen Jahren herangewachsen und kehrten nach dem Tode des großen Otto noch Lothringen zurück, um sich ihres Erbes mit Gewalt zu bemächtigen. Sie faßten wirklich im Lande festen Fuß, besetzten eine Burg an der Hayne und führten von hier aus das Leben von Wegelagerern, bis der junge Kaiser gegen sie anrückte, ihre Burg nahm und zerstörte. Sie selbst entgingen der rächenden Hand, irrten

noch längere Zeit innerhalb der Grenzen des Reichs umher und kehrten dann endlich nach Frankreich heim.

Dies waren die ersten Anzeichen, daß es auch dieser Regierung nicht an inneren Kämpfen fehlen sollte. Und bald gewann es in der That den Anschein, als ob der Bürgerkrieg mit allen seinen Schrecken noch einmal Deutschland heimsuchen würde, wie in den ersten Zeiten des großen Otto. Denn noch im Sommer desselben Jahrs sah sich der junge Kaiser genöthigt seinen Vetter Heinrich von Baiern, den ersten Herzog des Reichs, in sicheren Gewahrsam zu bringen. Der alte Streit um die Macht hatte, wie er einst die Kinder König Heinrichs gegen einander bewaffnete, sich auf die Enkel vererbt und drohte neues Unheil dem deutschen Reiche.

Baiern war damals das mächtigste unter den deutschen Herzogthümern. Die umfangreiche Gewalt Herzog Arnulfs war durch den Sachsen Heinrich erheblich erweitert und so auf dessen Wittwe, die schöne und kluge Tochter Arnulfs, übergegangen. Geraume Zeit hatte Judith für ihren minderjährigen Sohn die Verwaltung des Landes mit großer Klugheit geführt, unterstützt durch Bischof Abraham von Freising, einen ebenso klugen als ihr ganz ergebenen Mann. Nicht im Widerspruch gegen das Königthum, sondern durch Willfährigkeit hatte Judith die Macht ihres Hauses zu heben gesucht, und leicht war es ihr gelungen das Vertrauen des Kaisers und die Gunst Adelheids, die diese einst ihrem verstorbenen Gemahl so reichlich geschenkt hatte, auch sich und ihren Kindern zu erhalten. Fast mit unbeschränkter Macht beherrschte sie Baiern; durch ihre Tochter Hedwig, die Gemahlin Burchards II. von Schwaben, übte sie auch auf dieses Land einen bedeutenden Einfluß. Es diente nicht wenig der Größe ihres Hauses, als sie dann ihren Sohn mit Gisela von Burgund, der Tochter König Konrads und Nichte der Kaiserin Adelheid, vermählte und so unmittelbar an das Familienintereſſe der letzteren knüpfte. Das südliche Deutschland schien ganz in die Gewalt dieses Hauses zu fallen; wie Judith in Baiern, herrschte Hedwig in Schwaben, indem der greise Herzog sich durchaus dem Willen seiner blühenden und ehrgeizigen Gemahlin fügte. Indessen wuchs Herzog Heinrich zu männlichen Jahren heran und stellte sich als ein kräftiger und starker Vertreter der Interessen seines mächtigen Hauses dar.

Heinrich war mehrere Jahre älter als der junge Kaiser; ihm war bereits ein Sohn geboren, während Otto nach mehrjähriger Ehe noch keinen Nachfolger hatte; es fehlte ihm nicht an Anhang im Volke, denn er war ein stattlicher Mann und der Rede im hohen Grade mächtig: was Wunder, daß er sich gleichviel oder mehr als sein Gebieter dünkte. Ueberdies war er unruhigen und hochstrebenden Geistes; jeden Vortheil seines Hauses wahrzunehmen, beschäftigte ihn spät und früh, jede vermeintliche Kränkung desselben empfand er als schwere persönliche Beleidigung, wie er denn von Natur zu Händeln geneigt war, weshalb ihm das Volk den Beinamen des Zänkers gab. Mit einer Keckheit ohne Gleichen verfolgten er und die Seinen ihre Interessen, seitdem der große Kaiser gestorben war. So wußten sie durch List und Trug, das kaiserliche Ansehen offen verhöhnend, das reiche Bisthum Augsburg einem Schwestersohne der Herzogin Judith, Heinrich mit Namen, zu verschaffen. Sollte die Macht dieses Hauses nicht eine verderbliche Höhe erreichen, so mußte der junge Kaiser ihm mit Nothwendigkeit eine Schranke zu setzen suchen.

Die beste Gelegenheit hierzu ergab sich, als gegen Ende des Jahrs 973 der alte Herzog Burchard starb. Er hinterließ keine Kinder, und seine Gemahlin sah sich als die natürliche Erbin des Herzogthums an, das sie mit ihrer Hand auf einen zweiten Gemahl zu übertragen hoffte. War doch in der That öfters Aehnliches vorgekommen, und begründete sich doch selbst die Herrschaft der Kaiser über Italien nach der Meinung Vieler nur auf einem solchen Erbrecht. Aber Otto achtete dies vermeintliche Recht Hedwigs nicht; er ließ ihr nur die Erbgüter ihres Gemahls, die sich weithin am Bodensee erstreckten, und verlieh das Herzogthum Schwaben an seinen Freund Otto, Liudolfs Sohn. War einst Heinrichs Vater im Kampfe gegen Liudolf und Konrad zu besonderen Ehren gelangt und Liudolfs Sturz hauptsächlich für ihn ein Gewinn gewesen, so sollte die Erhebung von Liudolfs Sohn jetzt offenbar dazu dienen, der Uebermacht, zu der Heinrichs Geschlecht gediehen war, hindernd entgegenzutreten. Es kann daher nicht befremden, wenn sich bald zwischen den jungen Herzögen von Baiern und Schwaben die bitterste Feindseligkeit entspann, der Hader der Väter sich in den Söhnen fortsetzte.

Der Einfluß der Arnulfinger in Schwaben war gebrochen, und zugleich erweckte der Kaiser Herzog Heinrich noch andere Widersacher in

nächster Nähe. Damals erstreckte sich die baiersche Herzogsgewalt auch über die fränkischen Gegenden zwischen dem Speßhard, dem Thüringer- und dem Böhmerwalde, wo seit Kurzem ein Graf Berchthold, ein Sproß des einst so mächtigen Geschlechts der Babenberger, sein Haus wieder zu Ansehen und Ehren gebracht hatte. Diesen Mann zog der junge Kaiser fester an sich und übertrug seinem Bruder Liutpold zugleich die Ostmark gegen die Ungarn, das jetzige Oesterreich, eine Markgrafschaft, die bis dahin Burchard, wahrscheinlich ein Verwandter Herzog Heinrichs, verwaltet hatte. Die Babenbergischen Brüder hatten es kein Hehl, daß sie der besonderen Gunst des Kaisers sich erfreuten, und boten dem Baiernherzoge, obwohl sie unter seinen Fahnen dienten, oft trotzig die Spitze. So sah sich Heinrich auch im eigenen Herzogthume Gegner erwachsen, die seine Macht bedrohten. Er sann auf Rache an dem jungen Kaiser, durch dessen Gunst seine Widersacher gehoben wurden, und bald brachte er mit Hülfe des Bischofs von Freising eine Verschwörung zu Stande, bei der es auf nichts Geringeres abgesehen war, als den Kaiser vom Throne zu stürzen. Auch der Herzog Boleslaw von Böhmen, ein Fürst, von dem es heißt, er habe die Härte des Stahls mehr geliebt als den Glanz des Goldes, und dessen Schwager Miecziſlaw von Polen versprachen der Verschwörung ihren Beistand. Der verschmitzte Bischof hatte die Fäden des Anschlags klug geschürzt und versteckt, aber doch erhielt der Kaiser schnell von Allem sichere Kunde. Heinrich und Abraham wurden vor das Gericht der Fürsten beschieden; sie erschienen, wurden verhaftet und der Herzog nach Ingelheim, der Bischof nach Korwei in sicheren Gewahrsam gebracht. Heinrichs Mutter Judith, die um die Verschwörung gewußt hatte, zog sich in das Marienkloster zu Regensburg zurück.

Gern hätte der Kaiser sogleich zu gebührender Vergeltung den treulosen Böhmen- und Polenfürsten mit Kriegsmacht überzogen, aber schon sah er sich selbst an den Nordgrenzen seines Reichs angegriffen und mußte gegen die Dänen, welche das Joch der deutschen Herrschaft abgeschüttelt hatten, in das Feld ziehen. Als der große Otto nicht mehr war, hatte König Harald sich mit Eifer und Sorgfalt zum Kriege gegen die Sachsen gerüstet; nicht allein alle streitbaren Männer seines Landes hatte er versammelt, sondern auch Jarl Hakon, der ihm seit geraumer Zeit zinspflichtig und zur Heeresfolge verpflichtet war, hatte ihm mit den Norwegern zuziehen müssen. An der Grenze gegen die Dänen war von

den Sachsen ein großer befestigter Graben aufgeworfen, von dem man noch jetzt in dem Kograben Ueberreste entdeckt; durch die Schanzen am Graben führte nur ein Thor hindurch, das Wieglesdor genannt. Dagegen hatten die Dänen das Danewirk hergestellt und verstärkt; durch eine mächtige Verschanzung zwischen Eider und Schley hatten sie ihr Land geschützt. Es war ein Wall, von Steinen, Holz und Erde aufgeführt, in dem alle hundert Schritte ein Thor gelassen und durch einen festen Thurm vertheidigt war; ein breiter und tiefer Graben sicherte überdies den riesigen Wall. Schon hatten die Dänen das Wieglesdor erbrochen, den deutschen Grenzwall genommen und durchzogen verheerend das Land jenseits der Elbe, als Kaiser Otto im Herbste 974 die Sachsen, Franken, Friesen und Wenden zur Heeresfolge aufbot und an die Dänengrenze führte. Die Feinde wichen zurück, und durch die Klugheit des Sachsenherzogs Bernhard und des Grafen Heinrich von Stade wurde in kurzer Zeit der deutsche Grenzwall wiedergewonnen. Sofort ging man dann auf das Danewirk los, welches aber Jarl Hakon und die Norweger tapfer vertheidigten. Von den Thaten derselben sang Einar, ein Isländer, Jarl Hakons Kriegsmann und Skalde, in seinem Gedichte, Vellekla genannt: „Als mit der Friesen, Wenden und Franken Schaar der Schlachtsieger vom Süden her fuhr, begrüßte den Krieg der Meerrappenreiter *). Klingenschall ward, wo des Thridiflammenspieles **) Genossen die Schildränder zusammenstießen, denn der Adlerätzer war der Widerpart. Der Sundmähren Sturmeifer gerieth da den Sachsen zur Flucht, als so der Fürst mit den Kriegsleuten die Verschanzung den Ausländern wehrte.“ Als der Kaiser sich zurückzog, verließ Jarl Hakon das Danewirk; er schiffte sein Heer ein und kehrte nach Norwegen zurück. Aber der Krieg war nicht beendet und nahm bald eine andere Wendung. Kaiser Otto gewann den Eingang in Jütland, und Harald mußte sich abermals den Sachsen unterwerfen. Um so tiefer wurde der Däne gedemüthigt, als sich Jarl Hakon seitdem seiner Obmacht entzog und ihm keinen Tribut mehr entrichtete. Der Kaiser verließ die Nordgrenzen seines Reichs erst, nachdem er hier eine feste Burg begründet hatte, in der er eine Besatzung zurückließ.

---

*) Die Meerrappen sind die Schiffe, ihr Reiter Jarl Hakon.

**) Die Thridiflamme d. h. Odins Flamme ist das Schwert.

Dieses Feindes entledigt, gedachte der Kaiser den Böhmen- und Polenherzog für ihren Treubruch zu züchtigen. Mit Heeresmacht zog er im Jahre 975 nach Böhmen hinein und verwüstete weit und breit das Land, doch es gelang ihm nicht Boleslaw zur Unterwerfung zu bringen. Ohne seinen Zweck erreicht zu haben kehrte der Kaiser zurück, und bald sah er seine Herrschaft durch innere Kriege und Kämpfe so gefährdet, daß er nicht daran denken konnte die deutschen Länder zu verlassen.

Reginar und Lambert hatten in Frankreich neue Streitkräfte gewonnen; viele angesehene Männer im Nachbarlande, denen es daheim zu enge wurde, schlossen sich ihnen an, vornehmlich der junge Karl, König Lothars Bruder, den manche Widerwärtigkeiten am Hofe des Bruders nicht weilen ließen. So brachen Reginar und Lambert in der Charwoche des Jahrs 976 in den Hennegau ein und gingen auf Mons los. Die Grafen Gottfried vom Ardennerland und Arnulf von Valenciennes zogen ihnen entgegen, und es kam zu einem blutigen Treffen, in dem die Brüder besiegt wurden, die darauf das Land verließen. Aber den inneren Fehden war damit kein Ziel gesetzt; denn zu derselben Zeit war Herzog Heinrich aus Ingelheim — wir wissen nicht wie — entkommen, war nach Baiern geeilt und hatte hier die Fahne der Empörung erhoben. Der Bürgerkrieg mit allen seinen Schrecken durchtobte Baiern: die Kaiserlichen und Heinrichs Anhänger standen sich überall entgegen; an der Donau und an der Isar wurde gekämpft, die Umgegend Passaus schrecklich verwüstet; die wehrlosen Leute verließen das Land. Und zugleich standen auch in Schwaben schon die Feinde des Kaisers gegen Herzog Otto in den Waffen. Schnelles Einschreiten war dem Kaiser geboten; im Sommer rückte er mit einem Heere von Franken aus in Baiern ein und ging sogleich auf Regensburg, die Hauptstadt des Landes, los, die sich alsbald ihm ergab. Wunderbar hatte die persönliche Erscheinung des jungen Kaisers gewirkt; die Bischöfe des Landes und der größte Theil des Adels eilten ihm zu, und der Herzog Heinrich, jedes Beistandes entblößt, mußte sich landesflüchtig nach Böhmen wenden.

Zu Regensburg hielt der Kaiser ein strenges Gericht. Heinrich wurde seiner herzoglichen Würde entkleidet, über ihn und achtundzwanzig seiner Anhänger Bann und Acht ausgesprochen, ihr Hab' und Gut ihnen entzogen. Askuin von Kärnthen, ein Gefährte Heinrichs, wurde zum Tode verurtheilt, und noch über manche Andere mag gleich blutige Strafe

verhängt sein. Das erledigte Herzogthum Baiern gab der Kaiser seinem Freunde Otto, der so gegen Sitte und Herkommen die herzoglichen Fahnen von Schwaben und Baiern in seiner Hand vereinigte und die Stellung im oberen Deutschland gewann, in der sich vorher die Arnulfinger so stolz gebrüstet hatten. Doch blieb das baiersche Herzogthum nicht in seiner alten Ausdehnung und Bedeutung bestehen. Auf Kosten desselben gewannen die Marken eine selbstständigere Stellung, und neben Herzog Otto wurden noch andere Männer im Lande zu Macht und Ehre erhoben, die entweder dem Kaiser treue Dienste geleistet hatten oder deren Geneigtheit er sich gewinnen wollte.

Vor Allem wurden die Babenbergischen Brüder damals ausgezeichnet: der Graf Berchthold erhielt am Böhmerwalde eine neugebildete Markgrafschaft, welche das Reich gegen die Angriffe der Böhmen schützen sollte und die man die Mark auf dem Nordgau genannt hat; sein Bruder Lintpold gewann in der Ostermark eine befestigtere Stellung, bei der jetzt erst diese Mark zu rechter Entwickelung gedieh. Zugleich wurde aber auch die Kärnthner Mark und die Mark Verona von dem Herzogthum Baiern getrennt und daraus ein neues Herzogthum Kärnthen gebildet, das der Kaiser einem Verwandten des baierschen Hauses, Heinrich dem Jüngern, übertrug. Dieser Heinrich war ein Sohn jenes Berchthold, der einst seinem Bruder Arnulf im Herzogthum Baiern gefolgt war und sich mit Willetrud, einer Enkelin König Heinrichs, vermählt hatte. Nach dem Tode ihres Gemahls hatte Willetrud mit ihrem Sohne Heinrich lange in Abgeschiedenheit vom Hofe und sogar in Dürftigkeit gelebt; denn sogar ihr Wittwengut war ihr genommen worden, wahrscheinlich weil sie an den Bewegungen, die Arnulfs Söhne gegen Heinrich, den Bruder Ottos des Großen, erregt hatten, sich betheiligt hatte. Jetzt schien der Augenblick gekommen, wo sich der neue Herrscher dieser Familie, die einst dem ersten Heinrich in Baiern hatte weichen müssen, gegen den aufständigen Sohn desselben bedienen konnte. Willetrud, ohnehin dem Kaiser verwandt, erhielt ihr Wittwengut zurück, und ihr Sohn empfing das neugebildete Herzogthum. Auch die Bischöfe in Baiern wurden reichlich in Gnaden vom Kaiser bedacht, besonders Salzburg und Passau, die viel in dem inneren Kriege erduldet hatten. Durch dies Alles erhielt das Herzogthum eine neue Gestalt; die bevorzugte Stellung, die es bisher vor den anderen Herzogthümern gehabt hatte, ging verloren und hat es nie wieder dauernd gewonnen.

Undenkbar ist es, daß Adelheid, die Mutter des Kaisers, die Absichten Heinrichs gefördert habe, aber wohl sehr erklärlich, daß der traurige Ausgang der Empörung sie mit bitterem Unmuth erfüllte. Alle die Personen, die unter ihrem Schutz im oberen Deutschland zu Ansehen und Ehren gelangt waren, sah sie jetzt aus der Macht verdrängt, und Niemand war höher erhoben, als der Sohn jenes Liudolf, der einst gegen sie die Waffen ergriffen hatte. Ihr Einfluß schien gebrochen, und schmerzlich fühlte sie, wie sie über das Herz ihres Sohnes nicht mehr die alte Macht übe. Sie wandte sich damals hauptsächlich religiösen Uebungen und Werken zu, sie mied absichtlich den Hof und verließ endlich sogar das Reich, indem sie nach ihrem Heimathland Burgund zurückkehrte.

Die Entfremdung, die zwischen Mutter und Sohn eintrat, machte sich in allen Verhältnissen der Regierung bald fühlbar; sie wandte die Herzen Vieler im Lande vom Kaiser ab und drohte vornehmlich auch den bisherigen Frieden mit dem Reiche im Westen zu lösen. König Lothar von Frankreich war mit Emma, Adelheids Tochter aus erster Ehe, vermählt. So lange er durch sie und Adelheid auf den Kaiser einen gewissen Einfluß üben konnte, war die abhängige Stellung, in die er von dem mächtigeren Ostreiche gerathen war, ihm minder drückend und empfindlich erschienen; sie wurde aber unerträglich, sobald dieser Einfluß sich minderte oder aufhörte. Ueberdies war Lothar ehrliebend, er wollte wieder in Wahrheit ein König sein und nicht eine Scheinkrone tragen; keinen anderen Weg aber sah er in seinem Reiche zur Macht zu gelangen, als ein glückliches Unternehmen gegen den Kaiser. Der rechte Zeitpunkt schien gekommen, um so mehr, als gerade der alte Hader zwischen dem Karolingischen und Capetingischen Hause einmal schlummerte und die Söhne Hugos des Großen ihrem Vetter zu einem solchen Unternehmen die Hand zu bieten geneigt waren. Schon unterstützte man kaum verhohlen die Unternehmungen Reginars und Lamberts, die wieder in Lothringen erschienen, und Größeres bereitete man vor.

Sobald der Kaiser Baiern beruhigt sah, mußte er sich daher nach Lothringen wenden, und so gefahrvoll erschien ihm hier die Lage der Dinge, daß er zu der gefährlichen Nachgiebigkeit sich herbeiließ, die Störer des Landfriedens nicht allein zu schonen, sondern sogar zu belohnen, um sie durch Wohlthaten sich zu gewinnen. Reginar und Lambert erhielten ihr väterliches Erbe zurück; Karl, der Bruder König Lothars, wurde mit

dem erledigten Herzogthum von Niederlothringen belehnt. Ein Karolinger wurde der Dienstmann des Sachsen, indem er sich anheischig machte, das deutsche Reich vor den Angriffen seines eigenen Bruders zu schützen. Der Herzog Friedrich von Oberlothringen, dessen Gemahlin dem Capetingischen Hause angehörte, erhielt zugleich große Gunstbezeugungen vom Kaiser, damit er in der Treue nicht erkalte. So meinte der Kaiser die Westgrenzen seines Reichs gegen Lothar zu sichern und wandte sich dann gegen Osten.

Im Sommer 977 griff der Kaiser zum zweiten Male Böhmen an; er selbst drang von den thüringischen Marken aus in das Land ein, während Herzog Otto das Aufgebot von Baiern und Schwaben durch den Böhmerwald nach Pilsen führen und sich mit ihm vereinigen sollte. Siegreich zog der Kaiser tief in des Feindes Land hinein, aber eine Niederlage, die Herzog Otto bei Pilsen erlitt, und Krankheiten, die in seinem eigenen Heere ausbrachen, ließen ihn seines Sieges nicht froh werden. Ein Waffenstillstand wurde geschlossen; in Folge desselben hielten der Kaiser und Boleslaw eine Zusammenkunft, und der Böhmenherzog gelobte hier, sich fortan wieder als getreuer Lehnsmann dem Kaiser zu fügen, wenn dieser ihm verzeihen wolle; er versprach überdies, zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit sich in Person am Hofe des Kaisers zu stellen. Der Kaiser begnügte sich um so eher hiermit, als inzwischen in Baiern abermals eine arge Verrätherei an das Licht getreten war. Eilends verließ er Böhmen mit seinem Heere, überstieg den Böhmerwald und drang, seinen Weg über Cham nehmend, durch die Mark auf dem Nordgau in Baiern ein.

Wie sehr der Kaiser auch Heinrich den Jüngern von Kärnthen und seine Mutter bei den letzten Anordnungen begünstigt hatte, dennoch zeigte sich bei ihnen das Familieninteresse weit mächtiger als die Dankbarkeit. Sie verbanden sich, um ihren geächteten Vetter Heinrich zu rächen, mit dem Bischof Heinrich von Augsburg, den wir als einen Verwandten des baierschen Herzogshauses kennen, gegen den Kaiser. Ihr Plan war sich Baierns zu bemächtigen, sobald Herzog Otto nach Böhmen abgezogen sei, und dieser Plan gelang für den Augenblick vollständig. Bischof Heinrich besetzte Neuburg an der Donau, Herzog Heinrich der Jüngere Passau, und hierhin warf sich alsbald auch der geächtete Heinrich, der mit böhmischen Hülfsvölkern wieder in seinem alten Her-

zogthum erschien. Kaum aber vernahm Herzog Otto, was in seinem Lande geschehen war, als er Böhmen verließ, nach Baiern zurückkehrte und Passau zu belagern anfing. Und schon rückte auch der Kaiser selbst, nachdem er sich mit Boleslaw versöhnt, gegen Passau an. Um diese Stadt entbrannte vor Allem der Kampf der Ottonen und Heinriche. Es gelang endlich dem Kaiser eine Schiffbrücke zu schlagen und, von den Städtern selbst unterstützt, die Stadt zu bezwingen, die fast ganz zerstört wurde, damit die Empörer hier nicht noch einmal eine Zuflucht fänden. Bald darauf sahen die Heinriche, von Boleslaw jetzt verlassen, die Unmöglichkeit weiteren Widerstands ein und ergaben sich dem Kaiser, der ihre Bestrafung dem Gericht der Fürsten anheimstellte. Gegen Ostern 978 wurde zu Magdeburg das Fürstengericht über die Hochverräther gehalten: Heinrich „der Zänker" wurde zur Verweisung aus Baiern abermals verurtheilt und unter die Obhut des Bischofs Folkmar von Utrecht gestellt; Heinrich von Kärnthen mußte, seines Herzogthums entkleidet, ebenfalls aus dem Lande weichen; Landesverweisung traf ferner den Grafen Ekbert, der in die Verschwörung verwickelt gewesen war, und den Bischof Heinrich von Augsburg, der unter die Aufsicht des Abtes von Verden gestellt wurde, doch schon nach drei Monaten wieder in sein Bisthum zurückkehren durfte. Das neue Herzogthum Kärnthen und die Mark Verona gingen auf den fränkischen Grafen Otto im Wormsfeld über, einen Vetter des Kaisers, den Sohn jenes Konrad, der einst mit Liudolf gegen Heinrich und Adelheid gekämpft hatte. Wie früher schon Liudolfs Geschlecht, so kam jetzt auch Konrads Nachkommenschaft wieder zu Ehren. Das reiche Alode der Arnulfinger wurde wohl jetzt erst ganz eingezogen; deshalb konnte sich der Kaiser in der nächsten Zeit so freigebig gegen seine treuen Anhänger im Lande beweisen. Die reichsten Gaben erhielten die Bischöfe und Kirchen von ihm. Denn er hoffte, wie er selbst aussprach, es werde ihm hier und jenseits zu besonderem Verdienste gereichen, wenn er die Güter der Ruchlosen, die sich Gott und ihm widersetzt hätten, der Kirche schenke; wenigstens werde er dann durch die Fürbitte der Heiligen der ewigen Ruhe jenseits theilhaftig werden, da die kaiserliche Majestät zeitlichen Frieden vor diesen Uebelthätern hier nicht erlangen könne. Bald danach, als Otto das Osterfest zu Quedlinburg feierte, erschien Herzog Boleslaw seinem Versprechen getreu am Hofe, wo er eine ehrenvolle Aufnahme fand und dann, mit großen Geschenken beehrt, heimkehrte.

Schien der Kaiser auch von dieser Seite jetzt gesichert zu sein, so bedrohte ihn doch schon von einer anderen eine größere Gefahr, als er selbst ahnte. König Lothar hatte Alles im Stillen zu einem Kriegszuge gegen ihn vorbereitet und mit den immer noch unruhigen Brüdern Reginar und Lambert seine alten Verbindungen erneuert; durch einen verwegenen Handstreich gedachte er Otto zu demüthigen und das verlorene Ansehen wieder zu gewinnen. Als sich der Kaiser sorglos mit seiner Gemahlin am Johannisfest des Jahrs 978 zu Aachen aufhielt, brach Lothar plötzlich ohne Kriegsankündigung wider Sitte und Herkommen in Lothringen ein, ging in Eilmärschen mit 30,000 Mann — einem größeren Heere, als seit langer Zeit ein König von Frankreich zusammengebracht hatte — auf Aachen los, indem er hoffte sich selbst der Person des Kaisers hier bemächtigen zu können. Fast wäre es ihm gelungen. Otto empfing Nachrichten vom Anrücken Lothars, aber hielt es zuerst für unmöglich; erst als er mit eigenen Augen die Vorhut seines Feindes sah, maß er der Sache Glauben bei und ergriff die Flucht. Nur mit genauer Noth entkam er mit seiner Gemahlin nach Köln. Die Troßknechte Lothars verzehrten noch die Mahlzeit, die für den Kaiser zugerichtet war; das Gepäck und das Hausgeräth desselben fiel in die Hände des Feindes, der die alte Kaiserstadt der Plünderung preisgab und den Adler, der oben auf der Kaiserpfalz nach Osten gewendet stand, nach Westen richten ließ zum Zeichen, daß die Stadt fortan wieder dem Westreiche angehöre. Dennoch verließ bereits nach drei Tagen Lothar mit seinem Heere Aachen und wandte seine Banner heimwärts. Da erreichte ihn, ehe er noch die Grenzen seines Reichs betreten hatte, ein Bote Ottos, der ihm meldete: List und Hinterhalt verabscheue der Kaiser, offen erkläre er ihm daher den Krieg, am 1. October werde er in Frankreich einrücken und hoffe der Herrschaft Lothars für immer ein Ende zu machen.

Der Kaiser berief sofort die Herzöge, Grafen und Herren seines Reichs nach Dortmund. Als sie hier in der Mitte des Monats Juli sich versammelt hatten, eröffnete er ihnen die ihm angethane Schmach und wie seine Absicht sei, sie gebührend zu rächen. Alle sahen die Beleidigung des Kaisers an, als ob sie ihnen selbst widerfahren sei, alle schwuren wie aus einem Munde ihm Treue und Gehorsam bis zum letzten Hauche; sie thaten es, wie gemeldet wird, aus Liebe zu seinem großen Vater, der ihnen zu Macht und Ehre geholfen hatte. Und nun

wurde ein Heer zusammengebracht, wie man es seit langer Zeit in Deutschland nicht gesehen hatte; man berechnete es auf 60,000 Mann, und etwa die Hälfte davon sollen schwergewappnete Ritter gewesen sein. Am 1. October, wie er angekündigt hatte, rückte Otto mit diesem Heere in Frankreich ein. Er fand hier Manche, die seine Ankunft freudig begrüßten; vor Allen that es Adalbero, Erzbischof von Reims, ein deutscher Mann, ein Bruder jenes Grafen Gottfried vom Ardennerland, den wir als treuen Dienstmann des Kaisers kennen. Ohne Widerstand zu finden drang Otto bis an die Seine, bis gegen Paris vor, das von Herzog Hugo vertheidigt wurde; König Lothar selbst hatte sich jenseits des Flusses nach Etampes zurückgezogen. An dem rechten Ufer der Seine um den Montmartre schlugen die Deutschen ihr Lager auf und belagerten die Stadt. Weit und breit schweiften ihre Heereshaufen umher, und nirgends wagte sich ihnen ein Feind zu zeigen. Paris aber wurde gut vertheidigt, und Otto konnte eine lange Belagerung nicht durchführen. Schon zeigten sich Krankheiten im deutschen Heere, und der Einbruch der schlechten Jahreszeit mahnte zur Rückkehr. Bald nach der Mitte des Novembers verließ der Kaiser daher Paris, nachdem er noch zuvor ein wunderbares Siegesfest begangen hatte. Er befahl nämlich seinem Vetter Hugo zu melden, er solle ein Te Deum hören, wie er es noch nie vernommen habe; dann ließ er auf dem Montmartre alle Geistlichen, die weit und breit aufzufinden waren, sich versammeln und ein Halleluja singen, daß es weithin in den Straßen von Paris wiederhallte. Nach diesem Te Deum trat er den Rückzug an.

Jetzt erst gewann Lothar wieder Muth; er setzte über die Seine, folgte dem Kaiser im Rücken, überfiel an der Aisne den Nachtrab desselben und erbeutete in der That einen Theil des Gepäcks. Wie dies zuging und was sich dabei ereignete, wird in der Chronik von Cambray ausführlich erzählt, und es lohnt wohl der Mühe dabei zu verweilen. Als man an die Aisne gekommen war und sie ungewöhnlich angeschwollen fand, rieth der Graf Gottfried das Heer schnell über den Fluß zu führen, da dieser leicht in Bälde noch höher wachsen könnte. Sein Rath wurde befolgt, und der Kaiser gelangte mit dem größten Theile des Heeres glücklich an das entgegengesetzte Ufer. Das Gepäck blieb jedoch, da die Nacht einbrach, meistentheils zurück; die Troßknechte und die Bedeckung des Gepäcks mußten sich daher, vom Hauptheere durch den Fluß getrennt, lagern. Am anderen Morgen erschien unvermuthet Lothar und

griff das Gepäck an; er fand hier keinen Widerstand, und Otto konnte, da in der That während der Nacht der Fluß gewaltig geschwollen war, den Seinen auf keine Weise zur Hülfe eilen. Mit Entsetzen sah er, was geschah; aber es gab kein Mittel dem Unglück zu steuern. Da sandte er auf einem Nachen Boten zum König und ließ ihm das Anerbieten machen, Lothar möge entweder sein Heer übersetzen — er wolle ihm Geißeln stellen, daß er das ungefährdet thun könne — und dann im offenen Kampfe sich mit ihm messen, oder er möge ihm Geißeln geben, so wolle er mit seinem Heere über den Fluß zurückkehren und den Ausgang eines redlichen Kampfes erwarten; wem Gott den Sieg dann bescheiden würde, dem solle das Reich des Besiegten als Kampfespreis zufallen. Dies meldeten die Boten des Kaisers dem Könige im Angesichte seines Heeres; kaum hatten sie ihre Rede vollendet, da brach Graf Goisfried, ein Vasall Lothars, in die Worte aus: „Was sollen wir kämpfen, was sollen Viele von uns hier bluten? Laßt die Könige selbst in den Kampf gehen! Wir wollen zuschauen und dem Sieger uns unterwerfen." Aber der Graf Gottfried, einer der Boten des Kaisers, antwortete ihm: „Immer haben wir gehört, ihr schätztet euren König gering, aber wir haben es nicht geglaubt; jetzt gesteht ihr es selbst, und wir können nicht mehr daran zweifeln. Aber wisset, nimmer wird unser Kaiser kämpfen, während wir ruhig die Hände in den Schooß legen, nimmer er in der Gefahr des Kampfes stehen, während wir von sicherem Orte aus zuschauen. Ginge er jedoch mit eurem Könige in einen Zweikampf, so würde er, dessen sind wir gewiß, ihn als Sieger bestehen." Fürwahr eine ehrenhafte deutsche Antwort auf das Wort des Franzosen!

Die Schlacht unterblieb, und der Kaiser setzte ungehindert den Rückzug fort. Am 1. December war er wieder in den Grenzen seines Reichs und entließ das Heer. Ein kleiner Krieg dauerte noch längere Zeit an den Marken beider Reiche fort, doch hatte Lothar um so weniger Neigung zu einem ernstlichen Unternehmen, als der Zwist mit den Söhnen Hugos des Großen bereits von Neuem auszubrechen drohte. Otto überließ die Vertheidigung Lothringens, das die ruhelosen Brüder Reginar und Lambert abermals hatten verlassen müssen, jetzt getrost dem Herzog Karl und den Grafen des Landes; er selbst wandte sich im Jahre 979 gegen den letzten Gegner, mit dem er noch nicht seine Kräfte gemessen hatte, den Polenherzog Mieczislaw. Mit einem Heere überschritt er die Ostgrenzen

seines Reichs, drang in Polen ein und nöthigte den Polen sich zum Ziele zu legen. Mieczislaw vermählte sich bald danach, da Dubrawka, die Schwester des Böhmenherzogs Boleslaw, gestorben war, mit Oda, einer Tochter des Markgrafen Dietrich, des mächtigsten Mannes damals in den wendischen Marken. Obwohl Oda bereits den Schleier im Kloster Kalbe genommen hatte, löste man doch ihr Gelübde und verband sie dem Polen, den man durch sie enger an den Glauben der Christen und das Interesse des Reichs zu fesseln glaubte.

Inzwischen war Lothar mehr und mehr mit seinen mächtigen Vettern zerfallen und wünschte Nichts sehnlicher, als seinen Frieden mit dem Kaiser zu machen; gelänge ihm dies nicht, so würden, besorgte er, vielleicht jene bald an dem Kaiser einen ihm furchtbaren Verbündeten gewinnen. Er bat deshalb im Geheimen um Verzeihung für alles Geschehene, versprach das Beste für die Zukunft und wünschte eine Unterredung mit dem Kaiser. An den Grenzen ihrer Reiche, am Chiers, kamen im Anfang des Juni 980 die beiden Herrscher zusammen; Lothar entsagte noch einmal feierlich seinen Ansprüchen auf Lothringen und empfahl seinen kleinen Sohn Ludwig, der ihn begleitete, dem Schutze des Kaisers. Auch von dieser Seite hatte der Kaiser nichts Uebles mehr zu erwarten, obwohl Herzog Hugo von Franzien und seine Brüder mit Unwillen den Abschluß des Friedens vernahmen.

In langen und gefahrvollen Kämpfen hatte der junge Kaiser nicht nur jeden Widerstand im Innern des Reichs niedergeworfen und die Ansprüche der Karolinger auf die Erbschaft ihrer Väter im Osten noch einmal energisch zurückgewiesen, sondern auch die Oberhoheit der Deutschen über die Dänen, Polen und Böhmen behauptet. Immer mehr schien sich diese im Norden und Osten zu befestigen, besonders durch den Einfluß der Mission, die in unaufhörlichen Fortschritten begriffen war. Das Erzbisthum Magdeburg hatte seine schönste und glänzendste Zeit; seine Suffragane wirkten ungehemmt in den wendischen Marken und weit über diese hinaus in den polnischen Gegenden für die Ausbreitung der christlichen Kirche und der deutschen Herrschaft. Hamburgs Mission erstreckte sich über das ganze dänische Reich, und schon wurde auf der Insel Fünen — wir wissen nicht in welchem Jahre — ein neues Bisthum zu Odense begründet. Mainz, obwohl durch die Einrichtung des Magdeburger Erzstifts beschränkt, gewann nach einer anderen Seite einen erheblichen Zuwachs seiner Provinz. Unter dem Einfluß des Kaisers

war gleich im Anfange seiner Regierung für Böhmen in Prag ein besonderes Bisthum errichtet und etwa gleichzeitig ein anderes für Mähren, welches Land der Böhmenherzog Boleslaw den Ungarn entrissen hatte; die beiden neuen Bisthümer wurden unter Mainz gestellt, während Böhmen bis dahin zu dem Missionssprengel von Regensburg und somit zur Salzburger Kirchenprovinz gehört hatte. Schon hatte man auch nicht unbelohnte Versuche gemacht, das Christenthum unter dem wilden Volke der Ungarn zu verbreiten, und das Passauer Bisthum gründete auf dieselben die Hoffnung, sich zu gleicher Stellung neben Salzburg erheben zu können.

Die Ungarn, nach der Schlacht auf dem Lechfelde zugleich von Böhmen und der Ostmark aus angegriffen und aus Gegenden verdrängt, die sie schon als gesicherte Eroberungen ansahen, hatten bereits in den letzten Jahren des großen Kaisers mit den Deutschen freundschaftliche Verbindungen angeknüpft, die sofort benutzt wurden, um das Christenthum unter dem heidnischen Volke zu verbreiten und dadurch auch der deutschen Herrschaft vorzuarbeiten. Der Schwabe Wolfgang, ein Freund des Erzbischofs Brun, wird als der Erste genannt, der als Missionar unter den Ungarn im Jahre 972 erschien, aber der Bischof Piligrim von Passau wußte den eifrigen Mann aus dieser Wirksamkeit zu entfernen, indem er dessen Beförderung zum Bisthum Regensburg betrieb. Seitdem griff Piligrim selbst die Mission in Ungarn mit dem größten Eifer an und meldete eilfertig nach Rom, ungefähr fünftausend vornehme Ungarn beiderlei Geschlechts seien im katholischen Glauben unterrichtet und getauft, fast die ganze ungarische Nation finde er bereit das Christenthum anzunehmen und auch die unter ihr wohnenden Slawen zur Bekehrung geneigt. Hierauf und auf eine Reihe untergeschobener Aktenstücke gründete Piligrim den Anspruch, daß ihm das Pallium ertheilt, seine Kirche in die Rechte, die einst angeblich die alte Metropole Lorch besessen hatte, wieder eingesetzt und ihr Bisthümer in den von den Ungarn beherrschten Ländern untergeordnet würden. Offenbar hatte Piligrim die Erfolge, die er erzielt hatte, im hohen Maße übertrieben, aber er scheint dennoch seinen Zweck in Rom erreicht zu haben; weniger glücklich war er bei dem jungen Kaiser, obwohl er sich um denselben während des inneren Kriegs in Baiern die größten Verdienste erwarb. Die Rücksicht auf Salzburg, das damals bereits Böhmen verloren hatte, mochte Otto zunächst hindern auf Piligrims Absichten einzugehen, und

nur allzubald zeigte ſich überdies, daß die Stunde noch nicht geſchlagen hatte, wo Ungarn mit Erfolg chriſtianiſirt werden konnte. Während der inneren Kriege in Baiern wurde es an der ungariſchen Grenze abermals unruhig, und Markgraf Liutpold mußte gegen die räuberiſchen Nachbarn wiederholentlich ſein Schwert ziehen. In dieſen Kämpfen gingen die Anfänge der ungariſchen Miſſion unter; aber durch dieſelben gewann das Reich eine dauernde Erweiterung nach Oſten. Das Land unter der Enns bis zum Wienerwalde wurde eingenommen, und dieſe Gegenden dadurch, daß man in ihnen Grenzburgen anlegte und baierſche Kriegsleute anſiedelte, für die Folge behauptet; in derſelben Weiſe, wie die Oſtmarken Sachſens, wurde auch die baierſche Oſtmark dem Reiche geſichert.

Mit Recht konnte der junge Kaiſer im Jahre 980 ſagen, unter Gottes Beiſtand habe er das Kaiſerreich ſeines Vaters nicht nur erhalten, ſo daß es noch in ſeinem früheren Glanze blühe, ſondern ſeine Macht auch bereits über die Grenzen der väterlichen Herrſchaft erweitert. Man ſah es als ein glückbringendes Zeichen für die Zukunft des Reichs an, als nach langem Harren Theophano im Juli dieſes Jahrs den erſten Sohn gebar. Dieſes Knäblein, die Hoffnung vieler Völker und weiter Reiche, erhielt den Namen Otto, dem ſchon Großvater und Vater einen ſo helltönenden Klang verliehen hatten.

10.

Ottos II. Kämpfe mit den Griechen und Arabern; des Kaiſers Niederlage und Tod.

Die letzten Ereigniſſe, namentlich der immerdar denkwürdige Zug gegen Paris, welcher die Sachſen bis vor die Hauptſtadt Chlodovechs, den Mittelpunkt einſt der fränkiſchen Macht, geführt hatte, hoben das Anſehen des jungen Kaiſers unter dem Volke. Wenn vorher nicht ſelten über ſein bald allzu hitziges, bald zu nachgiebiges Auftreten, über den ungemeſſenen Einfluß der Griechin, das übermüthige Auftreten eines neuen, jungen Geſchlechts, das den Rath der Alten zu verſchmähen ſchien, der Unmuth laut geworden war, ſo verſtummte jetzt die Unzufrie-

denheit mehr und mehr, da man zu erkennen glaubte, daß der Geist des Vaters in dem Sohne fortlebe, daß der junge Fürst mannhafter Entschlüsse fähig und von der Vorsehung zu großen Dingen bestimmt sei.

Und in der That erfüllte die Seele des jungen Kaisers der edelste Ehrgeiz und ein heldenkühner Muth. Er lebte in dem Gedanken das Werk seines Vaters fortzusetzen und das Kaiserthum zu der Machthöhe zu erheben, die es seiner Idee nach beanspruchen mußte; er war fest entschlossen vor Allem jetzt die letzten Absichten seines Vaters zu verwirklichen und Italien ganz seiner Herrschaft zu unterwerfen; zugleich aber wollte er die Länder jenseits der Alpen mit seinen deutschen Ländern zu einem Reiche verbinden und so ein einiges Kaiserreich herstellen, wie es Karl der Große beherrscht hatte.

Kaum war die Ruhe in Deutschland gesichert, so verließ der Kaiser die heimischen Gegenden, die er nie wiedersehen sollte. Von seiner Gemahlin, seinem kleinen Sohne, seiner Schwester Mathilde und seinem Freunde Herzog Otto begleitet, überstieg er im November 980 die Alpen; es folgte ihm eine zahlreiche junge Ritterschaft, die nach Thaten dürstete, ihrer Väter werth. Als er den Boden Italiens betrat, war es für ihn eine Nothwendigkeit sich mit seiner Mutter zu versöhnen, in der Viele noch immer die eigentliche Herrin und Königin des Landes sahen; um so mehr, als Otto der Große vornehmlich in der letzten Zeit ihr auf die Geschäfte des italischen Reichs einen besonderen Einfluß eingeräumt hatte. Die ersten Schritte zur Versöhnung mit der Mutter hatte der Kaiser bereits vor seiner Ankunft in Italien gethan, und Adelheid hatte auf den Rath des Abts Majolus von Cluny seinen Bitten Gehör geschenkt. Als er nun im Anfange des December zu Pavia Hof hielt, stellte sich Adelheid mit ihrem Bruder König Konrad von Burgund wieder am Hofe des Sohnes ein; in herzlicher Umarmung und unter heißen Thränen vergaßen Mutter und Sohn, was sie geschieden hatte, und bald gewann Adelheid ihre frühere einflußreiche Stellung am Hofe wieder.

Das Weihnachtsfest feierte Otto zu Ravenna, wo er sich längere Zeit aufhielt. In der Nähe übersah er hier den Zustand Italiens, unmittelbar traten ihm die Verhältnisse vor Augen, in die er mit starker Hand eingreifen wollte.

In der Lombardei und im mittleren Italien hatte sich seit dem Tode Ottos des Großen wenig verändert. Das durchgreifende Verfahren des

mächtigen Herrschers hatte einen solchen Eindruck gemacht, daß man trotz der inneren Bewegungen in Deutschland nicht von fern an einen Abfall dachte; es bildete sich sogar in dem freien Gebiet von Venedig damals eine Partei immer stärker und entschiedener aus, welche die wichtige Seestadt dem deutschen Reiche zu verbinden beabsichtigte. Dennoch fehlte es auch nicht an widerstrebenden Elementen im Laude, besonders in Rom, der Kaiserstadt, selbst. Hier waren bald nach dem Tode Ottos I. Unruhen ausgebrochen; ein Theil des römischen Adels hatte sich unter Leitung des Dux Crescentius, eines Sohns der Theodora von Papst Johann X., gegen den von Otto eingesetzten Papst Benedict VI. aufgelehnt, ihn in der Engelsburg gefangen gehalten und endlich dort erdrosseln lassen. Noch bei Lebzeiten Benedicts hatten diese Aufständigen einen Römer, den Cardinaldiakon Bonifaz, auf den Stuhl Petri erhoben, der aber alsbald von einer Gegenpartei verdrängt wurde und sich nach Constantinopel flüchtete. Die nun herrschende Partei hatte mit Einwilligung des jungen Kaisers gegen Ende des Jahrs 974 einen Verwandten Alberichs und Johanns XII., der bisher Bischof von Sutri gewesen war, als Benedict VII. zum Papste geweiht, und trotz manchen Anfechtungen hatte sich dieser Papst bis zum Jahre 980 behauptet, wo er seinen Widersachern das Feld räumen mußte und sich nach Ravenna unter den Schutz des Kaisers begab.

Wie jener flüchtige Bonifaz seinen Blick nach Constantinopel richtete, so auch viele Andere in Italien, die das Anwachsen der deutschen Macht voll Mißmuth sahen; vor Allem in den Landschaften und den Städten des Südens, die eben so durch innere Parteiungen litten, wie sie von kriegerischen Unfällen heimgesucht wurden. Denn noch war der Besitz dieser Gegenden zwischen dem Ost- und Westreiche streitig, deren Grenzen sich hier berührten, zugleich aber waren sie unaufhörlich von den Arabern bedroht, welche nur die schmale Meerenge vom Festlande trennte. Hier standen die drei Weltmächte sich gleichsam wie auf der Wacht gegenüber; jede lange vergebens den günstigen Augenblick zu großen Erfolgen erspähend und dann ihn doch oft auch wieder versäumend. Ein glänzender Sieg, ein vernichtender Schlag hier auf den Gegner geführt, mußte, welcher Macht er auch glücken mochte, für die Zukunft Italiens, für das Geschick der Welt von den gewaltigsten Folgen sein.

Apulien und Calabrien waren unmittelbar dem griechischen Kaiser unterthan; der langobardische Fürst von Salerno, der ein weites Gebiet

beherrſchte, erkannte deſſen Hoheit an: Neapel und das ſeemächtige Amalfi empfingen von Conſtantinopel ihre Beamten. Die Macht des Kaiſers in Italien war keineswegs geringfügig, und ſo wenig war man zu Conſtantinopel gewillt auch nur einen Fußbreit Landes hier aufzugeben, daß man vielmehr wegen der italiſchen Beſitzungen ſtets von Neuem die eingeſchlagene Politik änderte. Es iſt erzählt worden, wie Conſtantinopel einſt mit Moezz, dem Chalifen der Fatimiden, ein Bündniß ſchloß, um ſeine italiſchen Beſitzungen gegen Otto den Großen vertheidigen zu können, wie es dann ſich aber mit dem mächtigen Sachſenfürſten verſtändigte und deſſen Sohn eine Kaiſertochter zur Ehe gab. Schnell, wie das erſte Bündniß, lockerte ſich auch das zweite, da beide nur von der Noth des Augenblicks eingegeben waren; kaum hatte der alte Kaiſer Italien verlaſſen, ſo entbrannte in Unteritalien der Kampf zwiſchen der deutſchen und griechiſchen Partei von Neuem.

An der Spitze der deutſchen Partei ſtand noch immer Pandulf der Eiſenkopf, dem Otto der Große zu den ererbten Fürſtenthümern von Capua und Benevent das Herzogthum Spoleto und die Mark von Camerino als Lehen des italiſchen Königreichs gegeben hatte. Schon im Jahre 973 hatte Pandulf einen Verſuch gemacht, den ſchwankenden Giſulf von Salerno mit Gewalt von den Griechen zu trennen; mit einem Heere rückte er vor Salerno, fand aber die Stadt gut vertheidigt und mußte unverrichteter Sache heimkehren. Das Glück zeigte ihm indeſſen wenig ſpäter einen anderen Weg, der ihn zum Ziele führte. Zu Salerno lebte ein Prätendent auf Pandulfs Herrſchaft, Landulf mit Namen, Atenulfs Sohn. Nach manchen Irrfahrten in der Verbannung hatte er bei Giſulf freundliche Aufnahme gefunden; aber ſein ehrgeiziger Sinn ließ ihn auch hier nicht ruhen, er dachte vielmehr nur auf Mittel und Wege Giſulf zu entthronen, um dann mit den Hülfskräften von Salerno Pandulf anzugreifen. Die unſichere Haltung Giſulfs hatte ſchon längſt die griechiſche Partei in Salerno mit Mißtrauen erfüllt; mit ihrer Hülfe, zugleich unterſtützt von Neapel und Amalfi, gelang es Landulf, Giſulfs Macht in Salerno zu ſtürzen und ihn ſelbſt mit ſeiner Gemahlin nach Amalfi in ſicheren Gewahrſam zu bringen. Sofort erſchien nun Pandulf, bereits in ſeiner eigenen Stellung bedroht, als Giſulfs Rächer und Retter. Am 4. Juli 974 eroberte er Salerno und gab die Herrſchaft Giſulf zurück, der aber Pandulfs zweiten Sohn, der des Vaters Namen trug, adoptirte und zum Mitregenten annahm. Seitdem er-

kannte auch Salerno die Hoheit des deutschen Kaisers an, Landulf aber flüchtete sich nach Constantinopel, wo er die Hülfe des Tzimisces in Anspruch nahm.

Ein so kriegsmuthiger Fürst, wie Tzimisces war, würde den Aufforderungen Landulfs und des von Rom vertriebenen Bonifaz sich kaum entzogen haben, hätte es ihn nicht mit unwiderstehlicher Gewalt nach einer anderen Seite getrieben. Sobald die von den Russen Constantinopel drohende Gefahr überwunden war — der Großfürst Swiätoslaw war geschlagen, zum Frieden genöthigt und hatte bald darauf im Kampf mit den Petschenegen den Tod gefunden —, sobald auch Bulgarien wieder dem Reiche unterworfen war, warf sich Tzimisces mit allem Feuer seiner thatendürstenden Seele in den Krieg gegen die Macht der Hamadaniden, um die Eroberungen des Nicephorus in Syrien zu verfolgen. Aleppo, die Hauptstadt der Hamadaniden, wurde erobert, die Macht dieses Geschlechts vernichtet; Hierapolis, Apamea und Emesa fielen in die Hände der Griechen; Tzimisces lagerte in den paradiesischen Gefilden von Damascus: ganz Syrien unterwarf er seinem Gebote bis auf das uralte Tripolis, das in uneinnehmbarer Lage seiner Heere spottete. Und schon schickte Tzimisces sich an, auch die Länder, die dem Chalifen noch unmittelbar unterworfen waren, anzugreifen. Nach undeutlicher Zeit ging wieder ein Kriegsheer, das sich ein römisches nannte, über den Euphrat; die altberühmten Städte Samosata, Edessa und Nisibis kamen noch einmal an das römische Reich; rathlos zitterte der Chalif zu Bagdad vor dem so nahen gewaltigen Sieger. Doch der Mangel, den das Heer in den wüsten Gegenden Mesopotamiens litt, nöthigte endlich Tzimisces zur Rückkehr. Mit Ruhm gekrönt, zog er im glänzendsten Triumph in Constantinopel ein; aber bald darauf ereilte ihn, den glücklichen Herrscher, den Retter des Reichs, den Besieger des Ostens, ein schleuniger Tod. Er starb im Anfange des Jahrs 976 nach einer siebenjährigen Regierung in den kräftigsten Mannesjahren, nicht ohne den Verdacht der Vergiftung. Die Eroberungen der Griechen im Osten gingen größtentheils gleich nach seinem Tode verloren.

Die Regierung des morgenländischen Reichs kam nach Tzimisces Tode an die Brüder der Theophano, Basilius II. und Constantin IX., die schon lange den kaiserlichen Namen, aber ohne allen Einfluß auf die Geschäfte geführt hatten. Basilius, der ältere Bruder, damals ein Jüngling von nahe an zwanzig Jahren, war von Ehrgeiz beseelt und nicht

ohne geistige Regsamkeit, während der jüngere Bruder nur einen stumpfen Geist erkennen ließ; aber viel fehlte daran, daß Basilius seinen hochstrebenden Neigungen hätte nachleben können. Denn das Reich gerieth durch den Tod des Tzimisces sofort in die schlimmste Verwirrung. Die Befehlshaber der Heere in Asien schalteten willkürlich mit der ihnen übertragenen Gewalt, jeder von ihnen gewillt, die Stelle eines Nicephorus und Tzimisces nun selbst einzunehmen. Bardas Sclerus, einer dieser Heerführer, erhob alsbald offen die Fahne der Empörung und trug seine Waffen bis vor die Thore von Constantinopel; ihm widersetzte sich ein anderer Bardas, Phocas mit Beinamen, aber nur um selbst die Rolle eines übermüthigen Beschützers seiner kaiserlichen Herren zu spielen. Während dieser Bardas den Heeren gebot, beherrschte den Palast mit fast unumschränkter Gewalt der Verschnittene Basilius, ein Günstling der Theophano, der ruchlosen Mutter der jungen Kaiser; und so wenig bedachten diese Gewalthaber das Wohl des Reichs, daß die Bulgaren abermals Macedonien und Thracien durchschwärmen und ungehindert bis an die Thore der Hauptstadt vordringen konnten. Hatte Tzimisces die griechische Partei in Unteritalien ohne Beistand gelassen, was konnte sie jetzt von diesem Regiment erwarten? Wohl schickte man Beamte hinüber, um die überseeischen Länder für den kaiserlichen Schatz auszusaugen, aber an ein ernstliches kriegerisches Unternehmen nach dieser Seite hin war nicht von fern zu denken.

Die Unthätigkeit der Griechen und die dadurch herbeigeführte Schwäche ihrer Partei in Unteritalien nutzte Pandulf, so gut er vermochte, und fand um so weniger einen hartnäckigen Widerstand, als die griechischen Landschaften zu derselben Zeit noch von einem anderen, viel schlimmeren Feinde bedrängt wurden. Gerade damals erhoben sich nämlich die Araber von Sicilien gefahrdrohender, als je zuvor. Es waren die glücklichsten Tage der Fatimiden. Im Jahre 969 hatte der Chalif Moezz Aegypten erobert und der Macht der Ikschiden hier ein Ende gemacht; am Fuß des Mokattamgebirgs, da, wo sich das reiche Nildelta eröffnet, nahe den Ruinen des alten Memphis, hatte er sich einen neuen Herrschersitz begründet, den er Kâhirah (Kairo) d. h. Siegesstadt nannte. Ahmed, der tapfere Emir der Fatimiden in Sicilien, hatte den Chalifen auf dem Zuge nach Aegypten begleitet und war auf demselben gestorben; der Chalif übertrug die Amtsgewalt in Sicilien Ahmeds Bruder Abulkasem und forderte diesen zugleich auf die Meer-

enge von Meſſina zu überſchreiten. „Nur in männlichen Thaten,“ ſchrieb der Chalif an Abulkaſem, „kannſt du den Verluſt eines ſolchen Bruders vergeſſen; aber Sicilien bietet dir nicht Raum genug für große Unternehmungen, erſchließe daher Italien den Waffen des Islams.“ Dieſe Weiſungen fanden bereites Gehör. Kaum hatte Abulkaſem einige Empörungen im Innern unterdrückt, ſo ſetzte er im Frühjahr 976 mit einem bedeutenden Heere über die Meerenge; ſiegreich durchzog er Calabrien und Apulien und drang tief in die langobardiſchen Fürſtenthümer ein. Plünderung und Verheerung bezeichneten weithin die Straßen, die der Sarazene einſchlug; zahlreiche Städte wurden gebrandſchatzt oder in einen Schutthaufen verwandelt; reich mit Beute beladen, kehrte Abulkaſem gegen Ende des Jahrs nach Sicilien zurück. Und mit jedem neuen Jahre ſtürmten nun die Sarazenenſchaaren abermals vom Meere her auf die griechiſchen Provinzen Italiens los, die ſchutzlos dem Verderben preisgegeben waren. Ungeſtraft dieſe Länder verwüſtend, drohte Abulkaſem ſchon ganz Italien dem Islam zu unterwerfen; Pandulf allein leiſtete ihm Widerſtand, doch er ſchien dem ungleichen Kampfe kaum auf die Dauer gewachſen.

Der Islam war im kühnſten Angriff auf Italien und die Chriſtenheit begriffen, und Conſtantinopel konnte und wollte dem andrängenden Feinde nicht wehren; welche Zukunft hätte da Italien erwartet, wenn nicht der heldenmüthige Entſchluß in der Seele des jungen Kaiſers erwacht wäre, mit allen Kräften ſeines Reichs ſich dem Erbfeinde Italiens und der Chriſtenheit entgegenzuwerfen? Aber er mußte einſehen, daß es unmöglich ſei, die Araber von den italiſchen Ländern, die ſeine Hoheit anerkannten, auf die Dauer fernzuhalten, wenn er ſie nicht zugleich ganz von dem Boden der Halbinſel und aus Sicilien verdrängte, das ſie zu unſäglichem Schaden der Chriſtenheit nun ſeit anderthalb Jahrhunderten beherrſchten. Konnten daher ſeine Schwäger, die Kaiſer des Morgenlands, Calabrien und Apulien nicht mehr vertheidigen, ſo mußte er dieſe Länder der Chriſtenheit ſichern, indem er ſie den Sarazenen entriß und ſeinem Reiche verband. Die Abſicht Ottos, ganz Italien und Sicilien ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen, war in Conſtantinopel kein Geheimniß und erweckte ihm dort den größten Haß; lieber wollte man den Arabern Italien überlaſſen, als das abendländiſche Reich im Beſitz der ganzen Halbinſel und Siciliens ſehen; ehe man ihm Provinzen einräumte, die man doch nicht mehr vertheidigen konnte, verband man ſich zu Conſtantinopel mit den Feinden des chriſtlichen Glaubens.

Gegen Oſtern 981 verließ der Kaiſer Ravenna und begab ſich nach Rom. Willig öffnete ihm die Stadt die Thore; der Papſt nahm ſeinen Sitz im Lateran wieder ein, und Creſcentius zog ſich in das Kloſter des heiligen Bonifacius auf dem Aventin zurück, wo er nach einigen Jahren ſtarb. Bis zu Sommersanfang verweilte der Kaiſer in Rom, wo er in der Leosſtadt im Palaſte neben der Peterskirche Hof hielt. Viele Biſchöfe, Herzöge, Grafen und Herren umgaben ihn, nicht allein aus ſeinen deutſchen und italiſchen Ländern, ſondern auch aus Frankreich und Burgund. Unter ihnen hatte ſich auch Herzog Hugo Capet eingeſtellt, dem es, ſeit König Lothar ſich mit dem Kaiſer verſöhnt hatte, nicht eher Ruhe ließ, als bis auch er die Gunſt deſſelben ſich wieder gewann. Auch König Konrad von Burgund war dem Hofe nach Rom gefolgt und kehrte erſt nach Oſtern mit Herzog Hugo über die Alpen zurück. Um der Sommerhitze zu entgehen, begab ſich der Kaiſer im Juli in das Marſergebirge, wo er auf dem Felde von Cedici in Eile eine Pfalz errichten ließ. Schon war er ganz mit den Vorbereitungen zu dem großen Sarazenenkriege beſchäftigt, und um ſo weniger durfte er ſäumen, als Abulkaſem auch in dieſem Jahre wieder in Italien gelandet war und Apulien verheerte. Freilich erſchienen Geſandte von Conſtantinopel vor Otto und warnten ihn vor Angriffen auf das griechiſche Gebiet; aber was zu erwägen war, hatte er erwogen, und wirkungslos verhallten jene Warnungen vor ſeinen Ohren. Alle Fürſten Italiens beſchied Otto zu ſich nach Cedici; hier hielt er eine große Tagfahrt, eröffnete ihnen ſeinen Entſchluß die Araber aus der Halbinſel zu verjagen und befahl ihnen ſich zum Kriege zu rüſten; zugleich ließ er die Botſchaft über die Alpen ergehen, daß die Baiern und Schwaben ſich ſchleunigſt zu ſeinen Fahnen ſammeln ſollten.

Ein unerſetzlicher Verluſt für den Kaiſer war es, daß im März dieſes Jahrs Pandulf der Eiſenkopf ſtarb, der ſo lange die deutſche Sache muthig in Unteritalien vertreten und zuletzt mit ſeinen Söhnen über Capua, Benevent, Salerno und Gaeta geherrſcht hatte, wie er überdies mit dem Herzogthum Spoleto und der Mark von Camerino von Otto belehnt war. Pandulfs älteſter Sohn Landulf folgte dem Vater in Capua und Benevent und wurde zugleich mit Spoleto und Camerino belehnt; der zweite Sohn Pandulf behielt Salerno, wo er ſchon des Vaters Mitregent geweſen war, wie der vierte Sohn Landenulf Gaeta. Die langobardiſchen Fürſtenthümer blieben in der Abhängigkeit vom

abendländiſchen Reiche, und die Söhne Pandulfs waren bereit in jeder Weiſe den Kriegszug des Kaiſers zu unterſtützen.

Im September 981 eröffnete Otto den Feldzug; er drang in Apulien vor und nahm Luceria und Aſcoli ohne erheblichen Widerſtand ein. Aber ſchon im October mußte er das griechiſche Gebiet wieder verlaſſen, da ſich in den langobardiſchen Fürſtenthümern eine Bewegung gegen Pandulfs Söhne erhoben hatte, die zugleich ihn im Rücken bedrohte. In Benevent ſtand nämlich eine Faction gegen Landulf auf, verjagte ihn und ſetzte einen ſeiner Vettern, mit Namen Pandulf, dem früher unrechtmäßiger Weiſe die Herrſchaft und ſein Erbtheil entzogen war, zum Fürſten ein. Auf die Nachricht von dieſen Ereigniſſen kehrte der Kaiſer ſchleunigſt nach Benevent zurück, und ſo viel lag ihm daran in ſeinem Hauptunternehmen nicht länger verzögert zu werden, daß er mit zu großer Nachgiebigkeit Pandulf die gewonnene Herrſchaft beließ. So wurde Benevent von Capua, das Landulf verblieb, von Neuem getrennt. Indeſſen hatten ſich aber auch ſchon die Salernitaner, von Neapel und Amalfi unterſtützt, gegen Landulfs Bruder erhoben, ihn vertrieben, den Herzog Manſo von Amalfi in die Stadt gerufen und ſich dem griechiſchen Reiche angeſchloſſen. Sofort zog der Kaiſer von Benevent in die Ebene Campaniens hinab, belagerte Neapel und nahm die Stadt in den erſten Tagen des Monats November ein. Dann brach er unverzüglich gegen Salerno auf, das Manſo vertheidigte. Nach langer Belagerung der Stadt traf Manſo endlich mit dem Kaiſer ein Abkommen, das ihm gegen das Verſprechen die Sache des Kaiſers zu unterſtützen den Beſitz von Salerno ſicherte; Amalfi und Salerno kamen ſo unter die Herrſchaft deſſelben Fürſten. Die ganze Geſtalt Unteritaliens war abermals verändert worden; neue Gewalten waren hier urplötzlich emporgekommen, die dem Anſchein nach ſich freilich vor dem Kaiſer beugten, die aber doch ihre Macht in Wahrheit der Auflehnung gegen ſeine Ordnungen verdankten und deren Treue mehr als zweifelhaft blieb; nur durch die glücklichſten Kriegsthaten hätte Otto ſie dauernd in der Pflicht erhalten können.

Kaum läßt ſich bezweifeln, daß jene Bewegungen in Benevent und Salerno durch den Hof zu Conſtantinopel veranlaßt waren, der unfähig Otto einen offenen Kampf zu bereiten kein Mittel unverſucht ließ, ſeine Feinde zu ſtärken; ſtand dieſer Hof doch ſelbſt mit dem Chaliſen zu Kairo im Bunde und ſandte nach Sicilien und Afrika Geld, um die Macht der Araber gegen Otto in die Waffen zu bringen.

Der Kaiser verlebte das Weihnachtsfest und den Anfang des Jahrs 982 zu Salerno, wo sich inzwischen die Streitkräfte seiner unteritalischen Bundesgenossen sammelten, wie auch die Truppen aus Baiern und Schwaben eintrafen, deren Befehl Herzog Otto übernahm. Schon im Januar eröffnete der Kaiser den neuen Feldzug, drang in Apulien ein, rückte vor Bari, die Hauptstadt des Landes, und nahm sie nach kurzer Belagerung ein. Am 31. Januar war er zu Matera, dann zog er gegen Tarent, das von den Griechen vertheidigt wurde, aber bald sich ergeben mußte. Die Eroberung Apuliens war damit so gut wie beendigt. Der Kaiser hielt sich längere Zeit zu Tarent auf, wo er das Osterfest beging und Alles sorglich zum nahen Kampfe gegen Abulkasem rüstete, der mit dem Frühjahr wieder über die Meerenge kam und mit zahlreicheren Schaaren, als je zuvor, Calabrien durchschwärmte.

Nachdem der Kaiser Kundschafter vorausgeschickt hatte, brach er gegen Ende Mai von Tarent auf und folgte, seinen Marsch nach Calabrien richtend, der alten römischen Heerstraße, die sich bald unmittelbar an der Meeresküste hinwindet, bald sich mehr landeinwärts zieht. So passirte man den Bradano und bei den Ruinen des alten Metapont den Basiento. Hier betrat man das Gebiet von Salerno, das die Araber indessen noch nicht erreicht hatten; erst hart an den Grenzen Calabriens bei Rossano stieß man auf die Feinde. Sie hatten die Stadt besetzt, verließen sie aber alsbald und zogen sich, als sie in einem leichten Treffen überwunden waren, zurück. Der Kaiser folgte ihnen, nachdem er seine Gemahlin, die ihm bis dahin gefolgt war, unter dem Schutze des Bischofs Dietrich von Metz zu Rossano zurückgelassen hatte. Bei dem kleinen Orte Colonne, etwas südlich von Cotrone, nahe dem Vorgebirge, das Capo delle Colonne genannt wird, hatte sich an der Meeresküste Abulkasem in Schlachtordnung aufgestellt und versperrte dem Kaiser den Weg. Hier mußte in offener Feldschlacht entschieden werden, und sofort rüstete sich der Kaiser zum Angriff. Es war eine große religiöse Begeisterung in seinem Heere; Viele machten, da sie den anderen Tag nicht mehr zu sehen glaubten, ihr Testament und gedachten in demselben vor Allem der Kirche. So übergab Konrad aus Lothringen, der Sohn eines Grafen Rudolf, unter dem kaiserlichen Banner im Angesichte des ganzen Heeres dem Kaiser alle seine Besitzungen in der Heimath, damit dieser sie, wenn er selbst in der Schlacht fallen sollte, dem Kloster Gorze verleihe. Mit Entschlossenheit und Tapferkeit drangen Ottos

Krieger in die Feinde ein, aber sie stießen auf den hartnäckigsten Widerstand. Mit gewaltigen Streitkräften stand Abulkasem ihnen gegenüber, und religiöser Enthusiasmus entflammte nicht minder die Araber; auch sie stritten mit Heldenmuth, ohne ihres Lebens zu achten. Indessen neigte sich endlich der Sieg auf Ottos Seite, und Abulkasem selbst fiel, von den Seinen als Märtyrer des Glaubens gefeiert; des Führers beraubt, warfen sich die Araber in wilde Flucht, nachdem bereits unermeßliche Schaaren dem Schwerte der Deutschen erlegen waren. Es war ein großer Sieg, aber doch überschätzte der Kaiser die Bedeutung desselben, wenn er glaubte, die ganze Streitmacht der Araber vernichtet zu haben.

Unaufhaltsam setzte Otto seinen Marsch durch Gegenden fort, die von hohen und steilen Bergen begrenzt sind, wo ein reißender Bergstrom oft die Schritte hemmt und wo es leicht ist einen unbedachten Feind durch einen Hinterhalt in das Verderben zu führen. Sorglos zog er hier den Arabern nach, die, wie er glaubte, nur seinem Schwerte zu enteilen suchten. Aber schon hatten die Araber sich wieder in den Bergen gesammelt und warteten nur des günstigen Augenblicks, um ihre Niederlage und den gefallenen Führer zu rächen. Dieser Augenblick erschien. Unvorsichtig griff Otto einen kleinen Schwarm, der ihm am Meeresgestade zu Gesicht kam, mit unzureichender Mannschaft an; da stürmten unermeßliche Schwärme von Arabern aus den umliegenden Bergen hervor und umzingelten das ungerüstete Heer des Kaisers; von allen Seiten sah es sich zu derselben Zeit angegriffen. Eine vollständige Verwirrung entstand in den Schaaren der Deutschen und Italiener: eine große Zahl sank unter dem Schwerte der Feinde, Andere eilten dem nahen Meere zu und fanden den Tod in den Wellen; bis in die Nacht hinein dauerte der Kampf, und im Dunkel derselben fiel Mancher vom Schwerte seines eigenen Freundes und Landsmanns. Richari, der Lanzenträger des Kaisers, Graf Udo, der Heerführer der Franken, die Markgrafen Berchthold und Günther, der Bischof Heinrich von Augsburg, die Grafen Bezelin, Gebhard, Ezelin und unzählige Andere, deren Namen, wie Thietmar von Merseburg sagt, Gott wissen mag, fielen im Heere der Deutschen. „Vom Schwerte getroffen," sagt ein anderer Zeitgenosse, „sank dahin die purpurne Blüthe des Vaterlands, die Zier des blonden Germaniens, vor Allem dem Kaiser theuer, der es sehen mußte, wie das Volk Gottes in die Hand der Sarazenen gegeben, der Ruhm

der Christenheit unter die Füße der Heiden getreten wurde." Auch von den vornehmen Langobarden kamen nicht Wenige um, vor Allen Landulf von Capua und sein Bruder Atenulf, die Söhne Pandulfs des Eisenkopfs. Noch schlimmer, als das Loos der Gefallenen, war das Schicksal derer, die dem Schwerte der Feinde entrannen. Die brennende Hitze und der verzehrende Durst ließen Viele des elendesten Todes sterben oder stürzten sie in ein Siechthum, dem sie nach kurzer Zeit erlagen. Manche geriethen in die Gefangenschaft der Ungläubigen und wurden als Sklaven nach Aegypten geschleppt, von wo man sie erst spät in die Heimath zurückkehren sah.

Am 13. Juli des Jahrs 982 wurde diese für die Geschichte unseres Volks so verhängnißvolle Schlacht geschlagen. Noch lange war es ein Tag schmerzlichsten Andenkens und tiefer Trauer in allen deutschen Landen; fast in keiner Kirche war das Todtenbuch an ihm unbezeichnet. Den Unglücksort, wo nach so vielen Siegen der Schlachtenruhm des deutschen Volkes unterging, scheint die Ueberlieferung fast geflissentlich in Dunkel gehüllt zu haben; nur so viel erhellt aus den zuverlässigen Nachrichten, daß die Schlacht an der Meeresküste in südlicher Richtung von Cotrone stattgefunden hat *).

Nur wie durch ein Wunder war der Kaiser selbst den Feinden entkommen. Da er sich rings von ihnen umgeben sah, stürzte er sich auf einem Pferde, das ihm ein jüdischer Mann, mit Namen Kalonymus, zur Rettung geboten haben soll, in die Fluthen des Meeres und suchte schwimmend ein Fahrzeug zu erreichen, welches er in der Ferne erblickte. Zum Unglück war es ein griechisches Schiff; doch befand sich auf demselben ein slawischer Mann, der den Kaiser früher gesehen hatte, ihn erkannte und Mitleid mit ihm fühlte. Dieser — Zolunta wird er genannt — gab dem Kaiser zu verstehen, er solle sich nicht entdecken, und überredete dann die Griechen, der Fremde sei ein vornehmer Hofbeamter

*) Lange hat man den Schlachtplatz ohne allen Grund bei einem Orte Basentello, den man an den Basiento setzt, zu finden gemeint; die Schlacht war aber in Calabrien und zwar südlich über Cotrone hinaus. Die Chronik von Cava nennt Squillace als Schlachtort, doch ist auf diese Autorität, seitdem die Chronik als ein betrügliches Machwerk erkannt ist, Nichts mehr zu gründen. Romuald von Salerno verlegt die Schlacht in die Gegend von Stilo; seine Angabe ist an sich nicht unwahrscheinlich, doch schreibt Romuald erst zwei Jahrhunderte nach diesen Ereignissen, über die er sich sonst nicht besonders unterrichtet zeigt.

des Kaisers, und zwar dessen Kämmerer, unter dessen Obhut der ganze kaiserliche Schatz stände; eine bedeutende Summe würden sie von dem Gefangenen lösen können, wenn sie ihn nach Rossano brächten, wo der Schatz zurückgelassen sei. So bestimmte Zolunta die Schiffsleute nach Rossano zu steuern. Als man hier angelegt hatte, geht Zolunta sogleich in die Stadt, sucht Bischof Dietrich auf und meldet ihm das Schicksal und die Ankunft seines Gebieters. Der Bischof eilt mit einigen Dienstleuten und einem edlen Rosse für den Kaiser an das Gestade, und sobald Otto die Getreuen erblickt, springt er vom Bord des Schiffs in das Meer, gewinnt glücklich das Ufer, schwingt sich auf das bereit stehende Roß und eilt in die Stadt zu seiner Gemahlin und zu den Seinen, Gott dankend für die unerwartete Rettung. So etwa lauten die ältesten und glaubhaftesten Berichte über die Flucht und Errettung des Kaisers; oft hat man davon noch später erzählt, und dann hat, wie es zu geschehen pflegt, jeder Erzähler das seltsame Ereigniß durch neue merkwürdige Wendungen noch seltsamer und wunderbarer darzustellen gesucht.

Der Kaiser, dessen ganze Streitmacht vernichtet war, verließ in möglichster Eile Rossano und das Gebiet von Calabrien; am 27 Juli befand er sich zu Cassano im Gebiet von Salerno, am 18. August zu Salerno selbst; im September begab er sich nach Capua, wo er dann längere Zeit verweilte. Wichtige Anordnungen hatte er hier zu treffen, da durch Landulfs Tod in der Schlacht die Herrschaft von Capua, das Herzogthum Spoleto und die Mark von Camerino erledigt waren. Das Fürstenthum Capua war erblich, und der Kaiser übertrug es Landenulf, dem vierten Sohne Pandulfs des Eisenkopfs; da dieser aber noch sehr jung war, erhielt seine Mutter Aloara die Mitregierung. Spoleto und Camerino wurden von Capua getrennt, und ein dem Hause Pandulfs verwandter, tüchtiger Mann, Trasemund mit Namen, mit dem Herzogthum und der Mark belehnt. Weil dem Kaiser in seiner Lage Alles daran lag, Manso in der Treue zu erhalten, kehrte er gegen Weihnachten noch einmal nach Salerno zurück und begab sich dann gegen Anfang des Jahrs 983 nach Rom, wo er bis Ostern verweilte, schon mit Vorbereitungen zu einem neuen größeren Feldzuge beschäftigt, aber im tiefsten Herzen bekümmert durch den Tod seines Freundes, des Herzogs Otto, der auf dem Wege nach der Heimath am 1. November zu Lucca gestorben war.

Indeſſen ging die Nachricht von der großen Niederlage des Kaiſers durch die weite Welt und erregte überall ein unglaubliches Aufſehen; die Wirkungen derſelben ließen ſich aller Orten verſpüren. An den Nord- und Oſtgrenzen des Reichs wurde es unruhig: die Dänen und Wenden griffen zu den Waffen, um das verhaßte Joch der Deutſchen abzuſchütteln; ſie fühlten es, daß jener unwiderſtehlichen Gewalt, mit der die ſächſiſchen Herren ſich ſeit einem halben Jahrhundert Alles unterworfen hatten, endlich ein Ziel geſetzt ſei. Auch im Süden zeigte ſich, wie ſchwer jener Schlag den Kaiſer getroffen hatte. Es war ein Glück, daß durch den Tod Abulkaſems der Muth der Araber gebrochen war; daß unter ihnen ſelbſt ſofort Uneinigkeit eintrat, als Abulkaſems Sohn Dſchaber, der das Emirat an ſich geriſſen hatte, vom Chaliſen Alaziz nicht anerkannt wurde, der den Befehl in Sicilien einem ſeiner Günſtlinge, mit Namen Dſchafar, übertrug. Ein anderes Glück war es, daß der Bund zwiſchen Griechen und Arabern ſich in demſelben Augenblick löſte, als die drohende Gefahr beſeitigt war. Aber die griechiſche Partei in Unteritalien, obſchon ſie von Conſtantinopel ſelbſt nur geringe Unterſtützung zu erwarten hatte, regte ſich doch aller Orten gewaltig; Apulien und Calabrien waren binnen kurzer Friſt faſt ganz wieder in den Händen der Griechen, und überall gährte es in den langobardiſchen Staaten. Die Fürſten Ober- und Mittelitaliens wagten zwar in Gegenwart des Kaiſers keinen Aufſtand gegen ihn, aber an dem trotzigen Widerſtand, den ſeine Boten hier und da in der Bevölkerung fanden, ſah man, daß die Scheu vor der deutſchen Macht im Sinken war. Vornehmlich hatten die Biſchöfe und Aebte in der Lombardei, welche die Ottonen ſo überreich begabt hatten, mit dem Trotz der ſtädtiſchen Bevölkerung zu kämpfen. Die Mailänder vertrieben ihren Erzbiſchof Landulf, und deſſen Vater Bonizo, der eine faſt unumſchränkte Gewalt in der Stadt an ſich geriſſen hatte, fiel durch Meuchelmord; im offenen Kampfe maßen ſich dann der Erzbiſchof und die Mailänder, und jener gewann nur durch eine für ſeine Kirche ſehr nachtheilige Uebereinkunft mit den Vaſallen derſelben die Rückkehr in ſeine biſchöfliche Reſidenz.

Wie anders war es in Deutſchland! Mit der tiefſten Betrübniß wurde die Schreckenskunde in allen Gauen des Vaterlands vernommen, vor Allem in Sachſen und Thüringen. Hier traten die Fürſten und Herren ſogleich zuſammen und ſandten in ihrer aller Namen ein Schreiben an den Kaiſer, in dem ſie ihn um die Gnade baten, vor ſeinem

Angesicht erscheinen zu dürfen. Otto rührte diese Anhänglichkeit seines Volks auf das Tiefste, auch er sehnte sich nach seinen Sachsen und berief sie, wie die anderen Fürsten Deutschlands und Italiens zu einem großen Reichstag auf den Juni nach Verona. Als dann die Zeit gekommen war, zogen alle Fürsten Deutschlands über die Alpen; nur Herzog Bernhard kehrte auf dem Wege wieder um, weil er Botschaft erhielt, daß die Dänen bereits einen Angriff auf die Mark unternommen hätten.

Es war eine stattliche Versammlung, die sich im Juni in den Mauern Veronas zusammenfand. Die geistlichen und weltlichen Großen Sachsens, Frankens, Schwabens, Baierns, Lothringens begegneten sich hier mit den Bischöfen, Markgrafen und Grafen der Lombardei und der römischen Gegenden, auch der Böhmenherzog hatte eine Gesandtschaft geschickt; Männer, an Sprache, Sitte und Tracht völlig verschieden, fanden sich um den Thron des Kaisers vereinigt. Aus dem reichen Kranze der Fürsten leuchteten aber vor Allem die Glieder der kaiserlichen Familie hervor: der junge Kaiser, trotz seiner Niederlage voll Muth und Selbstvertrauen; seine Gemahlin, die schöne Griechin; seine Mutter Adelheid, damals noch in kräftigen Jahren; seine Schwester Mathilde, die kluge Aebtissin des Klosters Quedlinburg; seine Base Beatrix, die Tochter Hugos des Großen und Gemahlin Herzog Friedrichs von Oberlothringen, eine Frau von großem Verstande, die bald dem Sohne des Kaisers wichtige Dienste erweisen sollte; endlich dies Knäblein selbst, das zu so großen Dingen geboren schien.

Der Reichstag von Verona ist deshalb vorzüglich bemerkenswerth, weil er am klarsten die Absicht des Kaisers verräth, das deutsche und italische Reich zu einem einigen Reiche auf das Festeste zu verbinden. So groß war noch sein Ansehen, daß er ohne allen Einspruch die einstimmige Wahl seines kleinen Sohnes zum Könige durchsetzte. Die Wahl geschah auf italischem Boden; kein Unterschied wurde bei ihr zwischen den deutschen und italischen Fürsten gemacht, gemeinsam wählten sie ihren gemeinsamen Herrn, der zu Aachen demnächst von einem deutschen und einem italischen Erzbischof die Krone empfangen sollte. So wurde der dreijährige Otto zugleich zum König des vereinten westfränkischen und italischen Reichs erhoben.

Aber auch andere Geschäfte von der höchsten Wichtigkeit wurden auf dem Reichstage erledigt. Da der Kaiser sich alsbald wieder in den

Krieg zu begeben gedachte, ernannte er seine Mutter zur Statthalterin in dem italischen Reiche und wies ihr Pavia zur Residenz an. Hierdurch gewann er sie völlig, die noch keineswegs ganz den weltlichen Dingen den Rücken gewandt hatte. Bedeutende Einkünfte in der Lombardei und im Exarchat scheinen ihr zugleich überwiesen zu sein, wie ihr auch wohl damals die nutzbaren Rechte in Ravenna, namentlich Zoll, Münze und Marktrecht, in deren Genuß wir sie später finden, vom Papste abgetreten werden mußten. Hugo, Herzog Huberts Sohn, der Verwandte Adelheids, der schon als Kind die Mitbelehnung für die Markgrafschaft Tuscien erhalten hatte, dann aber mit seinem Vater verdrängt war, empfing damals oder wenig später Tuscien zurück und wurde bald zu einer Hauptstütze der sächsischen Macht in Italien Durch den Tod Herzog Ottos waren überdies die deutschen Herzogthümer Baiern und Schwaben erledigt worden, die jetzt, da Otto ohne Erben verstorben war, neu verliehen werden mußten. Baiern erhielt Heinrich der Jüngere, Herzog Berchtholds Sohn, der aus der Verbannung zurückgerufen wurde; nachdem bald auch Kärnthen mit der Mark Verona, von dem fränkischen Otto aufgegeben, ihm übertragen wurde, blieb er, an das Ziel seiner Wünsche gelangt, dem Kaiser und dessen Hause unwandelbar treu. Schwaben kam an jenes fränkische Haus zurück, das König Heinrich einst dort einheimisch gemacht hatte; der Kaiser belehnte damit Konrad, den Bruder jenes Grafen Udo, der in Calabrien gefallen war, einen Vetter der reichen Ida, durch deren Hand vordem Liudolf zum Herzogthum Schwaben gelangt war. Bei diesen Belehnungen wurden offenbar die besonderen Interessen der Herzogthümer vor Allem in das Auge gefaßt und berücksichtigt.

Mit großem Eifer betrieb dann der Kaiser die Rüstungen zu einem neuen Kriege gegen die Araber, um die erlittene Niederlage zu rächen und seine hochherzigen Absichten für die Befreiung Italiens durchzusetzen. Auf die deutschen Fürsten und ihre Völker konnte er diesmal weniger rechnen, da sie selbst, und zwar besonders die Sachsen, den Feind von ihren Grenzen abzuwehren hatten; sein Augenmerk war daher vornehmlich auf die Streitkräfte Italiens gerichtet. So erging überall durch das italische Reich der Befehl, die kriegsfähigen Leute sollten sich zu den Fahnen des Kaisers sammeln. Ganz Italien, hieß es, wolle er über die Wogen des Meers nach Sicilien führen; wenn er Calabrien erobert hätte, gedächte er eine Brücke über die Meer-

enge zu schlagen, um die Sarazenen in ihrem eigenen Lande anzugreifen.

Gegen Ende des Juni ging die Reichsversammlung auseinander. Man schied nicht ohne trübe Ahnungen. Der Abt Majolus von Cluny, ein heiliger Mann, von dem man glaubte, daß seinem inneren Auge die Zukunft erschlossen sei, ergriff die Hände des Kaisers und sprach zu ihm: „Gehe nicht nach Rom, denn wenn du es betrittst, siehst du deine Heimath nicht wieder; dort wirst du dein Grab finden!“ Aber Otto achtete solcher Warnungen nicht; seine Gedanken flogen hoch, und er stand im Angriff eines Kampfs, in dem er die Aufgabe seines Lebens erkannt hatte. Die deutschen Fürsten sagten ihrem Kaiser das letzte Lebewohl und zogen mit seinem Knaben über die Alpen.

Der Kaiser ging von Verona über Mantua nach Ravenna. Hier beschäftigte ihn ein denkwürdiges Unternehmen, das leicht Venedig die lange behauptete Freiheit hätte kosten können. In den letzten Zeiten Ottos I. hatten zwischen der Stadt und dem abendländischen Reiche die freundlichsten Beziehungen bestanden. Der damals regierende Doge Peter Candiano IV. suchte sich auf alle Weise die Gunst des mächtigen Kaisers zu gewinnen und erwirkte von ihm für die Stadt die Bestätigung ihrer Handelsfreiheiten. Aber man sah es nicht ohne Besorgniß in der Republik, daß Peter Candiano unausgesetzt Verbindungen mit dem deutschen Hofe unterhielt und, nachdem er seine Gemahlin verstoßen hatte, eine Verwandte Adelheids, die Tochter Huberts von Tuscien, Waldrade mit Namen, zur Ehe nahm; man fürchtete Peter wolle mit Hülfe der Sachsen seinem Geschlechte die erbliche Herrschaft in der Stadt gewinnen. Als nach dem Tode Ottos des Großen die Beweise eines vertrauten Einverständnisses Peters mit den Deutschen immer deutlicher hervortraten, erweckte die Gefahr der Republik eine starke Gegenpartei. Am 12. August 976 kam es zu einem Aufstande; man steckte den Dogenpalast in Brand, ermordete Peter und seinen mit der Waldrade erzeugten Sohn; Waldrade selbst entfloh mit ihrem Stiefsohn Vitalis, dem Patriarchen von Grado, über die Alpen zu Kaiser Otto und Adelheid; hier suchten und fanden beide eine Zufluchtsstätte. Die Gegner der Candiani behaupteten aber nur mit Mühe die ihnen zugefallene Macht; Peter Orseolo, den sie zum Dogen erhoben hatten, verließ, des sorgenvollen Regiments müde, heimlich schon am 1. September 977 die Stadt und

flüchtete sich nach dem Kloster Cusau in Catalonien, wo er sein Leben beschloß; die Candiani gewannen wieder völlig die Oberhand. Vitalis Candiano, der Bruder des ermordeten Dogen, wurde an die Spitze der Republik gestellt; sein Neffe, der Patriarch von Grado, kehrte nach Venedig zurück. Aber der neue Doge starb schon nach wenigen Jahren, und an seine Stelle trat ein gewisser Tribunus, mit dem Zunamen Menius, ein schwacher und schwankender Mann, der die Fehden des parteilustigen Adels kaum zu stillen vermochte. An der Spitze der deutschen Partei stand die Familie der Coloprini, ihr gegenüber die griechische Faction, von den Mauroceni geführt. Die Coloprini erhielten seit dem Auftreten des jungen Kaisers in Italien die Uebermacht, doch erhoben sich die Mauroceni gleich nach der unglücklichen Schlacht in Calabrien wieder und gewannen nun auch den Dogen für sich; man machte ernstlich Miene sich wieder eng an Constantinopel anzuschließen.

Der Kaiser nahm an allen diesen Dingen den lebendigsten Antheil; bei seinen Absichten auf Sicilien konnte ihm mit Amalfi, das bereits seine Hoheit anerkannt hatte, nur Venedig die unentbehrliche Flotte stellen. Deshalb hatte er auch eine Gesandtschaft, die der Doge nach Ravenna gesandt, auf das Gnädigste aufgenommen und der Republik nicht nur die alten Verträge bestätigt, sondern auch mit ihr ein Bündniß geschlossen, das lange die Grundlage der Verhältnisse zwischen dem Kaiserreich und der Republik geblieben ist. Gegen einen alljährlich im Monat März zu errichtenden Tribut von 50 Pfunden Silbers und Darbringung eines Mantels, der als ein Zeichen der Anerkenntniß der deutschen Oberhoheit angesehen wurde, gewährte der Kaiser den Venetianern die ausgedehntesten Handelsvortheile in allen seinen Staaten. Kaum aber war dies geschehen, so erschienen vor ihm die Coloprini, von ihren Gegnern aus der Stadt verdrängt, riefen seine Hülfe an und erboten sich ihm Venedig zu überliefern, wenn er einem ihres Hauses die Dogenwürde zusagen würde. Der Kaiser ging auf ihr Anerbieten ein, bot den Coloprini die Mittel, ihre Vaterstadt von der Landseite zu belagern, und ließ ein Edikt durch seine Länder ergehen, nirgends solle den Venetianern Aufenthalt und Handel gestattet werden, keiner seiner Unterthanen das Gebiet von Venedig betreten. Darauf wurde Venedig von dem Festlande her umschlossen; doch war es nicht leicht sich der Stadt zu bemächtigen, die ungestört ihre Verbindungen auf der See unterhielt.

Bald nachdem die Belagerung Venedigs begonnen war, verließ der Kaiser Ravenna und zog südwärts an der Küste des adriatischen Meeres hin, um den Feldzug gegen die Griechen zu eröffnen. Am 24. August war er am Flusse Trigno, am 27. nahe bei Larino, hart an der Grenze des griechischen Gebiets. Dennoch überschritt er diese nicht, sondern eilte nach Rom, wo Papst Benedict VII. seinem Ende entgegenging. Es mußte dem Kaiser in diesem wichtigen Augenblicke Alles daran liegen, daß seine Gegner sich nicht in Rom erhoben und die Wahl eines ihm abgeneigten Papstes durchsetzten. Im October starb Benedict VII., und Otto beförderte die Wahl des Bischofs Peter von Pavia, der unter dem Namen Johann XIV. den Stuhl Petri bestieg. Einen ihm ergebeneren Mann konnte die Wahl nicht treffen, denn Peter, der in der Rechtskunde ausgezeichnet bewandert war, hatte erst als Kanzler, dann als Erzkanzler dem Kaiser gedient und war als dessen Sendbote unaufhörlich in den wichtigsten Reichsgeschäften benutzt worden.

Indessen erreichten Otto zu Rom die trübsten Nachrichten aus der Heimath. Die Dänen hatten sich gegen ihren König Harald, den Bekenner des Christenthums und Lehnsmann des Kaisers, in Masse erhoben; des Königs eigener Sohn Sven stellte sich an die Spitze der Empörung, die sich gegen das Christenthum und die sächsische Herrschaft in gleicher Weise richtete. Die Feste, die Otto beim Grenzwalle angelegt hatte, wurde von den Dänen erstürmt und in Brand gesteckt, die sächsische Besatzung derselben niedergemacht, und nur mit Mühe vertheidigte Herzog Bernhard die schleswigsche Mark vor dem Eindringen der Feinde. Gleich darauf warfen auch die Wenden unmuthig nicht nur das Joch der deutschen Herrschaft ab, sondern kehrten auch zum großen Theil offen zu ihrem alten Götzendienst zurück. Der Aufstand ging von den Liutizen an der Havel und unteren Oder aus. Am 29. Juni erschienen sie mit Heeresmacht vor Havelberg; die Stadt wurde angegriffen und genommen, die sächsische Besatzung niedergemacht, die bischöfliche Kirche vernichtet. Drei Tage nachher wurde um Mitternacht auch Brandenburg von den Wenden angegriffen. Der Bischof und die Besatzung suchten schleunigst das Weite; der zurückgebliebene Theil der Geistlichkeit wurde theils ermordet, theils gerieth er in Gefangenschaft; das Grab des Dodilo, des zweiten Bischofs der Stadt, rissen die Wenden auf und beraubten den Leichnam mit wilder Habgier seines kostbaren Schmucks; die goldenen und silbernen Kirchengeräthe theilten die Sieger. Und schon erhoben sich

auch die Abodriten unter ihrem Herzog Mistui; sie freilich mehr voll Erbitterung gegen die Herrschaft der Sachsen, als Feinde des Christenthums, dessen Ordnungen sich damals noch unter ihnen erhielten. Mistui erschien zuerst vor dem Kloster des heiligen Laurentius zu Kalbe an der Milde und steckte es in Brand. „Die Unseren," sagt Thietmar von Merseburg, „flohen wie Hirsche vor den Wenden, denn das Unrecht, das jene begangen hatten, flößte ihnen Furcht und Entsetzen, den Wenden aber die erlittene Schmach Muth und Tapferkeit ein." Dann wandte sich Mistui gegen Hamburg; auch in diese Stadt wurde Feuer gelegt und sie der Plünderung preisgegeben. Herzog Bernhard, der gegen die Dänen im Felde lag, konnte Hamburg vor dem verheerenden Sturm der Abodriten nicht wahren.

Sachsen schien schutzlos den Wenden überlassen; erst spät griffen die Fürsten des Landes gegen den gemeinsamen Feind zu den Waffen. Es sammelte sich ein Heer unter Dietrich, dem Markgrafen der Nordmark, dessen Länder hauptsächlich von dem Einfall betroffen waren; zu ihm stießen Rikdag und Hodo, die Markgrafen von Meißen und von der Lausitz, nebst vielen anderen Grafen und Herren, auch der Erzbischof von Magdeburg und der Bischof von Halberstadt trafen mit ihren Kriegsmannen ein. Man rückte den Wenden entgegen, die 30,000 Mann stark über die Elbe bis zur Tanger schweiften und Alles verheerten. Hier begegnete man ihnen und erfocht einen namhaften Sieg, der die Wenden nöthigte sich über die Elbe zurückzuziehen. Aber damit schien es den sächsischen Herren genug; schon am Tage nach der Schlacht ging das Heer auseinander. Die Bisthümer Havelberg und Brandenburg, die Schöpfungen Ottos des Großen, waren vernichtet, von der Provinz des Erzbisthums Magdeburg fast die Hälfte verloren; die Nordmark fiel zum größten Theil in die Hände der Feinde; die Herrschaft der Deutschen über die wendischen Stämme war erschüttert, und der alte Götzendienst lebte hier mit neuer Macht auf.

Die Nachricht von diesen Ereignissen mußte die Seele des Kaisers um so mehr beschweren, als Viele in ihnen eine göttliche Strafe für die leichtfertige Auflösung eines Bisthums, das sein ruhmreicher Vater begründet hatte, sehen wollten. Als nämlich Adalbert, der erste Erzbischof von Magdeburg, am 20. Juni 981 gestorben war, hatte der ehrgeizige Bischof Gisiler von Merseburg sein Auge auf das reiche Erzstift gerichtet, und da er bei dem jungen Kaiser in hoher Gunst stand,

von ihm das Versprechen erwirkt, ihn mit Magdeburg zu investiren. Aber die Kirchengesetze untersagten den Uebergang von einem Bisthum zum anderen; deshalb sollte, um den Ehrgeiz und die Habsucht dieses Menschen zu befriedigen, das Bisthum des heiligen Laurentius, das zum Andenken an seinen Ungarnsieg der große Otto gestiftet und mit besonderer Sorgfalt gepflegt hatte, vernichtet werden. Nach dem Willen des Kaisers und durch den Beschluß eines römischen Concils wurde das Bisthum Merseburg aufgehoben und seine Bestandtheile unter andere Kirchen vertheilt. „Wie eine gefangene Wendenfamilie, deren Glieder als Sklaven verkauft werden," sagt Thietmar, „wurden die Stücke der Diöcese Merseburg und alle Besitzthümer der Kirche hierhin und dorthin zerstreut." Halberstadt, Zeitz und Meißen theilten den Raub; selbst Gisiler bereicherte sich noch an demselben, indem er die Schenkungsurkunden zum Theil auf Magdeburg umschreiben ließ. Schwerer Tadel traf deshalb den Kaiser, und nicht mit Unrecht; man erzählte sich von Gesichten, in denen der heilige Laurentius harte Strafen dem Zerstörer seines Bisthums angedroht habe. Ein frommer Mann sah einst — so sagte man — im Geiste den Kaiser im Kreise seiner Fürsten auf goldenem Throne sitzen, und es war ihm, als ob der heilige Laurentius mitten in diese Versammlung träte, mit zornigen Blicken auf den Kaiser losginge und ihm die silberne Bank unter den Füßen fortzöge. Einer von den Umstehenden fragte erzürnt, wer den Kaiser in seiner Herrlichkeit also zu verunglimpfen wage, Laurentius aber antwortete: „Macht der Kaiser den Schimpf nicht gut, den er mir angethan hat, so stürze ich ihn alsbald von seinem Throne." Der Kaiser hörte hiervon, aber er wollte oder konnte nicht rückgängig machen, was eben geschehen war. Deshalb, meinten Viele, käme jetzt Unglück über Unglück auf ihn; es sei der Zorn des heiligen Laurentius, der so schwer auf ihm laste. Und wohl mochten solche Gedanken auch die Seele des hochherzigen Kaisers beschleichen, als ein Unheil nach dem anderen über sein Haupt hereinbrach.

Jener rastlosen Thätigkeit, diesen fürchterlichen Schlägen des Schicksals und den immer neu erwachsenden Sorgen unterlag endlich die Kraft des Jünglings. Die Leiden der Seele wirkten auf seinen sonst kräftigen Körper. Die Krankheit schien zuerst nur unbedeutend; mit der Hast und Ungeduld, die ihm eigen war, nahm er die Arznei im Uebermaß. So steigerte sich das Uebel statt gehoben zu werden. Ein großer Blut-

verluſt trat ein, dann Fieber; ſchon nach wenigen Tagen war alle Hoffnung für ſeine Erhaltung verſchwunden. Er ſelbſt ſah, daß es mit ſeinem Leben zu Ende ging, und traf ſeine letzten Verfügungen: ſeine ganze Baarſchaft theilte er in vier Theile, den erſten derſelben vermachte er der Peterskirche zu Rom, den zweiten überſandte er ſeiner Mutter und ſeiner einzigen Schweſter Mathilde als Beweis treuer Liebe, den dritten beſtimmte er ſeinen Kriegern, welche die Liebe zu ihm und den Gehorſam höher geachtet hatten als Leben und Vaterland, den vierten endlich den Armen. Dann empfing er die letzten Tröſtungen der Kirche. In Gegenwart des Papſtes, mehrerer Biſchöfe und Prieſter, im Beiſein ſeiner Gemahlin und vieler anderen Getreuen legte er in lateiniſcher Sprache mit lauter Stimme in den gläubigſten Worten ſein Bekenntniß ab und beichtete ſeine Sünden; als er darauf die Abſolution und das heilige Abendmahl erhalten, verſchied er. Es war am 7. December 983.

Er wurde in dem Paradies, der Vorhalle der Peterskirche, neben der Kapelle der heiligen Maria, mit den größten Feierlichkeiten unter vielen Thränen beſtattet. Man legte ihn in einen einfachen Marmorſarg und deckte dieſen mit einem mächtigen Porphyrſteine, der einſt ſchon den Sarg Kaiſer Hadrians geſchloſſen haben ſoll. Ueber dem Grabe, das ſpäter durch ein Monument von Marmorſäulen verziert wurde, hing ein Moſaikbild, den Heiland darſtellend, wie er zwiſchen den Apoſteln Petrus und Paulus die Rechte zum Segen erhebt. Glücklich pries man Otto, daß er unter ſo vielen Kaiſern allein ſeine Ruheſtätte neben dem Apoſtel Petrus und deſſen Nachfolgern an der heiligſten Stätte der Chriſtenheit gefunden habe. Mit großer Rührung hat mancher deutſche Pilgersmann an dieſer Grabſtätte des Kaiſers gedacht und hier für ſeine Seele gebetet.

Die alte Peterskirche mit ihrem Paradies iſt längſt verſchwunden; an ihrer Stelle hat ſich der glänzendſte und ſtattlichſte Bau der neueren Zeit erhoben, und vergebens würde man dort am Eingang das Denkmal des deutſchen Kaiſers ſuchen. Die Aſche ruht jetzt in dem unterirdiſchen Theil der Kirche, den man die Vaticaniſchen Grotten nennt; dort ſieht man auch jenes alte merkwürdige Moſaikbild von Ottos Grabmal. Aus dem Porphyrſtein aber, der den Sarg verſchloß, hat man das Taufbecken der Peterskirche gemacht, welches nahe dem Eingange in der erſten Kapelle des linken Seitenſchiffs ſteht. Da hat, der dieſe Blätter ſchrieb, oft geſtanden und des unglücklichen Kaiſers gedacht

und jener schönen Zeit unseres Volks, die mit ihm zu Ende ging. Denn wahrlich! es war eine große und schöne Zeit, als unser Volk unter hochstrebenden Fürsten das Abendland vor der Zerstörungswuth barbarischer Stämme im Norden, Osten und Süden schützte, als es das Christenthum und mit ihm alle geistige Bildung nicht nur bei sich wahrte, sondern auch zuerst in Gegenden brachte, die bis dahin von keinem Strahl höherer Erkenntniß erleuchtet waren.

Gedanken ernstester Art über das Schicksal unseres Volks knüpfen sich an den Tod dieses jungen Kaisers. Welche Macht hatten die Deutschen unter seinem Großvater und Vater erlangt! Von Sieg zu Sieg waren sie geeilt; weiter und immer weiter waren die Grenzen ihrer Herrschaft vorgerückt; es schien, als würde sich noch einmal ein Weltreich, jenem römischen ähnlich, im Abendlande gestalten, als könnte sich vollenden, was einst dem Geiste Karls des Großen vorgeschwebt hatte, daß sich die gesammte germanisch-römische Welt staatlich wie kirchlich in großartiger Einheit zusammenschlösse und so alle feindlichen Elemente sich dienstbar machte. Wohl fühlte man allmählich, als der große Otto gestorben war, daß der Lauf der Dinge sich ändere: im Innern des Reichs erhob sich der Aufruhr, der Uebermuth der Großen wuchs, an den Grenzen griffen die Feinde des Reichs zu den Waffen. Aber der junge Kaiser erhielt, wenn auch in schweren Kämpfen, unverkürzt die Macht und Ausdehnung des Reichs; nach sieben Jahren der Herrschaft konnte er mit Stolz sagen, das Reich blühe noch, wie zu den Zeiten seines Vaters. Jetzt hoffte er Raum zu finden, das Werk desselben würdig fortzusetzen, die Einheit des Reichs fester anzuziehen und durch Waffengewalt seine Herrschaft zu erweitern. Und wohl mochte man damals, als er Apulien den Griechen entriß und in Calabrien gegen die Araber vordrang, den Glauben hegen, er eile zu Siegen, seiner Väter werth, und es sei ein eiteles Beginnen, sich ferner den deutschen Waffen zu widersetzen. Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und alle Größe auf Erden ihre Schranke findet. Rasch nach einander waren Segnungen jeder Art dem deutschen Volke zugefallen; rascher brach das Unglück herein. In einem Jahre schwand der Ruhm deutscher Unüberwindlichkeit im Norden und Süden; unter den Schwertern der Sarazenen erlag in Calabrien die Blüthe der deutschen Ritterschaft, und vor den Schwärmen der Wenden flohen die sächsischen Ansiedler jenseits der Elbe. Die Macht eines Kaisers sank

in das Grab, und das königliche Scepter wurde in die Hand eines Kindes gegeben. —

Kaiser Otto II. hatte ein Alter von achtundzwanzig Jahren erreicht und länger als dreiundzwanzig Jahre den königlichen, beinahe siebzehn Jahre den kaiserlichen Namen geführt; länger als ein Jahrzehend hatte er nach seines Vaters Tode allein das Reich regiert. Theophano hatte ihm vier Kinder geboren; drei Töchter, Adelheid, Sophie und Mathilde, und jenen Knaben, der zu Verona zum Könige Deutschlands und Italiens gewählt war. Von den Töchtern Ottos II. bestimmten sich Adelheid und Sophie später nach dem Wunsche ihrer Mutter dem klösterlichen Leben und wurden Aebtissinnen der beiden großen Stiftungen des sächsischen Hauses zu Quedlinburg und Gandersheim; Mathilde vermählte sich, dem Zuge ihres Herzens folgend, mit Ehrenfried, dem Sohne des lothringischen Pfalzgrafen Hermann, und wurde die Mutter von Söhnen, die sich im deutschen Reiche und in der deutschen Kirche einen ehrenvollen Namen gewonnen haben.

11.

Die Kämpfe um die Vormundschaft für Otto III.

Am Weihnachtsfeste des Jahrs 983 wurde zu Aachen der vierjährige Otto III., wie es sein Vater angeordnet hatte, von den Erzbischöfen Willigis von Mainz und Johann von Ravenna zum König gekrönt. Noch waren die Fürsten bei den Lustbarkeiten, welche die Krönung zu begleiten pflegten, vereinigt, als die große Trauerkunde von Rom eintraf. Wie wurde da den Spielen des Festes ein schleuniges Ende bereitet! Auf das Frohlocken der Freude folgten Jammer und Wehklagen. Alle betrauerten den muthigen, mannhaften Kaiser, der in frischester Jugendkraft und in so bedrängter Zeit dem Reiche entrissen war; selbst die ihn in den Tagen der Macht verunglimpft hatten, bekannten jetzt, er sei ein Schutz und Schirm seinem Volke, der Schrecken der Feinde gewesen.

Denn wahrlich, Jeder mußte empfinden, in eine wie schwierige und drangvolle Lage man versetzt war! Rings war man von erbitterten

Feinden umgeben; ein gefährlicher Aufstand im Innern war nur mit genauer Noth vor wenigen Jahren überwältigt; ein Reich, das mehr als jedes andere durch die persönliche Kraft und unmittelbare Thätigkeit großer Herrscher begründet war und dadurch allein zusammengehalten schien, sollte der leitenden Hand eines Mannes entbehren und kam unter die Herrschaft eines hülflosen Kindes. Wie? Wenn die Theile sich nun vom Ganzen lösten, wozu sie schon so oft die Neigung gezeigt hatten; wenn der Glaube an die Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme als *eines* Volkes, so sorglich von den Ottonen gepflegt, dennoch nicht tiefe Wurzeln geschlagen; wenn dann sich die in heißen Kämpfen mühevoll zurückgedrängten barbarischen Stämme abermals über die deutschen Länder ergossen und das gespaltene Reich sich dienstbar machten? Spurlos dahinschwinden konnte freilich die Idee des Kaiserthums kaum wieder, viel zu tief hatte sie dazu bereits die Zeit ergriffen; aber wohl war fraglich, ob unter der Ungunst der Verhältnisse die deutsche Nation das Kaiserthum würde behaupten, und wenn ihr selbst dies gelänge, wie weit sie ihm würde Anerkennung und Einfluß bewahren können. Es stand Alles auf dem Spiele: Einheit, Freiheit, Größe und Macht des deutschen Volks.

Keinem der deutschen Fürsten konnte zweifelhaft sein, daß das zu Verona mit Einstimmigkeit gewählte und zu Aachen feierlich gekrönte und gesalbte Kind der rechtmäßige König Deutschlands und Italiens sei und ihm allein auch das Anrecht auf die kaiserliche Krone zustehe; aber wohl gab es Manche, die meinten, man sei, da dieses gekrönte Kind eine königliche und kaiserliche Macht nicht zu üben vermöchte und das Reich der ganzen Kraft eines Mannes bedürfe, mit Nichten an den dem Knaben geleisteten Eid gebunden und müsse sich einen anderen König wählen. Wie jedoch deutschen Herzen nichts mehr als ein Eidbruch widerstrebt, verführte solche Meinung nicht die Mehrzahl der Fürsten, und bald drängte sich Alles in die *eine* Frage zusammen, wer die Vormundschaft über den kleinen König führen, in wessen Hand damit die Regierung des Reichs gelegt werden solle.

Weder Reichsgesetze, noch das Herkommen, gaben auf diese Frage eine entscheidende Antwort. In den frühesten Zeiten war bei den deutschen Stämmen die vormundschaftliche Regierung für einen minderjährigen König von dem nächsten männlichen Verwandten desselben geführt worden; aber man war später vielfach von dieser Regel abgewichen und

hatte entweder der Königin-Mutter oder dem Reichsadel das Regiment übertragen. Im byzantinischen Reiche, dessen Einrichtungen damals auf das abendländische Kaiserthum nicht ohne Einwirkungen waren, führte die Kaiserin-Mutter gemeinhin für ihren minderjährigen Sohn entweder selbst die Regierung oder übertrug sie mit ihrer Hand einem Mitregenten. An eine aus geistlichen und weltlichen Fürsten zusammengesetzte vormundschaftliche Regierung scheint in diesem Falle Niemand gedacht zu haben, und so schwankten die Meinungen nur darüber, ob Theophano als Kaiserin-Mutter oder der geächtete und verhaftete Heinrich von Baiern als nächster Stammvetter des Königs die Zügel der Regierung ergreifen sollte. Von Theophanos Regierung war vorauszusehen, daß sie den bestehenden Zustand der Dinge möglichst erhalten würde; Heinrich dagegen an die Spitze des Reichs zu stellen kam einer vollständigen Umwandlung aller inneren Verhältnisse Deutschlands gleich. Gegen Theophano sprach, daß sie ein Weib und von griechischem Stamme war; für Heinrich sein Geschlecht und das deutsche Blut. Theophano konnte nur für die Rechte ihres Sohnes eintreten; von Heinrich war zu befürchten, daß er die Vormundschaft benutzen würde, um selbst die Krone zu erlangen, nach der er gleich seinem Vater bereits früher die Hand ausgestreckt hatte.

Ehe noch die Fürsten eine Entscheidung getroffen hatten, trat Heinrich selbst mit seinen Ansprüchen hervor. Als die Nachricht vom Tode des Kaisers eingelaufen war, hatte ihn sogleich Bischof Folkmar der Haft in Utrecht entlassen, in der er mehr als fünf Jahre geschmachtet hatte. Mehrere seiner alten Anhänger hatten sich sogleich an ihn angeschlossen; von diesen unterstützt, begab er sich im Anfange des Jahrs 984 nach Köln, wo das königliche Kind unter der Obhut des Erzbischofs Warin verweilte. Der Erzbischof übergab ihm das Kind, und öffentlich trat Heinrich nun als der gesetzliche Vormund des Königs und Reichsverweser auf. Wohl Wenige mochten schon damals daran zweifeln, daß Heinrich unter dem Schein der Vormundschaft das Reich für sich selbst gewinnen wolle; dennoch fehlte es ihm nicht an einem bedeutenden Anhang. Seine alten Freunde erhoben sich wieder; Bestechungen und Versprechungen gewannen ihm neue. Manche fielen ihm aus Abneigung gegen das Regiment einer Griechin zu; Andere in der Meinung, daß nicht ein Weib das Reich in so bedrängter Lage erhalten könne, sondern nur die Regierung eines kräftigen Mannes wie Heinrich.

Besonders waren es die lothringischen Bischöfe, die sich sofort für ihn erklärten; außer Warin von Köln auch Erzbischof Ekbert von Trier, obwohl er von Otto II. erhoben und auf das Höchste geehrt war. Köln und Trier waren, wie es scheint, gegen des Kaisers Hinterlassene vornehmlich dadurch gereizt, daß sie gegen den Erzbischof von Ravenna bei der Krönung zurückgesetzt waren. So gewichtig der Beistand dieser Erzbischöfe für Heinrich war, so fiel doch noch schwerer in die Wagschale, daß sich auch Bischof Dietrich von Metz ihm anschloß. Dieser, ein Verwandter des kaiserlichen Hauses und in der letzten Zeit der vertrauteste Rath des verstorbenen Kaisers, der Mitwisser aller seiner Absichten und Pläne, war im Groll von der trauernden Kaiserin zu Rom geschieden. Wir wissen nicht, wodurch sie den ehrgeizigen und vielgewandten Bischof beleidigte, aber gewiß ist, daß er kaum die Alpen überstiegen hatte, als es Heinrich durch Geld und Versprechungen gelang, ihn auf seine Seite zu ziehen. Seitdem war Dietrich auf alle Weise bemüht, das Ansehen der Kaiserin in Deutschland zu untergraben. Durch schamlose Verleumdungen suchte er seinen argen Verrath zu bemänteln; nicht allein eines leichtfertigen Lebenswandels klagte er Theophano an, sondern sogar einer schändlichen Schadenfreude über die Niederlage der Deutschen. Sie habe ihren Spott darüber gehabt, verbreitete er, daß die gepriesene Tapferkeit des deutschen Volks so leicht der griechischen List erlegen sei.

Aber Heinrichs Sache war damit in Lothringen noch keineswegs gewonnen. Einige Bischöfe, wie Notker von Lüttich, Gerhard von Toul und Rothard von Cambray, widerstanden allen Künsten der Verführung, und zugleich erwachte in einem von Otto II. zu großem Ansehen erhobenen gräflichen Geschlechte des Landes Heinrich ein Widerstand der allergefährlichsten Art. Das Haupt dieses Geschlechts war jener Graf Gottfried, dem der verstorbene Kaiser zu den ererbten Grafschaften von Verdun und in dem Ardennerlande noch den reichen Hennegau verliehen hatte; überdies war noch vor Kurzem dessen Sohn Adalbero durch kaiserliche Gunst mit dem Bisthum Verdun investirt worden, so daß die ganze geistliche und weltliche Macht in der Stadt und dem Sprengel von Verdun bei dieser Familie stand. Schon durch die Dankbarkeit und ausdrückliche Verpflichtungen der Ehre und Treue war Gottfried mit den Seinen an die Wittwe und an den Sohn Ottos II. geknüpft, aber vornehmlich waren es doch die Verbindungen

seines Hauses in Frankreich, die sein Verhalten bestimmten. Durch den Einfluß Ottos des Großen war nämlich ein Bruder Gottfrieds, Adalbero mit Namen, im Jahre 969 auf den erzbischöflichen Stuhl von Reims erhoben; er hatte sich dort durch eine erhebliche Reform der Geistlichkeit die größten Verdienste erworben, sich aber bei den schwankenden Verhältnissen des Landes von jeher enger an die mächtigen Herrscher in Deutschland als an den Schattenkönig angeschlossen, der über Reims gebot. Bei dem Zuge Ottos II. gegen Paris hatte Adalbero offen Partei gegen Lothar genommen und die Deutschen auf alle Weise begünstigt; mit Recht deshalb seinem Könige verdächtig, hatte er sich nur mit Mühe in seiner Würde behauptet und bis zu der Aussöhnung des Kaisers mit Lothar in stäter Besorgniß geschwebt; obschon er dann wohl für den Augenblick gesicherter war, hatte er dennoch aufs Neue durch ein Gelöbniß unverbrüchlicher Treue, das er dem Kaiser und dessen Sohne leistete, sein Schicksal unmittelbar an das der Ottonen gekettet. Der Tag, an dem die Macht des kaiserlichen Hauses zusammenbrach, schien der letzte auch für die einflußreiche Stellung, die dieser deutsche Mann in Frankreich gewonnen hatte. So ist es leicht erklärlich, daß die Brüder Gottfried und Adalbero sofort als die entschiedensten Widersacher gegen Heinrich auftraten, den Widerstand gegen ihn in Lothringen belebten und die Schwankenden in der Treue zu erhalten suchten.

Ausgezeichnete Dienste leistete ihnen hierbei ein Mann, der, obgleich Franzose von Geburt, doch auf die Geschicke unseres Volks einen erheblichen Einfluß geübt hat; ein Mann, der aus niederem Stande entsprossen, sich durch außerordentliche geistige Fähigkeiten zu den höchsten Würden der Welt aufschwang und dennoch berühmter geworden ist durch den Glanz seines wissenschaftlichen Genies, als durch alle Ehren, die ihm zu Theil wurden. Es war Gerbert, dessen frühere Schicksale wir hier, wo wir zuerst seiner gedenken, mit wenigen Worten berühren müssen.

Gerbert war um das Jahr 950 in der Auvergne geboren. Früh wurde er dem Kloster S. Gerald zu Aurillac übergeben und dort für das mönchische Leben erzogen. Schon als Knabe gewann er hier eine gute Ausbildung in der lateinischen Grammatik, und ein günstiger Zufall bot ihm die Gelegenheit sich später in Disciplinen zu unterrichten, die im Abendlande so gut wie vergessen waren. Der Graf Borrell von Barcelona kam nämlich im Jahre 967 auf einer Pilgerfahrt nach jenem

Kloster; der Abt und die Brüder hörten von ihm, daß die Wissenschaften in der spanischen Mark eifrig gepflegt würden und namentlich die Mathematik, die Astronomie und die Theorie der Musik, welche Wissenschaften im engen Anschluß an einander behandelt wurden und im Abendlande gänzlich danieder lagen, durch die Berührung mit den Arabern in Schwung gekommen seien; sie baten den Grafen ihren wißbegierigen und ungewöhnlich begabten jungen Klosterbruder mit sich zu nehmen. Gerbert begleitete also den Grafen auf seiner Heimreise und ging darauf in die Schule des Bischofs Hatto von Vich, der sich als geschickter Lehrer in jenen Gegenden einen Namen gemacht hatte. Schnell eignete Gerbert sich hier in den genannten Wissenschaften ungewöhnliche Kenntnisse an. Der arabischen Sprache scheint er zwar unkundig geblieben zu sein, aber er fand lateinische Uebersetzungen arabischer Bücher, und durch diese lernte er auch das arabische Ziffernsystem kennen, das er zuerst in Verbindung mit den Resultaten der griechischen Mathematiker brachte, die ihm durch Boethius und Beda überliefert waren. Wieder ein glücklicher Umstand führte Gerbert wenige Jahre später nach Rom. Im Jahre 970 begab sich Borrell in Begleitung des Bischofs Hatto dorthin, und der Bischof erwählte den talentvollen Jüngling zu seinem Begleiter. Schon erregten die Kenntnisse Gerberts Aufsehen, und Papst Johann XIII., der für den jungen Mönch Theilnahme zeigte, empfahl ihn Otto dem Großen. Der Kaiser wünschte sehr den vielversprechenden Jüngling an seinen Hof zu fesseln, gab indessen auf dessen dringende Bitten nach, daß er nach Frankreich zurückkehrte, um seine wissenschaftlichen Studien zu vollenden. Von den sieben freien Künsten, wie man sie damals lehrte, fehlte Gerbert nur noch die Dialektik, in der man den Abschluß der gesammten gelehrten Bildung sah. Reims hatte durch das Studium der Dialektik längst einen Namen gewonnen; Gerbert begab sich deshalb hierhin, wo er an dem Erzbischof Adalbero einen Gönner und bald einen Freund fand. Aus einem Schüler wurde Gerbert schnell zum Lehrer; Reims erhob sich durch Adalberos und Gerberts vereinte Bemühungen zur ersten Schule Frankreichs; von weit und breit strömten Gerbert vornehme Schüler in Masse zu. Gegen Weihnachten 980 begab sich der Erzbischof nach Italien und ließ sich von seinem gelehrten Freunde begleiten; zu Pavia begegneten sie dem jungen Kaiser Otto und seinem Hofstaate, in dem sich der gelehrte Otrik befand, zu jener Zeit der gefeiertste deutsche Ge-

lehrte, „der Cicero Sachsens," der seit einer Reihe von Jahren der Schule zu Magdeburg einen besonderen Glanz verlieh. Gerbert und Otrik, schon früher über einzelne dialektische Streitfragen uneinig, fanden Gelegenheit jetzt persönlich und zwar vor den Augen des Kaisers, den sie auf seiner Fahrt nach Ravenna begleiteten, ihre Kräfte zu messen, und Gerbert soll als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen sein. Er gewann sich hierdurch die Gunst des Kaisers in solchem Grade, daß dieser ihn dauernd an sich zu fesseln suchte. Gerbert erhielt die reiche Abtei Bobbio in Oberitalien, mit der auch die Grafschaft verbunden war; der Mönch von Aurillac trat hierdurch in die Reihe der italischen Reichsfürsten ein und leistete dem Kaiser den Lehnseid. Für äußeren Glanz und weltliche Ehre sehr empfänglich, schwelgte Gerbert in dem neugewonnenen Glück, aber es dauerte nur kurze Zeit. Rings von Feinden und Neidern umgeben, fühlte er sich, sobald sein mächtiger Gönner gestorben war, so unsicher in seiner Abtei, daß er gegen Ende des Jahrs 983 sie flüchtig verließ. Nachdem er sich zu Pavia von der Kaiserin Adelheid verabschiedet hatte, kehrte er nach Reims zu seinem Freunde Adalbero zurück, der ihn mit offenen Armen empfing. Sein eigenes Interesse — denn er hatte die Hoffnung, unter günstigen Verhältnissen nach dem reichen Bobbio zurückzukehren, durchaus nicht aufgegeben — wie das Interesse seines Freundes trieben ihn jetzt in gleicher Weise in den Kampf gegen Heinrich. Eine unglaubliche Rührigkeit entfaltete er in demselben, wie er denn zu den seltenen Gelehrten gehörte, die in den weltlichen Dingen gleich heimisch sind, wie in dem Reich der Ideen, die von unbegrenzter Empfänglichkeit sich jeden Stoff aneignen, alle Verhältnisse durchschauen und bemeistern, denen die Hülfsmittel des Geistes nie versiegen und deren Kräfte auch die zerstreutesten Thätigkeit kaum erschöpft. Während Gerbert in Reims seine Studien verfolgte und zugleich als Lehrer wieder auftrat, unterhielt er unausgesetzt Verbindungen mit allen einflußreichen Persönlichkeiten des deutschen und französischen Reichs; sein Briefwechsel, der uns zum Theil erhalten ist, ging nach allen Seiten, während er zugleich persönlich die wichtigsten Verhandlungen, von Stadt zu Stadt in Lothringen und den nordfranzösischen Provinzen umherreisend, anbahnte und führte. Alle seine Bestrebungen aber liefen damals, hauptsächlich von Adalbero geleitet, auf den *einen* Zielpunkt hinaus, Lothringen Heinrich zu entwinden und dem Sohn der Theophano zu erhalten.

Adalbero und die Seinen hegten die Besorgniß, daß König Lothar sich für Heinrich erklären würde und sie, so in die Mitte zwischen zwei Feuern gestellt, den Händen ihrer Gegner nicht entrinnen könnten. Da aber geschah, was Niemand erwartet hatte: Lothar trat öffentlich gegen Heinrich auf, nahm selbst die Vormundschaft als Oheim des jungen Königs in Anspruch und gab den Entschluß zu erkennen, ihn Heinrichs Händen zu entreißen. Obwohl seine Absicht dabei keine andere war, als sich sein angebliches Recht auf die Vormundschaft mit der Abtretung Lothringens von Heinrich abkaufen zu lassen, entsagte er doch zum Schein öffentlich allen seinen Ansprüchen auf Lothringen und betheuerte weder seinem Neffen die Krone entreißen, noch sich in die Mitregentschaft des deutschen Reichs eindrängen zu wollen. Mochten nun Gottfried, Adalbero und ihr Anhang diesen Versprechungen Glauben schenken oder nicht, sie konnten nicht parteilos inmitten Heinrichs und Lothars stehen bleiben; sie schlossen sich daher sogleich ohne allen Rückhalt Lothar an, der von dem Augenblick an seine Partei in Lothringen mächtig anwachsen sah. Es kam Lothar sehr zu Hülfe, daß gerade damals eine größere Eintracht in seiner Familie herrschte als seit langer Zeit; er hatte sich nicht nur mit seinem Bruder Karl, Herzog von Niederlothringen, ausgesöhnt, sondern auch mit seinem Vetter Hugo Capet und dessen Brüdern ein Freundschaftsbündniß geschlossen, das schon dadurch von großem Einfluß auf die obwaltende Frage war, daß Beatrix, Hugo Capets Schwester, für ihren minderjährigen Sohn Dietrich zu jener Zeit in Oberlothringen die herzogliche Gewalt übte. Die meisten lothringischen Großen leisteten deshalb Lothar als Vormund ihres rechtmäßigen Königs den Eid der Treue und stellten Erzbischof Adalbero von Reims, der jetzt *ein Herz und eine Seele* mit seinem Könige schien, als Unterpfand ihrer Treue Geißeln; selbst Ekbert von Trier sagte sich wieder von Heinrich los. Dietrich von Metz zog sich, von der allgemeinen Verachtung getroffen, von der Welt zurück; von allen Parteien gemieden, fand er bald darauf ein unbeklagtes Ende.

Kaum glaubte sich Heinrich im Besitz Lothringens gesichert, so sah er plötzlich die ganze Lage der Dinge geändert. Aber er war klug genug die letzten Absichten Lothars zu durchschauen; er sandte deshalb unverzüglich einen Unterhändler an ihn ab, versprach ihm Lothringen, wenn er von der Vormundschaft abstände und ihm die Länder östlich vom Rhein überließe, und verlangte zugleich eine persönliche Zusammenkunft

binnen kürzester Frist; am 1. Februar werde er zu dem Ende sich selbst zu Breisach am Rhein einstellen. Lothar ging auf Heinrichs Anerbieten ein, schloß einen förmlichen Vertrag mit ihm und begab sich mit seinem Sohne Ludwig, der bereits zu seinem Nachfolger erwählt und gekrönt war, nach Breisach. Aber Heinrich ließ sich hier vergeblich erwarten; schon beschlich ihn die Furcht, sein ganzer Anhang möchte ihn zu derselben Stunde verlassen, wo es offenkundig würde, daß er Lothringen dem Westreiche preisgegeben habe. Mit Recht mußte Lothar über Heinrichs Ausbleiben unzufrieden sein, und so lockerte sich ihr Bund, ohne sich jedoch völlig zu lösen.

Lothars Absichten auf Lothringen waren jetzt kein Geheimniß mehr; daher brachen die Königlichen noch schneller das ihm geleistete Versprechen, als sie es gegeben hatten. Kaum entkam Lothar auf dem Rückwege von Breisach ihren Händen. Die Königlichen griffen in Lothringen überall zu den Waffen, und Adalbero gerieth in Reims, wo er in den Händen Lothars war, in eine so gefahrvolle Lage, daß er sich sogar im Geheimen mit Heinrich auszusöhnen suchte. Nur durch Waffengewalt konnte Lothar noch Lothringen zu gewinnen hoffen, und schon im Anfang März drang er mit Heeresmacht in das Land ein und ging zuerst auf Verdun los. Aber Gottfried vertheidigte wacker seine Stadt, und nur ein unglücklicher Zufall brachte Verdun nach einer Belagerung von etwa zwei Wochen in die Hände der Franzosen. Bei einem Ausfall wurde nämlich Gottfried mit seinem Sohn Friedrich und seinem Oheim Siegfried gefangen. Aber daß Lothar weitere Fortschritte in Oberlothringen machte, verhinderten die Königlichen, vor Allem die Söhne Gottfrieds. Auch in Niederlothringen, auf das Lothar dann seinen Angriff richtete, waren sie es vornehmlich, die die Vertheidigung des Landes leiteten. Nachdem Lothar die Sprengel von Cambray und Lüttich verwüstet hatte, kehrte er in sein Reich zurück. Verdun blieb in Lothars Händen, die gefangenen Grafen führte er heim; sonst war dieser Angriff auf Lothringen ohne nachhaltige Erfolge gewesen.

Heinrich hatte sich, während er Lothringen Lothar überließ, nach Sachsen begeben. Er fand hier zuerst keinen erheblichen Widerstand, indem sich besonders die Geistlichkeit für die von ihm beanspruchte Vormundschaft erklärte. Vor Allem trat Erzbischof Giselher auf seine Seite, der Mann, den Otto II. bis zur Unbill begünstigt hatte. Zum Palmsonntag, 16. März, berief Heinrich alle geistlichen und weltlichen Gro-

ßen Sachsens zu einem Landtage nach Magdeburg und legte hier, durch seine ersten Erfolge ermuthigt, unverhohlen seine Absicht an den Tag, die Krone dem Kinde zu entreißen, um mit derselben sein eigenes Haupt zu zieren. Er fand indessen nicht die erwartete Zustimmung; man wagte zwar nicht offen und entschieden seinem verbrecherischen Plane zu begegnen, ja Manche versprachen ihm sogar zu huldigen, wenn das Kind, dem sie bereits geschworen hätten, sie ihres Eides entbinde, aber nicht Wenige verschmähten denn doch ein so betrügliches Spiel mit Eiden und entfernten sich heimlich, schon auf Mittel und Wege sinnend, das königliche Kind den Händen Heinrichs zu entwinden.

Heinrich ging indessen hastigen Schrittes auf sein letztes Ziel los. Am Osterfest, das er zu Quedlinburg verlebte, trat er mit königlicher Pracht auf, ließ sich von den Seinigen als König anreden und von seinen alten Verbündeten, Boleslaw von Böhmen und Mieczislaw von Polen, den Vasalleneid schwören; auch der Abodritenfürst Mistui erschien hier vor ihm, um ihm zu huldigen. Aber Heinrich irrte sich gewaltig, wenn er die übel gewonnene Herrschaft schon für gesichert hielt.

Gleich nach Ostern versammelten sich die ersten Männer des sächsischen Adels in der Hesseburg unweit Wolfenbüttel. Es waren vor Allem der Herzog Bernhard, der Schwager des trefflichen Gottfried von Verdun, der Markgraf Dietrich von der Nordmark, der Pfalzgraf Dietrich mit seinem Bruder Siegbert, Eckard, ein Sohn des verstorbenen Markgrafen Günther von Meißen, durch persönliche Verdienste schon damals einer der angesehensten Männer Thüringens, die Grafen Bio und Ezeko von Merseburg. Sie waren theils von Alters her persönliche Feinde Heinrichs, theils ergebene Anhänger des Königshauses, das er aus der Herrschaft zu verdrängen suchte. Als sie daher in der Hesseburg zusammentraten, sagten sie Heinrich förmlich ab und schwuren aufs Neue ihren Eid dem jungen Könige. Sobald Heinrich von dieser Versammlung hörte, brach er von Quedlinburg mit einem bewaffneten Gefolge auf; denn er wollte die Versammlung, wenn er die Theilnehmer nicht durch Ueberredung gewönne, mit Gewalt auseinandersprengen. Als er nach der Pfalz Werla bei Goslar kam, nur drei Meilen noch von der Hesseburg entfernt, sandte er den Bischof Folkmar von Utrecht an die versammelten Fürsten ab, um die Künste der Ueberredung an ihnen zu versuchen. Aber schon auf dem Wege begegnete der Bischof den sächsischen Herren, die mit überlegenen Streitkräften gegen Heinrich

anrückten; nur mit großer Mühe hielt er sie vom weiteren Vordringen zurück und vermochte sie auf kurze Frist Waffenstillstand zu schließen. Es wurde eine Tagfahrt anberaumt: da sollte sich Heinrich stellen, um mit ihm über den Frieden zu unterhandeln.

Während die sächsische Geistlichkeit den Thronraub Heinrichs begünstigt hatte, war an dem weltlichen Adel des Landes sein Unternehmen gescheitert. Heinrich sah sich genöthigt Sachsen zu verlassen, um in den anderen deutschen Ländern sein Heil zu versuchen. Zuerst begab er sich nach Baiern, dem Lande seiner Geburt, das er vordem als Herzog verwaltet hatte. Ohne seiner Entsetzung zu achten, trat er als der rechtmäßige Herr des Landes auf, und wirklich empfingen ihn die Bischöfe freudig und begrüßten ihn als ihren Herzog und König. Auch manche weltliche Großen Baierns fielen ihm zu; aber dennoch fehlte viel daran, daß er es hier zu allgemeiner Anerkennung gebracht hätte. Herzog Heinrich der Jüngere war nicht gewillt um seines Vetters willen zum zweiten Male sein Herzogthum zu verlieren und zeigte sich diesmal als der entschiedenste Vertheidiger der königlichen Sache, die zugleich seine eigene war. Zwischen den beiden Heinrichen kam es in Baiern zu einem inneren Krieg, der für den Usurpator sich nicht günstig gewandt haben muß, denn er verließ alsbald Baiern und wandte sich nach Franken, um dort sein Glück zu versuchen. Heinrichs Stern sah man bereits erbleichen.

Noch weniger als in Baiern hatte Heinrich in Franken und Schwaben zu hoffen. In diesen Ländern fand das königliche Haus damals seine ergebensten Anhänger; niemals hatte hier die Treue gegen den jungen Otto geschwankt. Vornehmlich waren es Herzog Konrad von Schwaben, den Otto II. noch kurz vor seinem Tode mit dem Herzogthum belehnt hatte, und der Erzbischof Willigis von Mainz, welche die königliche Sache in allen Stürmen der Zeit aufrecht erhielten. Herzog Konrad war durch die Verbindungen seines aus Franken hervorgegangenen und dort ansässigen Geschlechts in diesem Lande ebenso einflußreich, wie in Schwaben, und Willigis Kirchenprovinz dehnte sich von den Maingegenden bis zu den Alpenländern aus. Als die Erzbischöfe von Köln, Trier und Magdeburg den jungen König verriethen, als sich die meisten deutschen Bischöfe Heinrich anschlossen und keiner ihm offen entgegenzutreten wagte, da war es unfehlbar von der höchsten Bedeutung, daß sich gerade der erste Kirchenfürst im Reich mit Entschiedenheit des

rechtmäßigen Königs annahm und kein Mittel unversucht ließ, um ihm die Krone zu erhalten. Denn nicht allein auf Franken und Schwaben beschränkte sich Willigis Wirksamkeit, sondern umfaßte das ganze Reich. Er war recht eigentlich der Mittelpunkt aller Bestrebungen für die gerechte Sache in den deutschen Ländern, und seine Verbindungen erstreckten sich über Deutschland hinaus auch auf Frankreich und Italien. Mit Adalbero von Reims, mit Gerbert, mit Allen, die in Lothringen für den König kämpften, stand er in stäter Unterhandlung; er unterstützte die getreuen sächsischen Fürsten und hatte seine gesammten Lehnsmannen in Sachsen und Thüringen zu dem Tage auf der Hesseburg gesandt; er war es zugleich, der Theophano und Adelheid, die noch jenseits der Alpen verweilten, von Allem unterrichtete, was diesseits geschah, und in Verbindung mit den sächsischen Getreuen sie jetzt aufforderte, unverweilt an den Rhein zu kommen, wenn sie die Herrschaft dem Sohne des Kaisers erhalten wollten.

Und wer war dieser Willigis, an dem alle Ränke Heinrichs scheiterten, der das Reich damals seinem rechtmäßigen König erhielt und dem dann später wieder dieses Heinrichs Sohn die Krone verdanken sollte; dieser Mann, der länger als ein Menschenalter auf die Geschicke unseres Vaterlands einen unberechenbaren Einfluß übte? Er war in niederem Stande in dem kleinen Orte Schöningen im Braunschweigischen geboren, doch waren seine Eltern freien Standes und setzten von früh an große Hoffnung auf den begabten Knaben. Seine Mutter hatte, als sie schwanger war, ein merkwürdiges Gesicht gehabt: es war ihr, als ob aus ihrem Schooße die Sonne hervorleuchte und mit ihren flammenden Strahlen weithin die Welt erhelle. Willigis wurde für den geistlichen Stand erzogen und that sich durch Einsicht und Geschicklichkeit bald so hervor, daß Otto I. ihn an seinen Hof zog und in die Kanzlei aufnahm. Hier diente er eifrig und treu dem großen Kaiser und dessen Sohne, und so hoch hielt Otto II. von Willigis geistigen Gaben, daß er, als das Erzbisthum Mainz im Jahre 975 erledigt wurde, ihm dasselbe übertrug und ihn damit zugleich zum alleinigen Erzkanzler für die deutschen Länder ernannte. Die spätere Sage erzählt, Willigis Vater sei ein Wagenbauer gewesen und die Mainzer Domherren, bitter erzürnt, daß ihnen der Sohn eines Handwerkers zum Erzbischof gegeben sei, hätten zu seiner Verhöhnung mit Kreide an die Thür seines Hauses Räder gemalt mit der Umschrift:

Willigis, Willigis,
Gedenk', woher du kommen bist;

er selbst aber habe sich seiner Abkunft so wenig geschämt, daß er vielmehr das Rad in sein Wappen aufgenommen, und daher habe das weiße Rad auf rothem Grunde im Mainzer Wappen seinen Ursprung. Das ist eine spätere grundlose Mähre, aber gewiß ist, daß der Kaiser bei dieser Wahl heftigen Widerspruch erfuhr. Die Hofleute meinten, es gezieme sich nicht, daß den ersten deutschen Bischofsstuhl, den vor Kurzem noch ein Kaisersohn eingenommen, ein Mann unedler Abkunft besteige; doch der junge Kaiser achtete auf solchen Widerspruch nicht, und die Folge erwies, wie trefflich seine Wahl gewesen war. Denn nicht nur diente Willigis, in dessen Händen die wichtigsten staatlichen und kirchlichen Angelegenheiten lagen, ihm selbst mit ausgezeichneter Treue, sondern er erhielt auch seinem Sohne die Krone, die er ihm zu Aachen auf das Haupt gesetzt hatte. Willigis war es, der — um einen Ausdruck Gerberts zu gebrauchen — „das zarte Lamm dem Wolfe entriß und der Mutter zurückgab."

Als Heinrich nach Franken kam, wurde ein Tag auf den Wiesen bei Bisenstätt unfern Worms und Heppenheim anberaumt. Hier erschien Heinrich mit seinem Anhang, ihm gegenüber Willigis und Herzog Konrad mit den fränkischen Großen. Heinrich versuchte alle Künste seiner Beredtsamkeit, um die Franken wankend zu machen, aber Willigis und Konrad verharrten unerschütterlich in der Treue für den jungen König und hielten die schwankenden Gemüther aufrecht, so daß endlich die fränkischen Großen einmüthig den Beschluß faßten, bis zum letzten Athemzuge treu ihren dem jungen Könige geschworenen Eid zu bewahren und gegen Heinrich als Thronräuber die Waffen zu ergreifen. Einen solchen Widerstand hatte Heinrich nimmermehr erwartet. Er fühlte sich einem Kampf mit den Franken nicht gewachsen; sein Muth war gebrochen, und er verstand sich dazu, eidlich zu versprechen, er werde auf einem neuen Tage, der zu Nara (wahrscheinlich Groß-Rohrheim bei Worms) am 29. Juni abgehalten werden sollte, sich in Person einstellen und dort den königlichen Knaben seiner Mutter und seinen Getreuen ausliefern. Das war die erste große Demüthigung, die Heinrich erlitt, mit der er sein verwegenes Beginnen schon so gut wie aufgab. Die Festigkeit des Erzbischofs Willigis, der einmüthige Widerstand der fränkischen

Großen, zugleich aber auch ein Umschwung der Dinge in Lothringen hatten ihn dahin gebracht.

Heinrich stand noch immer mit König Lothar im Bunde, und dieser hatte sich aufs Neue sorglich zu einem Angriff auf Lothringen gerüstet. Aber im Geheimen hatten sich inzwischen Lothars Gegner in Lothringen, wie in seinem eigenen Reiche, mit Hugo Capet und seinen Brüdern verständigt und Lothars Bund mit diesen seinen Vettern zu trennen gewußt; dadurch war auch die Herzogin Beatrix von Oberlothringen, Hugo Capets Schwester, auf die Seite von Lothars Gegnern getreten, und durch sie kam die ganze Capetingische Partei in Frankreich mit der königlichen in Deutschland in die engste Berührung. Gerbert zeigte in dieser Sache abermals die größte Thätigkeit, jetzt wohl mehr im Interesse seines Erzbischofs, als des jungen Königs. Als nun Lothar am 11. Mai seine Getreuen aus Frankreich und Lothringen zu Compiegne um sich versammelte, um seine Heerfahrt gegen Lothringen zu eröffnen: da erscholl plötzlich die unerwartete Kunde, Herzog Hugo habe 600 Ritter aufgebracht und eile herbei, um die Versammlung zu sprengen. Sofort stoben die Anhänger Lothars auseinander, und jener Zug, auf den er und Heinrich große Hoffnungen gebaut hatten, mußte unterbleiben. Die Sache des königlichen Kindes schien auch in Lothringen gewonnen.

Zu derselben Zeit schmolz in Sachsen und Thüringen Heinrichs Partei mehr und mehr zusammen. Der Waffenstillstand, den die Königlichen mit ihm geschlossen hatten, war abgelaufen, und trotz seines verbürgten Worts hatte sich Heinrich zu der anberaumten Tagfahrt nicht gestellt. Die Königlichen griffen deshalb abermals zu den Waffen und überfielen die Burg Ala, die einem der treuesten Anhänger Heinrichs, dem Grafen Ekbert, gehörte. Ala, wahrscheinlich das heutige Alach bei Erfurt, wurde erobert, und so Adelheid, der ältesten Tochter Ottos II., die Ekbert in Haft gehalten hatte, die Freiheit zurückgegeben. Darauf griffen die Königlichen den Grafen Wilhelm, einen anderen Genossen Heinrichs, an und umlagerten dessen Burg Weimar. Heinrich sah, daß seine Freunde in Sachsen und Thüringen in der größten Gefahr schwebten, und beschloß ihnen deshalb zu Hülfe zu eilen; aber er fand alle Zugänge des Landes von Süden und Westen her versperrt und keinen anderen Ausweg, als sich nach Prag zu seinem Bundesgenossen Herzog Boleslaw zu begeben, um mit dessen Unterstützung durch die Mark Mei-

ßen von Osten her in Sachsen einzudringen. Ein böhmisches Heer geleitete Heinrich bis in die Gegend von Oschatz, wo er auf ihm ergebene Männer stieß und mit ihnen seinen Weg fortsetzte. Die Böhmen nahmen auf ihrem Rückzuge durch List die Burg Meißen ein, und Boleslaw, dem viel an dieser Grenzfeste gegen sein Herzogthum gelegen war, kam bald darauf selbst nach Meißen, um von der Burg Besitz zu ergreifen; er vertrieb sogar, um sich die Gunst der umwohnenden Wenden zu gewinnen, den Bischof Volkold und machte so auch dieser Stiftung Ottos des Großen für den Augenblick ein Ende. Schon zeigte sich deutlich, in wie eigennützigen Absichten die slawischen Fürsten die Usurpation Heinrichs unterstützten.

Kaum hatten die Königlichen vernommen, Heinrich sei wieder in Sachsen, so brachen sie von Weimar auf und zogen ihm entgegen. Bei einem Orte, der Iteri genannt wird, das jetzige Eythra an der Elster, begegneten sie ihm und lagerten sich, um ihn am anderen Tage mit überlegenen Streitkräften anzugreifen. Heinrich fühlte sich ihnen in keiner Weise gewachsen und schickte den Erzbischof Giseler als Unterhändler an sie ab, der aber nicht mehr erwirkte, als daß sie Heinrich freies Geleit durch das dicht von den Ihrigen besetzte Land zusicherten, wenn er das eidliche Versprechen wiederholen würde, den König zu Rara seiner Mutter auszuliefern, und sich zugleich entschlösse alle seine Burgen in Sachsen, mit Ausnahme von Merseburg, Walbeck und Frosa, ihnen zu übergeben. Heinrich sah sich genöthigt auf diese Bedingungen einzugehen. Er leistete am folgenden Tage den verlangten Eid und überlieferte seine Burgen; dann ließ man ihn nach Merseburg ziehen, wo seine Gemahlin Gisela lange mit Ungeduld seiner wartete. Hier entließ er seine Freunde, nachdem er ihnen erklärt hatte, er entsage der Krone; er dankte ihnen für die bewiesene Treue und bat sie nur noch, auf dem Tage zu Rara zu erscheinen, damit er nicht als ein verlassener Mann schutzlos in die Hände seiner Feinde gegeben würde.

Indessen kam die Kaiserin Theophano über die Alpen. Sobald sie von dem Auftreten Heinrichs gehört und vernommen hatte, daß ihr königlicher Sohn in der Gewalt ihrer Feinde sei, hatte sie Rom, das sie der Obhut des ihr ganz ergebenen Papstes anvertraute, verlassen und sich nach Pavia begeben. Hier verweilte die Kaiserin Adelheid als Statthalterin im lombardischen Königreich mit ihrer Tochter Mathilde. Bei den nahen Verhältnissen Adelheids zu Lothar und Heinrich war es

von der äußersten Wichtigkeit, welche Stellung sie jetzt zu Theophano und ihrem Sohne einnehmen würde. Was nun aber auch in ihrem Herzen für jene Männer sprechen mochte, die Liebe zu ihrem Enkel, dem rechtmäßigen König, gewann doch die Oberhand, und sie vergaß alles dessen, was sie sonst von Theophano getrennt hatte; zärtlich nahm sie die Schwiegertochter auf, tröstete sie und verband sich mit ihr auf das Engste, um die Krone dem kleinen Otto zu sichern. Als dann Willigis die Kaiserinnen nach Deutschland rief, zogen sie mit Mathilde über die Alpen; sie nahmen ihren Weg durch Burgund, wo sich König Konrad, Adelheids Bruder und Heinrichs Schwiegervater, ihnen anschloß, dann durch Schwaben, wo sie Herzog Konrad geleitete. So kamen sie rechtzeitig zu dem nach Rara anberaumten Tage, 29. Juni, und fanden hier alle ihre Anhänger versammelt, entschlossen, dem rechtmäßigen Könige die Herrschaft auf jede Weise zu sichern.

Wirklich erschien Heinrich, diesmal seinem Worte getreu, mit dem königlichen Knaben; auch ihn begleitete ein zahlreiches Gefolge. Eine ungemein glänzende Versammlung hatte sich zusammengefunden; es waren nicht allein die weltlichen und geistlichen Großen der deutschen Länder, sondern auch viele angesehene Männer aus Italien und dem Westfrankenreiche, Burgund und den slawischen Gegenden erschienen; man fühlte es, daß über eine Frage entschieden werden sollte, von der die ganze Zukunft des Abendlands abhing. Wir kennen die Verhandlungen dieser so wichtigen Versammlung nicht näher, aber so viel ist gewiß, daß sich Heinrich nicht ohne Weiteres ergab. Lange wurde mit Worten gestritten, die entgegenstehenden Parteien geriethen hart aneinander, als ein himmlisches Zeichen, wie erzählt wird, plötzlich die Gemüther wandte. Man sah am Himmel am hellen Mittag einen Stern leuchten, den man für den Glücksstern des jungen Königs hielt; Alle, Weltliche und Geistliche, stimmten da ein Loblied an und drangen mit Gewalt in Heinrich, nicht länger vergeblich dem Willen des Himmels zu widerstreben. So überwältigt lieferte Heinrich den Knaben der Mutter und Großmutter aus, entsagte dem königlichen Namen und entließ alle Reichsvasallen, die ihm gehuldigt hatten, feierlich der Pflicht. Sie erhielten Verzeihung, nicht minder Heinrich selbst, für den sich sein Schwiegervater Konrad und viele angesehene Männer dringend verwandten; ja man machte ihm sogar Aussicht, daß er sein ererbtes Herzogthum Baiern zurückempfangen solle, obwohl man dies Heinrich dem

Jüngern, der sich so treu in dieser Zeit zum König gehalten hatte, nicht ohne Weiteres entziehen konnte. Man schied also, ohne Alles verglichen zu haben, nachdem man jedoch zuvor die Kaiserin Theophano als Vormünderin ihres Sohnes und Reichsverweserin allgemein anerkannt hatte; die unverglichenen Punkte sollten auf einem neuen Tage, der abermals nach Biesenstätt berufen wurde, ausgetragen werden. Die Kaiserinnen begaben sich nach Sachsen, wo sie den jungen König zu ritterlicher Erziehung dem Grafen Hoiko übergaben. Heinrich ging nach Baiern; schon stand sein Sinn mehr nach seinem alten Herzogthume, als nach dem Reiche.

Viel war für die Herrschaft des königlichen Kindes gewonnen, aber doch nicht alle Gefahr beseitigt. Denn Heinrich, der nur bis zu dem Tage von Biesenstätt Waffenstillstand geschlossen hatte und bereits neue Streitkräfte um sich sammelte, um sich mindestens sein Herzogthum zu erkämpfen, stand noch immer mit König Lothar in Verbindung, und dieser richtete, da es ihm inzwischen gelungen war sich mit Hugo Capet auszusöhnen, aufs Neue seinen Blick auf Lothringen. Unterstützt von diesem und von seinem eigenen Bruder Karl, der mit vielen Großen Lothringens in seinem Palaste erschienen war und seine Dienstleistungen ihm angeboten hatte, rüstete Lothar einen neuen Zug gegen das Ostfrankenreich, der aber durch die Herzogin Beatrix, die Schwester Hugo Capets, glücklich vereitelt wurde. Ihr Interesse trennte sich jetzt von dem ihres Bruders. Zum guten Glück für Otto III. starb am 7. September Bischof Dietrich von Metz, voll tiefer Reue über sein Vergehen; das reiche Bisthum Metz war erledigt, und Beatrix wünschte dasselbe für ihren jungen Sohn Adalbero. Sie erwirkte dies mit leichter Mühe von Adelheid und Theophano, verließ deshalb die Sache ihres Bruders und schloß sich eng der königlichen Partei an, der sie nun die ausgezeichnetsten Dienste leistete. Durch ihre unermüdliche Thätigkeit zog sie bald alle Gegner der Theophano in Lothringen auf deren Seite hinüber und befestigte die Schwankenden in der Treue. Damit waren Lothars Pläne und zugleich die Hoffnungen, die Heinrich auf einen Einfall in Lothringen gegründet hatte, völlig vernichtet.

So kam der Tag von Biesenstätt heran, auch der von Worms genannt, denn man scheint an den beiden benachbarten Orten zugleich verhandelt zu haben. Am 19. October waren die Kaiserinnen mit dem königlichen Knaben zu Worms; auch Heinrich stellte sich ein, und fast

alle Großen Frankens und Lothringens erschienen, um an den Reichsverhandlungen theilzunehmen. Diese führten alsbald dahin, daß die lothringischen Großen aufs Neue dem jungen Kaiser Treue und Gehorsam gelobten. In dem Bewußtsein, daß man so kaum noch eine Gefahr zu fürchten habe, scheint man sich hier schon Heinrichs Ansprüchen auf Baiern weniger geneigt gezeigt zu haben als früher; keinesfalls setzte Heinrich seine Absichten zu Worms durch, denn er griff bald darauf abermals zu den Waffen. Es entbrannte zwischen ihm und Heinrich dem Jüngern von Neuem die Fehde um das baiersche Herzogthum, die aber endlich durch einen Grafen Hermann geschlichtet wurde. Heinrich der Jüngere, der sich in diesem Kampfe nicht recht behauptet haben muß, erklärte sich bereit dem baierschen Herzogthum zu entsagen, wenn ihm Kärnthen und die italische Mark erhalten blieben. Als nun im Anfange des Jahrs 985 die Kaiserinnen sich mit dem König zu Frankfurt aufhielten, erschien Heinrich vor ihnen, demüthigte sich tief, gestand im Angesichte alles Volks reuevoll seinen Fehltritt ein und bat um Gnade. Nachdem er dann mit zusammengelegten Händen in die Hand des kleinen Königs den Vasalleneid geleistet, wurde er aufs Neue mit Baiern belehnt und trat in die Rechte wieder ein, die ihm als nächstem Verwandten des Königs gebührten.

Das nächste Osterfest feierte die kaiserliche Familie zu Quedlinburg; hier dienten dem kleinen König die Herzöge von Sachsen, Schwaben, Baiern und Kärnthen zu Tische, wie es einst bei der Krönung Ottos des Großen zu Aachen geschehen war; hier erschienen auch am Hofe Boleslaw und Mieczislaw, der Böhmen- und Polenherzog, unterwarfen sich dem Kinde und leisteten ihm den Vasalleneid. Nur mit König Lothar blieben die Sachen unausgetragen, da er den Grafen Gottfried und die Stadt Verdun nicht ausliefern wollte; aber es war bei der durch die Herzogin Beatrix in Lothringen hergestellten Eintracht nicht mehr zu besorgen, daß es Lothar gelingen würde dieses Land vom deutschen Reiche zu trennen. So war endlich die Ruhe im Innern hergestellt, das Kind auf dem Throne seines Vaters gesichert, und die griechische Kaisertochter herrschte mit kaiserlicher Macht als Vormünderin ihres Sohnes über das abendländische Reich.

Herzog Heinrich war auf denselben Wegen gewandelt, die einst sein Vater in jungen Jahren betreten hatte; er war zu demselben Ziele gelangt, wie jener, zu der Einsicht, daß kein Heil sei, als in der Unter-

werfung unter das von Gott geordnete Königthum. Seine Reue war aufrichtig, wie sein ganzes späteres Leben und sein Tod zeigten. Das Volk vergaß den Namen „des Zänkers" und nannte ihn „den Friedliebenden"; denn nirgends in den deutschen Ländern war in der Folge der Landfriede besser bewahrt als in Baiern, wo man Heinrich als „Vater des Landes" pries. Als er zehn Jahre später seinem Ende nahe stand, war seine letzte Ermahnung an seinen Sohn: „Widersetze dich nie deinem König und Herrn! Ich fühle tiefe Reue, daß ich dies jemals gewagt habe."

Heinrich sah in dem schlimmen Ausgang seines Unternehmens ein Gottesurtheil; nicht anders das deutsche Volk, das zu jener Zeit sang:

König sein wollt' Herzog Heinrich,
Gott im Himmel wollt' es nicht.

Fragt man sich aber, wie es zu diesem Ausgang kam, so war es doch hauptsächlich die Persönlichkeit des Erzbischofs Willigis, welche die Entscheidung herbeiführte. Dieser Mann, der Sohn eines freien niedersächsischen Bauern, gewann, ganz durchdrungen von den Ideen der Reichseinheit, wie sie die beiden Ottonen ausgebildet hatten, einem kühnen und verschlagenen Fürsten, der so viele Kaiser, Könige und Herzöge zu seinen Ahnen zählte und dessen Absichten die Zeitumstände auf wunderbare Weise zu begünstigen schienen, den vollständigsten Sieg ab; der stolze Fürst mußte sich vor dem sächsischen Bauerssohn auf das Tiefste demüthigen. Es war aber weniger die Geistlichkeit, die Willigis in diesem Kampfe unterstützte — wenigstens in Sachsen, Baiern und Lothringen war sie im Anfang überwiegend auf Heinrichs Seite —, als vielmehr der weltliche Adel, der sich in der Mehrzahl alsbald für den rechtmäßigen Herrn erhob. Einzelnes ist dann wohl in dem Streite durch das Waffenglück entschieden worden, aber bei weitem nicht Alles, ja nicht einmal die Hauptsache. Es ist eine irrige Annahme, daß zu jener Zeit Alles nur auf das Recht der Faust gestellt gewesen sei und jedwede Entscheidung über staatliche Verhältnisse allein auf der Fülle äußerer Machtmittel, welche die Gewalthaber entfalten konnten, beruht habe. Allerdings war es in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts kaum anders, und auch in der Zeit, von der wir hier sprechen, war es wohl mehr die äußere Macht, welche die Welt beherrschte, als politische Combinationen, aber man wußte dabei doch recht gut, welchen Einfluß der Geist auf die weltlichen Verhältnisse übt, und kannte eine

Politik, die sich geistiger Mittel zu ihren Zwecken bedient. Wer die Briefe Gerberts aus dieser Zeit liest, der wird bald inne werden, daß die politischen Anschauungen, die einst die Zeit Karls des Großen durchdrungen hatten, von Neuem lebendig geworden waren und damit eine Staatskunst wieder in das Leben trat, die ideale Zwecke verfolgte und sich bewußt war, daß ohne geistige Kräfte diese niemals zu erreichen seien. Was ist in jenen Tagen nicht bedacht und durchdacht, wie viel ist verhandelt und unterhandelt worden? Man hat in der That mehr mit Worten und Gründen, als mit dem Schwerte um die Krone gestritten! Es ist dem Geschichtsschreiber kaum möglich, alle die Fäden, die durch einander laufen, deutlich zu erkennen; Vieles würde erst dann in ein klares Licht treten, wenn wir Willigis Briefe neben denen Gerberts besäßen.

Die Idee der deutschen Nationalität und eines einigen deutschen Reichs, soviel ist klar, hatte die Oberhand behalten über den Sonderinteressen der Personen, Stände und Stämme; der Kampf hatte sich für ein deutsches Königthum entschieden, das sich zu einem erblichen hätte entwickeln müssen, wenn es eine besondere Ungunst der Verhältnisse nicht unmöglich gemacht hätte. Denn die königliche Gewalt Ottos III. und schon die seines Vaters beruhten doch bei weitem mehr auf ererbter Macht, als auf der durch die Wahl erfolgten Anerkennung der Großen. Die Existenz eines deutschen Königthums, eines deutschen Reichs und eines deutschen Volks: das war das eine große bleibende Resultat der Regierungen Heinrichs und der beiden Ottonen, welches selbst so stürmische Zeiten, wie sie dem Tode des zweiten Otto folgten, nicht mehr erschüttern konnten. Ob ein Kind und ein griechisches Weib nun die Regierung erhielten, welche die volle Kraft eines deutschen Mannes erheischte, die deutschen Länder und deutschen Stämme blieben dennoch in einem einigen Reiche beisammen.

Aber nicht das deutsche Reich allein überdauerte den Sturm jener Tage, sondern auch die Verbindung dieses Reichs mit Italien und damit das römische Kaiserthum *deutscher* Nation erhielt sich: das war das andere große Ergebniß der bisherigen Entwickelung. Wenn auch noch mehr als zehn Jahre vergingen, ehe Otto III. die kaiserliche Krone zu Rom empfing, das Kaiserthum erlosch deshalb nicht, sondern die Gewalt desselben wurde nach wie vor von der vormundschaftlichen Regierung geübt. Denn sichtlich beruhte diese Gewalt nicht sowohl auf der Krönung

des Papstes, als vielmehr auf der Verbindung des italischen Reichs mit dem deutschen und war diesem mit dem Königreich Italien als ein untrennbares Eigenthum zugefallen: das Kaiserthum war, wie man sich später ausdrückte, an die deutsche Nation gekommen. Die Herrschaft der Ottonen hatte aber tiefer, als man glauben sollte, bereits in Italien eingewirkt; vor Allem war die sittliche Kraft des Volks gehoben, und man fing an die heilsamen Wirkungen eines geordneteren Zustandes auch hier zu erkennen. Nur hieraus ist zu erklären, daß, während das deutsche Reich in den bedenklichsten Parteikämpfen lag, trotz aller drohenden Anzeichen nicht einmal der Versuch gemacht wurde, durch eine einmüthige Erhebung das Joch der Fremden abzuschütteln. Man fühlte, es war eben Alles anders, wie zu den Zeiten der burgundischen Herrschaft.

Die Absichten Ottos II., das italische Reich dem deutschen eng zu verbinden und sich durch die Vertreibung der Griechen und Araber die ganze Halbinsel zu unterwerfen, mußten freilich aufgegeben werden; genug, wenn sich behaupten ließ, was in den letzten Jahrzehnden gewonnen war. Aber dies gelang in der unerwartetsten Weise. Wohl war es ein Glück, daß durch innere Kämpfe die Kraft der Araber in Sicilien gelähmt und ihr Muth durch den Tod Abulkasems gebrochen war, so daß sie Nichts als einzelne planlose Raubzüge gegen das italische Festland zu unternehmen wagten. Nicht minder hatte man es dem Glück zu danken, daß das byzantinische Reich, für welches nie wieder ein so günstiger Zeitpunkt eintrat, um seine erschütterte Herrschaft in Unteritalien herzustellen, denselben fast ungenützt vorübergehen ließ. Wenn auch ein griechisches Heer landete und mit leichter Mühe Apulien und Calabrien wieder besetzte, so wurde die Sache des Ostreichs doch ohne alle nachhaltige Kraft und ernste Ausdauer geführt; nicht einmal so weit gedieh man, die langobardischen Fürstenthümer von Neuem der Herrschaft Constantinopels zu unterwerfen. In Benevent und Capua hielten sich die Verhältnisse ganz so, wie sie zuletzt Otto II. geordnet hatte; Pandulf und Landenulf behaupteten sich in der Herrschaft. In Salerno trat allerdings ein Umschwung der Dinge ein; denn gegen Herzog Manso, der in der letzten Zeit Ottos II. Oberhoheit über Salerno und Amalfi anerkannt hatte, empörten sich zuerst die Bürger von Amalfi, dann auch die langobardische Bevölkerung von Salerno. Die Salernitaner warfen Johann, Lamberts Sohn, einen Mann vom

langobardischen Adel, zum Fürsten auf, der sich dann in voller Freiheit gegen das morgenländische Reich, wie gegen die deutsche Herrschaft zu erhalten suchte. Manso gewann Salerno nie wieder; wohl aber kam er wieder in den Besitz von Amalfi, indem er sich scheinbar von Neuem in die Abhängigkeit von Constantinopel fügte, aber in Wahrheit als ein freier Fürst dastand. Auch Neapel und Gaeta kehrten, als sie die kaum befestigte Herrschaft des abendländischen Reichs nach Ottos II. Tode abgeworfen hatten, unter die Oberhoheit des griechischen Reichs zurück; aber die Macht der Griechen war auch hier fast nur ein Schein, denn diese kleinen Staaten verwalteten sich so gut wie selbstständig. Das morgenländische Reich gewann demnach wenig oder Nichts von Belang durch die Niederlage und den Tod des zweiten Otto; dagegen erhielten sich alle jene Verbindungen, die einst der erste Otto durch seinen Bund mit Pandulf dem Eisenkopf in Unteritalien angeknüpft hatte.

Freilich schien es eine kurze Zeit lang, als könnte der griechische Einfluß sogar in Rom selbst noch einmal Platz greifen. Kaum hatte Theophano die Stadt verlassen, so kehrte der Gegenpapst Bonifaz, der zehn Jahre vorher der deutschen Partei hatte weichen müssen, von Constantinopel zurück (April 984); mit griechischem Gelde gewann er einen Anhang in der Stadt, bemächtigte sich Johannes XIV. und kerkerte ihn in der Engelsburg ein, wo er nach vier Monaten eines gewaltsamen Todes starb (20. August). Inzwischen hatte Bonifaz selbst wieder den päpstlichen Stuhl bestiegen, aber ehe noch ein Jahr verging, starb er eines jähen Todes, mit den Verwünschungen und dem Abscheu aller Römer belastet (Juli 985). Nicht die deutsche Partei gewann durch seinen Tod sogleich die Oberhand, sondern die Gewalt blieb denen, die sich einst unter dem Herzog Crescentius gegen Otto II. erhoben und ohne Frage auch die Rückkehr des Bonifaz unterstützt hatten; an ihrer Spitze stand des Crescentius Sohn, Johannes Crescentius mit Namen, der unter dem angemaßten Namen eines Patricius die Stadt beherrschte. Der Patricius war vordem des Kaisers Statthalter in Italien und Rom gewesen; wessen Statthalter aber Johannes Crescentius zu sein meinte, ist schwer zu sagen. Denn die Hoheit der morgenländischen Kaiser erkannte er auch nicht dem Namen nach an, und mit dem deutschen Hofe stand er in völlig unklaren Verhältnissen; frei, wie einst Alberich, so scheint es, wollte er Rom beherrschen. Zum Papst erwählten die Römer damals Johann XV., eines römischen Priesters Sohn, ohne die

Genehmigung der Theophano, wie man annehmen muß, zu der Wahl einzuholen. Ruhmlos hat Johann XV. mehr als zehn Jahre auf dem Stuhle Petri gesessen, meist nur ein fügsames Werkzeug in der Hand des Crescentius, nicht einmal von der Geistlichkeit geachtet, da ihm das Wohl der Kirche wenig am Herzen lag und er nur darauf Bedacht nahm, wie er sich und die Seinen mit den Einkünften der Kirche bereichern könnte.

Zeigte sich so in Rom auch ein Widerstand gegen die Herrschaft der Deutschen und isolirte sich die Stadt wieder mehr von dem abendländischen Reiche, so wurde dagegen in Tuscien und in der Lombardei auch nicht einmal der Gedanke gehegt, eine durchgreifende Aenderung der politischen Verhältnisse herbeizuführen. In Tuscien vertrat Herzog Hugo, der in den letzten Zeiten Ottos II. hergestellt war, jetzt mit Eifer die Sache des jungen Königs, während in der Lombardei die Bischöfe, von den Ottonen so reich ausgestattet, es mehr in ihrem Interesse fanden sich durch engen Anschluß an das königliche Haus die erworbenen Rechte zu wahren und durch neue Privilegien zu erweitern, als sie durch den ungewissen Ausgang eines Kampfes gegen die Deutschen auf das Spiel zu setzen. Schon war auch der größte Theil des lombardischen Adels in den Vasallendienst der Bischöfe getreten und wurde durch deren Interesse in gleicher Weise an die königliche Familie gefesselt. Die Minderjährigkeit des Königs war der weiteren Entwickelung der bischöflichen Hoheit in den Städten des nördlichen Italiens ungemein förderlich, ohne jedoch eine tiefer eingreifende Umgestaltung der bestehenden Zustände herbeizuführen. Die königlichen Rechte übte hier Adelheid, die Großmutter des Königs, der die von Otto II. ihr übertragene Statthalterschaft blieb und die meist zu Pavia residirte. Daß man sie seit einem Menschenalter recht eigentlich als die Königin des Landes ansah, mußte viel dazu beitragen, in diesen schwierigen Zeiten die deutsche Herrschaft in Italien zu erhalten.

Venedig, das Otto II. in seiner letzten Zeit mit Krieg bedroht und umlagert hatte, wurde durch seinen Tod schnell aller Besorgniß enthoben. Die Coloprini gaben die Belagerung auf und suchten die Erlaubniß zur Rückkehr in ihre Vaterstadt zu erwirken; aber umsonst bemühte sich Jahre lang Adelheid für sie, und erst im Jahre 988 nahm Venedig die Flüchtlinge wieder auf. Der Vertrag, den die Republik mit Otto II. geschlossen hatte, wurde erneuert, und alljährlich brachten

abermals die Venetianer den Mantel und 50 Pfund Silber am königlichen Hofe als Tribut dar.

12.

Die Regentschaft der Griechin.

Eine wunderbare Fügung war es fürwahr, daß einer griechischen Kaisertochter die Regierung des abendländischen Reichs zufiel, während gleichzeitig ihre Brüder auf dem kaiserlichen Throne zu Constantinopel saßen. Je tiefer die Kluft war, welche die Entwickelung der lateinischen Christenheit von dem religiösen und politischen Leben der Griechen seit Jahrhunderten trennte, desto schwieriger war die Aufgabe, welche dem jungen fremden Weibe erwuchs, das ungewöhnliche Ereignisse an die Spitze der abendländischen Welt gestellt hatten.

Die Natur des Ottonischen Kaiserthums war, wie gezeigt ist, von der Art, daß Alles auf der Persönlichkeit des Herrschers beruhte; nur ein kraftvoll durchgreifender Charakter konnte sich in der Herrschaft behaupten und mit den Mitteln derselben große Zwecke erreichen. Vor Allem schien aber jetzt eine außerordentliche Kraft erforderlich, wo die Herrschaft der Deutschen von allen Seiten bedroht und Manches von dem bereits Gewonnenen sogar verloren war. Und nun sollte eine in Vergnügungen, Wohlleben und Pracht erwachsene Frau leisten, was die volle Seelenstärke des besten Mannes in Anspruch nahm! Nimmt man hinzu, daß diese Frau in Deutschland, wie in Italien jener Anhänglichkeit des Volkes völlig entbehrte, die angestammten Fürsten freiwillig zufällt, daß sie alle jene Vorurtheile zu tragen hatte, welche die abendländischen Völker gegen die Griechen hegten, daß sie überdies eines leichtfertigen Lebenswandels verdächtigt und die schlimmsten Gerüchte von ihr geflissentlich ausgestreut waren, so wird man die ganze Schwere des Werks ermessen, welches sie, indem sie die vormundschaftliche Regierung für ihren Sohn antrat, auf sich nahm. Aber sie war bereit Alles zu wagen und jeder Schwierigkeit zu trotzen, um das Werk ihres verstorbenen Gemahls fortzusetzen und ihrem Sohn das Reich seiner Väter zu erhalten. Fehlte dem Abendlande ein Kaiser, so war sie entschlossen den

kaiserlichen Thron selbst zu besteigen und alle Rechte, welche die Ottonen geübt, für sich und ihren Sohn in Anspruch zu nehmen. Mit männlicher Entschlossenheit ergriff sie die Zügel der Regierung und hat, mit den Künsten der Herrschaft von frühester Jugend an nicht unbekannt, das Reich sieben Jahre nicht ohne Ruhm verwaltet. „Sie war" — so urtheilt von ihr Bischof Thietmar von Merseburg, der wahrlich keinen Grund hatte ihr zu schmeicheln — „eine Frau von bescheidenem und doch festem Charakter, wenn sie gleich von der Schwäche ihres Geschlechts nicht frei blieb; sie führte, was bei den Griechen selten ist, einen musterhaften Lebenswandel und wachte mit wahrhaft männlicher Kraft über das Wohl ihres Sohnes und ihres Reichs, indem sie die Hoffährtigen demüthigte, die Demüthigen aber erhob." Dieses Urtheil schlägt jede üble Nachrede nieder, die damals und später der trefflichen Frau bereitet ist, und läßt sie im Lichte der Wahrheit erkennen. Schon früh hat man ihr Schuld gegeben, sie sei im Herzen immer Griechin geblieben und habe keine Theilnahme für das deutsche Volk gehabt; aber die Wahrheit ist, daß sie über den Pflichten, die ihre neue Heimath ihr auferlegte, ihr altes Vaterland fast vergessen und kein Recht des abendländischen Reichs jemals Constantinopel und ihren Brüdern zum Opfer gebracht hat.

Zuerst mußte Theophano ihren Blick auf die wendischen Marken richten; hier war Alles verloren, hier mußte die Ehre des Reichs um jeden Preis hergestellt werden. Der Zufall wollte es, daß durch den Tod der beiden Markgrafen Dietrich und Ritdag gerade damals die Nordmark und die thüringische Mark erledigt wurden. Dietrich und Ritdag hinterließen Söhne; aber sei es nun, daß diese noch nicht das männliche Alter erreicht hatten, sei es, daß sie nicht fähig schienen in so bedenklicher Zeit das Land zu vertheidigen, die Marken wurden nicht ihnen übertragen, sondern die Nordmark kam an den Grafen Lothar aus dem Hause Walbeck, die thüringische Mark dagegen an Eckard, dessen Vater Günther einst schon diese Mark verwaltet hatte. Es zeigt für die Entschiedenheit der Kaiserin, daß sie in so mißlicher Lage den Haß nicht scheute, den das Verlassen der Erbfolge bei der Vertheilung der Reichslehen stets den Regierenden erregte. Zugleich traf sie eine andere wichtige Veränderung. War unter Dietrich als Markherzog noch eine gewisse Verbindung zwischen den wendischen Marken erhalten worden, so wurde diese jetzt völlig aufgelöst. Lothar, Dietrichs Nachfolger, stand

durchaus nur in gleicher Stellung neben Eckard und dem Markgrafen Hodo, der ſeit dem im Jahre 978 erfolgten Tode des Markgrafen Thietmar die ganze Oſtmark mit der Mark Lauſitz verwaltete. Fortan alſo gab es außer der Billingiſchen Mark drei Markgrafſchaften gegen die Wenden: die Nordmark, die Oſtmark oder Mark Lauſitz, und die thüringiſche Mark oder Mark Meißen, die völlig unabhängig von einander und dem ſächſiſchen Herzogthume ſtanden; ſie waren Fahnlehen, die unmittelbar von dem Könige abhingen.

Als Theophano ſo die Verhältniſſe der Marken geordnet hatte, drang noch im Jahre 985 ein deutſches Heer in das Wendenland ein und durchzog es verheerend nach allen Seiten, kehrte aber ohne durchgreifende Erfolge erreicht zu haben zurück. Die von der Nordmark abhängigen überelbiſchen Gegenden blieben dem Reiche verloren; wenig mehr erhielt ſich von der deutſchen Herrſchaft in der Niederlauſitz, auf welche, wie es ſcheint, jener Kriegszug gerichtet war; am erſten befeſtigten die Deutſchen ihr Anſehen wieder in der Mark Meißen, welche Böhmen und die Oberlauſitz überwachte. Es war beſonders die Perſönlichkeit Eckards, der man hier beſſere Reſultate verdankte. Eckard war der Sohn jenes thüringiſchen Grafen Günther, dem Otto I. nach Geros Tode bei der Theilung der thüringiſchen Mark neben Wigbert und Wigger eine Markgrafſchaft hier übertragen hatte, der aber bei Otto II. in Ungnade gefallen und ſeines Reichsamts entkleidet war. Mit ſeinem Vater war dann Eckard Otto II. nach Italien gefolgt; ſein Vater fiel in der blutigen Schlacht gegen die Araber, er ſelbſt gewann ſich durch treue, ritterliche Dienſte die Gunſt des Kaiſers. Mit Ruhm gekrönt kehrte Eckard in die Heimath zurück und vermählte ſich hier mit Swanehild, einer Schweſter des Herzogs Bernhard von Sachſen und Wittwe des reichen Markgrafen Thietmar. Schon war Eckard einer der angeſehenſten und reichſten Männer in den thüringiſchen Gegenden, und es wurde von der äußerſten Wichtigkeit, daß er ſich in dem verhängnißvollen Jahre 984 treu zu Theophano hielt. Den Lohn ſeiner Treue empfing er alsbald, indem er nicht allein die Markgrafſchaft ſeines Vaters zurückerhielt, ſondern ihm die thüringiſche Mark in dem Umfange, wie ſie zuletzt Rikdag innegehabt hatte, übertragen wurde. Durch Mannhaftigkeit, Frömmigkeit und ritterliche Sitte machte Eckard ſeiner vornehmen Geburt und ſeiner hohen Stellung Ehre; es lebte Etwas in ihm von dem Geiſte und der Art des alten Markgrafen Gero, nur daß er unter ein

schwächlicheres Geschlecht versetzt, als die Zeit Ottos I. hervorgebracht hatte, sich weniger in den ihm von Gott angewiesenen Schranken zu halten wußte und seinen Blick zu übermäßiger Höhe zu erheben wagte.

Die Mark Meißen bedurfte damals eines Mannes, wie Eckard war; denn es zeigte sich bald, daß sich der Böhmenherzog Boleslaw nur scheinbar dem jungen König unterworfen hatte. Als Boleslaw Meißen, das er noch besetzt hielt, ausliefern sollte, weigerte er sich dessen entschieden, und schon im Jahre 986 mußte ein sächsisch-thüringisches Heer gegen ihn aufgeboten werden. Das Heer, das der königliche Knabe selbst begleitete, drang in Böhmen ein und verwüstete weit und breit das Land; sechsundvierzig feste Burgen Boleslaws sollen auf diesem Feldzug zerstört sein. Zum zweiten Male rückte im folgenden Jahre ein deutsches Heer in Böhmen ein und nöthigte Boleslaw endlich sich dem Könige zu unterwerfen. Meißen wurde ausgeliefert und nun von Eckard besetzt, die Burgen an der Elbe hergestellt und dadurch die Herrschaft der Deutschen in diesen Gegenden wieder gesichert; Bischof Volkold kehrte nach Meißen zurück, und so trat mindestens eines der von Otto dem Großen gestifteten Bisthümer wieder in das Leben. Vor Allem beruhten diese Erfolge auf der Tüchtigkeit Eckards, und da es ihm gelang, sich auch in der Folge gegen den Böhmenherzog zu behaupten und zugleich die Milzener in der Oberlausitz abermals zu unterjochen, stieg der Ruhm des Mannes von Tag zu Tag. Alle thüringischen Grafen beugten sich willig vor ihm und erwählten ihn in der Folge zu ihrem Herzog; der König gab ihm einen großen Theil der Reichslehen zum Eigenthum und erhob ihn dadurch fast über alle Vasallen des Reichs.

Daß sich der Böhmenherzog Boleslaw für den Augenblick zum Ziele legte, verdankte Theophano aber noch einem anderen glücklichen Umstande. Schon erstand neben der bedeutenden Macht, welche das böhmische Herzogthum im Osten gewonnen hatte, ein neues kraftvolles slawisches Fürstenthum unter den Polen. Mieczislaw hatte im engen Anschluß an die Deutschen in gleicher Weise seine fürstliche Gewalt gestärkt, wie einst Boleslaw I. in Böhmen, und suchte jetzt durch Eroberungen sein Gebiet zu erweitern. Sein gefährlichster Nebenbuhler war der Böhme, und indem er die Deutschen gegen ihn unterstützte, diente er nur seinem eigenen Interesse. Deshalb zog er im Jahre 985 dem deutschen Heere gegen die Wenden zu Hülfe, deshalb stieß er im Jahre 986 abermals

in Böhmen zum Heere des jungen Königs, und dieſe Dienſte blieben nicht unbelohnt, da Boleſlaw ihm die ſchleſiſchen Gegenden am rechten Ufer der Oder, die er bisher beherrſcht hatte, abtreten mußte. Schon richtete der Pole ſeinen Blick auch auf Chrobatien, die Gegenden um Krakau, die damals den Böhmen gehörten; ſchon trachtete er andererſeits danach durch Unterwerfung der wendiſchen Pommern ſeine Herrſchaft bis zu den Küſten der Oſtſee auszudehnen: er war noch der willigſte Dienſtmann des jungen Königs, aber er legte die Fundamente eines Reichs, das bald genug der deutſchen Herrſchaft gefährlich werden ſollte.

Während im Oſten die Herrſchaft der Deutſchen, wenn auch nicht ohne Einbußen, doch im Ganzen und Großen aufrecht erhalten wurde, ging ſie gleichzeitig im Norden, wo ſie von jeher weniger ſtark befeſtigt war, faſt ganz zu Grunde. Es iſt bereits erzählt, wie ſich gegen den alten König Harald Blauzahn, den Chriſtenfreund und Vaſallen des Kaiſers, nach der Unglücksſchlacht in Calabrien die Dänen erhoben und des Königs eigener Sohn Sven ſich an die Spitze der Empörung geſtellt hatte. Vater und Sohn rüſteten ſich gegen einander zum Seekrieg; denn auf den Schiffen pflegten die Dänen zu kämpfen. Erſt an der Küſte von Jütland, dann bei Seeland kam es zu blutigen Schlachten; der Sohn blieb Sieger, und der Vater mußte ſich vor ihm nach jener Jomsburg flüchten, die er einſt in ſeiner Jugend an der Mündung der Swine erbaut hatte, um ſich von ihr aus das Wendenland zu unterwerfen. Längſt hatte Harald dieſe entlegene Burg aufgegeben, die darauf bald von dieſem, bald von jenem Vikingerſchwarm beſetzt war, der ſich ſtreit- und beuteluſtig auf dem baltiſchen Meere umhertrieb; oft hatte ſie als ſichere Zufluchtsſtätte landesflüchtigen Nordlandsſöhnen gedient, ſo zuletzt dem Palnatoke, einem abenteuernden Mann aus Fünen, der in ihr eine Waffenbrüderſchaft eigenthümlichſter Art begründete. Kein Mitglied ward in dieſelbe aufgenommen, das nicht vollwichtige Proben von Heldenmuth abgelegt hatte; kein Weib durfte die Burg betreten, Niemand länger als drei Nächte außer der Burg verweilen; jede Uebertretung der Satzungen zog ohne Weiteres die Ausſtoßung aus dem Bunde nach ſich; der Wächter der Satzungen aber war Palnatoke, ohne deſſen Geheiß Nichts unternommen werden durfte; Feigheit galt unter den Jomsburgern für die größte Schmach, ſchon ein furchtſames Wort war ein Verbrechen; gemeinſam theilten ſie, wie alle Gefahren, ſo auch die auf

ihren Zügen gewonnene Beute und hatten sich unter einander gleich Brüdern Blutrache geschworen. Das Reich Palnatokes war das offene Meer, und ein Heide, wie er und die Seinen noch waren, hatte er mit allen seinen Schiffen Sven gegen den Vater Hülfe geleistet. So stand die Jomsburg während der Kämpfe zwischen Harald und Sven leer und wurde ohne Beschwerde von einem anderen Vikingerschwarm in Besitz genommen. An der Spitze desselben stand Olaf Tryggves Sohn, ein Sproß des alten norwegischen Königshauses, der als Kind von Jarl Hakon aus dem Lande seiner Väter vertrieben, in der Fremde von russischen Vikingern erzogen war und dort das Christenthum angenommen hatte. Fast noch ein Knabe hatte er sich dann in die Welt gewagt und war ausgezogen, um sein väterliches Reich zu erobern. Mit vielen Schiffen ging er in See und setzte sich zunächst in der Jomsburg fest. Zu ihm kam der alte Harald jetzt auf der Flucht und fand bei ihm Beistand, um noch einmal den Kampf gegen seinen pflichtvergessenen Sohn zu beginnen. Bei Helgenes, wahrscheinlich an der Küste von Bornholm, stritten Vater und Sohn zum dritten Mal mit einander. Die Schlacht blieb unentschieden; müde des langen Hadern, wollten die Kämpfenden sich vertragen und beschlossen am folgenden Tage über den Frieden zu unterhandeln. Als aber der alte König an das Land kam und im Vertrauen auf die Ehrlichkeit seiner Feinde sorglos durch einen Wald zog, traf ihn aus dem Gebüsch ein Pfeil Palnatokes. Verwundet wurde der alte Kriegsheld nach der Jomsburg geschafft; hier starb er am 1. November 985. Seine Leiche wurde von seinen Kriegern nach Roschild gebracht und nach Christensitte unverbrannt in der Dreifaltigkeitskirche beigesetzt, die er daselbst aus Holz hatte erbauen lassen. Haralds Tod blieb für immer ein blutiger Flecken in der Geschichte des dänischen Reichs, und als hundert Jahre später König Svend Estrithson dem Meister Adam von Bremen von diesen Geschichten erzählte, bekannte er: „Dieser Vatermord ist es, der Sven in das Verderben stürzte und den wir, seine Nachkommen, noch heute büßen."

Mit Haralds Tode unterlag für den Augenblick die christliche Kirche in Dänemark, ging der Einfluß der Deutschen für lange Zeit unter. Sven Gabelbart, wie ihn das Volk nannte, zeigte sich bald, obwohl er in seiner Jugend getauft war, als ein grausamer Verfolger der Christen. Die Bisthümer Aarhuus und Odense gingen ein; Ripen und Schleswig bestanden mehr dem Namen als der That nach. Es blieben wohl

Christen in Dänemark, aber eine kirchliche Gemeinschaft konnte sich unter ihnen nicht erhalten; furchtsam und schüchtern erfüllten sie die Gebote ihres Glaubens, während es in den alten Götterhainen wieder lebendig wurde. Alle Bemühungen des Erzbischofs Adaldag, die Wuth Svens gegen die Christen zu besänftigen, waren umsonst, und mit Bekümmerniß stieg der alte Heidenapostel in das Grab. Aber nicht ungestraft blieb Svens Verbrechen. Seine Herrschaft war nicht gesichert, da mit Haralds Untergang auch das alte Vikingerthum der nordischen Stämme so mächtig, wie nur je zuvor, wieder auflebte. Die Jomsburger waren Svens Feinde; sie überfielen sein Reich und nahmen ihn zweimal gefangen. Zweimal mußten die Dänen ihren König auslösen; aber doch wurde er bald darauf, als er zur Zerstörung der Jomsburg ausziehen wollte, ehe er noch in See ging, mitten in seinem Heere, zum dritten Male von den Jomsburgern zum Gefangenen gemacht, und mit hohem Lösegeld, bei dem die dänischen Frauen selbst ihren Schmuck darbrachten, mußte das Volk zum dritten Male seinen König lösen. Sven wurde das Gespött der Seinen, die ihn einen Sklaven, den sie sich um Geld gekauft hätten, nannten, und als wenig später der Schwedenkönig Erich Svens Reich angriff und ihn in mehreren Seeschlachten schlug, ließ er schimpflich sein Land in Stich und zog mit seinen Schiffen in fremde Meere und an fremde Küsten, um dort ein abenteuerndes Leben zu beginnen. Er suchte eine Freistatt, aber lange umsonst. An den norwegischen, wie an den englischen Küsten verweigerte man ihm die Aufnahme, die ihm endlich in Schottland gewährt wurde. „So vertauschte er," sagt Thietmar, „Sicherheit und Ruhe mit unstätem Umherschweifen, Friede mit Krieg, sein angestammtes Reich mit der Fremde, Gott mit dem Teufel." Jahr für Jahr unternahm Sven von Schottland aus Raubzüge, auf denen er vor Allem sein früheres Königreich heimsuchte; er hatte Gefallen an den Leiden der Seinen und rühmte sich, sie sähen jetzt, daß er nicht ein erkaufter Knecht, sondern ein freier Mann sei; hätten sie früher seine königliche Huld verschmäht, so sollten sie nun die Schwere seines Königszorns kennen lernen.

Erich, jetzt König der Schweden und Dänen, war zwar noch Heide aber verfolgte doch die Christen nicht mit solcher Erbitterung, wie Sven; deshalb wagte der Erzbischof Libentius, der Adaldag gefolgt war und in dessen Geiste zu wirken suchte, einen Geistlichen, mit Namen Poppo, als Friedensboten an den König zu schicken. Es gelang diesem das

Herz des Königs zu gewinnen; durch ein neues Feuerwunder soll er, gleich dem ersten Poppo, Erich vermocht haben, die Taufe zu nehmen. Seitdem erholte sich die Mission, in der vor Allem zwei reiche dänische Männer sich auszeichneten, die dem Königshause verwandt waren. Es waren die beiden Odinkar, Oheim und Neffe, beide in Bremen erzogen. Der ältere predigte in Fünen, Seeland, Schonen und Schweden; der jüngere wurde zum Bischof von Ripen geweiht. Auch Schleswig erhielt in dieser Zeit in Poppo, dem Friedensvermittler, von Neuem einen Bischof. Aber zu nachhaltigen Erfolgen brachten es doch diese Prediger nicht, da Erich selbst bald wieder in das Heidenthum zurückfiel. Nur ein Kriegszug, wie der Ottos I., hätte der Mission kräftiges Leben geben können, und an eine solche Unterstützung von Seiten des deutschen Reichs war während der Minderjährigkeit des Königs nicht zu denken. Eine Abhängigkeit von dem deutschen Reiche erkannte Erich nicht an, und Herzog Bernhard hatte genug zu thun, die Mark Schleswig gegen die Angriffe der Dänen zu schützen.

So sehr die nordischen Kämpfe gewiß die Aufmerksamkeit der Theophano in Anspruch nahmen, so war doch ihr Blick vorzugsweise damals nach Westen gerichtet, wo unerwartete Ereignisse die Lage des westfränkischen Reichs und damit der ganzen abendländischen Welt wesentlich umgestalteten.

Die Erhebung der Capetinger.

Am 2. März 986 starb König Lothar im frischesten Mannesalter, und es folgte ihm sein Sohn Ludwig V., der schon früher als des Vaters Mitregent gekrönt worden war. Kaum dem Knabenalter entwachsen, überdies von geringen geistigen Fähigkeiten und schwachem Charakter, bedurfte der neue König einer Leitung, und es schien in der ersten Zeit, als ob er sich ganz der Führung seiner Mutter Emma, der Tochter der Kaiserin Adelheid, überlassen wollte. Lothar, bis an sein Ende mit weitausschweifenden Plänen beschäftigt, stets mit der Hoffnung sich tragend, bei der Minderjährigkeit Ottos III. die Macht der Karolinger herstellen zu können, hatte niemals mit dem deutschen Reiche Frieden geschlossen; noch war Verdun in den Händen der Westfranken, noch Graf Gottfried, der Bruder des Erzbischofs Adalbero von Reims,

in Gefangenſchaft. Emma begriff, daß die Regierung ihres Sohns ohne mit dem deutſchen Reiche Frieden zu ſchließen kaum zu ſichern ſei, zumal ſie ſelbſt an dem Haſſe ihres alten Feindes Hugo Capets und ihres Schwagers Karl von Lothringen ſchwer zu tragen hatte. Der Friede mit der vormundſchaftlichen Regierung des deutſchen Reichs war deshalb ihr nächſtes Streben, und die Vermittlung deſſelben erwartete ſie vornehmlich von ihrer Mutter Adelheid, doch konnte ſie auch den Beiſtand des Erzbiſchofs Adalbero von Reims und Gerberts, ſeines getreuen Gehülfen, unter ſolchen Verhältniſſen nicht entbehren. So änderte ſich für den Augenblick die ganze Lage der Dinge. Adalbero gewann unerwartet das größte Anſehen am Hofe wieder, während Hugo Capet mit den Seinen ſich zurückgeſetzt ſah.

Emma verlangte auf das Dringendſte eine Zuſammenkunft mit ihrer Mutter, die in Remiramont abgehalten werden ſollte; ſie verſprach ſich in allen Dingen dem Rathe Adelheids zu fügen, während gleichzeitig auch Erzbiſchof Adalbero mit der Kaiſerin Theophano über den Frieden unterhandelte. Ob jene Verſammlung abgehalten iſt, wiſſen wir nicht, aber jedenfalls hatte ſie geringen Erfolg. Denn kurz darauf trat von Neuem ein vollſtändiger Umſchwung der Verhältniſſe am Hofe Ludwigs ein. Man erfüllte das Gemüth des jungen, leichtgläubigen Fürſten mit Verachtung gegen ſeine Mutter, indem man ihr namentlich ehebrecheriſchen Umgang mit dem Biſchof Adalbero von Laon vorwarf und ihm zugleich den Erzbiſchof von Reims als einen Verräther darſtellte. Ludwig warf ſich Hugo Capet ganz in die Arme und drohte ſogar den Erzbiſchof in Reims mit Waffengewalt zu überfallen. Nur dadurch entzog ſich Erzbiſchof Adalbero einem feindlichen Angriffe, daß er gelobte, ſich öffentlich von allen gegen ihn erhobenen Beſchuldigungen zu rechtfertigen. Zu dieſem Ende wurde ein Reichstag auf den 27. März 987 feſtgeſetzt. Inzwiſchen aber wandte ſich Adalbero an die Kaiſerin Theophano, unterrichtete ſie von Allem, was geſchehen war, bat ſie um ihren Beiſtand und verſprach Gerbert zu ihr zu ſenden. Emma, ganz aus der ihrer würdigen Stellung verdrängt, ging gleichzeitig brieflich ihre Mutter mit den beweglichſten Klagen an, da ſie Rettung und Heil nur von ihr erwarten konnte.

Theophano blieb bei dieſen Dingen nicht gleichgültig; ſie ging in der That damit um, ein Heer zu ſammeln und Ludwigs Reich mit

Kriegsmacht zu überziehen. Dies machte doch auf den jungen König Eindruck, und er zeigte sich geneigt den lange erwarteten Frieden mit dem deutschen Reiche zu schließen und sich mit seiner Mutter zu verständigen. Die Herzogin Beatrix von Lothringen, die Schwester Hugo Capets und vertraute Freundin der Kaiserin Adelheid, begab sich nach Compiègne; als geschickte Vermittlerin, wie sie sich auch diesmal bewies, brachte sie es dahin, daß sich Ludwig mit seiner Mutter aussöhnte und eine Zusammenkunft Beider mit der Kaiserin Adelheid, dem Herzog Karl von Lothringen und Herzog Heinrich von Burgund, Hugo Capets Bruder, verabredet wurde, auf der man die Grundlagen des Friedens mit dem deutschen Reiche feststellen wollte; am 25. Mai sollte diese Zusammenkunft zu Montfaucon stattfinden. Unter diesen Verhältnissen wurde der Reichstag, auf dem sich Adalbero rechtfertigen sollte, ausgesetzt und das gerichtliche Verfahren gegen ihn vertagt. Adalbero und Gerbert trauten jedoch der Zukunft noch keineswegs; sie befürchteten, Theophano, deren freundliches Verhältniß zu Adelheid sich bereits wieder merklich gelöst hatte, würde ein Abkommen, das ohne ihr Wissen getroffen war, mißbilligen, und leiteten deshalb neue Unterhandlungen über den Frieden unmittelbar mit ihr selbst ein. Da in der That auf allen Seiten der Wunsch nach einer Beilegung der Streitigkeiten rege war, führten diese Unterhandlungen schnell zum Ziele, und schon am 17. Mai wurde der Friede zwischen Ludwig und Theophano abgeschlossen, noch ehe jene Versammlung zu Montfaucon abgehalten werden konnte. Die Königin Emma und Erzbischof Adalbero wurden mit ihren Feinden in Frankreich und Lothringen ausgesöhnt, namentlich auch mit dem Herzog Karl von Niederlothringen; Graf Gottfried, Adalberos Bruder, entließ man endlich seiner Haft und gab Verdun dem deutschen Reiche zurück. So schien ein festerer Zustand in dem Westfrankenreiche angebahnt und dessen Verhältnisse zu Deutschland dauernd geordnet, als ein plötzlicher Todesfall unvermuthet Alles abermals in Frage stellte.

Wenige Tage nach dem Abschluß des Friedens, am 21. Mai 987, verschied zu Senlis König Ludwig, noch ehe er das zwanzigste Jahr erreicht hatte, ohne einen Erben zu hinterlassen. Ein unglücklicher Fall soll einen Blutsturz zur Folge gehabt und dieser seinem Leben schnell ein Ende bereitet haben. Vom Mannsstamme Karls des Großen lebte jetzt außer einem unehelichen Sohn König Lothars, Arnulf, der dem geistlichen Stande geweiht war und damals zu Laon lebte, nur noch

Lothars Bruder Herzog Karl von Niederlothringen mit zwei Söhnen, die im Knabenalter ſtanden. Arnulf ſchloſſen Geburt und Stand in gleicher Weiſe von der Nachfolge aus. Herzog Karl war unfraglich der einzige berechtigte Erbe der franzöſiſchen Krone und zögerte auch keinen Augenblick ſein Anrecht auf dieſelbe in Anſpruch zu nehmen. Aber zu ſeinem Unglück befand er ſich dabei in Verhältniſſen, die ihm wenig Hoffnung ließen, dieſes Anrecht zur Geltung zu bringen. Seit längerer Zeit war er ein Vaſall des deutſchen Reichs und ſeiner Heimath faſt entfremdet. Er lebte in der Ehe mit einer Frau, die man nicht als ebenbürtig anſah, da ihr Vater ein Dienſtmann Hugo Capets war; das Erbrecht ſeiner Söhne wurde deshalb bezweifelt. Ueberdies konnte er ohne die Zuſtimmung der franzöſiſchen Großen den Thron ſeiner Väter nicht zu beſteigen hoffen, und unter dieſen hatte er wenig Freunde, aber viele perſönliche Widerſacher; namentlich war der ganze Anhang Hugo Capets, der jetzt augenſcheinlich ſelbſt nach der Krone trachtete, ihm entgegen; auch die Königin Emma, deren Anſehen die letzten Zeiten wieder etwas gehoben hatten, war mit ihren Freunden wider ihn, da er ſie und ihren Günſtling, den Biſchof Adalbero von Laon, auf das Schonungsloſeſte verfolgt hatte. Endlich lebte Karl ſeit langer Zeit in Feindſeligkeiten mit dem Biſchof Adalbero von Reims, dem das Krönungsrecht und damit ein erheblicher Einfluß auf den Gang der Dinge zuſtand. Aber ſo groß die Schwierigkeiten für ihn waren, Karl hoffte ihnen dennoch begegnen zu können. Er begab ſich ſofort nach Reims und verſuchte den Erzbiſchof für ſich zu gewinnen. Adalbero verlangte, er ſolle ſich von ſeinem bisherigen Anhange trennen, der aus Kirchenräubern und Böſewichtern jeder Art beſtände. Karl erwiederte, ſeine Lage erheiſche eher ſich neue Freunde zu werben, als ſich von den alten zu trennen. Der Erzbiſchof meinte, dann könne man von ihm als König nichts Gutes erwarten, und verwies ihn ſchließlich auf einen gemeinſamen Beſchluß der Großen des Reichs, ohne deren Zuſtimmung er in dieſer Sache Nichts zu thun vermöge.

Dieſe Verhandlungen mußten für Karl fruchtlos bleiben; denn in der That war der Erzbiſchof von Hugo Capet bereits gewonnen und ihm verpflichtet. Als man zu Compiegne die Leiche König Ludwigs beſtattete, hatten die verſammelten Großen ſogleich die Lage des Reichs in Betracht genommen. Noch ſchwebte die Anklage gegen Adalbero als Landesverräther, wie ſie von dem verſtorbenen König erhoben war; Hugo

ließ es sein erstes Geschäft sein, von den anwesenden Großen Frankreichs zu erwirken, daß jedes weitere Verfahren gegen Adalbero niedergeschlagen wurde. „Gebet jeden Verdacht," sprach er zu den Großen, „gegen Erzbischof Adalbero auf und erweiset ihm als dem ersten Bischof des Reichs alle Ehre. Erkennet seine Rechtschaffenheit, seine Weisheit, seinen Adel an, und verehret ihn, wie er es verdient." Zugleich übertrug er unter Zustimmung der übrigen Großen Adalbero die Leitung der weiteren Berathungen über die Zukunft des Reichs. Und sofort erhob sich nun der Erzbischof und brachte die Frage wegen der Nachfolge zur Erwägung. Man müsse eine Wahl treffen, sagte er, da indessen nicht alle Magnaten zugegen seien, die Sache aber das Heil und Wohl Aller beträfe, sei ein Aufschub nöthig, damit eine allgemeine Reichsversammlung zusammentreten und Jedermann auf derselben gehört werden könnte; vorläufig sollten jedoch alle Anwesenden „dem großen Herzog" sich eidlich verpflichten vor jener Versammlung kein besonderes Abkommen zu treffen oder eigene Zwecke zu verfolgen. Alle nahmen dies an, leisteten Hugo den Eid und trennten sich. Es ist klar, der Erzbischof und Herzog Hugo, welches auch früher ihr Verhältniß gegen einander gewesen sein mochte, waren jetzt völlig im Einverständniß: Hugo trachtete nach der Krone, und Adalbero, jener lothringische Prirster, den einst die Macht Ottos des Großen auf den erzbischöflichen Stuhl von Reims erhoben hatte, wollte Frankreich ein neues Königthum — ein Wahlkönigthum geben.

Man eilte mit dem Wahltage. Im Monat Juni kamen die großen Reichsvasallen und Bischöfe, die zu Compiegne Hugo den Eid geleistet hatten, abermals zusammen. Auch diesmal waren nicht alle Großen des Reichs erschienen, aber man zögerte nicht die Sache dennoch zu Ende zu bringen. Nachdem die Versammlung eröffnet, ergriff Adalbero „auf einen Wink des Herzogs" — wie der Reimser Mönch Richer, der diese Geschichten beschrieben hat, berichtet — das Wort und erklärte: er wisse recht wohl, daß Karl manche Anhänger im Reiche zähle, die ihm ein Erbrecht an der Krone beimäßen, aber der fränkische Thron werde nicht nach Erbrecht gewonnen, sondern durch Wahl, und Niemand dürfe zum Könige gewählt werden, den nicht außer dem Adel der Geburt hervorragende sittliche Eigenschaften empföhlen; die Geschichte lehre, daß oft Fürsten aus den erlauchtesten Häusern durch Unfähigkeit ihre Würde verloren und andere in ihre Stelle getreten seien, gleichviel ob von gleich oder minder vornehmer Geburt; Karl habe sich aber in seinem

ganzen Leben des Thrones unwürdig gezeigt und überdies seine königliche Stellung dadurch herabgesetzt, daß er der Vasall eines fremden Königs geworden und die Tochter eines Dienstmanns des Herzogs Hugo zur Ehe genommen; nimmer werde der Herzog vor einer solchen Königin sich beugen: nicht durch fremde, sondern durch seine eigene Schuld sei Karl so tief gesunken. „Wollt ihr das Land," sagte er, „in das Verderben stürzen, so wählt Karl; wollt ihr für sein Wohl sorgen, so krönt den trefflichen Herzog Hugo." Die ganze Versammlung stimmte Adalbero zu und wählte einmüthig Hugo, der dann am 3. Juli zu Reims von Adalbero zum Könige gekrönt wurde.

„Seit der Krönung," sagt Richer, „erließ Hugo, umgeben von den Fürsten des Reichs, nach Art der Könige Verordnungen, gab Gesetze und ordnete Alles." Man könnte hiernach glauben, daß der erste Capetinger in die volle Gewalt der Karolinger unmittelbar eingetreten sei. Aber es liegt klar vor Augen, daß seine Stellung wesentlich eine andere war; sie gründete sich zunächst nur auf die Wahl der großen Reichsvasallen, die bisher seines Gleichen gewesen waren, und gab ihm in ihren Herrschaften so gut wie gar keine Rechte. Alle Kronlehen waren ohnehin bereits erblich, und selbst die Bisthümer wurden zum Theil von den Kronvasallen vergeben. Nur die Rechte also, die ihm freiwillig die Großen des Reichs zustanden, konnte Hugo üben, nicht *über* sie, sondern nur *mit* ihnen herrschen. König war er eigentlich nur in seinem eigenen Herzogthum; selbst in den Ländern seines Bruders, des Herzogs Heinrich von Burgund, und seines Schwagers, des Normannenherzogs Richard, übte er eine sehr beschränkte Macht. Wie eng begrenzt dieselbe sei, erkannte Hugo sehr wohl und trat deshalb mit der größten Vorsicht auf. Er ging mit seinen hohen Vasallen nur wie ein Gleicher mit Gleichen um; nie soll er vor ihnen die Krone getragen haben. Aber so vorsichtig er war, sein Geist war deshalb nichtsdestoweniger mit großen Dingen beschäftigt; vor Allem war sein Streben darauf gerichtet, die königliche Macht seinem Hause dauernd zu sichern.

Es war vorauszusehen, daß die Behauptung der Krone Hugo nicht geringe Kämpfe kosten würde; denn weder hatte er im Innern bereits allgemeine Anerkennung gefunden, noch war er vor Theophano sicher, am wenigsten stand zu erwarten, daß Karl von Lothringen ohne Kampf seine Ansprüche aufgeben würde. In der That brach dieser sofort mit Heeresmacht in Frankreich ein und nahm Laon ein, damals den festesten

Platz im Reiche, den die Könige noch immer sich zu behaupten gewußt hatten. In der Stadt befand sich die Königin Emma, die nun den ganzen Ingrimm Karls zu fühlen hatte; mit ihrem Vertrauten, dem Bischof Adalbero von Laon, wurde sie in einen Kerker geworfen und trotz aller Bitten und Versprechungen nicht der Gefangenschaft entlassen. Hugo zog bald darauf aus, um Laon zu gewinnen; aber die Stadt war viel zu fest, um auf den ersten Angriff ihm zu erliegen.

Der innere Krieg war in Frankreich entbrannt; wer als Sieger aus demselben hervorgehen würde, schien davon abzuhängen, auf wessen Seite sich Theophano mit der Macht des deutschen Reichs stellen würde. Erzbischof Adalbero hatte bis dahin nicht allein in sehr nahen Beziehungen zu der Familie der Ottonen gestanden, er war ihr sogar durch einen besonderen Eid der Treue verpflichtet und hatte diesen Eid bisher gewissenhaft gehalten; es war hienach sehr wahrscheinlich, daß er auch hier im Einverständniß mit der Kaiserin gehandelt oder sie anderenfalls doch leicht für seinen König gewinnen werde. In Wahrheit aber stand Theophano der Erhebung Hugos durchaus fern, auch gelang es Adalbero nicht sie für den König zu stimmen; Theophano folgte vielmehr der überlieferten Politik des Hauses, den Karolingischen Stamm zwar auf dem Throne Frankreichs zu schützen, aber ihn andererseits durch die Macht Hugos im Zügel zu halten und sich durch eine schiedsrichterliche Stellung zwischen beiden Geschlechtern einen entscheidenden Einfluß im Lande zu sichern. Sobald die Kaiserin daher von den Vorgängen in Laon hörte, gebot sie Karl den Bischof und die Königin Emma aus dem Kerker zu entlassen, Hugo dagegen die Belagerung der Stadt aufzugeben; ein Waffenstillstand sollte eintreten und bis zum friedlichen Austrag der Sache die kämpfenden Parteien sich gegenseitig Geißeln zur Sicherung gegen neue Feindseligkeiten stellen. Aber Theophanos Gebot blieb unbeachtet, weder entließ Karl die Königin, noch stellte er Geißeln, noch hob endlich Hugo die Belagerung auf. Bald darauf machte Karl einen Ausfall, überraschte die von Wein und Schlaf trunkenen Leute Hugos, schlug sie in die Flucht und steckte das Lager nebst den Belagerungsmaschinen in Brand. Hugos Lage wurde hierdurch so verschlimmert, daß er Alles aufbot, um sich Theophano zu gewinnen; er stellte Karls Ungehorsam in den grellsten Farben dar, indem er zugleich vorgab, seinerseits die größte Bereitwilligkeit ihrem Befehle Folge zu leisten gezeigt zu haben; er bat sie dringend am 22. August mit seiner Gemahlin Adelheid an

der Grenze eine Zusammenkunft zu halten, um ein Freundschaftsbündniß zu schließen. Zugleich bestürmte die Königin Emma Theophano aufs Neue, sich ihrer bedrängten Lage anzunehmen, indem sie Karl des ungemessensten Ehrgeizes beschuldigte. Theophano ließ sich durch alle diese Vorstellungen nicht irren; sie beharrte auf dem eingeschlagenen Wege und ging weder auf die verlangte Zusammenkunft ein, noch hörte sie auf Emmas Bitten: da schloß endlich Hugo mit Karl einen Waffenstillstand bis zum 23. October und nahm auch nach Ablauf desselben die Belagerung Laons nicht wieder auf. Die Stadt blieb in Karls Händen, wie Emma und Bischof Adalbero. Ein neuer Versuch der Königin, durch Vermittelung ihrer Mutter ihre Freigebung zu erwirken, war gleich allen früheren erfolglos; dagegen gelang es Bischof Adalbero aus dem Thurme, in dem er eingeschlossen war, zu entspringen und zu König Hugo zu entkommen. Bis dahin hatte Theophano noch keine Beweise gegeben, daß sie Karl bewaffneten Beistand zu leisten gesonnen sei, auch hegte sie mit Nichten eine persönliche Vorliebe für ihn, der sich bei früheren Gelegenheiten sehr unzuverlässig gezeigt hatte; aber noch weniger begünstigte sie die Sache Hugos und Adalberos, und diese fingen bereits an zu zweifeln, ob sie ohne Krieg mit dem deutschen Reiche sich würden behaupten können.

Indessen benutzte Hugo die augenblickliche Ruhe seine Herrschaft im Innern zu befestigen. Noch immer verweigerten ihm nicht wenige weltliche und geistliche Herren die Anerkennung, namentlich im Süden des Landes. Wie Hugo die Widerstrebenden zu gewinnen suchte, zeigt ein Brief an den Erzbischof Siguin von Sens, den Vikar des Papstes. Er sei nicht gewillt, sagt Hugo, seine königliche Macht irgendwie zu mißbrauchen; er verwalte vielmehr alle Staatsgeschäfte nur in Berathung und nach der Entscheidung seiner Getreuen, und unter diesen würde der Erzbischof eine der ersten Stellen einnehmen; er ermahne ihn daher um des Friedens, um der Eintracht der Kirche und der Christenheit willen, daß er bis zum 1. November die Huldigung leiste; weigere er sich dessen, so habe er das gestrenge Urtheil des Papstes und der Bischöfe Frankreichs, wie seinen königlichen Zorn zu fürchten. Solche Vorstellungen wirkten indessen nicht überall, und Hugo hielt es für nöthig, sich in Heeresmacht dem Süden als König zu zeigen; angeblich galt es einen Krieg gegen die Araber, gegen die ihn der Graf Borrell von Barcelona unter dem Versprechen der Huldigung um Beistand gebeten hatte.

Der vorgebliche Zug gegen die Araber mußte noch anderen Zwecken dienen. Schon vorher hatte Hugo den Erzbischof Adalbero aufgefordert, seinen Sohn Robert, der noch im Knabenalter stand, zu krönen; Adalbero, der ein Wahlreich, nicht eine erbliche Monarchie begründen wollte, suchte Ausflüchte und erwiederte, zwei Könige könnten nicht füglich in einem Jahre gewählt und gekrönt werden. Jetzt trat Hugo mit Borrells Gesuch vor und fragte den Erzbischof, was dann geschehen würde, wenn er im Kriege gegen die Araber fallen sollte; hierauf wußte Adalbero Nichts zu antworten und krönte in der That zu Orleans am Weihnachtsfest 987 den jungen Robert zum Mitregenten des Vaters. So faßte Hugo bei aller Zurückhaltung, mit der er auftrat, scharf alle Mittel in das Auge, welche die Befestigung der Macht seines Hauses zu fördern schienen. Wir besitzen einen Brief, in dem er den Kaisern zu Constantinopel, den Brüdern der Theophano, ein Bündniß anträgt, indem er ihnen seine ganze Macht zu Diensten stellt und sich jedem Angriff zu widersetzen verspricht, den „Gallier oder Germanen" auf das Gebiet des griechischen Reichs machen sollten; er bittet zugleich zur Befestigung dieses Bundes für seinen Sohn, der bereits gekrönt sei, um die Hand einer Kaisertochter. Dieser Brief läßt einen tiefen Blick in die Seele des neuen Königs werfen und zeigt, daß seine Gedanken sich kaum innerhalb der Grenzen Frankreichs hielten. Bei der Minderjährigkeit Ottos III. mochte ihm ein noch höheres Ziel erreichbar scheinen als die französische Krone; Theophanos Besorgnisse vor dem Ehrgeiz desselben waren vollkommen gerechtfertigt.

Ein schwerer Schlag war es für Hugo, daß am 23. Januar 988 der Erzbischof Adalbero zu Reims starb. Bei der Lage des Reichs war zu befürchten, Karl möchte sich schleunigst der wichtigen und im Augenblick herrenlosen Stadt versichern; Hugo eilte daher nach Reims, traf noch an Adalberos Todestage ein und wohnte dem Leichenbegängniß bei. Sofort befragte er dann die Einwohner, ob sie ihm treu bleiben und ihm die Stadt erhalten wollten. Sie gelobten es, empfingen zum Dank dafür die Erlaubniß, selbst Adalberos Nachfolger zu wählen, und Hugo kehrte nach Paris zurück. Adalbero hatte sterbend Gerbert zu seinem Nachfolger empfohlen; die gesammte Geistlichkeit und ein Theil der Laien waren überdies Gerbert geneigt, der um so mehr auf Hugos Unterstützung glaubte rechnen zu können, als er ihm in der letzten Zeit die wichtigsten Dienste geleistet und seinen Sohn Robert erzogen hatte.

Aber dennoch fand es Hugo angemeſſen, auf einen anderen Mann die Wahl zu lenken, der ihm große Vortheile in Ausſicht ſtellte. Es war Arnulf, der natürliche Sohn König Lothars, ein junger Mann von den ſchlimmſten Sitten, aber von großer geiſtiger Gewandtheit und der furchtbarſten Argliſt. Er war es geweſen, der ſeinem Oheim Karl die Thore von Laon geöffnet und ſeinen eigenen Biſchof in deſſen Hände geliefert hatte. Obwohl deshalb von einer Synode excommunicirt, wagte es Arnulf doch jetzt mit einer Bewerbung um das erſte Bisthum Frankreichs aufzutreten, und es gelang ihm ſogar ſeinen früheren Biſchof, den er ſo eben verrathen, für ſeine Abſichten zu gewinnen. Adalbero von Laon ſelbſt empfahl ihn dem Könige, den Arnulf durch das Verſprechen, Laon Karl zu entreißen und dem Könige auszuliefern, ſich geneigt machte. Hugo begab ſich ſogar in Perſon nach Reims und ſetzte die Wahl Arnulfs durch. Als ſie erfolgt war, mußte Arnulf dem Könige und ſeinem Sohne mit den fürchterlichſten Eidſchwüren Treue geloben und dieſe Eide durch den Genuß des Abendmahls bekräftigen.

Arnulf hatte keinen Anſtand genommen dieſe Eidſchwüre zu leiſten, obwohl er in ſeinem Herzen mit nichts Anderm umging, als Hugo zu verderben; er wollte nicht dieſem Laon, ſondern vielmehr Reims an Karl ausliefern. Er habe, hat er ſpäter vertraulich geäußert, den königlichen Namen in Frankreich, deſſen Anſehen faſt erſtorben war, wieder zu Ehren bringen wollen, und da er ſeinen Zweck wegen der Ungunſt der Zeit nicht offen habe erreichen können, habe er ſuchen müſſen mit Liſt zu ſeinem Ziele zu gelangen: „wir handeln anders, als wir wollen, und wir wollen Anderes, als wir thun.“ Sein nächſtes Augenmerk war darauf gerichtet, ſich der Unterſtützung der Theophano zu verſichern; hierzu ſollte ihm Gerbert behülflich ſein, der ſeit geraumer Zeit durch die Verbindung mit Hugo dem deutſchen Hofe entfremdet war, jetzt aber von Neuem dorthin ſeinen Blick gerichtet hatte, da er ſich von Hugo um das Erzbisthum betrogen meinte. So widerwärtig Gerbert gewiß die Perſönlichkeit Arnulfs war, konnte er doch der Verſchmitztheit deſſelben nicht widerſtehen und diente ihm als williges Werkzeug ohne ſeine letzten Abſichten zu errathen. Arnulf wollte zum Weihnachtsfeſt 988 nach Rom gehen, angeblich nur um ſich dort das Pallium zu holen; ſein Hauptzweck aber war dort mit Theophano zuſammenzutreffen und ſich mit ihr zu verſtändigen, Gerbert ſollte ihn auf dieſer Reiſe begleiten: der

ganze Plan zerſchlug ſich jedoch, da König Hugo, wohl nicht ohne Ahnung der beabſichtigten Dinge, Beiden die Reiſe unterſagte.

Theophano hatte ſich gegen den Winter 988 nach Italien begeben und verweilte beſonders zu Rom, damit der kaiſerliche Name hier nicht in Vergeſſenheit gerathe. Mit Würde und Kraft trat ſie auf, und nirgends wagte man ihr Widerſtand entgegenzuſetzen. Um die kaiſerlichen Rechte in ihrem vollen Umfange üben zu können, legte ſie ſich ſelbſt den Titel „Kaiſer“ bei und ließ in Urkunden nach Jahren ihrer Regierung zählen, wie ſie auch in Urkunden des jungen Königs aus jener Zeit wohl als Mitregentin bezeichnet wird. Der Papſt Johann beugte ſich vor ihr, nicht minder Johannes Creſcentius, dem ſie das Patriciat beließ, doch wußte er fortan, daß er nur des deutſchen Reichs Patricius war. Theophano ſaß zu Rom und Ravenna ſelbſt zu Gericht und ſandte von dort ihre Sendboten durch das Patrimonium Petri aus. Das Jahr 989 brachte Theophano in Italien zu und kehrte erſt gegen den Sommer 990 nach Deutſchland zurück. An vielfachen Reibungen mit der Kaiſerin Adelheid, die als Statthalterin in der Lombardei ſchaltete, ſcheint es auch damals nicht gefehlt zu haben; denn es war dieſen Frauen einmal nicht gegeben ſich dauernd zu verſtändigen. „Lebe ich nur noch ein Jahr,“ ſoll Theophano ſpäter geſagt haben, „ſo ſoll Adelheid auch nicht eine Hand breit Landes beherrſchen.“

Arnulf und Gerbert hatten zu Rom Theophano ihrer Ergebenheit verſichern laſſen. Bald darauf aber wagte Arnulf einen Schritt, der nicht allein von Theophano gemißbilligt werden mußte, ſondern ihn auch von Gerbert auf immerdar trennte. Er eröffnete verrätheriſcher Weiſe im Januar 989 Karl die Thore von Reims, der nun, da inzwiſchen auch Senlis in ſeine Hände gefallen war, eine Hugo höchſt gefährliche Stellung gewann. Arnulf ſuchte zwar Anfangs die Schuld des Verraths von ſich abzuwälzen, er ließ ſich ſogar zum Schein von Karls Leuten gefangen nehmen und ſchleuderte das Anathem gegen ſie als Kirchenräuber; aber bald legte er alle Verſtellung ab, huldigte Karl und folgte in Perſon deſſen Kriegshaufen gegen Hugo. Gerbert wollte mit dieſem Verräther jetzt nicht länger Gemeinſchaft pflegen; er ſandte ihm einen offenen Abſagebrief und flüchtete ſich an den Hof König Hugos, wo er bereitwillig Aufnahme fand; ſeine kaum wieder angeknüpften Verbindungen mit Theophano wurden hierdurch aufs Neue abgebrochen. Hugo bekämpfte fortan ſeine Gegner mit geiſtlichen, wie

mit weltlichen Waffen; er berief sofort eine Synode der ihm getreuen Bischöfe nach Senlis, welche die Gemeinden von Reims und Laon excommunicirte und zugleich Arnulf als einen meineidigen Verräther beim Papste verklagte. Gesandte Hugos eilten mit Briefen des Königs und der Synode nach Rom, aber sie richteten dort Nichts aus. Der Papst verharrte trotz ihrer drängenden Bitten in hartnäckigem Stillschweigen, vielleicht weil Hugos Gesandten es verschmähten gleich Karls und Arnulfs Boten, denen sie dort begegneten, den Papst und Crescentius zu bestechen, mehr aber wohl noch, weil Theophano eine für Hugo günstige Entscheidung Roms hintertrieb.

Vergebens versuchte lange der König Erzbischof Arnulf wieder auf seine Seite zu ziehen; weder Bitten, noch Versprechungen, noch Drohungen vermochten ihn von Karl zu trennen. Als aber endlich mehrere dem Karolingischen Hause verwandte und ihm bis dahin unbedingt ergebene Geistliche Arnulf verließen, als sogar die Bischöfe der Reimser Provinz offen gegen ihn als ihren Erzbischof auftraten, gerieth er in Unruhe und zeigte sich zur Versöhnung bereit. Diesen Augenblick der Schwäche benutzte Bischof Adalbero von Laon, welcher schon lange auf eine gräuliche Rache an diesem Menschen sann, der ihn zweimal so abscheulich verrathen hatte. Adalbero übernahm es scheinbar eine Verständigung zwischen Arnulf und Hugo einzuleiten; unter der Bedingung erbot er sich Frieden zu stiften, daß Karl Hugos königliche Macht anerkenne, wogegen jenem die festen Städte verbleiben sollten, in deren Besitz er sich augenblicklich befände, Arnulf sollte das Erzbisthum Reims behalten, Adalbero aber wieder in Laon eingesetzt werden. Arnulf ging hierauf ein und fand in Folge dessen am Hofe Hugos die freundlichste Aufnahme; er begab sich darauf selbst zu Karl mit dem aufrichtigen Wunsche, auch ihn den Bedingungen Hugos geneigt zu machen, und wenigstens dahin brachte er es, daß Karl den Bischof Adalbero, in dessen Friedensliebe er keinen Zweifel mehr setzte, wieder in Laon aufnahm, nachdem dieser ihm seine Treue zuvor mit den höchsten Eiden betheuert hatte. Adalbero zeigte sich nach seiner Rückkehr als der dienstbeflissenste Anhänger Karls. Aber kaum hatte er den Herzog in Sorglosigkeit eingewiegt, als er das abscheuliche Rachewerk ausführte, das er von Anfang an im Schilde geführt und mit König Hugo verabredet hatte.

Es war Palmsonntag des Jahrs 991. Man hatte in der Stadt in den letzten Tagen allerlei verdächtige Gestalten gesehen und Karl

ernſtlich vor dem Biſchof gewarnt. Als nun Beide am Abend mit Erzbiſchof Arnulf beim Mahle ſaßen, brockte Karl einen goldenen Becher voll Brod, goß Wein darauf und ſprach: „Ihr habt heute, Herr Biſchof, die Palmzweige geweiht, das Volk geſegnet und mir das heilige Abendmahl gereicht; darum will ich denen nicht glauben, die mir zuraunen, es ſei euch nicht zu trauen, zumal der Tag des Leidens und Sterbens unſeres Herrn Chriſti nahe bevorſteht; ſo reiche ich euch dieſen Becher mit Brod und Wein gefüllt, daß ihr ihn leert zum Zeichen eurer treuen Geſinnung.“ Der Biſchof ſagte: „Ohne Scheu werde ich den Becher nehmen und trinken.“ „Und Treue bewahren!“ fügte Karl hinzu. „Und Treue bewahren!“ wiederholte der Biſchof, „wenn ich ſie breche, will ich mit Judas verderben!“ Bald darauf trennte ſich die Geſellſchaft. Karl und Arnulf überließen ſich dem Schlummer; aber Adalbero wachte und ſchlich ſich, ſobald er jene im Schlafe wußte, in ihr Gemach, wo er ihre Waffen entfernte. Dann ging er zur Pforte der Burg und ſandte den Thorhüter unter irgend einem Vorwande in die Stadt. Sofort öffnet er dann ſelbſt das Thor und läßt ſeine Genoſſen, die bereit ſtanden, in die Burg; mit ihnen dringt er, ſelbſt ein Schwert unter dem Rocke verbergend, in Karls und Arnulfs Schlafgemach ein; Beide wurden mit leichter Mühe überwältigt und in einen feſten Thurm geworfen. Inzwiſchen brach der Morgen an, und es wurde in der Stadt lebendig. Die Vaſallen Karls liefen zuſammen, ergriffen aber, als ſie die Burg in den Händen der Feinde ſahen, die Flucht, indem ſie nur Karls dritten, damals zweijährigen Sohn der Rache des Biſchofs entzogen. Adalbero ſchickte ſogleich nach der That Boten an König Hugo, der unverzüglich nach Laon kam und ſich von den Bürgern huldigen ließ.

So fiel Karl in die Hände ſeiner bitterſten Feinde und hat im Kerker derſelben ſein Leben wenig ſpäter beſchloſſen. Seine Gemahlin, ſein zweiter Sohn Ludwig und ſeine beiden Töchter wurden mit ihm von Adalbero in das Gefängniß geworfen, aus dem die Frauen ſpäter entlaſſen wurden, während Ludwig noch lange in demſelben ſchmachtete. Der älteſte Sohn Karls, Otto mit Namen, war, als das Unglück den Vater ereilte, in Deutſchland und wurde nach deſſen Tode mit dem Herzogthum Niederlothringen belehnt. In jenen deutſchen Gegenden, aus denen die Pippiniden ſich einſt zu einer weltbeherrſchenden Höhe aufgeſchwungen hatten, ging auch ihr Geſchlecht wieder unter, nachdem

durch dieſelben Künſte ihnen die Herrſchaft entwunden war, durch die ſie einſt die Merovinger vom Throne verdrängt hatten.

Auch Erzbiſchof Arnulf war in den Händen König Hugos, und es ſchien nicht genug ihn dem Schauplatz der Welt zu entziehen, ſondern er ſollte, um Hugos Thron zu ſichern, auch moraliſch vernichtet werden: er, der erſte Biſchof des franzöſiſchen Reichs, mußte mit geiſtlichen Waffen getödtet werden, wenn an der neugewonnenen Krone nicht für immer ein unvertilgbarer Schandflecken haften ſollte. Deshalb berief der König die Biſchöfe des Reichs zu einer großen Synode nach Reims; ſie ſollte Arnulf verurtheilen, nachdem alle Verſuche einen Urtheilsſpruch in Rom gegen ihn zu erwirken vergeblich geweſen waren. Die Synode verſammelte ſich am 17. Juni 991 zu Reims in der Kirche des h. Baſolus; zwei Erzbiſchöfe, elf Biſchöfe und mehrere Aebte waren erſchienen. Den Vorſitz führte der Erzbiſchof Siguin von Sens, den der Papſt vor Zeiten zu ſeinem Vikar ernannt hatte; Wortführer der Synode war der Biſchof Arnulf von Orleans, ein unbedingt ergebener Anhänger Hugos; ſeinen Geiſt und ſeine Feder lieh der Verſammlung der gelehrte Gerbert, der ſelbſt auf das Erzbisthum Reims abermals ſeine Augen richtete. Als Gefangener wurde Erzbiſchof Arnulf vor die Synode geſtellt, im Widerſpruch mit den kanoniſchen Beſtimmungen, die man überhaupt ihm gegenüber wenig beachtete. Daß er den vielen Anſchuldigungen, die man gegen ihn und meiſt mit vollem Recht erhob, vor Richtern unterlag, die ganz unter dem Einfluß des Königs ſtanden, wird Niemanden Wunder nehmen. Nur das lehnten die Biſchöfe von vornherein ab, daß ſie die Beſtrafung Arnulfs mit dem Tode zugeben würden; ſonſt überließen ſie ihn, nachdem er öffentlich vor ihnen ſeine Schuld hatte bekennen müſſen, ganz dem Zorne des Königs. Hugo erſchien ſelbſt mit ſeinem Sohne in der Verſammlung; die Pforten der Kirche wurden dem Volke geöffnet, und nun mußte der Sohn König Lothars ſich vor Hugo Capet zu Füßen werfen, um ſein Leben bitten, ſeinen Biſchofsring und Stab vor demſelben niederlegen und über ſeine Abdankung eine Urkunde ausſtellen, in der er auf jedes Recht weiterer Berufung in dieſer Sache förmlich verzichtete.

Wie aber ſtand zu erwarten, daß Rom und das deutſche Reich, wenn auch Arnulf ſchweigen mußte, zu ſolchem Verfahren ſchweigen würden? Waren nicht Papſtthum und Kaiſerthum gleichermaßen in ihrer ganzen Bedeutung bedroht, wenn das neue franzöſiſche Königthum mit

seiner Geistlichkeit im Bunde sich ihrer Autorität ohne Weiteres entzog und selbstständige Schritte in einer Sache that, welche die Augen der gesammten Christenheit auf sich lenkte? Und überdies wurde Arnulf gerade das zum Vorwurf gemacht, daß er mit Theophano und dem deutschen Reiche sich gegen Hugo in Verbindung eingelassen habe; als ein Verbündeter des deutschen Hauses schien er daher verurtheilt zu werden. Unleugbar zwar war es, daß man den päpstlichen Stuhl gegen Arnulf angerufen hatte; aber als man nicht die erwünschte Antwort erhielt, griff man sofort den Anspruch Roms, daß ohne sein Wissen kein Bischof gerichtet und seines Amtes entsetzt werden könnte, auf das Verwegenste an; wenn dieser Anspruch auch nur durch die pseudoisidorischen Decretalien begründet werden konnte, so waren diese doch in Frankreich längst anerkannt und wurden sogar in der Synode selbst, wo man ihrer bedurfte, zur Anwendung gebracht.

Die Synode verhandelte ganz unter dem Einfluß König Hugos, der im Gefühl des neugewonnenen Sieges über seine Gegner rücksichtslos auf sein Ziel losging; aber dennoch verhehlten es sich die Bischöfe keineswegs, wie bedenklich das Werk war, das sie unternahmen. Da ist es nun überaus merkwürdig, wie die Synode ihre Schritte vor sich und in den Augen der Christenheit zu rechtfertigen suchte. Einerseits glaubte sie allerdings anerkannt gültige kirchenrechtliche Bestimmungen für sich zu haben; nicht daß sie die pseudoisidorischen Decretalien angegriffen hätte, von deren Entstehung sie vielmehr gar keine Ahnung gehabt zu haben scheint, aber sie berief sich auf ältere kanonische Bestimmungen, namentlich auf Beschlüsse der afrikanischen Kirche im fünften Jahrhundert. Andererseits aber — und sie legte darauf ein bei weitem größeres Gewicht — schützte sie die dringende Noth vor, die bei der Entartung und Unwissenheit der römischen Kirche, bei der Abhängigkeit und dem hartnäckigen Schweigen des Papstes gebiete so und nicht anders zu verfahren.

Ein grauenvolles Bild von dem lasterhaften Leben der letzten Päpste und der tiefen Unwissenheit, in welche der römische Klerus verfallen, entwarf Bischof Arnulf von Orleans als Sprecher vor der Synode. „O bejammernswerthes Rom!“ ruft er aus. „Einst gabst du uns einen Leo, Gregorius den Großen, Gelasius und Innocentius, Männer, die mit ihrer Weisheit den Erdkreis erfüllten und deren Leitung mit Recht die ganze Kirche anvertraut wurde; zu unseren Zeiten aber hast du Ge-

ſchöpfe der Finſterniß ausgeſpieen, ſchmachbedeckten Namens für alle Ewigkeit. Wie? Und ſolchen Scheuſalen, die mit allen Laſtern bedeckt, aber aller göttlichen und menſchlichen Erkenntniß bar und ledig ſind, ſollen zahlloſe Prieſter in der Weite der Welt, die ſich durch Wiſſenſchaft und tugendhaften Wandel auszeichnen, unterworfen ſein! Was meint ihr, verehrungswürdige Väter, daß der ſei, der da ſitzt auf erhabenem Thron und blitzet von Silber und Gold? Iſt er der Liebe ledig und blähet ſich mit eitler Wiſſenſchaft auf, ſo iſt er der Antichriſt, der ſich in den Tempel Gottes ſetzt und giebt vor, er ſei Gott. (2 Theſſal. 2, 4.) Fehlet ihm aber mit der Liebe auch das Wiſſen, dann iſt er Nichts, als ein todtes Götzenbild, und ihn befragen heißt vom todten Marmor ſich Rath holen. Wohin ſollen wir uns alſo wenden, um uns zu helfen? Allerdings führen Manche hier an, daß in dem benachbarten Lothringen und in Deutſchland ſich treffliche und fromme Biſchöfe befänden, und wahrlich, beſſer würde es ſein, ein Urtheil von ihnen in dieſer Sache zu verlangen, als von Rom, welches Jedem feil iſt; aber es hindert uns leider der Groll der uneinigen Herrſcher."

Arnulf und die Biſchöfe, die ihn zuſtimmend anhörten, waren darüber gar nicht in Zweifel, daß ſie in der Gefahr ſtanden ſich ganz von Rom zu trennen, und Arnulf ſpricht es geradezu aus, daß es dahin kommen könne. „Wir wollen," ſagt er, „der römiſchen Kirche im Andenken an den heiligen Petrus ſo lange als möglich die ſchuldige Ehrerbietung beweiſen und zwar in höherem Maße, als dies einſt die afrikaniſche Kirche that; wir werden Rom auch in Zukunft um ſeine Entſcheidung angehen, wie es ſelbſt in der Sache Arnulfs geſchehen iſt, ſo weit es die politiſche Lage der Dinge erlauben wird: fällt Rom dann ſeine Entſcheidung nach dem Recht, ſo wird der Friede und die Einheit der Kirche auch ferner beſtehen; wo aber nicht, ſo gilt der Spruch des Apoſtels: „So Jemand euch anders predigt, als ihr empfangen habt, der ſei verflucht, und ob er vorgiebt, er ſei ein Engel vom Himmel." (Gal. 1, 9.) Schweigt Rom ferner, wie es bisher gethan hat, ſo werden wir die Kirchengeſetze befragen, und ſie werden uns antworten mit der Stimme derer, die ſie erließen. O, über die Noth dieſer Zeiten, wo wir des Schutzes einer ſo mächtigen Kirche beraubt ſind! Nach welcher Stadt ſollen wir uns wenden, da wir Rom, die Gebieterin aller Völker, jedes göttlichen und menſchlichen Beiſtands beraubt ſehen. Denn offen ſei es bekannt, ſeit dem Untergang des Kaiſerreichs hat dieſe Stadt

die Kirchen von Alexandria und Antiochia eingebüßt, und schon trennt sich, um von Asien und Afrika zu schweigen, selbst Europa von ihr. Constantinopel hat sich losgesagt, und das innere Spanien fragt nicht nach Roms Entscheidungen. Der Abfall tritt ein, von dem der Apostel spricht (2 Thessal. 2, 3), ein Abfall nicht allein der Völker, sondern auch der Kirchen."

Mit solchen Gesinnungen gegen Rom erhoben die versammelten Väter, nachdem Arnulf sie von dem ihm geleisteten Eid der Treue entbunden hatte und dann nach Orleans in Gewahrsam gebracht war, nach dem Willen des Königs nun Gerbert auf den erzbischöflichen Stuhl von Reims. Vor seiner Weihe legte Gerbert ein Glaubensbekenntniß ab, das dadurch wichtig ist, daß er in demselben seiner Stellung gegen Rom mit keiner Silbe erwähnt und ausdrücklich nur die vier ersten allgemeinen Concile als verbindlich anerkennt, wodurch er gerade auf den Zustand der Kirche zu den Zeiten jener afrikanischen Synoden zurückgeht, auf die man sich während der Verhandlungen so oft berufen hatte.

So scharf der Widerspruch gegen Rom und das Papstthum zu Reims hervorgehoben wurde, so schonend verfuhr man augenscheinlich gegen den königlichen Hof in Deutschland. Der Zwiespalt mit demselben wurde nicht verleugnet, aber jedes reizende Wort absichtlich vermieden, das den Riß zu erweitern drohte. Man wollte offenbar nach dieser Seite hin begütigen; aber kaum würde dies gelungen sein, wenn Theophano noch die Tage der Reimser Versammlung erlebt hätte. Denn unterlag das Papstthum in diesem Kampfe und löste sich die Einheit der abendländischen Kirche, so verlor zugleich das Kaiserthum seine universelle Grundlage und eine seiner wesentlichsten Stützen. Es gehörte zu den glücklichen Ereignissen, die König Hugo so kühn damals auftreten ließen, daß zwei Tage vor der Eröffnung der Synode die Kaiserin Theophano verstorben war. Die deutschen Angelegenheiten waren im Augenblick so wenig geordnet, daß er von dieser Seite keinen Angriff zu befürchten hatte.

Gleich nach Theophanos Rückkehr aus Italien war der Krieg gegen die Wenden mit Ernst angegriffen worden, was um so mehr geboten

schien, als auch unter den Abodriten die kirchlichen Ordnungen zu wanken anfingen. Die Abodriten wurden zweimal im Jahre 990 von den Sachsen mit Krieg überzogen und endlich ein Friede mit ihnen geschlossen, dessen Inhalt wir nicht kennen und der nur eine kurze Dauer hatte. Inzwischen hatte sich auch Boleslaw von Böhmen von Neuem gegen das Reich erhoben und sich zu dem Ende mit den heidnischen Liutizen verbündet; im Bunde mit ihnen kämpfte er, ein christlicher Fürst, gegen die Sachsen und den ihnen verbündeten Polenherzog, mit dem er den Kampf, wie es scheint, kaum ausgesetzt hatte. Schon drohte dem Christenthum selbst in Böhmen Gefahr, und der Bischof von Prag — es war der heilige Adalbert — verließ sein Land und verbarg sich in einem Kloster zu Rom. Im Sommer 990 sandte Theophano unter dem Erzbischof Gisiler von Magdeburg und dem Markgrafen Eckard von Meißen dem Polenherzog ein Hülfsheer. Boleslaw wich geflissentlich einer Schlacht aus und suchte sich der Führer des deutschen Heers zur Ausgleichung seiner Sache mit Miecziſlaw zu bedienen; zwar kam es nicht sogleich zu einem friedlichen Austrage, aber doch trennte sich seitdem Boleslaw von seinen heidnischen Bundesgenossen und ließ den Bischof von Prag auffordern in seinen Sprengel zurückzukehren. Das frühere Verhältniß Böhmens zum deutschen Reiche stellte sich her, und bald darauf wurde auch zwischen Boleslaw und Miecziſlaw Friede geschlossen.

Die Sache des Reichs schien hier endlich einen gedeihlicheren Fortgang zu nehmen, und schon bereitete man einen neuen großen Kriegszug gegen die Liutizen vor, die recht eigentlich der Mittelpunkt des wendischen Aufstandes und des neubelebten Heidenthums waren. Das Osterfest des Jahrs 991 feierte Theophano mit ihrem Sohne in gewohnter Pracht zu Quedlinburg; eine große Zahl deutscher und auswärtiger Fürsten umgab sie und brachte reiche Geschenke dem jungen Könige dar. Unter ihnen war auch Miecziſlaw von Polen und Hugo von Tuscien, damals der mächtigste Fürst Italiens. Die glänzende Versammlung zeigte, daß die kaiserliche Macht trotz aller Ungunst der Verhältnisse noch in Kraft stand. Nach dem Fest verabschiedeten sich die anderen Fürsten; Hugo aber begleitete die Kaiserin und ihren Sohn nach den Rheinlanden, wohin Theophano wahrscheinlich ihren Weg nahm, um die Entwickelung der Angelegenheiten Hugo Capets in der Nähe zu übersehen und im entscheidenden Augenblicke in dieselben einzugreifen. Hier starb die Kaiserin unerwartet zu Nymwegen am 15. Juni; sie hatte wenig

mehr als dreißig Lebensjahre erreicht. Sei es, daß sie, das Kind einer wärmeren Zone, in unseren nordischen Gegenden nicht recht gedeihen konnte, sei es, daß Regierungssorgen, die selbst die Kraft von Männern früh aufrieben, die Seele eines Weibes zu schwer belasteten; sie endete früh und mußte das große Werk der Erhaltung des bedrohten Kaiserreichs unvollendet zurücklassen. Wer ihre Stellung richtig erwägt, wird ihr die Anerkennung nicht versagen, daß sie unter den schwierigsten Verhältnissen die Ehre des Reichs aufrecht erhalten hat; freilich ist ihr nicht Alles gelungen, aber selbst ein tüchtiger Mann möchte in ähnlicher Lage kaum größere Erfolge erreicht haben.

Man überschätzt häufig den Einfluß dieser griechischen Fürstin auf das Leben der abendländischen Welt, indem man alle Einwirkungen, welche Constantinopel auf das staatliche und gesellige Leben, auf Kunst und Wissenschaft des Abendlands geübt hat und geübt haben soll, auf sie zurückführt. Diese Einwirkungen, an sich geringer als man gewöhnlich annimmt, gehören theils schon einer früheren Zeit an, da der Verkehr des Abendlands mit dem morgenländischen Reich niemals ganz unterbrochen war, theils sind sie mindestens von der Person dieser Fürstin unabhängig, die sich in der That seit ihrer Vermählung ihrem Vaterlande mehr, als man erwarten sollte, entfremdet hatte. Daß sie aber dennoch Manches dazu beigetragen hat, die Sitten des Hofs von Constantinopel nach Deutschland zu übertragen, daß durch sie die Lebensweise und die Kunstrichtung der Griechen im Abendlande bekannter wurden und sogar die griechische Sprache hier und da mehr in Uebung kam, läßt sich schwerlich leugnen; wenigstens maß ihr das Mittelalter selbst auf die Aenderungen der Lebensgewohnheiten einigen Einfluß zu. Nach ihrem Tode, erzählte man, erschien sie in jämmerlicher Gestalt einer Nonne im Traume und bat um deren Fürbitte. Als die Nonne darauf Theophano nach dem Grunde ihres Elends fragte, gab diese zur Antwort, sie müsse dafür büßen, daß sie manchen unnützen Weiberschmuck, der den Frauen in Deutschland bis dahin fremd geblieben sei, dort bekannt gemacht und, indem sie ihn selbst angelegt, auch Andere verlockt habe, nach demselben zu trachten; das sei ihre größte Sünde, und da sie sonst immer treu im katholischen Glauben verharrt, hoffe sie durch die Fürbitte frommer Seelen noch von ihren Qualen erlöst zu werden. Mehr als Theophano hat ihr Sohn dazu beigetragen, das Abendland mit den Einrichtungen und Sitten des morgenländischen Reichs bekannt zu machen.

13.

Das Reichsregiment unter Adelheid und Willigis.

Als Theophano ſtarb, war König Otto ein Knabe von elf Jahren; es war unmöglich ihm die Leitung der Reichsgeſchäfte zu überlaſſen. Sofort eilte daher Adelheid aus Italien an den Hof, den ſie ſeit geraumer Zeit gemieden hatte, und übernahm die Sorge für ihren Enkel. Der Knabe erwuchs unter ihren Augen zu den Jahren der Selbſtſtändigkeit, und es unterliegt keinem Zweifel, daß ſie fortan nicht allein auf ſeine Erziehung, ſondern auch auf die Angelegenheiten des Reichs abermals einen bedeutenden Einfluß übte. Aber viel fehlte, daß Adelheid ganz in Theophanos Stelle getreten wäre. Es lag in der Natur der Sache, daß unter der vormundſchaftlichen Regierung das Anſehen der hohen Reichsariſtokratie erheblich gewachſen war; auch die Vorgänge in Frankreich, wo die Großen Einen aus ihrer Mitte auf den Thron erhoben hatten, konnten nicht ohne Wirkung auf die deutſchen Verhältniſſe bleiben. Daher ſtellte ſich ein ariſtokratiſches Reichsregiment der Kaiſerin zur Seite, die ohne den Beirath der geiſtlichen und weltlichen Großen des Reichs Nichts auszuführen vermochte. An der Spitze dieſes Regiments ſtand Erzbiſchof Willigis von Mainz, der Erzkanzler des Reichs, von dem es in ſpäteren Quellen nicht ohne Grund heißt, er habe drei Jahre die Aufſicht über den königlichen Knaben und die Regierung des Reichs geführt. Adelheid und Willigis ſind in der folgenden Zeit als die Regenten des deutſchen Reichs anzuſehen; neben und mit ihnen hatten auf die Regierung deſſelben den größten Einfluß die Aebtiſſin Mathilde von Quedlinburg, die Schweſter Ottos II., die Herzöge Bernhard von Sachſen, Konrad von Schwaben und Heinrich von Baiern, der Markgraf Eckard von Meißen und der Erzbiſchof Giſiler von Magdeburg; das königliche Anſehen in Italien hielt in Adelheids Abweſenheit, die noch immer als die Statthalterin der Lombardei galt, Hugo von Tuſcien mit ſtarker Hand aufrecht.

Von dem neuen Reichsregiment wurde zuerſt der Kriegszug gegen die Wenden ausgeführt, den Theophano vorbereitet hatte. Noch im Sommer 991 drang ein ſächſiſches Heer, bei dem ſich der junge König ſelbſt befand und das von einem polniſchen Heere unter Mieczislaw unterſtützt wurde, tief in das Wendenland vor und nahm Brandenburg ein. Aber

bald fiel die Stadt wieder in die Hand der Liutizen, die Kizo, ein flüchtiger deutscher Graf, befehligte, der von hier aus Raubzüge unternahm, die ihn bis an die Elbe führten. Im Frühjahr 992 rückte abermals ein sächsisches Heer vor Brandenburg, diesmal von dem Baiernherzog Heinrich, dem Böhmen Boleslaw und polnischen Hülfstruppen unterstützt. Dennoch fiel Brandenburg nicht, da die Liutizen Friedensanerbietungen machten und die deutschen Fürsten gern darauf eingingen. Noch in demselben Sommer mußte man zweimal auch gegen die Abodriten ausziehen, die inzwischen ihren Bischof vertrieben hatten und offen zum Heidenthum zurückgekehrt waren. Der Erfolg dieser Kriegszüge war gering, und sofort brachen auch die Liutizen wieder die beschworenen Verträge.

Drei Feldzüge gegen die Wenden wurden im Jahre 993 unternommen, doch ohne Gewinn und Ruhm; vielmehr überschritten die Liutizen bereits die Elbe und verheerten das sächsische Land. Dennoch fiel damals Brandenburg abermals in die Hände der Sachsen. Kizo, den Liutizen so wenig trauend, wie sie ihm, übergab sich und die Burg dem jungen Könige. Die Wenden, von gewaltiger Wuth gegen den treulosen Mann entflammt, umlagerten ihn und die Burg mit ihren Heeren, und dringend bat Kizo den König, der gerade in Magdeburg weilte, um Hülfe. Was dieser zufällig an Streitkräften um sich hatte, brach unter Markgraf Eckard auf, wurde aber bald von den Wenden zersprengt. Darauf rückte ein neues stärkeres Heer an, bei dem der König selbst war. Die Wenden gaben die Belagerung Kizos auf, und dieser blieb als Ottos Vasall für den Augenblick im Besitz Brandenburgs. Aber im folgenden Jahre ergriff das ganze Wendenland gegen die Deutschen die Waffen; nur die Sorben an dem linken Elbufer blieben auch damals getreu.

Erst im Herbst des Jahrs 995 konnte ein neuer Wendenkrieg unternommen werden. Mit einem sächsischen Heere, unterstützt von Polen und Böhmen, drang der junge König in das Abodritenland ein und nahm ihre Hauptfeste Meklenburg; er überfiel dann die Wilzen an der Peene und Tollense und kehrte über Havelberg nach Sachsen zurück. Aber der Aufstand war damit nicht gebändigt, und inzwischen ging auch Brandenburg wieder verloren. Als Kizo einst die Burg verlassen hatte, bemächtigte sich Bolibut, einer seiner Dienstleute, derselben; bei dem Versuche, sie wiederzugewinnen, fand Kizo den Tod, und Bolibut behauptete sich in der Burg. Im Winter 995 ergingen neue Raubzüge der Wen-

den über Sachsen, wo man froh war, als im Anfang des Jahrs 996 endlich ein Friede mit den Wenden geschlossen wurde, der das Land vor ferneren Verheerungen mindestens von dieser Seite her sicher zu stellen schien.

Denn inzwischen war das Land auch schon von anderer Seite angegriffen. Mit dem Heidenthum waren im Norden, wie wir sahen, auch die alten Vikingerzüge von Neuem erwacht. Noch irrte Sven Gabelbart mit seinen Schiffen auf der Nordsee umher, ein glücklicher Räuber, jetzt als Seekönig mächtiger als er einst auf dem dänischen Throne gewesen war. Neben ihm that sich als einer der kühnsten Abenteurer Olaf Tryggves Sohn hervor, der das Christenthum, das er als Knabe angenommen hatte, als Jüngling vergaß. Aus der Jomsburg, wo wir ihn verlassen haben, war er auf kurze Zeit nach Rußland zurückgekehrt, dann aber erschien er abermals an den Küsten von Gotland, Schonen und Dänemark; kein Gestade am baltischen Meere war vor seinen Ueberfällen sicher, bis er sich endlich in die Nordsee begab. An den Küsten von Sachsen, Friesland und Flandern hat er zuerst hier als Räuber gehaust, dann wandte er sich nach England, wo er sich mit Sven zusammenfand und eng verband. England, von König Ethelred „dem Unberathenen" auf das Erbärmlichste regiert und nach der glücklichen Regierung Edgars mit Blitzesschnelle dem Verfalle zueilend, war schutzlos den Vikingern preisgegeben und mußte sich wiederholt durch große Geldsummen Schonung von den Seeräubern erkaufen; damals fing man dort an das Danageld als regelmäßige Reichssteuer auszuschreiben. Auch König Erich, der inzwischen in das Heidenthum zurückgefallen war, begab sich, durch Svens und Olafs Glück verlockt, mit Vikingerschaaren auf die See und suchte die Küsten Deutschlands mit seinen Raubschiffen heim.

Im Jahre 994 — fast zu derselben Zeit, als Svens und Olafs Schiffe in die Themse kamen, bei London landeten und erst nach Empfang eines Lösegeldes von 16,000 Pfd. Silber abzogen — liefen schwedische und dänische Schiffe theils in der Mündung der Elbe ein, theils plünderten sie an den Küsten von Friesland und Hadeln; Aschmänner nannten die Sachsen diese Vikinger und ihre Schiffe Aschen. Schnell brachten die Grafen von Stade, die Wächter der Elbmündungen, das Volk in die Waffen und gingen zu Schiff den Vikingern entgegen. Am 23. Juni 994 kam es zum Kampfe, in dem Graf Udo selbst fiel; seine Brüder Heinrich und Siegfried wurden gefangen und mit gebundenen Händen von den Aschmännern auf ihre Schiffe geschleppt. Herzog Bern-

hard nahm sich sogleich der gefangenen Grafen an und erwirkte, daß sie gegen ein Lösegeld von 7000 Pfunden freigelassen werden sollten. Aber die Summe war nicht sogleich zu beschaffen; deshalb stellte Graf Heinrich seinen einzigen Sohn als Bürgen und wurde darauf entlassen; für Siegfried, der ohne Sohn war, sollte sein achtzehnjähriger Neffe Thietmar — es war der spätere Bischof von Merseburg und bekannte Geschichtsschreiber — als Bürge eintreten, aber ehe dieser noch in die Hände der Aschmänner kam, gelang es Siegfried die Ketten zu brechen und mit Hülfe eines Fischers zu entkommen. Die Aschmänner eilten dem Flüchtlinge nach und nahmen, als sie ihn nicht erreichten, an den Gefangenen die grausamste Rache. Doch schon eilte auch Herzog Bernhard mit einem sächsischen Heere herbei; als die Dänen von seinem Anrücken hörten, stürmten sie in wilder Flucht davon, auf der Viele unter den Schwertern der Sachsen sanken. Der andere Vikingerschwarm war indessen in die Weser eingelaufen und bis in die Gegend, wo jetzt Begesak liegt, vorgedrungen. Als auch sie hier von einem sächsischen Heere angegriffen wurden, zogen sie sich an das Glindesmoor im Süden von Bremervörde zurück. Ein sächsischer Dienstmann, den sie zum Wegweiser genommen hatten, verleitete sie in die tiefsten Moräste; hier wurden sie von den Sachsen überfallen und sollen sämmtlich, 20,000 an der Zahl, erschlagen sein.

Auch in der folgenden Zeit verheerten noch bisweilen Vikingerschaaren die sächsischen und friesischen Küsten, aber zu festen Ansiedlungen brachten sie es nicht, und zugleich gewannen auch die Sachen im Norden eine andere Gestalt. Im Jahre 994 starb König Erich, der Sven den dänischen Thron entrissen hatte; seitdem hoffte dieser auf Rückkehr, und seine Hoffnungen steigerten sich, als es Olaf Tryggves Sohn gelang nach Jarl Hakons Fall nach Norwegen heimzukehren und die Herrschaft seiner Väter wieder zu gewinnen. In der That kam auch für Sven bald der Tag der Rückkehr; er bot Erichs Wittwe die Hand und beraubte dessen unmündigen Sohn Olaf des dänischen Reichs. Aber mit der Herstellung Svens und Olafs gedieh nicht, wie sich nach ihrem früheren Leben hätte erwarten lassen, das Heidenthum zu freierer Entfaltung, sondern ging vielmehr seinem völligen Untergange im scandinavischen Norden nur um so schneller entgegen. In Olaf waren schon in England christliche Regungen aufs Neue erwacht, englische Priester hatten sein Herz gewonnen und der Bischof Elfeg von Wincheſter ihn einge-

ſegnet; zum Dank dafür verſprach er die engliſchen Küſten nie wieder auf ſeinen Zügen heimzuſuchen und hielt dies Verſprechen. Als er dann Norwegen wiedergewann, verbreitete er dort das Chriſtenthum mit Eifer, ja ſelbſt mit Zwang; doch waren es nicht deutſche, ſondern engliſche Miſſionäre, die ihn hierbei unterſtützten. Dem Beiſpiele Olafs folgte Sven: auch er wurde Chriſt und zeigte ſich den Chriſten willfährig; nur ließ er die deutſchen Prieſter nicht in ſein Land zurückkehren, und die Bisthümer Ripen und Schleswig beſtanden auch jetzt nur dem Namen nach fort. Als Erzbiſchof Willigis damals den Biſchof Eckard von Schleswig auf einer Synode anſichtig wurde, fuhr er ihn hart an, daß er ſich nicht in ſeinem Sprengel befände; aber Eckard gab ihm zur Antwort: „Mein Bisthum iſt von den Heiden verheert, die Stadt verlaſſen, die Kirche verödet; ich habe dort keinen Sitz und diene deshalb nach meinen Kräften der Kirche zu Hildesheim.“ Trotzdem war Sven bereits in ſein Reich und zum Chriſtenthum zurückgekehrt; aber er war ein matter und lauer Bekenner und trug wenig Sorge dafür, die kirchlichen Ordnungen ſeines Reichs herzuſtellen; am wenigſten wollte er ſich dabei deutſcher Prieſter bedienen, da er der Herrſchaft der Deutſchen nach wie vor widerſtrebte. So brach hier das Heidenthum mehr morſch in ſich zuſammen, als daß es einem kräftigen Angriff der chriſtlichen Welt erlegen wäre; aber noch ein Menſchenalter verging, bis ein geordnetes Kirchenthum ſich wieder erhob und chriſtliche Ordnungen tiefer in das Leben des Volks eindrangen. Eine Zeit der Dämmerung ging dem lichten Aufgang der neuen Sonne vorher; ein halbes Chriſtenthum, wie wir es gleichzeitig in den ſlawiſchen und ungariſchen Gegenden finden.

In derſelben Zeit ging auch in Schweden das Heidenthum ſeinem Verfall entgegen. Olaf der Schooßkönig, Erichs Sohn, neigte ſich, obwohl er erſt ſpäter ſich taufen ließ, dem Chriſtenthum zu und vertrug ſich mit Sven; mit ihm und Jarl Hakons Söhnen verband er ſich dann, um Olaf Tryggves Sohn aus Norwegen zu verjagen. Es zog eine gewaltige Flotte gegen den Norwegerkönig aus; in ihr noch einmal Schiffe mit dem Bilde des Thor, denn Viele im Heere waren noch Heiden. Am Ausgang des Oreſunds kam es am 9. September des Jahrs 1000 zur Schlacht. So hart bedrängt der Norweger wurde, verzweifelte er nicht, ſo lange er das Thorbild auf den feindlichen Schiffen ſah; als aber Jarl Erich, Hakons Sohn, im Kampfe das Gelübde that, ſich taufen zu laſſen und ſtatt des Thorbildes das Zeichen des Kreuzes auf-

richtete, gab Olaf seine Sache verloren und stürzte sich in die Wogen. Die Sieger theilten sein Reich. Seit jenem Tage sind die Nordlandssöhne unter dem Zeichen des Thors nicht mehr in die Schlacht gezogen, aber auch unter dem Zeichen des Kreuzes setzten sie die Vikingerfahrten fort. Wenn sie weniger als die englischen die deutschen Küsten heimsuchten, so geschah dies besonders deshalb, weil die Sachsen und Friesen sich besser schützten, als ihre Stammesgenossen jenseits der See. Freilich leiteten nicht Kaiser und Reich die Vertheidigung, sondern Jeder mußte sich mit eigener Kraft wehren, so gut er vermochte. So legte Bischof Bernward von Hildesheim an den Grenzen seines Bisthums, am Zusammenfluß der Ocker und Aller, eine Burg an, die Mundburg genannt; deren Besatzung schlug einen Angriff der Aschmänner ab, und seitdem war von dieser Seite Ruhe. So sicherte Bernward eine andere Stelle — Wirinholt wird der Platz genannt —, wo die räuberischen Schaaren öfters zu landen pflegten, durch eine Feste und verscheuchte sie dadurch auch hier für immer. Der Erzbischof von Bremen flüchtete den Schatz und die Kostbarkeiten seiner Kirche landeinwärts nach Bücken unweit Hoya und umgab seine Stadt mit einer Mauer.

In ähnlicher Weise mußten sich auch die Friesen vor den Angriffen der Vikinger auf eigene Hand schützen. Vom Reiche verlassen, trennten sie sich aber mehr und mehr von der Verbindung desselben. Noch Kaiser Otto II. hatten sie Heeresfolge geleistet, dann finden wir sie nicht mehr in den Heeren der Kaiser. Zugleich verfiel das Regiment der königlichen Grafen, denen sie offen den Gehorsam verweigerten. Als während der Regierung der Theophano dem Grafen Dietrich, dem Vater des Erzbischofs Ekbert von Trier, in den westfriesischen Gegenden große Lehnsgüter zu Eigenthum geschenkt wurden, entspann sich zwischen dem Grafen und den friesischen Bauern ein andauernder Kampf, in dem Dietrichs Sohn und Nachfolger Arnulf das Leben verlor. Nur durch einen Heereszug des Kaisers konnte in der Folge das Ansehen der Grafen hier einigermaßen gesichert werden. In den ostfriesischen Ländern sank die Autorität der Grafen und des Reichs noch tiefer; eine eigenthümliche Gemeindeverfassung bildete sich aus, in der die altgermanische Freiheit auf wunderbare Weise noch einmal auflebte und sich fast unberührt von den Bewegungen des inneren Deutschlands Jahrhunderte lang erhielt.

Vom Osten und Norden zugleich bedrängt, war es dem Reichsregiment unmöglich, tief in die Entwickelung der französischen Angelegen-

heiten einzugreifen, aber es ließ sie dennoch nicht unbeachtet. Willigis und die deutschen Bischöfe waren es, welche Rom auf die große Gefahr aufmerksam machten, die ihm aus Beschlüssen, wie sie zu Reims gefaßt waren, erwachsen mußte, und noch im Jahre 992 erschien in Deutschland als päpstlicher Legat der römische Abt Leo. In der Weise, wie Otto I. einst in der Sache des Erzbischofs Artold von Reims entschieden hatte, gedachte man auch diesmal zu verfahren, und Leo berief eine allgemeine Synode der deutschen und französischen Bischöfe nach Aachen, um in der Reimser Angelegenheit ein Urtheil zu fällen. Aber es waren nicht mehr die Tage des großen Ottos, wo die französischen Bischöfe willig auf sein Gebot auf deutschem Boden erschienen; sie leisteten der Berufung des Legaten keine Folge, sondern versammelten sich vielmehr unter dem Vorsitz des jungen Königs Robert in der königlichen Pfalz zu Chelles (7. Mai 992). Hier beschlossen sie wie ein Herz und eine Seele gegen alle ihre Widersacher zusammenzuhalten, nur gemeinschaftlich die Excommunication zu verhängen, wie von ihr zu lösen; sie erklärten, die Beschlüsse ihrer Synoden sollten unantastbare Gültigkeit haben und was der Papst gegen dieselben unternehmen sollte, als null und nichtig erachtet werden; endlich vereinigten sie sich, auch ferner an den Reimser Beschlüssen unverbrüchlich festzuhalten. Man war auf einem Wege, der zu einem vollständigen Bruche mit Rom und zur Gründung einer französischen Landeskirche führen mußte.

Man hat häufig, und nicht ganz mit Unrecht, in dem damaligen Auftreten der französischen Bischöfe ein Vorspiel der Ereignisse gesehen, die Jahrhunderte später zu der pragmatischen Sanction und zu den gallicanischen Kirchenfreiheiten führten; denn hier waren es, wie dort, politisch-nationale Momente, auf denen die Spaltung mit Rom beruhte. Aber ohne allen Grund hat man die Reimser Beschlüsse mit der deutschen Kirchenreformation in Vergleichung gestellt, die vor Allem aus einem religiösen Bedürfniß erwuchs, das uns nirgends in jenen französischen Bischöfen entgegentritt. Gerbert, die geistige Triebfeder der Beschlüsse zu Reims und Chelles, war nicht von fern, wie hoch man auch seine wissenschaftlichen Verdienste anschlagen mag, ein Mann von unerschütterlicher Ueberzeugungstreue; er legte selbst später Hand daran sein eigenes Werk zu zerstören. Seine Beweggründe und die seiner Mitbischöfe waren nichts weniger als rein; die Verhandlungen der Reimser Synode und Richers Darstellung dieser Ereignisse lassen uns vielmehr

tiefe Blicke in das arge Verderbniß des französischen Episcopats werfen. Man kann es nur als ein Glück ansehen, daß dem in der abendländischen Kirche ausbrechenden Schisma noch zur rechten Stunde vorgebeugt wurde.

Es konnte nicht anders sein, als daß Rom jenen trotzigen Bischöfen Hugo Capets endlich mit allem Ernst entgegentrat. Als der Abt Leo unverrichteter Sache nach Rom zurückkehrte, beschied der Papst die französischen Bischöfe nach Rom. Sie weigerten sich dort zu erscheinen, und auch Hugo Capet selbst lehnte eine Einladung des Papstes nach Rom ab und forderte diesen vielmehr zu einer Zusammenkunft in Grenoble auf, auf welche Forderung andererseits der Papst nicht einging. Als dann aber Abt Leo wiederum nach Deutschland gesandt wurde, fand er die Verhältnisse schon um Vieles günstiger als bei seiner ersten Reise. Hugo Capets Glücksstern leuchtete nicht mehr im ersten Glanze; nicht nur, daß Hugo im südlichen Frankreich an den meisten Orten nicht die gewünschte Anerkennung fand, daß sich die spanische Mark, da sie umsonst von ihm Unterstützung gegen die Araber beansprucht hatte, jetzt ganz von Frankreich trennte, auch in seiner nächsten Nähe erhoben sich Feinde gegen ihn, die er kaum zu bewältigen vermochte. Der Graf Odo von Chartres, Blois und Tours gerieth wegen der Bretagne mit dem Grafen Fulko in blutige Fehde. Fulko, ein treuer Anhänger Hugo Capets, suchte bei diesem Beistand nach, und Odo wurde so aus einem Feinde Fulkos zugleich ein verderblicher Gegner des neuen Königthums. Der Kampf nahm bald eine sehr bedenkliche Wendung, und besonders litten unter ihm die Bischöfe, die Hugos Sache zu der ihrigen gemacht hatten. Die Kirche Galliens war Gerberts eigener Aussage nach dem Untergange nahe, und Gerbert selbst fühlte sich in seinem Erzbisthum keinen Augenblick sicher; er fand Neider und Feinde aller Orten, und die Furcht vor dem üblen Ausgang einer mit übermäßigen Hoffnungen unter anderen Verhältnissen begonnenen Sache ließ dem ohnehin nicht sonderlich standhaften Manne keine Ruhe. Als daher Abt Leo eine Synode nach Mouzon bei Reims auf den Anfang Juni des Jahrs 995 ausschrieb, versprach nicht nur Gerbert sich zu stellen, sondern auch Hugo Capet erklärte sich bereit auf jener Synode zu erscheinen und seine Bischöfe zu derselben zu senden.

Die Ausgleichung schien angebahnt, aber noch einmal änderte sich plötzlich Alles. Es wurde König Hugo hinterbracht, der Bischof Adal-

bero von Laon sinne abermals auf argen Verrath: er habe nicht nur Odos ganzes Unternehmen gelenkt, sondern zugleich mit dem Hofe in Deutschland hochverrätherische Unterhandlungen; nichts Geringeres werde beabsichtigt, als Frankreich an den jungen König Otto zu verrathen, Hugo aus dem Wege zu räumen, Odo zum Herzogthum Franzien und Adalbero selbst zum Erzbisthum Reims zu verhelfen; ginge Hugo mit seinem Sohne jetzt nach Mouzon, so werde dort ein deutsches Heer ihn überfallen, schon stände Otto gerüstet an der Grenze bei Metz. Wahrscheinlich waren diese Nachrichten erfunden oder mindestens sehr übertrieben; aber man brachte es wirklich dahin, daß die Könige nicht nach Mouzon gingen und ihren Bischöfen verboten das Concil zu besuchen. Adalbero wurde gefangen genommen und die Burg von Laon von Hugo besetzt, der Adalberos Vasallen sich schwören ließ; zu derselben Zeit starb Graf Odo während eines Waffenstillstandes, den er mit dem Könige geschlossen hatte. Hugos Lage nahm wieder eine günstigere Wendung, so daß er um so weniger geneigt war sich seinen Feinden zu ergeben.

Als am 2. Juni 995 der Legat das Concil zu Mouzon eröffnete, waren nur einige deutsche Bischöfe und mehrere Aebte erschienen; dem Befehle des Königs folgsam, hatten sich weder die französischen Bischöfe eingefunden, noch wurde Arnulf seines Kerkers entlassen und vor die Versammlung gestellt. Dennoch trat Gerbert vor die deutschen Bischöfe als seine Richter hin. Er konnte hoffen, daß ihm nichts Uebles begegnen würde, denn schon hatte er sich an den Papst, an die Kaiserin Adelheid, an den Erzbischof Willigis und andere deutsche Bischöfe schriftlich gewendet und sein Benehmen vor ihnen zu rechtfertigen sich bemüht; das Gleiche versuchte er hier in glänzender und kunstvoller Rede vor der Versammlung und glaubte seines Sieges sicher zu sein. Aber wie war er erstaunt, als ihm der päpstliche Legat jede gottesdienstliche Handlung bis zu einer neuen Synode verbot, die im Juli zu Reims zur weiteren Untersuchung der Sache abgehalten werden sollte. Nicht zu Reims trat die angekündigte Synode zusammen, sondern zu Coucy zwischen Laon und Noyon. Aufs Neue versuchte Gerbert sich hier vor dem Legaten zu rechtfertigen; aber so klar das Verlangen nach einer Aussöhnung mit Rom aus seinen Worten hervortrat, er machte damit doch, wie es scheint, wenig Eindruck auf den Legaten und die Bischöfe, die in der Sache selbst Nichts entschieden, da noch immer der gefangene Arnulf

nicht vor die Synode gestellt war. Erst auf einer neuen Synode, die noch in demselben Jahre zu Senlis abgehalten wurde, verfochten Gerbert und Arnulf persönlich vor dem Legaten und einem zahlreichen Kreise von Bischöfen ihre Sache. Wir kennen die Beschlüsse der Synode nicht; aber gewiß ist, daß Arnulf in seinen Kerker auf Befehl des Königs zurückkehrte, daß aber auch Gerbert vom Legaten keine befriedigende Entscheidung erlangte. Er verließ im Anfang des Jahrs 996 Reims und begab sich nach Rom, theils um dort beim Papste seine Sache in einem günstigeren Lichte darzustellen, theils um mit dem jungen König Otto zusammenzutreffen, um den er sich einst, wie er meinte und wie es in der That der Fall war, große Verdienste erworben hatte. Je unsicherer seine Verhältnisse in Frankreich wurden, je mehr trieb es ihn zu dem Sohne Ottos II. zurück, dem er einst seinen Eid geschworen hatte.

Der Einfluß, den das deutsche Reich im Norden und Osten unter Otto I. und II. geübt hatte, war offenbar geschmälert, während sich im Westen neben ihm ein neues Königthum erhob, damals nicht eben gefährlich, weil es nur mit Mühe sich selbst behaupten konnte, aber doch schon um seiner Selbsterhaltung genöthigt sich selbstständiger gegen das deutsche Reich zu stellen, als es die letzten Karolinger gethan hatten. So sank das Ansehen des Reichs nach Außen, während gleichzeitig auch im Innern weder die Theile so fest zusammenhielten, wie vordem, noch der Landfriede stets mit Erfolg geschützt werden konnte.

Wir haben gesehen, wie sich die Friesen vom Reiche so gut wie trennten und die thüringischen Großen in Eckard einen eigenen Herzog wählten. Wahlherzöge treten wieder hervor, nachdem sie seit mehr als einem Menschenalter verschwunden waren. Auch als Herzog Heinrich von Baiern am 28. August 995 starb, wurde sein Sohn, der damals im dreiundzwanzigsten Jahre stand und urkundlich bereits im Jahre 993 als Mitherzog bezeichnet wird, von den Baiern zum Herzog gewählt und empfing erst als erwählter Herzog die Belehnung des Königs. Doch erhielt Heinrich nicht das ganze Gebiet seines Vaters, der nach dem Tode Heinrichs des Jüngern im Jahre 989 Kärnthen und die Mark Verona wieder mit Baiern vereinigt hatte; von Neuem wurden diese Länder jetzt von Baiern getrennt und an den fränkischen Otto, den Sohn Herzog Konrads und der Liutgarde, einen Enkel Ottos des Großen, verliehen. Aber Kärnthen und die Mark Verona blieben damals nichtsdestoweniger noch in einer gewissen Abhängigkeit von dem baierschen

Herzogthum, das wieder eine mehr nationale Bedeutung gewonnen hatte; auch die österreichische Mark stand zu jener Zeit noch weniger selbstständig zu Baiern, als die wendischen Marken zu Sachsen.

Fast mit Nothwendigkeit hatte sich das Regiment der Herzöge während der vormundschaftlichen Regierung freier bewegt und an Umfang gewonnen. Es konnte wenig fruchten, wenn man den Bischöfen Privilegien verlieh, um in ihnen ein Gegenwicht gegen die Uebermacht der Herzöge zu haben, so lange diese Privilegien nur auf dem Pergament standen. Wie Bernhard nicht mehr allein in Ostfalen, sondern in ganz Sachsen als die mächtigste Person galt, so hatte Heinrich in Baiern fast ohne Schranke regiert, und der treffliche Konrad waltete mit freier Hand in seinem schwäbischen Herzogthume, das sich auch über den Elsaß erstreckte und sich nach des Herzogs Tode (20. August 997) auf Hermann II. — wir wissen nicht, ob er Konrads Sohn oder Neffe war — gleichsam vererbte. Wie mächtig sich aber das Herzogthum auch erhob, wie wenig es von der Krone behindert wurde, so konnte es doch die Fehdelust des Adels und der Geistlichkeit nie ganz unterdrücken. Man sagt, daß in Baiern der Landfriede am besten gewahrt würde; dennoch lebte Herzog Heinrich in einer andauernden Fehde mit dem Bischof Gebhard von Regensburg, und zugleich stritten die Babenberger mit dem Würzburger Bischof. Markgraf Luitpold fiel meuchlings durch einen Pfeilschuß, der die Blendung eines Würzburger Vasallen rächte (10. Juli 994).

Aber wie dem auch war, das Reich hielt im Ganzen und Großen zusammen. Und schon waren die Jahre der vormundschaftlichen Regierung vorüber; nach der Sitte war der König im funfzehnten Jahre mit den Waffen bekleidet worden und hatte damit die Regierung selbst übernommen. Man hegte von ihm nicht ohne Grund die glänzendsten Hoffnungen. Eine große That, die ihn an die Seite seines gewaltigen Großvaters stellte, und die Welt lag wieder zu seinen Füßen, das Reich erstand in seiner Kraft und Herrlichkeit.

14.

Der erste Römerzug Ottos III.

Der junge Otto war zur Freude der Seinen zu einem anmuthigen Jüngling erwachsen, des schönen Vaters und der schönen Mutter schöner Sohn; schon sproßte ihm der erste Flaum ums Kinn, und Niemand sah den feinen Jüngling ohne Entzücken. In ritterlicher Sitte war er vom sächsischen Grafen Hoiko erzogen; seinen ersten Unterricht in den Wissenschaften empfing er von dem Calabresen Johannes, einem vielgewandten Manne, den die Gunst der Theophano in die Kanzlei Ottos II. gebracht und ihm dann die reiche Abtei Nonantula verschafft hatte. Johannes Muttersprache war die griechische, und von ihm und seiner Mutter wird Otto früh neben dem Lateinischen auch das Griechische erlernt haben. Im Jahre 988 hatte Johannes den Hof verlassen und das Bisthum Piacenza erhalten, das um seinetwillen von Ravenna getrennt und zum Erzbisthum erhoben wurde; die Erziehung des Königs wurde darauf Bernward, einem jungen Geistlichen, anvertraut, der einem vornehmen sächsischen Hause entstammte und sich in der königlichen Kanzlei das besondere Vertrauen des Erzbischofs Willigis erworben hatte. Bernhard wohnte ein vielseitiger, leichtbeweglicher Geist bei; Alles wußte er anzugreifen, Alles gelang ihm; das Fremde und Neue zog ihn an, so daß er Kunstfertigkeiten nach Sachsen verpflanzte, die man dort vorher kaum gekannt hatte; auch in den Wissenschaften drang er überall leicht bis in eine gewisse Tiefe. So wurde Bernward trotz seiner Jugend ein außerordentlicher Lehrer für den geistreichen Knaben, der sich ihm mit ganzer Seele hingab und in seiner Unterweisung überall Nahrung für seinen lebhaften, überaus empfänglichen Geist fand. Schon in früher Jugend zeigte Otto nicht nur eine nicht zu stillende Wißbegierde, sondern besaß auch eine so ungewöhnliche Summe von Kenntnissen, daß man ihn für ein Wunder der Welt hielt und später so nannte. Bernward wurde im Anfange des Jahrs 993 zum Bischof von Hildesheim erhoben, und die wissenschaftliche Erziehung des Königs mochte nun als beendigt gelten; die weitere Erziehung für die Herrschaft und besonders für den Krieg sollten dem jungen Könige die Züge gegen die Wenden geben, an denen er sich unausgesetzt betheiligen mußte.

So wuchs Otto heran in ernsten Beschäftigungen, aber zugleich sich immer mehr erfüllend mit den überschwänglichsten Ideen von der Stellung, die er in der Welt einnehmen sollte. Der Sohn Ottos II. und der Theophano, der Enkel der Kaiser des Morgen- und Abendlands, konnte nur mit den höchsten Ideen kaiserlicher Gewalt, mit der Hoffnung großer Thaten und weltbewegenden Gedanken seine Seele nähren und seine Phantasie beleben: es lag eine andere Lebensbahn vor ihm, als sich beim Eintritt in das Leben vor den Blicken anderer Menschen eröffnet. Weder Theophano, noch Adelheid und Willigis konnten ihm vorenthalten, zu wie großen Dingen er aufbewahrt sei; war dieser Knabe doch ihrer Aller Hoffnung, glaubten sie doch, daß er vollenden würde, was Vater und Großvater so rühmlich begonnen hatten. Wer mag sich da verwundern, wenn auch Hoffahrt und Uebermuth sich in Otto regten, als er zum Jüngling heranwuchs, und wenn er sich oft lieber seinen Launen überließ als dem weisen Rathe Aelterer folgte; zuletzt soll sogar die Kaiserin Adelheid den Uebermuth ihres Enkels nicht mehr haben ertragen können und sich deshalb vom Hofe entfernt haben. Die schon betagte Frau, die seit geraumer Zeit mit den Mönchen von Cluny in ununterbrochener Verbindung stand und erst das Kloster Peterlingen im burgundischen Reiche, dann das St. Salvatorskloster zu Pavia für sie begründet hatte, zog sich auf ihr Witthum nach dem Elsaß zurück und betrieb zu Selz den Bau eines neuen Klosters, das sie mit besonderer Pracht ausstattete und unmittelbar unter den Schutz des Stuhls Petri stellte.

Willigis, in dessen Hand seitdem vornehmlich die Reichsgeschäfte ruhten, sah ein, es sei hohe Zeit, daß das Kaiserthum, so lange gleichsam hinter Wolken verhüllt, seine Strahlen wieder über die Welt ergieße und der junge König glänzend nun die Bahn betrete, die ihm bestimmt sei. Die weltlichen und besonders die geistlichen Fürsten theilten die Meinung des Erzbischofs, und Alles rüstete zum ersten Römerzug des jungen Otto, während man gleichzeitig den Erzbischof Johannes von Piacenza und den Bischof Bernward von Würzburg nach Constantinopel sandte, um für Otto um die Hand einer griechischen Kaisertochter zu werben. Nachdem der König im October 995 den Feierlichkeiten beigewohnt hatte, unter denen seine Schwester Adelheid im Kloster zu Quedlinburg den Schleier nahm, dann einen großen Zug gegen die Wenden begleitet hatte, dem im Anfange des Jahrs 996 der

erwähnte Friedensschluß folgte, richtete er seine Gedanken ganz auf den Römerzug, zu dem ihn überdies Papst Johann, von Crescentius Tyrannei immer schwerer bedrängt, dringend aufforderte. Auch traurige Vorgänge in Capua mußten zum Zuge mahnen. Dort war im Jahre 993 der Fürst Landenulf im Aufstande erschlagen worden, und das Fürstenthum schien sich der deutschen Herrschaft völlig entziehen zu wollen. Aber Hugo von Tuscien und Trasemund, Markgraf zu Spoleto und Fermo, brachten die Capuaner wieder zum Gehorsam zurück und setzten Landenulfs Bruder Laidulf, der sich noch im Jahre zuvor am königlichen Hofe in Deutschland eingestellt hatte, zum Fürsten von Capua ein, obwohl er an Landenulfs Tode, wie man wenigstens später behauptete, nicht ohne Schuld war. So wurde Capua wieder für den Augenblick gesichert, doch flößte der Zustand Unteritaliens nichtsdestoweniger mannigfache Besorgnisse ein.

Im Februar 996 sammelte sich um Regensburg ein stattliches Heer, um den jungen König über die Alpen zu begleiten. Besonders hatten die geistlichen Fürsten ein stattliches Vasallengefolge gerüstet und stellten sich meist auch in Person bei dem Heere ein, vor Allem Willigis selbst, die Seele des ganzen Unternehmens, bei dem es kaum weniger die Herstellung des Papstthums als des Kaiserthums galt. Der junge König selbst traf um die Mitte des Februars in Regensburg ein, freudestrahlend, mit Begeisterung der Zukunft entgegengehend. Nicht ohne Herrschertrotz trat er auf; aber doch mischten sich mit demselben mystischer Tiefsinn und ein eigenthümlicher Hang zu frommen Bußübungen — Weltmacht und Weltentsagung begannen schon damals in seiner Seele den schweren Kampf, in dem sie selten Frieden finden sollte. Es wird erzählt, daß, als er das Kloster St. Emmeram zu Regensburg besuchte, er dem dortigen Abt Romuald, von dem ihm Schmähworte auf seine Person hinterbracht waren, stolz und hochfahrend begegnete. Aber der alte Romuald rechtfertigte sich mit leichter Mühe, und sofort war der König völlig verändert; er saß auf niedrigem Schemel zu den Füßen des Abts, hörte dessen ernste Ermahnungen unter Thränen der Buße, beichtete ihm seine Sünden, und sprach, da er das Kloster verließ, zu seinen Begleitern: „Wahrlich, der Geist Gottes hat durch dieses Mannes Mund zu mir geredet!“ Gegen Ende des Februars verließ er mit dem Heere die Stadt; die heilige Lanze wurde ihm vorgetragen; unter Psalmen und Lobgesängen trat man den Zug an.

Noch bedeckte tiefer Schnee die Alpen, die man am Brenner nicht ohne Beschwerde überstieg. Kaum hatte man die Grenze italischer Zunge erreicht, so erschienen Gesandte des Dogen von Venedig — es war der zweite Peter Orseolo, ein junger, kräftiger und überaus kluger Fürst — um den König zu bewillkommnen; sie hatten Beschwerden gegen den Bischof von Belluno, bei denen der König sich durchaus auf die Seite des Dogen stellte. Der Zug Ottos ging das Etschthal hinab nach Verona, und hier trafen abermals Gesandte von Venedig ein, die den Sohn des Dogen dem Könige zuführten, damit er in dessen Gegenwart gefirmelt werde und zum Zeichen des engen Bundes zwischen dem König und der Republik den Namen Otto empfange. Zu Verona brachen zum Unglück Händel zwischen den Deutschen und den Einwohnern der Stadt aus, in denen nicht wenige Deutsche, und unter ihnen ein dem Könige sehr befreundeter Jüngling, auf den Straßen erschlagen wurden; aber man wußte den Streit auszugleichen und setzte so ungehindert den Marsch nach Pavia fort, wo der König das Osterfest feierlich beging und wo sich alle Fürsten des italischen Reichs um ihn sammelten, ihm auf das Evangelium den Eid der Treue erneuerten und ihm abermals huldigten. Zu Pavia erhielt Otto die Nachricht, so eben sei Papst Johann XV. an einem hitzigen Fieber gestorben, und als er sich gleich darauf nach Ravenna begab, erschienen auch bereits Gesandte des römischen Adels und verlangten aus seiner Hand den neuen Papst zu empfangen. So groß war der Eindruck, den das erste Auftreten des jungen Königs in Italien hervorrief!

Auf den Rath seiner Fürsten und gewiß vornehmlich auf Willigis Betrieb bestimmte der König einen seiner nächsten Verwandten, den jungen Brun, zum römischen Papste. Brun, ein Sohn des Herzogs Otto von Kärnthen, war dem geistlichen Stande bestimmt, wissenschaftlich auf das Sorgsamste ausgebildet und früh in die königliche Kapelle aufgenommen worden, wo Willigis die ausgezeichneten Gaben des jungen Fürsten erkannt hatte. Sofort sandte Otto, der noch vor seiner Kaiserkrönung über den Stuhl Petri verfügte, seinen Vetter in der Begleitung des Erzbischofs Willigis von Mainz und des Bischofs Hildibald von Worms, des Erzkanzlers und des Kanzlers des deutschen Reichs, nach Rom, wo die Wahl von der römischen Geistlichkeit und dem römischen Volke einstimmig anerkannt wurde und am 3. Mai 996 die feierliche Erhebung Bruns auf den Stuhl Petri erfolgte. Der junge Papst, der

erste Deutsche, der zum Nachfolger Petri eingesetzt wurde, nahm zur Erinnerung an Gregor den Großen den Namen Gregor V. an.

Otto verweilte einige Zeit in Ravenna, wo er ohne noch den kaiserlichen Namen zu führen alle kaiserlichen Rechte übte; dann brach er gen Rom auf. Jubelnd und im festlichen Aufzuge zog ihm das Volk entgegen und holte ihn feierlich in die Stadt ein. Am 21. Mai, dem Himmelfahrtstage, wurde Otto III. von Gregor V., der Enkel Ottos I. von einem Urenkel des großen Kaisers, im Beisein einer zahllosen Menge, die aus allen Ländern des Abendlands herbeigeeilt war, zum Kaiser, Patricius und Schirmvogt der römischen Kirche gesalbt und gekrönt. Sogleich nach seiner Krönung ließ der neue Kaiser das frohe Ereigniß seiner Großmutter melden und dankte ihr für alle Sorgen, denen sie sich zur Erhaltung des Reichs unterzogen hatte. So heißt es in dem uns noch erhaltenen Briefe: „Da uns nach eurem Wunsch und Verlangen die Gottheit die Rechte des Kaiserthums glücklich übertragen hat, verehren wir dafür den göttlichen Willen, wie wir euch deshalb zugleich unseren Dank bezeugen. Denn es sind uns eure mütterliche Zärtlichkeit und Zuneigung wohl bekannt, für die wir ewig euer Diener sein und bleiben müssen. Demnach ist unsere Erhebung nur eure Ehre, und wir wünschen und bitten euch dringend, daß der Staat auch ferner durch euch erhöht und glücklich geleitet werde." Der überaus ergebene Brief scheint bestimmt gewesen zu sein, manche Wunden zu heilen, die der jugendliche Trotz des Kaisers der Großmutter geschlagen hatte.

Machtvoll und kraftvoll walteten der neue Kaiser und der neue Papst jetzt in Rom, wo man ein geordnetes Regiment seit mehr als zehn Jahren nicht gekannt hatte. Vereint hielten sie zuerst eine Synode ab, dann saßen sie zu Gericht. „Die bekümmerten Wittwen und die bedrängte Armuth frohlockten," sagt Johannes Canaparius, ein Römer jener Zeit, „denn der neue Kaiser und der neue Papst sprachen nun wieder dem Volke Recht." Auch Johannes Crescentius, der bis dahin mit tyrannischer Gewalt Rom beherrscht hatte, wurde zur Rechenschaft gezogen und nach dem Spruche der Fürsten zur Verbannung verurtheilt. Aber auf die Fürbitte des Papstes verzieh Otto dem harten und gewaltsamen Manne, der ihm jedoch aufs Neue den Eid der Treue leisten mußte. Nach kurzer Zeit verließ der Kaiser Rom, das er der Obhut des Papstes vertraute. Im Monat Juni kehrte er durch Tuscien nach Pavia zurück, überschritt im August die Alpen am Splügen oder am

Julier, zog das Rheinthal hinab und verweilte im Monat September in Mainz und in ſeiner Pfalz zu Ingelheim. Am 18. November verherrlichte er die Einweihung des Kloſters Selz zur Freude Adelheids durch ſeine Gegenwart.

Auf das Glanzvollſte war das Kaiſerthum hergeſtellt; das Papſtthum war ihm nicht allein unterthan, ſondern durch die engſten Bande der Natur verbunden. Faſt ohne alle Schwierigkeit war man zu Erfolgen gekommen, welche dem Abendlande die glücklichſte Zukunft zu verbürgen ſchienen.

15.

Geiſtige Richtungen der Zeit und des Kaiſers.

So ſchnell der erſte Römerzug Ottos beendigt war, blieb er doch nicht ohne nachhaltige Wirkungen und machte namentlich auf das lebhafte Gemüth des Kaiſers den tiefſten Eindruck. Die raſchen Erfolge, die ihm jenſeits der Alpen zu Theil geworden waren, riſſen ſeine Einbildungskraft fort und gaben ihm ein nicht geringes Bewußtſein der eigenen Kraft, die ſich daheim in den unglücklichen Wendenkriegen nur nicht auf einem ihrer würdigen Schauplatze habe zeigen können. Und wie mußten nicht überdies einen jungen geiſtig angeregten und ehrgeizigen Fürſten, wie Otto war, jene Erinnerungen an die alte Kaiſerwelt beſchäftigen, die ihm überall in Italien entgegengetreten waren, da er ſich doch ſelbſt als den letzten Nachfolger jener alten römiſchen Imperatoren anſah!

Während ſo Herrſchbegier und Ehrgeiz Ottos Herz mit immer feſteren Banden umſtrickten, ergriff aber zugleich ſeine Seele mit noch größerer Gewalt auch jener ſchwärmeriſche Zug zu Bußübungen und myſtiſchen Meditationen, deſſen erſte Regungen ſich bereits gezeigt hatten, ehe er den Fuß über die Alpen ſetzte. Der Funke glimmte in ihm ſchon früher, aber die Eindrücke Italiens fachten ihn zu hellen Flammen an. Während er erſt jetzt die ganze Bedeutung der Macht begreifen lernte, warf er ſich wunderbarer Weiſe zugleich in eine geiſtige Richtung, die ihn alles Irdiſche als nichtig verachten hieß. Die widerſtrebendſten Re-

gungen ergriffen die Seele des reichbegabten Jünglings und entwickelten in ihm eine phantastische Lebensansicht, die für jeden Menschen bedenklich, für einen Fürsten seiner Stellung überaus gefährlich werden mußte.

Um die Einflüsse, unter denen sich das geistige Leben des Kaisers damals entwickelte, richtig zu würdigen, ist es nothwendig, auf die Reformation des geistlichen und kirchlichen Lebens, wie sie sich zu jener Zeit in Frankreich und Italien vollzog, hier näher einzugehen.

Wenn in den deutschen Ländern, als die Schrecken einer grauenvollen Zeit die Menschen beten lehrten, die tiefere religiöse Bewegung auch außerhalb des Episcopats entstanden war und sich zuerst mehr in dem Einsiedler- und Mönchthum als in der höheren Geistlichkeit kundgegeben hatte, so hatte sie hier doch bald auch die Führer der Kirche selbst ergriffen und durchdrungen. Konnte es eine Zeit lang scheinen, als würde sich ein schroffer Gegensatz zwischen der Kloster- und Weltgeistlichkeit entwickeln, so war dieser längst überwunden; es hatte in Deutschland in gewissem Sinne eine Reformation der ganzen Kirche stattgefunden und zwar nicht im Widerspruche mit der königlichen Gewalt, sondern vielmehr im nächsten Anschluß an dieselbe. Wir wissen, wie eng sich dann das Kaiserthum mit der deutschen Geistlichkeit verbündete, wie es ihr einen weiten Kreis zu freier Missionsthätigkeit eröffnete, zu neuen Organisationen in der Kirche ihre Kräfte in Anspruch nahm, ja ihr sogar auf die rein weltlichen Dinge einen sehr bedeutenden Einfluß einräumte, indem es die Bischöfe und Aebte zu den wichtigsten Staatsgeschäften benutzte. So hatte die Reformation des kirchlichen Lebens bald geradezu auch den Staat selbst erfaßt; es war ein unauflöslicher und ungemein folgenreicher Bund zwischen dem deutschen Reich und der deutschen Kirche geschlossen worden. Es konnte nicht anders sein, als daß sich in diesem Bunde die ascetische Richtung, welche das neuerwachte geistliche Leben im Anfange bezeichnet hatte, mehr und mehr verlor; waren es doch durchweg praktische Aufgaben, welche die Verhältnisse der Zeit der deutschen Geistlichkeit stellten und die sie zum guten Theil mit wunderbarer Geschicklichkeit löste. Mit Wärme und Begeisterung warfen sich alle lebhaften und geweckten Geister innerhalb dieses Standes in jenen großen Kampf um die höchsten irdischen und himmlischen Güter, in dem das Kaiserthum seinen Beruf zu erfüllen hatte, und es kümmerte sie nicht viel, ob sie dabei mit den alten Satzungen der Kirche mannigfach in Widerspruch geriethen.

Wenn nun auch, ſo tief in weltliche Beſtrebungen verwickelt, einzelne auf Abwege geriethen, wie der herrſchſüchtige Dietrich von Metz und der habſüchtige Giſiler von Magdeburg, ſo waren doch in der Mehrzahl die deutſchen Biſchöfe der Zeit fromme Männer, mit wahrhaft chriſtlichen Tugenden geſchmückt, feſt in Glaube und Hoffnung begründet; nach dem übereinſtimmenden Urtheil der Zeitgenoſſen waren ſie am wenigſten von der ſittlichen Fäulniß angeſteckt, welche den hohen Klerus in faſt allen Ländern des Abendlands ergriffen hatte. Auch die deutſche Kloſtergeiſtlichkeit nahm an den Beſtrebungen des Reichs den lebendigſten Antheil und hielt ſich dabei von dem weltlichen Treiben nicht eben fern: man könnte nicht ſagen, daß es gerade vorherrſchend die klöſterlichen Tugenden geweſen ſeien, die unter dieſen Mönchen blühten, noch daß ſie vor Allem die Regel des h. Benedict, obwohl ſie bei ihnen in hohen Ehren ſtand, zur Richtſchnur ihres Lebens gemacht hätten, aber nichtsdeſtoweniger zeigte ſich auch in ihnen eine aufrichtige und innige Frömmigkeit mit ihren Früchten. Wer die Zuſtände der deutſchen Klöſter am Ende dieſes Jahrhunderts mit denen im Anfange deſſelben vergleicht, nimmt die gewaltige geiſtige Umwälzung, die ſtattgefunden hatte, überall wahr.

Auch in Frankreich und Burgund war faſt gleichzeitig eine Reformation des kirchlichen Lebens eingetreten, aber auf ſehr verſchiedene Weiſe. Die reformatoriſchen Beſtrebungen wandernder iriſcher Mönche waren hier ohne erhebliche Erfolge geblieben, auch mehrere von lothringiſchen Geiſtlichen ausgehende und von Otto dem Großen und Erzbiſchof Brun begünſtigte Verſuche, das kanoniſche und klöſterliche Leben unter der Geiſtlichkeit neu zu regeln, wirkten nicht nachhaltig; bei weitem tiefer griffen die auf daſſelbe Ziel hin gerichteten Beſtrebungen des Kloſters Cluny ein. Berno, der Sohn eines burgundiſchen Grafen, begründete dieſes Kloſter im Jahre 910, auf franzöſiſchem Boden hart an der Grenze des burgundiſchen Reichs. Der Herzog Wilhelm von Aquitanien, der den Mönchen den Grund geſchenkt, entzog ſchon im Stiftungsbrief ſie ausdrücklich der Abhängigkeit jeder anderen geiſtlichen oder weltlichen Aufſichtsbehörde und ſtellte ſie unmittelbar unter Rom; das Kloſter wurde dem Stuhle des heiligen Petrus gewiſſermaßen zum Eigenthum geſchenkt und ſollte ihm zur Anerkennung deſſen jährlich einen Zins von zehn Schillingen zahlen. Berno ſuchte in ſeinem Kloſter zunächſt die faſt vergeſſene Regel des heiligen Benedict in ihrer ganzen Strenge zur Anwendung zu bringen; ſein Streben hatte den beſten Er-

folg und fand solche Anerkennung, daß sich auch andere Klöster ihm freiwillig unterordneten und er bei seinem Tode bereits an der Spitze von sieben Klöstern stand, die zu einander in eine enge Gemeinschaft traten. Das begonnene Werk führte dann Odo, der zweite Abt, auf das Glänzendste fort. Er war es, der die besonderen Ordnungen für Cluny feststellte, welche die Strenge der alten Benedictinerregel weit überboten und wie sie einerseits durch außergewöhnliche Entbehrungen und Kasteiungen, namentlich auch durch anhaltendes Stillschweigen, das innere Leben zu wecken suchten, so andererseits auch das äußere Leben nach allen Seiten hin auf das Genaueste regelten und beherrschten. Ein unglaubliches Ansehen gewann Odo als Reformator des abendländischen Mönchthums; nicht allein in Frankreich traten viele Klöster seiner Regel bei, vor Allem die altberühmte Abtei Fleury im Sprengel von Orleans, sondern auch über Italien erstreckte er seine Wirksamkeit. Alberich stellte ihn an die Spitze aller römischen Klöster, König Hugo suchte durch ihn die Geistlichkeit der Lombardei auf einen heilsameren Weg zu bringen, selbst Monte Cassino, das Mutterkloster des ganzen Abendlands, wurde von ihm reformirt, was die Cassinesen entweder bald vergaßen oder absichtlich verbargen. Odo war es, der den geistlichen Ruhm Clunys für alle Folge begründete, wie sein Nachfolger Aymardus dann die äußere Zukunft des Klosters durch Ansammlung eines bedeutenden Vermögens und die Gewinnung großer Schenkungen sicherte.

Im blühendsten Zustande war das Kloster, als Majolus, der vierte Abt, die Leitung desselben übernahm und fast durch funfzig Jahre fortführte (948—994). Während dieser langen Amtsführung hat er mit dem größten Glück die von seinen Vorgängern eingeschlagene Bahn verfolgt. Die Zahl der Mönche zu Cluny stieg unter ihm auf 177; 37 Klöster, theils im östlichen Frankreich, theils in Burgund, verehrten in ihm ihr gemeinsames Oberhaupt und wurden durch von ihm gesetzte Mitäbte regiert; schon standen auch manche Klöster in Italien und Deutschland, wenn sie sich gleich selbstständiger verwalteten, in nahen Beziehungen zu ihm, so daß sie seinen Anordnungen willig Folge zu leisten pflegten. Die Congregation von Cluny konnte bereits als Ziel eine monarchische Organisation des gesammten Mönchthums unter ihrem Abte ins Auge fassen und schien diesem Ziel mit starken Schritten entgegenzugehen. Majolus besaß das besondere Vertrauen des burgundischen Königshauses und wurde durch Adelheid auch den sächsischen Kai-

sern bekannt und von ihnen hochgeehrt. Otto I. berief ihn nach Italien, um dort die verfallene Klosterzucht herzustellen; Otto II. soll ihm sogar den Stuhl Petri angeboten haben, aber Majolus, der schon als Jüngling den erzbischöflichen Stuhl von Besançon verschmäht hatte, wollte das Kloster nicht verlassen. Als Majolus dem von ihm selbst bezeichneten Nachfolger Odilo die Regierung Clunys übergab, beherrschte dasselbe bereits fast die ganze Klostergeistlichkeit Frankreichs und Burgunds und hatte auf den meisten Thronen einflußreiche Beschützer. Die Bestrebungen der Cluniacenser begannen nun weit über die ursprünglichen Zwecke der Congregation hinauszugehen; es war ihnen nicht mehr genug, das Mönchsthum in seinem ganzen Umfange zu reformiren, sie richteten ihr Augenmerk zugleich darauf das kanonische Leben in der Weltgeistlichkeit zur Anerkennung zu bringen und in dieser eine ähnliche Hierarchie aufzurichten, wie in ihrem Orden bestand, indem sie alle Kirchen dem Bischof zu Rom unterwarfen. Man kann sagen, daß ihr Streben dahin ging, die pseudoisidorischen Decretalien durchzuführen, welche die Päpste selbst zwar niemals aufgegeben, aber doch seit geraumer Zeit nicht mehr durchgreifend zur Anwendung gebracht hatten. Die Congregation von Cluny gewann für jene Zeit und die nächstfolgenden Jahrhunderte etwa dieselbe Bedeutung, wie in der neueren Zeit die Gesellschaft Jesu, mit welcher sie in ihren Grundsätzen und ihrer Verfassung die mannigfachsten Vergleichungspunkte darbietet.

Obschon keinem Zweifel unterliegt, daß die Cluniacenser einen mächtigen Einfluß auf die Neubelebung des kirchlichen Lebens in Frankreich geübt hatten, war doch die von ihnen ausgehende Reformation nicht so tiefgreifend, als die gleichzeitige in Deutschland; vor Allem nicht aus dem Grunde, weil es ihnen nicht gelang die Bischöfe Frankreichs für sich zu gewinnen, sie vielmehr mit diesen in die heftigsten Streitigkeiten geriethen. Die französischen Bischöfe, meist aus den ersten Familien des Landes gewählt, standen an Gelehrsamkeit dem deutschen Klerus in keiner Weise nach, vielmehr erhielten sich gerade unter ihnen die letzten Reste der eigenthümlichen Kultur der Karolingischen Zeit; um so weiter aber traten sie an geistlicher Weihe und Würdigkeit hinter den deutschen Bischöfen zurück. Ihre theokratisch-hierarchischen Tendenzen hatten sie nothgedrungen aufgegeben, aber um so mehr suchten sie sich in dem reichen Besitzthum ihrer Kirchen, das ihnen von allen Seiten angefochten wurde, zu sichern. Den offenen Gewaltthaten der mächtigen Laien ge-

genüber nicht durch ein kraftvolles Königthum gestützt, mußten sie zu Listen und Intriguen der schlimmsten Art ihre Zuflucht nehmen und verfielen so in jene tiefe Verderbtheit, die wir in der Geschichte Hugo Capets hinreichend haben kennen lernen. Weniger der Wollust und Sinnenlust hingegeben als die italischen Bischöfe, waren sie doch nicht minder verweltlicht, ja wo möglich noch tiefer sittlich gesunken und hatten sich zuletzt zu gehorsamen Dienern der Despotie erniedrigt. Schonungslos rügte Cluny dieses weltliche und niedrige Treiben der Bischöfe, während es zugleich sich und seine Genossenschaft jeder bischöflichen Aufsicht zu entziehen suchte und eine Ausnahmestellung beanspruchte, der mit Recht, da sie den alten kirchlichen Ordnungen durchaus widersprach, von den Bischöfen die Anerkennung verweigert wurde. So stand Cluny nicht allein mit dem Bischof von Macon, in dessen Sprengel es lag, in stätem Hader, sondern trat überall dem gesammten Episcopat Frankreichs feindlich entgegen; auf der Reimser Synode hatten sich die französischen Aebte allein gegen die Schritte der Bischöfe auf die Seite des römischen Stuhls gestellt.

Wenn die Reformation, welche von Cluny ausging, bis dahin nicht einmal den religiösen Zustand Frankreichs völlig umgestalten konnte, so gelang ihr dies noch viel weniger in Italien, so viele Versuche deshalb auch gemacht waren, zuletzt von der Kaiserin Adelheid, deren Vertrauter und Gewissensrath Abt Odilo war. Die Reformen der Cluniacenser in den italischen Klöstern gingen meist schnell wieder unter; noch weniger achteten die übermüthigen schwelgerischen Bischöfe Italiens auf die Mahnungen der französischen Mönche.

Spät erst und auf eigenthümliche Weise brach in Italien wieder ein tieferes religiöses Leben hervor. Wie es seine Befriedigung weniger in äußeren Ordnungen, als in mystischer Vertiefung des Geistes fand, so war es auch nicht sowohl eine Genossenschaft, die hier Bahn machte, als einzelne besonders begabte Persönlichkeiten. Zuerst tritt uns da der heilige Nilus entgegen. Zu Rossano im griechischen Calabrien bald nach dem Anfange des Jahrhunderts geboren, war er im dreißigsten Jahre in ein Kloster seiner Heimath getreten und hatte die bei den Griechen gebräuchliche Regel des heiligen Basilius angenommen. Die Strenge seiner Lebensweise, die Bedeutsamkeit seines ganzen Wesens und vornehmlich die übernatürlichen Kräfte, die ihm beizuwohnen schienen, gaben ihm eben so viel Ansehen bei den Mächtigen der Welt, als

Achtung und Einfluß bei der Maſſe des Volks. Man wollte ihm das Bisthum Roſſano ertheilen, er aber entzog ſich dieſer Stellung, die ihn tief in die Sorgen und Gefahren des weltlichen Lebens verſtrickt hätte, und obwohl der Sprache und Sitte nach Grieche, begab er ſich mit einigen Gefährten in das lateiniſche Italien. Der Abt von Monte Caſſino zog ihm mit allen ſeinen Mönchen feierlich in Proceſſion entgegen und ehrte ihn wie einen Geſandten Gottes. Nilus billigte die Sittenſtrenge, die im Kloſter herrſchte, und bat den Abt, er möge ihm und ſeinen Gefährten einen Wohnſitz in den umliegenden Bergen einräumen, um dort unter der Gerichtsbarkeit des Kloſters ein Einſiedlerleben zu führen. Das kleine Michaelskloſter zu Valleluce wurde ihm gegeben, und hier lebte er nahe an funfzehn Jahre. Da aber das Leben der Mönche in Monte Caſſino ſich ſpäter ſehr verweltlichte, ſagte er zu ſeinen Gefährten: „Laßt uns dieſen Ort verlaſſen, denn der Zorn Gottes wird ihn nicht lange verſchonen!“ und begab ſich in das Gebiet von Gaeta, wo er ſich dauernd anſiedelte und von dieſem neutralen Boden zwiſchen dem abend- und morgenländiſchen Reiche ſeine Mahnungen und Weckrufe an die Gewaltigen der Erde ergehen ließ. Den Beruf und die Kraft zu denſelben ſchöpfte er mehr aus der Verſenkung des Geiſtes in das göttliche Weſen, als aus äußeren Büßungen und Kaſteiungen, obwohl er auch auf dieſe nicht geringes Gewicht legte.

Nilus geiſtesverwandt war der Ravennate Romuald, der indeſſen Norditalien mit ſeinem Rufe erfüllte. Er war einem vornehmen Geſchlecht entſproſſen und hatte lange ein üppiges und laſterhaftes Leben geführt. Eine Blutſchuld aber, die ſein Vater auf ſich lud, indem er einen ſeiner Verwandten erſchlug, erweckte in ihm die ernſteſten Gedanken und brachte ihn dazu der Welt abzuſagen und das klöſterliche Leben zu wählen. Er trat in das Kloſter des heiligen Apollinaris zu Ravenna, wurde hier aber durch Bußpredigten ſeinen Genoſſen ſo verhaßt, daß er ſich vor ihnen flüchten mußte. Bei einem Einſiedler im Venetianiſchen, mit Namen Marino, fand er Aufnahme und lebte mit ihm unter großen Entbehrungen mehrere Jahre. Den Dogen von Venedig Peter Orſeolo, der durch den Tod ſeines Vorgängers ſchwere Schuld auf ſich geladen hatte, ſuchten Marino und Romuald zur Erkenntniß ſeiner Sünden zu bringen und bewogen ihn endlich dem weltlichen Leben zu entſagen; ſie verließen mit ihm heimlich das Gebiet Venedigs und begaben ſich nach Catalonien, wo ſie lange ein Eremitenleben führ-

ten. Romuald kehrte später nach Italien zurück und suchte hier in strenger Weise das Klosterleben umzugestalten, wobei er vom Markgrafen Hugo, damals dem mächtigsten Manne im Lande, auf alle Weise unterstützt wurde. Otto III. übertrug ihm einige Jahre nachher die Abtei Classe zu Ravenna, aber die Strenge Romualds fand in dem Kloster so heftigen Widerspruch, daß er bald sehnlichst wünschte seines Amtes wieder enthoben zu werden. Dies geschah; doch übte der gewaltige Mann nichtsdestoweniger nahe und fern eine große Gewalt über die Gemüther aus.

Ein großartiger, phantastischer Aufschwung war in diesen Männern, welche der Religion in Italien neues Leben gaben; wie nahe sie sich auch mit den Cluniacensern berührten, ihr innerstes Wesen wurzelte doch mit Nichten in demselben Boden, wie das äußere Kirchenthum der französischen Mönche. Dieses neuerwachte Religionsleben hatte nun auch bereits Rom ergriffen; freilich nicht die Päpste und den hohen Klerus, doch aber einzelne der dortigen Klöster. Das Paulskloster vor der Stadt stand seit geraumer Zeit in naher Verbindung mit Cluny, ebenso das von Alberich begründete Marienkloster auf dem Aventin, wo Odilo oft verweilte. Das benachbarte den alten römischen Märtyrern Alexius und Bonifacius geweihte Kloster auf derselben Höhe, wo einige griechische Mönche nach der Regel des h. Basilius friedlich neben abendländischen Benedictinern lebten, war von dem Geiste des Nilus berührt, der dem Abte Leo — demselben, den wir als päpstlichen Legaten in Deutschland und Frankreich haben kennen lernen — nahe befreundet war. Ein Mönch dieses Klosters, der Böhme Adalbert, war es, der zuerst das Gemüth des jungen Kaisers in seiner tiefsten Tiefe zu erfassen wußte und einen unverlöschlichen Eindruck auf ihn übte.

Der Böhme Adalbert und Kaiser Otto III.

Adalbert oder Woytiech, d. i. Heerestrost, war in einer der ersten Familien Böhmens geboren; sein Vater Slawnik war den böhmischen Herzögen und durch diese der baierschen Fürstenfamilie, ja dem Kaiserhause selbst verwandt. Slawnik war Christ, aber die neuangenommene Religion hatte nur obenhin sein Herz berührt, desto frommer war seine Mutter Strzieziſlawa. Unter vielen Brüdern zeichnete sich Woytiech be-

ſonders durch körperliche Schönheit aus. Die Eltern glaubten, daß ihm viel Freude in der Welt erblühen werde, und beſtimmten ihn dem weltlichen Leben. Aber in früheſter Jugend ſchon erkrankte der ſchöne Knabe. In der Angſt ihres Herzens legten ihn die Eltern auf den Altar der heiligen Jungfrau und gelobten ihn dem Dienſte Gottes und der Kirche, wenn er geneſen ſollte; und er genas.

Als die Jahre gekommen waren, wo der Unterricht des Knaben beginnen konnte, wurde er der Zucht chriſtlicher Prieſter übergeben. Sobald er den Pſalter inne hatte, ſchickte ihn der Vater in die neubegründete Stiftsſchule zu Magdeburg, wo Otrik, der ſächſiſche Cicero, ſein Lehrer war. Neun Jahre verlebte Woytiech zu Magdeburg und wurde bei ſeiner Firmelung nach dem erſten Biſchof Adalbert genannt; ſo vertauſchte er den böhmiſchen Namen mit einem deutſchen. Dann kehrte er nach Böhmen zurück und wurde hier zum Prieſter geweiht. Doch war er damals ein Weltkind, und ſpäter noch gedachten Viele gern des munteren und lebensluſtigen Jünglings. Die Stunde der Umwandlung kam bald. Adalbert war Zeuge der letzten Augenblicke des erſten Prager Biſchofs, des Sachſen Thietmar, der mit großem Eifer geiſtliches und kirchliches Leben unter den Böhmen zu wecken geſucht hatte, aber ſich dennoch ſterbend wegen der Fruchtloſigkeit ſeiner Amtsführung anklagte und es ſeinen Sünden beimaß, wenn die Nacht des Heidenthums noch ſo weit über dem Lande ruhe. Die Angſt des frommen Mannes ergriff die Seele des jungen Prieſters mit fürchterlicher Gewalt; noch in derſelben Nacht legte er das Bußkleid an, beſtreute ſein Haupt mit Aſche und eilte von Kirche zu Kirche, um im Gebet ſein Herz zu erleichtern. Er wurde plötzlich inwendig ein neuer Menſch, obwohl ſeine Umgebung kaum noch die Veränderung ſeines Herzens bemerkte.

Herzog Boleſlaw und die böhmiſchen Großen erwählten Adalbert zu Thietmars Nachfolger, da Adel, Reichthum, wiſſenſchaftliche Bildung und ein verſöhnlicher Sinn ihn vor Allen zu empfehlen ſchienen, und Adalbert entzog ſich der Wahl ſeiner Landsleute nicht. Mit böhmiſchen Geſandten, die Boleſlaw zum Reichstag nach Verona ſandte, ging Adalbert im Frühjahr 983 über die Alpen und wurde zu Verona vom Erzbiſchof Willigis von Mainz, unter dem ſein Bisthum ſtand, zum Biſchof geweiht. Es war der 29. Juni 983, derſelbe Tag, an dem der Friede im Wendenlande endete und das Heidenthum ſich dort von Neuem erhob; auch Herzog Boleſlaw wankte bald, wie wir ſahen, in ſeiner Treue

gegen das Reich und in seinem Eifer für den christlichen Glauben. Verwundert sah man Adalbert barfuß und in schlichtem Kleide nach Prag zurückkehren und in seinen Bischofssitz einziehen; noch mehr staunte man, als er neben seinen bischöflichen Geschäften nur Handarbeiten, Fasten, Nachtwachen, dem Gebet und der Betrachtung göttlicher Dinge oblag und die Strenge, die er gegen sich selbst zeigte, auch gegen Andere bewies. Die Vielweiberei, die Ehen der Priester, die heidnischen Gebräuche an christlichen Festen, den Verkauf christlicher Gefangenen an Juden wollte er nicht mehr dulden und gerieth deshalb bald in erbitterte Streitigkeiten mit den Mächtigen im Lande. Er verzweifelte endlich daran, hier an Gottes Reich bauen und selbst ein frommes Leben führen zu können, seine bischöfliche Würde wurde ihm zur Last, und er beschloß heimlich das Land zu verlassen und als Pilger nach Jerusalem zu ziehen (989).

Abermals zog er über die Alpen und wandte sich zuerst nach Rom, um beim Papste sein Verfahren zu rechtfertigen. Der Papst billigte die Reise nach dem gelobten Lande, und Theophano, die sich gerade damals zu Rom befand, drang ihm eine bedeutende Summe Geldes auf, damit er am heiligen Grabe für das Seelenheil ihres Gemahls bete; denn schon lange quälte sie der Gedanke, daß derselbe durch die Aufhebung Merseburgs eine schwere Schuld auf sich geladen habe. Adalbert nahm das Geld, aber vertheilte Alles sofort unter die Armen; ihm war irdisches Gut nur eine Bürde. So verließ er Rom und richtete seinen Weg nach Monte Cassino. Hier machte man ihm klar, daß nicht ein umherschweifendes Leben, sondern ein tugendhafter und frommer Wandel dem Herrn gefalle, und rieth ihm, nicht ohne eigennützige Absichten, im Kloster zu bleiben. Dem widerstrebte Adalbert, gab jedoch seine Pilgerfahrt auf und begab sich nach dem Michaelskloster in Vallaluce, wo damals noch Nilus weilte. Aus Rücksicht auf Monte Cassino versagte ihm dieser hier die gewünschte Aufnahme, wies ihn aber nach Rom zurück, wo er in dem Kloster seines Bruders Leo willkommen sein würde; Leo würde ihn in den Kämpfen leiten, die der Mensch auf dem Wege zum Himmel bestehen müsse; er würde die Flammen der himmlischen Liebe zu heller Gluth in ihm schüren, so daß sein Herz immerdar als ein Opferaltar Gottes rauche. Adalbert kehrte nach Rom zurück und fand hier die ersehnte Ruhe in dem Kloster der heiligen Bonifacius und Alexius, in das Leo ihn und seinen Halbbruder Radim oder Gaudentius, seinen un-

zertrenulichen Begleiter, aufnahm. Am Oſterſonnabend 990 legten beide das Mönchsgelübde ab.

Selige Tage begannen jetzt für Adalbert. Mit Freude unterzog er ſich den niedrigen Knechtsdienſten, die man ihm zur Demüthigung auferlegte. Willig unterwarf er ſich dem Erſten, wie dem Letzten im Kloſter, denn er glaubte durch ſolchen Gehorſam am inneren Menſchen zu wachſeu; mit unabläſſigem Eifer lag er dem Gebet und dem Leſen der heiligen Schrift ob; am liebſten aber verweilte er im geiſtlichen Geſpräch mit dem Abt und den erweckteren Brüdern. Da war es, als ob das Wort Gottes vom Himmel herabthaue, ein heiliges Feuer brannte in den Seelen der Brüder, und die Entzückung, die ſich von Herz zu Herz ergoß, bezeugte ihnen, Gott ſei in ihrer Mitte. Adalbert dachte kaum ſeiner Gemeinde; aber Willigis und die Böhmen dachten ſeiner.

Das kirchliche Leben war indeſſen in Böhmen mehr und mehr in Verfall gerathen, während Boleſlaw, mit den heidniſchen Liutizen verbündet, das deutſche Reich bekriegte. Der Bund mit den Heiden löſte ſich endlich wieder, und man dachte daran die kirchlichen Ordnungen im Lande von Neuem zu befeſtigen. Willigis und der Böhmenherzog ſchickten deshalb Radla, einen Jugendfreund Adalberts, der ihm als Muſter in der Schule vorgeleuchtet hatte und den er deshalb halb ſcherzend ſeinen Erzieher zu nennen pflegte, und Chriſtian, des Herzogs eigenen Bruder, der als Mönch im Kloſter St. Emmeram zu Regensburg lebte, nach Rom, um den Biſchof zur Rückkehr in ſeinen Sprengel zu bewegen. Adalbert wollte den dringlichen Bitten der Geſandten nicht Gehör ſchenken; nur dem Befehl des Papſtes und dem Willen ſeines Abts wich er, als die Böhmen ihm Beſſerung gelobten.

Nach einer Abweſenheit von drei Jahren kehrte Adalbert nach Prag zurück (992). Seine erſte Sorge war ein Benedictinerkloſter zu Brewnow bei Prag einzurichten; es war den heiligen Bonifacius und Alexius geweiht, die erſten Mönche kamen vom Aventin. Aber nur widerwillig und voll Mißtrauen gegen ſein Volk verweilte Adalbert in der Heimath, möglichſt bald wollte er ſich der unbequemen Bürde wieder entledigen, und die Gelegenheit ließ nicht lange warten. Als er einer vornehmen Böhmin, die im Ehebruch ertappt war, Zuflucht in der Kirche gewährte und man den Schutz des Altars nicht achtete, ſondern ſie von der heiligen Stätte zur Todesſtrafe ſchleppte, glaubte er, das Recht der Kirche ſei durch einen unſühnbaren Frevel angetaſtet, und verließ abermals

das Land. Ein Mann, wie er, konnte unter halben und lauen Christen nicht mehr leben, und als er damals seine Schritte nach Ungarn wandte und auch hier, wie dort, ein halbes Christenthum fand, stand er von dem Gedanken ab, hier als Heidenbote zu wirken, und ging nach seinem Kloster auf dem Aventin zurück. Mit Freuden wurde er von den Brüdern begrüßt, besonders vom Abte Leo, der bald darauf, als er als Gesandter des Papstes nach Deutschland und Frankreich ging, ihn zu seinem Stellvertreter und Prior des Klosters bestellte. Wiederum schwelgte Adalbert in der seligen Einsamkeit dieses gotterfüllten Lebens, aber wiederum mußte er den Aventin verlassen und dem Norden zuziehen.

Ein Gerücht hatte ihm vorhergesagt, daß sein Leben eine neue Wendung nehmen würde. Er sah nämlich im Traume zwei Reihen Seliger im Himmel; die eine Schaar, mit purpurnen Kleidern angethan, waren die Blutzeugen, die anderen in schneeweißen Gewanden die heiligen Männer, die von der Welt getrennt ihr Leben Gott zum Dienste weihten, und beider Speise und Trank bestand in dem stäten Lobe des Schöpfers. Da vernahm er eine Stimme: „Inmitten beider ist der Platz für dich; da wirst auch du deine Speise mit ihnen und deine Ehre finden."

Als Willigis nun im Jahre 996 nach Rom kam, drang er mit aller Gewalt darauf, daß Adalbert nach Prag zurückkehren sollte. Adalbert weigerte sich sein Kloster abermals zu verlassen, zumal er nicht darauf rechnen konnte, jetzt bei Herzog Boleslaw eine geneigte Aufnahme zu finden. Adalbert hatte in Böhmen fünf Brüder zurückgelassen; diese hatten vielfach die Mißgunst Boleslaws erfahren, der älteste hatte sich deshalb bei König Otto beschwert und war überdies besondere Verpflichtungen gegen den Polenherzog eingegangen, dem er im Heere des Königs begegnete. Boleslaw rächte dies an den anderen Brüdern, die er in ihrer Burg überfiel und ermorden ließ. So sehr aber Adalbert sich auch sträuben mochte, der neue Papst Gregor V. und die erste von ihm versammelte Synode geboten dem Bischof zu seiner Gemeinde zurückzukehren; nur wurde es ihm nach seinem Wunsche erlaubt, wenn die Böhmen ihn nicht aufnehmen wollten, zu den Heiden zu gehen, um diesen das Evangelium zu predigen.

So verließ Adalbert abermals das Kloster auf dem Aventin, in welches gerade zu derselben Zeit ein anderer Schüler der Magdeburger Stiftsschule eintrat. Es war Brun, bei seiner Firmelung Bonifacius

umgenannt, aus Querfurt gebürtig und einem gräflichen, dem Königshause nahe verwandten Geschlechte entsprossen. Früh schon dem Himmel zugewandt, war er für den geistlichen Stand bestimmt worden und als Domherr zu Magdeburg in den Dienst der Kirche getreten. Er hatte sich das Wohlwollen des Königs, seines Vetters, gewonnen und war in dessen Kanzlei aufgenommen, wodurch ihm der Weg zu den höchsten geistlichen Ehren offen stand. Auf dem Römerzuge begleitete er den Hof und besuchte zu Rom Adalberts Kloster. Der Anblick des Ortes ergriff den Jüngling so gewaltig, daß er ausrief: „Bonifacius ist auch mein Name, warum soll ich nicht auch Christi Zeuge sein?" Er wurde Mönch in demselben Kloster, das Adalbert damals verließ.

Adalbert zog mit dem Heere des jungen Kaisers und in dessen nächster Umgebung heimwärts über die Alpen; er lernte so den reichbegabten kaiserlichen Jüngling näher kennen und lieben, während auch dieser bald die größte Verehrung gegen den gottbegeisterten Mönch gewann und sein Herz ihm erschloß. Nachdem das Heer entlassen war, verweilte Otto längere Zeit zu Mainz; Adalbert unternahm von hier eine Wallfahrt nach mehreren heiligen Stätten in Frankreich und kehrte dann an das kaiserliche Hoflager zurück. Immer inniger wurde das Verhältniß zwischen dem heiligen Manne und dem Kaiser, der jenem sogar das Lager an seiner Seite bereiten ließ und oft die Nächte in vertrautem Gespräch mit ihm zubrachte. Adalbert wurde nicht müde, ihm von der Hinfälligkeit des Irdischen und von der unvergänglichen Herrlichkeit der himmlischen Dinge zu reden, um sein Herz zur tiefsten Demuth zu stimmen und ganz mit der Liebe Gottes zu erfüllen. Damit er aber nicht selbst durch die Gunst des Kaisers und die Ehre, die er vor der Welt genoß, hoffährtig werde, that er unbemerkt Knechtsdienste; häufig schlich er sich Nachts aus des Kaisers Schlafkammer und reinigte die Kleider und Schuhe des Hofgesindes.

Zu Mainz hatte Adalbert abermals einen merkwürdigen Traum. Es war ihm, als ob er auf dem Gute seines einzigen noch lebenden Bruders sei; er sah dort ein stattliches Haus, dessen Dach und Wände schneeweiß waren; in dem Hause waren zwei Lagerstätten bereitet, die eine für ihn, die andere für seinen Bruder; die erstere aber war überaus prächtig, strahlte von Purpur und Seide und zu Häupten stand mit goldenen Buchstaben geschrieben:

„Diesen so herrlichen Lohn gewährt dir die Tochter des Königs."

Man ſagte ihm, der Lohn ſei der Märtyrertod, die Tochter des Königs die Himmelskönigin Maria. Da neigte er ſein Haupt und ſprach: „Heil dir, heilige Jungfrau, Stern des Meers, daß du als liebreiche Herrin nicht verſchmäht haſt deinen niedrigſten Diener anzuſehen.“ Dieſes Geſicht mahnte ihn nicht länger zu zögern, ſondern ſein Geſchick zu erfüllen. Noch einmal hatte er mit dem Kaiſer ein langes, vertrauliches Geſpräch, wo er ihm ſeine Abſichten für die Zukunft enthüllte, dann trennten ſie ſich unter Umarmungen und Küſſen, um ſich nie wiederzuſehen. Es war ein bewegliches Scheiden, wie wenn Vater und Sohn ſich auf ewig Lebewohl ſagen. Das Bild des wunderbaren Mönchs hat die Seele des jungen Kaiſers nie wieder verlaſſen.

Adalbert begab ſich nach Polen zum Herzog Boleſlaw, dem Freunde ſeiner Familie und Bundesgenoſſen Kaiſer Ottos, wo ſchon ſein Bruder Beiſtand gegen den Böhmenherzog geſucht und gefunden hatte. Er wurde freudig empfangen, doch ſchickte er, um ſeiner Pflicht zu genügen, noch einmal Geſandte zu den Böhmen mit der Anfrage, ob ſie ihn aufnehmen wollten. Mit Hohn wies man die Anfrage ab; da frohlockte Adalbert laut, er rief: „Gott, du haſt meine Bande gebrochen!“ und dachte von nun an nur auf die Miſſion unter den Heiden. Er zweifelte eine Zeitlang, ob er ſich nicht zu den Liutizen wenden ſollte, welche vor Kurzem die Herrſchaft der Deutſchen und der chriſtlichen Kirche von ſich abgeworfen hatten; aber es ſchien unter den damaligen Umſtänden unmöglich, anders als mit gewaffneter Hand in ihr Land einzudringen. Auch fiel ihm bei abermals zu den Ungarn zu ziehen, nur ſchreckte ihn das halbe Chriſtenthum, das er dort kannte. Daher entſchloß er ſich endlich zu jenen noch völlig unbekehrten Stämmen am Meere, die Boleſlaw theils kürzlich unterworfen hatte, theils noch unter ſeine Herrſchaft zu bringen gedachte, den Weg zu nehmen, zu den Pommern und Preußen.

Der Polenfürſt, der Kirche aufrichtig zugethan und zugleich ein Mittel in ihr ſehend, ſeine Herrſchaft zu befeſtigen und zu erweitern, beförderte Adalberts Vorhaben; er gab ihm ein Schiff mit dreißig Kriegern bemannt, und auf dieſem fuhr Adalbert, von ſeinem Halbbruder Gaudentius und einem Prieſter, Namens Benedict, begleitet, die Weichſel hinab bis Danzig. Hier empfingen ihn große Haufen des Volks, er taufte Viele, las die Meſſe und ſchiffte am folgenden Tage weiter in die See, oſtwärts nach der preußiſchen Küſte ſich wendend. Nach weni-

gen Tagen schneller Fahrt landete das Schiff, setzte den Bischof mit seinen Begleitern an der Mündung eines Flusses auf einem inselartigen Werder aus und segelte dann eiligst heimwärts. Adalbert und seine beiden Gefährten fanden den Ort, wo sie gelandet waren, menschenleer; doch kamen nach einiger Zeit die Besitzer des Bodens herbei, redeten die Fremdlinge in einer ihnen unverständlichen Sprache an und vertrieben sie endlich mit Gewalt. Die Priester machten sich auf und wanderten den Fluß aufwärts, bis sie an ein Gehöft kamen. Der Herr desselben beherbergte sie und brachte sie an einen zahlreich besuchten Handelsplatz, wo sie Menschen fanden, die ihre Sprache verstanden; es werden Kaufleute aus slawischen Ländern gewesen sein, die nach Preußen handelten. Das Volk umdrängte die fremden Priester; man fragte, wer sie seien, woher sie kämen und was der Zweck ihrer Reise. Adalbert antwortete, er sei ein Böhme und käme als ihr Apostel, um sie zum Glauben an den einigen Gott zu führen und ihnen den Weg zur Seligkeit zu weisen. Sogleich brach ein gewaltiger Sturm los, man befahl Adalbert und seinen Gefährten das Land zu verlassen, setzte sie auf ein Schiff und brachte sie an die Seeküste zurück, wo sie in einem einzelnstehenden Gehöft Aufnahme fanden. Fünf Tage weilten sie hier, dann faßten sie den Entschluß, den Rückweg anzutreten. Adalbert, der sein Vorhaben vereitelt sah, wollte sich zu anderen heidnischen Stämmen wenden, er dachte daran, zu Otto umzukehren und sich dann zu den Liutizen zu wenden; zunächst aber mußte er suchen den Heimweg nach Polen zu gewinnen.

In der letzten Nacht vor dem Aufbruch träumte Gaudentius, er sähe auf einem Altar halb mit Wein gefüllt einen goldenen Kelch stehen, und als er ihn ergreifen und leeren wollte, verbot es ihm der Diener des Altars, indem er hinzufügte, der Becher sei für Adalbert auf morgen bestimmt. Adalbert hörte von Gaudentius den Traum erzählen. „Möge Gott Alles zum Guten wenden," sagte er, „man soll den trügerischen Träumen nicht glauben."

In der Frühe brachen sie auf; Psalmen singend, wanderten sie fort; erst ging ihr Weg durch Wald und Dickicht, dann durch offenes Feld. Hier las gegen die Mittagszeit Gaudentius im frischen Grase die Messe, und Adalbert nahm das Abendmahl. Dann hielten sie ein kärgliches Mahl und wollten die Reise von Neuem antreten. Aber schon nach wenigen Schritten übermannte sie die Mattigkeit; sie legten sich auf den

Rasen und versanken in einen tiefen Schlaf. Indessen war ein preußischer Götzenpriester, dessen Bruder von den Polen getödtet war, voll Rachsucht mit einigen Genossen bewaffnet den Mönchen gefolgt und rückte ihnen nahe. Durch das Waffengeklirr erweckt, wurde Adalbert mit seinen Gefährten gebunden und fortgeschleppt. Er war bleich und sprach kein Wort. Erst als ihn die Heiden gebunden auf eine Anhöhe führten und sich dort sieben Speere auf seine Brust richteten, sprach er zu dem, der den ersten Stoß führen wollte, mit schwacher Stimme: „Was willst du?" Sofort bohrte ihm jener die Waffe in das Herz, und sechs andere Lanzenstiche machten darauf Adalberts Leben ein schnelles Ende. Das Haupt wurde der Leiche vom Rumpfe geschlagen und der Leib als Beute fortgeschleppt. Auch Gaudentius und Benedict mußten den Mördern folgen, wurden aber später aus den Banden befreit.

Am 23. April 997 fand Adalbert so den Märtyrertod; die Stelle, wo er geblutet hat, läßt sich aus den alten Nachrichten nicht klar erkennen.

Während dies an der preußischen Küste geschah, sah im Bonifaciuskloster zu Rom Johannes Canaparius, der Freund Adalberts, ein Gesicht, das ihm dessen Tod verkündete, und zu derselben Zeit wurde das Ende des theuren Mannes dem heiligen Nilus zu Gaeta offenbart. „Lieber Sohn," — schrieb er an Johannes — „unser Freund Adalbert wandelt im heiligen Geiste und steht im Begriff dies zeitliche Leben durch den seligsten Tod zu beschließen."

Der Franzose Gerbert und Otto III.

Die Nachricht von Adalberts Tode bewegte das Gemüth des Kaisers in tiefster Seele, und doch waren auf sein Gemüth inzwischen ganz andere Eindrücke geübt worden. Auf seinem Römerzuge hatte er auch Gerbert kennen gelernt, der an der Behauptung seines Erzbisthums verzweifelnd nach Rom geeilt war. Gerbert hatte hier für seine nächsten Zwecke wenig oder nichts erreicht, aber durch seinen glänzenden Geist und seine weit alle Zeitgenossen überragende Bildung war ihm gelungen die Gunst des jungen Kaisers zu gewinnen, der ihn, wie Adalbert, in seine Nähe zog und bald dauernd an sich zu fesseln suchte. Gerbert

kehrte von Rom zwar noch einmal nach Frankreich zurück, als aber nicht lange nachher Hugo Capet starb (24. October 996), verließ er Reims und Frankreich auf immer. Robert, der jetzt als ein Jüngling von vierundzwanzig Jahren die Regierung übernahm, war freilich Gerberts dankbarer Schüler, aber doch konnte dieser in seiner Angelegenheit keinen Beistand von ihm erwarten. Denn einerseits suchten Robert und dessen vielvermögende Mutter Adelheid den nachhaltigen Widerstand der Karolingischen Partei durch Nachgiebigkeit zu beseitigen, andererseits schloß der König gleich nach seiner Thronbesteigung eine Ehe, die Gerbert nachdrücklich widerrieth und ihn dadurch in hohem Maße erbitterte. Gerbert war rathlos, zumal auch der junge Papst sich unverhohlen immer entschiedener gegen ihn erklärte; seine Lage in Reims war unhaltbar, und er wußte nicht, wo er eine Stellung finden sollte, die seinem Ehrgeiz und seinen Ansprüchen an das Leben entsprach. Da erreichte ihn ein Brief erwünschtesten Inhalts, der seinen Sorgen ein schnelles Ziel setzte.

Der Brief kam von dem Kaiser und war die dringendste und ehrenvollste Einladung an dessen Hof. „Wir möchten gern," — so schrieb Otto — „euch, verehrungswürdiger und ausgezeichneter Mann, in unserer Nähe sehen, um dauernd den Umgang eines so trefflichen Führers genießen zu können, zumal eure erhabene Weisheit gegen unsere Einfalt stets Nachsicht geübt hat. Um es gerade heraus zu sagen, wir haben den Entschluß gefaßt euch zu bitten, ihr möchtet uns, da wir bisher nur ungenügend unterwiesen sind, in Wort und Schrift unterrichten und zugleich in den Staatsgeschäften mit treuem Rath unterstützen. Bei dieser unserer Bitte, die ihr uns nicht abschlagen dürft, wünschen wir, daß ihr gegen die Rohheit unserer sächsischen Natur schonungslos verfahren, dagegen was uns von griechischer Feinheit beiwohnen möchte, beleben und ausbilden möchtet. Denn es dürfte sich ein Fünkchen des wissenschaftlichen Strebens der Griechen in uns entdecken lassen, wenn sich der rechte Mann findet es anzufachen. Fachet mit der gewaltigen Flamme eurer Wissenschaft dieses Fünkchen an, erwecket unter Gottes Beistand in uns den Griechengeist zu kräftigem Leben und unterweiset uns zunächst in der Zahlenlehre, damit wir durch dieselbe in die Philosophie der Alten eingeführt werden: das ist es, was wir demüthig von euch erbitten. Was ihr beschlossen habt, meldet uns so bald als möglich." In scherzhaftem Tone fügte der Kaiser folgende Zeilen hinzu:

Verſe hab' ich nie gedichtet,
Nie den Geiſt darauf gerichtet,
Doch ſollt' ich es ſo weit bringen,
Daß auch Lieder mir gelingen,
Soviel Lieder ſend' ich gleich,
Als an Männern Gallien reich.

Ein ſo rühmliches Zeugniß für den Wiſſensdurſt und den regen Bildungsdrang des jungen Kaiſers der Brief ablegen mag, läßt er doch zugleich einen tiefen, nicht eben erfreulichen Blick in die Gemüthsart deſſelben werfen. Es ſtand dem Nachkommen Heinrichs und der Ottonen wenig an von der ſächſiſchen Rohheit zu reden und ſich vorzugsweiſe ſeines griechiſchen Bluts zu rühmen.

Gerberts Antwort ließ nicht lange auf ſich warten. „Die übergroße Güte," antwortete der gewandte Philoſoph, „daß ihr mich in euren Dienſt ziehen wollt, vermag ich vielleicht durch meine Wünſche für euer Wohl, aber nicht durch meine Verdienſte zu vergelten. Wenn ein ſchwacher Funke der Wiſſenſchaft in mir glüht, ſo hat ihn allein euer Ruhm angefacht, euer trefflicher Vater ihn genährt, euer erhabener Großvater ihn entzündet. Wir können euch daher nicht Schätze bringen, die unſer Beſitzthum wären, ſondern nur das uns anvertraute Gut euch zurückſtellen, auch vermögen wir euch Nichts zu bieten, was ihr nicht ſchon beſäßet oder doch ohnehin bald erlangen würdet, wie dies gerade euer edles, treffliches und einer ſolchen Stellung ſo würdiges Verlangen zeigt. Denn wäret ihr nicht ſchon zu der Erkenntniß gelangt, daß die Zahlenlehre in ſich die Elemente aller Dinge enthalte und ſie daraus abzuleiten ſeien, ſo würdet ihr nicht mit ſolchem Eifer nach einer wiſſenſchaftlichen Einſicht in dieſelbe verlangen; wäre euer Charakter nicht bereits durch die Moralphiloſophie befeſtigt, ſo prägte ſich nicht in euren Worten ſo deutlich jene Demuth aus, die gleichſam aller Tugenden Hüterin iſt. Und doch verbirgt ſich dabei nicht das ſich ſeiner bewußte Genie, das ſeine redneriſche Fülle, wie ihr ſo beredt zu erkennen gegeben habt, aus ſich ſelbſt und aus der Quelle der Griechen ſchöpft. Wahrlich es iſt eine göttliche Erſcheinung, wenn ein Mann, Grieche von Geburt, Römer nach der ihm übertragenen Herrſchermacht, die Schätze der griechiſchen und römiſchen Weisheit gleichſam wie ſein Erbgut in Anſpruch nimmt. Wir gehorchen alſo eurem kaiſerlichen Gebot hierin, wie in Allem, was eure göttliche Majeſtät ſonſt uns befehlen möchte.

Denn eurem Dienſt werden wir uns nimmer entziehen, da wir in der ganzen Welt keinen ſchöneren Anblick kennen, als den eurer Herrſchermacht."

So begab ſich Gerbert im Frühjahr 997 nach Sachſen an den kaiſerlichen Hof, wo er bei Otto, der eben damals mit Zurüſtungen zu einem neuen Wendenkriege beſchäftigt war, die ehrenvollſte Aufnahme fand. Der Kaiſer befeſtigte gerade die Arneburg an der Elbe, ließ ſie aber ſofort unter der Obhut des Erzbiſchofs Giſiler und eilte nach Magdeburg. Hier beſchäftigten ihn wiſſenſchaftliche Verhandlungen mit Gerbert; in der Kaiſerburg ſammelten ſich die berühmteſten Gelehrten der Zeit, von ihren Disputationen hallte der Hof wieder; Otto ſelbſt fand ein beſonderes Gefallen daran, ſpitzfindige Fragen den Männern der Wiſſenſchaft vorzulegen. Damals verfertigte Gerbert zu Magdeburg eine kunſtreiche Sonnenuhr, zu der er beſondere aſtronomiſche Beobachtungen anſtellte und die noch lange nachher bewundert wurde; damals erhielt er den Anſtoß zu einer gelehrten logiſchen Schrift, die ihn nachher dauernd beſchäftigt hat und die er dem jungen Kaiſer widmete, der ſelbſt den Gegenſtand angeregt hatte; damals wird er auch zuerſt die Seele des jungen Fürſten mit den Erinnerungen an die alte Römerzeit, in der er ſelbſt lebte, erfüllt haben. Vergebens kamen ihm Winke von Frankreich her, daß ſeine Gegenwart dort dringend nöthig ſei, daß Arnulf werde hergeſtellt werden, wenn er länger ausbleibe, daß die Biſchöfe, die jenen verurtheilt hätten, mit dem Bann belegt ſeien; Nichts machte einen Eindruck auf ihn, und obwohl er ſich nicht entſchließen konnte das Erzbisthum aufzugeben, lehnte er doch jede Aufforderung zur Rückkehr ab; er ſchwelgte in dem Bewußtſein, in dem ihm ganz ergebenen Kaiſer ein williges Werkzeug ſeiner Pläne zu haben, und ſonnte ſich in der Bewunderung ſeiner Umgebung und in der Gunſt des Kaiſers. Schon zeigte ſich dieſe auch in reichen Gaben der Huld. „Stattlich habt ihr mich ausgeſtattet mit dem ſtattlichen Sasbach," *) ſchreibt Gerbert mit witzelnder Phraſe dem Kaiſer, „und eurer ewigen Herrſchaft werde ich ewig meine Dienſte widmen."

Der gelehrte Kreis in Magdeburg trennte ſich bald. Der Kaiſer zog in den Krieg, da die Arneburg von den Wenden überfallen und

*) Sasbach war eine Pfalz in Schwaben, wo häufig die Karolinger und noch Otto III. im Jahre 994 Hof gehalten hatte.

Giſiler nach Verluſt faſt ſeiner ganzen Mannſchaft in die Flucht gejagt war; der Markgraf Lothar, zu ſpät zur Hülfe geeilt, hatte den Brand der Stadt mit eigenen Augen ſehen und den Platz den Wenden überlaſſen müſſen. Otto ging deshalb im Auguſt ſelbſt über die Elbe, drang in das Havelland ein, verheerte daſſelbe weit und breit und meldete den glücklichen Fortgang des Kriegs an Gerbert, der durch körperliche Beſchwerden behindert in Magdeburg zurückgeblieben war. „Ihr könnt denen," ſchrieb ihm Gerbert zurück, „die um euch Sorge tragen, nichts Erfreulicheres melden, als den Ruhm eurer Herrſchaft. Und welcher Ruhm iſt größer für einen Fürſten und ſchöner für einen Herrſcher, als Kriegsſchaaren ſammeln, in das Land der Feinde einbrechen, ihrem Anſturme wehren, indem er ſich ſelbſt ihnen entgegenwirft und ſich ſo für das Vaterland, den Glauben, für das Wohl der Seinigen und für die gemeine Sache allen Gefahren preisgiebt! Das habt ihr gethan, und welche Erfolge habt ihr ſo errungen!" Die Erfolge waren indeſſen gering. Schon im September kehrte Otto nach Magdeburg zurück, und das Wendenland blieb unbezwungen. An einer anderen Stelle hatten die Wenden inzwiſchen die Elbe wieder überſchritten und verheerten den Bardengau, die Gegend um Lüneburg. Hier hatte der Kaiſer zum Schutze des Landes weſtfäliſche Schaaren zurückgelaſſen, während er ſein eigenes Heer aus den öſtlichen Gegenden Sachſens und Thüringens geſammelt hatte. Am 6. November kam es zwiſchen dieſen Weſtfalen und den Wenden zu einem hitzigen Kampfe. Der Biſchof Ramward von Minden führte das deutſche Heer, mit dem Kreuze in der Hand, zum Streit; der Kampf endete mit einer ſchmählichen Niederlage der Wenden, hatte aber doch keinen weiteren Erfolg, als daß die Wenden das linke Elbufer verließen.

Zu der Zeit dieſes Kampfes hatte der Kaiſer Sachſen bereits verlaſſen und ſich nach den Rheingegenden gewendet. Seine Gedanken waren auf einen neuen Römerzug gerichtet, an den er und Gerbert die weitausſehendſten Pläne knüpften; zugleich rief Papſt Gregor, der längſt Rom flüchtig hatte verlaſſen müſſen, den Kaiſer über die Alpen. Nicht auf einen flüchtigen Aufenthalt in Italien war es diesmal abgeſehen; daher wurde Alles mit ungewöhnlicher Sorgfalt vorbereitet. Der neue Baiernherzog und der neue Schwabenherzog mußten hier zum erſten Male dem Kaiſer Heeresfolge leiſten; ſelbſt die Markgrafen von Meißen und der Lauſitz, der tapfere Eckard und der junge Gero, des im Jahre

993 verstorbenen Markgrafen Hodo Nachfolger, wurden aufgeboten, während der Schutz Sachsens gegen die Wenden Herzog Bernhard und dem Markgrafen Lothar von der Nordmark verblieb; endlich sollte auch Herzog Otto von Kärnthen, der Vater Papst Gregors, dem kaiserlichen Heere zuziehen. Die Verwaltung des deutschen Reichs während seiner Abwesenheit übertrug Otto der klugen und gewandten Schwester seines Vaters, der Aebtissin Mathilde von Quedlinburg. Im Anfang November verließ er die alte Kaiserburg Karls des Großen zu Aachen, wo er während des ganzen Octobers Hof gehalten hatte, und wandte sich nach dem Süden. Auf der Brennerstraße überstieg er die Alpen; am 13. December war er zu Trient und eilte dann nach Pavia, wo er das Weihnachtsfest feierte und den Anfang des neuen Jahrs erwartete. Hier traf er auf seinen Vetter Papst Gregor, der freudig die langersehnte Hülfe begrüßte.

16.

Die Reform des Papstthums im Keime.

Der deutsche Papst Gregor V.

Die Erhebung Gregors V. war die Antwort der deutschen Bischöfe auf die Reimser Beschlüsse gewesen. Sie wollten an die Spitze der Kirche einen Mann stellen, der durch Sittenstrenge und wissenschaftliche Bildung nicht zu ähnlichen Ausstellungen Anlaß gäbe, wie sie die französischen Bischöfe gegen jene Römer erhoben hatten, die zuletzt unter dem Einfluß der Ottonen den Stuhl Petri bestiegen hatten; sie wollten zugleich das Papstthum den kleinlichen Interessen der römischen Adelsparteien entreißen und wieder auf die Höhe seiner wahren Bedeutung erheben; sie wollten ihm endlich alle Hülfsmittel des Kaiserreichs zu Gebote stellen, um heilsame Maßregeln für die Kirche kraftvoll durchzuführen. Deshalb lenkten sie die Wahl auf einen Geistlichen der strengsten Richtung, den aber zugleich eine außergewöhnliche Bildung empfahl, auf

einen deutschen Kleriker, der allen Parteien des römischen Adels gleich fern stand, auf einen nahen Verwandten des Kaisers, der durch Freundschaft ihm nicht minder verbunden war als durch Bande des Bluts; man erhob überdies in ihm auf den Stuhl Petri einen thatkräftigen jungen Mann, dem ein langes Leben an der Seite seines kaiserlichen Vetters gegönnt schien, um weitgreifende Reformen durchzuführen. Indem Papstthum und Kaiserthum so enger verbunden waren, als es noch jemals der Fall gewesen, hoffte man der von Frankreich her noch immer drohenden Kirchenspaltung vorzubeugen, man erwartete zugleich aber von dem einträchtigen Wirken dieses Kaisers und dieses Papstes eine gründliche Heilung der mannigfachen Schäden, die sich tief in die Kirche eingefressen, wie nicht minder den wohlthätigsten Einfluß auf die staatlichen Verhältnisse des Abendlands.

Nicht allein die deutschen Bischöfe dachten so; allgemein fühlte man, was die Erhebung Gregors sagen wollte. „Wir haben dem Herrn zu danken," schrieben einmal die Bischöfe Oberitaliens an Gregor, „daß das weltliche Regiment und die Kirche Gottes jetzt gegenseitig durch ihr glückliches Gedeihen gekräftigt werden. Ihr seid mit des Kaisers Majestät durch unauflösliche Bande verknüpft, eure Absichten und eure Handlungen können nicht auseinandergehen; denn wie euch Verwandtschaft verbindet und die treueste Anhänglichkeit dieses Band befestigt, so müßt ihr auch stets dasselbe wollen, dasselbe denken und beabsichtigen und könnt nie schließlich zu verschiedenen Zielen gelangen." Vor Allen jubelten in Frankreich die Cluniacenser. Als der Abt Abbo von Fleury, eine der wichtigsten Stützen der Congregation, die Wahl Gregors vernahm, schrieb er: „Ich habe eine Nachricht erhalten, die mich mehr erfreut hat als Gold und Edelstein; ein Mann kaiserlichen Geblüts, voll Tugend und Weisheit, ist auf den Stuhl Petri erhoben worden."

Die Bedeutung der großen Aufgabe, die ihm gestellt war, erfaßte Gregor vollkommen, aber indem er sich ganz mit derselben durchdrang, mußte ihm auch sogleich der Unterschied zwischen seiner Stellung und der seines kaiserlichen Vetters bewußt werden. Es fehlte so viel daran, daß er sich in eine sklavische Abhängigkeit von einer zeitlichen Gewalt versetzt hätte, daß er vielmehr alsbald mit der größten Rücksichtslosigkeit die geistlichen Waffen schwang und selbst die höchsten weltlichen Mächte nicht schonte, wenn sie sich ihm widersetzten. Gregor fühlte sich als der

Träger einer lediglich von Gott selbst eingesetzten, hoch über jeder zeitlichen Gewalt erhabenen Macht; die unumschränkte Herrschaft der Kirche nahm er in Anspruch und brachte die pseudoisidorischen Decretalien, freilich im guten Glauben an ihre Echtheit, die ja Niemand damals bezweifelte, ungescheut in Anwendung. Richterlichen Aussprüchen der Provinzialsynoden über Bischöfe verstattete er keine Bedeutung mehr, es sei denn, daß sie im Auftrage Roms handelten; selbst das Aufsichtsrecht der Bischöfe innerhalb ihrer Sprengel beschränkte er, indem er die Klöster demselben zu entziehen und unmittelbar unter Roms Herrschaft zu bringen suchte. Nur durch die absolute Freiheit des Papstthums von jeder hemmenden Schranke glaubte er der Entsittlichung des Klerus wirksam entgegentreten, wie Ordnung und Einheit in die Kirche zurückführen zu können. So begegneten sich seine Absichten genau mit denen der Cluniacenser, und mit diesen Mönchen ist er auch vom Anfange seines Pontificats an in die genaueste Verbindung getreten; er war es, der das Kloster und die Congregation von Cluny in seinen besonderen Schutz nahm, sie in allen ihren Besitzungen und Rechten bestätigte, von der bischöflichen Aufsicht befreite und ihr Freiheiten ertheilte, die noch lange nachher von den französischen Bischöfen nicht anerkannt wurden.

Der höchste Triumph der deutschen Nation schien errungen, als ein deutscher Papst und ein deutscher Kaiser zugleich an die Spitze des Abendlands traten; man mochte glauben, daß sie die Herrschaft der Deutschen für alle Zeit sichern und die Welt mit deutschen Lebenselementen neu durchdringen würden. Aber es zeigte sich allzu bald, daß man sich hierin geirrt hatte. Wie der Slawe Adalbert und der Franzose Gerbert das Gemüth des jungen Kaisers gewonnen hatten, so wurde der deutsche Papst der treueste Bundesgenosse der französischen Mönche. Wie Otto den Sachsen vergessen und vor Allem ein römischer Kaiser sein wollte, so fühlte sich Gregor V. vornehmlich als römischer Papst; nicht als der erste deutsche Bischof auf dem Stuhl Petri sah er sich an, sondern als der Letzte in jener langen Reihe römischer Oberpriester, die diesen Stuhl vor ihm eingenommen hatten. Die universellen Anschauungen der späteren Römerzeit gewannen so noch einmal den vollständigsten Sieg über die eigenthümlichen Richtungen des deutschen Geistes; die Welt mußte noch einmal den Versuch sehen, Papstthum und Kaiserthum in römischem Sinne zu erneuern. Zwei junge deutsche Fürsten waren es, die zu derselben Zeit diesen Versuch wagten.

Der Papst, etwa zehn Jahre älter als sein kaiserlicher Vetter, trat, unmittelbar auf den Schauplatz Roms gestellt, zuerst mit seinen Absichten hervor. Es lebte in ihm Etwas von dem muthigen, leidenschaftlichen und ehrgeizigen Sinne seines Großvaters, jenes Herzogs Konrad, der auf dem Lechfelde gefallen war; mit Entschlossenheit und Hitze ging er auf sein Ziel los, und selbst jene strengen Mönche, die in dem Kloster des h. Bonifacius auf dem Aventin lebten, urtheilten, daß der Papst zu jung und ungestüm sei. Der Geist jenes gewaltigen Nicolaus I. schien in ihm aufgelebt; mehr diesem Vorbilde strebte er nach, als dem des großen Gregor, von dem er den Namen geliehen hatte.

Die vielfachen Schwierigkeiten, die Gregor auf seinem Wege finden mußte, konnten ihm nicht entgehen; wenn er dennoch durchzudringen hoffte, so baute er dabei allerdings wohl zunächst auf den Schutz seines kaiserlichen Verwandten, noch mehr aber gewiß auf die Gerechtigkeit seiner Sache und das Ansehen, welches trotz aller Gräuel, die seit einem Jahrhundert den Stuhl Petri befleckt hatten, im ganzen Abendlande und selbst über die Grenzen desselben hinaus die römische Kirche genoß. Denn was auch die Bischöfe zu Reims gesagt haben mochten, die Autorität des Stuhls Petri war mit Nichten in ihrem Grunde erschüttert; sie hatte sich vielmehr trotz des kläglichen Zustandes, in dem sich so lange die römische Kirche befand, auf fast wunderbare Weise erhalten. So waren noch unter Johann XII. vom Erzbischofe von Cordova Gesandte in Rom erschienen, um eine Entscheidung des Papstes in Angelegenheiten der spanischen Kirche zu fordern; England zahlte den Peterspfennig regelmäßiger als je, da Erzbischof Dunstan von Canterbury, jener feurige Eiferer, die englische Kirche aufs Neue mit den festesten Banden an Rom gekettet hatte; unter Benedict VII. hatte die Kirche von Karthago einen Priester nach Rom geschickt und dort weihen lassen, und bald darauf kam zu Gregor aus Afrika Blinwarmund, Bischof von Hippo, seiner Abkunft nach unzweifelhaft ein Vandale. Wenige Jahre vorher hatten sogar die Erzbischöfe Theodor von Aegypten und Honestus von Jerusalem Gesandte geschickt und in kirchlichen Angelegenheiten des Papstes Entscheidung in Anspruch genommen.

Wie die Sachen lagen, mußte die Angelegenheit des Reimser Erzbisthums die Aufmerksamkeit des neuen Papstes zunächst beschäftigen; gleich in den ersten Tagen trat sie ihm nahe genug. Mit dem Heere des Kaisers war der neugewählte Bischof Herluin von Cambray über

die Alpen gekommen und beschwerte sich die bischöfliche Weihe in Reims nicht erhalten zu können, weil weder Arnulf noch Gerbert dieselbe vorzunehmen im Stande seien. In versammelter Synode weihte der Papst nun selbst den Bischof und gab dessen Kirche einen Freibrief, in dem mit ausdrücklichen Worten Gerbert als ein Eindringling bezeichnet ist, obwohl derselbe sich damals zu Rom und in der nächsten Umgebung des Kaisers aufhielt. Bald darauf erschien der Abt Abbo vor Gregor und fand die beste Aufnahme; beide besprachen den Zustand der Kirche Frankreichs, und Gregor gab dem Abt an König Robert den Auftrag mit, die sofortige Freilassung Arnulfs zu verlangen; zugleich übersandte er das Pallium an den mißhandelten und gefangenen Erzbischof. Zu derselben Zeit beschied er alle Bischöfe, welche in die Absetzung Arnulfs gewilligt hatten, zu einem Concil, das er im Anfange des Jahrs 997 zu Pavia halten wollte. Nicht lange danach konnte Abbo melden, daß König Robert dem Wunsche des Papstes gewillfahrt habe und Arnulf auf freiem Fuß sich befände. Gregor begab sich nach Pavia; er hoffte hier sein Richteramt über die französischen Bischöfe üben zu können. Aber sie stellten sich nicht und ließen durch Boten aus dem Laienstand ihr Ausbleiben entschuldigen. Wegen dieses Ungehorsams wurden sie sämmtlich bis auf Weiteres ihres Amtes enthoben, dieselbe Strafe traf Adalbero von Laon, weil er Arnulf gefangen genommen hatte. Obgleich in der Sache des Erzbischofs selbst kein endgültiger Beschluß gefaßt werden konnte, wurde ihm doch wenig später die Ausübung aller bischöflichen Verrichtungen ausdrücklich erlaubt.

Wenn König Robert sich in Arnulfs Sache nachgiebig zeigte, so geschah es vornehmlich in Rücksicht auf seine zweite Ehe, die mit Recht den größten Anstoß erregte. Ohne gerechte Beweggründe von seiner ersten Gemahlin Susanna, einer reichen Italienerin, geschieden, hatte er sich gleich nach seines Vaters Tode mit Bertha, der Wittwe jenes Grafen Odo, der im Kampfe gegen Hugo Capet gefallen war, abermals vermählt. Er schloß diese Verbindung, der wegen naher Verwandtschaft auch kirchliche Hindernisse entgegenstanden, um des Reichthums und der wichtigen Verbindungen Berthas willen und scheute sich sogar nicht jenen Fulko, der Hugo Capets Sache gegen Odo vertreten hatte, gleichsam als Odos Rächer mit Krieg zu überziehen. Wenn er aber meinte, daß seine Nachgiebigkeit den Papst bewegen werde eine Ehe zu genehmigen, die selbst Gerbert mißbilligte, so irrte er sich gewaltig; auf der Synode

von Pavia gebot Gregor ihm und allen Bischöfen, die diese Ehe begünstigt hatten, Buße zu thun und bedrohte sie, wenn sie ihm Gehorsam verweigerten, mit dem Banne. So entschieden trat Gregor auf, und doch war Bertha dem kaiserlichen Hause nahe verwandt, die Tochter König Konrads von Burgund und Nichte der Kaiserin Adelheid. Robert gab dem Willen des Papstes nicht in so weit nach, daß er sich von Bertha getrennt hätte, aber soviel erreichte dieser doch, daß bald darauf Arnulf wieder völlig in sein Amt eingesetzt wurde; auch leisteten, wie es scheint, die französischen Bischöfe die ihnen auferlegte Buße. Die Kirche Frankreichs unterwarf sich wieder Rom; Gerbert, obwohl nicht zu vermögen dem erzbischöflichen Titel zu entsagen, hatte sich bereits von Reims entfernt und beugte sich, wie er sagte, vor einem höheren Willen.

Nicht minder entschieden griff Gregor in die Verhältnisse der deutschen Kirche ein. Die Aufhebung des Merseburger Bisthums durch den Vater des Kaisers galt noch immer allen Strenggläubigen als ein großes Aergerniß; man hielt den Zorn Gottes und des heiligen Laurentius für ungesühnt und maß demselben alle Verluste des Reichs, namentlich in den wendischen Marken, bei. Den Erzbischof Gisiler klagte die öffentliche Meinung hauptsächlich der Mitschuld an diesem Frevel an, obwohl Niemand wagte den klugen und mächtigen Mann anzugreifen, der trotz des offenkundigen Verraths an dem Sohne Ottos II. wieder eine sehr bedeutende Stellung an dem kaiserlichen Hofe einnahm. Auf der Synode zu Pavia trat Gregor indessen auch mit dieser Sache hervor; er beschied Gisiler, der widerrechtlich seinen Bischofsstuhl verlassen und einen fremden an sich gerissen, auf Weihnachten vor seinen Richterstuhl nach Rom und bedrohte ihn, wenn er nicht erschiene, mit Entfernung vom Amte. Diesen Beschluß theilte Gregor mit den anderen des Concils dem Erzbischof Willigis als seinem Vikar in Deutschland mit, damit er für die Ausführung desselben Sorge trage. So verfuhr dieser deutsche Papst gegen einen deutschen Erzbischof, der in der unmittelbaren Umgebung des Kaisers lebte, und in einer Sache, die sogar das Andenken des Vaters dieses Fürsten auf das Empfindlichste berührte.

Es muß um so mehr befremden, daß Gregor mit den Erzbischöfen von Mailand und Ravenna und zehn Bischöfen der Lombardei — denn diese allein waren auf dem Concil erschienen — so durchgreifende Beschlüsse faßte, da er inzwischen selbst aus seinem Bisthum verdrängt war

und die Hülfe seines kaiserlichen Verwandten in Anspruch nehmen mußte. Kaum hatte er nämlich Rom verlassen, so hatte sich Crescentius wieder der Herrschaft der Stadt bemächtigt und sogar die Einkünfte der römischen Kirche mit Beschlag belegt. Deshalb wurde Crescentius jetzt auf dem Concil als Räuber und Verderber der römischen Kirche mit dem Bannfluch belegt und allen Bischöfen aufgetragen diesen Beschluß in ihren Sprengeln zu verkünden. Da aber vorauszusehen war, daß Crescentius dazu schreiten würde, einen Gegenpapst einzusetzen, ließ Gregor zugleich beschließen, jeder Bischof, Priester oder andere Kleriker, der bei Lebzeiten des Papstes in Bezug auf eine neue Wahl Verbindlichkeiten eingehen würde, sollte seines Amtes entsetzt und verflucht sein. Nach diesen Beschlüssen trennte sich das Concil; Gregor aber zog in den Städten der Lombardei umher, die Hülfe des Kaisers erwartend.

Was er gefürchtet hatte, trat ein. Schon im Mai 997 erhob Crescentius einen Gegenpapst auf den Stuhl Petri, und zwar einen Mann, der dem Kaiser bisher nahe genug gestanden hatte. Gerade damals war der Erzbischof Johannes von Piacenza von seiner Gesandtschaftsreise aus Constantinopel zurückgekehrt, während Bischof Bernward von Würzburg auf der Reise gestorben war. Es begleiteten Johannes griechische Gesandten; seine Bewerbung muß also nach langen Verhandlungen doch endlich einiges Gehör gefunden haben. Johannes berührte auf der Rückreise Rom, und dieser von Otto II. aus der Niedrigkeit erhobene Kleriker, der Günstling der Theophano und Lehrer des jungen Kaisers, ließ sich vom Ehrgeiz so weit verblenden, den Anerbietungen des Crescentius, ihn auf den ersten Bischofsstuhl der Christenheit zu erheben, ein williges Ohr zu leihen; er bestieg gegen den Willen des Kaisers bei Lebzeiten des rechtmäßigen Papstes den Stuhl Petri, obwohl er Beiden überdies durch ein besonders heiliges Band als ihr Taufzeuge verbunden war. Vergebens waren die brieflichen Ermahnungen des heiligen Nilus an den ihm befreundeten Landsmann, diesem thörichten Beginnen zu entsagen und sich aus den Wirren der Welt in ein Kloster zurückzuziehen; der ehrgeizige Mann verfolgte den eingeschlagenen Weg, indem er dabei, wie man erzählte, hauptsächlich auf Unterstützung von Constantinopel rechnete. Unausbleiblich war nun, daß Johannes von Gregor seines Bisthums entsetzt und gebannt wurde; Piacenza, nur um seinetwillen zum Erzbisthum erhoben, wurde wieder unter den Erzbischof von Ravenna gestellt, zu dessen Kirchenprovinz es früher gehört hatte.

Kaiser Otto, theils durch den Wendenkrieg, theils durch die gelehrten Disputationen zu Magdeburg an den Nordostgrenzen seines Reichs aufgehalten, nahte endlich mit einem stattlichen Heere, und Gregor konnte ihn, wie wir sahen, am Weihnachtsfest 997 zu Pavia begrüßen. Alsbald brach man auf und fuhr den Po hinab; zu Ferrara kam dem Kaiser sein Pathe, der Sohn des Dogen von Venedig, auf schöngeschmückten Schiffen entgegen, und auf dem stattlichsten derselben fuhr der Kaiser bis nach Ravenna. Ein langobardisches Aufgebot hatte sich inzwischen dem Heere angeschlossen; eilends zog man gegen Rom; schon in den letzten Tagen des Februar erschien der Papst mit dem Kaiser vor der Stadt, die willig ihre Thore öffnete.

Der Gegenpapst hatte sich geflüchtet und hielt sich in einem festen Thurm, weit von der Stadt belegen, verborgen. Hier nahm ihn eine kaiserliche Heerschaar, von dem Grafen Birthilo im Breisgau geführt, gefangen, verstümmelte ihn grausam an Ohren, Augen, Nase und Zunge und brachte ihn nach Rom zurück. Als Nilus das traurige Schicksal seines Freundes und Landsmanns erfuhr, eilte er von seinem Kloster bei Gaeta herbei. Kaum überstand der fast neunzigjährige Greis, dessen Leib überdies durch die Osterfasten geschwächt war, die Leiden der Reise. Ehrfurchtsvoll empfingen ihn Papst und Kaiser, küßten ihm die Hände und räumten ihm einen erhöhten Sitz ein; als Nilus dann um die Person des unglücklichen Johannes bat, die er in die Stille eines Klosters bringen wollte, zeigte sich auch der Kaiser geneigt diese Bitte zu erfüllen, wenn der heilige Mann sich nach Rom übersiedeln und dort die Leitung eines Klosters übernehmen wolle. Nilus glaubte seine Absicht erreicht zu haben und verließ den Kaiser; aber Gregor wollte volle Vergeltung für das größte Vergehen, das es in seinen Augen gab. Er versammelte ein Concil, ließ Johannes seiner angemaßten päpstlichen Gewalt schimpflich entkleiden und zerriß ihm das Bischofskleid; dann wurde der Verstümmelte rücklings auf einen Esel gesetzt und den Schweif als Zaum in der Hand unter öffentlichem Ausruf und schmählichen Verunglimpfungen durch die Straßen der Stadt geführt. Nilus versank, als er dies hörte, in finsteres Schweigen; der Kaiser sandte einen seiner Erzbischöfe zu ihm, um sich zu entschuldigen und den heiligen Mann zu begütigen, aber der greise Nilus sprach zu dem Boten: „Melde dem Kaiser und dem Papst, das sage ihnen der faselnde Alte: Nicht aus Furcht, nicht um meiner Macht willen habt ihr mir jenen blinden Mann

geſchenkt, ſondern um Gotteswillen. Habt ihr ihm nun Leides gethan, ſo habt ihr es nicht ihm, ſondern mir, ja vielmehr Gott ſelbſt gethan. Und wie ihr euch jenes nicht erbarmt habt, den Gott in eure Hände gab, ſo wird ſich der himmliſche Vater auch eurer Sünden nicht erbarmen." Als der Erzbiſchof noch etwas erwiederte, antwortete Nilus nicht mehr, ſondern that, als ob er ſchliefe; alsbald ſtieg er mit ſeinen Begleitern zu Pferde und eilte nach ſeinem Kloſter in Gaeta zurück.

Creſcentius hatte ſich inzwiſchen in die Engelsburg geworfen. Gleich nach der Oſterwoche fingen die Deutſchen an die Burg zu berennen. Markgraf Eckard von Meißen leitete die Belagerung; nicht bei Tage, noch bei Nacht ließ er Creſcentius Ruhe: mit gewaltigen Maſchinen und auf Leitern wurde die Burg angegriffen und mußte ſich ſchon nach einigen Tagen ergeben. Kläglich flehte Creſcentius um Gnade, aber auf dem Dache der Engelsburg ließ ihn Otto enthaupten, den Leichnam von der Höhe auf das Pflaſter werfen, nach dem Monte Mario hinter der Peterskirche ſchleifen und dort mit den Füßen an den Galgen hängen. Neben ihm wurden zwölf ſeiner Genoſſen an das Kreuz geſchlagen. Dies geſchah am 29. April des Jahrs 998; der Kaiſer bezeichnete den Tag durch reiche Schenkungen an Klöſter und ſeine Getreuen. In Trastevere in der Kirche des heiligen Pancratius am Janiculum, unmittelbar vor dem nach dieſer Kirche genannten Thore, wurde der Leichnam des Creſcentius beigeſetzt, und hier las man noch bis in die neuere Zeit im Fußboden folgende Grabſchrift des verwegenen Römers:

Staub biſt Menſch du und Aſche; du ſpähſt nach gewaltigen Dingen,
Aber es ſchließen dich bald wenige Spannen nur ein.
Siehe, der Rom einſt beherrſchte, als hold ihm das Glück noch gewogen,
Liegt in der Höhle des Grabs hier wie ſo klein und gering!
Glänzend Creſcentius prangte als Herr und Herzog der Römer,
Und von gerühmtem Geſchlecht ſtammte der edele Sproß,
Kraftvoll blühte das Land, das der Tiber beſpült, und dem Papſte
Beugte das römiſche Volk willig und ruhig das Haupt:
Doch ihm zerſtörte das Glück voll Launen die Blüthe der Tage,
Und durch ein finſteres Loos führt' es ſein Leben zum Ziel.
Wer du auch ſeiſt, der heut ſich noch freut des himmliſchen Lichtes,
Seufzend ſprich: Fahr wohl! Wiſſe, du theilſt ſein Geſchick!

Mit ungewohnter Strenge wurden nun in Rom vom Kaiſer und Papſt die Schuldigen beſtraft; auch die der römiſchen Kirche entfremdeten Beſitzungen und Gerechtſame wurden unnachſichtig beigebracht, nicht in

der Stadt allein, sondern auch in der Umgegend. So hatte der Graf Benedict im Sabinerlande, des Crescentius Schwiegersohn, eine dem Papste gehörige Burg an sich gerissen; als nun ein Sohn dieses Benedict in die Gefangenschaft des Papstes gerieth, erklärte dieser, denselben nicht eher auszuliefern, als bis die römische Kirche wieder zu ihrem Besitzthum gelangt sei. Benedict versprach sich Anfangs zu fügen, machte aber nichtsdestoweniger Anstalt die Burg zu behaupten. Sofort brachen Papst und Kaiser gegen ihn auf, rückten mit Heeresmacht ihm entgegen und ließen, als Benedict ihrer ansichtig wurde, dessen Sohn mit gebundenen Händen zum Galgen führen; da erst gab der Graf nach und löste seinen Sohn durch die Burg aus. Auf solche Weise wurde der Uebermuth des römischen Adels gebrochen und die Herrschaft des Papstes und Kaisers in der Stadt wieder zur Geltung gebracht.

Im Anfang des Mai hielt Gregor eine feierliche Synode in der Peterskirche. Italische, deutsche und spanische Bischöfe und Aebte waren zugegen, auch der Kaiser selbst erschien mit einem zahlreichen Gefolge von Fürsten und Herren. Es galt die Entscheidung über einen Streit, der in der Mark von Barcelona über das Bisthum Auch ausgebrochen war. Arnulf und Guadald haderten um dieses Bisthum und waren beide mit dem Grafen Ermingaud, dem Sohn des Markgrafen Borrell, nach Rom gekommen, um die Entscheidung des Papstes anzurufen. Nach dem Wunsche des Grafen wurde die Sache zu Gunsten Arnulfs vom Papste entschieden, der dann in seinem und des Kaisers Namen den neuen Bischof mit den Besitzungen seiner Kirche investirte. Man sieht, die spanische Mark schloß sich enger, als es bisher der Fall gewesen war, an das römische Papstthum an und ordnete sich zugleich dem Kaiserthum unter.

In der heißen Jahreszeit verließ der Kaiser Rom und begab sich in die Berggegenden Toscanas; gegen den Herbst durchzog er dann die Städte der Lombardei und ließ in seinem Beisein eine Synode zu Pavia abhalten, auf der er mit Gerbert wieder zusammentraf, der mit ihm über die Alpen gekommen war, ihn bis Rom begleitet, sich aber später von ihm getrennt hatte. Gregor V. hatte nämlich nach dem Wunsch des Kaisers das Erzbisthum Ravenna an Gerbert verleihen müssen, obwohl der Erzbischof Johann, der selbst einst die Königskrone dem Kinde zu Aachen aufgesetzt und in bedenklichen Zeiten treu zum Kaiser und Papste gehalten hatte, noch lebte; freiwillig oder gezwungen war er von dem

Bisthum zurückgetreten, um dem Günstling des Kaisers Platz zu machen. Unwillig gewiß beugte Gregor sich dem Willen Ottos, aber die Verhältnisse zwangen den sonst so hartnäckigen Mann; am Tage vor der Enthauptung des Crescentius ertheilte er Gerbert das Pallium. In der darüber ausgestellten Urkunde fehlte es nicht an empfindlichen Ermahnungen, die der jüngere dem älteren Manne ertheilte. „Nach dem Wohlwollen des apostolischen Stuhls," heißt es, „und nach unserer alten freundschaftlichen Verbindung haben wir dich, o Bruder, der Kirche von Ravenna vorgesetzt und uns bewogen gefunden, dir die Abzeichen der früheren Bischöfe und den Gebrauch des Palliums nach der in dieser Kirche hergebrachten Weise zu ertheilen. Aber nichtsdestoweniger ermahnen wir dich, daß du, wie du dich der Erlangung dieses Schmucks und des priesterlichen Amts durch unsere Person erfreust, so nun auch dich bemühst, durch Rechtlichkeit des Sinns und der Handlungen dem in Christo übernommenen bischöflichen Amte Ehre zu machen. Dann wirst du, wenn mit dem leiblichen Schmuck auch die Tugenden des Herzens übereinstimmen, mit dem Propheten in Wahrheit sprechen können: „Ich schaue Gott allezeit vor meinem Angesicht, daß er zu meiner Rechten sei und ich nicht strauchele." " Gerbert erhielt überdies vom Kaiser und Papst große Gerechtsame für seine Kirche nebst noch größeren Versprechungen, indem er nach dem Tode der Kaiserin Adelheid den Bann, Zoll, die Münze und das Marktrecht in Ravenna und bis an das Meer, wie auch die Grafschaft von Comachio überkommen sollte.

Jetzt endlich, nachdem ihm schon zuvor das reiche Kloster Bobbio zurückgegeben war, nachdem er überdies die Abtei Nonantula erhalten hatte, konnte Gerbert sich für Reims entschädigt halten und gab seine Ansprüche auf das französische Erzbisthum auf. Jetzt mochten auch endlich die Forderungen schweigen, die er unabläßig an seinen kaiserlichen Zögling richtete, dem er es, wenn er nicht gleich zum Genuß der reichen Schenkungen gelangte, unsanft genug vorhielt, wie wenig seine Dienste anerkannt würden. „Ich weiß," schrieb er ihm einst, „daß ich gegen Gott in Vielem gesündigt habe und sündige, aber worin ich euch und die Eurigen jemals verletzt habe, weiß ich nicht. O! hätte ich doch, was mir eure Freigebigkeit so rühmlich verehrt, niemals angenommen, oder nun ich es angenommen, nicht so schimpflich verloren. Was soll ich sagen? Was ihr mir gabt, konntet ihr mir entweder geben oder konntet nicht. Im letzteren Falle, warum gabt ihr vor es zu können? Konntet

ihr es aber, wo ist dann der erbärmliche Wicht, der unserem Kaiser, dem der Erdkreis sich beugt, gebieten will? In welchem Dunkel verbirgt sich der Schurke? Er trete hervor, und man kreuzige ihn, daß unser Kaiser frei seine Herrschaft übe! Viele haben gemeint, ich vermöchte Etwas bei euch, aber nun wäre es von Nöthen, daß ich deren Fürsprache gewänne, die ich einst bei euch vertrat. Wohl muß ich jetzt mehr meinen Feinden als meinen Freunden glauben; denn diese sagten mir alles Liebe und Gute vorher, jene aber prophezeiten mir, alle eure Gnadenbriefe und Gunstbeweise würden mir zu Nichts helfen und auf den guten Anfang würde ein schlimmes Ende folgen. Das ist traurig für mich und ungeziemend zugleich für eure kaiserliche Person. In drei Epochen, so zu sagen, habe ich nun euch, eurem Vater und Großvater mitten unter feindlichen Waffen die unverbrüchlichste Treue bewährt; meine geringe Person habe ich euch zu Liebe dem Zorn der Könige und der Empörung der Völker ausgesetzt. Durch Wildnisse und Einöden, durch räuberische Ueberfälle, durch Hunger und Durst, durch Hitze und Kälte, durch alle diese Widerwärtigkeiten habe ich mich nicht hindern lassen zu dem Sohn meines Kaisers zu dringen, als er in Banden war; lieber hätte ich dem Tode ins Auge gesehen, als seines Anblicks entbehrt; ich sah ihn, und mein Herz war getröstet und erfreut — o möchte mir diese Freude bis an mein Ende bleiben und ich bei euch in Frieden meine Tage beschließen!" Dieser Brief wirft ein helles, nicht eben vortheilhaftes Licht auf den Charakter des französischen Mönchs von Aurillac.

Uebrigens zeigte sich Gerbert, sobald er wieder zu einer einflußreichen Stellung in der Kirche gelangt, wie umgewandelt; allen schismatischen Bestrebungen sagte er auf immer ab und verfolgte die strenge Richtung, die vom Stuhl Petri ausging, mit allem Eifer. Schon wenige Tage nach seiner Erhebung versammelte er eine Synode zu Ravenna, auf der er ernste Beschlüsse gegen eingewurzelte kirchliche Mißstände fassen ließ. Im Herbst begab er sich dann zu jener Synode, welche die oberitalischen Bischöfe zu Pavia in Gegenwart des Kaisers hielten. Auch hier war Gerbert die Seele der Versammlung, wie einst zu Reims, aber in völlig anderem Sinne machte er jetzt sein Ansehen geltend.

Die Kirche des heiligen Ambrosius zu Mailand nahm bis dahin manche Ehrenrechte und Titel in Anspruch, die sie früher mit anderen Metropolen getheilt hatte, die man jetzt aber gewohnt war allein dem Stuhl Petri beizulegen; der so eben eingesetzte Erzbischof Arnulf, ein

dem Kaiser sehr ergebener Mann, wurde nun zu Pavia genöthigt diesen Ansprüchen zu entsagen, und man verzeichnete in den Akten der Synode, dem Erzbischof von Mailand sei das Papstthum genommen worden.

Auf derselben Synode wurde ein anderer wichtiger Beschluß gefaßt und durch kaiserliches Edikt allen geistlichen und weltlichen Fürsten Italiens bekannt gemacht, der, wenn er zur Ausführung gekommen wäre, tief in alle Besitzverhältnisse des Landes eingegriffen hätte. Es ist bereits darauf hingewiesen worden, wie ein unermeßlicher Landbesitz den Bisthümern und Abteien Italiens allmählich zugewachsen war; derselbe hatte sich durch die Freigebigkeit der Ottonen noch erheblich vermehrt, und überdies waren vielen lombardischen Bischöfen die wichtigsten Hoheitsrechte ertheilt worden. Trotz dieses kolossalen Reichthums und ihrer durch kaiserliche Privilegien gesicherten Machtstellung waren aber doch die Kirchen Italiens in einer nichts weniger als beneidenswerthen Lage. Ein sehr großer Theil ihrer Besitzungen war auf Zeit- und Erbpacht gegen einen Geldzins ausgethan, meistentheils aber weniger zum Vortheil der Kirchen, als nach dem Privatinteresse der Bischöfe oder dem Zwang der Verhältnisse. Der Zins, so gering er war, wurde häufig nicht gezahlt und konnte dann, wie die Sachen lagen, nicht einmal mit Gewalt beigetrieben werden, da die Kirchenpächter zu den mächtigsten Männern des Landes gehörten. In dem römischen Gebiet und der Romagna hatte in der That der Adel den größten Theil seiner Besitzungen nur in Erbpacht von der Kirche, und dieses Verhältniß war der Grund unabläßiger Streitigkeiten zwischen dem Adel und der Geistlichkeit, da die adligen Pächter den Zins unaufhörlich verweigerten, ja das Pachtverhältniß, wenn es irgend mit Aussicht auf Erfolg geschehen konnte, ganz in Abrede stellten. Auch in Tuscien waren die Verhältnisse ähnlich, aber hier hatte bereits Otto I. der Geistlichkeit ernstlich verboten Pachtverträge mit dem Adel einzugehen und solche nur mit Colonen erlaubt, die mit eigener Hand den Acker bestellten und einen bestimmten Theil des Ertrags den Kirchen als Zins entrichteten. In der Lombardei bestanden Pachtverträge der Regel nach wohl nur mit solchen Colonen, da der mit Kirchengut ausgestattete Adel im Lehnsverbande mit den Bischöfen und Aebten zu stehen pflegte; doch kamen gewiß auch hier, wie in Tuscien, bisweilen Erbpachtsverträge zwischen dem Adel und den Kirchen zum großen Nachtheile der letzteren vor.

Die Synode beschloß nun und der Kaiser veröffentlichte den Beschluß, daß fortan alle Pachtverträge in Italien über Kirchengut höchstens so lange Geltung haben sollten, als der Bischof oder Abt, der sie abgeschlossen habe, am Leben sei, sein Nachfolger aber mit vollkommener Freiheit über das Kircheneigenthum verfügen könne, indem jeder aus der Auflösung des Verhältnisses erwachsende Nachtheil lediglich dem Pächter zur Last falle. „Denn da selbst den Kaisern und Königen," sagt Otto in dem Edikt, „nur für ihre Lebenszeit erlaubt ist Reichsgut zu vergeben, es sei denn an Kirchen, wie kann da den Bischöfen und Aebten das Recht zustehen, über Kircheneigenthum gültig auch für die Zeit ihrer Nachfolger zu verfügen? Vielmehr ist jedes Gesetz und Recht, jeder Vertrag und jedes Herkommen, das dem Nutzen der Kirche widerstreitet, für nichtig zu halten, und nimmer darf durch unsere Autorität bekräftigt werden, was klärlich gegen Gott, den Urheber und Mehrer unserer Herrschaft, gerichtet ist." Nur allein in dem Falle könne daher, sagt das Edikt, ein solcher Pachtvertrag Gültigkeit haben, daß er einer Kirche unbestrittenen Vortheil gewähre, während bei dem bisherigen Verfahren der Klerus schweren Schaden erlitten habe und weder für die Instandhaltung des Gotteshauses habe sorgen, noch den Reichsdienst gehörig leisten können.

Die lombardischen Bischöfe, obwohl sie von diesen Pachtverhältnissen mit dem Adel weniger litten als die Bischöfe der Romagna und Tusciens, befanden sich doch auch nicht selten in sehr bedrängter Lage. Um den Reichs- und Hofdienst zu leisten, um sich selbst gegen mächtige Widersacher zu schützen und die weltlichen Gerechtsame, welche ihnen die Kaiser übertragen, auszuüben, hatten sie einen großen Theil des Adels gegen Belehnung mit Kirchengut in ihre Dienste genommen. Unter diesem Vasallenstand unterschied man zwei Klassen: die höheren und die niederen Vasallen; die ersteren, unmittelbar von den Bischöfen und Aebten abhängend, meist das Vogteirecht übend und das Aufgebot des Stifts führend; die anderen, nur mit kleineren Gütern beliehen, dem Aufgebot der ersteren folgend und meist deren Aftervasallen. Das Streben beider Klassen ging auf die Erblichkeit ihrer Lehngüter, und die höheren Vasallen brachten es bald dahin, daß ihnen die Erblichkeit, wenn nicht gesetzlich, doch thatsächlich zuerkannt wurde. Die Bischöfe hatten kein Mittel ihnen diese auf die Dauer zu verweigern, da ihnen gegenüber die überlegene Gewalt war und ihr gutes Recht während der Ab-

wesenheit der Kaiser meist schutzlos dastand. Sobald sich aber die höheren Vasallen in dem erblichen Besitz ihrer Lehen befestigten, drängten die niederen Vasallen, die überdies die Lasten der Kriegs- und Hofdienste hauptsächlich tragen mußten, ebendahin, und es entstanden endlose Streitigkeiten zwischen diesem Stande und den Lehnsherren, die häufig dadurch genährt wurden, daß die weltlichen Fürsten Italiens, die Markgrafen und Grafen, voll Unmuth über die ihnen entzogenen und den Bischöfen übertragenen Rechte nur allzu geneigt waren die niederen Vasallen der Kirche gegen die geistlichen Herren und ihre großen Lehnsträger zu unterstützen. Viele Kirchen der Lombardei litten unsäglich unter diesen Streitigkeiten mit ihren Vasallen und dieser unter einander, und die reichsten Bisthümer und Abteien waren ungeachtet aller Gunstbeweise der Kaiser und alles äußeren Glanzes nur zu oft in arger Bedrängniß. Auch diese Verhältnisse kamen in Pavia zur Sprache und traten dem Kaiser vor die Seele. Es erhob sich nämlich dort Bischof Warmund von Ivrea als Ankläger gegen den Pfalzgrafen Arduin, welcher die Zwistigkeiten der niederen Vasallen mit ihren Lehnsherren benutzt hatte, um der Macht der Bischöfe entgegenzutreten.

Dieser Arduin, der Sohn des Grafen Dado, nahm unter den Großen Italiens eine der ersten Stellen ein und hatte durch verwandtschaftliche Verbindungen mit den angesehensten Häusern des Landes eine ungewöhnliche Macht gewonnen. Seinen ältesten Sohn Ardicin hatte er mit Willa, einer Tochter des Markgrafen Hugo, vermählt; seine Tochter Ichilde an Kuno, den Sohn König Berengars, der, wie es scheint, während der Minderjährigkeit Ottos in die Heimath zurückgekehrt war, zur Ehe gegeben. Wahrscheinlich durch Hugo der Gunst der Theophano empfohlen, war Arduin mit der Markgrafschaft Ivrea, aus der einst Berengars königliche Macht erwachsen war, belehnt worden und hatte mit derselben bald auch die Pfalzgrafschaft in der Lombardei verbunden. Diese Macht suchte er aber, wie die Folge zeigte, nur dazu zu benutzen, sich eine dauernde Gewalt auf nationaler Grundlage in Italien zu gründen, und zwar waren seine Pläne zunächst gegen die Bischöfe der Lombardei gerichtet, in denen das sächsische Haus recht eigentlich seine Stütze fand. Um sie zu bekämpfen, verband er sich mit den niederen Vasallen der Kirche und verleitete sie die ihren Lehnsherren geschworene Treue zu brechen. Gleich nachdem der Kaiser im Jahre 996 Italien verlassen hatte, überfiel Arduin den Bischof Peter von Vercelli,

plünderte dessen Kirche und steckte sie in Brand; der Bischof selbst fand seinen Tod in den Flammen. Da es Arduin gelang, in Vercelli die Wahl des Archidiakonen Raginfred, eines ihm ergebenen Mannes, durchzusetzen, blieb sein Vergehen ungestraft. Ermuthigt durch diese Straflosigkeit, griff er dann den Bischof Warmund von Ivrea an, verjagte ihn von seinem bischöflichen Sitze und plünderte die Güter seiner Kirche. Warmund sprach über Arduin den Bann aus; dasselbe thaten die vereinten lombardischen Bischöfe, die in Warmunds Sache schon ihre eigene sahen. Aber der Bann war wirkungslos, so lange nicht Kaiser und Papst ihm Nachdruck gaben. Deshalb klagten die lombardischen Bischöfe zu Pavia Arduin vor dem Kaiser an, der jedoch in Abwesenheit des Papstes und wahrscheinlich auch aus Rücksicht auf Markgraf Hugo keinen Beschluß in dieser Sache fassen ließ, sondern sie auf eine spätere Zeit verschob. Die Bischöfe wandten sich darauf an den Papst, und dieser ermahnte Arduin ernstlich von seinen Gewaltthaten gegen die Kirche abzustehen und Buße zu thun, indem er ihn im Falle der Weigerung ebenfalls mit der Strafe des Banns bedrohte.

Kaiser Otto kehrte, nachdem er die Verhältnisse der Lombardei geordnet hatte, im November nach Rom zurück, wo gegen Ende des Jahrs 998 ein allgemeines Concil vom Papste in seiner Gegenwart abgehalten wurde. Besonders wurden die Angelegenheiten der französischen Kirche hier abermals in Betracht gezogen. Die Reimser Sache war zwar im Wesentlichen erledigt und Erzbischof Arnulf wieder vorläufig in seine Rechte eingesetzt, aber König Robert hatte sich noch nicht von Bertha geschieden und dadurch den Zorn des Papstes erregt. Das königliche Paar wurde deshalb zu einer siebenjährigen Buße verurtheilt und, wofern es noch länger dem Gebote Roms widerstrebte, mit dem Bann bedroht; der Erzbischof von Tours, der die Ehe eingesegnet hatte, und alle Bischöfe, die der Trauung assistirt hatten, wurden ihres Amtes enthoben. Siebenundzwanzig Bischöfe unterschrieben die Verhandlungen des Concils, unter ihnen in erster Stelle Gerbert, der seinem Schüler, der überdies ihm lange ein gnädiger Herr gewesen war, nun mit dem Banne drohte. Die Verhandlungen dieses Concils waren insofern auch für die deutsche Kirche von Wichtigkeit, als die Herstellung des Merseburger Bisthums definitiv ausgesprochen wurde. Giseler, wurde bestimmt, solle das bischöfliche Amt verlieren, wenn er aus Ehrgeiz oder Habsucht die Merseburger Kirche verlassen habe; wäre dies nicht der Fall, so solle er

in Magdeburg bleiben, wofern er auf kanoniſche Weiſe d. h. mit Genehmigung des Klerus und des Volks zum dortigen Erzbisthum gelangt ſei; könne er aber dieſe Genehmigung nicht nachweiſen, ſo müſſe er auf den biſchöflichen Stuhl von Merſeburg zurückkehren.

Die Wirkung, welche dieſe Beſchlüſſe übten, erlebte Gregor nicht mehr. Nach nennenswerthen Erfolgen, mitten in größeren Entwürfen ſtarb er in der Blüthe der Jugend — er ſcheint kaum das dreißigſte Jahr erreicht zu haben — am 18. Februar 999 zu Rom eines unerwarteten Todes; wie Manche meinten, durch Gift. In dem Vorhofe der Peterskirche, nicht weit vom Grabe Ottos II., zur Seite des Grabmals Gregors I. wurden in einem Marmorſarge ſeine Gebeine beigeſetzt. Folgende Inſchrift gab man dem Grabe des erſten deutſchen Papſtes:

Papſt Gregorius deckt, den Fünften des Namens, die Gruft hier,
Strahlenden Auges war er, ſtattlich und ſchön von Geſtalt.
Brun hieß erſt er, entſtammt dem Königsgeſchlecht der Franken,
Judith gebar ihn der Welt, Otto erzeugete ihn.
Deutſcher nach Sprach' und Geblüt, zu Worms gelehrt und erzogen,
Saß er in Jugendkraft auf apoſtoliſchem Stuhl
Nahe zwei Jahr' und acht Monde; da dreimal ſechs man der Tage
Zählte des Februar, ward er entriſſen der Welt.
Reich, war mild er dem Volk und vertheilte an jeglichem Sabbath
An der Apoſtel Zahl Kleider mit ſorglichem Fleiß.
Fränkiſch war ihm vertraut, Romaniſch und Latiums Zunge;
In drei Sprachen beredt, lehrte er eifrig das Volk.
Otto der Dritte verlieh ihm zu weiden die Heerde des Petrus,
Ward von des Blutsfreunds Hand ſelbſt dann zum Kaiſer geſalbt,
Und als die Bande gelöſt des ſterblichen Fleiſches, zur Rechten
Jenes erſten Gregor wählte er hier ihm die Gruft.

Wie das Grab des deutſchen Kaiſers, iſt auch das des deutſchen Papſtes längſt zerſtört; der Marmorſarg, der ſeine Gebeine umfing, hat in der unterirdiſchen Kirche von St. Peter ſeine Stelle gefunden.

So kurz der Pontificat Gregors war, iſt er doch überaus merkwürdig und nicht ohne nachhaltige Folgen geblieben. Dieſer junge deutſche Kleriker iſt der erſte geweſen, der nach einer langen Zeit tiefen Verfalls dem apoſtoliſchen Stuhl wieder Anſehen zu geben wußte; er war es, der die ſchismatiſche Kirche Frankreichs durch ernſte Strenge Rom von Neuem unterwarf. Vieles von dem, was er angebahnt, ging freilich nach ihm unter oder wurde doch erſt durch einen größeren

Gregor faſt hundert Jahre ſpäter in die Erinnerung gerufen; aber nichtsdeſtoweniger blieben manche Nachwirkungen ſeiner Thätigkeit, und wenigſtens ſein nächſter Nachfolger ſuchte, obwohl er einſt ſein Gegner geweſen war, nur ſeinen Fußſtapfen zu folgen.

Gerbert als Silveſter II.

Es war Gerbert, den nach Gregors Tode der Kaiſer auf den Stuhl Petri berief, und der willig dem Rufe folgte. Es bezeichnet die univerſellen Tendenzen Ottos, daß er nach einem Deutſchen einen Franzoſen auf den apoſtoliſchen Stuhl erhob; doch waren es vornehmlich wohl perſönliche Beweggründe, die ſeine Wahl beſtimmten: Gerbert war der Vertraute ſeiner geheimſten Pläne; auch mochte er von den vorgerückteren Jahren ſeines Lehrers mehr Beſonnenheit erwarten, als man dem jungen Gregor nachgerühmt hatte. Im Anfange des Monats April 999 wurde Gerbert in Rom als Silveſter II. zum Papſt geweiht und eingeſetzt. So war denn ſein Weg von Reims über Ravenna nach Rom gegangen; das wunderbare Spiel des Buchſtaben R in ſeinen Lebensſchickſalen war ſchon den Zeitgenoſſen ſehr auffällig.

Gerbert hatte ſich trotz der Auszeichnungen und Gaben ſeines Zöglings in der letzten Zeit zu Ravenna übel genug befunden. Er war der erſte Fremde, der den alten und ehrwürdigen Biſchofsſtuhl einnahm; man kann ſich denken, daß er nicht die beſte Aufnahme fand, und ſeine Art war nicht allzu rückſichtsvoll aufzutreten. So brachen bald in der Stadt und Umgegend Unruhen aus, die er nicht zu unterdrücken vermochte. Ueberdies war er körperlich leidend; in einem Briefe an die Kaiſerin Adelheid aus jener Zeit ſchildert er ſeine Lage auf das Kläglichſte. „Meine Tage ſind dahin," ſchreibt er, damals ein Mann von etwa funfzig Jahren, „der Tod ſteht mir vor Augen, Seitenſtechen peinigt mich, die Ohren ſauſen, die Augen triefen, am ganzen Leibe fühle ich Schmerzen; das letzte Jahr hindurch habe ich das Bett gehütet, und nun ich mich kaum erholt habe, kehren die Schmerzen zurück und werfen mich wieder danieder." Sobald er aber zur höchſten geiſtlichen Würde der Chriſtenheit emporgeſtiegen und damit zu einem Ziele gelangt war, das er wohl nie zu erreichen gehofft hatte, fühlte er neue Kräfte in ſich. Mit faſt jugendlicher Lebendigkeit ergriff er die Herrſchaft, und bald ſah man ihn eifrig beſchäftigt die Beſitzungen der römiſchen Kirche zu

ordnen, das Zerſtreute zu ſammeln, abgekommene Rechte zur Geltung zu bringen; ſelbſt die Waffen ergriff er und belagerte ungehorſame Städte. Sehr merkwürdig iſt, daß er unſeres Wiſſens der Erſte war, der das Lehnweſen in das römiſche Gebiet einzuführen ſuchte; er gab einem Grafen Darſerius mit der Verpflichtung zu Hof- und Kriegsdienſten die Stadt und das Gebiet von Terracina zu Lehen, obwohl er zugleich einen jährlichen Zins von drei Goldgulden feſtſetzte. In der darüber ausgeſtellten Urkunde hebt er ausdrücklich die Nachtheile der bisher üblichen Pachtverträge hervor und ſtellt die Vortheile des neuen Verfahrens für die Kirche Petri in ein günſtiges Licht; durch eine ſonderbare Vermiſchung von Pacht- und Lehnverhältniß ſucht er die Nachtheile beider zu umgehen und aus beiden Vortheil zu ziehen. Wo es Eigenthum der römiſchen Kirche galt, gerieth der Papſt ſelbſt mit dem Kaiſer nicht ſelten in Streit und wohl mochten dieſem die Anforderungen des alten nimmer befriedigten Lehrers oft läſtig genug ſein. Bald haderte der Papſt mit ihm um Beſitzungen im Sabinerlande, bald um acht Grafſchaften in der Romagna, und der überaus freigebige Schüler war zuletzt meiſt doch zur Nachgiebigkeit zu beſtimmen.

In den rein kirchlichen Sachen blieb Silveſter durchaus auf dem Wege, den Gregor eingeſchlagen hatte. Wir beſitzen eine kleine Schrift von ihm „zur Unterweiſung der Biſchöfe“, die wahrſcheinlich beſtimmt war die Grundſätze der Welt darzulegen, nach denen er ſein apoſtoliſches Amt zu führen beabſichtigte. Sie iſt voll von den Ideen des Pſeudoiſidor und würde jedem Cluniacenſer Ehre machen. Die höchſten Vorſtellungen legt er hier an den Tag von der biſchöflichen und prieſterlichen Gewalt, die von Chriſto ſelbſt eingeſetzt jede zeitliche Macht, ſelbſt die fürſtliche weit überrage. Für dieſe erhabene Stellung nimmt er dann aber auch einen völlig fleckenloſen Wandel in Anſpruch und entwirft das Bild eines würdigen Biſchofs, während er zugleich mit grellen Farben den faktiſchen Verfall des geiſtlichen Standes ſchildert und mit ſcharfem Blick die Simonie, d. h. den Erwerb der Kirchengüter und Pfründen durch Kauf, als den Krebsſchaden der Kirche erkennt. Solchen Grundſätzen entſprach Silveſters Verwaltung; in Nichts ließ er von der ſtrengen Anwendung der kanoniſchen Beſtimmungen nach, die mit Gregor begonnen hatte. Die Sache, die er einſt ſelbſt zu Reims in das Leben gerufen hatte, verurtheilte er jetzt, indem er Erzbiſchof Arnulf, ſeinen erbitterſten Feind, in dem erzbiſchöflichen Amte beſtätigte und ſeine Inveſtitur mit Ring

und Stab auf eigenthümliche Weiſe erneute. Es geſchähe, ſagte er, daß ſich Roms Allmacht nicht allein im Binden, ſondern auch im Löſen zeige, und damit klar würde, daß dem heiligen Petrus erlaubt ſei, was keine menſchliche Macht vermöge. Noch im erſten Jahre der Amtsführung Silveſters erſchien dann Arnulf perſönlich in Rom und fand die ehrenvollſte Aufnahme. König Robert mußte ſich jetzt dem Gebote Roms fügen und ſich von Bertha trennen; Silveſter vollendete auch hier, was Gregor begonnen hatte. Nicht minder entſchieden trat Silveſter in den deutſchen Sachen auf, die Gregor unbeendet zurückgelaſſen hatte. Erzbiſchof Giſiler von Magdeburg wurde, da er immer noch nicht die verlangte Rechenſchaft geleiſtet hatte, vorläufig ſeines Amtes enthoben und nach Rom citirt; als er hier angeblich wegen einer ſchweren Krankheit nicht erſchien und einen ſeiner Kleriker ſandte, um ſeine Rechtfertigung zu führen, brachte dieſer es nur dahin, daß das Urtheil über ihn verſchoben und einem deutſchen Nationalconcil übertragen wurde.

Mit beſonderer Strenge aber verfuhr Silveſter gegen Arduin, gegen den ſich ein gewaltiges Unwetter zuſammenzog, als das Bisthum Vercelli einem dem Papſte und Kaiſer gleich vertrauten Manne übergeben wurde. Es war Leo, ein Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten und Kenntniſſen, ein Kloſterbruder, der aber längere Zeit am kaiſerlichen Hofe gelebt hatte und den Titel eines „Hofbiſchofs“ führte, ehe er zu dem Bisthum Vercelli befördert wurde. Er, der Mitwiſſer der Abſichten des Kaiſers, eben ſo thätig und verſchlagen, als herriſch und gewinnſüchtig, war nicht der Mann, der Arduins Treiben in der Stille anſah; er brachte ſogleich alle Gräuel, die der verwegene Feind der Biſchöfe gegen ſeinen Vorgänger und die Kirche von Vercelli verübt hatte, vor Kaiſer und Papſt zur Sprache. Arduin wurde vor eine römiſche Synode beſchieden und, obwohl ſich ergab, daß er keinen unmittelbaren Antheil an dem Tode des Biſchofs von Ivrea gehabt hatte, mit den furchtbarſten Strafen des Bannes belegt. Er ſolle, hieß es, ſeine Waffen ablegen, kein Fleiſch eſſen, weder Mann, noch Weib küſſen, kein leinenes Kleid tragen, niemals länger als zwei Nächte an einem Orte weilen, den Leib des Herrn nicht empfangen, es ſei denn im Todeskampfe; entweder fern von der Welt, wo er Niemand durch ſeinen Anblick verletze, ſolle er Buße thun oder als Mönch in ein Kloſter treten. Der Kaiſer ſprach überdies die Acht über Arduin aus, entſetzte ihn ſeiner Aemter und zog ſeine Güter ein, die er der Kirche von Vercelli ſchenkte. Auch Ardicin,

Arduins Sohn, wurde vor das Gericht des Papſtes und Kaiſers beſchieden und kam nach Rom, entzog ſich aber durch nächtliche Flucht dem Urtheilsſpruch; auch ſeine Güter fielen der Kirche von Vercelli zu, wie die Beſitzungen anderer Anhänger Arduins, die gleichfalls eingezogen wurden.

Augenſcheinlich wandelte Papſt Silveſter II. hier auf ganz anderen Wegen, als die waren, die Gerbert einſt zu Reims eingeſchlagen hatte. Es war gewiß keine leere Form, wenn er den Cluniacenſern ſchrieb, ſo lange er in der Macht ſtände, ſolle ihre Congregation keinen Abbruch irgend einer Art erleiden.

Unverkennbar waren die hierarchiſchen Ideen, welche der Verfall des Karolingiſchen Kaiſerthums hervorgerufen hatte, wieder aufgelebt, und es ſtand die Frage, ob ſie ſich jetzt nicht mit leichterer Mühe durchkämpfen würden. Obgleich zum Theil durch das Kaiſerthum ſelbſt wiedererweckt und von demſelben mannigfach unterſtützt, mußten ſie doch nothwendig in ihrer Entwickelung der kaiſerlichen Macht über kurz oder lang abermals gefährlich werden, und zwar um ſo eher, wenn ſich dieſe in eine ſchwächliche Abhängigkeit von den geiſtlichen Gewalten zu ſetzen geneigt war. Und allerdings lag damals die Beſorgniß nahe, daß es der Geiſtlichkeit gelingen könnte das erregbare Gemüth des jungen Kaiſers völlig für ſich zu gewinnen und jene andächtigen Stimmungen, denen er ſich mit Vorliebe hingab, für ihre Zwecke zu nutzen; das deutſche Kaiſerthum hätte dann ſchnell ein ähnliches Ende nehmen müſſen, wie die kaiſerliche Macht der Karolinger.

Die Eindrücke, welche der Böhme Adalbert auf das Gemüth des Kaiſers gemacht hatte, waren nicht flüchtiger Art geweſen, ſondern hatten, wie ihnen die innerſte Natur Ottos entgegenkam, dauernd das Gemüth deſſelben ergriffen. Die Erinnerungen an Adalbert und ſein Märtyrertod ſtanden unabläſſig vor der Seele des Jünglings und beherrſchten ſein Denken und Thun. Sie waren es ohne Frage mehr als die herrſchenden Beſorgniſſe vor dem nahen Weltende, die ohnehin in Deutſchland und Italien weniger verbreitet geweſen zu ſein ſcheinen als in

Frankreich, mehr auch als die Drohungen des alten Nilus und die Ermahnungen des heiligen Romuald, die jene merkwürdigen Bußübungen hervorriefen, denen ſich der Kaiſer im Jahre 999 hingab.

Im Februar, als Papſt Gregor ſtarb, war Otto nicht in Rom anweſend, ſondern auf einer Wallfahrt nach dem Süden begriffen; er pilgerte zu den heiligen Stätten, die einſt Adalberts Fuß betreten hatte, erſt nach Monte Caſſino, dann über Capua und Benevent nach dem gefeierten Kloſter des heiligen Michael am Monte Gargano. Barfuß nahte er ſich dem Kloſter und verlebte hier mehrere Tage in frommen Uebungen. Auf dem Rückwege kam er im März abermals nach Benevent, wo nach dem Glauben der Zeit die Reliquien des heiligen Apoſtels Bartholomäus ruhten; nach ihnen ſtand der Sinn des Kaiſers, denn er wünſchte durch dieſen Schatz der Kirche zu Rom, die er zu Ehren Adalberts auf der Tiberinſel erbauen ließ, eine beſondere Auszeichnung zu geben. Der Kaiſer bat die Beneventaner um dieſes ihr koſtbarſtes Heiligthum, und ſie wagten die Bitte ihm nicht offen abzuſchlagen, ſpielten ihm aber einen frommen Betrug, indem ſie ihm ſtatt der Gebeine des Apoſtels die Reliquien des heiligen Paulinus, eines Biſchofs von Nola, übergaben. Auf der Rückkehr nach Rom berührte der Kaiſer Gaeta, um den heiligen Nilus aufzuſuchen, der mit ſeinen Brüdern nahe bei der Stadt in ärmlichen Hütten wohnte. Als der Kaiſer dieſe Klausnerzellen erblickte, rief er aus: „Das ſind die Hütten Iſraels in der Wüſte; dieſe Menſchen weilen wie Pilgrimme hienieden und wiſſen, daß ſie hier keine bleibende Stätte haben.“ Der alte Nilus zog mit ſeinen Mönchen dem Kaiſer entgegen und unterließ kein Zeichen der Ehrerbietung gegen ihn; aber der Jüngling beugte ſich demüthig vor dem heiligen Manne, führte ihn ſtützend in ſein Kloſter zurück und betete dort mit ihm am Altare. Dringend bat er Nilus, ſich mit ſeinen Mönchen auf ſein Gebiet überzuſiedeln, und verſprach dem Kloſter, das er begründen würde, die reichſte Ausſtattung; aber zum großen Verdruß der Brüder wies Nilus Alles zurück. Noch einmal, als er ſchied, wiederholte der Kaiſer ſein Verlangen und ſprach: „Begehre von mir, wie von einem Sohne, was du willſt, und ich werde es dir gewähren.“ „Um Nichts bitte ich dich,“ erwiederte Nilus, „als um das Heil deiner Seele; denn auch du mußt ſterben und Rechenſchaft geben von deinem Thun.“ Der Kaiſer brach in Thränen aus, nahm ſeine Krone vom Haupte und legte ſie in die Hände des Alten, deſſen Segen er ſcheidend

empfing. So zog er nach Rom zurück, wo er in den letzten Tagen des März eintraf.

Auch in Rom ſetzte Otto ſeine Bußübungen fort. Mit einem ihm vertrauten jungen Manne, dem Biſchof Franko von Worms, zog er ſich im Geheimen in eine Höhle neben der Kirche des heiligen Clemens zurück und blieb hier vierzehn Tage unter unabläſſigem Beten und Faſten. Im Sommer begab er ſich dann mit dem Papſte in das Gebirge; er verweilte im Juli abermals einige Tage in Benevent, dann ließ er ſich auf längere Zeit in jenen Gegenden von Subiaco nieder, wo der h. Benedict zuerſt ſich in einer Höhle von der Welt abgeſondert und in Dornſträuchen die Lüſte des Fleiſches ertödtet hatte, um ganz ſeine Gedanken den göttlichen Dingen zuzuwenden. In dem merkwürdigen Kloſter, über jener Höhle in und auf dem Felſen erbaut, unter dem unten die toſenden Wogen des Teverone ſich Bahn brechen, nahm der Kaiſer ſeine Wohnung, und dieſe wilde und doch zugleich überaus reizende Gegend feſſelte ihn ſo, daß er ſein Andenken hier durch den Bau einer Kirche zu verewigen beſchloß; ſie ſollte dem Erzengel Michael und neben ihm abermals dem heiligen Adalbert geweiht werden.

Von dieſer Zeit fing Otto an ſeinem kaiſerlichen Titel den Zuſatz „Knecht der Apoſtel“ und dann „Knecht Jeſu Chriſti“ beizuſetzen, wie er denn auch in der Folge die Wallfahrten und Bußübungen nicht einſtellte. Es ſind uns einige Urkunden aus dem Jahre 1000 erhalten, ausgeſtellt in der „Kloſter-Pfalz“; ſie vergegenwärtigen recht deutlich das eigenthümliche Treiben dieſes jungen Fürſten. der Mönch und Kaiſer in einer Perſon war.

Schien nun ein ſolcher Fürſt nicht wie geſchaffen, um der aufſtrebenden Hierarchie als Werkzeug zu dienen? Die Sache derſelben ſchien ſo gut wie gewonnen, zumal ſie an Silveſter einen Führer hatte, dem an Geiſt, Kenntniſſen und Umſicht kein anderer Sterblicher damals von fern zu vergleichen war. Aber es ſchien doch nur ſo. Denn in der That wurzelten jene religiöſen Erregungen des Kaiſers viel mehr in der myſtiſchen Richtung des Nilus, Romuald und der Mönche des Bonifaciusklоſters, als in den hierarchiſchen Beſtrebungen der Cluniacenſer. Und daneben erfüllten die Seele Ottos doch Ideen ganz anderer Art, welche der Entwickelung einer ſtarken hierarchiſchen Gewalt nichts weniger

als günſtig waren. Sein Auge war den irdiſchen Dingen mehr zugewandt, als man nach dieſen Andachtsübungen und Kaſteiungen glauben ſollte. Wir haben Beweiſe dafür, daß Otto ſich gerade damals mit den größten Plänen zur Ausdehnung ſeiner Herrſchaft und Erhöhung ſeines kaiſerlichen Anſehens trug, daß er mit leidenſchaftlichem Eifer dahin trachtete, eine Univerſal-Monarchie im Sinne der ſpäteren Römerzeit herzuſtellen.

17.

Ottos III. phantaſtiſche Pläne.

Wir wiſſen, wie loſe bisher der Verband der abendländiſchen Welt im Kaiſerreiche war, wie ſelbſt die unmittelbar vom Kaiſer beherrſchten Reiche kaum einen anderen Zuſammenhalt hatten, als in ſeiner Perſon. Die Abſichten Ottos II., die ihm hinterlaſſenen Reiche dieſſeits und jenſeits der Alpen enger zu verbinden, waren durch ſeinen frühen Tod vereitelt worden. Daß ein junger lebendiger und ehrliebender Fürſt gern das Werk des Vaters wieder aufnimmt, liegt in der Natur der Dinge. Und in der That ſehen wir nach dieſer Richtung hin Otto III. während ſeines zweiten Aufenthalts in Italien unabläſſig ſtreben. Noch immer war Italien geſpalten, die langobardiſchen Gegenden von den römiſchen geſchieden; in dem Edikt von Pavia wird zuerſt ganz Italien als ein einiges Reich behandelt. Es entſpricht dann weiter dieſer Richtung, daß Otto Heribert, einen ihm nahe befreundeten Kleriker, aus einer vornehmen fränkiſchen Familie geboren, zu ſeinem Kanzler in Italien ernannte und demſelben nach dem Tode des Biſchofs Hildibald von Worms im Jahre 998 auch die Geſchäfte der deutſchen Kanzlei übertrug. Bei der Bedeutung der Kanzleien, in denen die ganze regelmäßige Geſchäftsführung der Reiche zuſammenlief, mußte es von erheblichen Folgen ſein, daß beide jetzt in die Hand *eines* Mannes gegeben wurden. Es kam dies faſt einer Vereinigung des italiſchen und deutſchen Reiches gleich, und es begreift ſich, weshalb Heribert, ſelbſt als er im Jahre 999 zum Erzbiſchof von Köln erhoben war, gegen die Sitte in ſeiner Stellung als Kanzler verblieb. Auch das lag in der natur-

gemäßen Entwickelung der Dinge, daß der Sproß der Ottonen neben der Befestigung der Reichseinheit nach einer namhaften Erhöhung seiner persönlichen Stellung trachtete, daß er, der Sohn einer griechischen Kaisertochter, einen größeren Glanz um seinen Thron zu verbreiten suchte, als sich seine Ahnen erlaubt hatten.

Nach dieser Seite hin trieben Otto die Natur seiner Stellung und die in den Dingen selbst liegende Entwickelung, aber ein eigenthümliches Unglück war es für das deutsche Volk, daß dieser reichbegabte Fürst, sobald er zum Bewußtsein erwachte, sich mehr als Grieche denn als Deutscher fühlte, daß er auf die sächsische Rohheit herabsah und auf die entwickeltere Kultur des oströmischen Reiches als sein Ideal hinblickte. Alle seine Pläne lösten sich damit von dem nationalen Boden, auf dem das Werk seiner Väter erwachsen war: er meinte als Kaiser vor Allem ein römischer Fürst zu sein, wie er denn auch gegen den Brauch seiner Vorfahren in den Urkunden statt des schlichten Kaisertitels ausdrücklich den volleren: „Kaiser der Römer" zu gebrauchen pflegte. „Grieche von Geburt, Römer nach der ihm übertragenen Herrschermacht," erhob er sich zu den universellsten Anschauungen über die Natur seines Reichs und seiner kaiserlichen Stellung. Nicht einmal bei der Monarchie Karls des Großen blieben seine Gedanken stehen; in phantastischem Fluge über weite Zeiträume hinwegschwebend, weilten sie nur bei dem Weltreich der alten Imperatoren Roms und bei dem großen Fragment ihrer Herrschaft, das sich in dem byzantinischen Reich erhalten hatte. „Herstellung des Römerreichs im Abendlande": in diesem *einen* Gedanken faßten sich bald alle Absichten des Kaisers als in ihrer letzten Spitze zusammen.

Wer vermag in die Seele eines Menschen so tief einzudringen, daß er die Entwickelung der innersten Gedanken verfolgen könnte? Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß der Franzose Gerbert wesentlich dazu beitrug, jene Ideen einer Herstellung des alten Römerreichs in Otto zu nähren und zu zeitigen. Niemand hat lange vor Gerbert und lange nach seiner Zeit gelebt, der sich in gleicher Weise mit den Ideen des römischen Alterthums erfüllt hätte; es giebt Briefe von ihm, dessen Schreiber man eher in der Toga der alten Römer, als in der Kutte eines Mönchs vermuthete. Daß sich trotzdem die Ideen der klassischen Zeit mit christlichen Anschauungen, die Vorstellungen von dem Imperium der heidnischen Kaiser mit den Traditionen der fränkischen Theokratie Karls des Großen vielfach bei dem Mönche von Aurillac vermischten,

liegt in der Natur der Sache. Mit dem, was seine Seele erfüllte, nährte Gerbert das Gemüth seines kaiserlichen Zöglings, das sich so willig ihm hingab. Wie oft mag er sich als der Aristoteles dieses neuen Alexander erschienen sein! Und auch das ist gewiß, daß Otto am liebsten mit diesem selbstgewählten Lehrer seiner Jünglingsjahre seine Gedanken über die Zukunft des Reichs austauschte. Hier liegt das Geheimniß ihrer innigen Verbindung, die selbst entgegengesetzte Interessen in der Folge nicht zu lösen vermochten.

Schon im Sommer 997, als Gerbert zuerst in Sachsen einen dauernden Aufenthalt in der Nähe des Kaisers nahm, schrieb er ihm, der im Wendenkriege lag, von Dingen, „die von großen Geistern erdacht, große Entschlüsse nöthig machten." Wohin das zielte, zeigte alsbald der längere Aufenthalt Ottos im Herbst desselben Jahrs zu Aachen; der junge Kaiser nahm von der Kaiserpfalz Karls des Großen dauernd Besitz und richtete sich gleichsam häuslich dort ein. Dann brach Otto im Winter gegen Rom auf, und als er die Stadt einnahm und Crescentius Haupt fiel, wurde die Herstellung des Römerreichs laut der Welt verkündet. Wir besitzen noch Urkunden mit Bleibullen aus jenen Tagen, die das Brustbild des Kaisers mit der Umschrift: „Herstellung des Römerreichs" zeigen, und gleiche Bullen mit derselben Umschrift finden sich von Karl dem Großen.

Gerbert war auf diesem Zuge der unzertrennliche Begleiter des Kaisers gewesen. Mit welchen Gedanken er seinen Geist erfüllte, sehen wir aus der Widmung einer damals ihm überreichten Schrift. „Ich habe dies geschrieben," sagt er, „damit Italien nicht meine, die Bildung sei in der Kaiserburg erstorben, und daß Griechenland sich nicht allein mit der Weisheit seiner Kaiser brüste. Es glaubt, ihm sei die ganze Macht des Römerreichs zugefallen, aber es irrt sich; wir haben das reiche und fruchtbare Italien, wir besitzen das kriegerische Gallien und Germanien, uns dienen die streitbaren Reiche der Scythen, und wir haben vor Allem dich, erhabener Kaiser, der du, von griechischem Blut entsprossen, die Macht der Griechen überragst, der du nach Erbrecht Rom beherrschest und Römern und Griechen an Geist und Beredtsamkeit überlegen bist."

Das Streben, den Siegesruhm Roms zu erneuern, mit der feierlichen Pracht des griechischen Kaiserthums seinen Thron zu umgeben, zugleich ein christliches Weltreich nach der Weise Karls des Großen her-

zustellen, erfüllte seitdem vor Allem die Seele des Kaisers; es waren ebenso großartige als unklare und phantastische Anschauungen, in denen er lebte. Der Senat des alten Rom mit seiner Weisheit, die Triumphe und das Siegesgepränge eines Trajan und Mark Aurel, der Hof von Constantinopel mit seinem halb antiken, halb orientalischen Prunk — das waren die Zauberkreise, in welche die Gedanken des schwärmenden Jünglings gebannt waren und aus denen er wohl selbst inmitten jener strengen Bußübungen kaum einen Ausweg fand.

Auch glaube man nicht, daß jene Wallfahrten allein um der Andacht willen unternommen wurden; sobald man etwas näher zusieht, findet man bei ihnen naheliegende politische Zwecke. Jene Pilgerreise nach dem Monte Gargano führte den Kaiser nach Capua und Benevent, den wichtigsten Städten seiner Herrschaft im Süden, die sein Fuß vordem niemals betreten hatte; sie führte ihn unmittelbar an die Grenze des griechischen Reichs, und wohl war es an der Zeit in der Nähe zu beobachten, was in Apulien vorging.

Von Neuem hatten die Araber ihren Blick auf Italien gerichtet. Das Emirat Siciliens war in dem Geschlechte Dschafars gleichsam erblich geworden; Abulfotuh Jusuf, dessen Oheim Hasan beim Chalifen Hakem Biamrillah das größte Ansehen genoß, war wieder über die Meerenge gezogen und hatte das Gebiet der Griechen angegriffen. Obwohl von den Langobarden unterstützt, hatten die Griechen bei Tarent im Jahre 991 eine große Niederlage erlitten. Seitdem kehrten die Angriffe der Araber regelmäßig wieder, und als Jusuf im Jahre 998 schwer erkrankt das Emirat seinem Sohne Dschafar überließ, ging auch er sogleich nach Italien hinüber. Noch in demselben Jahre griffen die Araber Bari an, von einem Griechen herbeigerufen, der ihnen die Stadt zu überliefern versprach. Der Hof zu Constantinopel sah endlich die drohende Gefahr, alle seine Besitzungen in Italien zu verlieren, ein und sandte nach Bari einen Befehlshaber mit den ausgedehntesten Vollmachten unter dem neuen Namen eines Katapan. Dieser Beamte, der mit einer fast diktatorischen Gewalt bekleidet war und dem die ganze Verwaltung der griechischen Besitzungen in Italien untergeben wurde, wandte sofort alle ihm zu Gebote stehenden Hülfskräfte gegen die Araber, während der Chalif zu Kairo dem Dschafar unter dem Titel eines 'Aid-ed-Daulet d. h. eines Oberfeldherrn ebenfalls ungewöhnliche Vollmachten ertheilte und ihn zu neuen Eroberungen aufforderte. So rüsteten sich

beide Theile zu einem entscheidenden Kampfe, dem auch Otto nicht theilnahmlos zusehen konnte. Wollte er, durch das Beispiel seines Vaters belehrt, sich vielleicht auch nicht selbst an dem Kriege betheiligen, so mußte ihm doch Alles daran liegen, seinem Reiche die langobardischen Fürstenthümer zu erhalten.

So erschien er in den südlichsten Gegenden seiner Herrschaft, und die Folgen seiner Reise machten sich bald genug bemerklich. Der Fürst Laidulf von Capua hatte zwar ihn ehrenvoll aufgenommen, er aber doch kein rechtes Vertrauen zu dessen Gesinnung gewinnen können. Kaum hatte er nun Capua verlassen, so sandte er einen gewissen Ademar, den Sohn eines capuanischen Klerikers, der am Hofe des Kaisers erzogen und ihm durch Freundschaft verbunden war, mit einem Heere nach Campanien. Ademar ließ in Capua dem Kaiser aufs Neue huldigen und Geißeln stellen; dann wandte er sich gegen Neapel, und auch diese Stadt, die einst Otto II. gehuldigt, nach dessen Tode aber die Hoheit des griechischen Kaisers anerkannt hatte, mußte jetzt abermals dem Kaiser des Westens huldigen und Geißeln stellen. Als Otto bald darauf neue Zweifel an der Treue Capuas und Neapels aufstiegen, sandte er zum zweiten Mal Ademar in jene Gegenden; mit Unterstützung von Capua nahm dieser Neapel und schleppte den griechischen Beamten der Stadt als Gefangenen fort. Dann begab er sich nach Capua, nahm Laidulf, der ihm so eben noch hülfreiche Hand geleistet hatte, mit List gefangen und schickte ihn nach Rom zum Kaiser, der ihn seines Fürstenthums entkleidete, angeblich weil er einst an der Ermordung seines Bruders Landenulf Antheil gehabt haben sollte. Ademar selbst wurde zum Fürsten von Capua eingesetzt, Laidulf, seine Gemahlin, mehrere vornehme Capuaner, jener griechische Beamte in Neapel aber nach Deutschland in das Exil geschickt. Zweimal besuchte der Kaiser selbst im Jahre 999 Benevent und erhielt wohl dadurch hauptsächlich den Fürsten Pandulf II. in der Treue; auch Waimar III. von Salerno, der bisher als ein selbstständiger Fürst aufgetreten war, erkannte für den Augenblick die Oberherrschaft des Westreichs an. Es ist erzählt worden, wie der Kaiser den heiligen Nilus bei Gaeta aufsuchte; es war im März dieses Jahres, und schon im April hielt der Bischof Notker von Lüttich als des Kaisers Sendbote in Gaeta Gericht, obwohl sich die Stadt in der letzten Zeit von der Hoheit des abendländischen Reichs losgesagt hatte. Gewiß, es war Plan und Absicht in den Bußfahrten des Kaisers.

Und gerade in diesem Sommer, während Otto theils in der Höhle bei S. Clemente in Rom, theils zu Subiaco wie ein Einsiedler lebte, beschäftigte er sich viel und anhaltend mit seinen politischen Entwürfen, ja seine frommen Uebungen selbst standen in nahen Beziehungen zu ihnen. Er spricht es wohl in den Urkunden selbst aus, wie er hoffe, daß seine kirchlichen Werke dazu beitragen würden, „daß sein Reich blühe, sein Heer triumphire, die Macht des römischen Volks ausgebreitet und die Republik hergestellt werde, auf daß er ruhmvoll in dieser fremden Welt leben, ruhmvoller sich aus den Banden dieses Fleisches zum Himmel aufschwingen und im höchsten Ruhm jenseits mit dem Herrn einst herrschen könne." Gleich nach den Bußübungen in Subiaco begab sich der Kaiser mit dem Papste nach dem Kloster Farfa, wo sie eine merkwürdige Zusammenkunft mit dem Markgrafen Hugo von Tuscien hielten; ihre Besprechungen betrafen, wie der Kaiser selbst in einer Urkunde sagt, „die Herstellung der Republik." Wir kennen die dort gefaßten Beschlüsse nicht, aber wir vermögen doch in den Grundzügen zu erkennen, was Otto unter der Herstellung der römischen Republik verstand und wie er sein Kaiserreich einzurichten gedachte.

Vor Allem sollte das „goldene Rom" wieder die erste Stadt des Reichs, der Sitz des Kaisers, der Mittelpunkt der Welt werden. Nicht in den Trümmern des alten Kaiserpalasts auf dem Palatin, obwohl er bei festlichen Gelegenheiten noch benutzt wurde, nahm der Kaiser seinen Herrschersitz, sondern auf dem Aventin, der, sich steil über dem Tiber erhebend, einen freien Blick über die Stadt gewährt, wie sie sich weit an beiden Seiten des Flusses ausbreitet. Jetzt bietet der Aventin das Bild der traurigsten Oede, nur einige Klöster, weite Ruinen und ausgedehnte Gärten bedecken seine Anhöhe, auf dessen Straßen man selten einem menschlichen Antlitz begegnet; aber im zehnten Jahrhundert war er der bewohnteste Theil der Stadt, feste Burgen standen hier neben geweihten Kloster- und Kirchengebäuden; hier hatte Alberich seine Burg gehabt, hier war das Bonifaciuskloster, hier erwählte sich auch Otto die Residenz.

So groß gewiß der Abstand zwischen der alten Kaiserburg am Bosporus und dem verfallenen und in Eile eingerichteten Palast auf dem Aventin war, so umgab sich der Kaiser doch hier mit demselben steifen Prunk und demselben althergebrachten Ceremoniel, das am Hofe der morgenländischen Kaiser herrschte. In wunderbarer und auffälliger

Tracht trat er auf: bald umfing ihn ein weiter Mantel, den bildliche Darstellungen aus der Apokalypse zierten, bald ein Gewand, auf welches die Bilder des Thierkreises gestickt waren; bis zu den Handschuhen hinab war Alles fest bestimmt und geordnet. Er speiste, abgesondert von seinen Hofleuten, an einer erhöhten Tafel. Der Eintritt zu ihm erfolgte in feierlicher Weise, er beanspruchte die tiefste Devotion von seinen Völkern und wurde mit solennen Worten begrüßt, die fast aller Bedeutung entbehrten. „Kaiser aller Kaiser" ließ er sich anreden und legte sich nach der Sitte der alten Imperatoren volltönende Beinamen von den seinem Scepter unterworfenen Völkern bei; Saxonicus, Romanus und Italicus wurde er genannt und nannte sich selbst so. Eine endlose Schaar von Hof-, Staats- und Heerbeamten umgab ihn. Die leeren Schattenbilder der römischen Consuln und des römischen Senats wurden aus der Nacht der Vergessenheit wieder an das Tageslicht beschworen. Die militärische Rangordnung, welche zu Constantinopel herrschte, ward auch zu Rom eingeführt. Magistri und comites imperialis militiae und palatii imperialis (Generale des kaiserlichen Kriegsvolks und der kaiserlichen Leibwache), protospatharii (kaiserliche Obersten), ein praefectus navalis (der Admiral einer Flotte, die es in Wahrheit nicht gab) werden am Hofe des Kaisers genannt. Daneben wurden altherkömmliche Bezeichnungen vom Hofe der fränkischen Könige mit neuen, von Constantinopel entlehnten vertauscht: die kaiserlichen Kämmerer erscheinen als Vestiarien und Protovestiarien, die Kapellane als Logotheten, der Kanzler als Archilogothet. Der sächsische Hof ist wie zu einem Maskenfest aufgeputzt, und schnell, wie die Fastnachtslust, verrauschte diese ganze Herrlichkeit wieder.

Dauernder war, was Otto für die Ordnung der städtischen Verhältnisse Roms that, die ihm bei der für die Weltstadt jetzt beanspruchten Bedeutung von besonderer Wichtigkeit sein mußten. Zuerst stellte er hier den Patriciat wieder her, doch sollte der Patricius nichts Anderes sein, als der Gehülfe und Stellvertreter des Kaisers. Der Patricius wurde der erste kaiserliche Beamte in der Stadt und deren Gebiete; die Insignien seiner Würde waren ein goldener Reif um das Haupt, Fingerring und Mantel. Neben dem Patricius blieb der Präfect bestehen, der vom Kaiser mit dem gezogenen Schwert seine Gewalt empfing. Er hatte den Landfrieden im römischen Gebiet zu erhalten, in dem alle Burgen und Festen unter seiner Aufsicht standen; er übte hier den Blut-

bann, wie überhaupt eine sehr ausgedehnte Gerichtsbarkeit aus. Obgleich des Kaisers Mann, war er doch zugleich der Vogt der römischen Kirche und huldigte als solcher dem Papste; es lag ihm ob alle Gerechtsame der römischen Kirche zu wahren und dieselbe in ihren Rechtsansprüchen zu schützen, wie er auch im Namen des Papstes über dessen Leute zu Gericht saß. Sehr angesehene Beamte waren schon seit geraumer Zeit zu Rom die sieben sogenannten Pfalzrichter, ursprünglich Hofbeamte des Papstes, mit denen er sich nach dem Muster des Hofes von Constantinopel umgeben hatte. Sie waren Kleriker niederen Grades, denen die Ehe erlaubt war und die durch das Herkommen ihre Stellen erblich in ihren Familien zu erhalten wußten. Mit der weltlichen Macht des Papstes war auch der Umfang ihrer Geschäfte und ihr Einfluß ungemein gewachsen; in allen bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten — denn vom Blutgericht waren sie als Kleriker ausgeschlossen — galten sie als die ordentlichen Richter, unter ihnen standen die niederen Richter und der sehr ausgedehnte Schreiberstand, auch die Finanzen des Papstes und die Armenpflege der Stadt waren ihrer Obhut anvertraut. Diese Pfalzrichter wurden jetzt ebenfalls neben päpstlichen kaiserliche Beamten; sie bildeten gewissermaßen einen Staatsrath des Kaisers und urtheilten als Schöffen in den kaiserlichen Gerichten.

Die Schöffenverfassung hatte sich in Rom bereits völlig eingebürgert. In den Gerichten, die vom Patricius, Präfecten, oder wem sonst Papst oder Kaiser den Vorsitz übertragen hatte, abgehalten wurden, fanden rechtskundige Männer, gewöhnlich sieben an der Zahl, das Urtheil, für dessen Vollstreckung dann der Präfect Sorge trug. Die Urtheiler waren neben den erwähnten Pfalzrichtern, die man auch die ordentlichen Richter nannte, Wahlrichter, die von dem ersten Pfalzrichter erwählt und vom Kaiser eingesetzt wurden, indem er sie mit dem Richtermantel umhüllte und ihnen das Gesetzbuch Kaiser Justinians überreichte. Die Gerichte wurden bald im Namen des Kaisers, bald des Papstes, bald in Beider Namen abgehalten; die Berufung von der Entscheidung des Papstes an den Kaiser war zulässig.

Obwohl so das germanische Rechtsverfahren in Rom selbst und dem römischen Gebiet, wo jetzt überall Grafen hervortreten, vollständig die Oberhand gewann, obwohl so zugleich mit Nothwendigkeit auch einzelne germanische Rechtsideen zur Geltung kamen, war doch die Herrschaft des römischen Rechts selbst mit Nichten gebrochen. Noch

folgten die Römer den Gesetzen des Justinian, und es galt als Ausnahme und besonderes Privilegium, nach germanischem, vornehmlich nach langobardischem Recht leben zu dürfen. Hatte man in dieser Ausnahmestellung bisher einen Vorzug gesehen, so suchte im Gegensatz Otto III. das römische Recht über das germanische zu erheben; er nahm unter bestimmten Feierlichkeiten durch besondere Vergünstigung Solche, die nach fremdem Rechte lebten, in das römische Bürgerrecht auf, und indem er sich selbst mit römischen Richtern umgab, dachte er sogar daran, dem römischen Rechte abermals eine allgemeine Bedeutung als Kaiserrecht zu gewinnen. Wenn er das Gesetzbuch des Justinian den römischen Richtern bei ihrer Einsetzung übergab, that er es mit der Formel: „Nach diesem Buche richte Rom, die Leostadt und den gesammten Erdkreis!"

Wäre es Otto gelungen seine Absichten durchzuführen, so wäre in der That aus dem deutschen Kaiserthum ein römisches nach dem Muster des byzantinischen geworden; die Stadt Rom wäre noch einmal der Herrschersitz für die abendländische Welt, das römische Recht Kaiserrecht geworden und so in Erfüllung gegangen, was ein Vers ausspricht, der damals in Schwung gekommen zu sein scheint und später als Umschrift auf den Majestätsbullen der deutschen Kaiser diente:

Roma, des Weltalls Haupt, führt lenkend die Zügel des Erdrunds.

Deutschland wäre dann in eine abhängige Stellung gerathen und von den Römern, mit denen sich der Kaiser umgab, regiert worden.

Die Männer, auf welche der Kaiser vorzugsweise bei der Durchführung seiner Absichten zählte und mit denen er seine Pläne erwog, waren der Markgraf Hugo von Tuscien, die Grafen von Tusculum, die sich vom alten julischen Geschlecht abzustammen rühmten und denen der Kaiser die geehrtesten Stellen an seinem Hofe übertrug, sein Kanzler und „Archilogothet" Heribert, den er zum Erzbischof von Köln erhoben hatte, der Bischof Leo von Vercelli, sein Lehrer und „Primicerinius" Bischof Bernward von Hildesheim und vor Allen Papst Silvester, der jetzt wohl widerwillig genug die Hand bieten mußte, um hochfahrende Gedanken, die er einst selbst in der Seele des Kaisers genährt hatte, in das Leben zu führen.

Denn indem Otto seine kaiserliche Gewalt so hoch wie möglich faßte, indem er sie zugleich vorzüglich auf Rom und Italien zu begrün-

den ſuchte, konnte nicht fehlen, daß er mit dem Stuhle Petri in mannigfache Streitigkeiten gerieth. Es liegen Beweiſe vor, daß ſchon mit ſeinem zum Papſtthum erhobenen Vetter der junge Kaiſer keineswegs immer eines Sinnes war; noch ſtärker wurden die Reibungen mit ſeinem alten Lehrer, wie wir unter Anderm aus einer merkwürdigen, dem päpſtlichen Archive entnommenen Urkunde ſehen, deren Echtheit vielfach angezweifelt iſt, doch unſeres Erachtens nicht mit ſtichhaltigen Gründen. Acht Grafſchaften in der Romagna waren ſeit längerer Zeit zwiſchen dem Stuhle Petri und dem Reiche ſtreitig; Silveſter hatte auf ſie Anſprüche erhoben, der Kaiſer aber die Verwaltung derſelben vorläufig dem Markgrafen Hugo von Tuſcien übertragen; ſpäter erfolgte die Schenkung an den Papſt, welche der Kaiſer durch die in Rede ſtehende Urkunde beglaubigt. Er tadelt in ihr zuerſt mit den härteſten Worten die Sorgloſigkeit und Unwiſſenheit der früheren Päpſte, durch die faſt das ganze alte Beſitzthum des Stuhls Petri verſchleudert ſei; dann aber, heißt es, hätten die Päpſte, um ſich zu entſchädigen, fremdes Gut und namentlich Reichsgut an ſich zu reißen und ihren Raub durch lügenhafte Fiktionen zu verhüllen geſucht; ſo ſei die Schenkungsurkunde Conſtantins, die ein römiſcher Diakon Namens Johannes angefertigt habe, entſtanden, ſo eine andere von Karl dem Kahlen; auf dieſe untergeſchobenen Urkunden lege er, der Kaiſer, durchaus kein Gewicht, ſondern einzig und allein aus freiem Antrieb ſchenke er, was ihm ſelbſt und nicht dem heiligen Petrus angehöre, und zwar zunächſt als dankbarer Schüler ſeinem Lehrer, den er ſelbſt zum Papſt eingeſetzt habe, auf daß dieſer etwas habe, was er im Namen ſeines Schülers dem heiligen Petrus darbringen könne. Es herrſcht die keckſte Sprache, die jemals ein Kaiſer den Päpſten gegenüber geführt hat, in dieſer Urkunde; man ſieht aus ihr, wie ſich Otto völlig als Herr des Papſtthums anſah.

Welche Spannungen aber auch immer zwiſchen dem Kaiſer und Papſt eintreten mochten, ſie waren doch nimmermehr im Stande ihre innige Verbindung zu löſen. Silveſter bedurfte des kaiſerlichen Schutzes; er zitterte, ſobald Otto der Stadt den Rücken wandte. Der Kaiſer dagegen konnte der Kenntniſſe und der Umſicht des Papſtes bei ſeinen Plänen in keinem Augenblick entrathen. Ueberdies begegneten ſich ihre Beſtrebungen trotz ihres inneren Gegenſatzes doch auf die mannigfachſte Weiſe. Die Herrſchaft Roms über alle Welt zu erhöhen, blieb ihr gemeinſames Ziel, mochten ihre Anſichten über die Wege, die dahin führten,

noch so sehr abweichen. Dazu kam, daß damals Kirche und Reich keineswegs in jenem ausgesprochenen Gegensatz standen, wie ihn die zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts gekannt hatte und ihn spätere Zeiten noch schärfen sollten; vielmehr galten die Eroberungen des Reichs damals für eben so viele Eroberungen der christlichen Kirche und des Stuhls Petri, wie andererseits jeder Zuwachs an Macht für den römischen Oberpriester zugleich eine Erhöhung der kaiserlichen Gewalt in sich schloß, vor der sich Rom und der Papst beugten. So arbeiteten denn doch in der That zuletzt Otto und Silvester Hand in Hand an einem Werke, und dieses Werk nahm, wie sie zu den universellsten Ideen sich aufgeschwungen hatten, im Entwurfe die kolossalsten Dimensionen an.

Es ist gewiß, daß der Gedanke durch einen Kreuzzug das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, wie er hundert Jahre später in das Leben trat, schon in Gerberts Seele aufgetaucht ist. Ein solcher Plan, der tief in alle Verhältnisse des Morgenlandes eingreifen mußte, konnte nur vorübergehend die Phantasie dieser Männer beschäftigen; an eine wirkliche Ausführung desselben war nicht von fern zu denken; aber im Abendlande hoffte man es allerdings zu einer Herrschaft zu bringen, wie sie die Welt kaum jemals gesehen hatte. Schon hatte man im südlichen Italien das kaiserliche Ansehen hergestellt; der Graf von Barcelona hatte Roms geistliche und weltliche Obermacht anerkannt, das neuerrichtete Kapetingische Königthum seine Auflehnung gegen den Papst theuer bezahlen müssen; und im Nordosten Europas brach so eben das Heidenthum ohnmächtig zusammen, so daß es ein Leichtes schien, hier die Herrschaft des Kaiserthums und des Stuhls Petri dauernd zu befestigen. Auf diese Gegenden richteten jetzt Otto und Silvester vor Allem den Blick und verfolgten hier ihre Pläne mit lebhaftem Eifer. Zuerst faßten sie Polen in das Auge, wohin Adalbert durch seinen Märtyrertod ihnen gleichsam den Weg gewiesen hatte und wo der heldenmüthige Herzog Boleslaw ganz der Mann schien, um Roms kühnste Wünsche zu verwirklichen.

Gaudentius, der Halbbruder Adalberts, und der Priester Benedict, die einzigen Zeugen vom Tode Adalberts, waren nach Rom zurückgekehrt und wurden nun zu Werkzeugen ersehen, um Polen in eine römische Provinz zu verwandeln. Gaudentius wurde vom Papste zum Erzbischof geweiht; sein Bisthum sollte die Mutterkirche für Polen und dem heiligen Adalbert geweiht werden. Zu derselben Zeit wurde im Kloster

des heiligen Bonifacius von Johannes Canaparius, einem Freunde Adalberts, dessen Lebensbeschreibung nach dem Willen des Kaisers aufgeschrieben und dieser Schrift durch den Papst kirchliches Ansehen verliehen. Erst damals fing Rom an Heiligsprechungen vorzunehmen, die Geltung für die gesammte Kirche beanspruchten. Der deutsche Bischof Ulrich von Augsburg ist so zuerst im Jahre 993 kanonisirt worden, der zweite war der Böhme Adalbert. Zugleich betrieb der Kaiser eifrig den Bau der Adalbertskirche auf der Tiberinsel, und schon rüstete er sich selbst über die Alpen zu ziehen, um zum Grabe Adalberts zu wallfahren und das neue Erzbisthum für Polen aufzurichten.

Gegen die Mitte des Decembers 999 verließ Otto Rom und begab sich nach Ravenna, wo er wohl das Weihnachtsfest feierte. Vergebens suchte ihn der Papst in Italien zurückzuhalten. Auf einen dringenden Brief desselben gab Otto zur Antwort, sein Körper könne das Klima Italiens nicht länger vertragen; er müsse nach Deutschland, bleibe aber trotz der leiblichen Trennung im Geiste dem Papste stets nahe; den Schutz desselben habe er den italischen Fürsten aufgetragen und zu seinem Stellvertreter Hugo von Tuscien ernannt; so befürchte er nicht, daß die Völker dem Papste den schuldigen Gehorsam versagen würden. Der Papst mußte sich fügen und von dem römischen Patricius Ziazo, vielen anderen Großen Roms, dem Archidiakonus des Papstes und mehreren Cardinälen begleitet, ging Otto im Januar des Jahrs 1000 über die Alpen.

Die letzte Reise Ottos III. nach Deutschland.

Es war nicht die Sorge für seine Gesundheit allein, noch auch die Devotion vor dem neuen Heiligen der römischen Kirche, seinem Freunde Adalbert, die den Kaiser zur Rückkehr nach Deutschland vermochten; seine Reise war nicht minder bedingt durch wichtige Todesfälle, die in der letzten Zeit die kaiserliche Familie betroffen hatten.

Schon am 7. Februar 999 war die Aebtissin Mathilde von Quedlinburg plötzlich am Fieber gestorben. Wir wissen, welches Vertrauen der Kaiser auf diese treffliche Fürstin, die einzige rechte Schwester seines Vaters, gesetzt und wie er ihr die Reichsgeschäfte in Deutschland für die Zeit seiner Abwesenheit übertragen hatte. Mit der von ihrem großen Vater ererbten Umsicht und Entschiedenheit hatte Mathilde die Verwaltung

des Reichs geführt, und namentlich war ihr gelungen die Wenden mehr zu beruhigen und dadurch einen friedlicheren Zustand an den Ostgrenzen des Reichs herbeizuführen; noch in ihren letzten Tagen hatte sie einen großen Hoftag zu Magdeburg gehalten und durch die Sicherheit und Würde, mit der sie die schwierigsten Geschäfte leitete, alle Welt in Verwunderung gesetzt. Ihre Nichte Adelheid, des Kaisers älteste Schwester, folgte ihr als Aebtissin zu Quedlinburg, wie sie es sterbend gewünscht hatte, aber Mathildens Tod ließ zugleich eine große Lücke in den Reichsgeschäften, die nicht wieder ausgefüllt wurde.

Am tiefsten mußte Mathildens frühes Abscheiden das Herz ihrer Mutter bewegen, die ihr auch schnell in das Grab folgte. Bald nach dem Tode ihrer Tochter unternahm die Kaiserin Adelheid ihre letzte Reise nach ihrem Heimathslande Burgund, um Streitigkeiten zwischen König Rudolf, ihrem Neffen, und dessen Vasallen zu schlichten. Auf dieser Reise erreichte sie die Nachricht, daß der Bischof Franko von Worms, jener Freund des Kaisers, mit dem er sich in die Grotte bei S. Clemente eingeschlossen hatte, zu Rom gestorben sei. Franko war der Kaiserin lieb gewesen, und da kurz vorher auch ein anderer ihr sehr vertrauter Bischof, Widerold von Straßburg, zu Benevent in der Nähe des Kaisers ein plötzliches Ende gefunden hatte, erfüllten diese Todesnachrichten ihre Phantasie mit den schwärzesten Bildern. Sie gerieth in die heftigste Aufregung und rief wie von Sinnen aus: „So werden noch Viele in Italien um meinen Enkel sterben, und zuletzt er selbst! Schutzlos und verlassen werde ich sein! Herr des Himmels, laß mich das nicht erleben!" Das Wort schien prophetisch. Der Kaiser ernannte einen ihm befreundeten jungen Kleriker zu Frankos Nachfolger, aber schon am vierten Tage starb auch dieser zu Rom; ein anderer wurde in seine Stelle gewählt, und auch er verschied, ehe er noch die Alpen erreicht hatte. So wüthete in der nächsten Umgebung mächtig und unaufhaltsam das Verderben. Dennoch erreichte Adelheid ihren Wunsch; sie starb vor ihrem Enkel. Am 17. December 999 endete sie ihr Leben zu Selz im Elsaß; in dem von ihr selbst gestifteten Kloster wurde sie begraben.

In den letzten Jahren ihres Lebens hatte Adelheid mit den Cluniacensern in ununterbrochener Verbindung gestanden, und der Abt Odilo selbst sorgte für das Gedächtniß der frommen Kaiserin durch eine Lebensbeschreibung, in der er vornehmlich ihre kirchlichen Werke hervor-

gehoben hat; aber es hatte eine Zeit gegeben, wo Adelheids Herz für die Dinge der Welt nichts weniger als unempfänglich war und wo sie nicht verschmähte mit ihrer zarten Hand das Gewirr der menschlichen Verhältnisse zu ordnen. Deutschlands Geschick ist auf Jahrhunderte hin durch die Lebensschicksale dieser merkwürdigen Fürstin bestimmt worden: sie hat die Deutschen nach Italien geführt und die Länder diesseits und jenseits der Alpen auf Jahrhunderte verbunden; sie hat unter der Regierung dreier Kaiser einen großen, wo nicht den größten Einfluß auf die Leitung aller Geschäfte gehabt. Es gab eine Zeit, wo ihr einer Enkel Deutschland und Italien, der andere Frankreich beherrschte: da nannte man sie „die Mutter der Könige". Im Palast der burgundischen Könige geboren, in zarter Jugend schon nach Italien gebracht und dort auf den Thron erhoben, dann in das tiefste Elend hinabgeschleudert, aber nur um bald desto glänzender aufzusteigen und Deutschlands Krone mit der italischen zu verbinden, endlich als Kaiserin Roms auf die Spitze menschlicher Herrlichkeit gestellt, fand sie als eine christliche Büßerin in einem deutschen Kloster ihr Ende, nachdem sie ihr Leben bis nahe an siebenzig Jahre gebracht hatte.

Wenige Wochen nach dem Tode seiner Großmutter erschien der junge Kaiser nach zweijähriger Abwesenheit wieder in Deutschland und wurde mit der größten Freude und ungemeinem Glanze empfangen. Seine Schwestern Adelheid und Sophie, die eine jetzt Aebtissin von Quedlinburg, die andere Nonne im Kloster Gandersheim, eilten ihm entgegen, mit ihnen die Fürsten und Herren aus Sachsen und Thüringen; auch die Lothringer, Schwaben und Franken zogen herbei, ihn zu bewillkommnen. Zu Regensburg fand die Begrüßung Statt, wo der Kaiser in den letzten Tagen des Januar vom Bischof Gebhard auf das Prächtigste empfangen wurde. Auch Erzbischof Gisiler war erschienen, noch immer seines Amtes enthoben und eifrig bemüht sich der Gunst des Kaisers zu versichern.

Nach einem längeren Aufenthalt zu Regensburg brach der Kaiser auf, um das Grab Adalberts zu besuchen. Durch den Nordgau nahm er, von Gisiler begleitet, seinen Weg nach Thüringen, dann über Zeitz und Meißen durch die Mark des tapferen Eckard bis nach Eilau am Bober, wo die Grenze der Polen war. Hier wartete Herzog Boleslaw schon des Kaisers und geleitete ihn mit großen Ehrenbezeugungen nach

Gnesen, wo der den Preußen mit Gold aufgewogene Leichnam des heiligen Adalbert beigesetzt war.

Als der Kaiser Gnesen sich nahte — es war in der Mitte des März —, stieg er vom Pferde und betrat barfuß als Pilger die Stadt. Dort empfing ihn der Bischof Unger von Posen und geleitete ihn zur Kirche; unter einem Strom von Thränen betete hier Otto am Grabe des Märtyrers. Dann betrieb er sofort die Gründung der neuen Mutterkirche für Polen, die sich über Adalberts Gebeinen erheben sollte und zu deren Erzbischof bereits Gaudentius geweiht war. Eine Synode wurde schleunigst gehalten, und hier nach dem Willen des Kaisers und dem Wunsche Herzog Boleslaws Polen und die ihm unterworfenen Länder kirchlich abgegrenzt. Sieben Bisthümer sollten unter dem Erzbisthum Gnesen stehen, und von ihnen Polen und die von Boleslaw eroberten Länder kirchliche Gesetze und christliche Ordnungen erhalten. Für Pommern, das Boleslaw bereits beherrschte, wurde Kolberg zum Bischofssitz erwählt und Reinbern zum ersten Bischof ernannt. Chrobatien hatte der Pole den Böhmen abgenommen; es erhielt jetzt in Krakau sein eigenes Bisthum und den ersten Bischof in Poppo. Für Schlesien, das kurz vorher, nach dem Tode Boleslaws II., den Böhmen entrissen war, wurde eine bischöfliche Kirche in Breslau errichtet und fiel dem Johannes zu. Die vier anderen Bisthümer, deren Sprengel wohl in den östlichen Theilen Polens lagen, werden uns nicht näher bezeichnet. Durch diese Einrichtungen wurden die Rechte der früher schon bestehenden Bisthümer vielfach angetastet und ihre Sprengel beschränkt. Vor Allem wurde Magdeburgs Bedeutung herabgedrückt, und wenn Gisiler nicht entschiedener den Plänen des jungen Kaisers entgegentrat, geschah es wohl nur aus Besorgniß für seine ohnehin so gefährdete Stellung. Auch der Bischof Thiedbag von Prag schwieg zu dem Beginnen des Kaisers, da er schutzlos auf seinem Bischofsstuhle sich kaum zu erhalten wußte. Nur der Bischof Unger von Posen versagte ausdrücklich seine Zustimmung zu den Beschlüssen der Synode und erwirkte wenigstens soviel, daß er mit seinem verkürzten Sprengel unter dem Magdeburger Erzstift verblieb und nicht von Gnesen abhängig wurde. Unwillig sah man in Deutschland, was hier geschah, und zweifelte laut an dem Rechte Ottos zu solchen Anordnungen.

Mit staunenswerther Pracht feierte Herzog Boleslaw die Anwesenheit des Kaisers, der sich, wie es scheint, dafür äußerst dankbar bewies

und ihm wesentliche Herrschaftsrechte einräumte. „Gott mag es dem Kaiser vergeben," schrieb wenig später Thietmar von Merseburg, „daß er den Polenherzog, der bisher ein zinspflichtiger Mann war, zum Herrn machte und so hoch erhob, daß er bald die, welche ihm einst vorgesetzt, unter seine Herrschaft zu bringen und zu Knechten herabzudrücken suchte." Es scheint hiernach kaum zu bezweifeln, daß Otto dem Polenherzog den dem deutschen Reiche gezahlten Tribut erließ. Glaublich erscheint auch, was spätere Quellen berichten, daß Otto dem Herzog die Ehrennamen „eines Bruders und Mitarbeiters am Reiche, eines Freundes und Bundesgenossen des römischen Volks" gegeben habe, da dies durchaus der Denkungsart und Ausdrucksweise des phantastischen Kaisers entspricht. Wenn aber in jenen Quellen weiter berichtet wird, daß Otto dem Herzog seine Krone auf das Haupt gesetzt, ihm königliche Rechte ertheilt und damit aus der Abhängigkeit vom Kaiserthum völlig entlassen habe, so sind dies Fabeln und Mährchen. Otto nahm als römischer Kaiser die Oberherrschaft über Polen und alle von Boleslaw eroberten Länder unfraglich in Anspruch, und dieser sah sich, welches auch sein Verhältniß zu Deutschland fortan sein mochte, nach wie vor als ein Vasall des Kaisers an. Er stellte ihm damals dreihundert geharnischte Ritter und folgte ihm selbst nach Magdeburg, wo er am Palmsonntage (am 24. März) am Hofe des Kaisers nicht anders auftrat, als vordem sein Vater Mieczislaw vor Otto I. und II.

Zu Magdeburg betrieb der Kaiser, den Wünschen des Papstes folgend, die Herstellung des Bisthums Merseburg. Schon am Tage nach dem Palmsonntag wurde Gisiler befragt, ob er freiwillig Magdeburg entsagen und nach Merseburg zurückkehren wolle. Aber der schlaue Mann wußte es dahin zu bringen, daß ihm während der Leidenswoche Bedenkzeit gewährt wurde; zu Ostern wollte er sich mit Bestimmtheit erklären. Die heiligen Tage verlebte Otto in strenger Abgeschiedenheit mit seiner Schwester Adelheid an den Gräbern ihrer Ahnen auf der Höhe des Klosterberges zu Quedlinburg; erst am Ostermontage kam er nach der kaiserlichen Pfalz am Fuße des Berges herab. Ein glänzender Hofstaat hatte sich um ihn versammelt; die deutschen Fürsten waren vor dem Kaiser erschienen, und wichtige Reichsangelegenheiten wurden hier ohne Frage verhandelt; zugleich berieth eine Synode die Angelegenheit Gisilers und die Herstellung des Bisthums Merseburg. Gisiler war, angeblich schwer erkrankt, auch diesmal nicht erschienen, doch führten

seine Abgeordneten Manches zu seiner Vertheidigung an und erwirkten ihm einen neuen Aufschub. Bald nach Ostern trennte sich die Versammlung. Herzog Boleslaw kehrte, nachdem er dem Kaiser große Geschenke gemacht, unter ihnen einen Arm des heiligen Adalbert für die Kirche auf der Tiberinsel, und nicht minder reiche Gegengeschenke empfangen hatte, nach Polen zurück; der Kaiser aber begab sich, von seiner Lieblingsschwester Adelheid geleitet, über Mainz und Köln nach Aachen, wo er sich bis über das Pfingstfest hinaus aufhielt.

Aachen, die Pfalz Karls des Großen, schon von Otto dem Großen als erster Sitz des Reichs ausdrücklich anerkannt, suchte der junge Kaiser auf alle Weise zu heben. Auf seine Veranlassung hatte Papst Gregor V. dem dortigen Münster große Ehrenrechte ertheilt: sieben Cardinal-Diakonen und Cardinal-Priester waren zum Dienst dieser Kirche bestimmt, der mit gleicher Pracht wie in Sanct Peter zu Rom abgehalten werden sollte. Zur Herstellung und Erweiterung des alten Baues machte er selbst dann große Schenkungen, die aber meist nicht von langem Bestand waren; die Wände des Münsters ließ er durch einen Italiener, mit Namen Johannes, ausmalen. Auch eine Adalbertskirche durfte nun hier nicht fehlen; er begann den Bau, den erst sein Nachfolger im Jahre 1005 vollendete. Dieses Stift besteht noch heute und hat den Namen des Heiligen bewahrt, während die Adalbertskirche auf der Tiberinsel zu Rom längst nach dem heiligen Bartholomäus umgetauft ist.

Wie sehr die Erinnerungen an Karl den Großen den Kaiser beschäftigten, zeigt ein merkwürdiger Vorgang, der in diese Zeit gehört. Es gelüstete ihn die Gebeine des großen Weltherrschers zu sehen, dessen Zeiten er in jugendlicher Eitelkeit heraufzuführen gedachte. Er ließ die Gruft im Münster öffnen und stieg mit dem Grafen Otto von Lomello, seinem Protospatharius, in dieselbe hinab. „Kaiser Karl lag nicht" — so erzählte Graf Otto — „im Grabe, sondern er saß aufrecht, wie ein Lebender, auf einem Stuhle. Eine goldene Krone trug er auf dem Haupt, ein Scepter in der Hand. Die Hände waren mit Handschuhen bekleidet, durch welche die Nägel durchgewachsen waren. Ueber dem Haupte des Kaisers fand sich eine Marmorplatte angebracht, wie ein Baldachin. Ein starker Geruch verbreitete sich, als wir eintraten, und wir warfen uns sofort vor dem Kaiser auf die Knie zum Gebet. Kaiser Otto nahm dann den Leichnam in Augenschein, und ließ ihm neue weiße Kleider anlegen, die Nägel abschneiden und das Fehlende ergänzen.

Von den Gliedern selbst war keines durch Verwesung zerstört mit Ausnahme der Nasenspitze, die Otto von Gold herstellen ließ. Nachdem er einen Zahn aus dem Munde Karls an sich genommen hatte, entfernte er sich und ließ die Gruft wieder schließen." Die Deutschen mißbilligten, daß der junge Kaiser so die Ruhe Karls gestört habe, und es ging die Sage, Karl sei Otto im Traume erschienen, habe ihm sein nahes Ende vorhergesagt und verkündet, daß er keine Nachkommen hinterlassen werde.

Inzwischen versammelte sich zu Aachen, um in Gisilers Sache zu richten, abermals ein Concil der deutschen Bischöfe, auf dem der Archidiakonus des Papstes den Vorsitz führte. Gisiler stellte sich diesmal persönlich, berief sich aber auf ein allgemeines Concil und wußte es in der That dahin zu bringen, daß die Entscheidung von Neuem aufgeschoben wurde. So trat das Merseburger Bisthum trotz aller Beschlüsse zu Rom doch nicht in das Leben. Der Fluch des heiligen Laurentius blieb ungelöst, und die wendischen Bisthümer, die Stiftungen Ottos des Großen, gediehen nicht wieder zu frischem Leben. Was war doch in den letzten beiden Jahrzehnden aus diesen Stiftungen geworden? Magdeburg war zerstückt und beschnitten; die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg weilten außerhalb ihrer Sprengel; in Oldenburg fristete die Kirche ein kümmerliches Dasein. Nur in Meißen schaltete Bischof Eid mit Eifer, da ihn die tapfere Faust des Markgrafen Eckard schützte. Predigend, taufend, firmelnd zog er mit den Seinen unter den Wenden umher, häufig barfuß; Mühen und Entbehrungen, selbst die strenge Kälte des Winters hinderten ihn nicht in seinem schweren Berufe; Kirchen zu weihen war seine Freude, Heiden bekehren seine Lust. Doch auch er lebte in beständiger Furcht, sein Bisthum werde alsbald zerstört werden, und bat ihn dereinst nicht in Meißen zu bestatten, damit sein Leib nicht von den wilden Heiden in seiner Ruhe gestört werde. Und wie in den wendischen Bisthümern war es in den dänischen; die deutschen Bischöfe waren vertrieben und weilten auf sächsischem Boden.

Aber um diese Dinge scheint Otto wenig bekümmert gewesen zu sein; er begnügte sich dem deutschen Klerus seine Theilnahme durch reiche Schenkungen zu bezeugen, wie sie namentlich die bischöflichen Kirchen von Worms und Würzburg damals erhielten. Auch Heribert, der neue Erzbischof von Köln, erfuhr im hohen Maße die kaiserliche Gunst. Mit besonderer Freude hatte es der Kaiser gesehen, als im Jahre zuvor der

Klerus und die Gemeinde von Köln diesen seinen Kanzler und vertrauten Rath zum Erzbischof erwählten. Otto hatte die Nachricht erhalten, als er gerade zu Benevent mit dem Papste verweilte, und sie sofort durch ein eigenhändiges Schreiben an Heribert gemeldet, der sich zu Ravenna aufhielt, um die dortigen Unruhen zu stillen. Der Brief trug die humoristische Aufschrift: „Otto, allein durch Gottes Gnade Kaiser, an den Archilogotheten Heribert seinen Gruß und Köln und ein Stück Pallium." Heribert eilte nach Benevent und wurde hier vom Kaiser in Gegenwart des Papstes mit dem Bischofsstabe des heiligen Petrus investirt. Erst nach Monaten ging er mit dem Pallium über die Alpen und trat sein Erzbisthum an, indem er die Kanzlei niemals aus den Händen gab und stets einer der vertrautesten Rathgeber des Kaisers blieb.

In Aachen sah Otto auch seine Schwester Mathilde wieder, die sich wider seinen Willen an Ehrenfried, den Sohn des Pfalzgrafen Hermann von Lothringen, vermählt hatte. Er verzieh nicht allein der Schwester, welche das Klosterleben verschmäht hatte, dem alle Kaisertöchter bestimmt schienen, sondern machte ihr auch die reichsten Geschenke, damit sie ihrer hohen Abkunft würdig leben könne. Bald nach Pfingsten trennte sich Otto von ihr und seiner Lieblingsschwester Adelheid; schon verlangte es ihn nach dem italischen Boden zurück. Er verweilte kurze Zeit in den Maingegenden, zog dann den Rhein hinauf und stieg, wahrscheinlich seinen Weg über den Julier nehmend, von den Alpen zum See von Como hinab. Zu Como empfingen ihn die lombardischen Fürsten (Ende Juni). Nur ein halbes Jahr hatte der Kaiser in den deutschen Ländern ausgedauert, nur im Fluge die Länder diesseits der Alpen durchzogen.

Der Papst ließ nicht ab in den Kaiser zu dringen, seine Rückkehr nach Rom zu beschleunigen. Bald sandte er den Grafen Gregorius von Tusculum an ihn ab, um ihm besorgliche Gerüchte zu melden und zur Vorsicht aufzufordern; bald meldete er brieflich, wie er jüngst nach Orta gekommen und dort ein Aufstand ausgebrochen sei, so daß er nur durch eilige Flucht seinen Feinden habe entrinnen können. Trotz dieser Mahnungen hielt sich der Kaiser während des Sommers und Herbstes in der Lombardei auf, meist zu Pavia, wahrscheinlich aus Rücksicht auf seine schon wankende Gesundheit; erst zum Winter kehrte er nach Rom zurück und nahm wieder seinen Sitz im Palast auf dem Aventin.

Deutsche Kriegsschaaren hatten ihn über die Alpen begleitet, andere waren ihm nachgefolgt. Die Herzöge Heinrich von Baiern und Otto von Niederlothringen, die Bischöfe von Lüttich, Augsburg, Würzburg und Zeitz waren zu Rom um den Kaiser; mit ihnen beging er hier das Weihnachtsfest. In den ersten Tagen des Jahrs 1001 gesellte sich zu ihnen der Bischof Bernward von Hildesheim, und so hoch ehrte der Kaiser seinen früheren Lehrer, daß er ihm vom Aventin bis zur Peterskirche entgegenkam. Als er am folgenden Tage den Besuch Bernwards erwartete, beschied er den Papst zu sich, und Kaiser und Papst empfingen den Bischof schon in dem Vorhof des Palastes. Bernward erhielt dann in der Nähe des Kaiserpalastes eine glänzende Wohnung, damit Otto in jedem Augenblick seines Umgangs genießen könne.

Die Erhebung des polnischen und ungarischen Reichs.

Die letzte Reise Ottos über die Alpen ist nicht ohne nachhaltige Wirkungen geblieben, aber sie sind den Völkern des Ostens, nicht den Deutschen zu gut gekommen.

So groß die Macht des kriegerischen Polenfürsten auch war, der von Anfang seines Regiments an im Kampfe gegen die Russen, Böhmen, Preußen und Pommern seine Herrschaft nach allen Seiten ausgedehnt hatte, so blieb sie doch unselbstständig, so lange er den Deutschen zinspflichtig war, so lange die Geistlichkeit seines Landes von einem deutschen Erzbischof in Abhängigkeit stand. Von der Zinspflicht entbunden und Herr seines Klerus, der jetzt in dem Erzbischof von Gnesen sein eigenes Haupt erhielt, trat er bald genug als ein entschiedener Widersacher des deutschen Reichs auf, dem er bis dahin willig gedient und dem sich beugend er seine fürstliche Macht begründet hatte. Schon vorher hatte er seine deutsche Gemahlin, eine Tochter des Markgrafen Riedag, verstoßen und erst ein ungarisches Weib, dann eine Tochter seines Landes zur Ehe genommen; fortan suchte er auch den deutschen Missionaren Polen zu sperren, böhmische und italische Priester zog er in sein Reich und sandte einen seiner Söhne nach Italien in die Schule des heiligen Romuald. Es unterliegt zwar keinem Zweifel, daß er die Einrichtungen des deutschen Reichs bei den neuen Institutionen, die er seinem Lande gab, zum Muster nahm, und namentlich hat er die

Verfassung, welche Heinrich I. den wendischen Marken gab, in weitem Umfang nachgebildet; aber doch bildete sich in eigenthümlicher Weise das Dienstverhältniß des polnischen Volkes gegen den Fürsten aus. Damals erhob sich eine freie monarchische Gewalt, auf nationaler Grundlage ruhend, zuerst unter den Polen; es gestaltete sich ein polnisches Reich, das in seinen staatlichen und kirchlichen Einrichtungen mit den römisch-germanischen Staaten der Zeit deutliche Züge der Verwandtschaft trug, aber doch keine Provinz Deutschlands oder Roms war, sondern der Entwickelung der Nationalität freien Raum ließ. Es hat in der Folge nicht an Reaktionen gegen das Werk des Boleslaw gefehlt: bald brachen Streitigkeiten mit der römischen Kirche aus, bald regte sich wieder die alte Volksfreiheit; zeitweise wußte die deutsche Oberherrschaft sich dann doch wieder geltend zu machen, aber dauernd gelang dies nicht. Das polnische Reich war der erste große, freie und selbstständige Staat, in dem slawische Stämme in die Gemeinschaft der abendländischen Welt eintraten.

Mit ungemeiner Schnelligkeit wirkte, was in Polen geschah, auf Ungarn zurück. Gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts war die Macht der Magyaren in der bedenklichsten Auflösung. Im Abendlande, wie dann auch im Morgenlande, hatten sie überall empfindliche Niederlagen erlitten, so daß sie endlich von ihren Plünderungszügen abstanden. Aber das wilde Volk, an das Kriegsleben gewöhnt, konnte sich in friedliche Zustände nicht sogleich finden, und ihr Reich, noch nicht durch ein starkes Königthum zusammengehalten, lief Gefahr in inneren Kämpfen der Volkshäuptlinge unter einander mit eilenden Schritten dem Verfall entgegenzugehen, zumal es gleichzeitig von den umwohnenden Völkern mannigfache Angriffe zu erfahren hatte. Da versuchte es zuerst Geisa und mit ihm seine Gemahlin — Sarolth nennen sie spätere Quellen — durch Aufrichtung einer umfassenden fürstlichen Gewalt die Herrschaft der Magyaren zu sichern. Die Demüthigung der Häuptlinge unter ihre Macht, zugleich die Anknüpfung freundschaftlicher Verbindungen mit den abendländischen Staaten durch Begünstigung des Christenthums waren die nächsten Zielpunkte Geisas und der Sarolth, die ihren Gemahl und mit ihm das Land beherrscht haben soll. So ergriffen sie denn entschlossen die Waffen gegen die inneren Feinde und riefen christliche Priester aus Baiern und Böhmen in das Land, indem sie zugleich friedliche Verbindungen mit dem deutschen Reich anknüpften. Aber sie konnten

nicht zu dem Ziel ihres Strebens gelangen, da sie selbst noch von barbarischer Rohheit erfüllt waren. Das spärlich angepflanzte, laue Christenthum blieb ohne Wirkung unter dem wilden Volke.

Auf Geisa folgte in der Herrschaft sein Sohn Waik (995), ein junger Mann, den die Natur mit den ausgezeichnetsten Gaben ausgestattet hatte. Er nahm das Werk seiner Eltern auf und wußte es durch Ernst und Beharrlichkeit durchzuführen. Es gelang ihm in den ersten Jahren seiner Regierung die letzten unabhängigen Häuptlinge in Ungarn zu überwinden und so die monarchische Gewalt für alle Zeit festzustellen; zugleich aber setzte er seine ganze Kraft daran der christlichen Kirche unter den Magyaren eine bleibende Stätte zu bereiten, und auch diese Bemühungen wurden mit dem besten Erfolge gekrönt. Nicht von der abendländischen Kirche allein, sondern auch von der morgenländischen waren bereits mehrfache Versuche zur Bekehrung Ungarns gemacht worden; Waik wandte sich, obgleich er fern davon war die Bekenner der griechischen Kirche zu verfolgen, doch Rom, und nicht Constantinopel zu. Nicht ohne Einfluß hierauf wird gewesen sein, daß Waik sich mit Gisela, der Schwester des Herzogs Heinrich von Baiern, vermählte; erst damals scheint er selbst sich völlig dem Christenthum hingegeben und den christlichen Namen Stephan angenommen zu haben. Obwohl er selbst durch Deutsche erweckt scheint, waren es doch nicht vorzugsweise Deutsche, welche die römisch-katholische Kirche in seinem Reiche begründen halfen, sondern Böhmen. Schon der heilige Adalbert hatte unter den Magyaren gepredigt, und als er seinem Märtyrertode entgegenging, trat ihm der Gedanke noch einmal entgegen, zu dem wilden Volke seine Schritte zu lenken, wo damals sein vertrauter Jugendfreund, der Mönch Radla, wirkte, aber nicht mit dem heiligen Eifer Adalberts. Erst Adalberts Tod erweckte Radla; erst jetzt fing er an seiner selbst zu vergessen und Alles für das Haus des Herrn zu leiden und zu wagen; „wie der Durstige nach einem kalten Trunk," sagt die jüngere Lebensbeschreibung des heiligen Adalbert, „so sehnte sich jetzt in inbrünstiger Liebe Radla nach Adalbert." Zu ihm gesellte sich Astrik*), ein früher Adalbert dienstbarer Kleriker, und theilte mit ihm die Arbeit. Radla und Astrik wurden nun die Werkzeuge Stephans, um geordnete kirchliche Zustände

*) Er wird auch Anastasius genannt, was nur die Uebersetzung des böhmischen Namens sein soll.

in Ungarn einzuführen. Noch gab es kein Bisthum daselbst; nur ein einzelnes Kloster soll auf dem Martinsberge bestanden haben. Kaum aber war das polnische Erzbisthum mit seinen Suffraganen geordnet worden, so legte auch Stephan Hand an das Werk; es wurden Bisthümer und Abteien begründet, die Kirche von Gran zum Erzbisthum für das ganze ungarische Reich ersehen. Stephan schickte dann sofort Astrik nach Rom an den Kaiser und Papst, damit sie das begonnene Werk in ihren Schutz nähmen und förderten. Stephan bat, der Papst möchte die Gründung der bereits bestehenden Bisthümer genehmigen, ihm die Vollmacht ertheilen neue Bisthümer und Abteien zu begründen, Gran als Erzbisthum anerkennen und ihm die Königskrone verleihen. Otto, hocherfreut über diese erfolgreiche Ausdehnung der christlichen Kirche, die ihm als ein Verdienst Adalberts erscheinen mochte, unterstützte die Bitten Stephans auf das Wärmste, obwohl dadurch schöne Hoffnungen, die lange der deutsche Klerus gehegt und für deren Erfüllung er Mühe und Arbeit nicht gescheut hatte, für immer vereitelt wurden. Silvester soll in die Worte ausgebrochen sein: „Ich bin der apostolische Vater, aber ein Apostel verdient der mit Recht genannt zu werden, der ein so großes Volk bekehrt hat!" Er gewährte Stephans Bitten und übersandte ihm eine Krone*), mit der der Ungarnfürst sich dann feierlich zum Könige krönen ließ; das geschah im Jahre 1001, nicht lange nachdem Otto zum Grabe des heiligen Adalbert gewallfahrt war und das Erzbisthum Gnesen errichtet hatte.

Wie Polen hatte jetzt auch Ungarn seine eigene Metropole; wie dem Erzbisthum Magdeburg sein ausgedehnter Missionssprengel genommen war, so war Passau das Arbeitsfeld entzogen. Wie Boleslaw nicht deutsche Prediger in sein Land rief, sondern seinen Blick nach Italien richtete, so auch Stephan, der sich in ununterbrochener Verbindung mit diesem Lande erhielt. Er gründete eine Kirche dem heiligen Stephan zu Rom, ein Hospitium zur Aufnahme ungarischer Kleriker zu Ravenna; dem Sohne des Dogen Peter Orseolo gab er seine Schwester zur Ehe. Nicht als gewaltiger Eroberer gleich Boleslaw hat sich Stephan

*) Die vielberufene ungarische Königskrone besteht aus zwei Stücken; der Obersatz ist wahrscheinlich die damals von Silvester II. an Stephan geschickte Krone; der Untersatz ist byzantinischen Ursprungs und scheint im Jahre 1075 vom Kaiser Michael Ducas an König Geisa gesandt zu sein.

einen Namen gewonnen, durch Thaten des Friedens hat er sich einen bleibenderen Ruhm gesichert. Das Christenthum diente ihm zum Mittel, den Zustand seines Volkes von Grund aus umzubilden und über der alten Stammesverfassung neue staatliche Ordnungen zu erheben, in denen sich erst ein ungarisches Reich entwickeln konnte, das als vollberechtigt in den Kreis der abendländischen Staaten aufzunehmen war. Wie in Polen waren es auch hier die Einrichtungen des deutschen Reichs, die als Vorbild dienten, ja noch in weit höherem Maße. Die ganze staatliche und kirchliche Organisation, wie sie damals in Deutschland bestand, ist auf Ungarn übertragen worden; die Bestimmungen fränkischer Capitularien und die Beschlüsse Mainzer Synoden lassen sich in den Gesetzen verfolgen, die Stephans Namen tragen. Das ungarische Reich wurde von vorn herein auf den Lehnsverband begründet. Bemerkenswerth ist auch die ungemein bevorzugte Stellung, die Stephan dem Klerus gab; die Grundsätze des Pseudoisidor wurden von Anfang an der ungarischen Kirche eingepflanzt. Aber wie abhängig so auch Stephan von den Ideen seiner Zeit erscheint, er trat doch durchaus als ein selbstständiger Fürst auf und erhob sich zu einer Freiheit der Anschauung, wie sie damals selten genug war. Nicht allein mit dem abendländischen Reich stand er in freundschaftlicher Beziehung, sondern nicht minder mit dem griechischen Hofe. Zu Constantinopel ließ er eine Kirche bauen, wie in Rom; selbst zu Jerusalem begründete er eine Kirche, was auf ein gutes Vernehmen mit dem Fatimidischen Chalifen schließen läßt. Zu Stuhl-Weißenburg, in seiner Königsstadt, errichtete er einen prächtigen Münster zu Ehren der Jungfrau Maria; es werden griechische Bauleute gewesen sein, die das Werk ausführten. Stephan zog neben italischen Mönchen deutsche Kolonisten in das Land; er sah, wie man sagt, das Wesen des Königthums darin, über Menschen verschiedenen Stammes zu herrschen. In keinem Reiche der Welt wohnten damals Bekenner des römisch-katholischen Glaubens gleichberechtigt neben Christen, die der morgenländischen Kirche angehörten, als in dem noch vor Kurzem ganz barbarischen Ungarn.

Als das deutsche Volk dem jungen Kaiser bei seiner Rückkehr von Rom jubelnd entgegengezogen war, da hatte es erwartet, daß er die Kriege gegen die Dänen und Wenden aufnehmen und die erschütterte Herrschaft der Deutschen im Norden und Osten befestigen würde. Aber dieser Kaiser, der sich gern „den Friedfertigen" nennen ließ, zeigte keine Neigung, gegen die alten Feinde seines Volks das Schwert zu zücken; statt dessen wallfahrte er zu den Gebeinen der Todten und suchte mit dem Gedächtniß eines böhmischen Mannes die Welt zu erfüllen. Indem er den Wirkungskreis, den der große Otto der deutschen Kirche eröffnet hatte, für alle Folgezeit einschränkte, legte er zugleich zu der freien politischen Entwickelung der Völker des Ostens den Grund. Wohl mochte er von der lustigen Höhe seines Kaiserthums auf den Polenherzog und den Ungarnkönig als unterworfene Fürsten herabsehen, sie als „Freunde und Bundesgenossen" seiner neuen römischen Republik betrachten; aber was sahen diese Fürsten selbst Anderes in Rom, als die Kirche des heiligen Petrus? Während der Kaiser durch sein Ideal einer römischen Republik die Völker des Abendlands zu verbinden meinte, löste er die realen Grundlagen der deutschen Herrschaft, so viel an ihm war, auf. Kein deutscher König hat mehr Gewicht darauf gelegt ein römischer Kaiser zu sein, als Otto III.; aber keiner hat weniger begriffen, auf welcher Grundlage sich die Macht der alten Imperatoren erhob. Die Herstellung der römischen Republik, wie er sie herbeizuführen suchte, war und blieb eine ideale Fiktion; in der That diente sein Regiment nur dazu, die Entwickelung der Nationen, die sich dem Reiche unterworfen hatten, zu kirchlicher und staatlicher Selbstständigkeit mächtig zu fördern, und entsprach hierin nur allzusehr dem deutschen Wesen, das er sonst verschmähte.

Man sieht noch jetzt in Hildesheim eine in Erz gegossene Säule, die damals Bischof Bernward anfertigen ließ und die später in der Michaeliskirche aufgestellt wurde; sie ist ein Abbild der Trajanssäule zu Rom im Kleinen und, wie kaum zu bezweifeln ist, unmittelbar nach diesem klassischen Muster gearbeitet. Auf einem spiralförmig um den Säulenschaft herumlaufenden Bande sind hier, wie dort, figurenreiche Reliefdarstellungen angebracht, aber man erblickt hier nicht den römischen Kaiser in seinen Siegen und seinem Triumphe, sondern Begebenheiten aus der Geschichte des Heilands, künstlerisch in ähnlicher Weise geordnet. Der Gedanke wird der Trajanssäule entnommen sein, aber

die Ausführung im Einzelnen entspricht ihr nicht von fern; der Stil ist naturalistisch, die Zeichnung der Figuren roh, die Bewegung stark und plump; die kurzen, stämmigen und derben Gestalten scheinen eher sächsischen Bauern anzugehören als dem Vorbild der Antike entlehnt zu sein, und auch die Tracht erinnert an Berwards Umgebung. Diese Säule ist das beste Gleichniß jener römischen Republik, die Otto herzustellen gedachte. So verschieden das Werk seines Lehrers von der Trajanssäule, so verschieden war Ottos Herrschaft von der des Trajan.

18.

Die letzten Zeiten Ottos III.

Allgemeiner Abfall.

Kein Sterblicher, der sich von dem heimischen Boden losreißt und in dünkelvollem Eigensinn über die Art seines Volkes erhebt, vermag Dauerndes zu schaffen; am wenigsten der Herrscher, dessen eigenthümliche Arbeit nur gedeiht, indem er alle Triebe und Kräfte seines Volkes zusammenfaßt und gesammelt zu bestimmt in das Auge gefaßten großen Zielen leitet. Wie traurig das Ende eines Fürsten ist, der sein Volk verläßt — sei er selbst der wohlmeinendste und mit den seltensten Anlagen ausgestattet —, das hat Niemand unter bittereren Schmerzen erfahren als Otto III. Während er sich hoch über sein Volk aufzuschwingen und von einer Höhe der Macht zur anderen zu erheben glaubte, entschwand ihm der Boden unter den Füßen, und er stürzte jählings in die Tiefe hinab; während er alle Welt zu beherrschen wähnte, verließ ihn alle Welt; das weite Reich seiner Väter war ihm zu eng gewesen, und er beschloß in einem abgelegenen, ausgehungerten Felsennest seine Tage. Wohl mochte er den Irrthum seiner hoffährtigen Jugend erkennen, aber Körper und Geist brachen hinfällig in frühen Jahren zusammen, und es blieb ihm nicht Raum, den großen Fehl zu verbessern. So unglücklich das Ende des zweiten Otto war, viel trauriger waren die letzten Tage seines Sohns.

Als der Kaiser nach Rom zurückkehrte, stand das südliche Italien schon in offener Empörung. Es ist erzählt worden, wie er seine Macht

in den langobardiſchen Fürſtenthümern, wie in Neapel und Gaeta zu ſichern ſuchte, wie er namentlich ſeinen Freund Ademar in Capua zum Fürſten einſetzte. Aber nur vier Monate konnte ſich Ademar in ſeinem Fürſtenthum behaupten, da vertrieben die Einwohner ihn mit der deutſchen Beſatzung der Stadt und erwählten Landulf, den Bruder des Fürſten Pandulf von Benevent, einen Sprößling des alten langobardiſchen Fürſtenhauſes, zu ihrem Herrn. Seitdem hatte Ottos Herrſchaft über Capua und Benevent ihr Ende erreicht, und gleichzeitig entzogen ſich auch Salerno, Neapel und Gaeta wieder ſeiner Hoheit. Schon zeigte ſich ſelbſt in den römiſchen Gegenden gegen Otto und ſeinen Papſt der Geiſt der Empörung. Wie trieb nicht Silveſter den Kaiſer zur Rückkehr nach Rom, und kaum war dieſer angelangt, ſo mußte er ein Heer abſenden, um das empörte Tibur zu belagern. Die kleine Stadt, das jetzige Tivoli, trotzte im Vertrauen auf ihre feſte Lage am Fuße des Sabinergebirges der Macht des Kaiſers, der ſie vergeblich längere Zeit umſchließen ließ. Endlich verſuchte man es, ſie durch Güte zur Unterwerfung zu bringen. Der Papſt, der Biſchof Bernward von Hildesheim und der heilige Romuald, der eben damals die Leitung der Abtei Claſſe in die Hände des Kaiſers zurückgab, traten als Vermittler auf, und ihre vereinten Bemühungen brachten die Einwohner der Stadt dahin, daß ſie Unterwerfung gelobten. Gnade flehend erſchienen die erſten Männer der Stadt in kläglichem Aufzug vor dem kaiſerlichen Palaſt und erhielten Verzeihung.

Schon lange ſahen die Römer voll Mißgunſt auf die kleineren Städte, die ſich neben ihnen erhoben. Mit Unwillen vernahmen ſie daher, daß Tibur dem Zorn des Kaiſers entgangen ſei, und im Februar 1001 erhob ſich in Rom ſelbſt der Aufſtand. An die Spitze deſſelben ſtellte ſich ein vornehmer Römer, mit Namen Gregorius, dem der Kaiſer früher große Ehren hatte zu Theil werden laſſen; mit ihm wird als Rädelsführer ein gewiſſer Benilo genannt. Der Aufſtand ergriff ſchnell die ganze Stadt, und man ſperrte die Thore derſelben, damit Herzog Heinrich von Baiern und Hugo von Tuſcien, die mit einem Heere in der Nähe lagerten, dem Kaiſer nicht zu Hülfe eilen könnten; zugleich umſchloß man den Aventin und den kaiſerlichen Palaſt. Drei Tage wird Otto hier mit den Seinen belagert, endlich beſchließt er einen Ausfall zu machen und ſich durchzuſchlagen. Er ſelbſt und die Seinen empfangen aus den Händen Biſchofs Bernward das Sacrament; dann ergreift der Biſchof

die heilige Lanze, um die Mannen des Kaisers in den Kampf zu führen. Aber schon waren Heinrich und Hugo, von den Vorgängen in der Stadt unterrichtet, aus dem Lager herbeigeeilt; durch friedliche Anerbietungen suchten sie den Aufstand zu bewältigen. Man öffnete ihnen die Thore der Stadt, und sie gelangten zum Kaiser. So unterblieb der drohende Kampf; die Waffen sanken in dem Augenblick, als man sie erheben wollte.

Die Römer versprachen von den Waffen zu lassen und am folgenden Tage dem Kaiser aufs Neue zu huldigen. In der That erschienen sie vor dem Palaste und erneuerten ihren Eid. Der Kaiser aber bestieg einen Thurm seiner Hofburg und redete von hier zu dem Volke. „Höret auf die Worte eures Vaters" — so soll er nach dem Biographen des heiligen Bernward gesprochen haben — „und bewahret sie in euren Herzen. Seid ihr meine Römer, um derenwillen ich mein Vaterland und mein Geschlecht verlassen, denen zu Liebe ich meine Sachsen und die Deutschen allzumal, mein Blut, hintenan gesetzt habe? In die fernsten Länder meiner Herrschaft, wohin eure Väter niemals, als sie sich den Erdkreis unterworfen hatten, ihren Fuß setzten, habe ich euch geführt und um euretwillen, weil ihr die Ersten in meiner Gunst waret, den allgemeinen Haß auf mich geladen. Und nun zum Dank für das Alles wollt ihr mich nicht mehr als euren Vater anerkennen; grausam erschluget ihr meine theuersten Freunde und wehret mir den Zugang zu euch. Ach, ihr vermögt es nicht, denn die mein Herz umfaßt, lasse ich nicht von mir. Ich kenne die Urheber der Empörung und bezeichne sie mit dem Wink meiner Augen; Aller Blicke richten sich auf sie, und doch zagen sie nicht. Aber fürwahr, ich werde nicht dulden, daß meine Getreuen, über deren Unschuld ich froh bin, länger durch die Berührung mit diesen Frevlern befleckt werden und sich nicht von ihnen zu sondern vermögen." Die Worte des Kaisers wirkten. Die Menge wurde bis zu Thränen gerührt. Man ergriff Benilo und einen anderen Rädelsführer; nackend, an den Beinen schleifte man sie die Treppen des Thurms hinauf und warf sie hier halbtodt zu den Füßen des Kaisers nieder.

Die Eintracht zwischen Otto und den Römern schien hergestellt, dennoch riethen Heinrich und Hugo dem Kaiser, dem wetterwendischen Volke nicht zu trauen, sondern so bald wie möglich Rom zu verlassen. Am 16. Februar entfernte sich Otto, vom Papste und Bernward be-

gleitet, aus Rom und ist niemals in die Mauern der Stadt zurückgekehrt. Er verweilte noch einige Zeit in der Nähe derselben und entsandte Bernward mit Aufträgen an die Bischöfe und Grafen der Lombardei, die diese zu Pavia entgegennahmen. Bernward, den Leo von Vercelli über die Alpen geleiten ließ, kehrte darauf nach Deutschland zurück. Otto ging mit dem Papst erst nach Tuscien, dann gegen Ende des März nach Ravenna, wo er nun dauernd seine Residenz aufschlug. In dem Kloster Classe nahm er mit dem Papste Wohnung und feierte hier das Osterfest (13. April). Herzog Heinrich von Baiern kehrte über die Alpen nach seinem Herzogthum zurück.

Die Fastenzeit hatte der Kaiser in strengen Bußübungen zugebracht. In seiner Nähe befanden sich der Abt Odilo von Cluny und der heilige Romuald, der so eben von einer Wallfahrt nach Monte Cassino zurückgekehrt war; diese beiden Heroen des mönchisch-ascetischen Lebens waren wohl geeignet, das Auge des jungen Kaisers ganz den himmlischen Dingen zuzuwenden. Aber die weltlichen Sorgen kehrten doch bald zurück, denn mit Nichten hatte Otto seine Pläne für Roms Weltherrschaft aufgegeben. Seine Absichten waren zunächst darauf gerichtet, seine erschütterte Herrschaft in den langobardischen Fürstenthümern und in Rom mit Waffengewalt herzustellen, und schon sammelte er zu dem Ende ein Heer aus Italien und Deutschland; zugleich ging er aber damit um, die verwandtschaftlichen Verbindungen mit dem Hofe von Constantinopel herzustellen und sich um die Hand einer kaiserlichen Prinzessin aufs Neue zu bewerben. In beiden Beziehungen konnte ihm die Unterstützung des Dogen Peter Orseolo von dem größten Nutzen sein, und gleich nach dem Osterfeste machte er diesem einen denkwürdigen Besuch in dessen eigener Stadt.

Mit Recht hegte der Kaiser gegen den Dogen von Venedig große Verehrung. Denn mit ungemeiner Klugheit hatte dieser Fürst, vielleicht das größte Herrschtalent seiner Zeit, das Wohl seines kleinen Inselstaates zu fördern gewußt; wie ein kluger Seemann hatte er das Fahrzeug zwischen den drohenden Klippen rechts und links hindurchgesteuert. Mit dem Hofe von Constantinopel in gleich gutem Vernehmen, wie mit dem Kaiser des Abendlands, hatte er nicht nur Venedigs Freiheit gesichert, sondern auch dem Handel der Venetianer überall offene Straßen und die größten Vergünstigungen gewonnen. Er war der einzige Fürst seiner Zeit, der aus seinem Vermögen eine bedeutende Stiftung zu ge-

meinnützigen Zwecken begründete, deren Verwaltung er nicht der Kirche, sondern rechtschaffenen Bürgern der Republik übertrug. Als an den croatischen und dalmatischen Küsten Seeräuber die Schiffe der Venetianer überfielen, brach er mit einer Flotte auf und brachte es durch einen glänzenden Kriegszug im Jahre 998 dahin, daß die Dalmatier ihn als ihren Herrn und Herzog anerkannten und die Croaten gedemüthigt Frieden schlossen: es war die erste große Eroberung der Venetianer. So oft Otto III. nach Italien kam, hatte ihm der Doge Gesandte mit seinem Sohne entgegengeschickt und keine Gelegenheit unterlassen ihn zu ehren; daher war längst in Otto der Wunsch erregt, den merkwürdigen Mann inmitten seiner Bürger zu sehen, und dieser Wunsch sollte jetzt in Erfüllung gehen.

Die Reise des Kaisers wurde ganz im Geheimen betrieben; wie es scheint, weil der Doge vor den auf ihre Freiheit eifersüchtigen Venetianern Besorgniß hegte. Der Kaiser verließ daher Ravenna unter dem Vorwande, daß er um seiner Gesundheit willen einige Tage auf der in der Pomündung liegenden Insel Pomposa zubringen wolle. Er begab sich auch hierhin, bestieg aber sogleich bei Einbruch der Nacht, vom Grafen Hezelin, dem Schwager Herzog Heinrichs von Baiern, dem Grafen Raimbald von Treviso, einem seiner Vasallen, Teupern mit Namen, seinen beiden Kämmerern Rainard und Tammo, einem Kapellan und dem Cardinal Friedrich begleitet, ein heimlich von Venedig herübergesandtes Schiff. Das Meer war unruhig, und erst in der folgenden Nacht konnte der Kaiser bei S. Servolo landen, wo ihn der Doge im Geheimen bewillkommnete. Der Kaiser begab sich zunächst nach dem Kloster S. Zaecaria in der Nähe des Dogenpalastes, dann in unscheinbarer Tracht nur mit geringer Begleitung nach diesem selbst. Er nahm das damals schon merkwürdige Bauwerk in Augenschein und ließ sich darauf in einen Thurm des Palastes einschließen. Inzwischen brach der Morgen an, und als der Doge nach dem Morgengebet aus S. Marco trat, begrüßte ihn öffentlich der Graf Hezelin als Gesandter des Kaisers, dessen Anwesenheit in der Stadt man hierdurch verbergen wollte. Der Doge erkundigte sich nach dem Ergehen des Kaisers; Hezelin gab zur Antwort, der Kaiser befinde sich wohl und sei zu Pomposa. Darauf wurde Hezelin in der Nähe des Palastes gastlich bewirthet, der Doge aber eilte zum Kaiser und verweilte lange bei ihm, kehrte auch zum Mittagsmahle zurück und speiste mit dem Kaiser und seiner Umgebung.

Am Abende fanden sich die beiden Herrscher wieder zu vertrauter Unterhaltung zusammen. Vieles von Wichtigkeit wurde hier unter ihnen verhandelt; wir wissen, daß bei dieser Gelegenheit der Kaiser Venedig die Uebersendung des Mantels erließ, in der man ein Anerkenntniß der deutschen Oberhoheit über die Stadt sah; vermuthen läßt sich, daß er dagegen die Unterstützung des Dogen beim Kriege in Unteritalien und zu der Schließung eines Freundschaftsbündnisses mit Constantinopel beansprucht haben wird. Der Kaiser hob damals auch eine Tochter des Dogen aus der Taufe, wie er früher der Firmelung des zweiten herzoglichen Sohns beigewohnt hatte. Nur eine Nacht verweilte er in Venedig; in der zweiten Nacht verließ er, reich vom Dogen beschenkt, heimlich, wie er gekommen war, wieder die Stadt; nur zwei seiner Begleiter traten mit ihm die Rückreise an, die anderen reisten am folgenden Tage mit Hezelin öffentlich von Venedig ab. Als Otto in Ravenna wieder eintraf, enthüllte er das Geheimniß seiner Reise. Da versammelte auch der Doge das Volk von Venedig und erklärte öffentlich, welchen hohen Gast die Stadt beherbergt habe; auch die Vortheile, welche ihr daraus erwachsen seien, ließ er nicht unbemerkt, und das Volk pries die Klugheit seines Fürsten und die Güte des Kaisers.

Bis tief in den Monat Mai hinein hielt sich Otto zu Ravenna auf, während sich inzwischen sein Heer sammelte. Vorzüglich scheinen ihm Lombarden zugezogen zu sein, doch waren auch Schwaben und Sachsen erschienen. Der Kaiser brach mit dem Heere gegen Rom auf, und stand um die Pfingstzeit vor den Thoren der Stadt bei der alten Paulskirche (4. Juni). Die Römer entließen die bis dahin noch in der Stadt eingeschlossene Mannschaft des Kaisers und suchten durch mancherlei Versprechungen den Zorn desselben zu begütigen. Aber Otto traute ihren Worten nicht mehr und ließ sie hart seinen gerechten Unwillen fühlen. Die Campagna wurde von den Heeresschaaren des Kaisers schonungslos verwüstet. Während des Juni und Juli verweilte der Kaiser in der Nähe der Stadt, ohne diese jedoch selbst zu betreten; seinen Sitz nahm er gewöhnlich in der kleinen Burg Paterno am Fuß des Soracte, von dessen hochragendem Kegel man nach allen Seiten eines freien Umblicks genießt und Rom zu seinen Füßen liegen sieht. Endlich brach der Kaiser mit dem Heere gegen Benevent auf und ließ Paterno mit einer starken Besatzung in der Hand des tapferen Grafen Tammo, des Bruders des Bischofs Bernward von Hildesheim.

Benevent wurde vom Kaiſer belagert; es ergab ſich ſchnell, wie es ſcheint, ſo daß das kaiſerliche Heer nach kurzer Friſt abziehen konnte. In der Mitte des Octobers war der Kaiſer bereits nach der Lombardei zurückgekehrt und hielt in Pavia Hof. Von hier ſandte er den Patricius Ziazo mit einem Heere gegen Rom; er ſelbſt fuhr den Po hinab und begab ſich nach Ravenna, neue Streitkräfte erwartend, welche er aus Deutſchland entboten hatte.

Mehr als je wandte ſich der Kaiſer jetzt anhaltenden Bußübungen zu. Oefters faſtete er ganze Wochen mit Ausnahme des Donnerſtags; die Nächte brachte er wachend und unter Gebet hin und beweinte in heißen Thränenſtrömen ſeine Sünden. Niemals hat ihm Romuald näher geſtanden; beſonders legte er für eine neue Stiftung des heiligen Mannes die lebhafteſte Theilnahme an den Tag. Einige Mönche des Bonifaciusklofters hatten ſich Romuald auf ſeiner Wallfahrt nach Monte Caſſino angeſchloſſen und wollten auch ferner, um durch den Umgang mit ihm in der Heiligkeit zu wachſen, in ſeiner Nähe bleiben. Als er daher nach einer kleinen einſamen Inſel unweit Ravenna, Pereum genannt, wo er früher ſchon einmal ein Eremitenleben geführt, ſich begab, begleiteten ſie ihn auch hierhin. Es waren unter Anderen Brun, der aus Liebe zu Romuald ſein Kloſter auf dem Aventin verlaſſen hatte, und zwei andere Mönche deſſelben Kloſters, Benedict und Johannes; auch ein Sohn des Polenherzogs ſchloß ſich ihnen an: ſie Alle ein Herz und eine Seele in der Verehrung Romualds und des heiligen Adalbert, deſſen Sterben ihnen Vorbild und Leuchte war. Dem Andenken Adalberts wurde deshalb auch auf Pereum ein Kloſter errichtet, zu dem der Kaiſer die Mittel hergab und dem Romuald einen Abt ſetzte. Der heilige Mann ſelbſt aber und ſeine nächſten Gefährten lebten nicht in klöſterlicher Gemeinſchaft, ſondern in abgeſonderten Klauſen, außer den Andachtsübungen emſig mit Handarbeiten beſchäftigt; denn obſchon ſie meiſt von vornehmem Geſchlecht und reich begütert waren, wollten ſie doch nur ſelbſtgewonnenes Brod eſſen.

Der Gedanke, gleich Adalbert hinauszuziehen unter die Heiden, erfüllte in Pereum manches Herz, und bald zeigte ſich hierzu die erwünſchte Gelegenheit. Polen und Ungarn verlangten dringend Prediger des göttlichen Worts, und das Pereum ſchien recht eigentlich dazu erſehen, das Werk Adalberts fortzuſetzen und eine Pflanzſchule für die Miſſion des öſtlichen Europa zu werden. Als die erſten Mahnungen des Polen-

fürſten Boleſlaw an den Kaiſer ergingen, ihm Heidenboten zu ſenden, wandte ſich Otto daher ſogleich an die Männer auf Pereum; Romuald wollte keinem der Brüder gebieten, was nach ſeiner Meinung aus freiem Drange des Herzens hervorgehen mußte. Freiwillig erboten ſich aber Benedict und Johannes nach Polen zu gehen, zunächſt um die Sprache zu erlernen, in der ſie das Evangelium vom Gottesſohn predigen ſollten; Brun entſchied ſich ihnen ſpäter zu folgen. Auch Romuald ſelbſt ergriff einmal der Gedanke zu den Heiden hinauszuziehen; er brach mit vierundzwanzig Brüdern auf, um ſich nach Ungarn zu begeben, aber ein Wink des Herrn hielt ihn von der Fortſetzung der Reiſe ab.

Man kann ſich leicht vorſtellen, wie ſehr das eigenthümliche Streben im Pereum dem ſchwärmeriſchen Geiſte des jungen Kaiſers zuſagte, und Romuald ſoll ernſtlich daran gedacht haben, ihn für dieſes einſiedleriſche Leben zu gewinnen. Es ſchmerzte ihn tief, wenn er den Jüngling, der ſich den himmliſchen Dingen mit ſolcher Inbrunſt und warmen Liebe hingab, immer von Neuem in das wirre Treiben der Welt gezogen ſah. Früher ſchon, wird erzählt, hatte Otto an Romuald einmal das Verſprechen gegeben, der Welt zu entſagen; heftiger drang jetzt der alte Eremit in ihn, und Otto, der wohl nie ernſtlich an die Sache gedacht und der zu derſelben Zeit für ſich den Erzbiſchof Arnulf von Mailand um die Hand einer Kaiſertochter zu Conſtantinopel werben ließ, entzog ſich nur mit Mühe dem Drängen des gewaltigen Mannes. „Erſt will ich nach Rom ziehen," ſoll er zu Romuald geſagt haben, „und im Triumphe nach Ravenna heimkehren." „Wenn du nach Rom ziehſt," erwiederte Romuald, „dann ſiehſt du Ravenna nie wieder." Ein prophetiſches Wort, dem ähnlich, das einſt der heilige Majolus an den Vater des Kaiſers gerichtet hatte.

In der Mitte des Decembers verließ der Kaiſer Ravenna; zu derſelben Zeit ſtiegen deutſche Kriegsſchaaren auf verſchiedenen Wegen von den Alpen herab und eilten dem Süden zu. Die Reihen der Kämpfer waren aber nicht ſo dicht, als ſie der Kaiſer erwartete, der alle verfügbaren Streitkräfte ihm zuzuführen befohlen und namentlich ſämmtliche deutſche Biſchöfe mit ihren Vaſallen zu ſich entboten hatte, ſo gerüſtet, daß ſie überallhin ihm folgen könnten. Ottos Gebot hatte jedoch in Deutſchland nicht dieſelbe Aufnahme gefunden, wie einſt das ſeines Vaters nach der Unglücksſchlacht in Calabrien. Schmerzlicher Unmuth über das undeutſche Auftreten des Kaiſers, über die offenkundige Zu-

rückſetzung des eigenen Volks, über die Schwächung des Reichs, die trotz alles äußeren Schimmers klar an den Tag trat, griff immer mehr um ſich und machte ſich in bitteren Worten Luft. Aufrühreriſche Reden führten zu hochverrätheriſchen Plänen. Schon war ein großer Theil der Herzöge und Grafen in eine Verſchwörung gegen den Kaiſer verwickelt; ſelbſt Heinrich von Baiern, den nächſten Verwandten des Kaiſers, ſuchte man in dieſelbe zu ziehen, aber eingedenk der letzten Ermahnungen ſeines Vaters wies er alle ſolche Zumuthungen mit Ernſt und Entſchiedenheit zurück.

Die kaiſerliche Macht ruhte zum guten Theil auf der Ergebenheit und Treue der deutſchen Biſchöfe; aber auch von ihnen liehen trotz der großen Freigebigkeit des Kaiſers gegen die Kirche manche den Worten der Verführung ihr Ohr, und ſelbſt Erzbiſchof Willigis, der Mann, dem Otto vornehmlich ſeine königliche und kaiſerliche Gewalt dankte, war in ſeinen Geſinnungen gegen ihn keineswegs der alte. Zuverläſſig hatten ſchon früher die neuen hierarchiſchen Beſtrebungen Roms und die Stiftung des Erzbisthums Gneſen ſeinen Unmuth erweckt, doch trat der Zwieſpalt zwiſchen ihm und dem neuen Römerthum erſt in einem an ſich geringfügigen Streite hervor, der aber bald durch die Bedeutung des Mannes in der ganzen abendländiſchen Chriſtenheit das größte Aufſehen erregte und eine ungemeine Bedeutung gewann. Es war der Gandersheimer Streit, der, nachdem kaum die in Gallien der Kirche drohende Spaltung beſeitigt war, aufs Neue Beſorgniſſe wegen eines Schisma hervorrief. Wie der Hergang der Sache uns berichtet wird, erſcheint allerdings Willigis nicht in dem allergünſtigſten Lichte; aber man hat nicht zu vergeſſen, daß der einzige uns erhaltene ausführlichere Bericht von Thankmar, dem Lehrer und Biographen des Biſchofs Bernward, des Hauptwiderſachers des Erzbiſchofs, herrührt und daß dieſer Thankmar ſelbſt mehrfach als Advokat Bernwards in dieſem Streite diente.

Der Gandersheimer Streit.

Das Frauenkloſter Gandersheim war von dem Großvater Ottos I. geſtiftet und als Familienſtiftung von dem ſächſiſchen Herrſcherhauſe immer beſonders geehrt, ſogar die Aebtiſſin meiſt aus dieſem Hauſe ſelbſt beſtellt worden. Es lag auf der Grenze des Mainzer und Hildesheimer

Sprengels, aber die Bischöfe von Hildesheim hatten, wie es scheint, seit geraumer Zeit unbestritten die geistliche Gerichtsbarkeit über das Kloster geübt, mindestens hatte die Aebtissin Gerberge, die Tochter Herzog Heinrichs I. von Baiern, die seit dem Jahre 960 dem Kloster vorstand, willig das Aufsichtsrecht des Hildesheimer Bischofs anerkannt. Willigis, der nicht der Mann war, irgend einen Anspruch dem Mainzer Erzstift zu vergeben, glaubte indessen rechtliche Ansprüche an die geistliche Jurisdiction über Gandersheim zu haben, und als Sophie, die Schwester Ottos III., hier als Nonne eingekleidet werden sollte, beanspruchte er die Einweihung der jungen Fürstin. Der Bischof Osdag von Hildesheim erhob jedoch Einspruch, und durch Vermittelung der Kaiserin Theophano wurde der Streit damals so ausgeglichen, daß Willigis und Osdag zusammen die Weihe vornahmen.

Auf Osdag folgte im Bisthum Hildesheim Bernward, der Lehrer Ottos III., und zwar hauptsächlich auf Betrieb des Willigis, dem Bernward überhaupt seine Laufbahn zu danken hatte. Die ersten Jahre lebten auch Beide in gutem Vernehmen; Bernward blieb unangefochten in seinen Rechten über Gandersheim, obwohl sich Sophie, welche für die altersschwache Aebtissin schon bei deren Lebzeiten das Regiment führte, offenkundig mehr an Willigis anschloß. Zum Ausbruch kamen die Streitigkeiten erst wieder, als die neugebaute Kirche des Klosters im Spätsommer des Jahrs 1000 eingeweiht werden sollte. Sophie forderte Willigis dazu auf; dieser sträubte sich zwar Anfangs, gab aber endlich doch ihren dringenden Bitten nach. Seit dem letzten Aufenthalt ihres kaiserlichen Bruders in Deutschland, wo sich Sophie, ohnehin nicht ohne Scheelsucht gegen ihre Schwester Adelheid, die Aebtissin von Quedlinburg, hinter dieselbe bei Hofe zurückgesetzt glaubte, hatte sie gegen Bischof Bernward, in dem sie einen entschiedenen Günstling des Kaisers sah, eine tiefe Abneigung gewonnen; nicht minder war Willigis gereizt worden, der seine großen Verdienste um das kaiserliche Haus wenig erkannt und sich vernachlässigt fand gegen Männer, wie Bernward und Heribert, die in die weitaussehenden Ideen des Kaisers und Papstes bereitwillig eingingen. Schon die hitzigen Bestrebungen für Hebung der päpstlichen Gewalt von Seiten Gregors V. hatten, obschon Willigis zur Wahl dieses deutschen Nachfolgers Petri doch hauptsächlich mitgewirkt hatte, bei ihm nur geringe Unterstützung gefunden; zum päpstlichen Vikar ernannt und aufgefordert gegen Gisiler einzuschreiten, hatte er

wenig oder nichts in dieſer Sache gethan. Noch viel weniger zeigte er ſich Silveſter II., deſſen Charakter ihm wenig Vertrauen einflößen mochte, geneigt und ergeben. Mehr und mehr trat er vielmehr jenen römiſchen Ideen von Kaiſer und Papſtthum gegenüber als Vertreter der deutſchen Intereſſen hervor, während Bernward die überſchwänglichen Entwürfe ſeines Zöglings und die ehrgeizigen Pläne Silveſters auf alle Weiſe zu fördern ſuchte. Als nun der Rechtsſtreit über Gandersheim von Neuem ausbrach, drohte er hierdurch einen äußerſt gereizten perſönlichen Charakter anzunehmen.

Die Kirchweihe war auf den 14. September anberaumt und Bernward von der Aebtiſſin aufgefordert worden, bei derſelben zu erſcheinen, während die Weihe ſelbſt dem Erzbiſchof übertragen war. Willigis aber änderte den beſtimmten Termin, wir kennen nicht den Grund, ab und verlegte die Kirchweihe auf den 21. September; er unterließ nicht hiervon Bernward zu benachrichtigen, der indeſſen Behinderungen vorgab und ſein Erſcheinen ablehnte. Unerwarteter Weiſe erſchien jedoch Bernward am 14. als dem zuerſt angeſetzten Termin zu Gandersheim und wollte ſelbſt die Kirche weihen; er fand aber nicht nur keine Vorbereitungen zum Feſte getroffen, ſondern die Nonnen vielmehr auf das Entſchiedenſte zum Widerſtande gegen jedes Vorſchreiten von ſeiner Seite gerüſtet. Dennoch hielt Bernward in dem Kloſter Gottesdienſt ab, beſchwerte ſich in einer Anrede an die Gemeinde über das ihm angethane Unrecht und unterſagte kraft ſeines biſchöflichen Amtes jedem Andern die Ausübung des ihm zuſtehenden Rechts der Kirchweihe. Nach ärgerlichen Streitigkeiten verließ er alsdann das Kloſter. Am 20. September erſchien Willigis, wie er verheißen hatte, in Gandersheim; mit ihm kamen der Herzog Bernhard von Sachſen und die Biſchöfe von Paderborn und Verden; am folgenden Tage ſtellte ſich auch für Bernward der Biſchof Eckard von Schleswig mit mehreren Domherren von Hildesheim ein. Eckard, aus ſeinem Sprengel vertrieben, hielt ſich damals in Hildesheim auf und betrachtete ſich als dieſem Stifte zugehörig; er ergriff jetzt das Wort für Bernward, entſchuldigte deſſen Ausbleiben mit kaiſerlichem Dienſt und proteſtirte zugleich feierlich gegen die Kirchweihe, zu der Bernward allein befugt ſei; vermeine Willigis durch irgend ein Privilegium ein Recht darauf zu haben, ſo möge er dies zuvor ordnungsmäßig vor einer Synode darthun. Der Erzbiſchof wurde zornig und erklärte, er werde am folgenden Tage die Kirche weihen, ob Bernward

erſchiene oder nicht. Bernward erſchien auch am anderen Tage nicht, wohl aber trat abermals Biſchof Eckard mit den Hildesheimer Domherren auf und widerſetzte ſich der Weihung der Kirche von Neuem. Willigis ſtand nun zwar von ſeinem Vorhaben ab, hielt aber im Kloſter Gottesdienſt ab und kündigte bei demſelben an, daß er am 28. November an Ort und Stelle in dieſer Sache eine Synode abhalten würde; zugleich verlas er, um das Kloſter vor Bernward zu ſchützen, einen Freibrief für daſſelbe, der vorher unbekannt geweſen ſein ſoll und in dem ein Jeder, der die Zehnten, Güter und Gerechtſame des Kloſters angreifen würde, mit dem Bann bedroht war.

Bernward begab ſich, ohne die Synode abzuwarten, nach Rom, wo er, wie erzählt iſt, auf das Ehrenvollſte von Kaiſer und Papſt empfangen wurde; Willigis aber kam am 28. November wieder nach Gandersheim, wo ſich zu der Synode die meiſten Biſchöfe ſeiner Kirchenprovinz eingefunden hatten. Für Bernward war abermals Eckard erſchienen, jedoch nur um Einſprache dagegen zu erheben, daß Willigis im Hildesheimer Sprengel ohne des Biſchofs Genehmigung und in deſſen Abweſenheit eine Synode abhielte. Willigis brauſte heftig auf, gebot Eckard zu ſchweigen, dieſe Sache gehe ihn nicht an, er ſolle nach ſeinem däniſchen Biſchofsſitz gehen, wohin er gehöre. Eckard erwiederte, ſeine biſchöfliche Kirche ſei zerſtört, er diene jetzt dem Bisthum Hildesheim und werde deſſen Vortheile aus allen Kräften wahrnehmen. Trotz der Einſprache Eckards wollte Willigis zu den Synodalverhandlungen vorſchreiten und Zeugen darüber vernehmen, daß das Kloſter in früheren Zeiten unter Mainz geſtanden habe; da verließ Eckard die Verſammlung und forderte Alle, die zu Hildesheim und Gandersheim gehörten, auf ihm zu folgen, damit er mit ihnen im Auftrage Bernwards die Sache verhandle. So wurden zwei Synoden neben einander gehalten; die eine that, was Willigis verlangte, die andere folgte den Hildesheimern. Nachdem Willigis unter Androhung des Bannes jeden Eingriff in ſeine Rechte auf das Kloſter unterſagt hatte, verließ er Gandersheim. Die Hildesheimer meldeten an Bernward nach Rom, was geſchehen war, und beſchwerten ſich zugleich nachdrücklich beim Kaiſer und Papſt über Willigis Verfahren.

Dieſe Vorgänge waren zu Rom ſchon bekannt, als dort um den 1. Februar 1001 Bernwards Angelegenheit auf einer Synode von zwanzig Biſchöfen in Gegenwart des Papſtes, des Kaiſers und des

Herzogs von Baiern in der Kirche des heiligen Sebaſtian zur Sprache kam. Der Papſt legte den verſammelten Biſchöfen zuerſt die Frage vor, ob jene Verſammlung, die Willigis gegen den Willen des rechtmäßigen Biſchofs gehalten habe, eine Synode zu nennen ſei. Nur die Biſchöfe, die unmittelbar unter Rom ſtanden, ließen ſich auf die Frage ein und verneinten ſie. Darauf vernichtete Silveſter die Beſchlüſſe der Synode, ſprach auf Bernwards Verlangen noch einmal dieſem feierlich Gandersheim zu und gab ihm die Inveſtitur mit ſeinem eigenen Stabe. Zugleich wurde beſchloſſen, Kaiſer und Papſt ſollten Willigis ernſtliche Vorhaltungen über ſein verwegenes Auftreten machen und ihn von weiteren unbeſonnenen Schritten abmahnen; überdies ſollte eine Synode der ſächſiſchen Biſchöfe zum 22. Juni nach Pöhlde ausgeſchrieben und der römiſche Cardinalprieſter Friedrich als Vikar des Papſtes dorthin abgeſandt werden, um den Vorſitz in der Synode zu führen. Dieſer Cardinal war ein junger ſächſiſcher Kleriker, der ſich ſchnell die Gunſt des Papſtes und Kaiſers gewonnen hatte. Indem Rom gerade ihn zum Richter eines Mannes, wie Willigis, beſtellte, ſchien es gefliſſentlich ihm und ſeiner Kirche den Fehdehandſchuh hinzuwerfen und es auf eine tiefe Demüthigung des erſten deutſchen Erzſtifts abgeſehen zu haben. In einen Kampf der gefährlichſten Art ſtürzten ſich Kaiſer und Papſt, während ſchon der Boden unter ihren Füßen zu ſchwanken anfing; zwei Wochen nachher verließen ſie ſelbſt flüchtig Rom.

Bald nach Oſtern begab ſich der Cardinal Friedrich nach den deutſchen Gegenden, wo er mit allen päpſtlichen Inſignien als Abgeordneter des Papſtes auftrat. Auf einem prächtig aufgezäumten Zelter mit purpurnem Sattel reitend, erſchien er zu Pöhlde, wo ſich in der That Erzbiſchof Willigis und die ſächſiſchen Biſchöfe zu der beſtimmten Zeit einfanden. Von ihnen verlangte jetzt dieſer junge Kleriker, jedem ſo wohl bekannt, für ſeine Perſon ungewöhnliche Ehren und Auszeichnungen; aber nur Erzbiſchof Libentius von Bremen, von Geburt ein Italiener, Biſchof Bernward und einige ihrer Freunde erwieſen ihm die Achtung, die ein päpſtlicher Legat beanſpruchen konnte. Als am 22. Juni die Synode eröffnet wurde, kam es ſogleich zu den ärgerlichſten Auftritten. Tumult und Verwünſchungen empfingen den Geſandten des Papſtes; nicht einmal einen Ehrenſitz wollte man ihm einräumen; Libentius und Bernward nahmen ihn endlich in ihre Mitte. Der Cardinal erklärte, er komme im Auftrage des Papſtes, man möge ihm mindeſtens ſo viel

Ruhe gönnen, daß er seinen Auftrag ausrichten könne. So stillte sich das Getümmel. Mit milden Worten sprach darauf der Cardinal zum Frieden und wollte Willigis ein päpstliches Schreiben überreichen; aber der Erzbischof weigerte sich dasselbe anzunehmen oder es verlesen zu lassen. Dennoch erlangte der Legat die Mittheilung des Schreibens an die Versammlung; es enthielt neben deutlichen Zurechtweisungen die Ermahnung, zum Frieden und zum Gehorsam zurückzukehren. Der Cardinal suchte nun Willigis zu bestimmen, sich der Entscheidung der von ihm als Legaten des Papstes geleiteten Synode zu fügen. Willigis wollte die Meinung seiner Amtsbrüder hierüber befragen; aber kaum hatte sich Erzbischof Libentius im Sinne des Legaten ausgesprochen, so wurden die Thüren der Kirche, wo die Berathung stattfand, unter wildem Getümmel erbrochen. Laien stürzen herein; die entsetzlichsten Verwünschungen gegen den Legaten und Bernward werden ausgestoßen; man hört den Ruf nach Waffen. Zum guten Glück bewahrten die Angegriffenen die größte Ruhe; weit entfernt der Gewalt mit Gewalt zu begegnen, wissen sie mit Güte das Getümmel zu beschwichtigen. Nach diesem Auftritte wollten mehrere Bischöfe die weitere Verhandlung auf den folgenden Tag verschieben; aber Willigis verläßt wuthentflammt, während der Legat ihm entgegentritt und ihm im Namen des Papstes sich am folgenden Tage vor der Synode zu stellen gebietet, die Kirche. Willigis achtete das Gebot des Legaten nicht; schon in der Frühe des folgenden Tages reiste er mit seinen Anhängern ab. Als der Legat dies erfuhr, versammelte er noch einmal die zurückgebliebenen Bischöfe und erklärte in ihrer Mitte den Erzbischof, bis er sich dem Richterspruche des Papstes stelle, seines Amtes für enthoben; zugleich beschied er ihn und alle sächsischen Bischöfe auf Weihnachten nach Italien zu einem vom Papste abzuhaltenden Concil. Nachdem er schriftlich noch Willigis die Amtsenthebung und Vorladung mitgetheilt hatte, begab er sich nach Hildesheim und trat dann seine Rückreise an. Kaiser und Papst waren über die Vorgänge in Pöhlde auf das Höchste erzürnt und ließen sofort nicht allein die sächsischen, sondern alle Bischöfe Deutschlands zu dem angekündigten Concil entbieten.

Doch wohin meinte man mit solchen Dingen zu kommen? Wollten Willigis und die deutschen Bischöfe sich wirklich jetzt in dieselbe Stellung gegen Rom begeben, welche noch kurz zuvor die französischen Bischöfe mit so geringem Erfolge einzunehmen gewagt hatten? Nichts lag gewiß

Willigis ferner, wie er denn selbst bald genug zum Frieden geneigt war. Auf seine Veranstaltung trat am 20. August eine Synode der deutschen Bischöfe zusammen, auf der außer vielen sächsischen und rheinischen Bischöfen auch die Erzbischöfe von Trier und Köln erschienen. Bernward hatte sich nicht in Person eingestellt, aber wiederum den Bischof Eckard und seinen Lehrer Thankmar zu seiner Vertretung abgesendet. Allerdings zeigte sich nun Willigis über das Ausbleiben des Bischofs sehr entrüstet und wollte der Versicherung seiner Gesandten, daß ihn schwere Krankheit vom Erscheinen abgehalten habe, keinen Glauben schenken; aber sonst fand man Willigis unerwarteter Weise ziemlich nachgiebig. Auch die Gesandten Bernwards spannten mildere Saiten auf, obschon sie nicht unterließen darauf hinzuweisen, daß die Beschlüsse dieser Synode, nachdem man sich einmal an den Papst gewendet, in der Sache Nichts entscheiden könnten. In der That kam man auch zu keiner Entscheidung, sondern vertagte dieselbe bis auf einen Tag zu Fritzlar, der erst acht Tage nach Pfingsten des nächsten Jahres abgehalten werden sollte; es ist klar, daß man die Beschlüsse des päpstlichen Concils abzuwarten gedachte.

Indessen kam die Zeit heran, zu der die Bischöfe mit ihren Vasallen zum Concil und zum Heere des Kaisers entboten waren. Nicht Alle leisteten dem Gebote Folge; es wußten Manche um jene hochverrätherischen Pläne, die damals von deutschen Fürsten gegen das Regiment des Kaisers geschmiedet wurden, aber im Ganzen zeigten sich die Bischöfe doch williger als die weltlichen Herren. So machte sich Heribert von Köln auf, wie auch sein Bruder Heinrich von Würzburg, obwohl er vor Kurzem erst über die Alpen gekommen war; so Burchard von Worms und Lambert von Kostnitz; auch der Abt von Fulda brach auf, und selbst Willigis schickte seine Vasallen über die Alpen. Der Dienstpflicht gegen den Kaiser wollte er sich nicht entziehen, obschon er nicht gesonnen war sich vor dem römischen Concil zu stellen. Auch Bernward begab sich, durch Krankheit zurückgehalten, nicht selbst nach Italien, aber er schickte Thankmar mit Briefen an den Kaiser und Papst ab.

Thankmar eilte mit seiner Botschaft den Bischöfen voraus, die durch mancherlei Noth auf der Reise aufgehalten wurden. Er fand Kaiser und Papst auf dem Wege nach Rom im Gebiet von Spoleto; das Weihnachtsfest wollten sie in Todi feiern, und dort sollte auch das anberaumte Concil abgehalten werden. Aber zur festgesetzten Zeit

konnten die erwarteten Bischöfe nicht erscheinen. Als man dennoch am 27. December das Concil zu Todi eröffnete, waren nur einige Bischöfe aus der Romagna, aus Tuscien und der Lombardei zugegen; außer ihnen drei deutsche Bischöfe, die von Lüttich, Augsburg und Zeitz. Thankmar erhob in der Versammlung die bittersten Klagen über Willigis Ungehorsam und Trotz; Friedrich, seit Kurzem zum Erzbischof von Ravenna erhoben, unterstützte diese Beschwerden und erzählte alle Unbill, die ihm auf seiner Legation in Deutschland widerfahren: dennoch wagten der Kaiser und Papst nicht durchgreifende Beschlüsse fassen zu lassen. Man entschloß sich vielmehr die Ankunft der übrigen deutschen Bischöfe, die auf den 6. Januar verkündigt war, abzuwarten. Als auch diese Frist verstrich, ohne daß die Bischöfe ankamen, ging das Concil auseinander. Das war das klägliche Ende einer Versammlung, die mit solchem Pomp angekündigt war. Der Tag zu Fritzlar trat nicht zusammen; als die Zeit kam, zu der er anberaumt war, ruhte Otto III. schon in der Gruft zu Aachen. Willigis setzte seinen Streit mit Bernward über dem Grabe des unglücklichen Kaisers nicht mehr mit gleicher Hartnäckigkeit fort, obwohl er erst im Jahre 1007 öffentlich seinen Rechten über Gandersheim entsagte.

Ottos III. Tod.

Der Kaiser vernahm von den Anschlägen, die seine Gegner in Deutschland gegen ihn schmiedeten; er sah, wie wenig man seinen dringenden Aufforderungen und beweglichen Bitten, ihn in der Noth nicht zu verlassen, entsprochen hatte. Aber mit großer Fassung trug er sein Geschick, wie tief es ihn auch im innersten Herzen beugen mochte. Schon verließen ihn auch die körperlichen Kräfte; ein Siechthum, durch die verderbliche Luft Italiens seit geraumer Zeit in ihm genährt, nahm immer mehr überhand und drohte seinem jungen Leben Gefahr.

Otto begab sich gleich nach Auflösung des Concils von Todi nach Paterno, jener Burg am Soracte, die der Graf Tammo das ganze Jahr hindurch tapfer behauptet hatte. Er war hier Rom nahe, er sah es vor seinen Augen liegen; aber die Stadt und die ganze Umgegend war noch immer im Aufstand. Er war in Paterno gleichsam von seinen Feinden eingeschlossen, und schon fingen den Seinen an die Lebensmittel zu fehlen. Thankmar hatte Otto nach Paterno begleitet, doch

der Mangel in der Burg zwang ihn sie alsbald zu verlassen. Als er am 13. Januar sich von dem Kaiser verabschiedete, gestand ihm dieser, er leide am Fieber; damals ahnte Thankmar nicht, eine wie schlimme Wendung die Krankheit in kürzester Frist nehmen werde. Ein Hautausschlag brach aus, und das Fieber wurde hitziger. Erzbischof Heribert, der langersehnte, traf endlich mit einem zahlreichen Gefolge ein; der Kaiser sah ihn noch, es war seine letzte Freude. Wenige Tage nachher, am 23. Januar des Jahrs 1002, hauchte Otto, im Glauben ausharrend und in sein Schicksal ergeben, nachdem er das Abendmahl empfangen hatte, den letzten Athem aus. Er hatte sein Alter noch nicht auf zweiundzwanzig Jahre gebracht; er starb unvermählt, nachdem eben Erzbischof Arnulf seinen Bewerbungen um die Hand einer Kaisertochter in Constantinopel Gehör verschafft hatte. Mit ihm erlosch der Mannsstamm Ottos des Großen. Man erzählt, daß der Kaiser sterbend die Reichsinsignien dem Erzbischof Heribert übergeben habe, um sie dem jungen Ehrenfried, dem Gemahl seiner Schwester Mathilde, zu überbringen.

Die Nachricht von dem Tode des jungen Kaisers erschütterte die Welt und bewegte alle Gemüther. Niemand wurde zunächst schwerer durch den Tod des Kaisers betroffen als Papst Silvester; noch einmal schien er von der Höhe des Glücks in die Tiefe des Elends hinabgeschleudert. Aber der gewandte Mann machte alsbald seinen Frieden mit den Römern und kehrte unbehindert nach dem Lateran zurück. Er starb am 12. Mai 1003, nachdem er um ein thaten- und freudenloses Jahr den Kaiser überlebt hatte, und wurde in dem Vorhofe der Kirche des Laterans begraben. Das Grab Silvesters ist jetzt zerstört; die alte Inschrift, die ihm Papst Sergius IV. setzte, sieht man im Innern der Kirche. Das Grab und das ganze Leben des wunderbaren Mannes umspielen Sagen mannigfacher Art; als ein Zauberer erschien er dem späteren Mittelalter, der mit Hülfe böser Geister Kenntnisse und Kräfte gewann, die sonst den Sterblichen versagt sind. Uns erscheint er in einem anderen Lichte. Wir erkennen in ihm Nichts als die Macht eines hellen, glänzenden Geistes und einer durch vielfachen Schicksalswechsel reichen Erfahrung. Aber mit magischer Gewalt umstrickte er das Gemüth unseres jungen Kaisers und war nicht geringste Ursache seines Verderbens.

Heribert, Bernward und ihre Gesinnungsgenossen hatten mit dem Papst den Tod eines Fürsten, mit dessen Plänen alle ihre Absichten und

Wünſche zuſammenhingen und von dem ſie ſo reiche Beweiſe der Gunſt erfahren hatten, auf das Tiefſte zu beklagen. Doch nicht ſie allein trauerten, das ganze Deutſchland durchzog die Klage. Man vergaß die Schwächen Ottos ſchnell und gedachte nur ſeiner liebenswürdigen Eigenſchaften, ſeiner anmuthigen Erſcheinung, ſeines feingebildeten und hochſtrebenden Geiſtes, ſeiner Gerechtigkeitsliebe, ſeiner Frömmigkeit, ſeiner Milde und Güte. Unſere Vorfahren ertheilten dieſem Kaiſer, der an Wiſſen es allen ſeinen Landsleuten zuvorthat, der trotz ſeiner Jugend an geiſtiger Bildung weit ſeiner Zeit vorauseilte, den Beinamen „das Wunder der Welt.“ Anders war es in Italien, in dem Lande, das der Kaiſer Deutſchland mit ſo großer Unbilligkeit vorgezogen hatte. Auf die Nachricht von ſeinem Tode erhob ſich hier ſofort der Aufſtand, der um ſo leichter um ſich griff, als Hugo von Tuſcien, die mächtigſte Stütze der kaiſerlichen Gewalt, kurz zuvor, am 21. December 1001, geſtorben war. Der Kaiſer ſoll in der letzten Zeit auch von ihm Verrath gefürchtet haben und, als er ſeinen Tod vernahm, in die Worte des Pſalmiſten ausgebrochen ſein: „Der Strick iſt zerriſſen, und wir ſind los!“ Der geächtete Arduin erſchien ſofort wieder auf dem Schauplatz und trachtete nun offen nach der Königskrone. Nur die lombardiſchen Biſchöfe, welche das Wohlwollen des Kaiſers im reichſten Maße erfahren hatten, ſchloſſen ſich der Empörung nicht an.

Otto hatte ſterbend den Wunſch ausgeſprochen, zu Aachen neben den Gebeinen Karls des Großen ſein Grab zu finden. Heribert von Köln, Notker von Lüttich, die Biſchöfe von Augsburg und Konſtanz, Herzog Otto von Niederlothringen, die Grafen Heinrich und Wichmann und die anderen deutſchen Herren, die beim Tode des Kaiſers zugegen geweſen waren, nahmen es über ſich den letzten Wunſch deſſelben zu erfüllen. Sie ſammelten die um Paterno zerſtreuten deutſchen Heereshaufen und traten mit den Kaiſerlichen den Rückweg nach der Heimath an. Aber ſchon ſtand das Land ringsum unter Waffen. Man griff den Leichenzug an; mit dem Schwert in der Fauſt mußten ſie ihm Bahn brechen. Sieben Tage vergingen in unausgeſetzten Kämpfen; nicht eher fand man Ruhe, als bis man nach Verona gekommen war. Auf einem anderen Wege, doch unter nicht geringeren Schwierigkeiten kehrten die Schaaren zurück, die mit den Biſchöfen von Worms und Würzburg und mit dem Abte von Fulda gekommen waren und in Tuſcien den Tod des Kaiſers vernommen hatten; erſt zu Verona ſchei-

nen ſie ſich mit dem Trauergeleite vereinigt zu haben. Der Leichenzug ging alsdann über den Brenner; zu Polling am Ammerfluſſe kam ihm Herzog Heinrich, der nächſte Verwandte des Kaiſers, entgegen und geleitete die Leiche bis nach Augsburg, wo die Eingeweide in dem Kloſter der heiligen Afra beigeſetzt wurden. Heinrich folgte dem Zuge bis nach Neuburg an der Donau; dann trennte er ſich von Heribert, der mit der Leiche dem Rhein zueilte. Am Montag nach Palmſonntag kam man nach Köln, hier wurde die Leiche in den Hauptkirchen herumgetragen und ausgeſtellt; am Tage vor Oſtern brachte man ſie endlich nach Aachen, wo ſie am Oſtertage ſelbſt — es war der 5. April — mitten im Chor der Münſterkirche beigeſetzt wurde. Das Grab bezeichnete Churfürſt Friedrich der Weiſe von Sachſen im Jahr 1513 durch ein Marmordenkmal und eine Inſchrift; im Jahre 1803, als die alte Kaiſerſtadt unter franzöſiſcher Herrſchaft ſtand, wurde das Denkmal beſeitigt, und Nichts erinnert jetzt an die Stelle, wo die Gebeine des dritten Otto ihre Ruheſtätte gefunden haben.

Das Andenken an einen jungen Kaiſer von ſo wunderbar phantaſtiſcher Sinnesart und ſo unglücklichen Schickſalen konnte der Welt nicht leicht entſchwinden; poetiſche Sagen ſtiegen aus Ottos frühem Grabe auf und bewahrten länger unter dem Volke ſein Gedächtniß als die nüchterne Kunde der Geſchichte. Man erzählte, daß Otto durch Verrath der Liebe den Untergang gefunden habe; man konnte ſich dieſes glühende Herz, für die Freundſchaft ſo empfänglich, nicht unberührt von dem Zauber der Liebe denken. Stephania, eine ſchöne, aber ſtolze und herzloſe Römerin, des Creſcentius Wittwe — ſo berichtet die verbreitetſte Sage — feſſelte mit ihren Reizen den Jüngling, und als er ſich ganz ihr ergab, tödtete ſie ihn, um den Tod ihres Gemahls zu rächen, durch Gift. Es liegt eine tiefe Wahrheit in dieſer Sage, aber nicht eine Tochter Roms, ſondern Roma ſelbſt mit ihren unvergänglichen Reizen feſſelte, verrieth, tödtete den mit der Kaiſerkrone geſchmückten Jüngling.

Rückblick.

Das wichtigſte Ereigniß des zehnten Jahrhunderts iſt die Herſtellung des abendländiſchen Kaiſerthums. Hier liegt der große Wendepunkt jener Zeit: vor demſelben Auflöſung, Zerſplitterung, Verwilderung und Entſittlichung aller Orten im Abendlande, die chriſtliche Welt in unglücklichen oder mindeſtens zweifelhaften Kämpfen mit den heidniſchen Völkern; nach demſelben Herſtellung ſtaatlicher und kirchlicher Ordnungen, Zuſammenſchluß, Kräftigung der Sitte und friſchaufkeimendes Geiſtesleben, der Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum wird im Occident für alle Zeiten entſchieden, und mit dem Chriſtenthum zugleich beginnt die Kultur bei den Nationen des öſtlichen und des nordiſchen Europa.

Der Ruhm, dieſen Umſchwung der Dinge herbeigeführt zu haben, gebührte den deutſchen Stämmen, die trotzdem, daß ſie Karl der Große mit den romaniſchen Ländern auf längere Zeit verbunden, doch ihre Mutterſprache, ihre Freiheitsliebe, ihre Tapferkeit und die Reinheit ihrer urſprünglichen Sitte bewahrt hatten oder von der Fäulniß der Zeit mindeſtens nicht im tiefſten Innern ihrer kräftigen Natur berührt waren. Den hochherzigen Sachſenkönigen gelang es dieſe Stämme zu einem großen und gewaltigen Kriegsvolke im Herzen Europas zu verbinden und mit der friſchen Heereskraft dieſes Volkes die Macht der erbittertſten Feinde der chriſtlichen Welt — der Dänen, Slawen und Ungarn — niederzuwerfen: nach ſolchen Siegen, die nicht allein Deutſchlands, ſondern des ganzen Abendlands Zukunft ſicherten, konnten die romaniſirten Völker den Vorrang unter den Nationen Europas nicht mehr behaupten; mit innerer Nothwendigkeit traten die Deutſchen in die erſte Stelle und wußten ſich in derſelben zu halten.

Der erſte Heinrich hatte den Deutſchen zur Freiheit und Selbſtſtändigkeit geholfen, Otto der Große führte ſie zur Herrſchaft. Mit dem Inſtinkt derſelben, der ihm wie wenigen Menſchen eigen war, ſchwang er ſich zum höchſten Schiedsrichter in den Reichen der Weſtfranken und Burgunder auf, machte die Völker des Nordens und Oſtens von ſich abhängig, eroberte Italien, unterwarf Rom, gewann die Kaiſerkrone und beugte den Papſt, das einzige allgemein anerkannte Oberhaupt der romaniſchen Welt, ſeinem Willen. Seitdem herrſchte er mit einer Macht,

wie sie seit den Tagen Karls des Großen kein Fürst des Abendlands nur von fern besessen hatte, und suchte die Aufgaben, welche der gewaltige Kaiser seinen Nachkommen hinterlassen, die sie aber nicht zu lösen vermocht hatten, auf seine Weise und nach den Forderungen seiner Zeit zu lösen. Das christliche Abendland durch feste Ordnungen in Kirche und Staat zu verbinden und die heidnischen Völker in dieses christliche Gemeinwesen hineinzuziehen: das war das Ziel, dem er zustrebte und mit Riesenschritten entgegenging. „Stolz gleich Libanons Cedern," sagt Thietmar von Merseburg, „erhob sich das Reich, allen Völkern weit und breit furchtbar." Und ein Dichter jener Zeit sang:

„Hochbeglückt war die Welt, als Otto führte das Scepter."

Ein durch die glückreichsten Thaten gewonnenes Kaiserreich hinterließ Otto seinen Nachkommen und seinem Volke; beiden gleichsam nach natürlichem Erbrecht.

Hochherzigkeit und Empfänglichkeit für alles Edle und Große erstarben in Ottos Geschlecht nicht; aber es fehlte seinen Nachkommen die starre Kraft und die unwiderstehliche Energie des Alten, und das Glück war, gleich als ob es seine Gaben an dem Liebling erschöpft habe, überaus karg gegen die Epigonen.

Mit jugendlicher Kraft warf der zweite Otto die Empörung im Innern nieder, besiegte die Feinde überall an den Grenzen des Reichs, stürzte sich in den Kampf gegen die großen Weltmächte der Zeit, gegen das morgenländische Kaiserthum und den Islam; aber in diesem Kampf unterlag er und endete sein Leben, ehe er noch die Mannesjahre erreicht hatte. Wenn dann doch seinem Sohne, dem Knäblein, das Reich erhalten blieb und er wie nach Erbrecht Kaiser wurde, so dankte er es mehr den Thaten seines Großvaters als des Vaters.

Zwölf Jahre haben Andere für den dritten Otto geherrscht und mit großer Umsicht das Reich in gefahrvollen Zeiten erhalten; dann ergriff er selbst mit jugendlicher Frische und weitaussehenden Plänen die Zügel der Regierung, und die Welt jubelte ihm entgegen. Fast noch ein Knabe an Jahren, war er an geistiger Bildung Greisen vorangeeilt; Alles, was im Himmel und auf Erden ist, beschäftigte seinen Geist; sein Blick flog über die Weite der Welt hin und wandte sich zu der entferntesten Vergangenheit zurück. Dieses Wunder der Welt schien größer als der große Otto, und doch fehlte wenig daran,

daß der dritte Otto in wenigen Jahren zerstörte, was der erste so fest in einem langen, reichgesegneten Leben begründet zu haben schien.

Wie unähnlich war der Enkel dem Großvater! Durch die Tapferkeit und ungebrochene Kraft der deutschen Stämme war, wie Otto I. wußte, das neue Kaiserreich gegründet; deshalb lebte er auch als römischer Kaiser unter und mit den Deutschen nach deutscher Sitte, er machte sie zu Herren der umwohnenden Völker und deren Fürsten ihnen zinspflichtig, die neugestifteten Kirchen unter den bekehrten Heiden stellte er in Abhängigkeit von der deutschen Krone und den deutschen Erzstiften. Wenn Otto sein Herzogthum, aus dem vor Allem noch sein Vater die Quellen seiner Macht geschöpft hatte, zuletzt den Billingern überließ, so geschah es, weil er das Fundament seiner kaiserlichen Stellung in der königlichen Gewalt über das gesammte Deutschland besser begründet glaubte; obwohl er sich immer die treue Anhänglichkeit an sein Sachsenland bewahrte, gab er es doch in gewissem Sinne auf, um ganz ein deutscher König zu sein. Otto III. dagegen schätzte die Sachsen und Deutschen zusammt gering und wollte vor Allem ein Römer heißen; er gab nicht allein Sachsen, er gab Deutschland auf, indem er den Sitz seiner Macht nach Rom verlegte. So viel an ihm war, löste er die Abhängigkeit der neubegründeten Bisthümer von den deutschen Metropolen; den zinspflichtigen Polenfürsten befreite er von dem Tribut, dem Ungarnfürsten schickte er die Königskrone, dem Dogen von Venedig erließ er mit der Uebersendung des Mantels das Anerkenntniß seiner Abhängigkeit: er brach überall die Herrschaft der Deutschen, um ein neues ideales Römerreich zu errichten, dessen Spitze wer weiß in welche luftige Höhe hineinragte, das jedoch nirgends auf Erden eine feste Basis hatte. Aber die Welt, die ihm jubelnd entgegengekommen war, wandte sich bald von ihm ab; das vielgeliebte Rom empörte sich, das mißachtete deutsche Volk verließ ihn, und in den ersten Jünglingsjahren starb er ohne Macht und ohne Erben.

Aber das Erbe Ottos war deshalb nicht herrenlos; das deutsche Volk trat in dasselbe ein und hat es, wie heiß es ihm auch bestritten wurde, Jahrhunderte lang mit tapferem Muthe und hohem Sinne behauptet. In welcher Zerrüttung sich auch das Reich befand, als Otto III. starb, es bedurfte nur, daß die deutschen Fürsten einen thätigen, wehrhaften und nüchternen Mann, wie Heinrich II. war, auf ihren Thron erhoben, um das Kaiserthum herzustellen und die Keime neuen

Wachsthums in daſſelbe zu legen. Das römiſche Reich deutſcher Nation erhielt ſich; die Herrſchaft über Italien wurde behauptet; das deutſche Reich blieb Stern und Kern der abendländiſchen Welt; auch die Herrſchaft über die Völker des Oſtens wurde nach und nach wiedergewonnen, ja zeitweiſe ſelbſt über die bisherigen Grenzen ausgedehnt. Das römiſche Reich deutſcher Nation war eine vollendete Thatſache geworden; eine Macht war begründet, welche der flüchtige Wechſel vorübergehender Verhältniſſe nicht mehr in Frage zu ſtellen vermochte.

Und was hat unſer Volk bei dem Kaiſerthum, welches ihm reiche Ströme des edelſten Blutes gekoſtet, ſchließlich gewonnen? — Dieſe Frage iſt oft genug von Solchen aufgeworfen worden, die Otto ſeine größte That höchlich verargt haben und überhaupt den gewaltigen Gang der Geſchichte lieber nach ihrer Kurzſichtigkeit meiſtern, als der Nothwendigkeit der Dinge nachdenken und ſie begreifen wollen.

Vor Allem war das der Deutſchen Gewinn aus der unvergleichlichen Stellung, welche ihre Könige gewannen, daß ſich die verſchiedenen Stämme, ſo uneins und voll Eiferſucht ſie ſeit jeher waren, dauernd nun einer einigen Königsherrſchaft beugten und hierdurch unauflöslich zu einem Volke verwuchſen. Man kann ſagen, das ganze Jahrhundert hat ununterbrochen daran gearbeitet, ein gemeinſames Volksbewußtſein in den deutſchen Stämmen zu wecken, ein deutſches Volk zu ſchaffen. Schon bei der Wahl Konrads I. zeigt ſich freilich das Gefühl der Zuſammengehörigkeit unter den deutſchen Stämmen; aber gleich darauf traten ſie doch wieder auseinander, nur an der Spitze eines Heeres konnte ſich Heinrich I. die Anerkennung der Alamannen und Baiern gewinnen. Dem großen Vater folgte ein größerer Sohn. Aber von Neuem trennten ſich unter ſeiner Herrſchaft die Stämme; zweimal hatte das Königthum gegen eine allgemeine Empörung zu kämpfen, die das kaum begründete Reich zu zerreißen drohte. Erſt die ruhmreichen Kämpfe gegen die auswärtigen Feinde und der Glanz des kaiſerlichen Namens ſicherten endlich den Beſtand des Reichs und mit ihm die Einheit des deutſchen Volks. Die Zeitgenoſſen haben es wohl gefühlt, daß nur der Thatenruhm Ottos Reich und Volk verbunden hatte und ihnen die Zukunft verbürgte. Das war es, weshalb die deutſchen Fürſten an Otto II., als ihn der Weſtfranke überfiel, „alle aus Treue gegen ſeinen Vater wie aus einem Munde“ Beiſtand gelobten; das war es, weshalb ſie insgeſammt nach der traurigen Niederlage in Calabrien Nichts

ſehnlicher wünſchten als den Kaiſer zu ſehen und in ſeinen Leiden zu tröſten; das endlich, was es während einer langen vormundſchaftlichen Regierung trotz der fortlebenden Spaltung der Stämme doch nicht mehr zu einer Trennung des Reichs kommen ließ. „O Germanien!“ — heißt es in dem älteren Leben der Königin Mathilde — „früher unter das Joch fremder Völker gebeugt, erſt vor Kurzem durch den Glanz des Kaiſerthums erhöht, diene mit Treue deinem Könige, liebe und unterſtütze ihn, wie du nur vermagſt! Laſſe nicht ab zu beten, daß niemals ein Fürſt aus dieſem Stamme fehle, du möchteſt ſonſt deiner Ehre beraubt werden und wieder der Knechtſchaft verfallen, der du entriſſen biſt!“

Wie langſam ſich das nationale Bewußtſein in unſerem Volke entwickelt hat, zeigt ſich deutlich an der ſehr allmählichen Gewöhnung an den gemeinſamen Volksnamen. Von der deutſchen Sprache, von deutſchredenden Menſchen ſprach man freilich ſchon früher, aber von den Deutſchen als einem Volke, von einem deutſchen Lande und deutſchen Reiche war noch im Anfange des zehnten Jahrhunderts kaum die Rede. Die erſten Urkunden, in denen die Geſammtheit der deutſchredenden und nun in einem Reiche verbundenen Volksſtämme als Deutſche bezeichnet werden, gehören der Kanzlei Ottos I. an und zwar zu derſelben Zeit, als er auszog die Kaiſerkrone zu gewinnen. Aber der Volksname „Deutſche“ kam doch während des ganzen Jahrhunderts dieſſeits der Alpen kaum recht in Gebrauch; weder in Widukind noch in Roswitha findet er ſich, ja es ſcheint faſt, als ließe er ſich überhaupt nicht bei deutſchen Schriftſtellern dieſes Jahrhunderts nachweiſen. Ehe ſich die Deutſchen als ſolche zu benennen pflegten, thaten dies die Italiener, denen ſich die Unterſchiede der einzelnen deutſchredenden Stämme zuerſt zu verwiſchen anfingen. Schon Liudprand ſpricht öfters von Deutſchen, und gegen den Schluß des Jahrhunderts kennen alle Schriftſteller Italiens nicht nur den Namen der Deutſchen, ſondern beginnen auch die Bezeichnungen: „Deutſchland“, „deutſches Reich“, „deutſcher König“ zu gebrauchen. Erſt um die Mitte des elften Jahrhunderts gewinnt bei uns der allgemeine Volksname neben den einzelnen Stammnamen vollſtändige Anerkennung. Wie nur durch die ſtäte Verbindung mit den anders gearteten Italienern die Deutſchen allmählich zu einer tieferen Einſicht in die Gleichartigkeit und Gemeinſamkeit ihrer Natur und ihres Weſens gelangt zu ſein ſcheinen, ſo ſcheinen ſie auch erſt im Verkehr mit ihnen ſich an ihren Volksnamen gewöhnt zu haben.

In wie hellem Licht leuchten die weltbewegenden Thaten Ottos des Großen, wenn wir sie als die im Verborgenen wirkende Macht erkennen, die das nationale Bewußtsein in unserem Volke zeitigte und dauernd befestigte! Aber mehr als das; die Wege, die Otto einschlug, wiesen dem deutschen Volke zugleich für alle Zeiten die Aufgabe zu, die es für die Weltgeschichte zu lösen berufen ist. Das aber ist seine Aufgabe, sich mit der gesammten Tradition der früheren Zeiten zu erfüllen, mit dem Hauch seines Geistes erstorbene Formen neu zu beleben, die erstarrte Regel durch die ihm innewohnende individualisirende Kraft zu einem Gesetz der Freiheit zu erheben, das sich für alle Verhältnisse, jeden Ort, jede Nationalität eignet. Die ganze Summe der Bildung in sich aufzunehmen, sie nach der Natur seines Geistes durchzuarbeiten und von den Elementen seines Wesens durchdrungen als Gemeingut der Welt hinzugeben — das ist deutsche Art, wie sich in Kirche und Staat, in Kunst und Wissenschaft, in allen Gebieten des Lebens erwiesen hat. Nie hat es ein lernbegierigeres, nie ein lehrhafteres Volk gegeben, als wir Deutsche sind, und darin liegt zum guten Theil unsere welthistorische Mission. Es ist bemerkenswerth, daß unser Volk, sobald es sich als Volk erkannte, diese seine Aufgabe begriff und angriff. Aber nur dadurch wurde die Lösung derselben ermöglicht, daß die Thaten Ottos I. die Deutschen in die nächsten und unmittelbarsten Beziehungen mit Italien und Rom selbst, dem Mittelpunkte der alten Kultur, versetzten. So ungebildet Rom damals war, es umschloß nichtsdestominder den Kern der gesammten Tradition, welche für jene Zeit Bedeutung hatte. Wenn der Mund der Weisheit schwieg, sprachen die Steine; das Grab des heiligen Petrus war beredter als die Männer, die sich die Nachfolger des Apostelfürsten nannten.

Es wäre eine schöne Aufgabe bis in das Kleinste hinein zu zeigen, wie sich die Verhältnisse des deutschen Lebens in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts umgestalteten, indem man alle Kulturelemente, welche sich aus dem Alterthum erhalten hatten, aufnahm und bei sich einbürgerte. Wir müssen es uns versagen hierauf näher einzugehen, nur einzelne Punkte wollen wir im Fluge berühren.

Erst in dieser Zeit entstanden in dem inneren Deutschland Ortschaften, die sich als Städte bezeichnen lassen; sie erwuchsen theils aus Burgen, die zur Vertheidigung des Landes errichtet waren, theils um

Bischofssitze und Klöster, theils aus besuchten Handelsplätzen. Die Karolingische Zeit hatte nur bis zum Rhein und zur Donau hin städtisches Leben gekannt, und auch dort wurden in den Dänen- und Ungarnstürmen die Mauern gebrochen, die Städte zerstört und zu Einöden umgeschaffen; erst die Ottonenzeit hat sie von Neuem belebt. Im Anfang des elften Jahrhunderts waren dann Köln, Mainz, Frankfurt, Worms, Straßburg, Regensburg, Augsburg, Magdeburg, Quedlinburg schon dicht bevölkerte Plätze, in denen sich der ganze von dem städtischen Leben unzertrennliche Verkehr entfaltete, obwohl sie noch von königlichen oder bischöflichen Beamten verwaltet wurden und sich erst später zu bürgerlicher Freiheit aufschwangen. In und bei diesen Städten erhoben sich Kirchen und Klöster, meist nur aus Holz gebaut, doch begann man auch bereits mit dem Steinbau. Jenen eigenthümlichen Baustil, der in den folgenden Jahrhunderten Europa beherrschte und den man früher den byzantinischen, jetzt den romanischen zu nennen pflegt, verfolgt man zu seinen ersten Ursprüngen an den Abhängen des Harzes, und gerade in jenen Baudenkmalen, welche die Ottonen und ihre Zeitgenossen uns hinterlassen haben; bei aller Rohheit durchbricht doch in ihnen ein freierer Geist, ein mehr individuelles Gefühl die aus dem römischen Alterthum überlieferten Gesetze der Architektur. Wie geringfügig sind die Reste von Bauwerken, welche die Karolingische Zeit in Deutschland zurückgelassen hat; wie viel lebendiger spricht zu uns die Ottonenzeit aus diesen alten Mauerwerken, mit denen die Geschichte der deutschen Baukunst beginnt! Nicht minder hob sich, nachdem die inneren Kriege und die Einfälle der Ungarn, Dänen und Wenden Deutschland lange fast zu einer Wüstenei gemacht hatten, in staunenswerther Weise der Anbau des Landes; Heinrich II. nannte Sachsen wegen seiner Fruchtbarkeit einen Vorhof des Paradieses. Wie die Fortschritte in der Baukunst, ging auch die bessere Bodenkultur vor Allem von den Kirchen und Klöstern aus, die das ihnen von den Königen übertragene Gut trefflich zu nutzen wußten. Mit eigenthümlicher Befriedigung sieht man auf jene schönen Pergamenturkunden der Ottonen, wie sie fast noch überall in den deutschen Archiven sich finden; es sind meist Schenkungen von einzelnen Weilern und verödeten Feldmarken an Kirchen und Klöster, aber welches reiche Leben ist diesen todten Schenkungsbriefen erwachsen! Sie haben volkreiche Städte in das Leben gerufen, fruchtbare Landschaften geschaffen, Deutschland geradezu umgewandelt.

Zu derſelben Zeit gewannen auch Wiſſenſchaft und Kunſt unter uns eine bleibende Stätte. Wie dürftig die Litteratur vor Ottos Kaiſerkrönung iſt, ſo ſchnell entfaltet ſie ſich nachher zu einer bemerkenswerthen Höhe. Widukind, Ruotger und Roswitha ſchreiben unter dem erſten lebendigen Ausdruck, daß ein ſächſiſcher Fürſt an die Spitze der Welt geſtellt iſt; ihre Werke ſind ganz von dem Stolz auf ihren großen Fürſten und ihr mächtiges Volk durchdrungen. Von da an wurde der kaiſerliche Hof der Sammelplatz aller hervorragenden Geiſter des Abendlands, und ſelbſt ein Gerbert ſpricht es aus, daß ſein Genie nur durch die Ottonen geweckt ſei; die gelehrte Bildung der Zeit ſammelte ſich wie in einem Brennpunkt damals am deutſchen Hofe und durchdrang von hier aus zuerſt und zumeiſt die deutſchen Länder. Es war dieſe Bildung nicht eine originale, frei aus dem Geiſte des Volks geboren; auch hier war es die Tradition, die man aufnahm und der man ſich anſchloß. Jene neulateiniſche Wiſſenſchaft und Litteratur, welche die Kirche auf Grundlage der altrömiſchen Bildung geſchaffen hatte, ging auf das deutſche Volk über und mit ihr die klaſſiſche Litteratur der alten Römer; aber Allem, was die Deutſchen empfingen, gaben ſie doch das eigenthümliche Gepräge ihres eigenen Geiſtes. Sie ſchrieben in römiſcher Sprache, aber nach deutſchen Anſchauungen und von deutſchen Dingen; nicht mit theologiſchen und philoſophiſchen Werken, wie ſie die Karolingerzeit hervorgebracht hatte, beſchäftigten ſie ſich, ſondern mit der Geſchichte ihrer Zeit, ihres Landes und beſangen die Thaten ihrer alten Helden in lateiniſchen Verſen. Zu keiner Zeit iſt wohl weniger in deutſcher Sprache und mehr in deutſchem Geiſte geſchrieben worden. Und nicht anders war es mit den bildenden Künſten, die vornehmlich unter Otto II. und III. nach Deutſchland verpflanzt wurden. Willigis von Mainz und Bernward von Hildesheim haben ſich in der Kunſtgeſchichte nicht minder ein bleibendes Andenken geſichert als in der Reichsgeſchichte. Die Eindrücke, die ſie in Italien empfingen, ſind von unendlicher Fruchtbarkeit geweſen; von dieſen Eindrücken nahmen die bildenden Künſte bei uns ihren Urſprung, erhielten ſie Anſtoß und Richtung.

Wie das Kulturleben unſeres Volks von den Traditionen der römiſchen Kirche ausging und durch ſie befruchtet wurde, ſo ſehen wir zugleich die ganze geiſtige Exiſtenz deſſelben durch dieſe Traditionen beſtimmt. Sie ſind es, an denen ſich das Glaubensleben des deutſchen

Volkes heranbildet, aber ſie empfangen neues Leben durch den deutſchen Geiſt und ihre verknöcherten Formen werden gebrochen. Ein lebendiges, praktiſches Chriſtenthum erſteht wieder; eine freiere Weiſe des kirchlichen Lebens bricht ſich Bahn, der Glaube zeigt ſich von Neuem als die Kraft, welche die Welt überwindet. Die ſpätere Karolingerzeit gefiel ſich in der Aufrichtung neuer kirchlicher Satzungen, ſie ſuchte die ſchroffſte Trennung zwiſchen Kirche und Staat, Klerus und Laienwelt durchzuführen, ihr Werk ſind die pſeudoiſidoriſchen Decretalien; die Ottonenzeit belebt die Miſſion, baut Kirchen und Klöſter daheim und in den Ländern der Heiden, ſie beſtrebt ſich Staat und Kirche wieder eng durch das Leben ſelbſt zu verbinden. Die Biſchöfe werden Reichsbeamte, die Mönche dienen am Hofe der Könige; ſo mildert ſich der ſchroffe Gegenſatz zwiſchen Kirche und Staat, Kaiſerthum und Papſtthum, Geiſtlichkeit und Laienthum und tritt nur ſelten in ganzer Schärfe hervor. Es ſcheint da wohl, als ſei die Kirche von dem weltlichen Leben unterdrückt, aber in der That iſt ſie die treibende, Alles bewegende Macht der Zeit, oder, wenn nicht die Kirche, doch der chriſtliche Glaube. Otto I. war es, der ſich das Papſtthum unterwarf und ihm nicht ohne Härte ſeinen Willen aufzwang, aber doch erkannte die Kirche bald, wie viel ſie ihm dankte. „Mit Seufzen," ſagt Brun von Querfurt, „gedenkt die Kirche der goldenen Zeiten jenes frommen, jenes ſtarren Otto, der die unruhigen Elemente zu bannen wußte, während ſie jetzt nirgends Frieden findet; ſein Andenken lebt in ihr fort, aber der beiden anderen Ottonen hat ſie vergeſſen." Das Kaiſerthum, mit allen Ueberlieferungen der römiſch-katholiſchen Kirche verwachſen, prägte dieſe der deutſchen Nation ſo tief ein, daß ſie auf Jahrhunderte hin das Leben derſelben beherrſchten, aber ſie hielten den nationalen Geiſt mit Nichten deshalb ganz und völlig gebunden. Der chriſtliche Glaube, dem deutſchen Freiheitsſinn ſo entſprechend, war zuletzt doch mächtiger in unſerem Volke als alle Traditionen und Formen der römiſchen Kirche. Waren auch die Menſchen jener Zeit vielfach in äußerer Werkheiligkeit befangen, der Glaube in ihnen war kein todter, ſondern Fülle perſönlichen Lebens, Kraft und Zuverſicht. Was die Deutſchen damals gewirkt haben, in Allem hat der Glaube mitgewirkt.

Danken wir ſo der Erneuerung des Kaiſerthums durch die Sachſenfürſten, daß unſere Nationalität erſtarkte, daß ſie mitten in das Kulturleben der Welt eintrat und die Aufgabe erfaßte, die ihm in demſelben

beſchieden, ſo hat dieſes Ereigniß zugleich auch über die geſammte abendländiſche Welt den größten Segen verbreitet. Erſt jetzt gewannen die chriſtlichen Völker für immer ihren heidniſchen Feinden den Vorrang ab; die Kirche erhielt neues Leben und breitete ſich über die bisherigen Grenzen aus; die geiſtige Bildung lebte auf, wo ſie erſtorben ſchien, und drang allmählich weiter und weiter vor; die Völker hatten einen neuen Mittelpunkt gefunden, um den ſie ſich ſammeln konnten — welcher Gewinn! welcher Fortſchritt für die Weltgeſchichte!

Allerdings lag in der Errichtung dieſes neuen Kaiſerthums die Gefahr, daß das kaum erwachte nationale Leben der europäiſchen Völker wiederum gewaltſam unterdrückt werden könnte. Denn wer will leugnen, daß auch dieſes Imperium Gewaltthaten übte und ſein Joch oft hart war? „Rottet das Volk der Redarier aus!“ ſchrieb Otto der Große den ſächſiſchen Fürſten. Auch hat es weder damals an Verſuchen gefehlt ein geſchloſſenes Weltreich, dem römiſchen ähnlich, von Neuem zu gründen, noch in der Folge. Aber wir haben bereits geſehen, wohin ſolche Verſuche führten, wie wenig Ausſicht auf dauernden Erfolg ſie hatten. Das deutſche Kaiſerthum war nicht das römiſche, nicht das Karolingiſche; es konnte dauernd keinen Zwang üben, der dem deutſchen Geiſte zuwider iſt; es förderte die Entwickelung der Nationalitäten mehr, als es ſie hemmte.

Denn wie wäre es ſonſt möglich geweſen, daß ſich gerade zur Zeit ſeiner erſten Kraftentwickelung neben ihm und zum Theil unter ſeinem Schutze über das ganze Abendland hin neue Staaten auf nationaler Grundlage erhoben, daß die meiſten Völker Europas die Anfänge ihres ſelbſtſtändigen ſtaatlichen und kirchlichen Lebens gerade in demſelben Jahrhundert finden, das die Erneuerung des Kaiſerthums ſah? Nur in der Anlehnung an das Kaiſerthum gewannen Miecziſlaw und Boleſlaw die Mittel ein polniſches Reich zu errichten. In der Verbindung mit der baierſchen Giſela ſah Waik ein Mittel zur Aufrichtung des Königthums unter den Ungarn, und Otto III. war es, der ihm die Königskrone ſenden ließ. Harald Blauzahn, der Verbündete Ottos I., legte die Grundlagen eines Reichs, welches zuerſt das ganze Dänenvolk umſchloß. Damals erſt bildete ſich in den Tagen Edwards des Aelteren, des wackeren Athelſtan und Edgar des Glücklichen die Einheit des engliſchen Reichs durch, zu ſpät freilich, um dauernd das erſchlaffte Geſchlecht der Angelſachſen zu kräftigen. Damals ergriffen die Capetinger das Scepter, die

erſte Dynaſtie jenſeits des Rheins, welche ihren Thron auf nationaler Grundlage errichtete, mit der eigentlich erſt ein franzöſiſches Reich beginnt; der Begründer deſſelben war ein Neffe Ottos des Großen, ein Enkel des ſächſiſchen Heinrich. Welches Land hat das Joch der deutſchen Herrſchaft ſchwerer empfunden als Italien! Und doch fangen jetzt die Italiener ſelbſt an zu bekennen, daß die Entwickelung ihrer Nationalität durch die Macht der Ottonen weit mehr gefördert als gehindert iſt. Dieſes deutſche Kaiſerthum war kein Regiment, das die Freiheit der Völker in Banden ſchlug.

Und endlich noch eine Frage: Wie hat ſich überhaupt das Geſammtleben Europas ſeit jener Zeit entwickelt? Unfehlbar gab es eine große gemeinſame Grundlage in Staat, Kirche und Bildung, auf der die Geſchichte der abendländiſchen Welt ſich erhob und die ſchon in den früheſten Kämpfen zwiſchen den Germanen und den Römern gelegt, im Karolingiſchen Reich erweitert und befeſtigt wurde. Auf dieſer gemeinſamen Grundlage haben ſich dann verſchiedenartige, beſondere Staaten erbaut, mehr oder minder alle durch die Eigenthümlichkeit der Nationalitäten beſtimmt. Jedes kraftvolle Volk hat ſich ſeine ſtaatliche Exiſtenz zum Theil frei nach ſeinen Bedürfniſſen, zum Theil dem Zwange gebietender Umſtände nachgebend, geſchaffen und ſeine eigene Geſchichte gebildet. In bunter Mannigfaltigkeit laufen nun Intereſſen und Beſtrebungen der verſchiedenſten Art in der hiſtoriſchen Bewegung neben und durch einander, aber die Bewegung wird doch immer geleitet und geführt von einem einzigen oder einigen wenigen Völkern, die ſich durch große, eigenthümliche Verdienſte um die Welt den Principat errungen haben. Dieſe Entwickelung, die den Anfang einer neuen Zeit bezeichnet, die folgenreichſte vielleicht, welche die Menſchheit erfahren hat, beginnt mit der Zeit der Ottonen; das deutſche Volk war das erſte, welches jenen Principat errang und durch Jahrhunderte ruhmvoll allein zu behaupten wußte. Das iſt das Weſen, das die Bedeutung des deutſchen Kaiſerthums; die Continuität der ganzen weiteren Entwickelung des europäiſchen Lebens geht von demſelben aus, ſchließt ſich an daſſelbe an. Kaum war ein Jahrhundert nach dem Tode Karls des Großen verfloſſen, als alle ſtaatlichen Verhältniſſe im Abendlande aufgelöſt wurden, die Zukunft der Kirche auf das Aeußerſte bedroht war. Nie iſt ſeit Ottos Kaiſerkrönung eine ähnliche Zerſtörung über Europa gekommen; die großen Dinge gewannen ſeit jener Zeit einen gleichmäßigen, ſtätigen, ununterbrochenen

Gang; selbst die gewaltigsten geistigen Umwälzungen vermögen diesen im Ganzen und Großen nicht mehr zu hemmen.

So liegen im zehnten Jahrhundert die Anfänge unseres deutschen Volkslebens, wie jener großen europäischen Entwickelung, in der wir noch heutigen Tages stehen; aber es sind Anfänge, und man suche bei ihnen nicht, was der Mitte oder dem Ende angehört. Leicht ist zu zeigen, worin jene Zeit arm und dürftig war; nicht allein die moderne Welt, sondern selbst die späteren Jahrhunderte des Mittelalters haben sie an Mannigfaltigkeit neuer Lebensgestaltungen, wie an tieferen Strömungen geistigen Lebens weit übertroffen. Aber Kraft und Saft, eine Fülle ursprünglicher Triebe durchdringen diese Zeit, und deshalb wendet sich das Auge, das sich einmal in sie vertieft hat, nur ungern von ihr ab. Wir sehen nicht den Herbst mit seinen Früchten, nicht den Sommer mit seinen Blüthen, noch den Lenz mit seinem frischen Blätterschmuck; es ist gleichsam die Zeit, wo die erste Saat sprießt und der Wald dem fernen Beschauer noch die dürren Aeste zeigt, der spähende Blick aber in der Nähe schon die vollen Blattknospen wahrnimmt, die um aufzubrechen nur eines warmen Sonnenblicks harren.

Quellen und Beweiſe

zum

zweiten und dritten Buch.

I. Ueberſicht der Quellen und Hülfsmittel.

1. Gleichzeitige Annalen und Geſchichtsſchreiber [1]).

Die Geſchichtsſchreibung des zehnten Jahrhunderts giebt ein treues Abbild der Zeitverhältniſſe. Die Annalen, welche eine ſo reiche Quelle der Reichsgeſchichte in der Karolingerzeit darbieten, hören mit dem Verfall derſelben auf oder werden ganz dürftig. Die letzte Fortſetzung der Annalen von Fulda endet mit dem Jahre 901; ihr Verfaſſer iſt ein Baier (M. G. I. 395—415)[2]). Die Chronik des Regino läuft mit dem Jahre 905 aus (M. G. I. 537—612. Ueberſetzung von Dümmler in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit. IX. Jahrh. 14. Band). Für die nächſten Jahre haben wir nur ſehr aphoriſtiſche Aufzeichnungen in den Annalen einiger Klöſter, die überdies faſt ganz auf die Provinzial-Geſchichte beſchränkt ſind. Am meiſten verdanken wir Schwaben; eine Fortſetzung der Alamanniſchen Annalen, die im Kloſter S. Gallen entſtanden iſt, führt bis zum Jahre 926 (M. G. I. 52—56); die kurzen Annalen von Weingarten bis zum Jahre 936 (M. G. I. 65—67). In Franken wurden unſeres Wiſſens allein im Kloſter Hersfeld damals annaliſtiſche Aufzeichnungen gemacht; ſie ſind in ihrer urſprünglichen Geſtalt nicht mehr erhalten, doch iſt ihr Inhalt dadurch aufbewahrt, daß ſie mit geringen Aenderungen in ſpätere Annalen aufgenommen ſind, namentlich in die Hildesheimſchen, Quedlinburger, Weißenburger, Ottobeuernſchen und Altaichſchen Annalen, wie in das Geſchichtswerk des Lambert von Hersfeld (M. G. III. 50—63 und V. 4). In Sachſen wurden nur die dürftigen Notizen der Korveier Annalen fortgeführt (M. G. III. 4). In ähnlicher Weiſe wurden in Baiern die älteren Salzburger Annalen fortgeſetzt, doch ſind auch

---

1) Nachdem die von der K. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen gekrönte Preisſchrift W. Wattenbachs, Deutſchlands Geſchichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts (Berlin 1858), der Oeffentlichkeit übergeben iſt und ſchnell große Verbreitung gefunden hat, wird allerdings die nachfolgende Zuſammenſtellung der Quellen entbehrlicher ſein, als ſie früher war. Dennoch ſchien es nach reiflicher Erwägung nicht räthlich ſie wegzulaſſen oder auf wenige Zeiten zu beſchränken. Denn einerſeits ſehen ſie manche Leſer der Kaiſergeſchichte und meiſt ſolche, die wir am wenigſten miſſen möchten, als einen ſehr weſentlichen Beſtandtheil des Buches an, andererſeits bezieht ſich gerade Wattenbach ſelbſt häufig auf die hier gegebenen Ausführungen. Ueberdies iſt nach der Verſchiedenheit des Zweckes unſer Gang durchaus ein anderer, als ihn Wattenbach eingeſchlagen hat.

2) Die große Sammlung unſerer Geſchichtsquellen von Pertz: Monumenta Germaniae historica iſt ſo citirt, daß mit M. G. ſtets der betreffende Band der Geſchichtsſchreiber gemeint iſt; die Bände der Geſetzſammlung ſind bezeichnet mit M. G. Legg.

ihre Nachrichten nur in ſpäteren abgeleiteten Quellen erhalten, namentlich in den Annalen des Kloſters Garſten und von S. Rudbert in Salzburg (M. G. IX. 565—567. 771. 772); andere kurze Aufzeichnungen ſind in Regensburg gemacht, aber ebenfalls nicht in urſprünglicher Geſtalt auf uns gekommen (Annales s. Emmerammi Ratisponensis minores in den M. G. I. 94). Auch in Lothringen müſſen einzelne Annalen noch unbedeutende Fortſetzungen erhalten haben, wie eine in den Annalen des Kloſters S. Maximin zu Trier vorliegt (M. G. IV. 6. 7); auf ſolchen älteren Aufzeichnungen beruhen zum Theil die ſpäteren lothringiſchen Annalen, beſonders die um 960 begonnenen des Kloſters Lobbes, die manche wichtige Notizen enthalten (M. G. II. 209—211), und die im Jahre 1000 zuerſt zuſammengeſtellten Lütticher Annalen (M. G. IV. 16). Die ſpäteren Jahrbücher des Kloſters Lobbes (M. G. IV. 16) ſind eine Compilation der Lütticher und Weißenburger Annalen.

Ein bemerkenswerther Aufſchwung der Geſchichtsſchreibung tritt gleich nach der Mitte des Jahrhunderts ein und giebt ſich zuerſt in Reichenauer Annalen zu erkennen, welche die älteren Alamanniſchen Annalen fortführen, aber ſchon über das provinzielle Intereſſe hinausgehen und das ganze Reich wieder in das Auge faſſen. Wilhelm, der natürliche Sohn Ottos des Großen, hat ſie entweder ſelbſt aufgezeichnet oder aufzeichnen laſſen; ſie enden mit dem Jahre 954, wo Wilhelm zum Erzbiſchofe von Mainz erhoben wurde (M. G. I. 68. 69). Etwa um dieſelbe Zeit wurden in ähnlicher Weiſe die ſogenannten größeren Annalen von S. Gallen angelegt, die ſich ebenfalls an die Alamanniſchen anſchließen und über ein Jahrhundert von verſchiedenen Verfaſſern fortgeſetzt ſind (M. G. I. 78—85); auch entſtanden die kurzen Annalen von Köln (M. G. I. 97—99).

Die Reichenauer und S. Gallener Annalen überbietet dann weit der Fortſetzer des Regino, der um das Jahr 960 ſeine Jahrbücher begann, aber die frühere Zeit vom Jahre 907 nachholte (M. G. I. 614—629. VI. 620. Ueberſetzung von Büdinger in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit. X. Jahrh. 1. Band). Die Perſon des Verfaſſers iſt nicht bekannt, doch muß er Mönch im Kloſter S. Maximin zu Trier geweſen ſein; er ſtand dem nachherigen Erzbiſchof Adalbert von Magdeburg ſehr nahe und durch dieſen auch dem Erzbiſchof Wilhelm. Das Werk wurde nur bis zum Ende des Jahrs 967 fortgeführt; da im Jahre 968 Adalbert auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Magdeburg erhoben wurde und auch ſonſt manche Zeichen auf ihn hinweiſen, wäre es nicht unmöglich, daß er ſelbſt der Verfaſſer iſt [1]). Bis zum Jahre 938 beruhen die Aufzeichnungen faſt allein auf den Reichenauer und Hersfelder Annalen, wie auf den älteren Jahrbüchern von S. Maximin. Auch ſpäter noch kann man dieſe Quellen verfolgen, aber die Erzählung wird ausführlicher und eingehender, beſonders vom Jahre 961 an, wo ſie bereits ganz original iſt. Der Verfaſſer iſt über die gleichzeitigen Vorgänge vortrefflich unterrichtet, ſelbſt über die italiſchen Angelegenheiten, und erzählt wohl Vieles als Augenzeuge; die Sprache iſt einfach und würdig.

Etwa gleichzeitig dem Fortſetzer des Regino ſchrieb der Domherr Flodoard in Reims ſeine Annalen, die vom Jahre 919 bis zum Jahre 966 reichen; ſie ver-

---

1) „Machinatione et consilio Willehelmi archiepiscopi, licet meliora in eum consusus fuerit et nihil unquam in eum deliquerit“ zum Jahre 961. Vergl. zum Jahre 962. Wer konnte leicht ſo in Adalberts Herz ſehen? Dazu kommt die häufige Erwähnung der Abtei Weißenburg, der Adalbert eine Zeit lang als Abt vorſtand, obgleich er eigentlich dem Kloſter S. Maximin angehörte.

breiten sich vielfach über die Verhältnisse des Westfrankenreichs zu dem Reiche der Sachsen und sind besonders für die lothringischen Angelegenheiten eine ergiebige Quelle (M. G. III. 368—407). Flodoard giebt eine große Menge von Notizen, aber ohne den Zusammenhang der Dinge zu erklären; deshalb bleibt er oft dunkel und unverständlich, aber er ist ein zuverlässiger Gewährsmann und für die Chronologie jener Zeiten unentbehrlich. Schon vor den Annalen hatte Flodoard eine Geschichte des Erzbisthums Reims geschrieben, die an manchen Stellen die Geschichte des deutschen Reichs berührt; sie ist gedruckt bei Bouquet, Recueil des historiens des Gaules et de la France. VIII. 154—175.

Wie die Bücher dieses gelehrten Franzosen der deutschen Geschichte zu Gute kamen, so das bald nachher entstandene merkwürdige Hauptwerk des gebildeten Italieners Liudprand, dem Otto an seinem Hofe eine Zufluchtsstätte eröffnete und den er dann im Jahre 962 auf den Bischofsstuhl von Cremona erhob. Liudprand nannte sein Werk, das zum Theil in Frankfurt entstand und in stätem Hinblick auf die eben sich glanzvoll erhebende Macht Ottos geschrieben ist, Buch der Vergeltung (Antapodosis), denn er wollte mit demselben für alles Leid, das ihm König Berengar und dessen Gemahlin zugefügt hatten, eine bittere Rache üben; abgefaßt ist es zwischen den Jahren 958—962. Liudprands Erzählungen berühren besonders die Geschichte Italiens, geben aber zugleich allgemeine Zeitgeschichte; sie bieten auch manche wichtige Nachrichten zur deutschen Geschichte dar, doch sind gerade diese mit besonderer Vorsicht zu benutzen, da Liudprand von den deutschen Dingen nur nach dem berichtet, was er zufällig an Ottos Hofe erzählen hörte, ohne näher mit den Verhältnissen vertraut zu sein. In sechs Büchern stellt Liudprand die Zustände vom Jahre 887 bis zum Jahre 950 dar, in den späteren Büchern meist seine eigenen Erlebnisse. Das Werk ist anziehend geschrieben, durchaus original und trotz der Leidenschaftlichkeit und Eitelkeit des Verfassers doch in dem rein Thatsächlichen meist zuverlässig. Es bleibt bei allen seinen Fehlern eine der bedeutendsten Geschichtsquellen des zehnten Jahrhunderts. Eine vortreffliche Ausgabe nach Liudprands eigener Handschrift besitzen wir von Pertz in seiner großen Sammlung (M. G. III. 273—339), nach der auch eine Handausgabe veranstaltet ist. Uebersetzt ist die Antapodosis im Auszuge in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit (X. Jahrh. 2. Band) vom Freiherrn K. v. d. Osten-Sacken; die Einleitung zur Uebersetzung ist von Wattenbach, der sich auch an der Bearbeitung selbst betheiligt hat. Für die Kritik ist wichtig: R. A. Köpke, de vita et scriptis Lindprandi episcopi Cremonensis (Berolini 1842).

Unter den frischen Eindrücken der Herstellung des abendländischen Kaiserthums nahm dann die deutsche Geschichtsschreibung sofort den erfreulichsten Aufschwung. Gleichzeitig schrieben Widukind von Korvei, Hrotsvitha von Gandersheim und Ruotger von Köln; um das Jahr 968 sind Widukinds Sächsische Geschichten, Hrotsvithas Heldenlied von den Thaten Ottos, Ruotgers Lebensbeschreibung des Erzbischofs Brun beendigt worden.

Widukinds Werk, betitelt Res gestae Saxonicae, ist für die deutsche Geschichte des zehnten Jahrhunderts ohne alle Frage die vorzüglichste Quellenschrift. Nicht allein daß Widukind in den meisten Fällen sich wohlunterrichtet zeigt, er versteht es auch seine Zeit im Ganzen und Großen aufzufassen und stellt den christlich-heroischen Charakter derselben am treusten dar. Seine Hauptaufgabe sieht er in den Erzählungen von Ottos I. Thaten, denen das ganze zweite und dritte Buch seines Werkes gewidmet ist, wie ein Anhang zum dritten Buche, den er bald nach dem

Tode des Kaiſers hinzufügte; aber er holt weiter aus, und wie er in Otto beſonders den Landsmann erblickt, der das Sachſenvolk auf den höchſten Gipfel der Ehre erhob, ſchickt er im erſten Buche die ältere Geſchichte der Sachſen und die Geſchichte König Heinrichs I. voran. Was Widukind da erzählt, gehört, obwohl er mit älteren Geſchichtsquellen nicht unbekannt iſt, doch zum großen Theil der Sage an; erſt im zweiten Buch gewinnt die Darſtellung mehr und mehr einen ſtreng hiſtoriſchen Charakter; im dritten Buch iſt Widukind ein ganz zuverläſſiger Gewährsmann. Obgleich er als Mönch in ſeinem Kloſter lebte, ſtand er den Dingen, die er erzählte, doch nicht ſo ganz fern; er ſah zeitweiſe den Hof der Ottonen und widmete Mathilde, der Tochter Ottos des Großen, ſein Buch. Seine Darſtellung iſt anſchaulich, lebendig und warm, ohne daß er ſich jemals zu leidenſchaftlichen Urtheilen hinreißen ließe; ſein Vorbild iſt Salluſt, dem auch die Sprache mehr als dem Ausdruck der Vulgata nachgebildet iſt. Die Kürze, der er nachſtrebt, macht die Diktion oft dunkel, oder erſchwert mindeſtens die Uebertragung des Werks in eine andere Sprache. Leider beſitzen wir keine gleichzeitigen Handſchriften des Buchs, und der Text deſſelben erregt noch hier und da Anſtoß. Nach allen bekannten Hülfsmitteln hat Waitz Widukinds Werk in den M. G. III. 416—467 herausgegeben; von dieſem Text iſt auch eine Handausgabe veranſtaltet. Eine Ueberſetzung hat R. Schottin geliefert in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit. X. Jahrh. 6. Band; die Einleitung zu derſelben iſt von Wattenbach.

Hrotsvitha dichtete, nachdem ſie ſich ſchon durch lateiniſche Kirchenlieder und ihre chriſtlichen Komödien einen Namen gemacht hatte, von dem jungen Otto II. aufgefordert, ihr Heldengedicht über die Thaten Kaiſer Ottos I. (Carmen de gestis Oddonis I. imperatoris). Den Stoff gaben ihr Erzbiſchof Wilhelm, ihre Aebtiſſin Gerberge, die Tochter Heinrichs von Baiern und Nichte Ottos des Großen, nebſt anderen wohlunterrichteten Perſonen; die Form bildete ſie dem lateiniſchen Epos, beſonders den Werken des Virgil, jedoch in ziemlich freier Weiſe nach. Die poetiſche Form hat dem hiſtoriſchen Gehalt des Gedichts wenig geſchadet, mehr der Einfluß des Hofes. Hrotsvitha ſagt nicht Alles, was ſie weiß, und läßt abſichtlich Manches im Dunkeln. Aber nichtsdeſtoweniger iſt ihr Gedicht von großem Nutzen für die Geſchichte jener Zeit, und es muß ſehr bedauert werden, daß durch zwei große Lücken in der einzigen Handſchrift faſt die Hälfte des Werks untergegangen iſt. Das Erhaltene umfaßt die Geſchichte bis zum Anfange des Jahrs 953; zwei Bruchſtücke beziehen ſich dann noch auf einzelne Begebenheiten der Jahre 957 und 962 und berühren nur ſummariſch die Geſchichte bis zum Schluß des Jahrs 967, d. h. bis zur Kaiſerkrönung Ottos II. Ein etwas ſpäteres Gedicht der Hrotsvitha über die Anfänge des Kloſters Gandersheim (Carmen de primordiis coenobii Gandersheimensis) hat dadurch eine allgemeine Bedeutung, daß es ſich über die frühere Familiengeſchichte des Ottoniſchen Hauſes beiläufig verbreitet. Beide Gedichte hat Pertz in den M. G. IV. 306—335 herausgegeben; eine neue Ausgabe ſämmtlicher Werke der Hrotsvitha iſt von K. A. Barak (Nürnberg 1858) veranſtaltet. Man vergl. Franz Löher, Hrotsvitha und ihre Zeit in den Wiſſenſchaftlichen Vorträgen, gehalten zu München im Winter 1858. S. 467 ff.

Ruotger betrat gleichzeitig die ſchon zur Karolingerzeit eröffnete Bahn biographiſcher Darſtellungen in ſeinem Leben des Erzbiſchofs Brun von Köln. Er ſchrieb auf den Wunſch von Bruns Nachfolger Folkmar, der ſeinem ausgezeichneten Vorgänger keinen beſſeren Biographen wählen konnte. Denn Ruotger hatte in vertrauter Freundſchaft mit Brun geſtanden und die ganze Bedeutung des Mannes

erfaßt. Zugleich beſaß er die nothwendige Bildung, um in würdiger Weiſe ſeinem großen Freunde ein Denkmal zu errichten. Ruotger kennt die Alten, aber er ſchließt ſich mehr an die kirchliche Sprache an, ohne jedoch dabei in eine ſalbungsvolle Breite zu verfallen; man möchte vielmehr ſeinem Ausdruck oft größere Deutlichkeit und Ausführlichkeit wünſchen. Das Werk iſt für die Kirchen- und Reichsgeſchichte, wie für die Sittengeſchichte Deutſchlands gleich wichtig. Leider beſitzen wir keine ganz gleichzeitige Handſchrift, und der Text iſt an manchen Stellen verderbt. Pertz hat Ruotgers Werk in den M. G. III. 254—275 herausgegeben und auch eine Handausgabe veranſtaltet; überſetzt iſt daſſelbe von J. v. Jasmund in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit. X. Jahrh. 3. Band.

Indeſſen hatte auch Liudprand ganz ſeine Feder dem großen Kaiſer gewidmet und ſein Buch von den Thaten Kaiſer Ottos des Großen abgefaßt (Liber de rebus gestis Ottonis Magni imperatoris). Es umfaßt die Geſchichte vom Jahre 960 bis zum Juni 964 und iſt unmittelbar nach den erzählten Begebenheiten, in die Liudprand ſelbſt handelnd eingriff, geſchrieben; vollendet iſt es nicht, mitten im Satze bricht die Darſtellung in der eigenen Handſchrift des Verfaſſers, die uns erhalten iſt, ab. Die Höhe des Gegenſtandes erhebt hier Liudprand faſt über ſich ſelbſt; dieſes Buch iſt leidenſchaftsloſer und würdiger abgefaßt, als Alles, was ſonſt aus ſeiner Feder gefloſſen iſt. Die letzte Schrift Liudprands, der Bericht über ſeine Geſandtſchaft nach Conſtantinopel an den Kaiſer (Relatio de legatione Constantinopolitana), wurde noch auf der Rückreiſe im Anfange des Jahrs 970 niedergeſchrieben; ſie iſt voll von den anziehendſten Einzelnheiten, aber zeigt den alten Liudprand noch eben ſo jähzornig und ſchmähſüchtig, als er vordem war. Leider liegt auch dieſe Schrift, von der wir keine Handſchrift mehr beſitzen, uns nicht ganz vollendet vor, und der Text iſt ſehr verderbt. Beide Bücher Liudprands ſind für die deutſche Geſchichte von dem höchſten Werthe; herausgegeben ſind ſie von Pertz in den M. G. III. 340—363, auch in die Handausgabe aufgenommen und vollſtändig überſetzt vom Freiherrn K. v. d. Oſten-Sacken in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit. X. Jahrh. 2. Band.

An Liudprand ſchließen ſich zunächſt zwei italieniſche Chroniken an, die mittelbar die Geſchichte Ottos des Großen berühren. Es iſt die zuerſt von Pertz entdeckte und herausgegebene Chronik des Benedict, eines Mönchs aus dem Andreaskloſter auf dem Soracte bei Rom, und die Chronik von Salerno. Die Chronik des Benedict (M. G. III. 695—722) giebt die wichtigſten Aufſchlüſſe über die Stadtgeſchichte Roms im zehnten Jahrhundert; was über die früheren Zeiten anderen Quellen nacherzählt wird, iſt im Ganzen werthlos. Benutzt iſt für die Zeitgeſchichte bereits eine ſehr wichtige kleine Schrift über die Kaiſerrechte in Rom, die um das Jahr 950 geſchrieben iſt (de imperatoria potestate in urbe Roma libellus. M. G. III. 719—722; über die Zeit der Abfaſſung vergl. Wilmans in den Jahrbüchern II. 2. S. 238), wie eine zu Rom damals angelegte Fortſetzung jener Sammlung von Papſtleben, die man dem Bibliothekar Anaſtaſius zuzuſchreiben pflegt [1]). Was Bene-

1) Wir beſitzen noch keine Ausgabe dieſer Fortſetzung des Liber pontificalis, aus der die Art ihrer Entſtehung und ihre urſprüngliche Geſtalt klar würde, doch iſt der Inhalt derſelben im Ganzen zu erkennen aus den Catalogen des Codex Estensis und Vaticanus (Muratori, Scr. pt. rer. Ital. III. 2. p. 328 sequ.) und dem Papſtcatalog bei Eckhart (Corp. hist. II. 1639. 1640). Vergl. meinen Aufſatz in der Allg. Monatsſchrift f. Wiſſenſchaft und Litteratur. Jahrg. 1852. S. 260. 261. Seitdem hat Bethmann in Florenz eine alte Handſchrift dieſer Papſtleben entdeckt, die bereits

dict außerdem über ſeine Zeit berichtet, verdient im Allgemeinen Glauben, wie die Vergleichung mit Liudprand erweiſt; aber die Form ſeiner Schrift verräth eine unglaubliche geiſtige Rohheit und zeigt zugleich den Kampf des Lateiniſchen mit der ſich ausbildenden italiſchen Vulgärſprache. Benedict ſchrieb um das Jahr 970; wenige Jahre ſpäter der uns unbekannte Verfaſſer der Chronik von Salerno, die für die unteritaliſchen Kriege Ottos I. von Wichtigkeit iſt und bis zum Jahre 974 führt. Wir verdanken dem uns unbekannten Salernitaner viele nützliche Nachrichten; ſeine Darſtellungskunſt erhebt ſich allerdings über die des Benedict, doch nicht allzu hoch. Die Chronik von Salerno iſt von Pertz herausgegeben in den M. G. III. 467—571; überſetzt ſind einzelne Bruchſtücke aus ihr und dem Benedict von Otto Abel in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit. VIII. Jahrh.

Inzwiſchen wurden in Deutſchland die begonnenen Korveier, S. Gallener und Hersfelder Annalen fortgeſetzt, von denen namentlich die letzten reichhaltiger werden. Am ausführlichſten geben den Text der letzteren von 972—983 die Altaichſchen Annalen wieder, die ich in ſpäteren Chroniken nachgewieſen und aus ihnen herzuſtellen geſucht habe (Annales Altahenses, eine Quellenſchrift zur Geſchichte des elften Jahrhunderts. Berlin 1841). Auch einige neue Annalen entſtanden damals, wie die Annalen von Kloſter Einſiedeln, deren erſter originaler Theil um das Jahr 966 geſchrieben iſt (M. G. III. 142. 143). Eine Fortſetzung der Annalen des Flodoard iſt für die lothringiſche Geſchichte der Jahre 976—978 wichtig.

Die Thaten Ottos II. waren zu wenig von dauernden Erfolgen begleitet, als daß ſie der Geſchichtsſchreibung hätten erheblichen Stoff bieten können; ſie lebte noch in den Tagen Ottos des Großen und wandte ſich nach deſſen Tode mit Vorliebe der Biographie zu. Es ſind die Lebensbeſchreibungen der Königin Mathilde, des Abts Johann von Gorze und des Biſchofs Ulrich von Augsburg, die hier vorzugsweiſe Aufmerkſamkeit verdienen.

Die ältere Lebensbeſchreibung der Königin Mathilde, welche Köpke in einer Handſchrift des vorigen Jahrhunderts entdeckt und in den M. G. X. 575—582 herausgegeben hat, weiſt er ſelbſt der Zeit Ottos III. zu, doch ſprechen überwiegende Gründe dafür, daß ſie bereits im Jahre 974 unter Otto II. geſchrieben iſt. Köpke ſtützt ſich vornehmlich darauf, daß die an einen Kaiſer Otto gerichtete Dedikation des Werks dieſem eine ausgezeichnete wiſſenſchaftliche Bildung nachrühmt und daß in einer Stelle (cap. 4) der Wunſch ausgedrückt wird, der Kaiſer möchte nicht ohne einen männlichen Erben bleiben. Aber dieſer Wunſch findet in gleicher Weiſe, wenn man die Schrift in das Jahr 974 ſetzt, bei Otto II. ſeine naheliegende Erklärung, dem erſt nach längerer Ehe im Jahre 980 ein Sohn geboren wurde; ingleichen wird Ottos II. wiſſenſchaftliche Bildung von allen Zeitgenoſſen geprieſen, vor Allem von Hrotsvitha und Gerbert. Nun gewinnt aber die ſchöne Stelle im vierten Kapitel erſt in Beziehung auf die Streitigkeiten zwiſchen Otto II. und ſeinem Vetter Heinrich von Baiern ihr volles Licht. Ferner findet ſich im zehnten Kapitel eine Weiſſagung der Mathilde, die ſich auf Otto II. bezieht und in der ſpäteren Umarbeitung abſichtlich unterdrückt iſt. Endlich ſpricht die Dedikation eigentlich nicht ſowohl von einem Leben der Mathilde, als von einer Geſchichte der Vorfahren des Kaiſers überhaupt. Das Buch geht aber bis auf den Tod Ottos I.

---

mit der Einſetzung Benedicts VI. endet und nun auch äußerlich die allmähliche Entſtehung der Arbeit beſtätigt.

und die Thronbeſteigung Ottos II. und ſchließt mit dem Ausdruck der feſten Ueberzeugung, daß dieſer Vater und Großvater nicht unähnlich ſei (quem paternae avitaeque non imparem *credimus* virtutis). Am ungezwungenſten erklärt ſich dies Alles aus der Annahme, daß das Buch in der Zeit Ottos II. entſtanden ſei, bis in welche es unmittelbar hinabreicht. Offenbar gewinnt daſſelbe eine noch größere Bedeutung, wenn es ſchon ſechs Jahre nach dem Tode der Königin geſchrieben iſt. Daß es in Nordhauſen entſtanden iſt, zeigt die Erzählung cap. 14—16 und die öftere Erwähnung der Aebtiſſin Rikburg, die das wichtigſte Material dargeboten haben wird; es wäre auch nicht unmöglich, daß eine Nordhäuſer Nonne die Schrift abgefaßt hätte. Sollte dies der Fall ſein, ſo müßte die Verfaſſerin freilich ihrer Bildung nach tief unter einer Hrotsvitha geſtanden haben. Denn ſo intereſſant der Inhalt, ſo ungeſchickt iſt die Form des Buches. Jaffé hat nachgewieſen, daß es zum großen Theil ein Cento aus Virgil, Sulpicius Severus und Venantius Fortunatus und deshalb für die Geſchichte nur mit großer Vorſicht zu benutzen iſt. Aeſthetiſche und vorzüglich höfiſche Rückſichten führten unter Heinrich II. um 1010 zu einer vollſtändigen Umarbeitung dieſer Lebensbeſchreibung. Denn daß die jüngere Biographie der Mathilde nicht unmittelbar aus der oben erwähnten, ſondern beide gemeinſam aus älteren gereimten Berichten gefloſſen ſeien, wie Fr. Löher in den Gelehrten Anzeigen der K. baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften 1857 No. 49. 50 zu zeigen verſucht hat, iſt ſchwerlich anzunehmen. Der unbekannte Verfaſſer der Umarbeitung hat nicht nur ſtiliſtiſch das ältere Werk völlig umgeſtaltet, ſondern auch manche neue anziehende Nachricht hinzugefügt. Er zeigt ſich gut unterrichtet und muß mit dem Kloſter in Nordhauſen in naher Verbindung geſtanden haben, doch erfüllt das ſichtliche Beſtreben, die Perſon Heinrichs von Baiern, die in der älteren Arbeit ganz zurücktritt, mehr in den Vordergrund zu ſtellen, mit Mißtrauen. Das litterariſche Verdienſt dieſer jüngeren Lebensbeſchreibung iſt nicht gering anzuſchlagen. Herausgegeben iſt ſie von Pertz in den M. G. IV. 283—302. Eine Ueberſetzung der älteren Biographie mit den wichtigſten Zuſätzen der ſpäteren hat Jaffé in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit. X. Jahrh. 4. Band geliefert und mit einer gehaltreichen Einleitung begleitet. Man vergl. auch E. G. Förſtemann, de vita Mathildis (1838) und Waitz in den Nachrichten von der G. A. Univerſität 1852. No. 13.

Das Leben des Abts Johann von Gorze iſt die ſehr ausführliche Arbeit eines ſeiner jüngeren Freunde, des Abts Johann vom Arnulfskloſter zu Metz. Schon im Jahre 978 war ein erheblicher Theil der Arbeit vollendet, der Verfaſſer ließ ſie aber dann liegen und nahm ſie erſt auf den Zuſpruch des bekannten Biſchofs Dietrich von Metz und des Biſchofs Folkmar von Utrecht wieder auf. Der größte Theil iſt um das Jahr 980, wie es ſcheint, geſchrieben und das Ganze wahrſcheinlich nie vollendet worden, wenigſtens fehlt uns der Schluß des Buchs; das Erhaltene reicht nur bis zum Jahre 956. Für Kirchen- und Sittengeſchichte der Zeit iſt dieſe Arbeit eine noch nicht erſchöpfte Fundgrube; für die Reichsgeſchichte hat ſie beſonders Intereſſe durch den aufgenommenen Bericht über die Geſandtſchaftsreiſe Johanns von Gorze nach Cordova. Die Darſtellung iſt der des Ruotger verwandt. Nach der einzigen, ſehr verletzten Handſchrift hat Pertz die Ausgabe in den M. G. IV. 337—377 beſorgt.

Das Leben des heiligen Ulrich von Augsburg iſt von einem ſeiner Kleriker, dem Prieſter Gerhard, geſchrieben, der dem trefflichen Manne ziemlich nahe geſtanden zu haben ſcheint und ſich überall gut unterrichtet zeigt. Gerhard ſchrieb bald nach dem Jahre 982 und hat auch das Leben von Ulrichs Nachfolger

Heinrich in ſein Werk hineingezogen, ſo daß die ganze Arbeit den Zeitraum von 890—982 umfaßt; ſie iſt reich an Beiträgen zur Kirchen- und Sittengeſchichte, enthält aber auch für die Reichsgeſchichte ſehr brauchbares Material, z. B. manches ſonſt unbekannte Detail über den Krieg Ottos I. mit ſeinen Söhnen, die Ungarnſchlacht im Jahre 955 und die inneren Kriege unter Otto II. Die Darſtellung beſitzt gerade nicht hervorſtechende Vorzüge, iſt aber doch klar und verſtändlich. Herausgegeben iſt Gerhards Arbeit von Waitz in den M. G. IV. 381—419. Noch in demſelben Jahrhundert ſchrieb Biſchof Gebhard von Augsburg ein neues Leben Ulrichs und im folgenden Jahrhundert ein drittes der Reichenauer Abt Berno; Arbeiten, die nur aus Gerhards Buch geſchöpft und hiſtoriſch ganz werthlos ſind.

Mit der Regierungsgeſchichte Ottos II. ſchloſſen die Hersfelder Annalen ab, wurden aber in Hildesheim aufgenommen und fortgeſetzt. Bis zum Jahre 993 ſind die Hildesheimer Annalen von einer Hand geſchrieben; eine andere Hand ſetzte ſie fort bis zum Jahre 997, eine dritte b. z. J. 1000, eine vierte b. z. J. 1022. Dieſes Werk benutzten bereits, mindeſtens bis zum Jahre 1000, die Quedlinburger Annalen, welche eine der ergiebigſten und zuverläſſigſten Geſchichtsquellen für die Regierung Ottos III. ſind. Der Schreiber der Quedlinburger Annalen, deſſen Werk bis zum Jahre 1025 für uns reicht, aber unvollſtändig iſt, ſpricht bereits im Jahre 993 als Zeitgenoſſe. Quedlinburg war damals ſo oft der Sitz des kaiſerlichen Hofs, daß es nicht ſchwer fallen konnte ein reiches Material dort zu ſammeln; das hat der Verfaſſer gethan und es zugleich verſtändig verarbeitet. Er ſchreibt lebendig und mit wahrem Intereſſe für die kaiſerliche Familie; doch iſt der Stil oft ſchwülſtig und geſucht. Die Quedlinburger Annalen, von denen keine alte Handſchrift erhalten iſt, haben vom Jahre 961 b. z. J. 983 eine Lücke, die ſich indeſſen größtentheils aus einer ſpäteren Chronik, die wörtlich dieſe Annalen auszuſchreiben pflegt, herſtellen läßt. Es ſind die gegen Ende des zwölften Jahrhunderts abgefaßten Magdeburger Annalen (M. G. XVI. 105—196), deren Verfaſſer ein Mönch im Kloſter Bergen war und bisher mit dem Namen des Chronographus Saxo bezeichnet wurde. Die Hildesheimſchen und Quedlinburger Annalen ſind von Pertz herausgegeben in den M. G. III. 62—93. Gleichzeitig mit den Quedlinburger Annalen entſtand auch eine Gründungsgeſchichte von Magdeburg, aus der wir größere Bruchſtücke in den eben genannten Magdeburger Annalen beſitzen. Vergl. hierüber meinen Excurs in den Jahrbüchern II. 1. 158 und die genauere Ausführung von L. Gieſebrecht in den Wendiſchen Geſchichten III. 304.

Die ſächſiſche Geſchichtsſchreibung des zehnten Jahrhunderts ſchloß gleichſam die Chronik des Thietmar ab. Thietmar, von väterlicher Seite dem Geſchlechte der Grafen von Walbeck, durch ſeine Mutter dem Hauſe der Stader Grafen angehörend, durch beide der kaiſerlichen Familie und den ſächſiſchen Herzögen verwandt, wurde im Jahre 976 geboren und verlebte ſeine Jugend theils zu Quedlinburg, theils in Magdeburg, wo er unter die Domherren des Moritzſtifts aufgenommen wurde. Im Jahre 1002 wurde er zum Probſt in dem von ſeiner Familie geſtifteten Kloſter Walbeck eingeſetzt, dann im Jahre 1009 von Heinrich II. zum Biſchof von Merſeburg erhoben und ſtand der dortigen Kirche bis zu ſeinem Tode im Jahre 1019 vor. Erſt als Biſchof begann er ſein Geſchichtswerk, deſſen erſte vier Bücher, die hier allein in Betracht kommen, vor dem Jahre 1012 beendigt ſind. Heinrich I. und die drei Ottonen ſind jeder in einem beſonderen Buche behandelt. Die drei erſten Bücher beruhen großentheils auf noch jetzt zugänglichem Material, namentlich auf Widukind, Ruotger, den Hersfelder Annalen, dem Leben der Mathilde und des Biſchofs Ulrich

von Augsburg; Einiges hat Thietmar aus ſeiner reichen Familientradition und aus Urkunden hinzugefügt, aber der Gewinn iſt doch im Ganzen nicht erheblich. Bei weitem wichtiger iſt das vierte, der Regierung Ottos III. gewidmete Buch, wo Thietmar freilich auch zum Theil noch uns bekannten Quellen folgt, wie den Hildesheimſchen und Quedlinburger Annalen, aber doch auch viel Neues giebt, indem er theils nach den Erzählungen von Augenzeugen berichtet, theils eigene Jugenderlebniſſe mittheilt. Thietmar war ein fleißiger Sammler, aber er verſtand es nicht einmal den reichen Stoff chronologiſch zu ordnen, geſchweige denn ihn verſtändig zu bearbeiten; ſeine Darſtellung, die auch nach Seiten der Diktion hin vielfachen Anſtoß gewährt, empfiehlt ſich allein durch die Wärme ſeines Gefühls für die vaterländiſche Geſchichte und die Ehrenhaftigkeit der Geſinnung, die überall durchſcheint. Thietmar hat nirgends abſichtlich die Geſchichte entſtellt, aber ſehr oft aus Unkenntniß und Flüchtigkeit gefehlt, ſo daß man ihm nur mit Vorſicht folgen darf. Dies gilt beſonders von der erſten Hälfte ſeines Werks; von der zweiten, wo er die Ereigniſſe ſeiner Zeit als ein wohlunterrichteter und meiſt unbefangener Zeuge oft mit der Ausführlichkeit eines Tagebuchs berichtet, iſt im zweiten Bande zu ſprechen. Wir beſitzen Thietmars Chronik in einer von ihm ſelbſt corrigirten Handſchrift, die aber leider mehrere Lücken hat; nach dieſem Exemplar hat Lappenberg die Herausgabe in den M. G. III. 733—871 beſorgt und an den lückenhaften Stellen eine jüngere Handſchrift hinzugezogen. Ueberſetzt iſt die Chronik von Laurent in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit. XI. Jahrh. Band 1 und dieſe Ueberſetzung von einem Vorwort Lappenbergs begleitet.

Während die Geſchichtsſchreibung in den ſächſiſchen Klöſtern und Stiften ſelten bei den lokalen Ereigniſſen ſtehen bleibt, ſondern ſich meiſt unmittelbar auf Kaiſer und Reich wendet, tragen die gleichzeitigen Verſuche lothringiſcher Mönche in der Geſchichtsſchreibung überwiegend einen lokalen und provinziellen Charakter an ſich. Beſonders tritt das Kloſter Lobbes vor. Schon vor 980 begann hier der ſpätere Abt Heriger eine Geſchichte der Bisthümer Tongern, Maſtricht und Lüttich, die er aber nicht bis auf ſeine Zeit fortführen konnte und die erſt nach 1050 ihren Vollender in dem Mönch Anſelm fand (Gesta episcoporum Tungrensium, Traiectensium et Leodiensium. M. G. VII. 161—234). Um 980 entſtand daſelbſt die Geſchichte der Aebte des Kloſters Lobbes, von dem damaligen Abt Folkuin geſchrieben, eine vielfach intereſſante Schrift, obwohl ſie die Kaiſergeſchichte kaum berührt (Folcuini Gesta abbatum Lobiensium. M. G. IV. 54—74). Bis 982 wurden die alten Annales Lobienses fortgeſetzt (M. G. II. 209—211) und um d. J. 1000 in Lüttich aus älteren lothringiſchen Quellen Annalen zuſammengeſtellt[1]), die nicht mehr in ihrer urſprünglichen Geſtalt vorhanden, aber in den ſpäteren Annales Leodienses (M. G. IV. 13—18) im Weſentlichen enthalten ſind. Dann tritt uns in dem Kloſter des h. Symphorian bei Metz eine verwandte Richtung auf hiſtoriſche Arbeiten entgegen. Um das Jahr 1015 ſchrieb der dortige Abt Conſtantin eine Lebensbeſchreibung des Biſchofs Adalberon II. von Metz, die manches Nützliche für die lothringiſche Geſchichte des zehnten Jahrhunderts enthält (M. G. IV. 659—672); in gleichem Sinne und ähnlicher Weiſe faßte Alpert, ein Mönch deſſelben Kloſters, im nächſten Jahrzehend zwei Geſchichtswerke ab. Das erſte, eine Geſchichte der Metzer Biſchöfe, widmete er dem Abte Conſtantin; von demſelben iſt indeſſen nur ein Bruchſtück erhalten, welches die Geſchichte des

1) Vergl. Annales Leodienses zum Jahre 866 und 872 und Annales Laubienses z. J. 867.

Biſchofs Dietrich betrifft und für die Ottoniſche Zeit von einigem Belang iſt (M. G. IV. 697—700). Das andere Werk Alperts, das er dem Biſchof Burchard von Worms widmete und „über den Wechſel der Zeiten“ betitelte, hat faſt nur für die lothringiſche Geſchichte Bedeutung (Alpertus de diversitate temporum. M. G. IV. 700—723).

Das letzte Decennium des zehnten Jahrhunderts und die beiden erſten des folgenden ſind arm an biographiſchen Darſtellungen, die von Deutſchen herrühren und auf deutſche Verhältniſſe Bezug haben. Erſt in der Zeit von 1020—1030 wurden wieder zwei Biographien geſchrieben, die an ſich von großer Bedeutung ſind und zugleich für die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts noch wichtige Beiträge liefern. Es ſind die Biographien des Biſchofs Bernward von Hildesheim und des Biſchofs Burchard von Worms. Bernwards Leben rührt von deſſen Lehrer Thankmar her, der ihn von Jugend auf mit großer Aufmerkſamkeit und Treue begleitet und ihm in den wichtigſten Geſchäften gedient hatte. Thankmar iſt daher vortrefflich unterrichtet, und da er nun überdies ſeinen Stoff gut darzuſtellen weiß, hat er ein Werk geliefert, das man recht wohl dem des Ruotger an die Seite ſetzen kann. Der ſehr gut erhaltene Text iſt von Pertz in den M. G. IV. 757—781 herausgegeben; eine Ueberſetzung hat H. Hüffer in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit XI. Jahrh. Band 2 geliefert und eine unterrichtende Einleitung hinzugefügt. Das Leben des Biſchofs Burchard von Worms iſt etwas ſpäter entſtanden; der Verfaſſer, deſſen Name uns unbekannt geblieben iſt, war ein Kleriker, der Burchard nahe geſtanden hatte und mindeſtens von deſſen ſpäteren Jahren gute Kunde beſaß. An die Bedeutung von Thankmars Werk reicht dieſe Biographie nicht hinan, aber ſie enthält doch viele gute Nachrichten, und die neue Herausgabe derſelben in den M. G. IV. 830—846 von Waitz iſt um ſo dankenswerther, als es bis dahin nur einen ſehr ſeltenen Druck gab; es iſt zu bedauern, daß ſich keine einzige Handſchrift des nützlichen Buchs mehr hat auffinden laſſen.

Bei den univerſellen Tendenzen, die Otto III. verfolgte, und dem gewaltigen Einfluß, den Ausländer auf ihn übten, mußte die außerdeutſche Litteratur auch für die Geſchichte Deutſchlands zu dieſer Zeit von beſonderem Intereſſe werden. Vor Allem ſind es zwei Gruppen von litterariſchen Erzeugniſſen, die hier bedeutſam hervortreten: 1) die Schriften, die von Gerbert ausgehen und ſich an ſeine Perſon anſchließen; 2) die Lebensbeſchreibungen des h. Nilus und des von ſeinem Geiſte berührten h. Adalbert.

Unter den Schriften Gerberts ſind beſonders ſeine Briefe, etwa 230 an der Zahl, von hiſtoriſchem Intereſſe. Leider iſt das zehnte Jahrhundert arm an ähnlichen Briefſammlungen[1]), die für die folgende Zeit Hauptquellen der Geſchichte werden; um ſo höher ſteigt für uns Werth und Bedeutung der Gerbertſchen Sammlung. Durch ſie erlangen wir nicht allein für die Geſchichte vom Jahre 980 an bis zum Jahre 1002 äußerſt wichtige, meiſt ganz unbekannte Nachrichten, ſondern es gelingt uns auch unmittelbar in das innere Treiben der handelnden Perſonen einen Blick zu werfen; wir treten dem Werden der Ereigniſſe hier näher, als es uns ſonſt vergönnt iſt. Die bequemſte Ausgabe hat Du Chesne veranſtaltet (Historiae Francorum

1) Die Briefe des Biſchofs Atto von Vercelli (Attonis opera ed. Burontius. Vercellis 1768) und die Briefe des Biſchofs Rather von Verona (Ratherii opera edd. fratres Ballerinii. Veronae 1765) haben überwiegend ein theologiſches Intereſſe, doch geben auch ſie einige wichtige Beiträge zur Geſchichte der Zeit, namentlich in Bezug auf die lombardiſchen Angelegenheiten.

scriptores T. II. 789—844); ſie beſteht aus der Hauptſammlung von 161 Briefen, der Mehrzahl nach aus der Zeit vor Gerberts Erhebung auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Reims, und einem Anhang von 65 Briefen, meiſt der ſpäteren Zeit angehörig. Ein ſehr wichtiger Brief an den Biſchof Widerold von Straßburg findet ſich ferner bei Manſi (Collectio conciliorum XIX. 153—166) und zwei bisher unbekannte Briefe hat Höfler (Die deutſchen Päpſte I. 330) aus der Bamberger Handſchrift des Richer herausgegeben. Die Erklärung und chronologiſche Beſtimmung der einzelnen Stücke der Sammlung bietet große Schwierigkeiten dar; Vieles iſt dafür von Mabillon geſchehen, bei weitem mehr von Wilmans in ſeinem ausgezeichneten Excurs zu den Jahrbüchern des deutſchen Reichs II. 2. S. 141—175. Eine Ausgabe, die alle Schwierigkeiten löſt und den vielfach entſtellten[1]) Text reinigt, werden wir hoffentlich in nicht allzu ferner Zeit in den M. G. erhalten. Von nicht geringer Bedeutung iſt außerdem die Geſchichte der Reimſer Synode im Jahre 991, die aus Gerberts Feder gefloſſen iſt, wie der durch das Auftreten der franzöſiſchen Biſchöfe veranlaßte Brief des päpſtlichen Legaten Leo an König Hugo Capet und ſeinen Sohn Robert, die von Gerbert aufgezeichneten Verhandlungen der Synode von Mouzon im Jahre 995 und ſeine Vertheidigungsrede auf der Synode von Coucy; dieſe Schriften ſind ſämmtlich von Pertz in den M. G. III. 658—693 herausgegeben. Gerbert zugeeignet und auf ſeine Veranlaſſung entſtanden iſt ferner das Geſchichtswerk des Richer, das Pertz im Jahre 1833 in der Originalhandſchrift zu Bamberg aufgefunden und in den M. G. III. 568—657 zuerſt herausgegeben hat. Richer, ein Mönch von S. Remy und Schüler Gerberts, ſchrieb in der Zeit von 995—998 ſein Buch, mit dem die nationale Geſchichtsſchreibung Frankreichs ihren Anfang nimmt. Denn Richer ſieht in dem galliſchen Lande und Volke zuerſt eine politiſch und kirchlich in ſich abgeſchloſſene Einheit. Seine Beſtrebungen fallen deshalb weſentlich mit der Richtung zuſammen, die das Königthum der Capetinger hervorrief. Richer hat ſein Buch nur bis zum Jahre 995 fortgeführt; wir beſitzen aber am Schluß noch einige kurze Bemerkungen bis zum Jahre 998, die wahrſcheinlich ihm als Material zu einer weiteren Fortſetzung dienen ſollten. Das Werk knüpft an die Annalen des Hinkmar an, benutzt die Jahrbücher des Flodoard und die Schriften Gerberts über die franzöſiſchen Kirchenverſammlungen der Zeit; im Uebrigen iſt es ſelbſtſtändig und zum Theil von großem Werthe. Richer beſaß einen ſcharfen und durchdringenden Blick in die allgemeinen Zeitverhältniſſe, er war durch Gerbert mit den wichtigſten Dingen bekannt und hatte eine für jene Zeit nicht gewöhnliche Ausbildung für die hiſtoriſche Darſtellung gewonnen. Den Werth ſeines Buchs verringern aber Ruhmredigkeit, Nationalſtolz, Flüchtigkeit in der Benutzung ſeiner Quellen, ja ſelbſt abſichtliche Entſtellung der Wahrheit; auch iſt ſeine Darſtellung nicht von Künſtelei und Effekthaſcherei freizuſprechen. Von dem Text der M. G. hat Pertz eine Handausgabe veranſtaltet; überſetzt iſt Richer vom Freiherrn K. v. d. Oſten-Sacken in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit. X. Jahrh. 10. Band und dieſe Ueberſetzung von einer Einleitung Wattenbachs begleitet. Zur Kritik Richers findet ſich gutes Material bei Reimann, de Richeri vita et scriptis (Olsnae 1845).

1) So iſt z. B. Brief 155 überſchrieben reverentissimo papae Gerberto, doch geht aus dem Inhalt hervor, daß er von Otto III. an Gregor V. gerichtet iſt und die Sigle G. nur mißverſtanden iſt. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß es mit Brief 158 eine gleiche Bewandtniß hat und derſelbe in den Sommer des Jahrs 996 ſtatt gegen Ende d. J. 999 zu ſetzen iſt.

Die zweite Gruppe führt nach Italien. Das Leben des h. Nilus iſt von einem ſeiner Schüler und Zeitgenoſſen in griechiſcher Sprache geſchrieben; das Werk iſt für die Sitten- und Kirchengeſchichte Italiens voll der anziehendſten Einzelnheiten und bietet auch zu der Charakteriſtik Ottos III. wichtige Beiträge. Vollſtändig und von einer lateiniſchen Ueberſetzung begleitet enthalten es die Acta sanctorum. Sept. VII. 336; Auszüge finden ſich in den M. G. IV. 616—618. Noch bei weitem bedeutender für die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts ſind die beiden Lebensbeſchreibungen des h. Adalbert, die bald nach ſeinem Märtyrertode entſtanden. Die ältere ſchrieb Johannes Canaparius, Adalberts Freund im Alexiuskloſter zu Rom und ſpäter Abt deſſelben, noch vor dem Jahre 1002. Das Werk, ſchon dadurch intereſſant, daß es das einzige namhafte litterariſche Erzeugniß eines Römers jener Zeit iſt, gehört zu den wichtigſten Quellen der Zeitgeſchichte. Benutzt wurde es bereits von dem h. Brun von Querfurt, der ebenfalls ein Mönch dieſes Kloſters war und im Jahre 1004 während ſeines Aufenthalts in Ungarn eine neue Lebensbeſchreibung Adalberts abfaßte, die er wenig ſpäter einer Umarbeitung unterwarf. Außer der Arbeit des Canaparius ſchöpfte Brun vornehmlich aus Erzählungen Radlas, des Landsmannes und vertrauten Freundes des h. Adalbert. Auch Bruns Lebensbeſchreibung iſt nach Stoff und Darſtellung im höchſten Maße anziehend. Man vergl. meinen Vortrag: Erzbiſchof Brun-Bonifacius, der erſte deutſche Miſſionar in Preußen, abgedruckt in den Neuen Preußiſchen Provinzial-Blättern. 3. Folge. Band III. Heft 1. Herausgegeben ſind beide Lebensbeſchreibungen in den M. G. IV. 581—612. Die Arbeit des Canaparius hat H. Hüffer in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit. X. Jahrh. Band 7 überſetzt und Auszüge aus der jüngeren Lebensbeſchreibung hinzugefügt.

Außer den genannten Lebensbeſchreibungen berühren gelegentlich auch die der Cluniacenſeräbte Odo, Majolus und Odilo die Kaiſergeſchichte, wie ſie zugleich für die Kulturgeſchichte von großem Intereſſe ſind. Vollſtändig ſind ſie herausgegeben in den Acta ss. ord. s. Ben. V. VI.; einige Auszüge aus dem Leben des Majolus M. G. IV. 650—655. Unmittelbar auf die deutſche Geſchichte bezieht ſich von der Litteratur der Cluniacenſer nur die Schrift des Abts Odilo über die Kaiſerin Adelheid, die er gleich nach ihrem Tode abfaßte. Odilo ſtand Adelheid nahe genug in ihren ſpäteren Jahren und wußte wohl mehr, als er der Welt übergab; er zeigte ihr die mächtige Frau vor Allem als die fromme Büßerin und die eifrige Freundin ſeines Ordens. Wir erhalten durch Odilo einige nützliche Nachrichten, namentlich über die abenteuerreiche Jugend und die letzte Zeit der Kaiſerin; im Ganzen iſt die Schrift aber ziemlich unbedeutend. Herausgegeben iſt das Epitaphium Adalheidae in den M. G. IV. 633—645, überſetzt von H. Hüffer in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit. X. Jahrh. Band 8.

In letzter Stelle haben wir noch eine überaus wichtige Quelle für die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts aufzuführen: die älteſte Chronik von Venedig, wahrſcheinlich ſchon in den letzten Decennien des zehnten Jahrhunderts begonnen und bis zum Jahre 1008 fortgeführt. Sie iſt das erſte Glied in der langen Kette ausgezeichneter Geſchichtsquellen, die wir den Venetianern verdanken. Der Verfaſſer iſt ohne Zweifel der Diakon Johannes, der wiederholentlich als Geſandter der Republik an die Kaiſer Otto III. und Heinrich II. geſchickt wurde und den Heinrich II. in einer Urkunde vom 16. November 1002 „ſeinen geliebten“ Johannes nennt und als Kapellan des Dogen Peter Orſeolo II. bezeichnet. Den rühmlichen Thaten dieſes Dogen iſt vor Allem die Schrift gewidmet, in welcher der Verfaſſer vielleicht zugleich

den Ruhm ſeines eigenen Geſchlechts feierte. Denn in einer Urkunde Ottos III. vom 19. Juli 992 werden als Geſandte der Republik der Diakon Marinus und Johannes Orſeolo erwähnt, und der letztere möchte wohl eine Perſon mit dem Verfaſſer unſerer Chronik ſein, die auch dieſer Geſandtſchaft gedenkt. Das Werk zeichnet ſich durch einen Reichthum ſonſt völlig unbekannter Nachrichten aus, es beruht auf einer klaren und ruhigen Anſicht der Zeitverhältniſſe und empfiehlt ſich durch angemeſſene Darſtellung; das Latein iſt durch Einmiſchung des Venetianiſchen Dialekts alterirt, ohne daß jedoch dadurch das Verſtändniß der Sprache weſentlich leidet. Die einzige zuverläſſige Ausgabe iſt die von Pertz in den M. G. VII. 4—38, durch welche die frühere von Zanetti völlig unbrauchbar gemacht wird; ich hatte die Freude die Originalhandſchrift in der Vaticaniſchen Bibliothek zu Rom für die Ausgabe in den M. G. benutzen zu können. — Die Geſchichte Ottos III. berühren gelegentlich auch die beiden um das Jahr 1000 geſchriebenen Fortſetzungen der Chronica S. Benedicti (M. G. III. 206. 207), doch beziehen ſie ſich faſt allein auf Capuaniſche Verhältniſſe.

2. Annalen und Geſchichtsſchreiber des elften und zwölften Jahrhunderts.

Die Geſchichtsſchreibung des elften und zwölften Jahrhunderts ſah ſich genöthigt vielfach auf die Zeit der Ottonen zurückzukehren, und obwohl ſie zum großen Theil nur das oben dargelegte Material auf ihre Weiſe verarbeitete, vermehrte ſie daſſelbe doch auch durch neue Nachrichten, die zum Theil von weſentlicher Bedeutung ſind. Deshalb können dieſe Quellen für die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts von der Betrachtung nicht ganz ausgeſchloſſen werden, obwohl ſie nur mit Vorſicht zu benutzen ſind. Wir berühren ſie jetzt nur kurz, da wir auf die meiſten derſelben in den folgenden Bänden ausführlicher zurückkommen müſſen. So weit ſie hier in Betracht kommen, laſſen ſie ſich in vier Gruppen zuſammenfaſſen: es ſind 1) Heiligenleben, 2) Geſchichten von Bisthümern und Klöſtern, 3) die ſogenannten großen Annalen und 4) Nationalchroniken der öſtlichen Völker.

1) Der Strom der Biographien ergoß ſich in den folgenden Jahrhunderten breiter, aber darum nicht tiefer und anmuthiger. Auf die Zeit der Ottonen ging zurück Widerich, Abt von S. Evre (um 1040), in ſeinem Leben des h. Gerhard, Biſchofs von Toul, das nur geringe Bedeutung hat (M. G. IV. 490—509). Bei weitem wichtiger iſt das Leben des heiligen Romuald von Peter Damiani (um 1040); es enthält reiches Material, das aber nur mit Vorſicht zu benutzen iſt (Petri Damiani opera ed. Const. Caetanus. II. 255; Auszüge in den M. G. IV. 848—854). Von untergeordneterem Intereſſe ſind die Lebensbeſchreibungen des Biſchofs Wolfgang von Regensburg, von Othlon abgefaßt, und des Erzbiſchofs Heribert von Köln, ein Werk des Mönchs Lantbert von Deutz, beide um das Jahr 1050 verfaßt; Lantberts Arbeit dann aber noch von einem gewiſſen Rupert überarbeitet (M. G. IV. 525—542 und 740—753). Die Lebensbeſchreibung des Biſchofs Godehard von Hildesheim, vom Domherrn Wolfher verfaßt, beſitzen wir jetzt in zwei Recenſionen; die ältere ausführliche iſt um 1040 entſtanden, die jüngere abbreviirte um 1054; beide ſchöpfen für

das zehnte Jahrhundert faſt nur aus dem Leben des heiligen Bernward und den Hildesheimer Annalen (M. G. XI. 167—218). Daſſelbe gilt vom Leben des Biſchofs Meinwerk von Paderborn, das erſt gegen das Jahr 1166 von einem Mönch des Kloſters Abdinghofen verfaßt iſt (M. G. XI. 105—161). Um 1050 ſchrieb Siegbert von Gembloux die nicht unintereſſante Lebensbeſchreibung des unter den Ottonen ſo einflußreichen Biſchofs Dietrich von Metz, die zwar ihren Gegenſtand in keiner Weiſe erſchöpft, aber doch manche wichtige Notizen bietet (M. G. IV. 461—483). Endlich entſtanden noch im zwölften Jahrhundert zwei für die Geſchichte faſt unbrauchbare Biographien Konſtanzer Biſchöfe des zehnten Jahrhunderts, die des Biſchofs Konrad und des Biſchofs Gebhard I. (M. G. IV. 430—436 und X. 583—594).

2) Die Geſchichten der Bisthümer und Klöſter ſind von ſehr verſchiedenartigem Werthe, je nach der Bedeutung jedes einzelnen Stifts oder nach dem Talent ſeines Geſchichtsſchreibers. Dieſe Gattung hiſtoriſcher Schriften beginnt bereits im zehnten, erreicht aber ihre Blüthe erſt nach der Mitte des elften Jahrhunderts. Von beſonderer Wichtigkeit für Sagen-, Sitten- und Kunſtgeſchichte iſt zunächſt die Fortſetzung der Chronik von S. Gallen, die Ratpert begonnen hatte; der Fortſetzer iſt der Mönch Eckehard IV., der um das Jahr 1030 ſeine Arbeit unternahm, die in großer Ausführlichkeit die Geſchichte von 890—972 behandelt, aber in Bezug auf die politiſche Geſchichte nur mit größter Vorſicht zu benutzen iſt (M. G. II. 77—147). Auch die ſpätere Fortſetzung dieſer Kloſtergeſchichte, die erſt im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts entſtand, giebt noch einige ſonſt unbekannte Nachrichten über Otto III. (M. G. II. 149—155). Vor Allem zeigte ſich aber nach dieſer Richtung der hiſtoriſchen Litteratur hin die lothringiſche Geiſtlichkeit thätig. Die Werke des Folkuin und Heriger über Lobbes und Lüttichs Geſchichte ſind bereits oben erwähnt, wie des Alperts Buch über die Biſchöfe von Metz; jetzt erhielt Herigers Werk durch Anſelm um das Jahr 1050 ſeine Fortſetzung. Etwa gleichzeitig entſtand die Geſchichte des Michaelskloſters bei Verdun (M. G. IV. 79—86, nach der früher für verloren gehaltenen Urſchrift neu herausgegeben von L. Troß. Hamm 1857), und die Chronik des Bisthums Verdun, die bereits um das Jahr 920 von Bertar begonnen war, wurde von einem anonymen Verfaſſer fortgeſetzt (M. G. IV. 39—51); auch die unbedeutende Chronik von Moyenmoutier (M. G. IV. 87—92) iſt damals abgefaßt. Etwas ſpäter (um 1070) entſtand die Geſchichte des Kloſters Brauweiler, die für die Familiengeſchichte der Ottonen nicht unwichtig iſt (M. G. XI. 396—408), und Siegberts Geſchichte der Aebte von Gembloux (M. G. VIII. 523—563). Alle dieſe Geſchichten überragt weit die Chronik der Biſchöfe von Cambray, der wir für die Geſchichte Ottos II. und III. unſchätzbare Nachrichten verdanken; ſie iſt in ihrem erſten Theile zwiſchen den Jahren 1041—1043 von einem anonymen Verfaſſer geſchrieben (M. G. VII. 402—489), der ältere Aufzeichnungen und die Urkunden des Stifts benutzte[1]). Hoch über dieſe Geſchichten lothringiſcher Stiftungen erhebt ſich das ausgezeichnete Werk des Sachſen Adam von Bremen über die Geſchichte der Hamburger Erzbiſchöfe; das große Intereſſe des Gegenſtandes, die tüchtige Geſinnung des Verfaſſers und deſſen für jene Zeit hervorragende wiſſenſchaftliche

1) Der älteſte Theil der Gesta Trevirorum, der um 1100 geſchrieben iſt, und die Gesta episcoporum Tullensium haben für die Geſchichte dieſer Zeit wenig Intereſſe (M. G. VIII. 130—174. 632—648).

Bildung machen das Buch zu einer der ausgezeichnetſten Geſchichtsquellen des geſammten Mittelalters. Auch für die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts iſt der Gewinn aus Adams Buch nicht gering, obſchon ſich ſchriftliche und mündliche Tradition, Geſchichte und Sage hier noch mannigfach kreuzen; beſonders wichtig iſt es uns für die nordiſche Geſchichte, wo Adams Nachrichten ſich zum großen Theil auf die Erzählungen des Dänenkönigs Svend Eſtrithſon gründen. Adam ſchrieb um das Jahr 1075 als Domherr und Scholaſticus zu Bremen. Ausgabe von Lappenberg in den M. G. VII. 280—389 und Handausgabe; Ueberſetzung in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit XI. Jahrh. 7. Band von Laurent mit einer Vorrede von Lappenberg. Im elften Jahrhundert gewann auch in Baiern die Geſchichtsſchreibung mehr Leben. Aus dieſer Zeit beſitzen wir in den Büchern des Arnold über den heiligen Emmeram, die um 1035 entſtanden und ſchon von Othlon in ſeinem Leben des Wolfgang benutzt wurden, eine Art von Kloſterchronik (im Auszuge M. G. IV. 546—574); in Kloſter Altaich wurden gleichzeitig Annalen aufgezeichnet, die bis zum Jahre 1038 reichten und in die ſpäteren Annalen dieſes Kloſters aufgenommen ſind; endlich erhielt auch das Bisthum Eichſtedt um das Jahr 1080 ſeinen Geſchichtsſchreiber. Der Name des letzteren, eines Mönchs von Herrieden, iſt uns unbekannt geblieben, das Werk aber neuerdings durch Bethmann entdeckt und zuerſt in den M. G. VII. 254—267 herausgegeben worden; es iſt namentlich für die Sittengeſchichte des zehnten Jahrhunderts nicht unwichtig.

Gleichzeitig erheben ſich die Kloſter- und Stiftschroniken auch in Italien zu größerer Bedeutung. Für die Geſchichte des Kloſters Farfa im Sabinerlande lieferte der Abt Hugo mehrere Beiträge, unter denen für Kirchen- und Sittengeſchichte ſein Buch über die Zerſtörung des Kloſters am brauchbarſten iſt, das ſchon bald nach dem Jahre 1000 entſtand; Hugos Arbeiten ſetzte dann der Mönch Gregorius von Catino gegen Ende des elften und im Anfange des zwölften Jahrhunderts in zwei großen Urkundenbänden und der Chronik von Farfa fort. Die vielfach wichtigen Farfenſiſchen Quellen hat Bethmann nach den zum Theil erhaltenen Originalien in den M. G. XI. 520—590 herausgegeben. Von ſehr verwandter Natur mit der oben erwähnten Kloſtergeſchichte von S. Gallen iſt die Chronik des Kloſters Novaleſe unweit Turin, eine Hauptquelle für Sitten- und Kirchengeſchichte, geſchrieben zwiſchen den Jahren 1025—1030. Sie iſt ebenfalls von Bethmann nach dem Original in den M. G. VII. 79—128 herausgegeben und von dem Text eine Handausgabe veranſtaltet. Bei weitem wichtiger für die Reichsgeſchichte ſind die Geſchichtsſchreiber des Mailänder Erzbisthums: Arnulf, der ſein Werk bis 1077 fortſetzte, und Landulf, der ſeine Geſchichte bis 1085 führte, namentlich Arnulf, der ſich mehr an die geſchichtliche Wahrheit hält, während Landulf ſich leichtgläubig zeigt und mit eigenen Erfindungen ſein Werk ausſchmückt (M. G. VIII. 8—100). Nicht minderen Werth hat die große Geſchichte von Monte Caſſino, die um das Jahr 1100 Leo von Oſtia ſchrieb. Sie iſt in mehreren Bearbeitungen vorhanden, deren älteſte noch von Leos eigener Hand exiſtirt; nach einem ſehr vollſtändigen Apparat hat Wattenbach die Herausgabe in den M. G. VII. 574—727 beſorgt. Die älteren Annalen von M. Caſſino, die bis zum Jahre 1042 reichen, ſind unbedeutend (M. G. III. 171. 172). Wir ſchließen hier die Annalen von Bari an, die für die Geſchichte Unteritaliens manche brauchbare Nachrichten aufbehalten haben. Wir beſitzen ſie in zwei Bearbeitungen: die ältere, die bis zum Jahre 1043 reicht, und die jüngere, die man dem Lupus Protoſpatharius beizulegen pflegt (M. G. V. 52—63).

3) Die großen Annalen, gleichſam die Univerſalgeſchichten jener Zeit, ſind für die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts nichts Anderes als gelehrte Compilationen, die ihren Stoff meiſt aus noch jetzt zugänglichen Quellen ſchöpfen, indem ſie ſich zugleich häufig unter einander ſelbſt ausſchreiben. Wir haben ſolche Annalen aus allen deutſchen Herzogthümern, und dieſe provinzielle Verſchiedenheit iſt es, die ihnen beſonders für die frühere Geſchichte Werth verleiht, während die allgemeinen Reichs- und Kirchenangelegenheiten meiſt gleichmäßig und in bekannter Weiſe behandelt werden. Den Reigen eröffnet die Chronik Hermanns von Reichenau, die bis zum Jahre 1054 fortgeſetzt iſt (M. G. V. 74—133); ihnen ſchließen ſich die bis zum Jahre 1073 geführten Annalen des Kloſters Nieder-Altaich an, die in dieſem Theile faſt allein auf den alten Hersfelder Annalen beruhen. Aus derſelben Quelle ſchöpfte ſeine Nachrichten für unſere Zeit Lambert von Hersfeld, der ſeine Annalen bis zum Jahre 1077 führte (M. G. III. 22—102 und V. 152—263). Dann folgte der Irländer Marianus, der ſeine vielgebrauchte Chronik zu Mainz ſchrieb und bis zum Jahre 1082 fortſetzte (M. G. V. 495—562). Das Werk des Marianus benutzte bereits die Chronik des Siegbert von Gembloux, die bis zum Jahre 1111 die Geſchichte führt (M. G. VI. 300—374); Hermanns und Sigeberts Chronik der Abt Ekehard von Aurach in ſeiner Weltchronik, die bis zum Jahre 1125 fortgeführt iſt (M. G. VI. 33—265). Bis zum Jahre 1139 reicht das Werk des ſogenannten Annalista Saxo, eine weitſchichtige Compilation, die vielleicht zu Halberſtadt entſtanden iſt und nur dadurch Intereſſe hat, daß ſie einzelne Fragmente verloren gegangener Quellen aufbewahrt hat (M. G. VI. 553—777). Endlich gehören hierhin die ſchon oben S. 780 berührten Magdeburger Annalen, die größtentheils aus denſelben Quellen mit dem Annalista Saxo compilirt ſind. So wichtig in allen dieſen Annalen und Chroniken Einzelnes für die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts iſt, ſo geringe Bedeutung haben ſie für dieſe Zeit im Großen und Ganzen; erſt für die ihnen gleichzeitigen Begebenheiten gewinnen ſie den Werth originaler Quellen. Eine neue Behandlung der Univerſalgeſchichte beginnt mit der Chronik Ottos von Freiſingen; aber wie groß auch der wiſſenſchaftliche Fortſchritt iſt, den dieſes um 1146 geſchriebene Werk bezeichnet, der Ertrag neuer Nachrichten, den man für die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts aus demſelben gewinnt, bleibt ſehr unerheblich (Urstisii Germaniae historici illustres T. I. 5—194).

4) Die Nationalchroniken der öſtlichen Völker beginnen erſt im zwölften Jahrhundert und ſind dann meiſt noch von Fremden geſchrieben. Die älteſte iſt die Chronik der Polen, die man bisher einem Martinus Gallus zugeſchrieben hat; ſie iſt in den Jahren 1109—1113 entſtanden und wahrſcheinlich das Werk eines Italieners. Der Verfaſſer ſchöpfte vorzugsweiſe aus mündlicher Tradition, aus geſchichtlicher und noch mehr aus ſagenhafter (M. G. IX. 423—478). Die älteſte Chronik Böhmens ſchrieb faſt gleichzeitig der Böhme Cosmas, Domdechant bei St. Veit in Prag; er führte das Werk bis zu ſeinem Todesjahr (1125). Cosmas ſchrieb über die früheren Zeiten theils nach älteren Quellen und Urkunden, theils nach Volksſagen und glaubwürdiger Tradition. Die Chronik iſt in den M. G. IX. 31—132 von Köpke nach einem ſehr reichen Apparat herausgegeben. Endlich verfaßte auch der deutſche Prieſter Helmold in den Jahren 1160—1170 eine Chronik der Wenden, unter denen er lebte; ſie geht auf die früheren Zeiten zurück, indem ſie bald ſich an Adam von Bremen, bald an urkundliches Material, bald auch an alte Lieder und Sagen anſchließt (Chronica Slavorum Helmoldi et Arnoldi rec.

Bangert p. 1—239). Die Anfänge der Geſchichtsſchreibung für Ungarn ſind in drei Lebensbeſchreibungen des heiligen Stephan gegeben, die ſämmtlich zwiſchen 1095 und 1114 entſtanden ſind. Mit Endlicher hält Wattenbach, der ſie in den M. G. XI. 226—242 herausgegeben hat, das kürzeſte Werk für das älteſte, für etwas jünger die ausführlichere Lebensbeſchreibung; beide benutzte dann Hartwich, der Verfaſſer der dritten Lebensbeſchreibung, wahrſcheinlich eine Perſon mit dem gleichzeitigen Biſchof von Regensburg, zu einer Compilation, die er noch mit einigen Zuſätzen bereicherte.

Anmerkung.

So wenig es hier am Ort iſt, die ſpätere auf Grund der Volksſage entwickelte Tradition in Betracht zu ziehen, erlauben wir uns doch kurz auf zwei neuentdeckte Quellen ſagenhaften Charakters zu verweiſen, die in naher Beziehung zu einander ſtehen und in den nachfolgenden Anmerkungen öfters berührt ſind.

Die erſte iſt eine Weltchronik, für den Gebrauch des Kloſters Pöhlde beſtimmt; ſie wurde in einer ſpäten Göttinger Abſchrift entdeckt und iſt von Pertz zum erſten Mal in dem jetzt in der Ausgabe begriffenen Bande ſeines großen Quellenwerkes (M. G. XVI. 48—98) unter dem Namen Annales Palidenses veröffentlicht. Ob der Verfaſſer der Chronik nach Pertzs Annahme Theodorus hieß, kann zweifelhaft ſein, da beide Stellen, in denen der Name erſcheint, eher auf einen älteren vom Verfaſſer citirten Gewährsmann zu deuten ſein möchten und eine Verderbung des Namens Iſidorus vorliegen könnte. Bis zum Jahre 1164 iſt die Arbeit weſentlich eine Compilation, dann folgen ſelbſtſtändige Nachrichten bis 1182, welche gleichzeitig niedergeſchrieben ſein müſſen. Denn zu den Zeiten Kaiſer Friedrichs I. iſt die Chronik entſtanden, wie unter Anderem aus den Bemerkungen zu 1074 und 1121 hervorgeht: Hic septimus et ultimus Gregorius und temporibus ultimi Heinrici imperatoris. Ein vorzügliches Intereſſe erregt nun der compilatoriſche Theil der Arbeit dadurch, daß eine ſagenhafte Darſtellung der Kaiſergeſchichte des zehnten und elften Jahrhunderts faſt vollſtändig und meiſt in urſprünglicher Faſſung aufgenommen iſt, welche hier und da auch vom Annalista Saxo benutzt, aber bisher in ihrer originalen Geſtalt nirgends aufgefunden wurde.

In umfaſſender Weiſe iſt dieſelbe Sagengeſchichte in der zweiten Quelle benutzt worden, die wir hier zu erwähnen haben. Sie findet ſich in einer ſchönen Pergamenthandſchrift vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts, welche einen Theil des Codex 1150 der Königl. Univerſitätsbibliothek zu Königsberg ausmacht, und beginnt mit den Worten: Deus, summe bonitatis opifex, volens amplitudinem potencie sue longe lateque notam fieri, creavit in principio celum et terram. Dieſe Arbeit iſt eine Weltchronik, welche gleich der Pöhldener von der Schöpfung beginnt und bis zum Tode Konradins fortgeführt iſt; wie ſie vorliegt, erkennt man jedoch leicht in ihr eine ganz äußerliche Compilation von zwei ungleichen Beſtandtheilen. Von Kaiſer Lothar dem Sachſen bis zum Schluß iſt nämlich Alles lediglich Abſchrift aus dem bekannten Werk des Martinus Polonus, aus dem ſich auch in den früheren Abſchnitten einige Excerpte finden; alles Andere ſtammt dagegen aus einem zuſammenhängenden Werke, welches der Compilator von Anfang an bis zum Tode Hein-

richs V. ausſchrieb. Wie der Compilator wörtlich dem Martinus Polonus folgte, wird er auch ſeine andere Quelle wörtlich übertragen haben, nur daß er ſich hier und da einige Abkürzungen erlaubt hat. Die Königsberger Weltchronik, wie wir dieſe Compilation nennen werden, enthält demnach im Weſentlichen in ſich eine ältere Weltchronik, deren nähere Prüfung nicht ohne Intereſſe iſt, zumal in derſelben die vielfach geſuchte lateiniſche Quelle gefunden ſein möchte, welche der bekannten, dem Eike von Repgow zugeſchriebenen Weltchronik in niederdeutſcher Sprache zu Grunde liegt. Daß der Verfaſſer dieſer ſächſiſchen Weltchronik nach einem lateiniſchen Original arbeitete, unterliegt keinem Zweifel, ebenſo iſt hinreichend dargethan, daß die ſogenannte Historia Imperatorum nicht dieſes Original, ſondern vielmehr eine ſpätere Ueberſetzung des deutſchen Textes iſt. Vergl. Maßmann, Das Zeitbuch des Eike von Repgow (Stuttgart 1857) S. 622 ff. Die Königsberger Weltchronik ſtimmt nun bis auf Heinrich V. ſo genau mit der ſächſiſchen Weltchronik überein, daß ſie hier entweder auch eine Ueberſetzung der letzteren ſein oder das Original derſelben abgeſchrieben haben muß. Daß das letztere der Fall iſt, wird die Vergleichung einiger Stellen darthun. Von dem zweiten Tarquinius heißt es:

Hic primus ductus superbie carceres et bogas et exilium adinvenit —
He vant allar êrst dor sînen hômôt kerkeren unde boien unde heidou —
Maßmann S. 83.

Die aus dem Lateiniſchen hinreichend klaren boieu verſtand man bald nicht mehr, wie die Abweichungen der Handſchriften und die Ueberſetzung der Historia Imperatorum zeigen. Von Kaiſer Julians Tode wird erzählt:

arrepto cruore suo rursum proiecit dicens: „vicisti, Galylee.“ Taliter Jesum Christum appellavit. —
nam sin blôt unde warp it ûp unde rêp: „vicisti Galilêe“, dat quit „dû hevest gesegit, Galilêe.“ also hêt he Jêsum Cristum —
Maßmann S. 183.

Das Verhältniß des lateiniſchen hier vorliegenden Texts zu der ſpäteren Rücküberſetzung erhellt deutlich aus folgender Stelle:

Eodem tempore in Galliam locuste veniebant —
In den silven tîden quâmen tô walscheme lande worme, de gehêten sîn stapele, tô latine locustae —
Maßmann S. 274.
Eodem tempore in Galliam venerunt vermes, qui teutonice appellantur stapele, latine vero locuste —
Hist. Impp. bei Maßmann a. a. O.

Hierzu nehme man, daß eine Stelle beider Chroniken nur bei unſerer Annahme ihre naheliegende Erklärung findet. Wo nämlich vom Verfall des Karolingiſchen Reichs geſprochen wird, heißt es in der Königsberger Handſchrift: Hec fragilitas duravit usque ad primum Cesarem Henricum de Saxonia, qui liberavit imperium ab hoc tributo et gloriose sublimavit, insuper et filius suus Otto imperator usque ad Cesarem Henricum, qui repulit patrem suum. Hec omnia plenius in hoc libro subscribuntur. Die ganze Stelle ſteht in wörtlicher Ueberſetzung auch in der ſächſiſchen Weltchronik bei Maßmann S. 274, obwohl dieſe Chronik bis zu den Zeiten Friedrichs II. ſchon in ihrer erſten Geſtalt fortgeführt und zwiſchen 1230 und 1232 in dieſer beendet iſt (vergl.

beſonders Ficker, Ueber die Entſtehung des Sachſenſpiegels S. 76—80). Die Worte müſſen demnach hier einer älteren Quelle entlehnt ſein, welche mit Heinrich V. abſchloß, und ſtammen augenſcheinlich aus derſelben Quelle, welche eben ſo weit in der Königsberger Weltchronik abgeſchrieben iſt. Hiermit fallen die Unterſuchungen Maßmanns S. 700 ff. über die Quellen der ſächſiſchen Weltchronik; dieſe iſt nicht aus Eckehard von Aurach, Siegbert von Gembloux und dem Annalista Saxo zuſammengetragen, ſondern im Weſentlichen bis auf Lothar Ueberſetzung eines lateiniſchen Originals, welches mit einigen Zuſätzen bereichert iſt, die ſich faſt ſämmtlich auf die Diöceſe Hamburg-Bremen beziehen. Die Ueberſetzung iſt meiſt wörtlich, doch läßt ſich der deutſche Bearbeiter bisweilen auch in einem Wortſpiele oder einer Reflektion freier gehen. Jenes Original aber iſt in der Königsberger Handſchrift abgeſehen von mehreren Abkürzungen von Anfang bis zu ſeinem Schluß (dem Tode Heinrichs V.) wörtlich abgeſchrieben. Daß dieſe ältere Weltchronik in Sachſen oder Thüringen entſtanden iſt, kann nach der Beſchaffenheit der Nachrichten keinem Zweifel unterliegen, doch läßt ſich über den Verfaſſer und deſſen Wohnort nichts Beſtimmtes ermitteln. Ueber die Abfaſſungszeit ſteht nur ſo viel feſt, daß ſie nicht vor 1162 zu ſetzen iſt, da es in Bezug auf das von Willigis in Mainz geſtiftete Kreuz heißt: Hec crux confracta fuit temporibus Friderici imperatoris in prelio, quod factum est inter episcopum Rudolfum et episcopum Conradum. Da aber der Kampf mit den Päpſten, namentlich um die Mathildiniſche Erbſchaft zur Zeit des Verfaſſers, wie er mehrfach bemerkt, noch unbeendet war, möchte derſelbe vor dem Frieden von Venedig geſchrieben haben; jedenfalls geſchah es vor den Zeiten Kaiſer Friedrichs II., weil ſonſt die obige Zeitbeſtimmung mißverſtändlich wäre. Der Inhalt dieſer Chronik beruht nun weſentlich auf der Weltchronik des Eckehard und ſchließt ſich ſo eng an dieſelbe an, daß er über den Endpunkt derſelben nicht mehr hinausgeht, neben Eckehard ſind aber Siegbert von Gembloux, die Hildesheimiſchen Annalen und die oben erwähnte ſagenhafte Darſtellung der Kaiſergeſchichte in großem Umfang benutzt. Da dieſelben Quellen auch der Pöhldener Weltchronik das Material geliefert haben, liegt der Gedanke ſehr nahe, daß die letztere bei der hier in Rede ſtehenden alten Chronik vorgelegen habe. Dennoch iſt dieſe Anſicht abzuweiſen, da nicht nur die Auswahl und Zuſammenſtellung der Nachrichten eine andere iſt, ſondern auch Beſtandtheile der Pöhldener Chronik aus anderen Quellen, wie z. B. den Annales Rosenfeldenses, nirgends ſich in der Königsberger Handſchrift finden [1]). Das Verhältniß iſt vielmehr ein ſolches, daß die Verwandtſchaft der Erzählung lediglich auf der Benutzung gleicher Quellen beruht.

Wir ſuchen endlich noch jener ſagenhaften Quelle etwas näher zu treten, die unabhängig von einander der Annalista Saxo, die Pöhldener und jene zweite Weltchronik benutzten, welche wir als weſentlichſten Beſtandtheil der Königsberger Handſchrift nachwieſen. Daß jene Quelle ſchon in der erſten Hälfte des zwölften Jahrhunderts niedergeſchrieben wurde, geht mit Sicherheit daraus hervor, daß ſie bereits dem Annalista Saxo zu Händen war und nicht ſehr viel ſpäter von den beiden anderen Chroniſten gebraucht wurde. Da dieſe drei Autoren, die ſie ausgeſchrieben haben, ſich in gleicher Weiſe hauptſächlich auf Eckehard ſtützen, läßt ſich die Ver-

1) Dagegen ſind die Notizen zu den Jahren 1027 und 1051, welche auf Radulfus de Diceto in den M. G. XVI. p. 68. 69 zurückgeführt werden, beiden Chroniken gemeinſam und gehören wohl der ſagenhaften Darſtellung an, von der oben die Rede iſt, oder ſtammen aus Zuſätzen in der von beiden benutzten Recenſion des Siegbert.

muthung wagen, daß jene ſagenhaften Erzählungen urſprünglich Zuſätze ſind, die man irgendwo in Sachſen zu einer Handſchrift des Eckehard machte und die ſo mit Eckehard in die ihn ausſchreibenden Chroniken übergingen. Aus der Vergleichung des Annalista Saxo mit der Pöhldener Chronik geht hervor, daß dieſe beide wörtlich die ſagenhaften Erzählungen aufnahmen, wie ſie dieſelben vorfanden, während die dritte abgeleitete Quelle den Ausdruck vielfach in freier Weiſe umgeſtaltete, wie ſie dies auch bei den anderen von ihr benutzten Materialien gethan hat. Eben ſo lehrt die Vergleichung der drei abgeleiteten Quellen unter einander, daß die Pöhldener Chronik die ſagenhaften Erzählungen faſt vollſtändig aufgenommen hat, während Annalista Saxo und die Grundlage der Königsberger Handſchrift ſie nur mit Auswahl benutzten.

So wurde die Volksſage über die Kaiſergeſchichte in Sachſen etwa um dieſelbe Zeit fixirt, wo die oberdeutſchen Sagen in Oeſtreich in jener gereimten deutſchen Kaiſerchronik niedergeſchrieben wurden, welche den Titel: Der kunige buoch führt und von Maßmann (Quedlinburg 1849) und Diemer (Wien 1849) herausgegeben iſt. Nicht nur in Sprache und Darſtellungsform unterſcheiden ſich dieſe beiden Urquellen unſerer Kaiſerſage, ſondern eben ſo nach ihrem Inhalt. Die ſächſiſche Quelle knüpft ihre Erzählungen meiſt unmittelbar an die beglaubigte Geſchichte an, während die verbindenden Fäden zwiſchen der echten Tradition und den Sagen des Königsbuchs oft kaum zu entdecken ſind. Der hiſtoriſche Gehalt iſt dort ohne Vergleich größer als hier, wo Inhalt und Form beſtimmter auf das poetiſche Gebiet verweiſen. Aus dieſen Quellen genährt haben ſich dann beide Ströme der Kaiſerſage durch die folgenden Jahrhunderte ergoſſen.

---

3. Untergeſchobene Quellenſchriften.

Es ſind hauptſächlich zwei untergeſchobene Quellenſchriften, die nach einander auf die Geſchichtsſchreibung des zehnten Jahrhunderts einen erheblichen Einfluß geübt haben und nachher von der Kritik als Werke des Betrugs enthüllt ſind. Zuerſt das Chronicon Corbeiense, das Wedekind in ſeinen Noten zu einigen Geſchichtsſchreibern des deutſchen Mittelalters B. I. 374—399 herausgab. Der Beweis der Unechtheit wurde von Hirſch und Waitz in den Jahrbüchern des deutſchen Reichs III. 1 mit unwiderleglichen Gründen geführt; über den Urheber der Fälſchung allein iſt man nicht völlig im Klaren, indem Waitz und Hirſch den Paſtor Joh. Friedr. Falcke (geſtorben 1752) als ſolchen nachzuweiſen ſuchten, Wigand aber in einer 1841 erſchienenen Schrift (Die Korveiſchen Geſchichtsquellen) den Betrug dem bekannten Hiſtoriker Paulini (geſtorben 1712) aufbürden wollte. Zu derſelben Zeit, wo das Chronicon Corbeiense beſeitigt wurde, kam zu nicht geringem Anſehen ein untergeſchobenes Chronicon Cavense, das im Jahr 1753 Franc. Maria Pratilli, Canonicus zu Capua, in ſeiner Ausgabe der Historia principum Langobardorum des Pellegrino (T. IV. 386—431) veröffentlichte. Der Betrug wurde zuerſt von Pertz entdeckt, der auch ſogleich den Verdacht der Fälſchung auf Pratilli ſelbſt lenkte. Durch die Unterſuchung der Chronik bis in die geringſten Einzelnheiten hat dann Köpke dieſen Verdacht über allen Zweifel erhoben und bewieſen, daß es mit mehreren

anderen von Pratilli veröffentlichten Quellen, die bis dahin unbefangen benutzt waren [1]), gleiche Bewandtniß habe, wie mit der Chronik von Cava. Zu derſelben Zeit enthüllte Mommſen Pratilli auch als Inſchriftenfälſcher. Pertz, Archiv der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtkunde IX. S. 1—239.

4. Actenſtücke und Urkunden.

Die wichtigſten Quellen für die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts ſind neben den Geſchichtsſchreibern die Geſetze und Synodalbeſchlüſſe, wie die kaiſerlichen und päpſtlichen Urkunden. Die Geſetze und Synodalbeſchlüſſe ſind geſammelt in den M. G. Legg. T. I. u. II. Die päpſtlichen und kaiſerlichen Urkunden liegen dagegen, ſo weit ſie gedruckt ſind, durch die geſammte hiſtoriſche Litteratur zerſtreut; doch findet man die wichtigſten jetzt bei Leibniz (Annales imperii occidentis T. II. u. III.) bei einander. Ein vortreffliches Repertorium der Kaiſerurkunden beſitzen wir von Fr. Böhmer in ſeinem Werke: Regesta chronologico-diplomatica regum atque imperatorum Romanorum inde a Conrado I. usque ad Heinricum VII. Die Urkunden der Römiſchen Könige und Kaiſer von Conrad I. bis Heinrich VII. Frankfurt a. M. 1831. Nachträge aus der Regiſtratur der ehemaligen deutſchen Reichskanzlei hat von Meiller in dem Wiener Notizenblatt Bd. 1—3 gegeben, andere finden ſich in Rankes Jahrbüchern und in dem Archiv der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichte Bd. 7—11 zerſtreut. Vielfache Zuſätze ergeben ſich aus den nach Böhmers Werk erſchienenen Urkundenſammlungen. Es kommen hierbei vornehmlich in Betracht: Monumenta Boica T. XXIX — XXXV, Höfer Zeitſchrift für Archivwiſſenſchaft Th. 1. 2, Dümge Regesta Badensia, Lüntzel die ältere Diöceſe Hildesheim, Lacomblet Urkundenbuch für die Geſchichte des Niederrheins Th. 1, Erhard Regesta historiae Westphaliae, Köhler Codex diplomaticus Lusatiae superioris T. I. II., Wirtembergiſches Urkundenbuch, von Meiller Regeſten zur Geſchichte der Markgrafen und Herzöge von Oeſterreich aus dem Babenbergiſchen Hauſe, Remling Urkundenbuch von Speyer, v. Mohr Codex diplomaticus von Graubünden, Trouillat Monuments de l'histoire de l'ancien évêché de Bâle, Fickler Quellen und Forſchungen zur Geſchichte Schwabens und der Oſtſchweiz; ferner von italiſchen Publikationen Historiae patriae monumenta, Tosti Storia della badia di Monte-Cassino und Morbio Storie dei municipj Italiani. Es iſt ſehr zu bedauern, daß Böhmer den früheren Theilen ſeiner Regeſten noch nicht dieſelbe Umarbeitung hat angedeihen laſſen, welche er mit den ſpäteren Theilen in einer für das Studium ſo fruchtbaren Weiſe vorgenommen hat. Erſt durch Heranziehung der Annalen und Chroniken, durch Herſtellung eines vollſtändigen und zuverläſſigen Itinerars der Kaiſer und durch Berückſichtigung der Kanzler wird ſich über die Echtheit oder Unechtheit der einzelnen Urkunden, wie über die Zeit ihrer Ausſtellung ein ſicheres Urtheil begründen laſſen. Denn häufig ſtim-

1) Catalogus ducum Beneventi et principum Salerni, Chronicon comitum Capuae, Annalis Chronicon Saracenico-Calabrum, Ubaldi Chronicon Neapolitanum und ein angeblicher Codex der Annales Beneventani.

men in ihnen die chronologiſchen Daten weder unter einander, noch das Datum mit dem Actum überein, ohne daß man deshalb hinreichenden Grund hätte die Documente als untergeſchoben zu betrachten. — Eine gleich wichtige Arbeit, wie Böhmer für die kaiſerlichen Urkunden, hat Ph. Jaffé für die päpſtlichen geliefert in ſeinen Regesta pontificum Romanorum. Berolini 1851. — Die Zahl der Urkunden, die aus dieſer Zeit erhalten ſind, iſt nicht gering, und ſie bieten unter anderen Vortheilen auch den einer fortlaufenden Kritik der Quellenſchriftſteller dar, beſonders in chronologiſcher Beziehung; nur muß dabei ſtets in das Auge gefaßt werden, daß 1) unter den überlieferten Urkunden manche untergeſchobene ſind und daß 2) die chronologiſchen Angaben der Urkunden ſelbſt bei der Verwirrung, die oft in der kaiſerlichen Kanzlei herrſchte, nicht ſelten einer Rectificirung bedürfen.

5. Hülfsmittel [1]).

a) Reichs- und Kaiſergeſchichten.

G. W. Leibnitii Annales imperii occidentis Brunsvicenses ed. G. H. Pertz. Hannoverae 1843. T. II. — III. Leibniz faßte als Hiſtoriograph des Hauſes Braunſchweig den Plan, Annalen des deutſchen Reichs von Karl dem Großen an bis auf ſeine Zeit mit ſtäter Berückſichtigung des Braunſchweigiſchen Hauſes und Landes zu ſchreiben. Nach großen Reiſen, die er für dieſe Arbeit unternahm, und nach Anſammlung eines gewaltigen Apparats ſchritt er zu der Ausarbeitung des Werks, die mehrfach unterbrochen ihn vom Jahre 1692 bis zu ſeinem Tode im Jahre 1716 beſchäftigt hat. Im Jahre 1707 ſah er die Unmöglichkeit ſein Werk nach dem erſten Plane zu beendigen und beſchloß daſſelbe nur bis zum Tode Kaiſer Ottos IV. zu führen; 1716 war es ihm ſchon genug bis zum Tode Kaiſer Heinrichs II. zu gelangen, d. h. bis zum Ende des letzten Kaiſers des „alten Hauſes Braunſchweig". Auch dieſe Zeit erreichte Leibniz nicht; die Geſchichte war nur bis zum Jahre 1005 vollendet, als der Tod ihn ereilte. Das Werk blieb ungedruckt in der königlichen Bibliothek zu Hannover, bis Pertz es neuerdings der Oeffentlichkeit übergab. Die früheſte unſerer großen Reichsgeſchichten iſt ſomit am ſpäteſten an das Licht getreten, gewiß zum großen Nachtheil der deutſchen Geſchichtswiſſenſchaft, die einen anderen Gang gewonnen oder mindeſtens manche Schwierigkeiten leichter überwunden hätte, wenn ſie an Leibnizs Werk ſich hätte anſchließen können. Von beſonderer Wichtigkeit ſind für uns auch jetzt noch Leibnizs Annalen durch die ungemein reichhaltige Sammlung urkundlichen Stoffs, wie durch die ſcharfe und eindringende Kritik, die ſich faſt durchgängig geltend macht.

S. Fr. Hahn, Vollſtändige Einleitung zu der Teutſchen Staats-Reichs- und Kayſer-Hiſtorie. Halle und Leipzig 1721. Th. 1 u. 2. Dieſes durch fleißige Sammlung des quellenmäßigen Materials und bequeme Gruppirung des Stoffs verdienſtliche Werk iſt noch jetzt für die Kaiſergeſchichte nicht unbrauchbar.

1) Hülfsmittel, die ſich nur auf einzelne Theile der Geſchichte beziehen, ſind ſpäter in den Anmerkungen angegeben.

J. J. Mascovii Commentarii de rebus imperii Romano-Germanici a Conrado I. usque ad obitum Henrici III. Lipsiae 1747. Neue und verbesserte Ausgabe 1757. Ein durch Forschung und Darstellung sehr ausgezeichnetes Werk, das auf alle folgenden Behandlungen der Geschichte dieser Zeit den größten Einfluß geübt hat, aber auch neben ihnen seinen Werth behält.

H. Luden, Geschichte des teutschen Volks. Gotha 1825—1837. Band 6 u. 7. Ludens Arbeit empfiehlt sich durch Wärme der Darstellung und hat auf die Quellenforschung anregend gewirkt, obwohl es selbst in derselben große Schwächen darbietet. Man wird über diese leichter wegsehen, als über die Tendenz des Ganzen. Dem Buch, worin er die Gründung des deutschen Kaiserthums erzählt, giebt Luden die Ueberschrift: „Des teutschen Reichs eitele Größe und gebrechliche Herrlichkeit."

Jahrbücher des deutschen Reichs unter dem sächsischen Hause, herausgegeben von L. Ranke. Berlin 1837—1840. Erster Band. Erste Abth. Heinrich I. von G. Waitz. Zweite Abth. Otto I. bis 951 von R. Köpke. Dritte Abth. Otto I. bis 973 von W. Dönniges. Zweiter Band. Erste Abth. Otto II. von W. Giesebrecht. Zweite Abth. Otto III. von R. Wilmans. Dritter Band. Erste Abth. Kritische Prüfung des Chronicon Corbeiense von S. Hirsch und G. Waitz. — Annalistische Behandlung des Gegenstandes auf der breitesten Grundlage des gegebenen Materials mit Anwendung aller Hülfsmittel der neueren Kritik. Die hier niedergelegten Forschungen bilden durchweg den Ausgangspunkt unserer Darstellung.

H. Leo, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches. Halle 1854. 1857. Band 1. 2. Durch übersichtliche und lebendige Darstellung, die aber mehr auf Hülfsmitteln als auf den Quellen ruht, ziehen diese Vorlesungen an; die gewagten Combinationen Leos wird man mit gleicher Ruhe prüfen müssen, wie sein oft schroffes Urtheil über Personen und Zeiten.

b) Rechtsgeschichten.

K. Fr. Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 4. Th. Göttingen 1808. Der ersten Ausgabe sind vier andere gefolgt, die das Werk in stets verbesserter Gestalt geben; die fünfte ist vom Jahre 1844. Grundlage fast aller späteren Behandlungen der deutschen Rechtsgeschichte; obwohl im Einzelnen Eichhorns Resultate vielfach bestritten sind, hat man im Ganzen und Großen doch die Grundzüge des von ihm aufgestellten Systems festgehalten.

J. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer. Göttingen 1828. Die neue Ausgabe ist ein unveränderter Abdruck. Ungemein reiche Sammlung, die tiefe Blicke in das Rechtsleben des deutschen Volkes werfen läßt.

W. Dönniges, Das deutsche Staatsrecht und die deutsche Reichsverfassung. Berlin 1842. Erster Theil. Das Werk behandelt das Staatsrecht vom neunten bis zur Mitte des elften Jahrhunderts und zeichnet sich durch reichhaltiges Material und lebendige Auffassung der Verhältnisse aus.

F. Walter, Deutsche Rechtsgeschichte. Bonn 1853. Zweite, sehr verbesserte und vermehrte Ausgabe. Bonn 1857. Uebersichtliche und klare Darstellung der Wissenschaft auf ihrem jetzigen Standpunkte.

J. Hillebrand, Lehrbuch der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte. Leipzig 1856.

c) Kirchengeſchichten.

Neben Neanders und Gieſelers bekannten Werken, von denen ſich das erſte durch Tiefe der Auffaſſung, das andere durch zweckmäßige Concentrirung und Anordnung des Stoffs auszeichnet, ſind zu nennen:

A. F. Gfrörer, Allgemeine Kirchengeſchichte. Dritter Band. Dritte Abth. Stuttgart 1844. So wenig wir mit der Tendenz des Buchs, das im Weſentlichen die Gründung des deutſchen Reichs nur den Biſchöfen beimißt, einverſtanden ſind und ſo entſchiedener Widerſpruch gegen viele ganz willkürliche Hypotheſen einzulegen iſt, ſo bereitwillig haben wir die große Beleſenheit des Verfaſſers und ſeine eigenthümliche Auffaſſung des Gegenſtandes anzuerkennen. Es iſt ein nicht geringes Verdienſt, daß er die Kirchengeſchichte jener Zeit mit der Reichsgeſchichte in die unmittelbarſte Verbindung gebracht hat, wenn auch der Zuſammenhang der Dinge oft ein anderer ſein ſollte, als er ihm erſcheint.

J. F. Damberger, Synchroniſtiſche Geſchichte der Kirche und der Welt im Mittelalter, kritiſch und aus den Quellen dargeſtellt. Vierter und fünfter Band. Regensburg 1852. Die Darſtellung beruht auf den Quellen, die Kritik kann man aber nur als eine überaus willkürliche bezeichnen. Wenn die ſämmtlichen Schriften des Liudprand als untergeſchoben, alle Briefe Gerberts als verfälſcht ausgegeben werden, ohne daß jemals ein Beweis angetreten iſt, wenn der Verfaſſer ſich dagegen auf entſchieden gefälſchte Zeugniſſe wie der Aloldus von Pechlarn und die Schenkungsurkunde Ottos I. für Rom bezieht, ſo fragt man mit Recht, wie eine geſicherte Grundlage für die Darſtellung ſo zu gewinnen iſt, zumal ſich mit dieſer Willkür eine ſehr eigenmächtige Interpretation auch der nicht angezweifelten Quellen verbindet. Der Verfaſſer geht ſeinen eigenen Gang, weder von der Autorität evangeliſcher noch katholiſcher Schriftſteller läßt er ſich leiten, beide oft mit ſehr barſcher Rede zur Seite weiſend; aber man wird doch meiſt Bedenken tragen müſſen ſeinen Wegen zu folgen. Für die Größe der ſächſiſchen Kaiſer und Heinrichs II. hat er einen offenen und klaren Blick, und die aufrichtige Anerkennung ihrer Verdienſte um die Kirche und die Welt wird auch den verſöhnlicher ſtimmen, den die ſtark hervortretenden klerikalen Tendenzen des Werks verletzen; im Allgemeinen dürfte daſſelbe bisher in der katholiſchen Litteratur eben ſo ſehr überſchätzt, als in der evangeliſchen überſehen ſein.

A. Vogel, Ratherius von Verona und das zehnte Jahrhundert. 2 Theile. Jena 1854. Eine fleißige und gründliche Monographie, die mehrfach über ihren urſprünglichen Gegenſtand hinaus Licht verbreitet.

d) Specialgeſchichten deutſcher Länder.

Von den zahlloſen Arbeiten über die Geſchichte einzelner deutſcher Landſchaften, Herrſchaften und Städte berühren die meiſten die Kaiſergeſchichte des zehnten Jahrhunderts nur vorübergehend und gewähren deshalb für unſeren Gegenſtand geringe Ausbeute. Sehr wichtig ſind dagegen die folgenden Werke:

Ch. Fr. Stälin, Wirtembergiſche Geſchichte. Stuttgart 1841. Erſter Band. Nach dem Plan des Verfaſſers umfaßt dieſer Band im Weſentlichen die geſammte Geſchichte des ſchwäbiſchen Volks und Landes bis zum Jahre 1080. Das in großer Vollſtändigkeit angeſammelte Material iſt in der überſichtlichſten Weiſe verarbeitet, ſo daß die Arbeit allen verwandten zum Muſter dienen ſollte.

L. Giesebrecht, Wendische Geschichten aus den Jahren 780 bis 1182. Drei Bände. Berlin 1843. Das Werk giebt die Geschichte der gesammten wendischen Marken mit stäter Beziehung auf die Geschichte des Reichs sowohl, wie auf die Verhältnisse der im Norden und Osten mit dem Reiche grenzenden Völker. Nicht allein die deutschen, böhmischen und polnischen Quellen sind in ihrem ganzen Umfange kritisch benutzt, sondern auch die nordische Litteratur; so erhebt sich die Darstellung auf völlig neuen Grundlagen. Wo die Kaisergeschichte die wendischen Geschichten berührt, ist von uns fast lediglich auf dieses Werk zurückgegangen, dem wir auch vorzugsweise in der Darstellung der dänischen und polnischen Verhältnisse jener Zeit gefolgt sind.

M. Büdinger, Oesterreichische Geschichte bis zum Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts. Leipzig 1858. Erster Band. Mit kritischer Benutzung aller Quellen und Hülfsmittel ist hier eine Darstellung nicht allein der Anfänge der Mark Oesterreich, sondern auch des böhmischen und ungarischen Reichs geliefert, wie man sie lange schmerzlich entbehrte. Die Verhältnisse des Reichs im Süd-Osten gewinnen durch dieses Werk neues Licht, und wie der Verfasser vielfach auf die Geschichte des baierschen Herzogthums eingehen muß, füllt er zugleich in erwünschtester Weise eine Lücke aus, welche durch die Unterbrechung der im Jahre 1853 von Contzen begonnenen Geschichte Baierns entstanden ist.

e) Geschichten dauernd oder zeitweise vom deutschen Reiche abhängiger Länder.

L. Ant. Muratori Annali d'Italia dal principio dell' era volgare sino all' anno 1749. Milano 1744—1749. Dann oft neuaufgelegt. Die Uebersetzung, die in Leipzig in 9 Bänden von 1745 bis 1750 erschien, hat Berichtigungen und manche wichtige Zusätze; der fünfte Band derselben umfaßt die Geschichte des zehnten Jahrhunderts. Muratoris Werk ist die Grundlage aller späteren italischen Arbeiten und im Ganzen und Großen noch jetzt unübertroffen. Auch das neueste allgemeine Werk über italische Geschichte: Storia d'Italia narrata al popolo Italiano da G. la Farina (Firenze 1845) zeigt, obwohl es auf die Quellen zurückgeht, keinen wesentlichen Fortschritt, man müßte ihn denn in der sehr rhetorischen Darstellung suchen.

J. F. Le Bret, Geschichte von Italien (enthalten in der Fortsetzung der allgemeinen Welthistorie Band 40 f.). Halle 1778. Auf Muratoris Material fußend, stellt das Werk die Ereignisse klar und übersichtlich dar; es fehlt dabei nicht an eingehender Kritik.

H. Leo, Geschichte von Italien. Band 1. Hamburg 1829. Einzelne Theile sind mit scharfer Kritik behandelt und dadurch Resultate gewonnen, die allgemeine Annahme gefunden; im Ganzen giebt das Buch eine geistreiche und übersichtliche Darstellung der behandelten Zeiten.

Fr. Palacky, Geschichte von Böhmen. Band 1. Prag 1836.

R. Roepell, Geschichte Polens. Band 1. Hamburg 1840.

F. C. Dahlmann, Geschichte von Dänemark. Band 1. Hamburg 1840.

Die letztgenannten drei Werke, von denen jedes in seiner Weise die größten Verdienste hat, berühren nur mehr vorübergehend die Verhältnisse des deutschen Reichs, da sie sich überwiegend die Entwicklung der inneren Verhältnisse der behandelten Staaten zum Gegenstande gemacht haben.

II. Anmerkungen.

Buch II. Kapitel 1. Geſchichte Ludwigs des Kindes.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Fuldenses bis zum Jahre 901. Reginonis Chronicon bis z. J. 906. Annales Alamannici. Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen. Die Zuſtände der Zeit berühren gelegentlich die Gedichte des Biſchofs Salomo von Konſtanz (Canisii Lectiones antiquae ed. Basnage. II. 3. 239—249). — Spätere Quellen: Continuator Reginonis, Liudprandi Antapodosis L. II. c. 1—6, Widukind L. I. c. 16, Hrotsvitha de primordiis coen. Gandersh. und Eckehardi IV. Casus s. Galli (M. G. II. p. 83. 84). — Die von Ludwig dem Kinde erhaltenen Urkunden ſind verzeichnet von Böhmer: Regesta chronologico-diplomatica Karolorum. Frankfurt am Main 1833. S. 114—118. Hülfsmittel. Phillips, Beiträge zur Geſchichte Deutſchlands von 887—936 in den Denkſchriften der k. baierſchen Akademie der Wiſſenſchaften. Band 16. S. 83—91, wiederabgedruckt in den vermiſchten Schriften (Wien 1856) I. S. 269 ff.

S. 167. — Auf den angeblichen Brief Hattos an Papſt Johann IX. (Boczek Cod. diplom. Moraviae I. p. 64) mag ich mich für die Umſtände bei Ludwigs Wahl nicht mehr berufen, nachdem E. Dümmler in ſeiner Abhandlung über die ſüdöſtlichen Marken des fränkiſchen Reichs unter den Karolingern (Aus dem Archiv für Kunde öſterreichiſcher Geſchichtsquellen Band 10) S. 78 Zweifel an der Echtheit des Schreibens erhoben und Büdinger (Oeſterreichiſche Geſchichte I. 279. 280) die Unechtheit poſitiv behauptet hat. In der That ſcheint mir eine Fälſchung unzweifelhaft, bei welcher der Brief Theotmars von Salzburg und ſeiner Suffraganen (Boczek I. p. 60) zu Grunde gelegen hat. Auffällig iſt mir unter Anderem die Wendung in dem erſten Briefe: velint, nolint, Francorum principibus colla submittent, welcher in Theotmars Briefe die Worte entſprechen: sive velint, sive nolint, regno nostro subacti erunt.

S. 169—174. — Ueber den erſten Einbruch der Ungarn in das Reich und ihre früheſten Züge handelt am gründlichſten nach den Quellen E. Dümmler in ſeiner Schrift: de Arnulfo Francorum rege, p. 78 ff. und in der angeführten Abhandlung über die ſüdöſtlichen Marken des fränkiſchen Reichs unter den Karolingern. Dieſe beiden ſich

Digitized by Google

ergänzenden trefflichen Darstellungen liegen der unsrigen zu Grunde. Man vergleiche auch Büdinger, Oesterreichische Geschichte I. S. 209 ff. Die große Niederlage der Baiern haben wir mit Büdinger auf den 28. Juni 907 verlegt, doch ist zu bemerken, daß mehrere Freisinger Martyrologien alten Ursprungs die Schlacht und Udos Todestag auf den 6. Juli setzen (Quellen und Erörterungen zur baierschen und deutschen Geschichte. Band VII. S. 451 u. 479). Von einem Siege Herzog Arnulfs an der Rott erfahren wir erst durch die Mittheilungen von Rudhards aus einem alten Freisinger Codex a. a. O. S. 454; der Sieg muß auf den 11. August 909 gesetzt werden.

S. 178—188. — Die Entstehung der Herzogthümer ist Gegenstand vieler gelehrten Untersuchungen gewesen. Leibniz leitete die herzogliche Gewalt aus der Stellung der Karolingischen Missi ab, und diese Meinung herrschte ziemlich allgemein, bis Stenzel darauf hinwies, daß das Herzogthum meist aus der Markgrafschaft hervorgegangen sei. Die Einseitigkeit dieser wie jener Ansicht zeigte Waitz in den Jahrbüchern I. 1. S. 125 ff. Das Material hat dann noch einmal Dönniges (Deutsches Staatsrecht S. 291—366) vollständig gesammelt und zu einer neuen Untersuchung benutzt, bei der er nach der Bedeutung, die er dem Ducat schon zu Karls des Großen Zeiten beilegt, auch hier mehr auf den Karolingischen Ducat zurückgeht. Sehr eigenthümliche Ansichten hat Leo zweimal über diesen Punkt vorgetragen. In seiner im Jahre 1827 erschienenen Schrift: Von der Entstehung der deutschen Herzogsämter leitete er die Herzogthümer aus Apanagirungen jüngerer Prinzen des Karolingischen Hauses her. Diese Ansicht hat er nach den 1854 herausgegebenen Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reichs selbst aufgegeben. Denn hier (Band I. S. 570 ff.) sucht er zu zeigen, daß die spätere Reichsverfassung nur ein Nachbild und Abbild der deutschen Kirchenverfassung gewesen und durch die politischen Ideen und Pläne des Erzbischofs Hatto und seiner Freunde in das Leben gerufen sei. Wie die deutsche Kirche unter einem Primas und vier anderen Erzbischöfen stand, sollte das Reich fortan vom Könige mit vier Herzögen regiert werden, die eine ähnliche Stellung unter ihm einnähmen, wie die Erzbischöfe unter dem Primas. Die Zeit unter Ludwig dem Kinde „benutzte Hatto, seinen Verfassungsplan für Deutschland durchzuführen und in den einzelnen Stämmen die mächtigsten Familien dadurch an sich zu knüpfen, daß er ihnen in einer neugebildeten herzoglichen Gewalt eine höhere Stellung verschaffte" (S. 582); „Hatto ist es also, der die Herzogthümer formirte" (S. 583). Es ist zu bedauern, daß Leo seiner Ansicht nicht eine quellenmäßige Grundlage zu geben versucht hat; dies war um so mehr nöthig, als unseres Erachtens die Quellen Hatto und seine Freunde gerade als unversöhnliche Gegner aller Derer erscheinen lassen, die nach einer herzoglichen Gewalt trachteten. — Waitz hat nach unserer Ansicht das Richtige getroffen, obschon wir noch weit weniger, als er es thut, auf die Deduction einer allmählichen Entwicklung des Herzogthums aus Karolingischen Einrichtungen eingehen möchten. In Schwaben und Baiern mindestens erhob sich das Herzogthum geradezu als eine revolutionäre Gewalt, die nur in dem Drang der Zeitumstände ihre Berechtigung fand; will man hier für dieselbe einen historischen Anhaltspunkt gewinnen, so scheint er allein in den Nationalherzögen der Merovingerzeit gegeben. Ob übrigens der Inhaber dieser neuen Gewalt früher Kammerbote, Markgraf oder Herzog im Sinne der Karolingischen Zeit gewesen war, machte im Grunde keinen erheblichen Unterschied. Auch ist die Bezeichnung dux Anfangs keineswegs entscheidend, um Jemand eine herzogliche Gewalt nach der Auffassung der späteren Zeit beizulegen; vielmehr kommt es bei der ganzen Untersuchung nur auf den Nachweis an, daß sich

in irgend einem Theile des Reichs eine weltliche Gewalt erhebt, welche wesentliche Rechte der Krone gewinnt und sich mit einer selbstständigen fürstlichen Gewalt gegenüber dem Königthum zu behaupten sucht. Löhers Ansicht (König Konrad I. und Herzog Heinrich von Sachsen S. 1—13) scheint, sofern ich anders sie richtig verstanden habe, wesentlich mit meiner Auffassung übereinzustimmen, doch weiß ich dies auf der anderen Seite mit seiner Darstellung der Entstehung des sächsischen Herzogthums nicht zu vereinbaren.

S. 179. 180. — Die Lieder und Sagen über den Kampf der Herzöge gegen die Krone und Geistlichkeit lassen sich durch Franken, Sachsen, Schwaben und Lothringen bei Liudprand, Widukind und Eckehard verfolgen. Auch Arnulf von Baiern wurde Held der Sage. Ob Reginar von Lothringen das Urbild des Reinecke Fuchs ist, wurde Gegenstand vieler Erörterungen. Nach früheren Vorgängen hat es Mone in seinem Reinardus vulpes neuerdings wieder behauptet, Grimm es dagegen im Reinhart Fuchs p. CCL ff. nachdrücklich bestritten. Gervinus, früher Grimm beistimmend, hat sich später in seiner Litteraturgeschichte schwankend ausgesprochen. Das wenigstens ist Grimm nicht zuzugeben, daß dieser Reginar nur ein unbedeutender Mann in der lothringischen Geschichte sei, an den sich kein eingreifendes Ereigniß knüpfe; gewichtiger erscheint der Einwand, daß die lateinische Form für Reinhart (Renard) Reginardus, dagegen Reginarius dem Reinher (Renier) entspreche.

S. 183. 184. — Vielfacher Aufklärung bedarf noch die Entstehung der herzoglichen Gewalt in Lothringen. Für die Person des Reginar, die hier vor Allem in Betracht kommt, bieten die Urkunden der Abteien Stablo und Malmedy, die in einem Chartular des dreizehnten Jahrhunderts gesammelt sind, einige neue Aufschlüsse, da bekanntlich Reginar und sein Sohn Giselbert Laienäbte dieser Klöster waren. Die Urkunden sind meist gedruckt; zum Theil bei Martene et Durand Veterum scriptorum amplissima collectio T. II. 6, theils bei Ritz Urkunden und Abhandlungen zur Geschichte des Niederrheins (Aachen 1824). Ich benutzte Auszüge des Chartulars, die ich Wattenbachs Güte verdanke. Nach diesen Urkunden erscheint Reginar bereits als comes et abba wieder am 11. September 902; er muß also bald nach Zwentibolds Tode hergestellt sein. In einer Urkunde vom 21. Juli 905 nennt er sich dux; in einer anderen vom 1. Juni 911, in der noch nach Jahren Ludwigs gerechnet wird, comes ac missus dominicus nec non et abba. In einer Urkunde vom 14. April 915 (Ritz S. 15) wird dann zuerst Giselbert als Abt erwähnt, dann erscheint er erst wieder im Jahre 921 als dux, comes et abba (Ritz S. 12). In einer Urkunde wird Giselbert dux inclitus, in einer anderen dux nobilissimus genannt, in einer dritten, wo das testimonium omnium principum regni Lotharii erwähnt wird, unterzeichnet er als dux regni praedicti (Ritz S. 27. 28. 30). Reginars Tod muß hiernach in die Zeit zwischen den 1. Juni 911 und 14. April 915 fallen; wahrscheinlich erst in das Jahr 915, denn nach dem Chronicon Epternacense (Martene und Durand a. a. O. IV. 509) war Giselbert, der auch in Epternach seinem Vater als Laienabt folgte, vierundzwanzig Jahre Abt, trat also, da er 939 starb, im Jahre 915 ein. Vergl. Jahrb. I. 1. S. 32 und 200.

S. 185. 186. — Man vergleiche über die Familiengeschichte der Ludolfinger Waitz Excurs 3. in den Jahrbüchern I. 1 S. 132 und die Nachrichten des Agius im Leben der Hadumod; besonders wichtig ist hier c. 2 (M. G. IV. p. 167).

S. 188. — Als Todestag Ludwigs des Kindes findet man öfters den 20. August angegeben; dies beruht auf einer Vermuthung Böhmers (Regesta Karolorum S. 118). Aber die Notiz in dem Lorscher Nekrolog, auf welche die Conjectur sich stützt, bezieht

ſich auf Ludwig III.; man vergleiche Böhmers eigene Bemerkung darüber (a. a. O. S. 93). Der Todestag Ludwig des Kindes iſt neuerdings aus dem Necrologium Angiense (Mittheilungen der antiquar. Geſellſchaft in Zürich VI. 2. S. 40) ermittelt.

Buch II. Kapitel 2. Geſchichte Konrads I.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Alamannici. Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen. Annales Corbeienses. Annales Salisburgenses in den abgeleiteten Annalen. Das wichtigſte Actenſtück bilden die Verhandlungen der Altheimer Synode (M. G. Legg. II. 534—560). — Spätere Quellen: Hiſtoriſches Fragment einer Münchener Handſchrift (ſiehe unten). Continuator Reginonis. Liudprandi Antapodosis L. II. c. 17—20. Widukind L. I. c. 15—25. Hrotsvitha de primordiis coen. Gandersh. Vita Mathildis antiquior c. 1—4; danach die jüngere Lebensbeſchreibung. Thietmar L. I. c. 4. 5. Eckebardi Casus s. Galli (M. G. II. 84—91. 103). — Konrads I. Urkunden ſind verzeichnet bei Böhmer, Regesta Karolorum S. 118—120 und in den Kaiſerregeſten S. 1. 2.

Hülfsmittel. Außer den Reichsgeſchichten iſt für Konrads Regierung wichtig: H. B. Wenck, Heſſiſche Landesgeſchichte Th. 2. Abth. 2. 532 und 630 ff. Zuletzt iſt die Geſchichte Konrads nach den Quellen bearbeitet von K. Schwartz in dem Programm des Gymnaſiums zu Fulda für 1850. Man vergleiche auch die angeführte Abhandlung von Phillips; ferner Franz Löher, König Konrad I. und Herzog Heinrich von Sachſen, ein Beitrag zur deutſchen Rechtsgeſchichte (München 1858), abgedruckt aus den Abhandlungen der k. baierſchen Akademie der W. III. Kl. VIII. Band. 2 Abth.

S. 190—192. — Ueber Konrads I. Wahl verbreitet ſich Phillips in ſeiner Abhandlung: Hat ſeit der Uſurpation des deutſchen Königsthrones durch Arnulf bis zum Ausſterben der ſächſiſchen Kaiſer die Karolingiſche Verfaſſung in ihren wichtigſten Grundſätzen ohne Unterbrechung fortgedauert? (Denkſchriften der k. baierſchen Akademie der Wiſſenſchaften Band 14, und wieder abgedruckt in den Vermiſchten Schriften I. S. 208 ff.) Phillips ſucht S. 6—9 zu zeigen, daß Konrad nur von den Franken gewählt ſei, aber ſo leicht läßt ſich die Autorität der Annales Alamannici und des Widukind nicht abweiſen. Ueberdies ſind urkundliche Zeugniſſe vorhanden, daß Konrad in Schwaben und Baiern Anfangs Anerkennung fand, namentlich bei der Geiſtlichkeit. In der Urkunde vom 25. September 912 in v. Mohrs Codex diplom. zur Geſchichte von Graubünden I. S. 57 erſcheinen auch Erchanger, Pfalzgraf genannt, und Berchtold bei Konrad. Die Kritik, welche Löher a. a. O. S. 40 Widukinds Erzählung angedeihen läßt, ſcheint mir nicht evident.

S. 190. — Widukind ſagt l. c. 15: Ob id, qui olim socii et amici erant Francorum, iam fratres et quasi una gens ex christiana fide, veluti modo videmus, facta est. Er hatte meines Erachtens Einhard (Vita Karoli c. 7) vor Augen, wie gleichfalls der Poeta Saxo (M. G. I. p. 261) in der ſehr verwandten Stelle. Sollte Agius,

wie Pertz vermuthet, der Poeta Saxo ſein, ſo würden dieſe Worte für die Auffaſſung dieſer Stammesverhältniſſe in der Familie der Ludolfinger ein beſonderes Intereſſe haben.

S. 193. — Von einer beſonderen Herzogswahl Heinrichs ſpricht ausdrücklich die ältere Vita Mathildis c. 4.

S. 195. — Daß der 15. Mai Hattos Todestag iſt, unterliegt nach den Merſeburger und Reichenauer Nekrologien keinem Zweifel. Vergl. Jahrb. I. 3. S. 230, wo Waitz ſelbſt ſeine frühere Angabe berichtigt hat. Die Hersfelder Annalen ſetzen Hattos Tod in das Jahr 912, nach ihnen mehrere abgeleitete Annalen; aber Hatto kann erſt im Jahre 913 geſtorben ſein. Wäre eine angebliche Urkunde Hattos vom 10. Auguſt 913, die ſich in v. Mohrs Codex diplomaticus I. S. 58 findet, für echt zu halten, ſo wäre Hattos Tod ſogar auf das Jahr 914 hinauszuſchieben; aber die Urkunde iſt auch abgeſehen davon, daß ſie Hattos Leben gegen das Zeugniß der beſſeren Quellen bis in dieſes Jahr verlängert, nach Inhalt und Form im höchſten Grade verdächtig. Bei der Fälſchung iſt wahrſcheinlich eine Stelle in den Casus s. Galli (M. G. II. 89) zu Grunde gelegt worden; wie fabelhaft gerade dieſe und andere Erzählungen Eckehards ſind, hat Dümmler gezeigt (Das Formelbuch des Biſchofs Salomo von Konſtanz. Leipzig 1857. S. 114. 115). Die auf jene Urkunde zum guten Theil begründete Annahme Löhers (a. a. O. S. 107. 108), daß Hatto erſt in dieſem Jahre geſtorben ſei, kann ich ſchon deshalb mir nicht aneignen. Zu den für 913 in den Jahrbüchern I. 1. S. 21. Anm. 4 bereits angeführten Autoritäten ſind noch die Annales Sangallenses zu rechnen, die Waitz irrig für 912 in Anſpruch genommen hat, außerdem die Annales Ottenburani (M. G. V. 4). Mit Löhers Beſtimmung für Hattos Todeszeit hängt eine andere zuſammen, nach welcher der Tod Ottos des Erlauchten erſt am 30. November 913, nicht 912 erfolgt ſein ſoll, wie ſeine weiteren chronologiſchen Daten für die Feindſeligkeiten zwiſchen Heinrich und Konrad, die mir wenig Wahrſcheinlichkeit zu haben ſcheinen.

S. 200—204. — In der Darſtellung der baierſchen Verhältniſſe unter Konrad I. bin ich jetzt mit Büdinger den aus den alten Salzburger Annalen abgeleiteten, leider ſehr fragmentariſchen Nachrichten gefolgt und von der Darſtellung bei Liudprand (Antapod. II. 19. 21) abgewichen. Der Beachtung werth iſt das von Gercken in der Reiſe durch Schwaben, Baiern II. 98—99. 104—105 zuerſt publicirte und dann mehrfach abgedruckte hiſtoriſche Fragment aus einem Münchener Codex. Zuletzt hat es Löher a. a. O. S. 125 edirt und erklärt, doch kann ich — ſo vieldeutig es iſt — nicht daraus folgern, daß Heinrich ſchon bei Konrads Lebzeiten einen Zug nach Baiern unternommen habe. Die Abfaſſung des Fragments, wenn auch die erhaltene Handſchrift erſt dem elften Jahrhundert angehört, fällt in Herzog Arnulfs Zeit oder ſpäteſtens in das kurze Regiment ſeines Sohnes; ſpäter hatten ſich ſowohl über Arnulfs Verfahren gegen die Kirchen, wie über die königliche Autorität ganz andere Anſichten in Baiern befeſtigt. Der Verfaſſer iſt ein Anhänger Arnulfs und das Fragment zunächſt eine Invective gegen einen dem baierſchen Herzogshauſe feindlichen Biſchof. Es iſt ein *fremder* Biſchof gemeint (provinciam illam hostiliter intrasse), doch nicht Salomo von Konſtanz, der bereits 919 ſtarb; ich denke an Thiedo von Würzburg, der bei Konrad und Heinrich nach Ausweis der Urkunden ſehr angeſehen war und überdies an den baierſchen Angelegenheiten ein nahes Intereſſe hatte. Er wäre über Arnulfs Reich und deſſen Thron gekommen, wenn er die Gelegenheit gefunden hätte, ſagt der Verfaſſer; auf ſeinen Rath, wie Viele bezeugten, ſei Heinrich nach Baiern gekommen, und ſchon früher habe er (der Biſchof) mit König Konrad einen feindlichen Angriff auf

Baiern gemacht, Regensburg erobert und geplündert, dann aber weichen müſſen, während Arnulf glänzend aus den Gefahren hervorgegangen ſei. Dies ſcheint mir mindeſtens die einfachſte Auffaſſung des Fragments. Ob die erwähnte Eroberung Regensburgs in das Jahr 916 oder 918 zu ſetzen iſt, muß dahingeſtellt bleiben. Denn in beiden Jahren ſcheint Konrad in Regensburg geweſen zu ſein; vergl. die Urkunde bei Böhmer No. 26 und die Erzählung des Arnold, de miraculis b. Emmarammi I. c. 6 (M. G. IV. 551). Dieſe Erzählung zeigt auch, daß Widukinds Nachricht, Konrad ſei an einer Wunde geſtorben, welche er überdies nur auf die Autorität Anderer mittheilt, wenig Gewicht hat; nach Arnold ſoll Konrad an der Ruhr geſtorben ſein.

S. 203. — Die villa Adinga — denn dies ſcheint mir bei Hermannus Contractus zum Jahre 917 die echte Leſeart (M. G. V. 112) — erkläre ich aus der im Codex Laureshamensis genannten Adininger marca in pago Neckargowe. Vergl. Stälin Wirtembergiſche Geſchichte I. S. 304 und 271. Note 2.

S. 204. — Die angeführten Worte eines ſächſiſchen Chroniſten beim Annalista Saxo (M. G. VI. 594) und in den Annales Palidenses (M. G. XVI. 61).

S. 205. — Schwartz zeigt in dem obenerwähnten Programm S. 32 und 33, daß Konrad I. nicht zu Weilburg, wie Widukind angiebt, ſondern zu Fulda begraben iſt. Das Grab iſt wahrſcheinlich durch den Brand, der 1286 die Domkirche zerſtörte, vernichtet worden. Vergl. Marianus Scotus zum Jahre 918 (M. G. V. 553). Marianus iſt in Bezug auf Fuldaiſche und Mainzer Sachen verläßlich; auch ſein Zeugniß für den Todestag Konrads fällt ins Gewicht und iſt deshalb Jahrbücher I. 1. S. 139 hinzuzufügen.

Buch II. Kapitel 3—5. Geſchichte Heinrichs I.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Alamannici bis zum Jahre 926. Annales Weingartenses b. z. J. 936. Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen. Annales Corbeienses. Annales Salisburgenses in den abgeleiteten Quellen. Annales s. Maximini Trevirensis. Das wichtigſte Actenſtück für die Regierung Heinrichs I. iſt ſein Vertrag mit König Karl III. (M. G. Legg. I. 567). Außerdem ſind erhalten die Beſchlüſſe der Synode zu Koblenz im Jahre 922, der zu Erfurt im Jahre 932, und von der Synode zu Duisburg im Jahre 929 mindeſtens die Ueberſchriften der Satzungen (M. G. Legg. II. 16—18. Die Beſchlüſſe der Synoden zu Erfurt und Dingolfing in den Quellen und Erörterungen zur baierſchen und deutſchen Geſchichte I. S. 408—413). — Spätere Quellen: Annales Augienses. Flodoardi Annales und Historia Remensis. Continuator Reginonis. Annales Lobienses mit den Annales Leodienses auf einer älteren gemeinſamen Quelle beruhend. Vita Brunonis c. 2—4. Liudprandi Antapodosis L. II. c. 21—31. L. III. c. 48—50. L. IV. c. 14—16. 24. Widukind L. I. c. 26—41. Hrotsvithae Gesta Oddonis v. 1 bis 124. Vita Mathildis prior (et posterior) c. 4—8. Folcuini Gesta abbatum Lobiensium c. 19. Richer I. c. 20—25. 34—39 (was bei Richer über Flodoard hier hinausgeht, verdient keinen Glauben). Thietmar L. I. c. 5—17 (meiſt nach Widukind). Eckehardi Casus s. Galli (M. G. II. 105—111). Adamus Brem. L. I. c. 56—65. Cosmas Pragensis I. c. 17—19. — Die Urkunden Heinrichs I. ſind verzeichnet bei Böhmer, Kaiſerregeſten S. 3—5.

Hülfsmittel: Phillips, König Heinrich I. der Sachſe in den Vermiſchten Schriften I. S. 288 ff. und in den Abhandlungen der baierſchen Akademie a. a. O.

S. 206. — Daß Heinrichs Wahl auch die Baiern und Schwaben mitvollzogen haben, ſcheint unglaublich, wenn auch der Continuator Reginonis, aus einer ſpäteren Zeit zurückſchließend, dies angiebt. Was Phillips in der angeführten Abhandlung S. 12 hierüber ſagt, halte ich für durchaus begründet, und ſelbſt der Wahlort (Fritzlar) möchte dafür ſprechen, daß Heinrich zunächſt nur von den Sachſen und Franken gewählt wurde. Widukinds Ausdruck (I. c. 26): exercitus Francorum — designavit eum regem coram omni populo Francorum atque Saxonum kann freilich allein nichts entſcheiden, da Franken und Sachſen bei ihm ganz Deutſchland bezeichnet.

S. 208. — Daß das Reich unter Heinrich nur ein loſer Verband der deutſchen Länder war, liegt auf der Hand; ob man es einen Staatenbund oder Bundesſtaat oder mit anderem Namen nennen will, thut nicht viel zur Sache. Wenn ich früher Heinrichs Stellung in eine gewiſſe Verbindung mit dem angelſächſiſchen Bretwaldathum zu bringen ſuchte, ſo muß ich jetzt nach Kembles Erörterungen (Die Sachſen in England. Ueberſetzt von Brandes II. S. 7 ff.) davon Abſtand nehmen. Löher hat Recht, wenn er in einer Feſtrede über die deutſche Politik König Heinrichs I. (München 1857) die Vergleichung des deutſchen Reichs mit dem „fabelhaften angelſächſiſchen Bretwaldathum" ablehnt; in dieſem Punkt habe ich mich ihm angeſchloſſen, in anderen vermag ich es nicht.

S. 209. — Waitz hat in den Jahrbüchern I. 1. S. 43 den Zug Heinrichs gegen Herzog Burchard in die erſte Hälfte des Jahrs 920 geſetzt. Iſt die merkwürdige Urkunde vom 8. März 920 über eine Gerichtshandlung vor Herzog Burchard, die v. Mohr im Codex diplomaticus von Graubünden I. S. 58 hat abdrucken laſſen, wirklich echt, und ich finde keinen Grund ihre Echtheit zu beſtreiten, ſo möchte Heinrichs Zug ſchon in das Jahr 919 zu ſetzen ſein, denn die Urkunde rechnet bereits nach Jahren ſeiner Regierung.

S. 210. — Ein doppelter Angriff Heinrichs auf Baiern geht aus dem oben angeführten hiſtoriſchen Fragment meines Erachtens deutlich hervor. Es heißt dort: „Dei nutu primo ingressu ab incolis unius civitatis est superatus et de sua parte multis victus abscessit." Nach multis ſcheint etwas zu fehlen, etwa interfectis.

S. 212. — Daß die Ernennung der Biſchöfe damals als ein ausſchließliches Recht der Könige angeſehen wurde, ſagt ausdrücklich Johann X. in einem Schreiben an den Erzbiſchof Hermann von Köln im Jahre 921. Er tadelt es hierin auf das Nachdrücklichſte, daß Herzog Giſelbert über das Bisthum Tongern verfügt habe, cum prisca consuetudo vigeat, qualiter nullus alicui clerico episcopatum conferre debeat, nisi rex. Jaffé, Regesta pontificum Romanorum. No. 2731.

S. 215. — Herzog Eberhards Pfalzgrafenamt in Lothringen hat die poſitiven Zeugniſſe des Flodoard zum Jahre 926 und des Sigebertus Gemblacensis zum Jahre 937 für ſich; auch iſt dieſe ſeine Stellung aus dem früheren Antheil der Konradiner an den lothringiſchen Angelegenheiten ſehr erklärlich. Vergl. S. 183. 192.

S. 222—224. — Die Städte- oder Burgengründungen Heinrichs I. hat ſchon Lappenberg in der Geſchichte von England I. S. 356 mit den kurz zuvor von König Edward dem Aelteren gegen die Dänen und Waliſer errichteten Grenzfeſten zuſammengeſtellt. Die Worte des Widukind (I. 35) ſcheinen mir unmittelbar einem Geſetze entnommen, das dem bekannten Geſetze Edwards verwandt war und etwa folgende Faſſung haben mochte:

1) Ut ex agrariis militibus nonus quisque in urbibus habitet et caeteris confamiliaribus suis octo habitacula exstruat frugumque omnium tertiam partem excipiat servetque, caeteri vero octo seminent et metant frugesque colligant nono et suis eas locis recondant.

2) Ut concilia et omnes conventus atque convivia in urbibus celebrentur.

3) Ut praeter vilia nulla extra urbes sint moenia. So erklärt ſich leicht das vielbeſtrittene: „vilia aut nulla extra urbes fuere moenia“ bei Widukind, wo auch die folgenden Worte „tali lege“ auf ein ſolches Geſetz hinzudeuten ſcheinen. Uebrigens ſetzen die Anlagen, die Widukind ſchildert, voraus, daß die Bevölkerung des Landes in der Maſſe aus milites agrarii beſtand. Dies waren königliche Vaſallen und Miniſterialen, unter die Kronland gegen die Verpflichtung zu ſtätem Kriegsdienſt vertheilt war. Nur in den Marken bildeten ſie den Hauptſtamm der herrſchenden Bevölkerung, und deshalb können auch Widukinds Worte zunächſt nur auf die Marken bezogen werden. Vergl. L. Gieſebrecht, Wendiſche Geſchichten S. 144—166. Ausführlich hat Waitz über die Städtegründungen Heinrichs gehandelt in den Jahrbüchern I. 1. S. 148—157. Wie Edwards Einrichtungen als Heinrichs Muſter anzuſehen ſind, ſo wurde Heinrichs Burgen- und Markverfaſſung wieder ein Vorbild für den Polen Boleſlaw Chrobry Vergl. was Röpell hierüber in der Geſchichte Polens I. S. 156 ff. nach der Chronik des Boguphal beibringt.

S. 225. — Heinrichs militäriſche Einrichtungen beſtanden, wie Widukind L. I. c. 28 ausdrücklich angiebt, beſonders darin, daß er die Dienſtleute beritten machte und im Reiterkampfe übte. Die Franken kämpften bereits früher faſt nur zu Pferde, wie aus den Vorgängen bei der Schlacht an der Dyle hinreichend bekannt iſt und die Annales Fuldenses z. J. 891 (M. G. I. p. 407) ausdrücklich bezeugen; Heinrichs Einrichtungen werden alſo auch hier ſich vornehmlich nur auf Sachſen bezogen haben. Liudprand (II. c. 3 und 25) berichtet, wie der Heerbann damals nur noch durch Androhung von Todesſtrafen zuſammengebracht werden konnte, bezeugt aber zugleich, daß die allgemeine Dienſtverpflichtung nach vollendetem dreizehnten Jahre noch beſtand. Ueber den letzten Punkt iſt die Beilage in Stenzels Verſuch einer Geſchichte der Kriegsverfaſſung Deutſchlands (S. 323) zu vergleichen. Daß Heinrich I. bei dem Einbruch der Feinde auch noch den Heerbann aufgeboten haben wird, läßt ſich nicht bezweifeln, und an einzelnen Stellen des Widukind läßt ſich unter exercitus wohl kaum etwas Anderes verſtehen, aber für neue Anordnungen in Betreff des Heerbanns durch Heinrich ſprechen weder innere noch äußere Gründe.

S. 230—232. — Ueber die Orte, wo die beiden Schlachten des Jahrs 933 gegen die Ungarn geſchlagen wurden, ſind in alter wie in neuer Zeit der Vermuthungen genug aufgeſtellt, deren aber keine zur Evidenz gebracht iſt. Vergl. Waitz in den Jahrbüchern I. 1. S. 107—110 und S. 184—191. Für die erſte Schlacht fehlt es an allem ſicheren Anhalt. Leibniz in den Annales Imperii (II. S. 426) vermuthet, der Kampf habe bei der Burg Gleichen in Thüringen ſtattgefunden, und ſieht dieſe in der Jechaburg und dem oppidum Lychen der ſpäteren ſagenhaften Chroniken, bei

denen aber die zweite Schlacht nach der Jechaburg bei Sondershauſen, die erſte dagegen in den Elm verlegt wird. Vergl. die Pöhldener Chronik (M. G. XVI. 62). Für die Lokalität der zweiten Schlacht ſtehen ſich die Autoritäten Widukinds und Liudprands gegenüber. Der letztere nennt Merſeburg, der erſtere Riade, das man nicht mit Sicherheit beſtimmen kann, nach dem ganzen Zuſammenhange der Erzählung aber kaum bei Merſeburg ſuchen darf. Leibniz (a. a. O. S. 430) ſcheint geneigt hier Liudprand zu folgen, doch zeigt ſich letzterer im Allgemeinen in den deutſchen Angelegenheiten dieſer Zeit nur ſo oberflächlich unterrichtet, daß man ſeine Autorität nicht allzuhoch anſchlagen kann. Des Merſeburger Chroniſten Brottuff Anſicht, daß der Kampfplatz nicht allein bei Merſeburg, ſondern noch beſtimmter in der unmittelbaren Nähe des Dorfs Keuſchberg geweſen ſei, hat neuerdings, auf Kenntniß des Lokals geſtützt, A. Frauſtadt (Die Wahlſtatt von Keuſchberg. Leipzig 1858) wiederum zu befeſtigen geſucht; die Gründe ſind nicht zwingend und beruhen zum Theil auf nicht ſtichhaltiger Auslegung der ſpäteren ſagenhaften Quellen.

S. 233. 234. — Ueber die Dänenkriege Heinrichs I. vergl. L. Gieſebrecht in den Wendiſchen Geſchichten S. 137—139. Daß zwei Kriege anzunehmen ſind, kann kaum einem Zweifel unterliegen. Der Krieg des Jahrs 931 hat die unabhängigen Zeugniſſe der Annales Hersfeldenses und Augienses für ſich; der zweite d. J. 934 das der Annales Corbeienses, auch laſſen ſich die Nachrichten bei Adam von Bremen nur auf den letzteren beziehen.

S. 239. — Heinrichs Todestag wird irrthümlich in den meiſten Büchern als ein Sonntag angegeben. Er und ſeine Gemahlin Mathilde ſtarben nach den beiden Lebensbeſchreibungen der letzteren am Sabbath, d. h. am Sonnabend; der 2. Juli 936 und 14. März 968, die als die Todestage beider feſtſtehen, fielen überdies auf dieſen Wochentag.

S. 239. 240. — Die ſchöne Stelle aus Ruotger findet ſich in der Vita Brunonis c. 3.

Buch II. Kapitel 6—12. Geſchichte Ottos I. — 951.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen. Annales Corbeienses. Annales Salisburgenses in den abgeleiteten Quellen. Annales s. Maximini Trevirensis. Das wichtigſte Actenſtück ſind die Verhandlungen der großen Ingelheimer Synode im Jahre 948, die nach mehreren Recenſionen in den M. G. Legg. II. 19—26 abgedruckt ſind; ebendaſelbſt finden ſich auch einige Beſtimmungen eines Frankfurter Convents. Quellen aus der ſpäteren Zeit Ottos I.: Annales Augienses. Annales Sangallenses maiores. Flodoardi Annales und Historia Remensis. Continuator Reginonis. Annales Lobienses (Annales Leodienses). Annales Einsidlenses. Liudprandi Antapodosis IV. c. 17—34. V. c. 1. 12. 13. 26. Ruotgeri Vita Brunonis c. 5—10. Widukind L. II. L. III. c. 1—8. Hrotsvithae Gesta Oddonis. v. 125—466. Spätere Quellen: Vita Mathildis I. prior c. 8. 9. (posterior c. 9—15). Vita Johannis abbatis Gorziensis. Gerhardi vita Udalrici, c. 1—9. Richer II. c. 17—19. 29—31. 49—93. Thietmar II. c. 1. 2. 22. Eckehardi Casus s. Galli (M. G. II. 112. 113). Hermannus Contractus. Annales s. Emmerammi Ratisponensis minores, auf älteren

Annalen beruhend. Adam. Brem. II. c. 1—5. Helmold. I. c. 12. — Die Urkunden Ottos I. aus dieſer Zeit ſind verzeichnet in Böhmers Kaiſerregeſten S. 5—10.

S. 241—246. — Ueber Ottos I. Wahl und Krönung vergleiche man den Aufſatz von Phillips, Vermiſchte Schriften I. S. 303—309 und deſſelben Verfaſſers akademiſche Abhandlung über die deutſche Königswahl in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, philoſophiſch-hiſtoriſche Klaſſe, Band 24. S. 383.

S. 241. — „Sachſen und Franken bildeten gleichſam den Kern des Reichs." Daher bezeichnet Widukind mit Franken und Sachſen das deutſche Reich; ebenſo der Stiftungsbrief für Quedlinburg, von dem Köpke in den Jahrbüchern I. 2. S. 9 zeigt, daß er in das Jahr 936 und nicht 937 zu ſetzen iſt. Dort heißt es: Si aliquis generationis nostrae in Francia et Saxonia regalem potestativa manu possideat sedem, in eius defensione sit monasterium cum sanctimonialibus. Sin autem alter e populo eligatur rex, ipse quidem in eis suam regalem teneat potestatem, sed nostrae cognationis, qui potentissimus erit, advocatus loci habeatur. Erath, Codex diplom. Quedlinb. p. 3. Die Stelle iſt auch dadurch wichtig, daß ſie deutlich zu erkennen giebt, wie das Reich bei Heinrichs Tode als ein volles Wahlreich angeſehen wurde, denn Otto ſelbſt ſetzt die Möglichkeit, daß trotz der Fortdauer ſeines Geſchlechts die Krone geſetzlich durch Wahl auf einen anderen „e populo" übergehen könne. Für „Franken und Sachſen" als Bezeichnung des Reichs führt Köpke a. a. O. S. 3 noch eine Urkunde für das Bisthum Osnabrück an. Auch von Kaiſer Conſtantinus Porphyrogennetos de administr. imperii c. 30 wird Otto Ῥῆξ Φραγγίας τῆς καὶ Σαξίας genannt.

S. 243. — „Er ergötzte ſich gern auf der Falkenjagd, da hörte man ihn wohl auf abgelegenen Pfaden die lieblichſten Weiſen ſingen." Vom Grafen Ansfried erzählt Thietmar (IV. 22), er ſei als ein Knabe zur Erziehung ſeinem Oheim, dem Biſchof Robert von Trier, übergeben, dann von ſeinem gleichnamigen Oheim Ansfried, der funfzehn Grafſchaften verwaltete, zur Zucht in ritterlichen Dingen dem Erzbiſchof Brun überwieſen worden, endlich ſei er, als Otto zur Kaiſerkrönung nach Rom zog, in deſſen Dienſt getreten. Otto zog Ansfried in ſeine nächſte Umgebung. Hoc ideo tam gratanter suscepit, quia psalmos oris eius dulcissimos, hunc per devia sequens quasi delectationis causa aviculis insidiando, sine detractione frequentare occultius potuit. Sollten die psalmi dulcissimi, welche der Kaiſer auf der Vogeljagd ſang, wirklich geiſtliche Lieder geweſen ſein?

S. 248. — Die ſächſiſche Abkunft der Billinger iſt nach Hrotsvitha de primordiis coenobii Gandersheimensis v. 20—23:

Cui coniux ergo fuerat praenobilis Oda.
Edita Francorum clara de stirpe potentum.
Filia Billungi, cujusdam principis almi,
Atque bonae famae generosae scilicet Aedae.

ſehr unwahrſcheinlich. Daß die stirps clara Francorum ſich nur auf die Abſtammung der Aeda beziehen ſolle, nicht auf die Herkunft der Billinger, nimmt Leibniz in

den Annalen II. p. 582 an und giebt einen Stammbaum, der sich aber auf manche unsichere Vermuthungen gründet. Wie die Liudolfinger von einer Billingerin abstammten, so setzten sich auch später die verwandtschaftlichen Verbindungen zwischen beiden Geschlechtern fort. Daß eine Schwester der Königin Mathilde an Wichmann, den älteren Bruder Hermann Billings, vermählt war, bezeugen die Annales Hildesheimenses, Quedlinburgenses und Thietmar II. 6. Mit der früheren Geschichte der Billinger hat sich besonders Wedekind beschäftigt, sowohl in seinem Buche über Hermann, Herzog von Sachsen (Lüneburg 1817), wie auch an mehreren Stellen in den Noten zu einigen Geschichtsschreibern des deutschen Mittelalters (zehn Hefte in drei Bänden. Hamburg 1821—1837). Vergl. auch Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg. Göttingen 1853. Band I. S. 46 ff.

S. 252. — Ueber Gero besitzen wir eine gründliche und ausführliche Biographie von Leutsch (Markgraf Gero. Leipzig 1828), die indessen doch durch neuere Forschungen mehrfache Berichtigungen erfahren hat. Köpke handelt in den Jahrbüchern I. 2. S. 120 ff. in einem eigenen Excurse über Gero.

S. 252. — Wenn ich in der ersten Auflage eine nähere Verbindung Herzog Eberhards von Baiern mit dem Bischof Gerhard von Passau annahm, so geschah es, weil ich keinen Zweifel an der Echtheit einer Bulle Leos VII. hegte, welche gleichzeitig E. Dümmler in seiner Schrift: Piligrim von Passau und das Erzbisthum Lorch (Leipzig 1854) als eine Erfindung Piligrims darzulegen suchte. Nachdem dann Dümmlers Beweisführung mir bekannt geworden war, glaubte ich in meinen Anmerkungen eine Kritik jener Beweisführung geben zu müssen und nach dieser meine Darstellung wenigstens theilweise aufrecht halten zu können. Meine Gründe haben, so viel ich weiß, bisher nirgends Anerkennung gefunden, namentlich hat sich Büdinger in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1856. S. 58—60 und Oesterreichische Geschichte I. S. 277. 278 dagegen erklärt. Um so mehr wird es gerechtfertigt scheinen, wenn ich in der Darstellung von jener Bulle Leos VII. und den anderen ihr verwandten Actenstücken keinen Gebrauch mehr gemacht habe. Dümmler hat mit Recht bemerkt, daß ich dies meinem Grundsatz schuldig sei, auf „Nachrichten von zweifelhaftem Werthe und unsicherem Ursprunge" kein Gewicht zu legen, obwohl ich damit nicht habe sagen können und wollen, daß ich jedes einmal in Zweifel gezogene Material zur Seite liegen zu lassen beabsichtige; nach einer willkürlichen Kritik, wie sie von Leo, Gfrörer, Damberger und Anderen geübt ist, würde mit diesem Princip eine Geschichte des Mittelalters kaum noch zu schreiben sein. Nachdem die historische Kritik in letzter Zeit meist destructiv verfahren ist, möchte sie bald sich ihrer conservativen Aufgabe wieder mehr bewußt werden, und dann könnten auch die Passauer Urkunden, die jetzt schon in weiterem Umfang in Zweifel gezogen sind, als es Dümmler gethan hat, aufs Neue einmal in Betracht gezogen werden. Mit Rücksicht auf eine solche spätere Aufnahme dieser Untersuchungen behalte ich mir meine Ansicht vor, daß die von Dümmler bestrittene Echtheit der Bullen Leos VII. und Agapets II. noch keineswegs erwiesen ist und daß das Schreiben Benedicts an Friedrich von Salzburg den sichersten Ausgangspunkt der Untersuchung bildet und von Benedict V. herrührt. Die Begründung dieser Ansicht, wie ich sie in der ersten Auflage versucht habe, hier zu wiederholen scheint überflüssig, obschon ich sie auch jetzt noch für richtig und durch Büdingers Gegenbemerkungen kaum erschüttert glaube. Ein sinnstörender Druckfehler in der ersten Auflage S. 770 Z. 5 muß berichtigt werden: es ist dort „Unechtheit" statt „Echtheit" zu lesen.

S. 265. — Schon Köpke hat Jahrbücher I. 2. S. 34. Note 1 bemerkt, daß Graf Immo nicht eine aus der Immengeschichte erwachsene mythische Person ist. In den Citaten ist dort ein störender Druckfehler zu ändern: Immo erscheint beim Continuator Reginonis zum Jahre 944, wie bei Flodoard zum Jahre 959 und 960. Ob der in der Vita Deoderici I. (M. G. IV. 476) erwähnte Immo comes mit jenem eine Person ist, muß dahingestellt bleiben.

S. 271. 272. — Aschbach hat in seiner Abhandlung: Hat Franken im zehnten Jahrhundert Landesherzoge gehabt? (Archiv für Geschichte und Litteratur II. p. 166 ff.) diese Frage im Allgemeinen verneint; dagegen hat Waitz Jahrbücher I. 1. S. 128 mit Recht für Konrad und Eberhard die Stellung von fränkischen Landesherzögen in Anspruch genommen. Daß aber mit Eberhards Tode das fränkische Herzogthum erlosch und nicht auf Konrad den Rothen überging, zeigt Köpke in einem besonderen Excurs zu den Jahrbüchern (I. 2. S. 93 ff.), und was Dönniges (Deutsches Staatsrecht I. S. 344. 345) dagegen einwendet, scheint mir nicht haltbar. Es verdient noch eine genaue Untersuchung, wie sich die Verhältnisse Frankens damals im Einzelnen gestalteten; über das Schicksal der fränkischen Markgrafschaft gegen die Sorben habe ich Jahrbücher II. 1. S. 133 gehandelt.

S. 274. — Das Zeugniß des Flodoard und das davon unabhängige des Continuator Reginonis zum Jahre 940 sind so positiv, daß wohl nicht mit Recht in den Jahrbüchern (I. 2. S. 44) bezweifelt ist, daß an Heinrich in diesem Jahre das Herzogthum Lothringen übertragen wurde. Der Cont. Reg. sagt ausdrücklich, daß Otto, Richwins Sohn, erst auf Heinrich gefolgt sei, und zwar noch in demselben Jahre. Widukind L. II. c. 26 läßt allerdings diesen Otto gleich auf Giselbert folgen und weiß überhaupt Nichts von Heinrichs herzoglicher Gewalt in Lothringen; aber er ist auch sonst in der Darstellung der lothringischen Angelegenheiten nicht gerade genau.

S. 287. — Ueber die Bedeutung, welche das Pfalzgrafenamt unter Otto I. gewann, handelt ausführlich Dönniges (Deutsches Staatsrecht I. S. 354 ff.); eine gute übersichtliche Zusammenstellung findet sich in Walters deutscher Rechtsgeschichte §. 180. 209. 210. Es scheint mir noch zu wenig hervorgehoben, daß die wesentliche Bedeutung des neuen Amtes darin lag, gegenüber der Concentrirung der provinziellen Interessen im Herzogthum die gesammten Reichsinteressen in den einzelnen Provinzen in der Hand eines ständigen Beamten zusammenzufassen. Freilich ist die Pfalzgrafschaft nie das geworden, was sie ihrer Idee nach werden sollte; sie wurde vielmehr früh zu einer Territorialgewalt neben den anderen Territorialgewalten, so daß man ihre allgemeine Bedeutung für das Reich nur mühsam in den Quellen entdeckt. Franken hatte keinen eigenen Pfalzgrafen. Die niederrheinischen Pfalzgrafen, die ihren Sitz zu Aachen hatten, waren Pfalzgrafen in Lothringen; nur deshalb, weil sie auch in Franken Besitzungen gewannen, werden sie später auch als fränkische Pfalzgrafen bezeichnet.

S. 288. — Die Schlacht bei Wels an der Traun fällt nach den Mittheilungen v. Rudharts aus einem Freisinger Codex nicht auf den 11., sondern auf den 10. August 944. Quellen und Erörterungen. VII. S. 455.

S. 288. — Heinrichs Vermählung mit der baierschen Judith fällt nach dem ausdrücklichen und völlig glaubwürdigen Zeugniß der Hrotsvitha (*Gesta Oddonis* v. 156 ff.) schon in die Zeit vor seiner ersten Empörung, also in die Jahre 936 bis 938. Vergl. S. 253.

S. 298. 299. — Eine sichere chronologische Bestimmung für den Dänenzug Ottos I. zu gewinnen ist nach den späten und vielfach dunklen Ueberlieferungen un-

möglich. Der Gegenstand ist auf das Sorgfältigste nach allen Seiten durchforscht worden, ohne daß man zu einem allgemein anerkannten Resultate gekommen wäre. Asmussen in seiner sehr verdienstlichen Abhandlung über die Kriegszüge der Ottonen gegen Dänemark (Archiv für Staats- und Kirchengeschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein u. s. w. Band I.) setzt den Zug in das Jahr 958; Köpke kommt in dem tief in die Frage eingehenden Excurs über Ottos I. Kriege mit den Dänen (Jahrbücher I. 2. S. 104 ff.) auf das Jahr 947; Dahlmann in der Geschichte von Dänemark I. S. 81 verwirft beide Annahmen und wählt das Jahr 965; L. Giesebrecht endlich in den Wendischen Geschichten I. S. 142 nennt zwar kein bestimmtes Jahr, verlegt den Zug aber, an eine Bemerkung Widukinds L. II. c. 21 anknüpfend, in die Zeit vor 940. Das allein scheint mir nicht fraglich zu sein, daß der Zug der Stiftung der dänischen Bisthümer voranging; sonst finde ich keinen bestimmten Anhalt zur Entscheidung der Frage.

S. 301. — Die Unternehmungen Heinrichs gegen die Ungarn, die sowohl für die Beurtheilung seines persönlichen Werths, wie für die Stellung des Reichs von der größten Bedeutung sind, werden in den meisten Geschichtsbüchern zu wenig hervorgehoben. Die Quellen weisen deutlich genug auf die Größe dieser Thaten hin. Heinrichs großer Ungarnkrieg wird in den Annales Hersfeldenses zum Jahre 950, bei Flodoard zu demselben Jahre, bei Widukind L. II. c. 36 erwähnt; auch Hrotsvitha besingt ihn (Gesta Oddonis v. 377—394). Die Erklärung, welche Büdinger Oesterreichische Geschichte I. S. 259 Widukinds Worten gegeben hat, halte ich nicht für richtig; nach dem ganzen Zusammenhang muß die Einnahme Aquilejas in Verbindung mit den Ungarnkriegen Heinrichs stehen. Daß Hansiz bei Ticinus nicht an die Theiß gedacht hat, ist richtig, aber mit Köpke (Jahrbücher I. 2. S. 81) und Dümmler meine ich dennoch, daß Widukind keinen anderen Fluß bezeichnen wollte.

S. 317. 318. — Die Sagen von der Königin Editha finden sich beim Annalista Saxo zum Jahre 937 (M. G. VI. 600), wie in der Pöhldener Chronik.

S. 318—334. — Ueber die kirchlichen Zustände der Ottonischen Zeit muß man das Material aus den Lebensbeschreibungen der Mathilde, des Erzbischofs Brun, des Johann von Gorze und des Bischofs Ulrich von Augsburg sammeln; auch Adam von Bremen giebt einzelne gute Nachrichten. — Die ungemeine Bedeutung Bruns scheint mir bisher noch kaum nach allen Seiten gewürdigt zu sein, doch verdient die fleißige Arbeit von Pieler über Bruns Leben (Programm des Gymnasiums zu Arnsberg. 1854) hervorgehoben zu werden. Neuerdings hat Vogel in seinem Buche über Rather auch Brun ein Ehrendenkmal gesetzt. Im Wesentlichen mit Vogel durchaus einverstanden, bin ich in manchen Punkten allerdings abweichender Ueberzeugung. So kann ich namentlich nicht einräumen, daß Brun der italischen Politik Ottos entgegen war; er war es gerade, der Otto bewog im Jahre 956 Liudolf nach Italien zu senden und damit den ersten Anstoß gab, nach der Beendigung des Bürgerkriegs die italische Eroberung wieder aufzunehmen.

S. 322. 323. — Vergl. über die Kanzler und Erzkanzler in der ersten Hälfte der Regierung Ottos I. Köpkes Excurs in den Jahrbüchern I. 2. S. 98.

S. 328. — Vergl. den Brief des Gunzo an die Reichenauer Mönche, der sich bei Martene, Veterum scriptorum amplissima collectio T. I. col. 294 sequ. findet.

S. 328. 329. — Ueber die lateinische Hof- und Klosterdichtung der Ottonischen Zeit handelt W. Wackernagel in der Geschichte der deutschen Litteratur S. 70—74.

S. 332—334. — Die Stiftungsbriefe für die dänischen Bistbümer und das Bisthum Oldenburg sind nicht mehr vorhanden; dagegen besitzen wir die Stiftungs-

urkunden für Havelberg und Brandenburg, die erstere ist abgedruckt in Buchholzs Geschichte der Churmark Brandenburg I. S. 405, die andere in Gerckens Stiftshistorie von Brandenburg S. 335. Die Widersprüche beider Urkunden bespricht Köpke in den Jahrbüchern I. 2. S. 114 in einem besonderen Excurse.

Buch III. Kapitel 1. Geschichte Italiens von 900—950.

Quellen. Gleichzeitig: Panegyricus Berengarii imperatoris (M. G. IV. 190—210). Libellus de imperatoria potestate in urbe Roma. Flodoardi Annales. Attonis Epistolae. Ratherii Epistolae. Noch dem zehnten Jahrhundert gehören an: Liudprandi Antapodosis. Vitae pontificum. Benedicti s. Andreae monachi Chronicon c. 29—34. Chronicon Salernitanum c. 155—168. Vom Anfange des elften Jahrhunderts: Hugonis abbatis Destructio monasterii Farfensis (M. G. XI. 532—539). Chronicon Venetum. — Die päpstlichen Urkunden sind verzeichnet bei Jaffé, Reg. pont. Rom. p. 305—319.

Hülfsmittel: Die litterarischen und damit zusammenhängenden sittlichen Zustände Italiens habe ich in meiner Schrift: De litterarum studiis apud Italos primis medii aevi saeculis (Berlin 1845) ausführlicher behandelt. An dieselbe schließt sich auf das Engste die geistreiche Abhandlung Ozanams an: Des écoles et de l'instruction publique en Italie aux temps barbares, die Einleitung zu den Documents inédits pour servir à l'histoire littéraire de l'Italie depuis le VIIIe siècle jusqu'au XIIIe (Paris 1850). Ozanam nimmt mit dem von mir gesammelten Material vollständig das Resultat auf, daß sich eine eigenthümliche weltliche Bildung, vorzugsweise auf das klassische Alterthum gegründet, während des ganzen Mittelalters in Italien erhalten habe, nur will er neben derselben eine eigenthümliche Entwicklung der klerikalen Bildung festhalten, während nach meiner Ansicht auch der Klerus von jener weltlichen Bildung beherrscht und durchdrungen war. So schön auch Einzelnes in der Abhandlung ausgeführt ist, kann ich mich nicht davon überzeugen, daß vor dem Investiturstreit ein solcher Gegensatz zwischen geistlichen und weltlichen Schulen obgewaltet habe, wie ihn Ozanam schildert. Sonst haben sich fast Alle, die neuerdings eingehend die Bildungszustände Italiens behandelt haben, meinen Ansichten angeschlossen, vornehmlich auch Vogel in seinem Buche über Rather, wo er Manches noch weiter auszuführen Gelegenheit hatte. Meines Wissens hat nur Fr. Palermo in dem Archivio storico (Appendice T. III. p. 641—653) im Ganzen und Großen das Ergebniß meiner Arbeit bestritten, doch hat er sich dabei mehr von nationalen, als wissenschaftlichen Interessen leiten lassen.

Ueber die politischen Zustände Italiens im zehnten Jahrhundert und die Ausbildung der bischöflichen Hoheit in den lombardischen Städten handelt übersichtlich v. Bethmann-Hollweg, Ursprung der lombardischen Städtefreiheit (1846); ausführlich und mit scharfer Kritik das Material sondernd C. Hegel in seinem ausgezeichneten Werke: Geschichte der Städteverfassung von Italien II. S. 48 ff.

Die Regierungen K. Hugos und K. Lothars sind eingehend behandelt von Fr. de Gingins-la-Sarraz, Mémoires pour servir à l'histoire des royaumes de Provence et de Bourgogne-Jurane, seconde partie: les Hugonides (Archiv für Schweizerische Geschichte. Zürich 1853. IX. 86 ff.). Ueber Alberich und die römischen Verhält-

niſſe ſeiner Zeit hat Provana in den Studii critici sovra la storia d'Italia a' tempi del re Ardoino (Turino 1844) p. 128 ff. Mehreres zuſammengeſtellt, doch vermißt man in der Behandlung des Stoffs durchgreifende Kritik.

S. 343 u. 345. — Die hier erwähnten Worte Papſt Johanns VIII. findet man bei Jaffé, Reg. pont. No. 2490 und 2449.

S. 348. — Das angeführte Geſetz K. Aiſtulfs ſteht bei Troya, Della condizione de' Romani vinti da' Langobardi p. 487.

S. 350. — Ueber die miſſatiſche Gewalt der Biſchöfe vergl. Karoli II. Conventus Ticinensis a. 876 (M. G. Legg. I. 351). Ipsi nihilominus episcopi singuli in suo episcopio missatici nostri potestate et auctoritate fungantur. Ich kann dies nicht mit Hegel (II. 22) von der gleichen Stellung der Biſchöfe neben den Sendboten verſtehen, ſondern glaube, die Biſchöfe traten ſelbſt für ihren Sprengel in die Geſchäfte der Sendboten ein, nachdem Karl aus den lombardiſchen Städten in gleicher Weiſe, wie aus Rom, die königlichen Sendboten zurückgezogen hatte. Removit ab eis regias legationes, ſagt der libellus de imperatoria potestate (M. G. III. 722).

S. 352. — Die Raubzüge der Araber vom Garigliano überſieht man am beſten in der Chronik des Benedict; intereſſante Notizen bietet auch die Destructio monasterii Farfensis dar.

S. 353. — Die Niederlaſſung der Araber in Garde-Frainet iſt in Frankreich der Gegenſtand mehrerer gelehrten Arbeiten geweſen; die wichtigſte iſt Reynaud, Invasions des Sarrasins en France (Paris 1836). Die Mémoires de la société des Antiqu. de France T. VIII. (1846) enthalten zwei einſchlagende Arbeiten: Reynaud, Domination sarrasine sur la montagne du Grand-St.-Bernard und Bonnefoy, Du séjour des Sarrasins en Savoie.

S. 353. 354. — Muratori bezweifelte (Annali a. 925), ob die Ungarn jemals bis Rom vorgedrungen ſeien; die Chronik des Benedict hebt jetzt jede Ungewißheit. Die Niederlage bei Rieti fällt gegen Ende 941 oder in das folgende Jahr. Der Sieger war nach Benedicts Zeugniß (c. 30) der Langobarde Joſeph, unfraglich eine Perſon mit dem gleichnamigen dux et rector territorii Sabinensis, der in einer Urkunde vom November 941 erwähnt wird. Im Anfange des Jahrs 941 wird noch der dux Sarilo in der Sabina genannt, im Januar 943 ſchon der dux Rainerius. Fatteschi, Memorie istorico-diplomatiche riguardanti le serie de' duchi di Spoleto (Camerino 1801) p. 250.

S. 355—358. — Das Sittenverderbniß der italiſchen Biſchöfe ſchildert Rather beſonders Praeloquia L. V. (Ratherii Opp. p. 144 sequ.). Vergl. Vogel I. S. 40 ff. und S. 93. Als viri urbanae scientiae und prudentes saeculi werden von Rather die italiſchen Gelehrten öfters bezeichnet und vor der urbanitas saecularium gewarnt. Vergl. Vogel I. S. 71. 74 und an anderen Orten.

S. 359. — Das Chronicon Venetum enthält über den Ungarneinfall vom Jahre 899 die wichtigſten bisher wenig benutzten Notizen. Dieſer Einfall traf Treviſo, Padua, Brescia, Pavia und Mailand, und vor Allem auch die venetianiſchen Inſeln. Auf ledernen Kähnen ſetzten die Ungarn über und ſteckten faſt alle Orte der

Venetianer in Brand; nur ein großer Sieg des Dogen Petrus am 29. Juni schützte Molomacco und Rialto, wo man im Jahre 907 den Bau der neuen Stadt anfing. Irrig ist es also, wenn Leo in der Geschichte von Italien I. 380 sagt: „Die Einfälle der Ungarn schadeten Venetien wenig wegen des den magyarischen Reiterschaaren unzugänglichen Terrains."

S. 362. 363. — Crevit extunc non solum Papiae, sed et in omnes Italiae fines regis timor; neque hunc ut reges ceteros floccipendere, verum modis omnibus honorare. Liudprandi Antapodosis III. c. 41.

S. 370. — Die Vermählung K. Lothars mit Adelheid wird chronologisch bestimmt durch eine am 27. Juni 947 zu Pavia ausgestellte Urkunde, in der Coriano an Adelheid als Morgengabe verschrieben wird (Historiae patriae monumenta I. 159). Nach dem Zeugniß des Abts Odilo (Epitaphium c. 2) stand Adelheid damals im sechszehnten Jahre, war also im Jahre 931 oder 932 geboren. Der Todestag K. Hugos war nach zwei übereinstimmenden Zeugnissen (Catal. Italiae regum M. G. III. 216 und Calendar. Merseburg. in Höfers Archiv I. 111) der 10. April 947.

S. 372. — Aus Farfenser Urkunden und Hugonis Destructio monasterii Farfensis c. 7 geht hervor, daß Alberich auf dem Aventin seine Stammburg hatte. Eine Urkunde, die ich zu Subiaco aus dem Registrum Sublacense abschrieb und sich unter den Documenten (A) findet, zeigt, wie Alberich später bei S. Apostoli Hof hielt, an derselben Stelle, wo in der Folge die Grafen von Tusculum ihre Residenz hatten; vergl. eine Urkunde vom 23. Mai 1013, die Galletti (Del Vestarario della S. R. C. p. 14) aus dem Registrum Farfense herausgegeben hat. Meines Wissens war das von mir edirte Protokoll über ein von Alberich angeordnetes Gericht bisher nirgends vollständig gedruckt; es hat um so mehr Interesse, da das urkundliche Material für Alberichs Geschichte sehr dürftig ist und manche in der Urkunde genannte Personen auch sonst in der Geschichte jener Zeit hervortreten. So ist der Protoscriniarius Leo der nachherige Papst Leo VIII., der aus einer sehr angesehenen römischen Familie stammte und dessen Wohnung an der jetzigen Via di Marforio lag, die unter dem Namen Descensus Leonis Proti bis zum dreizehnten Jahrhundert vorkommt. Bei Liudprand Hist. Ott. c. 9 finden sich die meisten der in diesem Actenstück erwähnten Personen theils selbst, theils ihre Söhne wieder.

Buch III. Kapitel 2—8. Geschichte Ottos I. von 951—973.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen. Annales Corbeienses. Annales Augienses bis zum Jahre 954. Annales Sangallenses majores. Annales Lobienses und die den Annales Leodienses zu Grunde liegenden Annalen. Annales s. Maximini Trevirensis. Annales Colonienses. Flodoardi Annales b. z. J. 966. Annales Einsidlenses (Annales Heremi). Liudprandi Historia Ottonis Magni. Continuator Reginonis b. z. J. 967. Ruotgeri Vita Brunonis c. 11—49. Widukind L. III. c. 9—76. Hrotsvithae Gesta Oddonis v. 467—752. 1141—1188. 1479—1517. Liudprandi Relatio de legatione Constantinopolitana. Vitae pontificum. Chronicon Benedicti c. 35—39. Die wichtigsten Actenstücke dieser Zeit sind gedruckt in den M. G. Legg. II. 26—35. — Spätere noch im zehnten Jahrhundert geschriebene Quellen: Vita Mathildis prior c. 10—16 (posterior c. 15—28). Chronicon Salernitanum c. 169—174. Vita

Johannis abbatis Gorziensis, beſonders c. 115—136. Gerhardi Vita Udalrici c. 10—25. Folcuini Gesta abbat. Lobiensium c. 22—28. Richer III. c. 1—10. Odilonis Epitaphium Adalheidae c. 2—5. — Spätere Quellen: Chronicon Venetum (M. G. VII. 24. 25). Thietmar II. c. 3—21. 23—28. IV. 22. Eckehardi Casus s. Galli (M. G. II. 114—147). Hermannus Contractus. Annales Casinates. Annales Barenses. Chronicon Novaliciense V. c. 12—31. Anselmi Gesta episc. Leod. 23. 24. Gesta episc. Cameracensium I. c. 75—94. Widrici Vita Gerardi. Othloni Vita Wolfkangi c. 1—14. Sigeberti Vita Deoderici I. c. 1—18. Marianus Scotus. Sigeberti Gemblacensis Chronica. Adamus Brem. II. c. 7—20. Arnulfi Gesta archiepp. Mediol. I. c. 15—18. Landulfi Historia Mediolanensis II. c. 16. Hugonis Flaviniacensis Chronicon II. c. 8 (M. G. VIII. 374. 375). Lupi Protospatharii Annales Barenses. Leo Ostiensis Chronica mon. Casin. I. c. 61. II. c. 9. Annales Beneventani (M. G. III. 173—185). Cosmas Prag. I. c. 21—25. Chronica Polonorum I. c. 5. Annalista Saxo. Annales Magdeburgenses. Annales Palidenses (Königsberger Weltchronik, Sächſiſche Weltchronik). — Die Urkunden Ottos I. aus dieſer Zeit ſind verzeichnet von Böhmer, Kaiſerregeſten S. 10—21; die gleichzeitigen päpſtlichen Schreiben bei Jaffé, Reg. pontif. Rom. p. 319—331.

S. 378. — Die angeführte Stelle des Liudprand findet ſich Antapodosis V. c. 30.

S. 379—389. — Die Hauptquellen für den erſten italiſchen Zug Ottos I. ſind der Fortſetzer des Regino, Widukind und Hrotsvitha. Ueber die Gefangenſchaft und Flucht Adelheids iſt beſonders Hrotsvitha zu leſen und neben ihr Odilos Lebensbeſchreibung der Königin; über die ſpäteren, vielfach ausgeſchmückten und ſagenhaften Berichte handelt Dönniges in den Jahrbüchern I. 3. S. 173—178. So wenig Glauben die ausführliche Erzählung des Donizo in dem Leben der großen Gräfin Mathilde (M. G. XII. 355—358) auch im Einzelnen verdient, wird doch nach ihr angenommen werden können, daß Adelheid in der letzten Zeit zu Garda eingekerkert war, daß Atto ſie nach ihrer Flucht beſchützte und nach Canoſſa in Sicherheit brachte; in Bezug auf dieſe Punkte, für die es ſonſt an alten Zeugniſſen fehlt, ſcheint Donizo Glauben zu verdienen. Ueber die Weigerung Adelheids ſich mit Lothar zu vermählen, über ihre Gefangennehmung zu Como und den Tag derſelben iſt Dänniges a. a. O. S. 6. 7 zu vergleichen. — Zwei für den Zug Ottos wichtige Urkunden fehlen in Böhmers Regeſten; die eine iſt zu Pavia am 23. September 951 (Monumenta Boica XXXI. 1. p. 198), die andere zu Como am 16. Februar 952 (Giulini, Memorie di Milano II. 481) ausgeſtellt.

S. 381. 382. — Daß der Brief Ratbers (Opp. p. 537—545) an Papſt Agapet II. gerichtet iſt, ſcheint mir Vogel (Rather I. 145 ff. und II. 158) gut bewieſen zu haben.

S. 385—387. — Ueber das dotale munus der Adelheid beſitzen wir eine Beſtätigungsurkunde Ottos II. (Schöpflin, Alsatia diplomatica I. 126). Ueber den Hochzeitstag Ottos und der Adelheid vergl. Dönniges Jahrbücher I. 3. S. 11 Anm. 3. Weshalb Dönniges hier und S. 12 Anm. 2 annimmt, Liudolf und Erz-

biſchof Friedrich ſeien ſchon vor der Hochzeit nach Deutſchland gegangen, iſt mir nicht klar, da der Fortſetzer des Regino, Widukind und Hrotsvitha ausdrücklich das Gegentheil bezeugen und überdies Liudolf und Friedrich recht gut Weihnachten in Saalfeld feiern konnten, wenn die Hochzeit im October oder November ſtattfand. Heinrichs Benehmen gegen Otto zu jener Zeit ſchildert Hrotsvitha (Gesta Oddonis v. 677—679) in folgender Weiſe:

Obsequiis operam gessit regalibus aptam,
Officium non germani solummodo carl,
Sed magc tus servi studio complendo benigni.

S. 390. — Das Martyrium Arnoldi (Böhmer, Fontes rerum Germanicarum III. 325) erwähnt, daß während der Minderjährigkeit Ottos III. die Lombardei einen jährlichen Tribut von 1200 Pfund reinen Goldes zahlte, der Willigis zufiel, ohne jedoch den Urſprung dieſes Tributs zu berichten. Weiter führen andere, freilich ſagenhafte Quellen ſpäterer Zeit. Die Annales Palidenses (M. G. XVI. p. 63) und die Königsberger Weltchronik erwähnen eines Tributs von 200 Pfund Goldes, welchen die Lombarden zu Ottos I. Zeiten bezahlen mußten. (Longobardie) incole singulis annis solvebant imperatori ducenta talenta auri purissimi, ſagt die letztgenannte Chronik, ſetzt aber die Einführung deſſelben erſt in die Zeit des zweiten Zuges Ottos nach Italien. Die Annales Palidenses ſcheinen dagegen auf den erſten Zug hinzuweiſen, obwohl die chronologiſche Anordnung hier verwirrt iſt. Die Annales Palidenses ſchreiben ſpäter (p. 65) dieſelbe Nachricht von den 1200 Pfund aus, welche das Martyrium Arnoldi darbietet, und widerſprechen ſo ſich ſelbſt. Mehr in Uebereinſtimmung iſt die Kaiſerchronik. Sie ſagt von Willigis: Hic tenuit imperium tribus annis et congregans ex censu Longobardie sexcenta talenta auri crucem fecit, que vocatur Benno. Hec crux confracta fuit temporibus Friderici imperatoris in prelio, quod factum est inter episcopum Rudolfum et episcopum Conradum. Vergl. Annales Disibodenbergenses zum Jahre 1160 (Böhmer, Fontes III. 215) und Maßmann, Das Zeitbuch des Eike von Repgow S. 319. — Der Continuator Reginonis ſpricht nur von der Abtretung der Marken von Verona und Aquileja, aber mit denſelben mußten auch die Marken von Trient und Iſtrien von Italien getrennt werden; in der Folge waren alle dieſe Marken zuerſt mit dem Herzogthum Baiern, dann mit Kärnthen verbunden.

S. 392—414. — Die Hauptquellen für den Krieg Ottos mit ſeinen Söhnen ſind der Fortſetzer des Regino, Widukind, Ruotger und Flodoard, nächſtdem die Vita Udalrici und Folcuini Gesta abb. Lobiensium.

S. 392. — Bruns Prophezeiung erzählt Ruotger c. 9.

S. 398. — Die Worte Widukinds (III. c. 18): Ad haec adolescens nichil respondit, sed audito rege eum suis urbem ingressus est ſcheinen mir keinen angemeſſenen Sinn zu geben, da vorher Heinrich und nicht der König geſprochen hatte. Vielleicht ſchrieb Widukind recta, wo audito dann abſolut zu faſſen wäre. So kann auch Widukind II. c. 10 nicht wohl geſchrieben haben: aequum pravumque, sanctum periuriumque illis diebus parum procedebant; der Zuſammenhang erheiſcht pari modo oder pariter.

S. 398. 399. — Bruns Worte an Liudolf und die S. 402 wiedergegebene Rede Ottos an Brun finden ſich bei Ruotger c. 18 und c. 20. Beide Reden, die, obſchon ſie als Ausarbeitungen Ruotgers anzuſehen ſind, doch die Zeitverhältniſſe lebendig ſchildern, ſind in unſerem Text ſehr abgekürzt.

S. 401. — Schon Vogel (Rather I. 178) hat bemerkt, daß die Worte bei Ruotger c. 11: In ea primum electione praeter caeteros Godefridus floruit episcopus verderbt ſein müſſen; ſie erregen in der Sache, wie in der Form gleich großen Anſtoß. Vielleicht ſchrieb Ruotger: Ita eum primum electione praeter caeteros Godefridus statuit episcopum; set si quis alius voto praeiret, difficile quispiam expediret. „Godfried nannte bei der Wahlhandlung zuerſt Bruns Namen, ob aber im Herzen Jemand früher an Brun dachte, iſt ſchwer zu ſagen."

S. 403. — Ueber das Geſchlecht Adalberts von Metz und ſeines Bruders Friedrich iſt die bisher überſehene Stelle in der Vita Johannis Gorziensis c. 40 zu vergleichen. Irrig iſt es, daß Friedrich ſich ſchon vor 951 mit Beatrix vermählt habe, wie in den Jahrbüchern I. 3. S. 66 geſagt iſt; die Vermählung fand erſt 954, die Verlobung vor 951 Statt. Vergl. Flodoard z. J. 951 und 954.

S. 403—405. — Eine Urkunde Ottos vom 10. December 953 iſt von Schirling ſüdlich von Regensburg aufgeſtellt (Böhmers Regeſten No. 204); eine andere vom 10. Januar 954 zu Brugkiem d. h. Brügge an der Leine (Erhard, Regesta historiae Westphaliae. Cod. dipl. I. 46). Schon vor Anfang der Faſtenzeit des Jahrs 954 zog dann nach dem Fortſetzer des Regino der König abermals nach Baiern.

S. 406. 407. — Die Nachricht von dem beabſichtigten Kampfe bei der villa Rimilinga im Blesgau, die ſich bei dem Fortſetzer des Regino zum Jahre 954 findet, iſt durchaus glaubwürdig; das Ereigniß kann aber nicht wohl ſpäter, als in die erſte Hälfte des Jahrs 954 geſetzt werden, da nicht der geringſte Grund zu der Annahme vorliegt, Konrad habe nach dem Tage von Langen-Zenn noch einmal die Waffen gegen den König erheben wollen. Dennoch hat Vogel (Rather I. 190 ff.) zu beweiſen geſucht, daß dies Ereigniß dem Jahre 955 angehöre, indem er von der Vorausſetzung ausgeht, daß Rather erſt in dieſem Jahre aus Lüttich habe weichen müſſen. Nun giebt Rather (Opp. p. 219) allerdings an, daß er noch während des Kampfs zwiſchen Brun und Konrad in der Ausübung ſeiner biſchöflichen Gewalt zu Lüttich behindert worden ſei, und Ruotger (c. 38) beſtätigt es; aber Nichts hindert die von Folkuin (Gesta abb. Lobiensium c. 23) auf das Weihnachtsfeſt verlegten Ereigniſſe bereits in das Jahr 953 zu ſetzen. Deshalb konnte die Einſetzung Balderichs und die damit zuſammenhängende ſchließliche Entfernung Rathers doch erſt im Jahre 955, wie die Annales Leodienses angeben, ſtattfinden; auch ſteht Nichts im Wege, die Ereigniſſe, die Rather p. 235 sequ. erzählt, auf den Gründonnerſtag 955 zu verlegen. — Ueber die alberne Geſchichte Thietmars II. c. 15 habe ich im Texte Nichts ſagen wollen; ſie iſt völlig unglaublich und gewinnt nicht an Wahrſcheinlichkeit, wenn man an den Herzog Hugo von Franzien denkt, zumal Thietmar ſelbſt hier unfraglich die Namen Hugo und Kuno verwechſelt hat, wie ihm daſſelbe kurz vorher (c. 3) ſchon einmal begegnet iſt.

S. 414. 415. — Auf den äußerſt wichtigen Brief des Erzbiſchofs Wilhelm an Papſt Agapet II. hat zuerſt Jaffé in Schmidts Zeitſchrift für Geſchichtswiſſenſchaft IX. 204 aufmerkſam gemacht. Wilhelms Brief iſt in einer Karlsruher Handſchrift der Briefe des h. Bonifacius enthalten, die dem zehnten Jahrhundert angehört; aus dieſer hat ihn mit einigen päpſtlichen Schreiben an die Erzbiſchöfe Friedrich und Wilhelm zuerſt Würdtwein in ſeiner Ausgabe der Briefe des h. Bonifacius abdrucken laſſen (Epistolae s. Bonifacii p. 377). Da Würdtweins Abdruck nicht genau iſt und mir durch Pertz Güte eine ſorgſame Vergleichung der Handſchrift zugänglich wurde, einzelne verderbte Stellen ſich überdies aus dem Briefe Agapets an Wilhelm

(l. l. p. 375) leicht verbessern lassen, gebe ich unter den Documenten (B) einen berichtigten Abdruck. Der Brief kann nur im October oder November 955 geschrieben sein; die darin erwähnte Reise Hadamars nach Rom muß demnach in den August und September 955 fallen und ist wohl dieselbe, die Ruotger (c. 26) erwähnt. Denn zwei Reisen Hadamars nach Rom in den Jahren 954 und 955 anzunehmen, scheint kein hinreichender Grund vorzuliegen. Dieselbe Meinung hat nach mir Grosfeld in seiner sorgfältigen Dissertation de archiepiscopatus Magdeburgensis originibus (Münster 1855), wo er von Wilhelms Brief den erforderlichen Gebrauch gemacht hat, ausführlicher entwickelt.

S. 415. 416. — Bei der Darstellung der baierschen Angelegenheiten in der ersten Hälfte des Jahrs 955 bin ich mehrfach von den Annahmen der Jahrbücher abgewichen, indem ich mich auf folgende Quellenstellen stütze. Flodoard giebt an, daß Otto sogleich im Anfange des Jahrs wegen eines drohenden, aber vereitelten Ungarneinfalls nach Baiern gezogen sei. Widukind (III. c. 43) berichtet, daß Otto das Osterfest bei Heinrich gefeiert habe, nach Ostern aber Regensburg belagert und endlich eingenommen sei. Ueber die Gefangennehmung und Blendung Herolds giebt das beste Zeugniß der ebenerwähnte Brief des Erzbischofs Wilhelm, und neben demselben kommt ein Fragment alter Salzburger Annalen, das sich in einer Handschrift des Otto von Freisingen vorgefunden hat und auch in späteren österreichischen Annalen benutzt ist, in Betracht (M. G. IX. 771 n. 58); dieses Fragment giebt zugleich die einzige Kunde von der Schlacht bei Mühldorf. Die Angabe des Jahrs 956 ist in dem Fragment irrig, denn Herzog Heinrichs Tod fällt nach allen Zeugnissen in das Jahr 955 und wird in dem angeführten Fragment selbst ausdrücklich in dasselbe Jahr mit der Blendung Herolds gesetzt. Das Jahr 955 ergiebt sich auch aus dem Briefe Wilhelms, der das Ereigniß dem Papste meldet und sogar den Tag näher bezeichnet; doch läßt die Abbreviatur Kal. Ma. nicht erkennen, ob der 1. März oder 1. Mai gemeint ist. Letzteres möchte das Wahrscheinlichere sein, da Wilhelm wohl nicht ein Ereigniß von älterem Datum so speciell dem Papste mitgetheilt haben wird. Der Continuator Reginonis setzt die Blendung schon in das Jahr 954, aber er faßt dort überhaupt manche spätere Ereignisse zusammen. Das mit dem Continuator Reginonis übereinstimmende Zeugniß der Excerpta Altahensia für das Jahr 954 (M. G. IV. 36) ist ohne alles Gewicht. Das harte Gericht über den Patriarchen von Aquileja erwähnt Thietmar (II. c. 25), die allgemeine Bestrafung der Rebellen Widukind. Derselbe bezeugt endlich (c. 44), daß Otto erst um den 1. Juli nach Sachsen zurückkehrte. Die am 25. Mai 955 zu Meitheburg ausgestellte Urkunde hat Böhmer (No. 206) als verdächtig bezeichnet.

S. 418—425. — Die älteste Quelle für die Ungarnschlacht sind die Annales Sangallenses maiores; dann folgen Flodoard, der Fortsetzer des Regino, Ruotger und endlich Widukind, dem wir die beste Darstellung verdanken; von den späteren Quellen ist nur die Vita Udalrici bemerkenswerth.

S. 421. — „In acht Zügen" — Widukind nennt octo legiones (c. 44). Der aus der klassischen Litteratur, wie aus der Vulgata entlehnte und immer bei den Schriftstellern jener Zeit wiederkehrende Ausdruck legio für eine größere Heeresabtheilung hat mannigfache Schwierigkeiten gemacht. An die alte Legion der Römer ist offenbar nicht zu denken; es entsteht also die Frage: Ist legio überhaupt nur ein unbestimmter Ausdruck für eine Kriegsschaar oder bezeichnet das Wort eine bestimmte Zahl von Kriegsleuten, und welches ist diese Zahl? Widukind selbst bietet die Mittel, die Frage zu entscheiden. Er giebt die Stärke des deutschen Heeres in der Ungarn-

ſchlacht durch den Ausdruck an: numero quasi octo legionum; das Heer, das Otto im Jahre 946 gegen Paris führte, nennt er ſehr groß, triginta scilicet duarum legionum (III. 2); es kann hiernach kaum ein Zweifel obwalten, daß er unter legio eine beſtimmte Zahl von Kriegern verſteht. Aber auch die Zahl ſelbſt läßt ſich, wie ich glaube, beſtimmen. Denn 1) giebt Widukind ſelbſt in ſeiner Beſchreibung der Ungarnſchlacht die Stärke der achten (böhmiſchen) Legion auf tauſend milites d. h. Ritter an, und 2) berichtet er, daß in der fünften Legion, der königlichen, lecti ex omnibus militum milibus gekämpft hätten, wo offenbar die Tauſende Heeresabtheilungen gleich den Legionen bezeichnen. In derſelben Weiſe ſagt Herzog Boleſlaw vom ſächſiſchen Heere bei Thietmar (VI. c. 38): Exercitum, quem videtis multitudine parvum, virtute magnus est et e milibus caeteris electus. Man vergl. auch die Chronica Polonorum L. I. c. 21, wo die Streitkräfte der Pommern gegen König Kaſimir auf 4 Legionen angegeben werden, während er ſelbſt kaum eine halbe hatte, mit der Bemerkung c. 19, daß er mit 500 Rittern nach Polen gezogen ſei. Ich habe deshalb keinen Anſtand genommen überall die Legion jener Zeit auf 1000 Mann zu berechnen. Uebrigens zeigt Widukinds Schilderung der Schlachtordnung, daß die Abtheilungen des Heeres nach den Stämmen gebildet waren.

S. 421—423. — In den Jahrbüchern I. 3. S. 46 ſind die Vorgänge in der Schlacht auf dem Lechfelde auf zwei Tage (9. und 10. Auguſt) vertheilt worden. Dies beruht auf Thietmars Darſtellung, die ſich in allem Weſentlichen auf Widukind gründet. Aber Widukinds Erzählung iſt dadurch in chronologiſcher Beziehung verdunkelt, daß ſie in der Mitte auf eine ganz unpaſſende Weiſe durch die Einfügung fremdartiger Nachrichten unterbrochen wird; hierdurch ſind Ereigniſſe auseinandergerückt, die unmittelbar verbunden waren, und hierdurch iſt auch Thietmar zu ſeinem Irrthum verführt worden. Denn die anderen alten Quellen laſſen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß nur an einem Tage, und zwar am 10. Auguſt geſchlagen wurde. Ruotger bezeichnet (c. 35) ausdrücklich den 9. Auguſt als den Faſttag vor der Schlacht, deſſen auch Widukind (c. 44) gedenkt; der Kampf begann nach Ruotger mit dem Zwielicht am 10. Auguſt und war vor der Abenddämmerung entſchieden.

S. 426—429. — Die älteſten Quellen für die erzählten Wendenkriege ſind die Annalen von S. Gallen, Hersfeld und Korvei, dann folgen Flodoard und der Continuator Reginonis; die beſte und ausführlichſte Erzählung verdankt man aber wiederum Widukind.

S. 429. 430. — Den Todestag Herzog Heinrichs beſtimmen das Necrologium Fuldense und das vorhin angeführte Fragment Salzburger Annalen. Die Erzählung von Mathildens Trauer über den Tod Heinrichs findet ſich allein in der jüngeren Vita Mathildis c. 14; die ältere kennt ſie nicht.

S. 431—435. — Für Bruns Thätigkeit in Lothringen und Frankreich beſitzen wir zahlreiche Zeugniſſe; vor Allem bei Flodoard, Ruotger und Richer, dann aber auch in der Vita Johannis Gorziensis (beſonders c. 116). Neuerdings haben Bruns Thätigkeit nach dieſer Seite hin Aſchbach (Niederrheiniſches Jahrbuch 1843. S. 22—41), Pieler in dem bereits angeführten Programm und endlich Vogel in ſeinem Leben des Rather, ſämmtlich an Dönniges Entwicklung in den Jahrbüchern I. 3. S. 64—71 ſich anſchließend, weiter zu verfolgen geſucht.

S. 432—434. — Die vielberufene Stelle des Ruotger (c. 20) lautet: „fratrem suum Brunonem occidenti tutorem et provisorem et, ut ita dicam, archiducem in tam periculoso tempore misit. Die nachher angeführten Worte des Ruotger ſtehen c. 22; die des Siegbert von Gembloux in der Vita Deoderici c. 7.

S. 435. 436. — Ueber die Einrichtung der königlichen Kanzlei in der zweiten Hälfte der Regierung Ottos I. hat Waitz in den Jahrbüchern I. 3. 228—232 gehandelt.

S. 436—446. — Die Verhältniſſe Bruns zu Otto gewinnen vornehmlich durch Ruotger c. 36—39 Licht. Sehr merkwürdig iſt c. 37 die Stelle: Quotquot etiam de principibus et regionariis prioribus caeterisque, quorum dispositio regni intererat, saluberrimis suis admonitionibus ad communis bonorum omnium utilitatis foedus fide pleua consenserant, hos ipse inter summos et familiares habebat, eisdem imperatorem, germanum suum, adprime conciliabat. Gegen Ende des Capitels iſt wohl zu leſen: quid in augaria aut agendum esset aut spernendum. Die wichtige Verſammlung, von der Ruotger c. 36 ſpricht, iſt nicht in den April des Jahrs 956 zu ſetzen, wie in den Jahrbüchern und in den M. G. geſchehen iſt, ſondern in den Mai oder Juni 958. Im Jahre 956 war allerdings der König nach Oſtern nach Köln gekommen und hielt ſich dort mindeſtens bis zum 19. Mai auf, an welchem Tage Erzbiſchof Rodbert von Trier zu Köln ſtarb; aber die erwähnte Verſammlung war nach Ruotgers ausdrücklichem Zeugniß erſt nach Liudolfs Tode, der im Jahre 957 erfolgte. Wir wiſſen nun aus dem Continuator Reginonis, daß Otto Oſtern 958 zu Ingelheim feierte nnd ſich dann abermals nach Köln begab, um dort einen Landtag zu halten; er war noch am 11. und 13. Juni zu Köln, wie zwei an dieſen Tagen daſelbſt ausgeſtellte Urkunden beweiſen, die meines Wiſſens ungedruckt ſind und deren Kenntniß ich Wattenbach verdanke.

S. 437. — Ueber den Umfang von Hermann Billings Herzogthum iſt der Excurs von Dönniges und Waitz in den Jahrbüchern I. 3. 191—196 zu vergleichen, wie Ficker in ſeinem Leben Engelberts von Köln S. 228. Die ſpätere Quelle, auf welcher alle Unterſuchungen über die Beſchränkung des Billingſchen Herzogthums beruhen, iſt das Chronicon monasterii S. Michaelis bei Wedekind, Noten zu einigen Geſchichtsſchreibern des Mittelalters I. S. 405.

S. 438. — Die angeführten Worte lauten bei Ruotger c. 20: Hoc est, quod in acerbis meis me maxime consolatur, cum video per Dei omnipotentis gratiam nostro imperio regale sacerdotium accessisse. In te namque et sacerdotalis religio et regia pollet fortitudo.

S. 448. — Auf die höchſt merkwürdige Urkunde Berengars und Adalberts für Genua hat zuerſt Böhmer (Regesta Karolorum No. 1438) die Aufmerkſamkeit gelenkt. Sie findet ſich in den Notices et extraits des Mss. du Roi XI. 2.

S. 448. — Das Chronicon Benedicti c. 34 nennt Octavian den Sohn einer Concubine, giebt aber doch ſelbſt zu verſtehen, daß er ein Sohn der Alda war, indem es das Geſchlecht der Mutter von den Königen der Langobarden herleitet.

S. 450. — Den Zug Johanns XII. gegen Capua erwähnt nur das Chronicon Salernitanum c. 166. 167; die Unternehmung muß in die erſten Zeiten Johanns fallen, denn ſpäter ſtand Markgraf Hubert nicht mehr auf des Papſtes, ſondern auf Berengars Seite. Vergl. Böhmer, Regesta Karolorum No. 1441.

S. 450. 451. — Ueber Liudolfs Zug nach Italien beſitzen wir wichtige Nachrichten bei Ruotger c. 36 und in den Annales Einsidlenses; außerdem gedenken dieſer Unternehmung der Fortſetzer des Regino, Widukind und Hrotsvitha, deren letztes größeres Fragment (v. 1141—1188) ſich auf dieſen Zug bezieht. Was Thietmar (II. c. 6) von einer neuen Empörung Liudolfs berichtet, iſt lediglich als Fabel anzuſehen.

S. 452. — Ueber den Krieg Berengars gegen Markgraf Theobald von Spoleto findet ſich die beſte Nachricht im Chronicon Venetum (M. G. VII. 24. 25); dort iſt auch das Jahr 959 für dieſen Zug feſtgeſtellt. In den Jahrbüchern I. 3. 57 iſt dieſe Nachricht nach der abgeleiteten Chronik des Dandolo benutzt und danach auf eine frühere Zeit bezogen worden.

S. 453. — Daß Otto gegen den Papſt vor ſeiner Ankunft in Rom beſtimmte Verpflichtungen eingegangen iſt, unterliegt keinem Zweifel; man vergl. Liudprand in der Historia Ottonis c. 6. Es findet ſich nun der Eid, den Otto dem Papſte geleiſtet haben ſoll, in den M. G. Legg. II. 29 in drei Faſſungen, von denen ich die erſte für die echte halte, wie ſie auch durch die Bamberger Handſchrift, die vielleicht ſchon dem Ende des zehnten Jahrhunderts angehört, am beſten beglaubigt ſcheint. Iſt hier der Eid in ſeiner wahren Geſtalt aufbewahrt, ſo müſſen meines Erachtens die beiden anderen Faſſungen gefälſcht ſein. Die Gründe, die neuerdings Floß in ſeinem Buche über die Papſtwahl unter den Ottonen (Freiburg 1858) S. 10 Note und eingehender Weizſäcker in Reuters Allgemeinem Repertorium für die theologiſche Litteratur 1858. 11. Heft S. 89 für die Echtheit der dreifachen Faſſung vorgebracht haben, ſcheinen mir nicht ſtichhaltig. Das Sacramentum corporale bei Bonizo (Oefele II. 800) iſt nicht ein in Perſon geleiſteter Eid, ſondern ein Schwur auf die Reliquien; daß es das erſtere nicht ſein ſoll, zeigen auch die Worte: si Romam venero. Wir haben in der That nur einen und denſelben Eid nach der Redaction dreier verſchiedener Sammler vor uns. Bonizo ſchöpft übrigens auch hier wie ſonſt aus der Kanonenſammlung des Anſelm von Lucca (A. Mai, Spicilegium Romanum VI. 321); vielleicht nahm Deusdedit den Eid aus derſelben Quelle, wenigſtens werden die beigefügten Worte: hoc sacramentum invenit scriptor huius libri in Saxonia in monasterio, quod dicitur Luineberg ſchwerlich Glauben verdienen. Dönniges, der die Echtheit aller drei Faſſungen in den Jahrbüchern I. 3. S. 203—207 beſtreitet, giebt dennoch zu, daß der Eid den beſtehenden Verhältniſſen nicht gerade widerſpreche.

S. 454. 455. — Die Nachrichten über die zweite Eroberung Italiens durch Otto I. ſind dürftig. Das Beſte giebt der Continuator Reginonis; einige wichtige Notizen bieten dazu das Chronicon Salernitanum c. 169 und das Chronicon Benedicti c. 36 dar. Das Ereigniß an den Klauſen meldet allein die Chronik von Salerno; Markgraf Huberts Flucht, Gefangennehmung und Verbannung allein Benedict. Des Letzteren Nachrichten ſind hier um ſo erwünſchter, als ſie nachweiſen, daß Huberts Tod früher irrig in das Jahr 959 geſetzt iſt; dieſe Nachrichten bieten zugleich einen Anhalt für die Kritik der fabelhaften Erzählung des Petrus Damiani ep. 8 (Opp. I. 335).

S. 456. 457. — Ueber die Kaiſerkrönung Ottos fehlt es an ausführlichen Nachrichten; um ſo empfindlicher iſt die Lücke in Hrotsvithas Gedicht, das unfehlbar mit einer glänzenden Beſchreibung dieſes Ereigniſſes ſchloß. Aus den wenigen erhaltenen Zeilen ſehen wir nur, daß Adelheid mit Otto gekrönt wurde. S. Caſſel hat in den Magyariſchen Alterthümern (S. 314. 315) die Nachrichten des untergeſchobenen Josephus Hebraicus über die Krönung Veſpaſians auf Ottos Kaiſerkrönung beziehen wollen. Der jüdiſche Rabbi nämlich, von dem dieſes merkwürdige Buch herrührt und der wahrſcheinlich in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts in Italien lebte (Zunz, Die gottesdienſtlichen Vorträge der Juden S. 146—154), liefert eine ausführliche Beſchreibung des bei der römiſchen Kaiſerkrönung üblichen Ceremoniels, das er durch den Augenſchein kennen gelernt haben will (p. 667—673 der Breithauptſchen Ausgabe. Gotha und Leipzig 1710). Vieles in dieſer Beſchreibung ent-

ſpricht nun allerdings dem, was man aus den ſpäteren Ordines für die Kaiſerkrönung kennt, aber daneben finden ſich auch ganz phantaſtiſche Ausſchmückungen. So erhält nach dem Pſeudo-Joſephus der Kaiſer vom Papſt ein hölzernes, theilweiſe vergoldetes Scepter, an dem oben ein Aſchenſack iſt, ferner einen Ring aus Menſchenknochen gearbeitet, eine goldene Schüſſel mit einem Reichsapfel und einer Krone; nach den ſpäteren Ordines empfing dagegen der Kaiſer vom Papſt nach der Salbung Ring, Schwert, Krone und Scepter. Daß Papſt Benedict VIII. dem Kaiſer Heinrich II., und zwar nicht unmittelbar bei der Krönung, einen Reichsapfel überreichte, wird von Rodulfus Glaber (M. G. VII. 59) ausdrücklich als eine Neuerung bezeichnet, obwohl nach dem Vorbild der byzantiniſchen Kaiſer ſchon von Otto I. an die abendländiſchen Kaiſer in ihrem Siegel den Reichsapfel führten. Was Joſephus im Uebrigen von der wunderbaren Beſchaffenheit der Reichsinſignien berichtet, findet in den Ordines gar keinen Anhalt. Da ſich außerdem die Beſchreibung auch auf Ottos II. oder III. Kaiſerkrönung beziehen oder wohl gar ein ſpäterer Zuſatz des vielfach interpolirten Buchs ſein könnte, habe ich von derſelben ganz Abſtand genommen und mich lieber an die Umſtände gehalten, die der Panegyricus Berengarii v. 100 sq. von der letzten Kaiſerkrönung vor Ottos I. Zeiten überliefert hat. Denn darauf möchte nicht viel Gewicht zu legen ſein, daß Liudprand ſagt, Otto ſei novo apparatu in Rom empfangen worden. Das Verſprechen vor den geſchloſſenen Pforten der Peterskirche, das auch Berengar leiſten mußte, verlangte zuerſt Papſt Sergius II. von König Ludwig II.

S. 458. — Ueber die angebliche Beſtätigungsurkunde Ottos für Johann XII. handelt Waitz in den Jahrbüchern I. 3. S. 207—213. Alles, was ſpäter zur Vertheidigung des untergeſchobenen Actenſtücks beigebracht iſt, hat geringe Bedeutung.

S. 459. — Die Worte Ottos an Ansfried finden ſich in der bisher überſehenen Stelle des Thietmar IV. c. 22: Dum ego hodie ad sacra limina apostolorum perorabo, tu gladium continue super caput meum teneto. Nam fidem Romanam antecessoribus nostris sepius suspectam non ignoro. Sapientis enim est, adversa quaeque longe adhuc posita cogitando prenoscere, ne forte improvisa valeant superare. Deinde redeundo ad montem Gaudii, quantum volueris, orato.

S. 459—461. — Die Stiftungsbulle für Magdeburg zeigt, daß in des Kaiſers Anweſenheit zu Rom eine Synode gehalten wurde; einige Beſtimmungen dieſer Synode finden ſich beim Annalista Saxo zum Jahre 962 gleich nach der Abſchrift dieſer Bulle. Noch eine zweite römiſche Synode in dieſem Jahre, auf der Hugo excommunicirt wäre, mit Jaffé und Vogel (Rather I. 262) anzunehmen, liegt meines Erachtens kein Grund vor. Artolds Vorgänger war am 30. September 961 geſtorben. Gleich darauf wurde eine Synode der franzöſiſchen Biſchöfe angeſagt, die ſich nach 40 Tagen verſammelte und die Entſcheidung des Papſtes einzuholen beſchloß, die auf einer römiſchen Synode erfolgte und recht wohl im Februar 962 ertheilt werden konnte (Richer III. c. 15—17). Die an den Papſt abgeſchickte Geſandtſchaft brachte aber auch die Entſcheidung einer zweiten zu Pavia abgehaltenen Synode mit, die deshalb bald nachher ſtattgefunden haben muß, alſo wohl nicht um die Mitte des Jahrs, ſondern bereits in der Oſterzeit.

S. 461—472. — Für den Kampf Ottos mit dem Papſtthum iſt Liudprand in der Historia Ottonis die Hauptquelle; für den Kampf mit Berengar und deſſen Familie der Fortſetzer des Regino. Auch die Chronik des Benedict c. 36. 37 und die alten Papſtleben geben manche erhebliche Beiträge.

S. 467. — Daß in der Historia Ottonis c. 15 die Worte: Qui cum Tiberim pervenissent die Bezeichnung einer Stadt enthalten und auf Tibur zu beziehen seien, ist schon in der Uebersetzung des Liudprand S. 110. Anm. 2 als wahrscheinlich hingestellt. Die Vita Bernwardi nennt Tibur Tyberina civitas und die Einwohner Tyberini. Bei der Urkunde Ottos III. vom 6. September 999 (bei Böhmer irrig dem Kaiser Otto I. und dem Jahre 967 zugeschrieben), die prope Tyberim ausgestellt ist, möchte wohl auch an Tibur, nicht an den Tiber zu denken sein.

S. 469. 470. — Die Verhandlungen der Synode Johanns XII. vom 26. Februar 964 und den folgenden Tagen erwähnt zuerst Bernhard im Jahre 1076 (Ussermann, Monumenta res Alemannicas illustrantia II. 209), und nach ihm Siegbert von Gembloux in seiner Chronik zum Jahre 1064; vollständig bekannt wurden sie erst durch Baronius und sind jetzt auch in Leibnitii Annales Imperii III. 133—136 abgedruckt. An der Echtheit dieser Verhandlungen zu zweifeln scheint kein durchschlagender Grund vorzuliegen. Dagegen sind die beiden Urkunden, nach denen Leo VIII. die Investitur der Bischöfe und das ganze Patrimonium Petri dem Kaiser überlassen haben soll (M. G. Legg. II. B. 167—170), entschieden untergeschoben (vergl. Dönniges in den Jahrbüchern I. 3. S. 102), und Jaffé hätte auch die erste von ihnen, die er unter die echten Bullen aufgenommen hat, ohne Weiteres unter die Litterae spuriae verweisen sollen. Dieses erste Privilegium ist neuerdings in viel ausführlicherer Fassung von Floß (Die Papstwahl unter den Ottonen S. 147—166) aus einem Codex der Trierer Stadtbibliothek herausgegeben und in dieser Gestalt von dem Herausgeber als echt vertheidigt worden. Floß nimmt nämlich an, daß die Urkunde in der bisher bekannten Fassung lediglich ein Excerpt des von ihm publicirten Exemplars sei. Weizsäcker in der oben angeführten Recension stimmt dieser Annahme bei, hält aber das Privilegium in beiden Fassungen für untergeschoben. Waitz (v. Sybel, Zeitschrift für Geschichte I. S. 225 und Göttingische gelehrte Anzeigen 1859 S. 649—651) erklärt sich ebenfalls gegen die Echtheit des Privilegiums in beiden Fassungen und sieht die kürzere zum Theil als unmittelbare Grundlage der längeren Urkunde an. In Bezug auf letztere sagt er mit vollem Recht: „Die größten Monstrositäten in Form und Inhalt finden sich so gehäuft, daß die Kritik in der That allen Boden unter ihren Füßen verlieren würde, wenn sie etwas Derartiges gelten lassen, überhaupt nur für möglich annehmen wollte." Auffällig ist nur, daß er von einem Theil dieser Urkunde (S. 153—156 bei Floß) behauptet, er trage gar sehr das Gepräge eines authentischen, wirklich der Zeit Ottos I. angehörigen Textes von Beschlüssen eines damals in Rom abgehaltenen Concils und sei von der Art, daß kaum eine Erdichtung in späterer Zeit als möglich erscheine. Einer späteren Zeit gehören nun allerdings diese Kanones nicht an, wohl aber einer früheren. Sie sind im Wesentlichen aus den Beschlüssen des sechsten toletanischen Concils entnommen und finden sich in etwas anderer Ordnung bereits in der Collectio Anselmo dedicata, der Name des Westgothenkönigs Chintila ist nur ausgelassen. Dies hat bereits Floß S. 81 bemerkt, und selbst der Verfertiger der Urkunde giebt jene Kanones gar nicht als neue Bestimmungen, sondern beruft sich vielmehr auf sie als bereits gültige Kirchengesetze. Man vergl. zu dem Eingang hier: sacros ad medium canones deducamus den ähnlichen S. 156: apostoli praecepta ad medium deducamus. Es kann hiernach kein Zweifel sein, daß gerade dieser Theil der Urkunde keinesfalls der Ottonischen Zeit angehört. Nach meiner Meinung gehört die Fälschung des Documents der Zeit des Investiturstreits an, und der Fälscher, ein Mann der kaiserlichen Partei, hatte das kürzere Privilegium vor Augen, dem er

eine festere Grundlage durch weitere historische und kirchenrechtliche Ausführungen zu geben versuchte. Die historische Deduction beginnt S. 148—152; sie ist meist wörtlich aus dem Liber pontificalis und seiner schon im zehnten Jahrhundert niedergeschriebenen Fortsetzung entnommen. Dann folgt die Anführung der brauchbaren Kanones S. 153—156; die Sammlung des Burchard von Worms, wo sich L. XV. c. 22—29 diese Kanones ganz in derselben Ordnung finden, war hier Quelle. S. 156—159 wird darauf eine Exposition auf biblischer Grundlage gegeben, zuverlässig einem älteren Tractat entlehnt, wie der hier ganz unpassende Eingang: quia super de apostolo fecimus mentionem verräth. Endlich schließt S. 159—163 eine sich an Gregors des Großen Schriften anlehnende Erörterung, ebenfalls wohl älteren Ursprungs; die ganze Stelle S. 162: nemo enim se ipsum potest regem facere etc. findet sich in fast gleicher Fassung auch in einer anderen Schrift aus der Zeit des Investiturstreits bei Sudendorf, Registrum II. p. 41 (Brüsseler und Hannoversche Handschrift des Benno).

S. 473. 474. — Ueber das Fest in Köln handeln der Fortsetzer des Regino, Ruotger c. 42, die ältere Lebensbeschreibung der Königin Mathilde c. 14 und noch ausführlicher die jüngere c. 21. 22. Daß auch die Herzogin Hedwig gegenwärtig war, giebt Siegbert von Gembloux zum Jahre 965 an.

S. 484—487. — Widukind III. c. 64. 66. 67 berichtet über die durch Wichmann erregten Unruhen, wie auch über die Unterwerfung der Lausitzer und Polen durch Markgraf Gero. Ueber diese letzten großen Thaten Geros sind auch der Fortsetzer des Regino und Thietmar II. c. 9 und 19, der hier eigenthümliche Nachrichten hat, zu vergleichen. Geros Wallfahrt nach Rom und Tod erzählt Thietmar II. c. 3. Die S. 486 angeführte Urkunde Geros hat Muratori in den Antiquitates Italicae medii aevi V. 807 abdrucken lassen; da dieser Abdruck aber manche Fehler enthält und die Urkunde für unsere Geschichte von erheblichem Interesse ist, gebe ich unter den Documenten (C) nach der besten Handschrift des Cencius Camerarius, die ich zu Florenz in der Riccardianischen Bibliothek benutzte, einen neuen berichtigten Abdruck. Vergl. Waitz in den Jahrbüchern I. 3. S. 216 ff. Die Vertheilung der Marken nach Geros Tode habe ich in den Jahrbüchern II. 1. S. 147—155 zu entwickeln gesucht.

S. 487. — Ueber Erzbischof Bruns Tod finden sich ausführliche Nachrichten bei Ruotger c. 43—49, der auch Bruns Testament erhalten hat.

S. 488. — Die merkwürdige Urkunde Ottos I. für das Marienstift zu Aachen vom 17. Januar 966 findet sich bei Lacomblet, Urkundenbuch I. 63; doch ist sie leider nur in einer fehlerhaften Abschrift noch vorhanden. Es heißt darin: cum communi consilio procerum nostrorum, episcoporum videlicet Willehelmi Moguntiensis ecclesie archiepiscopi, Theoterici Treverensis eccl. archiep., Theoterici Metensis eccl. ep., Annonis Wormacensis eccl. ep., Lantwardi Mindonensis eccl. ep., Gerhardi Tullensis eccl. ep. reliquorumque primatum nostrorum abbatum, ducum, comitum, hoc palatium Aquisgrani precipuam cis Alpes regiam sedem (statuentes?), hoc precepto firmamus, ut etc. Bemerkenswerth ist auch der Gegensatz, den der Kaiser zwischen seinen und den gefahrvollen Zeiten seiner Vorgänger hervorhebt: periculosa tempora predecessorum nostrorum imperatorum seu regum intuentes etc.

S. 488. — Die Stiftung Nordhausens erzählt die ältere Lebensbeschreibung der Königin Mathilde c. 14, wo meines Erachtens im Text die Lesart der Handschrift: quia prius perfecta erant unverändert herzustellen ist. Es ist nämlich von

den bereits vollendeten Stiftungen im Gegenſatz zu dem noch im Entſtehen begriffenen Kloſter zu Nordhauſen die Rede. Die jüngere Lebensbeſchreibung c. 23 ſchließt ſich auch hier der älteren an. Die Weihe Mathildens zur Aebtiſſin von Quedlinburg wird am ausführlichſten vom Annalista Saxo berichtet, der hier wahrſcheinlich einer verlorenen Quedlinburger Chronik folgte; aus derſelben Quelle ſtammen vielleicht auch die wichtigen Nachrichten über die Uebertragung von Reliquien und die neuen Kloſterſtiftungen in Sachſen, die man bei ihm zu den Jahren 961—970 findet. Ueber die geiſtlichen Stiftungen unter Ottos I. Regierung vergl. Waitz in den Jahrbüchern I. 3. S. 225—227.

S. 489. 490. — Widukind (III. c. 66) und Ruotger (c. 40) erzählen als Zeitgenoſſen von der Taufe des Dänenkönigs Harald, und der erſtere giebt von dem Feuerwunder, durch welches Poppo den König bekehrte, ausführliche Kunde. Die Zeitbeſtimmung macht Schwierigkeiten. Siegbert von Gemblonx verlegt Haralds Taufe in das Jahr 966, Ruotger ſetzt ſie dagegen ſchon in die Lebzeiten Bruns, der am 11. October 965 ſtarb. Beachtenswerth ſcheint mir die Notiz in Staindels Chronicon generale (Oefele, Scriptores rerum Boicarum I.): Dacia convertitur a Poppone Capellano Papae, die vielleicht auf die Annales Altahenses zurückzuführen iſt. Hiernach wäre Poppo ein Capellan des nach Hamburg verbannten Papſts Benedict geweſen, der erſt im Sommer 965 nach Sachſen kam; hat daneben Ruotgers Zeitbeſtimmung Gewicht, ſo müßte Haralds Bekehrung bald darauf, und zwar noch vor dem 11. October erfolgt ſein. Vielleicht erklärt ſich auch aus der bei Staindel bewahrten Notiz leichter das bis dahin im Norden unerhörte Feuerwunder. Poppo, der Capellan des Papſtes, mochte ein Italiener ſein. — Die Taufe des Polenherzogs erzählt Thietmar IV. c. 35 und die Chronica Polonorum I. c. 5. — Die Geſandtſchaft der Helena und Adalberts Sendung berichtet der Continuator Reginonis 959—962. Bei der viel beſtrittenen Sache iſt eine Stelle in Bruns Leben des h. Adalbert (c. 14) wohl der Beachtung werth, wo es heißt, die Mutter des h. Adalbert habe ſich ſpäter erinnert, wie Erzbiſchof Adalbert ihrem Sohne das Chrisma ertheilt habe: quia Pruzis episcopus gentium positus cum idem Adalbertus super regnum patris iter ageret, deductum filium cum unguendis pueris tum primo crismate liniret. Adalbert war alſo nicht allein zum Miſſionar und Biſchof unter den Ruſſen, ſondern auch unter den Preußen beſtimmt und nahm ſeinen Weg durch ein Land, das der Vater der Strzieziſlawa beherrſchte; ſie war nach Bruns Worten ex claro genere Sclavorum nobilissima, die Tochter alſo eines Wenden- oder Polenfürſten.

S. 490. 491. — Ottos Abſchied von ſeiner Mutter wird in der jüngeren Lebensbeſchreibung der Mathilde c. 22 erzählt; die ältere Lebensbeſchreibung hat hiervon Nichts. Daß die Scene nach Nordhauſen verlegt wird, erregt einigen Zweifel. Nach einer in Höfers Zeitſchrift I. 371 gedruckten Urkunde war nämlich Otto am 12. April 966 zu Nordhauſen und ging darauf in Begleitung ſeiner Mutter zur Weihe ſeiner Tochter Mathilde nach Quedlinburg; von einem ſpäteren Aufenthalt des Kaiſers in Nordhauſen hören wir dann Nichts mehr, doch verweilte er bis zum Juli meiſt in den Harzgegenden.

S. 491—494. — Die Vorbereitungen zum dritten italiſchen Zug Ottos und dieſen ſelbſt erzählt am beſten der Continuator Reginonis; einzelne wichtige Nachrichten geben die Vitae pontificum, das Chronicon Benedicti c. 39 und das Itinerarium Ratherii Romam euntis (Opp. 437—456). — Papſt Johann XIII. war nicht aus niederem Stande, wie es nach den Jahrbüchern I. 3. S. 115 ſcheinen könnte.

Johanns Schweſter war die Stephania senatrix, der er Paleſtrina verlieh; der Graf Benedict in der Sabina war ſein Neffe. Vergl. Jaffé, Regesta pont. No. 2870 und die Jahrbücher II. S. 223. 224. — Daß man auch nach Johanns Vertreibung noch Ottos kaiſerliche Gewalt in Rom anerkannte, zeigt eine merkwürdige römiſche Urkunde vom 28. Juli 966, die ich aus dem Registrum Sublacense abgeſchrieben habe und die ſich unter den Documenten (D) findet. Dieſe Urkunde, ſchon dadurch von Intereſſe, daß in ihr meiſt dieſelben Perſonen des römiſchen Adels genannt werden, die Liudprand in der Historia Ottonis c. 9 erwähnt, iſt meines Wiſſens bisher ungedruckt geblieben, und ſelbſt Muratori thut ihrer in ſeinen Excerpten aus dem Archiv von Subiaco (Antiquitates V. 769) keine Erwähnung.

S. 493. — Sollte der Josephus Hebraicus wirklich Vorgänge aus Ottos I. Regierung bei ſeinem Werke vor Augen gehabt haben, ſo könnte ſeine ſehr wunderliche Darſtellung (p. 355) der Uſurpation des Julius Cäſar und der Demüthigung des Senats von dem energiſchen Auftreten Ottos in Rom zu jener Zeit hergenommen ſein.

S. 494. 495. — Die Beſchlüſſe der Synode von Ravenna über Magdeburg erwähnt die Narratio erectionis ecclesiae Magdeburgensis, die zuerſt Meibom abdrucken ließ und ſich mit einem vollſtändigeren Apparat jetzt in Leibnitii Annales imperii III. p. 238 sequ. findet. Die Form des Actenſtücks erregt manchen Verdacht, der Inhalt wird aber in allem Weſentlichen durch andere Zeugniſſe beſtätigt. Alle auf die Gründung Magdeburgs bezüglichen Actenſtücke hat Grosſelb in den Regeſten zu ſeiner bereits angeführten Diſſertation gut zuſammengeſtellt und einer beſonnenen Kritik unterworfen.

S. 498—504. — Die allgemeinen Verhältniſſe der Araber, namentlich der Ommaijaden- und Fatimiden-Herrſchaft, ſind nach Aſchbachs trefflicher Geſchichte der Omaijaden Band II., nach Martorana (Notizie storiche dei Saraceni Siciliani. Palermo 1832) und Wenrich (Rerum ab Arabibus in Italia insulisque adiacentibus Sicilia maxime Sardinia atque Corsica gestarum commentarii. Lipsiae 1845) dargeſtellt. Dieſe Bücher beruhen auf den arabiſchen Quellen, die für Sicilien Roſario di Gregorio (Rerum Arabicarum quae ad Siciliam spectant collectio ampla. Panormi 1790) geſammelt hat, doch kannte Gregorio noch nicht die Werke des Ibn-el-Athir und Ibn-Khaldûn, die zuerſt Noel des Vergers in ſeiner Histoire de l'Afrique sous la dynastie des Aghlabites et de la Sicile sous la domination Musulmane (Paris 1841) herausgegeben hat. Die früheſten arabiſchen Quellen für die Geſchichte Sieiliens gehören erſt dem Ende des zwölften Jahrhunderts an. Von Mich. Amaris neuem Werk: Storia dei Musulmani di Sicilia (Firenze 1854) iſt mir bisher nur der erſte Band zugänglich geweſen, welcher die Zeit der Ottonen noch nicht berührt.

S. 504—512. — Ueber die Geſandtſchaft des Johann von Gorze beſitzen wir in ſeiner Lebensbeſchreibung c. 115—136 einen auf Johanns eigenen Erzählungen beruhenden Bericht, der aber unvollendet iſt. Dieſer Bericht iſt durchgängig zuverläſſig und gehört zu den intereſſanteſten Denkmalen jener Zeit. Leider iſt die einzige, ſonſt gute Handſchrift der Lebensbeſchreibung auf den letzten Seiten durch die Zeit ſo zerſtört, daß man auf Vermuthungen angewieſen iſt, um den Text lesbar zu machen. Pertz hat zum Glück faſt Alles mit großer Evidenz hergeſtellt. Im Anfange von c. 127 möchte ich leſen: Haec regi perlata. Non in iram, ut prius, mentem accendit, sed consilio regio percepit (oder percepta sunt). Iam pridem enim a suis, quibus res nostrae iam fuerant pervulgatae, abstrudendos nos

commonitus erat. Pertz Zeitbestimmungen hat Gfrörer (Kirchengeschichte III. 3. S. 1595) meines Erachtens ohne allen Grund angegriffen und ist auf die chronologischen Bestimmungen Mabillons zurückgegangen, nach denen Johann erst gegen Ende des Jahrs 955 oder im Anfange des folgenden Jahrs abgereist wäre. — Ueber Chisdai, der in der Vita Johannis Hasdeu genannt wird, vergl. Zedner, Auswahl historischer Stücke aus hebräischen Schriftstellern (Berlin 1840) S. 28 und S. Cassel Magyarische Alterthümer S. 183 ff.

S. 512—518. — Die Regierung des Nicephorus und Johannis Tzimisces hat einen für jene Zeit ausgezeichneten Geschichtsschreiber in dem Diakonen Leo gefunden, dessen Werk zum ersten Male vollständig von Hase in dem Corpus scriptorum historiae Byzantinae T. XI. herausgegeben ist. Neben Leo kann man die anderen, ohnehin sehr dürftigen Quellen für die byzantinische Geschichte jener Zeit füglich entbehren. Von Neueren hat nach Gibbons bekanntem Werke der Engländer Finlay in seinem Buche: History of the Byzantine Empire from 716 to 1057 (Edinburgh and London 1853) die Geschichte Constantinopels in jener Epoche ausführlich behandelt. Für die Chronologie ist sehr brauchbar: Krug, Chronologie der Byzantiner.

S. 518. — Des Dominicus Gesandtschaft an Nicephorus gewinnt durch Liudprand in der Legatio c. 25. 26. 31 Licht.

S. 518. 519. — Die besten Nachrichten über die Reise des jungen Otto nach Italien und dessen Krönung finden sich beim Continuator Reginonis; das Fragment desselben beim Annalista Saxo zum Jahre 967 ist nicht zu übersehen. Auch ist das Chronicon Benedicti c. 38 von Wichtigkeit. Ueber den Reichstag in Verona vergl. man M. G. Legg. II. 33 und die merkwürdige Notiz in der eben angeführten Stelle des Benedict. Die Stiftungsbulle für Meißen findet sich in Leibnitii Annales imperii III. 201 und bei Köhler, Codex diplom. Lusatiae inferioris I. S. 4; Grossels hat a. a. O. S. 39 ff. bewiesen, daß sie interpolirt ist. Die Urkunden Ottos I. für Meißen vom 11. Januar 948 und 29. October 968 (Köhler a. a. O. I. S. 1—4) sind in gleicher Weise untergeschobene Machwerke späterer Zeit. Nicht minderen Anstoß erregt die Urkunde von Ravenna ohne Jahr a. a. O. II. S. 1 schon durch die ganz ungewöhnliche Form. Die Urkunde Ottos III. vom 6. December 999 für Meißen, aus dem Original im K. Sächsischen Staatsarchiv jetzt bei Köhler a. a. O. II. S. 5 gedruckt, liegt ohne Zweifel allen jenen Fälschungen zu Grunde.

S. 520. 521. — Ottos Brief findet sich bei Widukind III. c. 70. Der Zug gegen Bari wird durch Liudprand in der Legatio c. 7. 9. 57, durch das Chronicon Salernitanum c. 170 und durch die Annalen des Lupus Protospatharius z. J. 969 bezeugt; für die Dauer des Zugs kommen die Urkunden in Betracht. Die Zusammenkunft des Gisulf von Salerno, die das Chronicon Salernitanum c. 169 berichtet, kann nur in diese Zeit gehören. Des Aufenthalts des Kaisers in Benevent gedenken die Annales Beneventani, die erst dem zwölften Jahrhundert angehören (M. G. III. 176).

S. 522—545. — Den Gesandtschaftsbericht des Liudprand habe ich fast in seiner ganzen Ausdehnung aufgenommen, weil aus ihm die Lage der Dinge am klarsten erhellt. Den sehr unzuverlässigen Text habe ich an manchen Stellen zu verbessern gesucht; einzelne Emendationen bietet auch die Uebersetzung in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit.

S. 545—547. — Die kriegerischen Ereignisse am Schlusse des Jahrs 968 und im folgenden Jahre werden im Zusammenhange allein in dem Chronicon Salerni-

tanum c. 170—173 erzählt, daneben kommen einzelne kurze Notizen in den Annales Lobienses (M. G. II. 211) und Annales Casinates (M. G. III. 172) in Betracht; vor allen Dingen müssen aber die Urkunden berücksichtigt werden. Ueber die Sonnenfinsterniß, die Ottos Heer erschreckte, finden wir Nachrichten bei Anselm (Gesta episc. Leod. M. G. VII. 202), bei Liudprand in der Legatio c. 64, in den Annales Sangallenses maiores, Ann. Corbeiensis und Ann. Beneventani. Widukind erwähnt L. III. c. 71. 72 der Unternehmungen des Kaisers in Unteritalien, aber es ist unmöglich die einzelnen Züge seiner Erzählung chronologisch einzuordnen. Durch die Benutzung der Fälschungen des Pratilli ist die Darstellung hier in den Jahrbüchern unklar und zum Theil irrig geworden. Die Nachrichten des Chronicon Cavense und des Ubaldus müssen aus der Erzählung der Jahrbücher ausgeschieden werden, was auch Naſemann in seiner Abhandlung über die Römerzüge der beiden ersten Ottonen (Programm des Gymnasiums zu Königsberg in der Neumark 1855) mit Umsicht gethan hat.

S. 547—550. — Die Erzählung beruht durchgängig auf Leo Diaconus.

S. 551. — Den Kriegszug des Jahrs 970 können wir nur in dem Chronicon Salernitanum c. 174 und in Urkunden verfolgen. Die Frage, wie sich die Besitzverhältnisse in Folge des Friedens gestalteten, hat Naſemann in der angeführten Abhandlung S. 12—14 behandelt und in derselben Weise entschieden.

S. 552. 553. — Die Gesandtschaft des Erzbischofs Gero von Köln bezeugt Hugo Flaviniacensis in seiner Chronik II. c. 8 (M. G. VIII. 374); die des Dietrich von Metz die Vita Deoderici c. 16 (M. G. IV. 475). Ueber die Einholung und Vermählung der Theophano berichten die Annales Altahenses aus den Hersfelder Annalen, Widukind III. c. 74, die Chronik des Benedict c. 38, die Annales Lobienses und Annalista Saxo. Die Schenkungsurkunde Ottos II., von der das schöne Original noch in Wolfenbüttel erhalten ist, findet sich in Leibnitii Annales imperii III. 292 abgedruckt.

S. 553. — Widukind feiert an zwei Stellen im 75. Capitel des dritten Buchs Otto I. als Sieger über die Sarazenen, aber ein unmittelbarer Kampf Ottos mit den Arabern ist durchaus nicht zu erweisen.

S. 554—556. — Der Zustand Sachsens während der Abwesenheit des Kaisers erhellt aus Widukind III. c. 68—70 und Thietmar II. c. 19. Ueber die Synode in Ingelheim vergl. Vita Udalrici c. 23. 24 und J. Möser, Osnabrückſche Geschichte. Documente Nr. 14.

S. 557—560. — Ueber Liutgardes und Liudolfs Grab ist Thietmar II. c. 6 und 24 zu vergleichen, über den Tod des Erzbischofs Wilhelm und der Königin Mathilde Widukind III. c. 74, die ältere Vita Mathildis c. 15 und die jüngere c. 24—28.

S. 560. 561. — Die meisten auf die Gründung des Erzbisthums Magdeburg bezüglichen Urkunden finden sich mit der erwähnten Narratio erectionis ecclesiae Magdeburgensis in Leibnitii Annales imperii T. III. gedruckt. Vergl. Waitz in den Jahrbüchern I. 3 S. 222 und Grosfelds Regesten in seiner Dissertation de archiepiscopatus Magdeburgensis originibus p. 60—73, wo auch einiges neue Material beigebracht ist. Das wichtige Schreiben des Kaisers wegen der Einführung des Erzbischofs Adalbert ist im Berliner Staatsarchiv noch im Original vorhanden und aus demselben in den M. G. Legg. II. 561 abgedruckt. Die Uebertragung des Moritzklosters nach dem Kloster des h. Johannes erwähnen Annalista Saxo und die Magdeburger Annalen zum Jahre 969.

S. 561—565. — Von dem letzten Aufenthalt des Kaisers zu Magdeburg, Quedlinburg und Merseburg, wie von seinem Tode handeln Widukind III. c. 75. 76, die aus den Hersfelder Annalen abgeleiteten Quellen (besonders die Annales Altahenses), die ältere Vita Mathildis c. 16 und Thietmar II. c. 20. 27.

Buch III. Kapitel 9. 10. Geschichte Ottos II.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen, unter denen besonders hier die Annales Altahenses Bedeutung haben. Ein Fragment von Salzburger Annalen (M. G. I. 88). Annales Corbeienses. Die Fortsetzung des Flodoard bis zum Jahre 978. Annales Lobienses b. z. J. 982. Annales Sangallenses maiores. Annales Colonienses. Chronicon Salernitanum c. 175—183 (nur b. z. J. 974). Gerberti Epistolae 1—16 (vergl. 31. 32). Vitae pontificum. Von Actenstücken sind nur diejenigen erhalten, die sich auf den Vertrag mit Venedig im Jahre 983 beziehen, gedruckt in den M. G. Legg. II. 35. 36 und Leibnitii Annales imperii III. 448—451. — Der Zeit Ottos II. nahe stehen: Vita Udalrici c. 28. Richer III. c. 56—96. Odilonis Epitaphium Adalheidae c. 6. 7. Syri Vita Maioli III. c. 1—10 (M. G. IV. 651—655). Johannis Canaparii Vita Adalberti c. 8. Brunonis Vita Adalberti c. 9. 10. 12. Chronica s. Benedicti (M. G. III. 207). Chronicon Venetum (M. G. VII. 25—28). Thietmar III. und VII. c. 32. Von späteren Quellen kommen für die Angelegenheiten des inneren Deutschlands und der slawischen Gegenden in Betracht: Ekkehardi Casus s. Galli (M. G. II. 122. 123), Arnoldus de memoria b. Emmerammi II. c. 40, Hermannus Contractus, Vita s. Godehardi c. 1, Vita s. Wolfkangi c. 14—32, Adamus Brem. II. c. 21. 25, Helmold I. c. 13—15, Cosmas Prag. I. c. 26—28, Annalista Saxo und die Magdeburger Annalen; für die französisch-lothringischen Angelegenheiten: Alpertus de epp. Mettensibus, Gesta epp. Cameracensium I. c. 94—104, Rodulfi Glabri Historiae I. c. 3. 4, Sigeberti Vita Deoderici I. c. 19—21 und Chronica, Hugonis Floriacensis Historia Francorum Senonensis (M. G. IX. 367) und einige spätere französische Schriftsteller, wie Gulielmus Nangius; für die italischen Angelegenheiten: Arnulfi Gesta archiepp. Mediolanensium I. c. 9. 10, Landulfi Historia Mediolanensis II. c. 17, Leo Ostiensis Chronica monasterii Casinensis II. c. 9, Lupi Protospatharii Annales Barenses, Annales Beneventani.

Bei der großen Dürftigkeit der Quellen für die Geschichte Ottos II. sind die Urkunden des Kaisers von um so größerer Wichtigkeit. Eine verhältnißmäßig bedeutende Anzahl derselben ist noch vorhanden und findet sich in Böhmers Regesten S. 22—33 verzeichnet. Da die chronologischen Angaben dieser Urkunden sehr verwirrt sind, habe ich nach den Kanzlern, von denen sie ausgestellt sind, eine neue Anordnung in den Jahrbüchern II. 1. S. 116—123 versucht. Die gleichzeitigen päpstlichen Schreiben sind verzeichnet bei Jaffé, Reg. pont. Rom. 331—335.

S. 572. — Wenn ich in den Jahrbüchern II. S. 17. Anm. 1 irrig angab, daß sich Herzog Heinrich zu Ingelheim damals unter der Obhut des Bischofs Poppo befunden habe, so beruhte dies darauf, daß mir damals unbekannt war, daß Poppo und Folkmar identische Namen sind. Vergl. die Note in den M. G. IV. 350. Ebenso war es irrig, wenn ich in den Jahrbüchern II. S. 115 von Poppo und Folkmar als zwei verschiedenen Kanzlern Ottos II. sprach; beide sind eine Person.

S. 572. 573. — Ueber den Dänenkrieg Ottos II. vergl. den Excurs in den Jahrbüchern II. 1. S. 125—129.

S. 574. 575. — Die großen Veränderungen, die das Herzogthum Baiern im Jahre 976 erlitt, habe ich in den Jahrbüchern II. S. 31. 32 und in den Excursen S. 131—141 entwickelt. — Für die damalige Lage des Kaisers ist eine Urkunde merkwürdig, die vollständig zuerst v. Mohr in dem Codex diplomaticus für Graubünden hat abdrucken lassen, nachdem sie von Mabillon nur im Auszuge citirt war. Das Original ist nicht mehr vorhanden, aber es scheint mir Alles für ihre Echtheit zu sprechen. Die Urkunde ist am 4. Juli 976 ausgestellt und zwar in Bamberg, wie Mabillon angiebt, während das Actum in v. Mohrs Abschrift fehlte; sie bestätigt Privilegien und Freiheiten des Klosters Disentis ob divinae mercedis remunerationem regnique divinitus collati quietem et perpetuam stabilitatem, nec non amabillimae (!) matris nostrae Adalheidae imperatricis augustae et imperii consortis interventu. Ueber ähnliche Motive bei Ottos Freigebigkeit gegen die Kirchen vergl. Jahrbücher II. 1. S. 45. Anm. 3, wie über Ottos Verhältniß zu seiner Mutter ebendaselbst S. 7 und 27. Für die Stellung, die Adelheid bald wieder in Italien gewann, ist nicht unwichtig der Brief ihrer Tochter Bertha an sie vom Jahre 981 bei Richer III. c. 87.

S. 577. — In den Jahrbüchern II. 1. S. 34 und 35 ist ein besonderer Kriegszug Ottos II. gegen die Böhmen im Jahre 976 angenommen worden; daß aber die dort erzählten Ereignisse den im Jahre 977 in Böhmen geführten Kriege angehören, zeigen die von mir herausgegebenen Annales Altahenses.

S. 580. 581. — Die Erzählung von den Vorgängen an der Aisne überliefern die Gesta episcoporum Cameracensium I. c. 98.

S. 582. — Richer (III. c. 86) verlegt die Zusammenkunft Ottos und Lothars an einen Ort der Maas, den er Margelius nennt, und diese Angabe wird durch eine erst neuerdings bekannt gewordene Urkunde mit dem Datum 5. Juni 980 und dem Actum Margoil bestätigt (Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde XI. 433). Einen Ort dieses Namens an der Maas vermag ich nicht nachzuweisen, vielleicht ist an Marville zu denken, was auf der Grenze beider Reiche zwischen Maas und Chiers lag. Die Zeit für den Abschluß des Friedens wird durch die bezeichnete Urkunde bestimmter festgestellt.

S. 583. 584. — Ueber das Bisthum Odense vergl. Jahrbücher II. 1. S. 181. Als die Zeit der Gründung des Bisthums Prag habe ich früher (Jahrbücher II. 1. S. 123) den Anfang des Jahrs 973 festzustellen gesucht, wie dies schon früher ohne mein Wissen R. Zirngibl in seiner Abhandlung: Wann wurde Böhmen von dem Bisthum Regensburg getrennt? Histor. Abhandl. der baierschen Akademie der Wissenschaften 1807 S. 429 ff. zu zeigen unternommen hatte. Dümmler (Piligrim von Passau S. 174) hat dagegen die bei Cosmas Prag. angeführte Stiftungsurkunde, auf die ich mich bezog, für falsch erklärt, und dies stellt sich auch mir jetzt als sehr wahrscheinlich dar, da im Jahre 974 ein besonderer Bischof von Mähren als Suffragan von Mainz (Gudeni Cod. dipl. I. 352) erscheint. Vergl. Köpke zum Cosmas

Prag. (M. G. IX. not. 11). Demnach ſcheint allerdings mit Dümmler die Gründung des Bisthums erſt in das erſte Regierungsjahr Ottos II. geſetzt werden zu müſſen und gleichzeitig auch ein Bisthum für Mähren begründet zu ſein, das ſpäter wieder unterging. Ueber Piligrims Miſſionsbeſtrebungen handelt Dümmler auf das Gründlichſte in der angeführten Schrift; ob die Bulle Benedicts für Piligrim nur ein Entwurf war oder wirklich ausgefertigt wurde, wird ſich, da das Original fehlt, kaum entſcheiden laſſen. Die damalige Ausbreitung der Oſtmark entwickelt Dümmler S. 65. Nur nach dieſer Seite kann ich die Erweiterung des Reichs ſuchen, von der Otto II. in der Urkunde bei Würdtwein, Nova subsidia III. 426 (Böhmer Nr. 571) im Jahre 980 ſpricht.

S. 591—596. — Die italiſchen Kriegszüge des Kaiſers in den Jahren 981 und 982 laſſen ſich nur aus den Urkunden einigermaßen erkennen. Was die gleichzeitigen Annalen und dann das Chronicon Venetum, Thietmar, Alpert und die Gesta epp. Cameracensium berichten, iſt überaus dürftig; am meiſten erfährt man noch aus Thietmar. Ueber die letzten Zeiten des Tzimiſces haben wir an Leo Diaconus eine zuverläſſige Quelle; für die folgenden Zeiten wird auch die byzantiniſche Litteratur ſehr mager. Die arabiſchen Geſchichtsſchreiber verbreiten ſich über Abulkaſems Züge etwas ausführlicher, als ſie ſonſt über die Streifereien nach Italien zu thun pflegen, und müſſen in den bereits angeführten Werken von Gregorio und Noel des Vergers eingeſehen werden.

S. 594. 595. — Die näheren Umſtände der Niederlage des Kaiſers in Calabrien ſind in ein Dunkel gehüllt, das ſich mit den uns bekannten, ſehr unzulänglichen Berichten niemals ganz wird aufhellen laſſen. Es hat mich ſehr erfreut, daß ich bei meinen früheren in den Jahrbüchern niedergelegten Unterſuchungen im Weſentlichen zu gleichen Reſultaten mit Leibniz gekommen bin, deſſen Beleuchtung dieſer Ereigniſſe jetzt in den Annales imperii III. 427—429 vorliegt. Darin ſtimmen wir vor Allem überein, daß die Schlacht unmöglich bei Baſentello, wie ſo oft auf des Sigonius Autorität nachgeſchrieben und nachgeſagt worden iſt, habe ſtattfinden können [1]), daß Otto Roſſano einnahm und über dieſe Stadt bereits vorgedrungen war, als ſeine Niederlage erfolgte. Durch die Benutzung des untergeſchobenen Chronicon Cavense ſind in meine frühere Darſtellung manche Unrichtigkeiten gekommen; ich habe dieſelbe deshalb nach allen Seiten prüfen müſſen und bin ſo zu den im Texte mitgetheilten Reſultaten gelangt. Zwei Schlachten unterſcheiden faſt alle Quellen; die erſte, ein Sieg des Kaiſers, war nach Lupus Protospatharius: in Calabria in civitate Columnae, und ſehe ich keinen Grund, dieſe Notiz zu bezweifeln; der zweite, unglückliche Kampf fand, als der Kaiſer weiter vordrang, alſo jedenfalls in ſüdlicher Richtung Statt. Romualdus Salernitanus (Muratori Scriptores VII. 163) nennt eine Schlacht apud Stylum, Calabriae oppidum, aber er ſpricht auch hier von einem Siege, und ſeine ſämmtlichen Nachrichten über dieſen Krieg ſind wenig zuverläſſig. Ueberdies ſcheint der zweite Kampf ſehr bald nach dem erſten gefolgt zu ſein, und der Schlachtplatz möchte deshalb mehr in der Nähe vom Capo delle Colonne zu ſuchen ſein. Die anderen Quellen ſagen nur, daß die Unglücksſchlacht in Calabrien

---

1) Da Leibniz, wie auch ich es that, in Zweifel zieht, ob es überhaupt einen Ort Baſentello gab, muß erwähnt werden, daß im Chronicon Salernitanum c. 158 allerdings ein locus, qui Vasintellus dicitur, erwähnt wird, wie zugleich einer großen Schlacht, die dort zwiſchen Waimar von Salerno und den Griechen im Anfange des zehnten Jahrhunderts ſtattfand. Ueber die Lage des Orts erhellt aus dem Berichte Nichts.

iuxta mare Siculum ſtattgefunden habe. Vergl. Köpke im Archiv der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde IX. 121. 122.

S. 595. 596. — Dem Bericht Thietmars über die Flucht des Kaiſers ſchenke ich jetzt in den Einzelnheiten mehr Glauben, als ich es bei der Darſtellung dieſer Ereigniſſe in den Jahrbüchern that; vorzüglich bewegt mich dazu die Erwähnung des Juden Kalonymus. Der erſte berühmte jüdiſche Rabbi in Deutſchland iſt Kalonymus ben Meſchullam, der um das Jahr 1000 in Mainz lebte, deſſen Familie ſich dann in Mainz und Speier fortpflanzte und eine Reihe ausgezeichneter Männer hervorbrachte. Dieſer Kalonymus ſtammte aber aus Lucca, wo ſein Vater Meſchullam zu den Zeiten Ottos I. und Ottos II. lebte, und es iſt mir ſehr wahrſcheinlich, daß die Verpflanzung dieſer Familie nach Deutſchland in einem perſönlichen Verdienſt um das kaiſerliche Haus ihren Urſprung hat. Vergl. Zunz, Gottesdienſtliche Vorträge der Juden S. 362 ff. Ueber die Berichte und Sagen von der Flucht des Kaiſers habe ich in den Jahrbüchern II. 1. S. 164 ausführlich gehandelt; hinzuzufügen iſt jetzt der Bericht der Annales Altahenses.

S. 602. — „Am 24. Auguſt (983) war er am Fluſſe Trigno, am 27. nahe bei Larino." Die erſte Angabe beruht auf der Urkunde von dieſem Tage (Böhmer, Regeſten Nr. 232), die Muratori mit dem falſchen Actum „prope fluvium Ticinum" hat abdrucken laſſen; das Original hat prope fluvium Trinium. Die zweite Angabe ſtützt ſich auf eine Urkunde, die ſich jetzt bei Tosti, Storia di M. Casino I. 245 vollſtändig gedruckt findet, während ich ſie früher nur nach einem Citat in Pertz Archiv kannte und danach in das Jahr 982 ſetzen zu dürfen glaubte. Da in beiden Urkunden ſich Adalbert als Kanzler unterzeichnet, gehören ſie mit Sicherheit in das Jahr 983. Die erſte Urkunde verleitete mich in den Jahrbüchern (II. 1. S. 89. 90) der Erzählung Landulfs von einer Belagerung Mailands durch Otto II. Glauben beizumeſſen, obwohl der bei weitem zuverläſſigere Arnulf Nichts von ihr meldet; ſeitdem die Stütze jener Urkunde fehlt, nehme ich keinen Anſtand, jene ganze Erzählung als eine müßige Erfindung Landulfs zu verwerfen.

S. 602. 603. — Ueber den Wendenaufſtand des Jahrs 983 vergl. man L. Gieſebrecht, Wendiſche Geſchichten I. 264. 265. Thietmars Nachrichten habe ich in den Jahrbüchern II. 1. S. 156—163 mit den Berichten der Magdeburger Annalen und Helmolds durch eine kritiſche Beleuchtung zu verbinden geſucht. Auch nach den in den Wendiſchen Geſchichten hiergegen erhobenen Einwendungen kann ich mich nicht von der Anſicht losmachen, daß ſich Helmolds Nachrichten hier recht wohl mit Thietmar, aber nicht mit Adam von Bremen vereinigen laſſen. Was Thietmar und die Magdeburger Annalen von der Zerſtörung Hamburgs durch die Abodriten berichten, kann meines Erachtens unmöglich erſt auf eine ſpätere Zeit (auf das Jahr 1002) bezogen werden.

S. 604. — Die angeführte Stelle des Thietmar ſteht IV. 9; das erzählte Traumgeſicht überliefert Brun in der Vita s. Adalberti c. 12.

Buch III. Kapitel 11—17. Geſchichte Ottos III.

Quellen: Gleichzeitig: Annales Hildesheimenses bis zum Jahre 1000. Ann. Quedlinburgenses. Ann. Colonienses. Ann. Corbeienses. Die Grundlage der Annales Leodienses. Annales Sangallenses maiores. Die beiden Fortſetzungen der Chronica s. Benedicti. Odilonis Epitaphium Adalheidae c. 8—23. Die wichtigſte gleichzeitige Quelle beſitzen wir in den Briefen des Gerbert. Für die franzöſiſchen Angelegenheiten iſt nächſt Gerberts Briefen am erheblichſten der gleichzeitige Bericht des Richer III. c. 97—110. IV. Wahrſcheinlich ſind auch bereits gleichzeitig niedergeſchrieben die betreffenden Stellen des Chronicon Venetum (M. G. VII. 28—34) und die Vitae pontificum. Die erhaltenen Geſetze und Actenſtücke finden ſich M. G. Legg. II. 36. 37. B. 163. M. G. III. 658. 694. — Der Zeit Ottos III. ſehr nahe ſtehen folgende Quellen, die noch von Zeitgenoſſen des Kaiſers herrühren: Die beiden Lebensbeſchreibungen des h. Adalbert. Das Leben des h. Nilus. Thietmar IV. Conſtantins Leben des Biſchofs Adalbero von Metz. Alperts Fragment ſeiner Geſchichte der Metzer Biſchöfe. Die Schrift Hugos von Farfa de diminutione monasterii (M. G. XI. 540—541). Thankmars Leben des h. Bernward c. 1—37. Vielleicht iſt auch die Lebensbeſchreibung des Biſchofs Burchard von Worms c. 1—8 noch zu dieſen Quellen zu zählen. Von den ſpäteren Quellen ſind vornehmlich wichtig: Arnulfus de memoria b. Emmerammi II. c. 31. 33. Gesta episcoporum Cameracensium c. 105—114. Chronicon Novaliciense III. c. 32. Petri Damiani Vita s. Romualdi. Adamus Bremensis II. c. 21—40. Arnulfi Gesta archiepp. Mediolan. I. c. 11—14 (vergl. die fabelhaften Erzählungen Landulfs II. c. 18. 19). Leonis Ostiensis Chronica mon. Casinensis II. c. 9—24. Cosmas Pragensis I. c. 29—37. Chronica Polonorum I. c. 6. Die drei Lebensbeſchreibungen des h. Stephan. Von geringerem Belang ſind die Nachrichten der Vita Heriberti c. 1—8, Vita Gerardi, Vita Wolfkangi, des Anonymus Haserensis de episcopis Eichstetensibus c. 12—20, des Siegbert von Gembloux in der Chronik und der Vita Deoderici; auch die Annalen Hermanns, Lamberts und des Annalista Saxo, wie die Magdeburger Annalen geben nur geringe Ausbeute. Einige brauchbare Notizen finden ſich in der Geſchichte der Gründung des Kloſters Brauweiler c. 1—3 und in der ſpäten Fortſetzung der Casus s. Galli (M. G. II. 149—155); auch die Annalen des Lupus Protoſpatharius und die Annales Beneventani bieten für die unteritaliſche Geſchichte einzelne bemerkenswerthe Nachrichten.

Die erhaltenen Urkunden Ottos III. ſind in Böhmers Regeſten S. 34—36 verzeichnet; einige Nachträge giebt Wilmans in den Jahrbüchern II. 2. S. 247—249. Die gleichzeitigen päpſtlichen Schreiben verzeichnet Jaffé, Reg. pont. Rom. 335—347.

S. 607—630. — Die Kämpfe nach Ottos II. Tode ſind dadurch vorzüglich intereſſant, daß Gerberts Briefe einen tieferen und klareren Blick in das Parteileben während derſelben ermöglichen, als ſonſt uns die Quellenſchriften jener Zeit verſtatten. Am deutlichſten erkennt man ſo das Getreibe der lothringiſch-franzöſiſchen Parteien, und gerade dies hat Wilmans in den Jahrbüchern mit großem Scharfſinn, ſoweit es irgend möglich war, zu verfolgen geſucht. Die Angelegenheiten des inneren

Deutſchlands treten dagegen in ſeiner Darſtellung zurück, ſo daß ſie von jenem zu ſehr verdeckt werden. Wir haben deshalb unſer Augenmerk beſonders darauf gerichtet, die verſchiedenen Momente, die zur Erhaltung von Ottos III. königlicher Stellung beitrugen, zu gleicher Anerkennung zu bringen; vor Allem ſuchten wir das Verdienſt des Erzbiſchofs Willigis in das rechte Licht zu ſetzen. Die Hauptquellen ſind nächſt Gerberts Briefen Richer, die Hildesheimer, Quedlinburger Annalen und Thietmar IV. c. 1—7.

S. 611—613. — Ueber Gerbert beſitzen wir eine beſondere Schrift von Hock: Gerbert oder Papſt Silveſter II. und ſein Jahrhundert (Wien 1837). Ausführlich ſpricht dann von Gerbert Wilmans, Jahrbücher III. 2 und Gfrörer in der Allgemeinen Kirchengeſchichte Band III. Abth. 3. Die früheſten Zeiten Gerberts bis zu ſeinem zweiten Aufenthalt in Reims hat beſonders behandelt Büdinger in ſeiner Inaugural-Diſſertation: Ueber Gerberts wiſſenſchaftliche und politiſche Stellung (Marburg 1851), wo ſich über viele Einzelnheiten, namentlich über Gerberts Aufenthalt in der ſpaniſchen Mark, ganz neue Aufſchlüſſe finden. Für die Aufklärung der politiſchen Rolle des merkwürdigen Mannes und namenttich zur Erläuterung ſeiner Briefe hat Wilmans Vortreffliches geleiſtet. Auch Gfrörer hat wichtige Beiträge geliefert und mit Scharfſinn manche Machinationen des in der That ſehr intriguanten Mönchs richtig erkannt, nur daß er ſich von der Leidenſchaft oft auch zu ganz unbegründetem Tadel gegen ihn fortreißen läßt. Daß eine in ſo bunten Farben ſchillernde Perſönlichkeit, wie Gerbert, die verſchiedenartigſten Beurtheilungen gefunden hat, kann nicht verwundern. Hock und Büdinger ſuchen ihn gegen die Angriffe ſeiner Gegner, deren er bei Lebzeiten und nach ſeinem Tode gleich viele gehabt hat, durch ein günſtiges Präjudiz für den gelehrten Mann geleitet, in Schutz zu nehmen, obwohl beide ſonſt von durchaus verſchiedenartigen Geſichtspunkten ausgehen. Dagegen bricht Gfrörer über den moraliſchen Werth Gerberts vollkommen den Stab; ſelbſt die Tiara Silveſters II. erregt ihm dabei geringe Bedenken. Anders wieder Damberger, der keinen Makel an der Perſon des auf den Stuhl Petri erhobenen Mönchs haften läßt; ſo rein läßt er ſich freilich nur waſchen, wenn man alle gegen ihn zeugende Beweisſtellen in Bauſch und Bogen als unecht verwirft, wie Damberger mit erſtaunlicher Kühnheit ohne allen Beweis thut.

S. 615. — Die beabſichtigte Zuſammenkunft Lothars und Heinrichs (bei Breiſach) erwähnt außer Gerbert (Ep. 39) auch Richer III. c. 98 und giebt zugleich nähere Nachrichten, die Wilmans nicht aufnimmt, wie er denn überhaupt gegen Richer vielleicht noch mehr, als gerechtfertigt iſt, Mißtrauen hegt.

S. 618. 619. — Einzelnes über Willigis Jugend und ſeine Ernennung erzählt Thietmar III. c. 3. Vergl. Leibnitii Annales imperii III. 348—350. Leider beſitzen wir noch keine Monographie über dieſen für die Geſchichte jener Zeit ſo bedeutenden Mann. Das Wort Gerberts, welches wir auf Willigis angewendet haben, findet ſich in einem Briefe Gerberts (Ep. 34), der an jenen ſelbſt gerichtet iſt.

S. 620. 621. — Für die urbs Ekberti, quae Ala dicitur, und die villa, quae Iteri dicitur (Thietm. IV. 2. 6), ſind neue Beſtimmungen verſucht worden, da die von Wedekind gegebenen und in den Mon. Germ. angenommenen weder an ſich hinreichend begründet ſind, noch den Zuſammenhang der Ereigniſſe klar machen. Der letztere möchte durch die hier gegebenen Annahmen überſichtlicher werden und erhebliche Bedenken, die ihnen entgegenſtehen, kaum vorhanden ſein. Alach erkannte Kiepert in Ala; über Iteri (Eythra) vergl. Thietm. VI. 29.

S. 623. 624. — Die zweite Verſammlung in Biſenſtätt erwähnt Thietmar IV. c. 6 ausdrücklich; es kann der Zeit und den Umſtänden nach keine andere ſein, als die von Worms, welche der Abt Conſtantin, der Verfaſſer der Vita Adalberonis II., in den October 984 ſetzt (c. 3). Ueber die Zeit der völligen Unterwerfung Heinrichs zu Frankfurt und Quedlinburg vergl. man L. Gieſebrecht, Wendiſche Geſchichten I. 267. Note 3. Die damalige Trennung Kärnthens und Baierns und die verwickelten Verhältniſſe beider Herzogthümer bis zum Jahre 1004 ſetzt Wilmans in einem beſonderen Excurſe (Jahrbücher II. S. 190—205) klar auseinander.

S. 624. — Zu dem Libellus de institutione Hersveld. ecclesiae (M. G. V. 140), welches Werk Lamberts uns leider nur in dem erbärmlichen Auszuge des Hammerslebenſchen Mönchs erhalten iſt, wird erzählt, daß der ſonſt ſo verdienſtliche Abt Gozbert Hersfeld verlaſſen habe, quia Ludolfo iuraverat, Ottoni iurare noluit. Die Stelle iſt corrumpirt, und unter dem Ludolf kann nur Lothar verſtanden ſein. Die Nachricht ſcheint mir intereſſant, weil ſie zeigt, wie weit die Verbindungen Lothars reichten; Gozbert wird wohl ein Lothringer geweſen ſein.

S. 625. — Ueber Heinrichs ſpäteres Leben ſind Thietmar IV. c. 13 und die Annales Quedlinburgenses zum Jahre 995 zu vergleichen; das erwähnte Volkslied wird in lateiniſcher Ueberſetzung bei Thietmar V. c. 1 angeführt.

S. 629. — Adelheid erſcheint noch als Mitregentin Italiens in einer Urkunde vom Jahre 992, als ſie ſchon nach Deutſchland zurückgekehrt war. Si quis circa eundem episcopum (Cremonensem) querelam aliquam habuerit, hoc negotium nostre avieque nostre potestati omnino servamus, Deo annuente, in Italiam ante nostram presentiam diffiniendum. Murat. Antiquit. VI. 219.

S. 630. 631. — Die gewichtigen Zeugniſſe Thietmars für die Kaiſerin Theophano finden ſich IV. c. 8 und 10. Dietrichs Verleumdungen gegen ſie erhellen beſonders aus Alpert. Petrus Damiani (Epistola II. ad Cadaloum) zeigt, daß man der Kaiſerin ſogar unerlaubten Umgang mit dem Calabreſen Johannes vorwarf. Auch der heilige Brun verräth in der Vita Adalberti c. 10 und 12 keine vortheilhafte Meinung von Theophano, die er an der zweiten Stelle geradezu pulcrum lutum nennt. Denn dies muß wohl die rechte Leſeart ſein, da ſich pulcrum luctum nicht erklären läßt.

S. 631—634. — Ueber die Verhältniſſe der wendiſchen Marken, Böhmens und Polens nach dem Tode Ottos II. ſind die Hauptquellen die Hildesheimer und Quedlinburger Annalen, Thietmar IV. c. 5. 9. 26. V. 5; auch ein Brief Gerberts (Ep. 91) und das Necrologium Fuldense zum Jahre 985 kommen in Betracht. Vergl. Wendiſche Geſchichten I. 267. 268 und meinen Excurs in den Jahrbüchern II. 1. S. 153—155. Daß auf den Markherzog Dietrich ein zweiter Dietrich in der Nordmark gefolgt ſei, wie in den Wendiſchen Geſchichten I. 277 angenommen iſt, halte ich nicht für wahrſcheinlich. Die Annahme beruht allein auf Thietmar IV. c. 15. Der dort erwähnte Markgraf Dietrich, der Beleidiger Kizos, — ſo wird behauptet — ſei nicht eine Perſon mit dem 985 verſtorbenen Markgrafen dieſes Namens. Aber ſchon im Jahre 977 erſcheint urkundlich ein Graf Kizo im Helmengau, der doch wohl eine Perſon mit dem Ueberläufer ſein wird; dieſer konnte ſchon früher von Dietrich beleidigt ſein, ſich nach dem Jahre 983 zu den Wenden begeben und 991 in den Beſitz der Brandenburg geſetzt haben. Ueberdies nennt der Annalista Saxo zum Jahre 983 ausdrücklich Lothar von Walbeck als den Nachfolger des im Jahre 985 verſtorbenen Dietrich. Viel Gewicht lege ich freilich auf dieſe Autorität nicht; denn Alles, was der Annaliſt gleich darauf von der Entſetzung Dietrichs mel-

bet, ſcheint mir durchaus ſagenhaft und ſtammt wohl aus den Scholien zu Adam von Bremen II. c. 43. Es iſt kaum glaublich, daß Dietrich, der unter den Vorkämpfern für Ottos III. Regierung erſcheint, ſo ſeines Amtes entſetzt ſein ſollte.

S. 634—637. — Die deutſchen Quellen (Thietmar VII. 26 und Adam von Bremen II. c. 25—36) verdienen über die nordiſchen Angelegenheiten dieſer Zeit bei weitem am meiſten Glauben; die nordiſchen Quellen bedürfen einer kritiſchen Prüfung, wie ſie in den Wendiſchen Geſchichten I. 215—230 erfahren haben, denen wir hier durchweg gefolgt ſind.

S. 637—653. — Die Geſchichte der Erhebung Hugo Capets auf den franzöſiſchen Thron hat durch Richer IV. c. 1—73 und durch die gründliche Benutzung der Gerbertſchen Briefe, die man Wilmans verdankt, ein ganz neues Licht gewonnen. Vergl. Jahrbücher II. 2. S. 39—57 und 160—173, wie Rankes Franzöſiſche Geſchichte I. 24—26.

S. 642. — Die Angabe Richers (IV. c. 12), daß Hugo am 1. Juni zu Noyon gekrönt ſei, kann ſchon nach ſeiner eigenen Darſtellung nicht richtig ſein. Die ſpäteren franzöſiſchen Chroniken, welche die Krönung nach Reims und auf den 3. Juli verlegen, ſcheinen hierin glaubwürdig. Das Fragmentum hist. Franc. (Bouquet X. 210) läßt die Wahl zu Noyon erfolgen, die Richer nach Senlis ſetzt; vielleicht hat eine Verwechslung des Wahl- und Krönungsortes auch den chronologiſchen Irrthum bei Richer veranlaßt.

S. 646. — Alles, was Gfrörer in der Allgemeinen Kirchengeſchichte III. 3. S. 1441. 1442 über Theophanos Einfluß auf Arnulfs Erhebung, wie S. 1419 über die eigenthümliche Stellung der Stadt Reims ſagt, ſind lediglich Hypotheſen, die in direktem Widerſpruch mit den Quellen, namentlich mit Richer, ſtehen. Nach Gfrörer wäre Reims nur dem Namen nach eine franzöſiſche Stadt, der That nach aber ein unabhängiges geiſtliches Fürſtenthum unter dem Schutz der deutſchen Kaiſer geweſen.

S. 647. — Ueber den letzten Aufenthalt der Kaiſerin Theophano in Italien vergl. Wilmans in den Jahrbüchern II. 2. S. 65. 66, namentlich die dort angeführten urkundlichen Zeugniſſe. Das Wort der Theophano gegen Adelheid überliefert Odilo in dem Epitaphium Adalheidae c. 8.

S. 653—655. — Der Wendenkrieg von 990 und die letzten Schickſale der Theophano berichten die Hildesheimer und Quedlinburger Annalen, wie Thietmar IV. c. 9 und 10. Zu vergleichen ſind auch die Lebensbeſchreibungen des heiligen Adalbert und Cosmas von Prag zum Jahre 990. Die Geſchichte von Theophanos Erſcheinung findet ſich in Othloni Liber visionum (M. G. XI. 385) und daraus in einer Hildesheimer Handſchrift (M. G. IV. 888).

S. 656. — Adelheids Rückkehr nach Deutſchland berichtet Thietmar IV. c. 10. In den Jahrbüchern II. 2. S. 71 wird geſagt, Adelheid habe nicht lange an dem Hofe ihres Enkels verweilt; es geſchah jedoch jedenfalls bis gegen das Ende des Jahrs 994, wie die Urkunden aus dieſen Jahren nachweiſen, die man bei Leibniz in den Annales imperii geſammelt findet. Daß während Adelheids Regentſchaft Nichts ohne den Beirath der Fürſten geſchah, geht ebenfalls aus jenen Urkunden hervor. Bernardi ducis et Egberti comitis caeterorumque fidelium perplurium consulto obtemperantes (Leibn. Ann. imp. III. 584). Nos vero divini timoris et amoris intuitu, simul etiam omnium fidelium nostrorum consultu, archiepiscoporum, episcoporum, abbatum, ducum et comitum (L. l. 587). Man vergl. die Annales Hildesheimenses zum Jahre 992: Dominus rex, bonis Sclavorum promissionibus

confidens suisque principibus resistere nolens, pacem illis iterum concessit. Ueber Willigis Stellung ſehe man Martyrium Arnoldi archiepiscopi Magunt. (Boehmer, Fontes III. 325) und die anderen oben zu Seite 390 angeführten Quellenſtellen.

S. 657. 658. — Quellen für die Wendenkriege von 991—996 ſind die Annales Hildesheimenses, Quedlinburgenses, Corbeienses, Sangallenses maiores und Thietmar IV. c. 14. 15. 52. Vergl. Wendiſche Geſchichten I. 278—283.

S. 658—661. — Ueber die Vikingerzüge und die nordiſchen Verhältniſſe bis zum Jahre 1000 berichten von deutſchen Quellen die Annales Hildesheimenses, Quedlinburgenses, Corbeienses, Thietmar IV. c. 16 und VII. c. 28, die Vita Bernwardi c. 7. 19. 20 und Adam von Bremen II. c. 29—31. 34—38. Die gegebene Darſtellung beruht auch hier nächſt dieſen Quellen auf den Wendiſchen Geſchichten I. 233—250. Der Frieſen gedenkt Thietmar VI. c. 14. VIII. c. 13.

S. 662—665. — Für die franzöſiſchen Verhältniſſe vom Jahre 992 bis zum Jahre 996 iſt jetzt die Hauptquelle Richer IV. c. 79—117, der auch Gerberts Briefe aus dieſer Zeit vielfach aufklärt; außerdem ſind der Brief des päpſtlichen Legaten und die Verhandlungen der Concile von Mouzon und Coucy (M. G. III. 686—693) von Wichtigkeit. Die Annales Colonienses geben einige erhebliche, ſonſt unbekannte Notizen.

S. 665. 666. — Der innere Zuſtand Deutſchlands aus jener Zeit erhellt beſonders aus den Annalen von S. Gallen zum Jahre 995 und Thietmar IV. c. 13. 14. Man beachte auch folgende Stelle der Traditiones Wizenburgenses: Otto adhuc infantulus propter virium impotentiam a multis negligebatur et a regno privari dictitabatur. Qua fiducia plures illecti partes regni sibi quisque pro viribus usurpabant, inter quos etiam Otto dux, filius Cuonradi ducis, Wizenburgensem abbatiam dominio sibi subiugavit hostili oppressione et beneficia militum eiusdem loci fratrumque deputata necessariis fautoribus suis distribuit illicita presumptione. — Acta sunt hec anno 991 (angeführt in Stälins Wirt. Geſch. I. 602). Von dem jungen Heinrich ſagt Thietmar: electione et auxilio Bawariorum patris bona apud regem optinuit; von Eckard erzählt derſelbe Schriftſteller V. c. 5: super omuem Thuringiam communi totius populi electione ducatum promeruit. Ueber die damalige Trennung Kärnthens, das deſſenungeachtet in einer gewiſſen Verbindung mit Baiern blieb, handelt Wilmans in den Jahrbüchern II. 2. S. 201 ff. Daß der König im fünfzehnten Jahre mit der Waffennahme mündig wurde, lehrt die Geſchichte Heinrichs IV, der am 11. November 1050 geboren, am 29. März 1065 die Waffen empfing und ſelbſt die Regierung antrat. Vergl. Stenzel, Geſchichte Deutſchlands unter den fränkiſchen Kaiſern II. 229 und 246. In der Karolingiſchen Zeit erfolgte die Waffennahme früher: Ludwig der Fromme, geboren im September 778, wurde im Auguſt 791 zu Regensburg wehrhaft gemacht, alſo vor dem vollendeten dreizehnten Jahr.

S. 668. 669. — Die Bewerbung des Kaiſers in Conſtantinopel und das Hülfsgeſuch des Papſtes berichten die Quedlinburger Annalen. Ueber die Vorgänge in Capua iſt die beſte Quelle die im Kloſter Cava geſchriebene Fortſetzung der Chronica s. Benedicti (M. G. III. 207).

S. 669—671. — Ueber den erſten Römerzug Ottos III. ſehe man die Hildesheimiſchen und Quedlinburger Annalen, ferner Joh. Canaparii Vita s. Adalberti c. 21—23, Brunonis Vita s. Adalberti c. 18, die Chronik von Venedig (M. G. VII. 30), Thietmar IV. c. 21 und Arnolds Schrift de b. Emmerammo II. c. 31

bis 33. Die Bischöfe, welche Otto III. auf seinem ersten Römerzuge begleiteten, lernt man aus einer Bulle Gregors V. vom 24. Mai 996 kennen; sie trägt außer des Kaisers Unterschrift noch die Namen folgender Bischöfe: Willigis von Mainz, Hartwich von Salzburg, Hildibald von Worms, Widerold von Straßburg, Rupert von Speier, Notker von Lüttich, Haimo von Verdun, Lantpert von Konstanz, Gotiskalk von Freisingen, Christian von Passau. Lacomblet, Urkunden für die Geschichte des Niederrheins I. 77. Ottos Brief an seine Großmutter findet sich unter den Gerbertschen Briefen Nr. 157.

S. 674—687. — Die durch die Cluniacenser in Frankreich und durch den heiligen Nilus und Romuald in Italien herbeigeführten Reformen des kirchlichen Lebens lernt man aus den ausführlichen Lebensbeschreibungen der Cluniacenseräbte Odo, Majolus und Odilo, wie aus den beiden höchst interessanten Biographien des heiligen Adalbert und des heiligen Nilus kennen; auch Petrus Damiani liefert, obwohl er nicht mehr als unmittelbarer Zeuge gelten kann, in der Vita Romualdi sehr bemerkenswerthe Nachrichten. Ueber das Leben des heiligen Adalbert sind außer den beiden Lebensbeschreibungen desselben auch Thietmar IV. c. 19 und VI. c. 9 und Cosmas von Prag I. c. 25—31 beachtenswerth. Adalberts Verwandtschaft mit der baierschen Herzogsfamilie wird in Bruns Biographie c. 1 berichtet; hier heißt es von Slawnik: reges tangit linea sanguinis; quem longe lateque iura dantem hodie tremunt, Heinrico regi accessit proximus nepos. Da Brun demselben Geschlecht angehört, ist die Verwandtschaft nicht zu bezweifeln, obwohl der Zusammenhang nicht näher nachgewiesen werden kann. Von Neueren haben eingehend über Adalberts Geschichte L. Giesebrecht in den Wendischen Geschichten I. 275 ff. und Büdinger, Oesterreichische Geschichte I. 319 ff. gehandelt. Im Allgemeinen ist über diese geistigen Bewegungen Gfrörers Kirchengeschichte III. 3. S. 1334—1342. 1496. 1497. 1573—1575 zu vergleichen. Doch ist die Rolle, die Gfrörer den heiligen Nilus als politischen Unterhändler der Griechen spielen läßt, der Persönlichkeit des Mannes wenig angemessen. Ebensowenig ist nachweisbar, daß Romuald unter dem Einfluß der Cluniacenser gestanden habe; es ist mir vielmehr ebenso unwahrscheinlich, wie Gfrörer wahrscheinlich.

S. 688—690. — Ottos Brief und Gerberts Antwort finden sich in der Gerbertschen Sammlung unter Nr. 153 und 154.

S. 690. 691. — Ottos und Gerberts Aufenthalt in Magdeburg, wie der Wendenkrieg des Jahrs 997 werden durch Gerberts Briefe 27—29, die Vorrede zu Gerberts Buch de rationali (Pez, Thesaurus novissimus I. 2. 149 sequ.), durch die Quedlinburger Annalen und Thietmar IV. c. 20. 25. VI. c. 61 erläutert.

S. 692—709. — Gregors V. Pontificat hat Höfler in seiner Geschichte der Deutschen Päpste I. 97—175 ausführlich behandelt, schärfer sind die entscheidenden Punkte von Gfrörer in der Allgemeinen Kirchengeschichte III. 3. 1485—1507 in das Auge gefaßt worden, doch fehlt es auch in diesem Theile des Buchs nicht an willkürlichen Annahmen.

S. 693. — Eine Versammlung der lombardischen Bischöfe im Jahre 998 schrieb an Gregor: Decet nos cum digna graciarum actione semper in domino gloriari, qui nos tanta suae miserationis largitate voluit refoveri, ut et mundi area et divina hereditas alterutris successibus muniretur. Vestra namque seu imperialis sublimitas, quod precipuum (?) patet, divine ammonicionis erudita mysteriis numquam dissolvendis conectitur nexibus, nec voto dissentit, nec disparatur effectu. Quos etenim propaginis linea unit et omnis consolidat fides,

decet unum sentire, idipsum invicem premeditari, idem sapere, nec dispari clausula terminare, et hoc totum secundum Jesum Christum. Das Schreiben gehört zu jenen merkwürdigen Actenſtücken, die Peyron in dem Kapitelarchiv zu Ivrea fand und Provana in den Studii critici sovra la storia d'Italia a' tempi del re Ardoino (Turino 1843) abdrucken ließ, und findet ſich dort S. 341. — Der erwähnte Brief Abbos iſt von Mabillon (Acta SS. ord. s. Bened. Saec. VI. P. I. 30) herausgegeben.

S. 695. — Den bitzigen Charakter Gregors V. tadelt ſchon Johannes Canaparius in ſeiner Lebensbeſchreibung des h. Adalbert (c. 21), die für die Beurtheilung der damaligen römiſchen Zuſtände überaus wichtig iſt. Zu vergleichen iſt auch die Vita s. Nili c. 90. 91.

S. 695—698. — Gregors V. Beſtrebungen und ſeine beſondere Stellung zu den Zeitverhältniſſen werden aus den Beſchlüſſen der Synode zu Pavia (M. G. III. 694), der Vita Abbonis (Acta SS. ord. s. Bened. Saec. VI. P. I.) und den Schlußbemerkungen des Richer klar. Invasor ecclesiae Remensis wird Gerbert in einer Bulle des Papſtes genannt, die ſich in den Gesta episcoporum Cameracensium I. c. 111 findet.

S. 698—701. — Das Ende des Creſcentius und des Papſtes Johannes erzählen faſt alle gleichzeitigen Quellen. Am wichtigſten ſind die Annales Hildesheimenses und Quedlinburgenses, Thietmar IV. c. 21, die Chronik von Venedig, die angeführte Stelle der Lebensbeſchreibung des h. Nilus und die alten Papſtleben; nicht zu überſehen iſt auch folgende Stelle des Ademar von Chabannais (Hist. III. 31), da er der Zeit Ottos III. ziemlich nahe ſtand: Praefectus Romae Crescentius, cum contra Hotonem imperium Romanum vellet arripere, tandem coactus in turre, quae vocatur Inter-celis, diu evasit, sed expugnata ipsa turre captus est insidiis suae coniugis et patibulo suspensus est et pro eo planctus magnus factus est (M. G. IV. 130). Ueber das Geſchlecht der Creſcentier handelt vortrefflich Wilmans in den Jahrbüchern II. 2. S. 222—233. Daß das zu Rom il Monzone genannte wunderliche Gebäude aus dem früheren Mittelalter weder dieſem Creſcentius noch überhaupt dieſer Zeit, ſondern erſt dem zwölften Jahrhundert angehört, habe ich nach der alten Inſchrift des Hauſes in Schmidts Zeitſchrift für Geſchichtswiſſenſchaft VII. 567—569 zu zeigen geſucht. Vom Grafen Benedict handeln die Historiae Farfenses (M. G. XI. 541).

S. 701—703. — Die Beſchlüſſe der römiſchen Synode vom Jahre 998 und Gregors Bulle an Gerbert finden ſich bei Manſi XIX. 227 und 201, der Beſchwerdebrief Gerberts ſteht in deſſen Briefen App. No. 30. Die Beſchwerden beziehen ſich auf Güter, die Gerbert während ſeines Aufenthalts in Magdeburg vom Kaiſer geſchenkt waren, wie ſich klar aus dem in zweiter Stelle vorhergehenden Briefe ergiebt, wo es heißt: Haec a vobis liberaliter collata, sed a quodam nescio cur ablata, restitui sibi petiit vester Gerbertus. Gfrörer (S. 1500) bezieht dagegen dieſe Beſchwerden auf Gerberts Bewerbungen um ein hohes Kirchenamt, bei denen ihm Papſt Gregor V. hinderlich geweſen ſei. Die Beſchlüſſe der Synode Gerberts zu Ravenna ſtehen bei Manſi XIX. 219.

S. 704. 705. — Das auf die Beſchlüſſe der Synode zu Pavia gegründete Edict iſt gedruckt in den M. G. Legg. II. 37. Pertz hat einige Zweifel an der Echtheit des Actenſtücks laut werden laſſen und dieſe ſind mir durch einen gelehrten juriſtiſchen Freund verſtärkt worden, aber ich kann mich trotzdem nicht davon überzeugen, daß das Actenſtück untergeſchoben ſei. Es findet ſich nicht allein in dem Chronicon

Farfense, das ohnehin eher ein günſtiges als ungünſtiges Präjudiz abgiebt, ſondern auch in einer Ravennatiſchen Quelle, den Zuſätzen zum Agnellus (Muratoris Annalen zum Jahre 998). Das verdorbene „presbyteri sunt“ am Schluß, das beſonders Pertz Anſtoß erregt hat, iſt bereits richtig in Leibnitii Annales III. 709 in „praebituri sunt“ verändert. Die Erklärung des Edicts macht allerdings manche Schwierigkeiten. Daß bei den damals üblichen Pachtverhältniſſen die Kirche in großen Nachtheil gerieth, hatte ſchon Otto I. geſehen und deshalb in Tuſcien Vorkehrungen getroffen. In einem Privilegium dieſes Kaiſers für die Kanoniker von Arezzo vom Jahre 963 (Böhmer Reg. Nr. 267) heißt es: Quia Tuscis consuetudo est, ut accepto ab ecclesia libello in contumaciam convertantur contra ecclesiam, ita ut vix umquam constitutum reddant censum, precipimus modisque omnibus iubemus, ut nullus episcopus vel canonicus libellum aut aliquod scriptum alicui homini faciant, nisi laboratoribus, qui fructum terrae ecclesiae . . . reddant sine molestia vel contradictione (Muratori Antiquitates III. 186). Der eigenthümliche Zuſatz zum Actum des Edicts: in ea synodo, in qua Mediolanensi episcopo Arnulfo nomine papatum ablatum est, in basilica b. Petri, quae vocatur ad Coelum aureum, hat vielfache Erörterungen hervorgerufen, die man in Leibnizs und Muratoris Annalen nachſehen kann.

S. 705—707. — Die damaligen Verhältniſſe der lombardiſchen Biſchöfe zu ihren Lehnsleuten haben die erwünſchteſte Aufklärung durch die ſchon erwähnte Schrift von Provana gefunden, durch die wir von Arduins Unternehmungen unter Otto III. erſt nähere Kunde gewinnen. Was Arduin beabſichtigte, ſagen die Biſchöfe in einem an die Könige und Fürſten erlaſſenen Briefe: Omnibus vobis notum esse credimus, Arduinum perfidiae spiritu seductum rebellionis arma contra regiam dignitatem commovisse et publicae functionis insignia ad totius regni detrimentum sibi improvida electione usurpasse, divinam autem hereditatem eiusdemque cultores ac previsores episcopos crebra et impia vexatione concussisse atque a propriis civitatibus expulisse, secundos vero milites pene omnes in periurii crimen atrociter coegisse (p. 344). Zum erſten Male meines Wiſſens werden hier die secundi milites erwähnt. Daß der Kaiſer in Abweſenheit des Papſtes die Sache nicht entſcheiden wollte, zeigt das bereits angeführte Schreiben der Biſchöfe an Gregor[1]: Quoniam igitur tanta et talis, utpote quae omnium nostrum causas perpendit, in vestra absentia, nostro christianissimo domno imperatore ob id differente, nichil deliberacionis promeruit contentio, dignetur pietas vestra oculo animae eam discutere (p. 342). Daß die Sache gerade in Pavia dem Kaiſer vorgelegt iſt, wird zwar nicht geſagt; aber es iſt keine andere Synode aus jener Zeit, in welcher der Kaiſer gegenwärtig geweſen wäre, bekannt. Die Antwort des Papſtes auf jenes Schreiben ſteht bei Provana S. 343.

S. 707. 708. — Die Beſchlüſſe des letzten Concils Gregors V. finden ſich bei Manſi XIX. 225; vergl. Leibnitii Annales imperii III. 703 und 707. Ob Gregors Tod gewaltſam herbeigeführt ſei, kann man mit Fug bezweifeln, da die beſten Quellen davon ſchweigen; in keinem Falle fällt dabei irgend ein Argwohn auf Gerbert. Gfrörer S. 1507 ſagt: „Da Gerbert offenbar ſeit ſeiner Entfernung aus Reims auf den Stuhl Petri losſteuerte, mußte er wohl zuletzt ſich auf künſtlichem Wege Gregors V. zu entledigen ſuchen, denn er ſelbſt näherte ſich damals den ſieb-

1) Ich benutzte ein Exemplar von Provanas Schrift, in das Bethmann Correcturen der mitgetheilten Urkunden nach Vergleichung der Originale eingetragen hat.

ziger Jahren, Gregor V. zählte noch nicht dreißig.“ Kaum iſt jemals ſo leichtſinnig einem Menſchen ein Mord imputirt worden! Und überdies ſind alle Vorausſetzungen entweder irrig oder wenigſtens nicht zu erweiſen. Denn erſtens iſt der gewaltſame Tod Gregors nicht zu erhärten; zweitens finden ſich nirgends Spuren, daß Gerbert bei Lebzeiten Gregors nach dem Stuhl Petri getrachtet hätte; drittens konnte ſich Gerbert, da er um 967 ein Jüngling war, nicht im Jahre 999 dem ſiebzigſten Jahre nähern.

S. 709. 710. — Der angeführte merkwürdige Brief Gerberts an die Kaiſerin (App. 49) iſt meines Erachtens im Jahre 999 geſchrieben. Das traurige Ereigniß, das im Eingange erwähnt wird und bei dem Adelheid von Gerbert Troſt ſucht, wird der Tod der Aebtiſſin Mathilde ſein. Der Schluß des Briefes wird ſich auf die Unruhen in Ravenna beziehen, die in der Vita Heriberti c. 4 und 5 erwähnt werden und die ja Gerbert und Adelheid in gleicher Weiſe betrafen. Die Rolle Arduins ſcheint hier ein gewiſſer Lambert mit den Seinen geſpielt zu haben; von ihnen heißt es in einer Urkunde Ottos III., die ſich unter den Documenten (F. 1) abgedruckt findet, inimici reipublicae et sanctae Ravennati ecclesiae aperte facti sunt; ihre Güter wurden eingezogen und vom Kaiſer der Kirche zu Ravenna geſchenkt. — Ueber Gerberts Belagerung der Stadt Ceſena berichtet Petrus Damiani in der Vita s. Mauri (Opp. II. 204). Die Urkunde für den Grafen Darſerius giebt im Weſentlichen Jaffé, Reg. pont. Rom. No. 2996.

S. 710—712. — Gerberts Sermo de informatione episcoporum findet ſich bei Mabillon, Analecta vetera II. 216; die Bulle für Arnulf bei Du Chesne, Hist. Franc. script. II. 843. Daß Erzbiſchof Arnulf ſelbſt in Rom erſchien, zeigt die Urkunde in den Annales imperii III. 736. K. Roberts Trennung von Bertha erfolgte nach der Unterſuchung von Bouquet (Recueil X. 567) wahrſcheinlich erſt im Jahre 1001. Ueber Giſilers Sache verhandelte eine römiſche Synode unter Gerbert im Jahre 999, wie Thietmar IV. 28 bezeugt, deſſen Angaben nicht auf das Concil des Jahrs 998 zu beziehen ſind. Das Verfahren gegen Arduin erhellt aus den Actenſtücken bei Provana S. 345 und 356. An Abt Odilo und die Cluniacenſer ſchreibt Gerbert: Vestris nos sanctissimis omni tempore committimus orationibus, et ut accipere dignemini, fidelibus exoramus petitionibus, quia in quocumque noster valuerit status, nullo modo vester defectum sentiet profectus (Leibnitii Annales III. 743).

S. 713. 714. — Ottos Bußfahrt nach dem M. Gargano und die damit verbundenen Ereigniſſe erzählen die Fortſetzung der Chronica s. Benedicti, die Vita s. Nili c. 91—93, die Vita s. Romualdi c. 25, und Leo Ostiensis II. c. 24. Die Bußübungen in der Höhle bei S. Clemente werden in der Vita Burchardi c. 3 erwähnt. Der Aufenthalt in Subiaco ſteht durch Urkunden feſt. Ueber die damals im Sabinergebirge begründete Adalbertskirche habe ich nach den Notizen, die ich zu Subiaco fand, in den Baltiſchen Studien (Elfter Jahrg. Heft 1. S. 12. 13) Mittheilungen gemacht, wo ich auch über die Kirche auf der Tiberinſel eingehender gehandelt habe. Die beiden Urkunden vom 1. November 1000 mit dem Actum: Romae in palatio monasterio ſind oft gedruckt; Mabillons Abſchrift las: palatio montis, was einer Correctur ähnlich ſieht.

S. 717. — Sed fert secum (Leo) alia, ut magnis inventa ingeniis, ita magnis finienda consiliis. Gerberti epist. App. No. 28. Eine Bleibulle Ottos III. mit der Umſchrift: Renovatio imperii Romanorum iſt in Leibnitii Annales im-

perii III. zu S. 699 abgebildet. Die angeführte Widmung an den Kaiser gehört Gerberts Schrift de rationali an.

S. 720. — Ut, libere et secure permanente Dei ecclesia, prosperetur nostrum imperium, triumphet corona nostrae militiae, propagetur potentia populi Romani et restituatur respublica, ut in huius mundi hospitio honeste vivere, de huius vitae carcere honestius avolare et cum Domino honestissime mercamur regnare. Urkunde vom 7. Mai 999; oft gedruckt, am beſten in der Turiner Sammlung (Historiae patriae monum. I. 325). Von der Zuſammenkunft des Kaiſers und Papſtes mit dem Markgrafen Hugo pro restituenda republica giebt die Urkunde für Farfa (Annales imperii III. 731) vom 3. October 999 Zeugniß.

S. 720. — Die Gesta episcoporum Cameracensium I. c. 111 geben ausdrücklich an, daß Otto einen Palaſt auf dem Aventin bewohnte, und die Vita Odilonis (Acta SS. ord. s. Benedicti Saec. VI. P. I. p. 698) zeigt, daß man damals dort zu Rom am beſten wohnte: in Aventino monte, qui prae caeteris illius urbis montibus aedes decoras habens et suae positionis culmen in altum tollens, aestivos fervores aurarum algore tolerabiles reddit et habilem in se habitationem facit.

S. 721. — Das Ceremoniel an Ottos Hofe und die byzantiniſche Vermummung ſeiner Großen lernt man vor Allem aus den Urkunden kennen, doch geben auch Thietmar IV. c. 29 und die Gesta episcoporum Cameracensium l. l. wichtige Aufſchlüſſe. Reiches Material hat Wilmans in den Jahrbüchern II. 2. S. 134. 135 geſammelt.

S. 721—723. — Ueber die ſtädtiſchen Verhältniſſe Roms werde ich in einer beſonderen Beilage unten handeln und dort auch zu zeigen ſuchen, daß die von Ozanam in den Documents inédits p. 156—183 herausgegebene Graphia aureae urbis Romae im Weſentlichen unter Otto III. entſtanden iſt.

S. 724. — Otto III. nahm zehn Monate nach dem Tode Gregors V. keinen Anſtand, ein Urtheil deſſelben gegen Farfa als ungeſetzlich zu vernichten und eine Urkunde zu unterzeichnen, in der mit klaren Worten der Papſt der Beſtechlichkeit geziehen wird. Leibnitii Annales imperii III. 734—736.

S. 724. — Die Schenkungsurkunde Ottos III. an Rom, die in den M. G. Legg. B. 162 abgedruckt iſt, erklärt Wilmans für unecht und hat ſeine Gründe in einem beſonderen Excurs (Jahrbücher II. 2. S. 233—243) entwickelt; Gfrörer in der Allgemeinen Kirchengeſchichte S. 1570 ff. hält dagegen an der Echtheit der Urkunde feſt. Früher ſtritten die eifrigſten Romaniſten gegen die Echtheit, während die evangeliſchen Gelehrten die Urkunde für unverfälſcht hielten; neuerdings ſcheint das Verhältniß ſich umgekehrt zu haben. Unfraglich hat Wilmans erwieſen, daß der um 950 abgefaßte Libellus de imperatoria potestate in urbe Roma in der Urkunde wörtlich benutzt iſt, und es muß allerdings befremden, daß man in der kaiſerlichen Kanzlei von dieſem Buch in der angegebenen Weiſe Gebrauch machte. Aber viel befremdlicher wäre es doch, wenn man in der päpſtlichen Kanzlei ein derartiges Actenſtück geſchmiedet hätte, das dann aus dem päpſtlichen Archiv hervorgezogen wäre! Denn aus dieſem hat es eine im Jahre 1339 niedergeſetzte Commiſſion für den Gebrauch der Curie erhoben und abſchreiben laſſen. Die Fälſchung müßte alſo damals oder bereits früher ſtattgefunden haben. Nimmt man nun nicht an, daß ſie unmittelbar zu Ottos Zeiten, vielleicht unter den Augen Silveſters geſchehen ſei — und zu dieſer Annahme ſehe ich gar keinen Grund —, ſo ſchwindet faſt die Möglichkeit eines ſolchen Betrugs. Denn die Urkunde ſetzt die genaueſte Kenntniß der Zeitverhältniſſe oder der

ſie betreffenden Schriftwerke voraus. Der Fälſcher hätte das vorhin angeführte Buch de imperatoria potestate, die Gerbertſche Briefſammlung (Ep. 158) kennen und wiſſen müſſen, daß Otto III. zeitweiſe den Titel Servus apostolorum et secundum voluntatem Dei Salvatoris Romanorum imperator augustus gebrauchte und ähnliche Bleibullen anwandte, wie jene, die der Urkunde beigefügt wurde. Leibniz will den Streit nicht entſcheiden, aber er neigt ſich doch auch der Anſicht zu, daß die Urkunde echt ſei (Annales imperii III. 721); mir unterliegt dies kaum einem Bedenken, indem ich Leibnizs Worte: Nec facile, credo, tale quid impostori saeculi XII. in mentem venisset noch ſchärfer betone.

S. 727—734. — Die beſten Nachrichten über Adelheids letzte Zeiten giebt Odilo in dem Epitaphium c. 13—22. Des Kaiſers Reiſe nach Gneſen berichten die Hildesheimer, Quedlinburger Annalen und Thietmar IV. 28, welche Quellen auch über die ſonſtigen Vorgänge während des letzten Aufenthalts Ottos in Deutſchland einige Nachrichten mittheilen.

S. 730. — Die angeführten Worte des Thietmar ſtehen L. V. c. 6. Ueber die ſehr ausgeſchmückte Erzählung der Chronica Polonorum I. c. 6 iſt Röpell, Geſchichte Polens I. 111—113 zu vergleichen.

S. 731. — Ottos III. Schenkungen für den Münſter zu Aachen bei Lacomblet I. 80—82. Ueber die Begründung des Adalbertsſtifts ſehe man die Urkunden Heinrichs II. ebendaſelbſt 88. 89. Heinrich verordnet das Gedächtniß Ottos III., qui eundem locum incepit imperfectumque ad perficiendum nobis reliquit.

S. 731. 732. — Die Erzählung des Grafen Otto von Lomello hat das Chronicon Novaliciense III. c. 33 aufbewahrt.

S. 733. — Das Bruchſtück von dem Briefe Ottos III. an Heribert findet ſich in der Vita Heriberti c. 5.

S. 734—738. — Dümmler in ſeiner Schrift über Piligrim und Büdinger, Oeſterreichiſche Geſchichte V. S. 390 ff. geben bei weitem das Beſte über die Bekehrung Ungarns. Die Quellen ſind theils unzulänglich, theils unglaubwürdig. Beſondere Aufmerkſamkeit verdienen die Stellen bei Thietmar IV. c. 38 und VIII. 3, wie alle Nachrichten, die ſich in den beiden Lebensbeſchreibungen des h. Adalbert finden. Außerdem haben wir, ſeit Wattenbach das Glück hatte die Admonter Handſchrift der Geſetze des h. Stephan aufzufinden, an dieſen eine ſichere Grundlage für die Unterſuchung der damaligen Verhältniſſe Ungarns gewonnen. Vergl. Endlicher, Die Geſetze des h. Stephan (Wien 1849). Die Lebensbeſchreibungen des h. Stephan ſind ſpät, die bei Fejér, Codex diplomaticus Hungariae T. I. geſammelten Urkunden großentheils verdächtig, die Bulle an Stephan erweislich untergeſchoben, was auch Gfrörer zu ihrer Rettung vorbringen mag. — Radla und Aſtrik werden gewöhnlich für *eine* Perſon gehalten; Bruno in der Vita Adalberti ſcheint ſie mir aber deutlich zu ſcheiden: Radla iſt ihm der Papas Adalberti, Aſtrik nur ein Kleriker des heiligen Biſchofs. Vergl. c. 17 in der erſten Recenſion des Werks (M. G. IV. 604. l. 45). Trotz Büdingers Einſprache a. a. O. 389 muß ich dieſe Unterſcheidung feſthalten. Radla ſpielt in Bruns Biographie eine viel zu beſtimmte Rolle, als daß er unter dem clericus quidam verſtanden ſein könnte.

S. 740. — Ueber Bernwards Erzſäule vergl. Schnaaſe, Geſchichte der bildenden Künſte IV. 2. S. 506 ff.

S. 741—745. — Den Aufſtand der Römer erzählt am ausführlichſten die Vita Bernwardi c. 23—27, den Beſuch in Venedig das Chronicon Venetum (M. G. VII. 33. 34).

S. 745. 746. — Für den Kriegszug des Kaiſers im Jahre 1001 ſind die Urkunden vom 4. Juni Romae ad sanctum Paulum, vom 19. Juli inter Albannm et Arretium, vom 25. und 31. Juli Paterno, vom 14. October Papiae von Wichtigkeit. Die Nachweiſung dieſer Urkunden verdanke ich, ſoweit ſie nicht in Böhmers Regeſten und in den Jahrbüchern ſich finden, Wattenbachs Güte. Der Zug gegen Benevent, über den die zuverläſſigſte Kunde das Chronicon Venetum p. 34 giebt, muß in den Sommer fallen; die von Leibniz (Annales imperii III. 783) angeführte und irrig auf dieſe Zeit bezogene Urkunde iſt von Otto II. am 18. October 981 ausgeſtellt. Der darin erwähnte Dericus episcopus iſt der bekannte Dietrich von Metz, nicht der Erzbiſchof Friedrich von Ravenna.

S. 746—748. — Die Theilnahme Ottos III. an den frommen Beſtrebungen auf Pereum und ſeine enge Verbindung mit Romuald berichtet die Vita s. Romualdi c. 30; von der Verſchwörung der deutſchen Fürſten giebt Thietmar IV. c. 30 zuverläſſige Nachricht. Eine bisher unbekannte Urkunde für Ravenna aus dieſer Zeit findet ſich unter unſeren Documenten (F. 2).

S. 748—757. — Der Gandersheimer Streit wird ausführlich von Thankmar in der Vita Bernwardi erzählt; dort finden ſich auch c. 36. 37 die beſten Nachrichten über die letzten Tage des Kaiſers. Man vergl. überdies Thietmar IV. c. 31 und die Quedlinburger Annalen, wie die Vita Burchardi c. 8. Ueber Ottos Beſtimmung, daß die Reichsinſignien ſeinem Schwager Ehrenfried überbracht werden ſollten, ſehe man die Interpolation zu der Fundatio Brunwilarensis monasterii (M. G. XI. S. 399. n. 42); ganz unbegründet ſind die dort gegebenen Nachrichten gewiß nicht. Die Worte Ottos über Hugos Tod finden ſich in der Vita Romualdi.

S. 758. — Ueber die Sagen von Otto III. handelt Wilmans in den Jahrbüchern II. 2. S. 243—246.

S. 760. — Die aus Thietmar berührten Worte ſtehen im Prolog zum erſten Buch, der citirte Vers in Bruns Leben des heiligen Adalbert cap. 9 und in den Magdeburger Annalen zum Jahre 973:

Felix mundus erat, Otto dum sceptra gerebat.

S. 763. — Die angeführte Stelle findet ſich in der Vita Mathildis c. 4.

S. 763. — Von Widukind und Hrotsvitha wird die Gemeinſchaft der von Otto I. beherrſchten Völker als Sachſen und Franken bezeichnet, wie für beide die Bedeutung des Reichs darin liegt, daß die Sachſen die Herrſchaft der Franken gewonnen haben; nirgends wird bei ihnen und bei Ruotger der Name der Deutſchen erwähnt. Gleichzeitig erſcheinen aber in Urkunden Ottos I. die Deutſchen als Volk den Slawen, wie den Italienern entgegengeſetzt. Tentonici vel Sclavi — Urkunde für Magdeburg vom Jahre 961 (Leibnitii Annales imperii III. 69). Mancipiis Teutonicis vel Sclavanicis — zwei Urkunden für Magdeburg von 961—965 (L. l. 71. 153). Nostris fidelibus tam Calabris, quamque omnibus Italicis, Francisque atque Theutonicis — Urkunde von 969 (L. l. 262). In den Urkunden Ottos II. und III. kommt in gleicher Weiſe dann öfters der Ausdruck Theutonici vor, z. B. in der Urkunde Ottos III. für Meißen von 996: quod Teutonici dicunt ovarcapunga et talunga (Köhler, Cod. dipl. Lusatiae inferioris II. p. 5). Vergl. J. Grimm, Deutſche Grammatik I. 16. Der erſte deutſche Schriftſteller, bei dem ich den Namen Deutſche als Volksbezeichnung finde, iſt Brun von Querfurt, der in ſeiner Vita Adalberti c. 4. 9. 10 die Geſammtheit der von den Ottonen beherrſchten deutſchredenden Stämme Teutones nennt und auch ſchon von einem Lande der

Deutſchen ſpricht (Theutonum tellus c. 9). Brun ſchrieb aber ſein Buch erſt im Jahre 1004, nachdem er beinahe ein Jahrzehend in Italien zugebracht hatte. Hier und beſonders in der Lombardei erſcheint der allgemeine Volksname der deutſchredenden Stämme ſchon früher. Der Panegyricus Berengarii L. II. v. 84 hat: Teutonico ritu; der ritus Teutonicus ſetzt aber voraus, daß man die Deutſchredenden ſchon als ein zuſammengehöriges Volk anſah und ſo bezeichnete. Liudprand nennt in der Antap. I. 5 zwar nur die rheiniſchen Franken zum Unterſchied von den Weſtfranken Franci Teutonici, dagegen ſcheint er III. 20 den Ausdruck ſchon in einem weiteren Sinne zu gebrauchen; in der Legatio ſtellt er zweimal die Deutſchen den Lateinern gegenüber, nicht allein in der Sprache, ſondern auch in der Sitte: Ex Francis, quo nomine tam Latinos quam Teutones comprehendit (c. 33). Magnas in vos gentemque Latinam et Teutonicam contumelias evomere jussit (c. 37). Um das Jahr 1000 iſt der Gebrauch des Namens in Italien ganz geläufig; er geht durch das ganze Chronicon Venetum, wo auch Deutſchland Teutonica genannt und das regnum Teutonicum bereits erwähnt wird (M. G. VII. 30. 31). Ebenſo nennt der gleichzeitige Kaiſercatalog des Codex Cavensis das regnum Totonicum und hat den Ausdruck: rex Totonicorum (M. G. III. 216). In Deutſchland hat der Name Deutſche als Volksbezeichnung ſich erſt allmählich im elften Jahrhundert eingebürgert. Bei Thietmar von Merſeburg kommt in ſeinem umfangreichen Werke nur dreimal das Wort Teutonici vor und zwar auffallender Weiſe an einer und derſelben Stelle (V. c. 16), wo es um den Gegenſatz gegen die Italiener auszudrücken angewendet wird. Oefters gebraucht ſchon Thankmar in der Vita Bernwardi den Namen der Deutſchen, die er bald Theotisci, bald Theutones nennt (c. 25. 30. 38). Von einem deutſchen Reiche iſt dieſſeits der Alpen wohl zuerſt die Rede bei Lambert von Hersfeld (M. G. V. 156. 225. 226) und urkundlich in einer Speierer Urkunde vom Jahre 1084: in qualibet urbe regni Theutonici. Remling, Urkundenbuch von Speier S. 58.

S. 765. — Saxoniam, ut sepe professus est, securitatis ac tocius ubertatis quasi florigeram paradisi aulam revisit. Thietmari Chronicon L. VI. c. 8.

S. 765. 766. — Ueber die Bauten am Harz und die Bedeutung des Willigis und Bernward für die deutſche Kunſtgeſchichte iſt Schnaaſe, Geſchichte der bildenden Künſte IV. 2. S. 55 ff. und 504 ff. nachzuſehen.

S. 767. — Die Worte Bruns finden ſich in der Vita s. Adalberti c. 9, verunſtaltet auch in den Magdeburger Annalen zum Jahre 973.

III. Die ſtädtiſchen Verhältniſſe Roms im zehnten Jahrhundert.

Die Geſchichte der Stadt Rom und ihres Gebiets von den Zeiten Gregors des Großen bis zu der ſogenannten Herſtellung des Senats im Jahre 1143, wegen der Dürftigkeit der Ueberlieferung eine der ſchwierigſten Aufgaben für die hiſtoriſche Forſchung, iſt durch gründliche Unterſuchungen in der letzten Zeit mindeſtens ſo weit aufgeklärt worden, daß man ſich im Ganzen und Großen ein Bild der damals in der Kaiſerſtadt obwaltenden Verhältniſſe und Zuſtände entwerfen kann, wenn auch einzelne Punkte zweifelhaft bleiben und bei der Beſchaffenheit der Quellen wohl immer bleiben werden. Nach der bekannten Unterſuchung v. Savignys in ſeiner Geſchichte des römiſchen Rechts im Mittelalter ſind einzelne Partien beſonderer Betrachtung von Dönniges in ſeinem deutſchen Staatsrecht und von Wilmans in ſeiner Abhandlung: „Rom vom fünften bis zum achten Jahrhundert“ [1]) unterworfen worden; die ganze Entwicklung in ihrem Zuſammenhange haben dagegen v. Bethmann-Hollweg in ſeiner Schrift über den Urſprung der lombardiſchen Städteſreiheit (1846) und C. Hegel in ſeiner Geſchichte der Städteverfaſſung von Italien (1847) einer neuen eingehenden Unterſuchung unterworfen. Vor Allem hat Hegel das Verdienſt allen Verwirrungen, die durch die leeren Namen des Senats und der Conſuln in die Betrachtung dieſer Verhältniſſe gekommen waren, ein gründliches Ende gemacht zu haben. Erſt durch die Beſeitigung dieſer Truggeſtalten iſt Raum für die Darſtellung der wirklichen Zuſtände gewonnen worden. Die folgenden Bemerkungen beziehen ſich zunächſt auf die Geſchichte Roms im zehnten Jahrhundert und gehen auf die früheren Zeiten nur ſo weit zurück, als es zum Verſtändniß der ſpäteren Epoche erforderlich iſt; ſie beſchränken ſich darauf einzelne Punkte von Erheblichkeit näher zu beſtimmen, indem ſie ſich im Allgemeinen an Hegels Darſtellung anſchließen.

Als ſich im achten Jahrhundert zufolge der Bilderſtreitigkeiten die Gegenden Italiens, welche bis dahin noch die Hoheit des oſtrömiſchen Reichs anerkannt hatten, von dieſem losriſſen, wurden überall die kaiſerlichen Beamten verjagt. Nachdem aus dem wohlhabenderen und angeſeheneren Theile der Bürgerſchaft ſchon früher ſtädtiſche

---

1) Schmidts Zeitſchrift für Geſchichtswiſſenſchaft II. 137–151.

Milizen gebildet waren, organiſirten ſich jetzt die Einwohner der größeren und kleineren Städte in Maſſe auf militäriſche Weiſe und ſtellten ſelbſtgewählte Beamte, Duces und Tribuni nach den früheren kaiſerlichen Beamten genannt, an ihre Spitze. Dieſe Beamten verbanden nach der Sitte der Zeit mit dem militäriſchen Oberbefehl eine ausgedehnte Gerichtsbarkeit und Verwaltungsthätigkeit; ſie wurden deshalb auch Judices genannt, eine Bezeichnung, die damals faſt alle höheren öffentlichen Beamten umfaßt. Die Bürgerſchaften der größeren Städte waren in Regimenter eingetheilt, Numeri oder Banda genannt; Gemeinſchaften, die vollſtändige Corporationsrechte beſaßen, ſo daß ſie auch Eigenthum erwerben konnten. Die Numeri zerfielen in Scholae, welche ebenfalls geſchloſſene Corporationen waren. An der Spitze der Scholae ſtanden Patroni oder Priorēs; die Numeri werden die Duces oder Tribuni geführt haben. In größeren Städten waren die Regimenter nach Stadtvierteln (regiones) gebildet, deren es nach einer neugemachten Eintheilung in Ravenna elf, in Rom zwölf gab; wie die Scholae geordnet waren, iſt nicht klar, doch ſcheinen die Zunftverhältniſſe, die noch immer das bürgerliche Leben Roms beherrſchten, bei ihrer Bildung in Betracht gekommen zu ſein. Wie weit hinab die ſtädtiſche Bevölkerung an dieſer Heeresverfaſſung Theil nahm, läßt ſich nicht beſtimmen. Es ſcheint, als ſeien im Anfange die ärmeren Klaſſen auch jetzt noch von den Waffen ausgeſchloſſen worden, aber im neunten und zehnten Jahrhundert umfaßte das Heer alle ſelbſtändigen Bürger, ſo daß nur die Geiſtlichkeit und die dienenden Klaſſen außerhalb deſſelben ſtanden.

Die Bewegung, welche Italien von dem Oſtreiche trennte, erhielt Anſtoß und Leitung von dem hohen Klerus, namentlich vom römiſchen Biſchof, und führte ſchließlich dahin, daß die Stadt Rom mit ihrem Gebiet die Herrſchaft des Papſtes über ſich anerkannte. Nach derſelben Anerkennung trachtete der Erzbiſchof von Ravenna und wußte ſie in der That für eine kurze Zeit zu gewinnen; aber die Verbindungen des Papſtes mit dem Frankenkönige brachten es bald dahin, daß auch der Exarchat und die Pentapolis unter die Herrſchaft des römiſchen Biſchofs gerieth. Seitdem beſtellte der Papſt die Duces und Tribuni auch hier, wie ſchon zuvor in dem römiſchen Gebiet. Er ernannte ſomit die Befehlshaber der Milizen, zugleich Gerichts- und Verwaltungsbeamten, die ihr Amt in beſtimmt abgegrenzten Bezirken, Ducate und Tribunate genannt, in der Weiſe ausübten, daß der Dux einen weiteren Bezirk verwaltete, der dann in mehrere ihm untergebene Amtsbezirke der Tribuni zerfiel. Das Blutgericht hatte zu Rom ein vom Papſte beſtellter Beamter, der Praefectus urbis; in Ravenna ein gleicher Beamter, der ebenfalls Praefectus oder auch Consularis genannt wurde. Ob dieſe Präfecten mit den alten kaiſerlichen Beamten deſſelben Namens in unmittelbarem Zuſammenhange ſtanden oder die alte Bezeichnung einem neugeſchaffenen Amte gegeben wurde, iſt zweifelhaft.

Mit der erhöhten Stellung des Papſtes und mit dem Umfang der von ihm geübten Rechte hob ſich aber zugleich die Bedeutung der Hofbeamten, mit denen ſich längſt nach dem Muſter des Hofs von Byzanz der römiſche Papſt im Lateran umgeben hatte, wie zugleich jener zahlreichen Klaſſe von unteren kirchlichen Beamten, die zu der bereits ſehr ausgedehnten Verwaltung der römiſchen Kirchengüter und zu den anderen vom römiſchen Biſchof abhängigen weltlichen Geſchäften benutzt wurden. Die Notarii, Tabelliones, Defensores, Cubicularii, Vestararii u. ſ. w. der römiſchen Kirche, die ſämmtlich in einer zunftmäßigen Verfaſſung ſtanden, wurden ſo Staatsbeamte und nahmen an der Regierung und Verwaltung der Stadt Rom und ihres Gebiets in weitem Umfange Antheil. Zu den Hofbeamten des Laterans gehörten:

der Vicedominus, deſſen Stellung ſtets ein höherer Geiſtlicher bekleidet zu haben ſcheint; der Vorſteher der Zunft der Vestararii, meiſt ſchlechthin der Vestararius genannt, der immer oder doch häufig aus dem weltlichen Stande gewählt wurde; der Superista, der Vorſteher der Zunft der Cubicularii, der ebenfalls gewöhnlich nicht der Geiſtlichkeit angehört zu haben ſcheint; vor Allem aber die ſieben Erſten in der Zunft der Notare, die regelmäßig Kleriker niederen Grades waren. Dieſe Sieben ſtanden in folgender Rangordnung: der Primicerius, Secundicerius, Arcarius, Saccellarius, Protoscriniarius, Primus defensor, Adminiculator oder Nomenculator. Sie waren nicht allein die Vorſteher der Zünfte der Notarii, Tabelliones und Defensores, ſondern zugleich die Miniſter des Papſtes in der ganzen ihm zuſtehenden weltlichen Verwaltung. Seitdem der Papſt in Rom auch die Quelle alles bürgerlichen Rechts geworden war, übten ſie zugleich in ſeinem Namen eine ausgedehnte Gerichtsbarkeit in allen Streitſachen aus, die an ihn als den Landesherrn gebracht wurden, nur daß ſie als Kleriker von den Criminalſachen ausgeſchloſſen waren. Auch ſie wurden jetzt Judices genannt, und man unterſchied fortan die Judices de militia und Judices de clero; jene ſind die Duces und Tribuni, dieſe die ſieben erſten Notare. Ob unter die Judices de clero auch der Vicedominus, Superista und Vestararius gerechnet wurden, iſt zweifelhaft; doch wiſſen wir, daß dem Vestararius ſtehend die Jurisdiction übertragen war, wenn das Kloſter Farſa gegen die Unterthanen des Papſtes klagte.

Die genannten militäriſchen Beamten mit den Hofbeamten des Papſtes bildeten den Adel der Stadt, der in die zwei Klaſſen der Optimates militiae und der Proceres ecclesiae zerfiel; eine Beamtenariſtokratie, die theils durch den Umfang ihrer Geſchäfte, theils durch die reiche Ausſtattung der von ihnen bekleideten Aemter binnen kurzer Zeit übermächtig wurde und auch auf die Papſtwahl, das wichtigſte Vorrecht des römiſchen Volks, einen beſonderen, ſogar geſetzlich begründeten Einfluß übte.

Das Papſtthum zeigte ſich, kaum zur Selbſtändigkeit gelangt, der Macht dieſes Adels in keiner Weiſe gewachſen, zumal alle jene einflußreichen Stellungen erblich in den Beſitz einiger weniger Geſchlechter kamen. Auch die Judices de clero waren verheirathet und vererbten ihre Aemter[1]); ſie gerade waren es, die dem päpſtlichen Regiment am gefährlichſten wurden. Die Gewaltthaten, die ſich dieſe römiſchen Großen gegen die Päpſte erlaubten, führten unmittelbar zur Herſtellung des abendländiſchen Kaiſerthums, und dieſem unterwarfen die Päpſte freiwillig die Stadt Rom und ihr Gebiet, nachdem ſie ihre politiſche Selbſtändigkeit nur kurze Zeit und ohne ſonderliches Glück behauptet hatten. Um der Tyrannei ihrer hohen Beamten zu entgehen, ſtellten ſich die Päpſte unter den Schutz und die Hoheit der fränkiſchen Könige.

Unfraglich übten Pippin und Karl der Große ſchon als Patricier gewiſſe Rechte im römiſchen Gebiet aus. Es wird uns glaubhaft überliefert, daß Karl ſchon vor ſeiner Kaiſerkrönung ein Abkommen mit dem Papſte traf, wonach ein Geſandter von ihm bei der Papſtwahl gegenwärtig ſein und er ſtreitige Rechtsfälle vor ſein Forum ziehen konnte; auch ſollen ſchon damals königliche Miſſi das römiſche Gebiet durchzogen und Gerichtstage gehalten haben. Vielleicht waren alle richterlichen Behörden bereits dem Patricius untergeordnet; jedenfalls waren es die Optimates

1) Man vergleiche die Stammbäume bei Galletti, del Vestrario della S. R. C. p. 42 und del Primicero p. 71.

militiae. Aber, wie ausgedehnt auch Karls Rechte als Patricius ſein mochten[1]), eine viel beſtimmtere Stellung erhielt er als Kaiſer. So wenig er gewillt war, die weltliche Herrſchaft, welche der Papſt gewonnen hatte, völlig aufzuheben, ſo beſtimmt nahm er doch die Oberherrſchaft zu Rom in Anſpruch und ſuchte die Rechte, die ihm als unveräußerliches Zubehör der kaiſerlichen Gewalt erſchienen, in ihrem ganzen Umfange zu üben.

Wir wiſſen, daß Karl ſich gleich nach ſeiner Kaiſerkrönung dauernd mit der Ordnung der römiſchen Stadtverhältniſſe beſchäftigte[2]). Die wichtigſten Aenderungen, die eintraten, waren, daß alle römiſchen Beamten und Würdenträger fortan, ohne ihrer Verpflichtungen gegen den Papſt entbunden zu werden, zugleich kaiſerliche Leute wurden, daß ſie und das geſammte römiſche Volk dem Kaiſer ſchwören mußten und daß vor Allem ein ſtehender Missus des Kaiſers zu Rom eingeſetzt wurde, der ſeinen Sitz im Palaſt neben der Peterskirche nahm und dem beſtimmte Einkünfte von dem Einkommen derſelben zugewieſen waren. Auf dieſen kaiſerlichen Beamten muß die hohe Criminalgerichtsbarkeit übergegangen ſein, die bis dahin der Präfect geübt hatte; denn in der Karolingiſchen Zeit gab es keinen Beamten dieſes Namens in Rom[3]). Dieſer Missus war fortan der Stellvertreter des Kaiſers in allen gerichtlichen Verhandlungen, wie ein zweiter vom Papſt ernannter Missus dieſen vertrat. Die Compoſitionen, welche die Verurtheilten zu zahlen hatten, wurden zu gleichen Theilen zwiſchen dem kaiſerlichen und päpſtlichen Missus getheilt, und Güter, welche für den Fiſcus eingezogen wurden, konnten nur durch kaiſerliche Schenkung an die Kirche übergehen. Von den Erkenntniſſen der gewöhnlichen Richter konnte an den Missus oder an den Kaiſer ſelbſt appellirt werden, der im letzteren Falle einen beſonderen Geſandten zur Unterſuchung der Sache nach Rom ſchickte. Die Biſchöfe und öffentlichen Beamten zu Rom konnten nur vor dem Kaiſer belangt werden, der dann entweder ſelbſt nach Rom kam und über ſie urtheilte oder den Herzog von Spoleto zur Erledigung der Angelegenheit nach Rom ſandte[4]).

Im Uebrigen blieb die Kriegs- und Gerichtsverfaſſung Roms unverändert. Wir finden nach wie vor Duces, Tribuni, Judices de clero und andere Beamte des päpſtlichen Hofes erwähnt und im Beſitz ihrer früheren Befugniſſe. Der weltliche Beamtenadel liebte es ſich mit dem Conſultitel zu ſchmücken, der früher in Conſtantinopel gekauft wurde und jetzt in ähnlicher Weiſe vom Kaiſer oder vom Papſt erſtanden werden mochte, bald aber erblich in den Beamtenfamilien geworden zu ſein ſcheint. Neben dieſem Titel wurde auch der eines Senators gebraucht, der an das bei den Franken und Langobarden übliche Wort Senior anklang und allmählich in die Bedeutung deſſelben überging. Der römiſche Senat, der von dieſer Zeit an wieder öfters genannt wird, bezeichnet nichts Anderes als die Geſammtheit des römiſchen Adels und iſt mit Nobilitas gleichbedeutend.

Nach dem Tode Karls des Großen brachen zu Rom abermals innere Streitigkeiten bedenklicher Art aus, die auch die Grenzen der kaiſerlichen und päpſtlichen

---

1) Libellus de imperatoria potestate (M. G. III. 720). Papſt Hadrian ſchrieb an Karl im Jahre 789: Constantinus et Paulus, duces et nostri vestrique. Cenni, Monumenta dominationis pontificiae I. 502.

2) Einhardi Annales 801.

3) Weder der Libellus noch die Urkunden jener Zeit erwähnen einen Präfecten. Unmöglich iſt dies ein Zufall.

4) Libellus de imp. pot. L. I. 720. 721.

Gewalt in Frage ſtellten. Im Jahre 824 ging Lothar nach Rom und ſtellte die Ordnung her. Die Conſtitution, welche er damals erließ, mußte der regierende Papſt ſchriftlich anerkennen und ſollte fortan von jedem ſeiner Nachfolger vor dem Missus eidlich bekräftigt werden, ehe die Ordination erfolgte. Dieſe wichtige Conſtitution iſt uns erhalten und bildet eines der erheblichſten Actenſtücke, um die Verfaſſung Roms in der Karolingiſchen Zeit zu erkennen [1]).

Die Conſtitution Lothars erwähnt nur zwei Klaſſen von richterlichen Beamten zu Rom: Duces und die, welche ſie ſchlechthin Judices nennt. In letzteren kann man meines Erachtens im Gegenſatz gegen die Judices de militia nur die Judices de clero ſehen. Von dieſen zwei Klaſſen wird nun mit unzweideutigen Worten geſagt, daß ſie zunächſt päpſtliche Beamte waren und vom Papſte eingeſetzt wurden; doch ſollten ſie vor dem Kaiſer erſcheinen, damit er ihre Zahl und ihre Namen erfahren und ſie auf ihre Verpflichtung hinweiſen könne. Zur Beaufſichtigung dieſer Beamten ſollte von Seiten des Kaiſers und Papſtes je ein Missus beſtellt werden: beide Missi ſollten alljährlich an den Kaiſer darüber berichten, wie das Recht gehandhabt werde, Beſchwerden wegen Rechtsverweigerung aber zunächſt an den Papſt bringen, daß er ſie ſofort von einem von ihnen erledigen laſſen könne; geſchehe dies nicht, ſo ſolle der kaiſerliche Missus an den Kaiſer Bericht erſtatten, der dann beſondere Geſandten zur Entſcheidung der Sache nach Rom ſenden wollte. Daß neben den hier erwähnten Missi, die theils zur alljährlichen Beaufſichtigung der Beamten und Berichterſtattung an den Kaiſer, theils zur Erledigung einzelner Rechtsſtreitigkeiten beſtimmt waren, es auch ferner einen ſtehenden kaiſerlichen Missus zu Rom gab, kann nicht zweifelhaft ſein, und die Conſtitution ſelbſt gedenkt deſſelben bei Gelegenheit des Eides, der den neugewählten Päpſten auferlegt wurde.

Das erwähnte Geſetz Lothars enthält überdies die Beſtimmung, daß Jeder im römiſchen Volke über das Recht, nach welchem er lebe, befragt und dann nach demſelben gerichtet werden ſolle. Da man ſeitdem nicht allein nach römiſchem, ſondern auch nach fränkiſchem oder langobardiſchem Recht in Rom leben konnte, mußten nothwendiger Weiſe germaniſche Rechtsprincipien dort Eingang gewinnen, wie auch das Proceßverfahren der Franken dort nicht mehr unbekannt war. Die fränkiſchen Missi tagten zu Rom ganz in derſelben Weiſe, wie in anderen Theilen der fränkiſchen Monarchie, wie wir aus einem Rechtsſtreit des Kloſters Farfa mit dem Papſte ſehen, der im Jahre 829 vor den beiden kaiſerlichen Missi, dem Biſchof Joſeph und dem Grafen Leo, von römiſchen Richtern, die ihnen als Schöffen dienten, und unter einem zahlreichen Umſtande aus dem Volke entſchieden wurde [2]).

Als ſich unter Johann VIII. das Papſtthum mit der kaiſerlichen Gewalt in Zwieſpalt ſetzte, kamen die Kaiſerrechte in der Stadt in Verfall [3]). Wenn auch in der Folge die Päpſte die Kaiſer, welche ſie ſelbſt herbeigerufen oder nothgedrungen gekrönt hatten, dem Namen nach als ihre Oberherren anerkannten und die Römer ihnen für den Augenblick Treue ſchwuren [4]), wenn ſelbſt noch kaiſerliche Missi zeitweiſe in Rom erſchienen und einzelne Appellationen an den Kaiſer *ergingen* [5]), *ſo*

1) M. G. Legg. I. 239.
2) Galletti, del Primicero p. 183.
3) Merkwürdig iſt in einer Bulle Johanns VIII. das Datum: imperatore Domino Jesu Christo, anno pontificatus etc. Nouveau traité de diplomatique V. 191.
4) Der Kaiſer Arnulf geleiſtete Eid ſteht M. G. Legg. I. 562.
5) Lamberti imp. conventus Ravennas M. G. Legg. I. 563.

war dies doch Alles ohne durchgreifende Wirkung, und dazwiſchen fielen längere Zeiträume, wo der kaiſerliche Thron erledigt war. Es wird uns glaubhaft verſichert[1]), daß es ſeit Karl dem Kahlen keinen ſtehenden kaiſerlichen Missus mehr in Rom gegeben habe und die kaiſerlichen Gerechtſame nicht mehr wahrgenommen ſeien. Unter dieſen Umſtänden ging die Herrſchaft in der Stadt dem Namen nach ganz auf die Päpſte über, in Wahrheit aber wurde dieſelbe von jenen römiſchen Adelsfamilien ausgeübt, die ſich längſt in den erblichen Beſitz aller einträglichen und einflußreichen Aemter geſetzt hatten. Die prieſterliche Herrſchaft konnte in Rom um ſo weniger zu Kraft und Selbſtſtändigkeit gedeihen, als die Stadt damals von allen Seiten von den ſchlimmſten Feinden umringt war und zugleich von den inneren Streitigkeiten der Großen ſelten lange Ruhe gewann. Die Bedrängniſſe von außen, wie die inneren Zerwürfniſſe drohten Rom die Beute bald der Markgrafen von Camerino, bald der Herzöge von Spoleto, bald der langobardiſchen Könige werden zu laſſen; von dieſen Gefahren befreite Alberich die Stadt, indem er ſie zum Sitz eines abgeſchloſſenen Fürſtenthums machte.

Alberich, der uneheliche Sohn des Markgrafen Alberich von Camerino und der Römerin Marozia, herrſchte unter dem Titel: Princeps et senator omnium Romanorum[2]), d. h. Fürſt und Herr aller Römer, mit unumſchränkter Gewalt über Rom, wenn er dem Schein und Namen nach auch die Herrſchaft des Papſtes beſtehen ließ. Alberichs Regiment glich mehr dem eines germaniſchen Kriegsfürſten, wie er denn auch der Sohn eines langobardiſchen Häuptlings war, als daß es einen eigentlich römiſchen Charakter trug. Er entſchied über Krieg und Frieden, befehligte die römiſche Heeresmacht, entbot die römiſchen Großen zu Hoftagen, übte das Criminalgericht und ließ in ſeiner Gegenwart bürgerliche Streitigkeiten durch die zu Rom beſtellten Richter entſcheiden[3]). Es bezeichnet die volle Selbſtſtändigkeit ſeiner Stellung, daß er Münzen mit ſeinem Namen und Bilde ſchlagen ließ[4]).

Alberichs Herrſchaft ging in ihrem ganzen Umfange auf ſeinen Sohn Octavian über, der auch den letzten Schimmer der Abhängigkeit von einer anderen Macht entfernte, indem er ſelbſt den päpſtlichen Stuhl einnahm. Indeſſen konnte ſich Octavian kaum acht Jahre in der gewonnenen Selbſtſtändigkeit behaupten; von allen Seiten bedrängt, rief er König Otto über die Alpen und krönte ihn zum Kaiſer. Die Bedingungen, durch welche er ſeine Macht zu ſichern geglaubt hatte, hob er ſelbſt durch ſeine Empörung auf und wurde endlich von demſelben Kaiſer entſetzt, dem er die Krone zugewendet hatte. Seitdem war Rom ganz in den Händen des neuen Kaiſers. Es iſt bekannt, wie die Römer ſelbſt ihr wichtigſtes Vorrecht, den Stuhl Petri zu beſetzen, an Otto aufgeben mußten und wie ſie dann, da ſie den von ihm eingeſetzten Papſt nicht anerkennen wollten, durch ein großes Blutgericht dazu gezwungen wurden. Da erſt wurde die kaiſerliche Autorität in ihrer ganzen Strenge gezeigt; fünf Jahre hinter einander hielt ſich Otto dann in Italien auf, oft in Rom ſelbſt, und übte hier eine Herrſchaft, welche die der Päpſte völlig in Schatten ſtellte. Als höchſter Geſetzgeber, Richter und Kriegsfürſt der Römer trat er auf und hielt Reichs-

1) Libellus de imp. pot. L. l. 722. Selbſt bei der Einſetzung der Päpſte war kein kaiſerlicher Missus mehr zugegen. Canon de electione papae vom Jahre 898. M. G. Legg. II. B. 158.

2) Dieſer Titel iſt allein durch gleichzeitige Urkunden verbürgt, doch nennt ſchon eine Urkunde vom Jahre 933 (Muratori, Antiquitates I. 381) Alberich Patricius und ebenſo Flodoard und Liudprand.

3) Benedicti Chronicon c. 34. Man vergleiche die Documente A.

4) Provana, Studii critici 143.

verſammlungen und Hoftage in dem Palaſt neben der Peterskirche, auf denen er über die wichtigſten Angelegenheiten der Stadt entſchied.

Es entſteht die Frage, was ſich während dieſes Wandels der Verhältniſſe von den früheren Einrichtungen zu Rom erhalten hatte. Schon die Bemerkung, daß uns nirgends mehr in den Urkunden Tribunen entgegentreten, läßt ſchließen, daß die alte Heeres- und Gerichtsverfaſſung Roms eine durchgreifende Umgeſtaltung erfahren hatte, und eine nähere Betrachtung der veränderten Stellung der Duces führt zu demſelben Reſultat.

In den kleineren Territorien, in welche das römiſche Gebiet zerfiel, finden ſich jetzt ſelten Duces genannt, während die Tribuni ganz verſchwinden; dagegen treten nach und nach Comites hervor, und die Territorien werden bisweilen als Comitate bezeichnet. Wie dieſe Umwandlung im Einzelnen vorging, läßt ſich nicht mehr nachweiſen, doch liegt auf der Hand, daß ſie unter der Einwirkung des germaniſchen Lebens erfolgte, wie denn einzelne dieſer neuen Grafengeſchlechter ſelbſt germaniſchen Urſprungs waren[1]). Neben den Comites werden auch Vicecomites und Guastaldiones erwähnt.

In Rom ſelbſt werden allerdings noch vielfach Duces genannt, aber ſie ſtehen nicht mehr an der Spitze der römiſchen Miliz; wie dieſe jetzt die niederen Bürgerklaſſen vorzugsweiſe oder vielleicht ausſchließlich umfaßte, ſo tritt uns als Führer derſelben bei Liudprand auch ein Mann aus dem Volke entgegen[2]). Die Duces zu Rom haben ferner keinen Antheil an der Jurisdiction mehr, ſondern erſcheinen in Gerichtsverhandlungen nur als angeſehene Zeugen aus dem Umſtande. Wenn daher in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts Duces in Rom vorkommen, die meiſt auch den Conſultitel führen, ſo iſt ihr Titel nicht mehr als Bezeichnung eines Amtes, ſondern des Standes anzuſehen. Denn ſchon hatte ſich in der Stadt ein Erbadel vollſtändig ausgebildet. In den Urkunden werden die Nobiles oder Optimates ſtets beſonders ausgezeichnet, während ihnen gegenüber die Plebs ſteht, auch Vulgus populi genannt, deren Mitglieder als Viri humiles oder Decarcones[3]) bezeichnet werden. Daß das häufig vorkommende Consul et dux lediglich als eine Titulatur anzuſehen iſt, ergiebt ſich unter Anderm aus der unter den Documenten (A) gedruckten Urkunde vom Jahre 939; in derſelben unterzeichnet ſich der Superista Johannes als Consul et dux, wie der Vestararius Theuphilactus als Consul. Zum letzten Male finde ich zu Rom die Jurisdiction einem Dux beigelegt in einer Urkunde vom Jahre 943, in der neben ihm noch drei Judices ordinarii als erkennende Richter erſcheinen[4]).

---

1) Schon 911 erſcheint ein Comes Adrianus cum sex iudicibus in Tibur (Muratori, Antiquit. V. 773). Rodfred, Graf in den Campagna, wird im Jahre 965 in den Vitae pontif. erwähnt, Berardus inclitus comes Tiburtine in einer Urkunde von 983 (Muratori, Antiquit. I, 382). Benedictus domini gratia inclitus comes sen Stephania illustrissima femina comitissa senatrix. Urkunde von 987 (Narini, Storia di S Alessio 382). Andere Beiſpiele finden ſich in dem alten Güterverzeichniß der römiſchen Kirche bei Borgia, Breve Istoria del domino temporale. Documenti No. 1.

2) Ex plebe Petrus, qui et Imperiola est dictus, adstitit cum omni Romanorum militia. Hist. Ottonis c. 9. Wahrſcheinlich iſt Petrus, qui et Imperio vocatur (Documente D), dieſelbe Perſon.

3) Dies iſt die richtige Leſeart, wie ſich aus allen alten Handſchriften der Vitae pontif. ergiebt. Die Ableitung des Worts iſt dunkel; die Bedeutung nicht, wenn man die Stellen aufmerkſam anſieht.

4) Galletti, del Primicero 198. 199.

Die hier neben dem Dux erwähnten Judices ordinarii ſind die alten Judices de clero, die durch allen Wechſel der Zeiten ihre richterliche Stellung bewahrt hatten, dieſe aber wie bisher mit den Duces, ſo fortan mit den Judices dativi theilen mußten, die in Rom zuerſt in einer Urkunde vom Jahre 961 nachzuweiſen ſind [1]), während ſie in Ravenna und im Exarchat mehr als hundert Jahre früher erſcheinen [2]). Die Dativi treten ſo um die Mitte des zehnten Jahrhunderts als Richter gewiſſermaßen an die Stelle der römiſchen Duces, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dieſe Veränderung mit einer durchgreifenden Umwandlung des ganzen römiſchen Gerichtsverfahrens zuſammenhing. Die Judices dativi ſind nämlich im Weſentlichen nichts Anderes als Schöffen [3]), und ihre Einführung bezeichnet den Punkt, wo in Rom das germaniſche Proceßverfahren vollſtändig durchdrang. Von dieſer Zeit an wurde das Gericht in Rom regelmäßig unter dem Vorſitz eines Richters gehalten und mit einer Mehrzahl von Urtheilern beſetzt, die in Gegenwart angeſehener Männer nach dem römiſchen, langobardiſchen oder fränkiſchen Recht, je nachdem die Parteien ſich zu dem einen oder anderen Rechte bekannten, den Urtheilsſpruch fanden. Die uns erhaltenen Urkunden über gerichtliche Verhandlungen jener Zeit zeigen meiſtentheils einen hohen Beamten als Vorſitzer und ſieben Urtheiler, entweder drei Ordinarii und vier Dativi oder vier Ordinarii und drei Dativi. In geringeren Sachen führten wohl auch einer oder zwei der Ordinarii den Vorſitz, und Causidici traten dann als Urtheiler ein [4]). Von wem die Dativi beſtellt wurden, wird nirgends beſtimmt geſagt, doch ſcheint es nach einer unter Otto III. gebräuchlichen Formel, als ob ſie vom Primicerius erwählt wurden [5]).

Etwa gleichzeitig mit der Einführung der Dativi wurde das Amt des Praefectus urbis hergeſtellt, das nach ein und einem halben Jahrhundert in einer Urkunde vom Jahre 955 zum erſten Male wieder genannt wird [6]). Vielleicht erklärt ſich die Herſtellung dieſes Amts am einfachſten aus der eigenthümlichen Stellung Johanns XII., der als Papſt weder im Blutgericht noch in der Heeresführung an die Stelle ſeines Vaters treten konnte; der Präfect trat hier für ihn ein und gewann ſo eine ähnliche Stellung, wie die Vögte bei den anderen biſchöflichen Kirchen hatten. Theodorus, der erſte römiſche Präfect dieſer neuen Ordnung, und jener Petrus, der ſich im Jahre 965 gegen Otto I. empörte, waren unfraglich vom Papſte ſelbſt eingeſetzt und beſtellt; ſpäter aber nahm der Kaiſer die Beſtellung des Präfecten in die Hand, der von dieſer Zeit an für den erſten kaiſerlichen Beamten in der Stadt galt. Es ſcheint, daß Otto I. neben dem Präfecten Anfangs noch einen beſonderen Pfalzgrafen zu Rom einſetzte [7]), deſſen Schöffen die Judices ordinarii waren, die fortan auch palatini genannt werden. Die Stellung des Pfalzgrafen wurde aber wohl ſpäter mit der des Präfecten verbunden und kam ſo bald in Vergeſſenheit. Beſondere Missi pflegten die Ottonen für richterliche Geſchäfte nicht nach Rom zu ſchicken, wie aus einer Ur-

1) Marini, Papiri diplomatici 160.

2) Nach v. Savigny werden hier die erſten Dativi im Jahre 838 erwähnt. Es kann unmöglich ein Zufall ſein, daß mehr als ein Jahrhundert nachher ſich kein Judex dativus in Rom nachweiſen läßt.

3) Hegel I. 329.

4) Galletti, del Primicero 295—297.

5) Documente K. Noch Benzo nennt im elften Jahrhundert den Primicerius den Vorſteher des ganzen römiſchen Gerichtsweſens.

6) Stephanus de Theodoro prefecto. Marini, Papiri diplomatici 39.

7) Sergius comes palatii. Urkunde vom Jahre 983. Murat. Aotiquit. I. 379. Johannes praefectus comes palatii. Urkunde von 998. Galletti, del Pr. 226.

kunde vom Jahre 983 erhellt, nach der zwei Missi Ottos II. dort nur unter ausdrücklicher Zuſtimmung des Papſtes und nach ſeinem Wunſche tagten[1]); der Präfect galt ſpäter gleichſam für den ſtehenden Miſſus und Pfalzgrafen des Kaiſers.

Der Präfect vereinigte hiernach die Macht, welche der ſtehende Missus zu Karls des Großen Zeiten gehabt hatte, mit der eines oberſten Vogts der römiſchen Kirche und des Papſtes. Den Umfang ſeiner Rechte erkennt man aus ſeinem Amtseide, deſſen Formel uns aus dem zwölften Jahrhundert überliefert iſt. Er hatte hiernach alle Gerechtſame und Einkünfte der Kirche im ganzen römiſchen Gebiet zu wahren und zu beaufſichtigen, für die Sicherheit der Wege zu ſorgen, die Gerechtigkeit zu handhaben, die Aufſicht über alle Burgen und Feſten zu führen, deren Befehlshaber ihm untergeordnet waren. Außerdem wiſſen wir, daß ihm der Blutbann vorbehalten war, daß ihm in den wichtigſten Rechtsſachen der Vorſitz im Gerichte zuſtand und daß die Vollſtreckung des Urtheils zu ſeinen Obliegenheiten gehörte. Nach ordnungsmäßigem Gange wurde der Präfect in der Folge vom Kaiſer beſtellt und empfing ſeine Gewalt mit dem gezogenen Schwerte.

Dieſe Umgeſtaltungen erfuhren durch Alberichs Gewaltherrſchaft und die Erneuerung des abendländiſchen Kaiſerthums die Verhältniſſe Roms und erhielten ſich ſo im Weſentlichen bis auf die Zeit, wo Otto III. die Stadt zu ſeiner dauernden Reſidenz erſah. Die Auflehnung des Johannes Creſcentius, der während der Minderjährigkeit Ottos einen Verſuch machte, ſich unter dem Namen eines Patricius eine ſelbſtſtändige Macht in Rom zu gründen, hatte ſo wenig, wie früher ein ähnliches Unternehmen ſeines Vaters zu Zeiten Ottos II. dauernden Erfolg und ließ keine nachhaltigen Einwirkungen zurück.

Die Stadt Rom nahm in den Plänen Ottos III. eine ſo hervorſtechende Bedeutung ein, daß er den Verhältniſſen derſelben wohl eine beſondere Sorgfalt zuwenden mußte. Es ſcheint in der That, daß er dem römiſchen Senat, d. h. den römiſchen Großen[2]), eine beſtimmtere Conſtitution gegeben und an die Spitze deſſelben Conſuln geſtellt habe; wie uns denn eines ſeiner Edicte an „die Conſuln, den römiſchen Senat“ und die anderen Fürſten Italiens erhalten iſt[3]). Es mag damals, da neue Conſuln eingeführt wurden, der erbliche Conſultitel abgeſchafft ſein, da der Titel ſeit dem Jahre 1000 ſeltener wird. Wie aber dem auch ſei, der Senat und die römiſchen Conſuln Ottos III. haben niemals auf die Verhältniſſe der Stadt einen erheblichen Einfluß geübt. Wichtiger war, daß dieſer Kaiſer, der gefliſſentlich bei ſeiner Krönung den Titel eines Patricius ſelbſt angenommen hatte, in Nachahmung der byzantiniſchen Hofordnung einen von ſich abhängigen Patricius einſetzte. Der erſte Patricius[4]) in dieſem Sinne iſt der Römer Ziazo oder Zazzi, der den Kaiſer im Jahre 1000 auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland begleitete und im Jahre 1001 als Anführer eines kaiſerlichen Heeres gegen Rom geſandt wurde. Das von Otto III. neugeſtiftete Patri-

1) Es iſt die ſo eben angeführte Urkunde bei Muratori.

2) Daß Senat in dieſer Zeit aller Orten nichts Anderes als die Geſammtheit der Großen bezeichnet, ſieht man recht deutlich aus den Geſetzen des h. Stephan, in denen häufig erwähnt wird, daß ſie senatus decreto erlaſſen ſeien.

3) M. G. Legg. II. 37. Die von Hegel vorgeſchlagene Aenderung consul ſtatt consulibus ſcheint mir nicht haltbar.

4) In einer Urkunde vom Jahre 975 findet ſich unter den Zeugen ein Benedictus patricius. Annales Camaldul. I. App. 98. Doch iſt hier patricius wohl nur als Titulatur anzuſehen, wie bei dem Johannes consul et patricius, der in einer ravennatiſchen Urkunde vom Jahre 967 erwähnt wird. Fantuzzi II. 27.

ciat hat ſich dann längere Zeit in Rom erhalten, obgleich nicht in der Bedeutung, die ihm urſprünglich der Kaiſer geben wollte und die wir aus einer uns überlieferten Formel, die bei der Einſetzung des Patricius angewendet wurde, erkennen.

Es ſind uns nämlich einige Formeln aus der Zeit Ottos III. erhalten [1]), die uns erhebliche Aufſchlüſſe ſowohl über die ſtädtiſchen Verhältniſſe Roms zu jener Zeit, als über die Abſichten dieſes Kaiſers, Rom zum Mittelpunkt einer Univerſalherrſchaft zu machen, gewähren. Die erſte giebt die Ceremonien an, unter denen der Patricius eingeſetzt wurde, und aus ihnen wird klar, daß dieſer Beamte der Stellvertreter des Kaiſers nicht allein in den ſtädtiſchen, ſondern in allen Reichsangelegenheiten ſein ſollte. Die zweite Formel bezieht ſich auf die Einſetzung der römiſchen Richter, die unter Ueberreichung des Juſtinianeiſchen Geſetzbuchs und Hinweiſung auf ſtricte Ausführung deſſelben erfolgte; der Kaiſer gab dabei den Richtern zu erkennen, daß ſich nicht allein über die Stadt, ſondern über den Erdkreis ihre Autorität erſtrecke, was darin ſeine Erklärung findet, daß ſie ſeine rechtskundigen Schöffen im Kaiſergerichte waren. Die dritte Formel, die nur unvollſtändig erhalten iſt, betrifft die Ertheilung des römiſchen Bürgerrechts, welches bei der großen Vorliebe des Kaiſers für alles römiſche Weſen als ein Privilegium angeſehen werden konnte, der Kaiſer mindeſtens ſo angeſehen wiſſen wollte.

Zu dieſen Formeln tritt ein Verzeichniß der verſchiedenen Richterklaſſen im römiſchen Gebiet hinzu, das uns zwar getrennt von jenen überliefert iſt, aber ſeinem Inhalte, wie ſeiner Form nach aus derſelben Quelle mit ihnen zu fließen ſcheint und jedenfalls auch der Zeit Ottos III. angehört. Dieſes Verzeichniß unterſcheidet drei Klaſſen von Richtern: 1) die Judices palatini oder ordinarii, 2) die Consules, 3) die Pedanei. Die ſieben Judices palatini, die einzeln nach ihren anderen Geſchäftskreiſen durchgegangen werden, ſind als römiſche Kleriker bezeichnet, die deshalb in Criminalſachen kein Urtheil fällen; ſie haben ihren Sitz zu Rom und ſind ohne einen beſtimmten Gerichtsſprengel. Die Consules, die im Verlaufe auch Comites genannt werden, haben dagegen ihre beſonderen Gerichtsſprengel und urtheilen, wie in bürgerlichen Sachen, ſo auch in Criminalproceſſen. Die Pedanei endlich, die ſich auch ſchlechthin als Judices hier bezeichnet finden, werden von den Grafen beſtellt, um ihnen das Recht zu weiſen; es ſind alſo Schöffen in den einzelnen Gerichtsdiſtricten der römiſchen Landſchaft oder Judices dativi, wie ſie ſich damals nicht allein zu Rom, ſondern auch in den einzelnen Städten des römiſchen Gebiets nannten. Man erkennt aus dieſem Verzeichniß, daß der Name der Comites ſich zu jener Zeit noch nicht recht im Römiſchen eingebürgert hatte und daß man dem Gerichtsherrn noch meiſt den Titel eines Consul beilegte, daß ſich indeſſen die Formen des Grafengerichts bereits feſt ausgeprägt hatten. Weshalb der Präfect und die Judices dativi [2]) in Rom ſelbſt in dem Verzeichniß nicht beſonders erwähnt werden, läßt ſich nicht ermitteln, da wir den Zuſammenhang, in dem das Stück urſprünglich ſtand, nicht kennen.

---

1) Einen verbeſſerten Text dieſer Formeln gebe ich unter den Documenten E. Daß ſie der Zeit Ottos III. angehören, iſt jetzt allgemein angenommen. Zu den von Anderen beigebrachten Gründen will ich nur den noch hinzufügen, daß ſich kaiſerliche Protospatharien in dem Zeitraume, der überhaupt in Betracht kommen kann, zu Rom nur unter Otto III. finden; ein ſolcher erſcheint aber in der erſten Formel.

2) Der Präfect und die Dativi zu Rom werden gerade zu Ottos III. Zeiten vielfach in Urkunden erwähnt.

In dieſen Aufzeichnungen aus der Zeit Ottos III. ſehen wir deutlich, daß die römiſchen Richter damals ebenſowohl als kaiſerliche, wie als päpſtliche Beamte angeſehen wurden, und eine Reihe gleichzeitiger Urkunden [1]) zeigt ſie uns als Schöffen in Gerichtsſitzungen, welche der Kaiſer ſelbſt, ſein Patricius oder der Präfect abhielt. Der Primicerius und Secundicerius ſcheinen überdies am Hofe Ottos eine beſonders bevorzugte Stellung eingenommen zu haben, denn ſie werden geradezu als die erſten Räthe des Kaiſers bezeichnet, „die ihn zur Rechten und Linken umgeben, gleichſam mit ihm regieren, und ohne welche er nichts Großes beſchließen kann.“ In Allem erkennen wir auch hier, wie ſich Otto bemühte die Ordnungen und Formen in Rom einheimiſch zu machen, die am Hofe von Byzanz eingeführt waren.

Was in dieſen Einrichtungen auf einen dauernden Aufenthalt des Kaiſers in Rom berechnet war, ging mit dem Tode deſſelben unter. Die römiſchen Richter und Beamten behielten allein die lokale Bedeutung, die ſie vordem gehabt hatten. Die Stellung des Patricius erhielt ſich zwar, ſank aber auch von ihrer allgemeinen Bedeutung herab und bewahrte ſich nur für die Stadt und ihr Gebiet Geltung. Der Patricius galt in der Folge für den Stellvertreter des Kaiſers in Rom und konnte als ſolcher auch dem Präfecten Befehle ertheilen [2]).

Während der Kaiſer die Einrichtungen von Byzanz nach Rom zu verpflanzen ſuchte, übertrug ſein Lehrer Papſt Silveſter II. die fränkiſchen Lehnsverhältniſſe, ſoviel wir wiſſen, zuerſt auf die römiſchen Gegenden. Bis dahin hatte die römiſche Kirche, wie ſie einzelne Grundſtücke gegen einen feſtgeſtellten Zins in Pacht zu geben pflegte, ſo auch ganze Städte und Territorien in Pacht meiſt auf drei Generationen ausgethan. Silveſter II. erkannte das Nachtheilige dieſes Verfahrens und gab zuerſt dem Grafen Darferius die Stadt und Grafſchaft Terracina zu Lehn. Noch häufig kehrten die Päpſte freilich zu den alten Pachtverhältniſſen zurück, aber allmählich faßte doch das Lehnsweſen auch im Römiſchen feſten Fuß [3]).

So bildeten ſich hier innerhalb des zehnten Jahrhunderts die Standesbeſtimmungen, die Gerichtsverfaſſung und zuletzt ſelbſt die Eigenthumsverhältniſſe unter den Einwirkungen des germaniſchen Weſens um; Alles näherte ſich den Zuſtänden, die in dem lombardiſchen Italien längſt beſtanden und ſich auch im Ravennatiſchen bereits durchgearbeitet hatten. Das römiſche Gebiet hatte ſeine Grafen und Schöffen; in Rom ſelbſt erſcheint der Präfect halb in der Stellung eines Grafen, halb eines biſchöflichen Vogts und hat in den Judices ordinarii und dativi ſeine rechtskundigen Urtheiler. Die Verwaltung der Stadt theilt er mit den Judices ordinarii, die zunächſt Miniſter und Hofbeamte des Papſtes ſind, aber zugleich als kaiſerliche Leute gelten. Von einer ſelbſtſtändigen Regierung der Stadt durch Beamte, die frei von der Bürgerſchaft gewählt wären, findet ſich keine Spur. Die leeren Namen der Conſuln und Senatoren dürfen nicht irren; ſie ſind nur Bezeichnungen des adeligen Standes, nicht eines Amtes, wie der römiſche Senat jener Zeit nicht einen beſonderen Stadt- oder Reichsrath, ſondern lediglich die Geſammtheit der römiſchen Großen bezeichnet.

---

1) Galletti, del Primicero 219—231.
2) Galletti, del Primicero 241.
3) Man vergl. die Urkunde Johanns XIII. bei Jaffé, Reg. pont. Rom. No. 2870.
4) Jaffé, Reg. pont. Rom. No. 2996.

Anmerkung.

Unter dem Titel: Graphia aureae urbis Romae hat Ozanam neuerdings in den Documents inédits p. 155—183 nach einer Handſchrift des dreizehnten oder vierzehnten Jahrhunderts, die ſich zu Florenz in der Laurentianiſchen Bibliothek befindet, eine merkwürdige Schrift herausgegeben, die in ihrer erſten Hälfte vielfach wörtlich mit dem bekannten Liber de mirabilibus urbis Romae übereinſtimmt, in der zweiten Hälfte aber dieſes Buch gleichſam fortzuſetzen ſcheint.

Die Graphia beginnt mit einer Topographie Roms, die in Form und Inhalt ſich an die der Mirabilia anſchließt, nur daß ſie manche weitere Ausführungen und eigenthümliche Zuſätze enthält. Dann aber nimmt ſie mit den Worten: his itaque prelibatis, nomina et dignitates illorum, qui in excubiis imperialibus perseverant, describamus einen neuen Anlauf und beſchreibt einen glänzenden kaiſerlichen Hofhalt, der ſich nach der Darſtellung des Verfaſſers zu ſeiner Zeit in Rom befand. Hier hört alsbald die Uebereinſtimmung mit den Mirabilia auf, dagegen zeigen die folgenden Abſchnitte der Graphia mit den Origines des Iſidor und der bekannten Schrift des Kaiſers Conſtantinus Porphyrogennitos de ceremoniis aulae Byzantinae nähere Verwandtſchaft, geben aber auch manche Nachrichten und Bemerkungen, die ſich ſonſt nirgends nachweiſen laſſen.

Einige gelegentliche Notizen in dem erſten Theile der Graphia bekunden, daß ſie die jetzt vorliegende Geſtalt um das Jahr 1160 erhielt, alſo etwas ſpäter als die älteſte Recenſion der Mirabilia, die um das Jahr 1143 entſtanden iſt. Aber eine aufmerkſame Vergleichung läßt darüber kaum einen Zweifel aufkommen, daß die Graphia nicht aus dem Liber de mirabilibus, ſondern vielmehr dieſes Buch aus jenem entſtanden iſt. Auch finden ſich jene wenigen auf das zwölfte Jahrhundert bezüglichen Bemerkungen nur in dem erſten topographiſchen Theile, während in den ſpäteren Abſchnitten Nichts der Art zu bemerken iſt; man wird jene daher als ſpätere Zuſätze bezeichnen und die Entſtehung des Buchs vielmehr aus den folgenden unveränderten Abſchnitten erklären müſſen. Dieſe ſetzt nun Ozanam in die Zeit zwiſchen dem ſechſten und achten Jahrhundert und rückt damit unſeres Erachtens die Entſtehung des Buchs in ein zu hohes Alterthum hinauf, wie ſchon die Verwandtſchaft mit der erſt im zehnten Jahrhundert entſtandenen Schrift des Conſtantinus darthut. Die Graphia kann nicht füglich vor der Ottoniſchen Zeit entſtanden ſein und ſcheint mir, wenn auch nicht ganz in der vorliegenden Form, doch in ihrer urſprünglichen Geſtalt, die im Weſentlichen aus der Florentiner Handſchrift noch zu erkennen iſt, nur der Zeit Ottos III. angehören zu können. Denn dieſer Kaiſer war der einzige, der ſich unter den deutſchen Herrſchern in Rom einen dauernden Hofhalt gründete und ihn nach den ſicherſten Nachrichten mit jenem byzantiniſchen Ceremoniel umgab, wie es die Schrift beſchreibt. Neben den allgemeinen Beziehungen, welche ſich in der Graphia auf die Zeit Ottos III. und zwar auf dieſe allein, wie mir ſcheint, nachweiſen laſſen, deuten aber noch einige Einzelnheiten ſpecieller auf ihre damalige Entſtehung hin.

Erſtens finden ſich jene drei Formeln, von denen oben die Rede war und die jetzt allgemein der Zeit Ottos III. zugeſchrieben werden, am Schluſſe der Graphia wieder, und zwar in der Geſtalt, in welcher wir ſie in der älteſten Vaticaniſchen Handſchrift [1]) beſitzen, ſo daß ſich manche Fehler dieſer Handſchrift aus der Graphia

1) Codex Vatic. 4917.

verbeſſern laſſen. Die Vermuthung liegt ſomit nahe, daß dieſe Handſchrift ſelbſt die Formeln aus einem älteren Exemplar der Graphia copirt hat; zumal die Handſchrift mitten im Satz abbricht, wie in gleicher Weiſe die am Schluſſe unvollendete Graphia. Dieſe Vaticaniſche Handſchrift der Formeln gehört aber bereits dem elften Jahrhundert an[1]).

Zweitens: Von einem zweiten in der Graphia enthaltenen Stück[2]) findet ſich in einer anderen Florentiner Handſchrift, wie mir durch eine gütige Mittheilung Merkels bekannt iſt, eine faſt wörtliche Wiederholung unter dem Titel: Incipit de VII. gradibus, quomodo nominantur apud Grecos et Latinos. Dieſe Handſchrift gehört ebenfalls ſchon dem elften Jahrhundert an.

Drittens: Außer dem Kaiſer wird von Perſonen in der Graphia nur der Dictator Tusculanensis beſtimmt bezeichnet und zwar als der Anführer der kaiſerlichen Leibcohorten und Comes cesariani palatii. Es iſt aber bekannt, eine wie einflußreiche Stellung die Grafen von Tusculum gerade bei Otto III. einnahmen. In einer Urkunde des Kaiſers wird Gregorius von Tuſculum als praefectus navalis, deſſen Sohn Albericus als imperialis militiae magister erwähnt[3]).

Viertens: Was von der wunderlichen Tracht des Kaiſers in der Graphia erzählt wird (S. 174—176), findet in anderen Nachrichten bei Otto III. ſeine Beſtätigung. Dieſer Kaiſer ſchenkte dem Kloſter des h. Alexius ſeinen Krönungsmantel, auf dem die ſämmtlichen Geſtalten der Apokalypſe in Gold eingewirkt waren[4]).

Faßt man zuſammen, daß die erwähnten Handſchriften des elften Jahrhunderts ſchon die Graphia benutzt zu haben ſcheinen und daß die Verwandtſchaft derſelben mit den Ceremonienbüchern des Kaiſers Conſtantinus über die Mitte des zehnten Jahrhunderts zurückzugehen verbietet, wie ferner daß manche Einzelnheiten gerade bei Otto III. und ſeiner Umgebung eine naheliegende Erklärung finden, ſo fixirt ſich die Zeit dieſes Kaiſers unſeres Erachtens mit größter Wahrſcheinlichkeit als die Periode, in welcher die Schrift entſtand. Sie wird ſpäter noch mehrfach überarbeitet ſein. Als die letzten Abſchnitte, weil die Kaiſer des Abendlands ihren Sitz nicht mehr zu Rom nahmen, kein Intereſſe mehr hatten, ließ man ſie gemeinhin fort und ſchrieb nur den erſten Theil des Buchs ab, der wegen ſeiner ſcheinbaren Belehrung über merkwürdige Oertlichkeiten immer noch gern geleſen werden mochte. So entſtand der Liber de mirabilibus aus der Graphia.

Betrachtet man nun die Schrift von dem Standpunkt der Ottoniſchen Zeit, ſo iſt der Mangel an allen beſtimmten chriſtlichen Anſchauungen in derſelben überaus merkwürdig. Der Verfaſſer ſcheint nur mit Hercules, Janus, Romulus, Pompejus, Octavianus u. ſ. w. gelebt zu haben, ſein ganzer Ideenkreis gehört dem heidniſchen Alterthum an. Dies iſt genug, um zu zeigen, daß er dem Hofe Ottos III. nicht eben nahe ſtand, daß er die Dinge nur von der Außenſeite kannte. Ich möchte glauben, daß die Schrift von einem römiſchen Grammatiker jener Zeit herrührt, der die Sachen nicht in ihrer Wahrheit, ſondern nach ſeinen Phantaſien anſah; auf einen ſolchen Autor laſſen auch die wunderlichen Etymologien ſchließen, von denen die Graphia wimmelt. Ich überrede mich ſchwer, daß die ſceniſchen Aufführungen, von

1) Vergl. Documente E. 1.
2) Primicerius palatii — — ad imperatorem. p. 171. 172.
3) Galletti, del Primicero 230.
4) M. G. IV. 690.

denen er ſpricht, damals wirklich in Rom ſtattgefunden haben, und noch weniger kann ich dem Glauben ſchenken, was er von den Proconſuln und Dictatoren erzählt, die ihre Aemter nur auf eine beſtimmte Reihe von Jahren erhielten. Die ganze Schrift wird nur mit Vorſicht benutzt werden können. Aber unfraglich hat der Verfaſſer doch auch gutes und zuverläſſiges Material beſeſſen. Die drei erwähnten Formeln nahm er vielleicht aus einer Schrift de ordine palatii, die für den Ottoniſchen Hof daſſelbe leiſtete, was die bekannten Bücher Hinkmars und Conſtantins für den fränkiſchen und byzantiniſchen Hof. Auf eine ſolche Schrift möchte ich auch das erwähnte Richterverzeichniß zurückführen, mindeſtens ſo weit es Johannes diaconus in ſeiner Schrift: de ecclesia Lateranensi mittheilt. Denn die angehängte Betrachtung könnte auch einem ſpäteren kanoniſtiſchen Werke angehören, wie ſie uns denn durch ein ſolches, das Buch des Bonizo de vita christiana, zunächſt aufbewahrt iſt.

IV. Einige Documente.

A. Unedirte Urkunde, die ich aus dem Registrum Sublacense f. 171 abgeſchrieben habe. Das Registrum Sublacense, nach der Mitte des elften Jahrhunderts angelegt und dann ſpäter von verſchiedenen Schreibern des elften und zwölften Jahrhunderts fortgeſetzt, befindet ſich noch jetzt im Archiv zu Subiaco und iſt der wichtigſte Schatz deſſelben. Die Originale der im Registrum zuſammengeſtellten Urkunden ſind meiſtentheils untergegangen; die älteſten noch jetzt im Archiv vorhandenen Originalurkunden ſind vom Papſt Paſchalis II. Das Registrum Sublacense hat manche Beiträge für Muratori und Galletti geliefert, iſt aber noch keineswegs erſchöpft. Die hier mitgetheilte Urkunde citirt Georgi zum Baronius (z. J. 938), und Muratori hat ein kurzes Excerpt mitgetheilt (Antiquitates V. 773).

B. Nach der dem zehnten Jahrhundert angehörigen Karlsruher Handſchrift der Briefe des h. Bonifacius ſchon bei Würdtwein, Epistolae s. Bonifacii p. 377 und hiernach in Giles, Opera s. Bonifacii I. 286 herausgegeben. Doch ergiebt die Vergleichung der Handſchrift weſentliche Verbeſſerungen.

C. Aus der älteſten und beſten Handſchrift des Cencius Camerarius, die ſich zu Florenz in der Bibliotheca Riccardiana befindet (Cod. 228 f. 141), von mir abgeſchrieben; nach einer ſchlechteren Handſchrift des Cencius hat Muratori die Urkunde in den Antiquitates V. 807 abdrucken laſſen. Einige Verbeſſerungen ſind erheblich, ſelbſt für die Chronologie der Reiſe Geros nach Rom.

D. Unedirte Urkunde aus dem Registrum Sublacense f. 143.

E. 1. Edirt von Blume im Rheiniſchen Muſeum für Jurisprudenz V. 123—126 nach zwei Vaticaniſchen Handſchriften, von denen Cod. 4917 dem elften, Cod. 1983 dem fünfzehnten Jahrhundert angehört und ſicher nur Copie der erſten iſt; neuerdings abermals herausgegeben von Ozanam in den Documents inédits p. 182. 183, wo die drei Stücke den Schluß der Graphia aureae urbis Romae bilden. Ozanams Text ſtimmt faſt durchgehends mit dem des Cod. 4917 überein und giebt in zwei oder drei Fällen weſentliche Verbeſſerungen. Die beiden römiſchen Handſchriften habe ich in der Vaticaniſchen Bibliothek noch einmal verglichen.

2. Edirt von Blume a. a. O. 129—132 nach dem Johannes diaconus, deſſen Werk de ecclesia Lateranensi Mabillon im Museum Italicum II. 570 herausgegeben hat, und der Vaticaniſchen Handſchrift 2037, die erſt dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts angehört. Ich habe dieſe Handſchrift zu Rom noch einmal verglichen, bei dem Abdruck mich aber durchgängig an die Handſchrift von dem Werke des Bonizo de vita christiana gehalten, die ſich zu Rom

Digitized by Google

im Beſitz des Cavaliere Torquato di Rossi befindet und aus der mir zwei Abſchriften dieſer Stelle vorlagen, die eine von Giov. Batt. di Rossi, dem Neffen des Beſitzers der Handſchrift, die andere von Bethmann angefertigt. Die Handſchrift iſt um das Jahr 1100 geſchrieben.

F. Zwei meines Wiſſens unedirte Urkunden Ottos III. für das Erzbisthum Ravenna, die ich in einer dem Marchese Gino Capponi angehörigen Handſchrift in Florenz fand. Beide ſind hier enthalten in einem Werke, Italiae exarchatus betitelt und Papſt Hadrian VI. zugeeignet; als Verfaſſer deſſelben nennt ſich Gullielmus Valla Rhegiensis, Cardinalis a Flisco Capellanus. Cf. Catalogo dei monoscritti posseduti dal Marchese Gino Capponi (Firenze 1845) p. 126. Vallas Abſchrift der Urkunden iſt ſehr fehlerhaft; er verſtand offenbar weder die Schrift noch den Inhalt derſelben. Die erſte Urkunde iſt indeſſen leicht zu emendiren mit Hülfe der bei Ughelli, Italia sacra II. p. 361 und 370 gedruckten Privilegien Heinrichs III. und Friedrichs I. für Ravenna, welche das Ottoniſche Privilegium unmittelbar benutzt haben; bei der zweiten Urkunde entbehren die Correcturen ſo feſter Stützpunkte.

A.

Römiſche Urkunde vom 17. Auguſt 939.

Anno quarto pontificatus domni Stephani VIII. pape in sacratissima sede b. Petri apostoli ind. XV. mense Augusto die XVII. Breve recordationis facio ego, Leonem venerabilem abbatem monasterii s. Benedicti, qui situm est in Sublacu, qualiter orta est contentio inter nos et Demetrius sen Petrus et Leone et alius Petrus, abitatores civitatis Tiburtine de fundum, qui appellatur Paterna, positum territorio Tiburtino milibus ab urbe Roma plus minus XX. Ideoque coadunati per commendatione domni Alberici glorioso principe venimus in curte ipsius principi Alberici iuxta basilica ss. Apostoli ante presentia obtimatibus et iudicibus, videlicet Marinus sanctissimus episcopus s. Polimartense ecclesie seu Nicolaus primicerius atque Georgius secundicerius nec non et Andrea arcario, simulque et Johannes saccellario et Leone protoscriniario s. sedis apostolice atque Benedictus, qui dicitur Campanino, et Caloleo et Georgius dux, qui appellatur de Canuapara, Theuphilactus vestarario, Johannes superista, Demetrius de Umiliosum, Balduinus Franco, Gregorius de Abentino, Benedictus Mitcino, Crescentius, Benedictus da Flumine, Benedictus de Leone de Azo, Adrianus dux, Henricus de Sergius, ceterisque plurimis circumastantibus et residentibus coram presentiam suprascripto principe. Tunc reclamavit pro nostro monasterio Leonem monachum ot dixit: Domini, fiat vestra misericordia, quia hunc Demetrius et Petrus et Leone itemque Petrus, qui hic presens sunt, cum consortibus suis inquietant nos et contendunt, ut abeamus nos illorum proprietatem. Unde precamur vestra misericordia, ut, si aliquis eis pertinet, ante vestra presentia diffiniatur. Deinde dixit Demetrius insimul cum Petro et Leone atque alius Petrus: Certe contendimus, quia de illo fundo, qui

appellatur Paterna, fecerunt nobis isti monachi virtutem. Deinde diximus nos: Certe, verum non est. Sed si placet vobis, veniant cum illis suis consortibus. Et interrogavit secundicerius Demetrio: Habes tu consortes. Et ille dixit: Domini, habeo et hic presens sunt. Deinde missi sumus ex utraque parte sub districto fideiussorem. Iterum replicato sermone dixit: Fiat vestra misericordia, quia iste abbas cum suis monachis fecit nobis virtutem. Et nos diximus: Certe, non est verum. Deinde iudicavit secundicerius: Dic tu, Demetrius, de asto ad advocatum monasterii s. Benedicti per suum sacramentum: quia nulla virtute de eodem fundum fecimus; iterum si abes aliquit ad contendendum, dic ante nos. Et dixerunt: Contendimus, quia fundum ipsum, qui appellatur Paterna, nostra est proprietas. Et dixerunt monachi: Quit vobis pertinet? Demetrius cum supradictus litigantibus dixerunt: Habemus charta, sed non est hic. Tunc dixerunt iudices: Data guadia utrosque, ut tertia die post s. Marie si [1]) aduxeritis charte cum vestris consortibus. Tunc dicit de asto et advocatus monasterii jure per suum sacramentum: Quia per tue charte vos neque destinuisti neque ipsum vocabulum. Et factum est, cum veniret ad constitutum terminum. Tunc venit Demetrius cum supra prenominatis consortibus ante basilicam ss. Apostoli et coram omnibus refutavit ipsum prenominatum fundum ad Leonem abbatem et ad Leonem monachum. Quia de constitutum placitum neque charta abemus neque nulla contio facimus; sed pro futura cautela hanc breve memoratoria a prudentissimis suprascriptis legislatores me Benedictum scriniarium et tabellionem urbis Rome scribere preceperunt, in qua et omnes manus propria subscripserunt. In mense et indictione suprascripta XV.

+ Nycolaus Dei nutu primicerius summe sedis apostolice in hanc breve memoratoria interfuit et subscripsit.

Georgius secundicerius interfuit et subscripsit.

Marinus episcopus s. ecclesie Polimartense iuterfuit et subscripsit.

Johannes saccellarius interf. et ss.

Andreas arcarius interf. et ss.

Leo protoscriniarius interf. et ss.

Theuphilactus consul interf. et ss.

Johannes consul et dux interf. et ss.

Georgius consul et dux interf. et ss.

Balduinum uobilem virum interf. et ss.

Benedictus scriniarius et tabellio urbis Rom. complevit et absolvit.

B.

Schreiben des Erzbiſchofs Wilhelm von Mainz an Papſt Agapet II. vom Jahre 955.

Domno apostolicae sublimitatis culmine dignato, summo post caput Christum totius christianitatis membro papae Agapito, merito ac nomine fulgenti,

1) So die Handſchrift; wahrſcheinlich iſt hic zu verbeſſern.

Willihelmus s. Magontinae sedis minister indignus, eius dono Galliae partium Germaniaeque a se secundus, orationis, fidei subiectionisque securitatem, in illo autem, ex qno omnia, per quem omnia, in quo omnia.

Postqnam dignati fuistis vestram liquere paternitatem, apud nos quantas afflictionum iniurias perpessi sumus, vos ignorare haud dubitamus, praesertim illo exterorum evitato, internorum tali ingruente periculo, ut etiamsi conatus essem vel me vel mei nuntium vobis praesentare causa consulendi, quid agendum esset, obliviscerer; non ntique inde, ut vestrae sanctitatis oblivionem unquam caperem, sed si hauc [1]) oblitus fuero, quae me pallei vicariciique Galliae partium Germaniaeque, ecclesiamqne sancti Martini iterum prius data dote, cui minister adsum, ditavit, obliviscatur me dextera mea; barbarorum videlicet gentibus christianitatem ita imprimentibus, ut nisi bello actae, Deo scilicet praeliante, vel omnes nos suae subicerent potestati, vel ita ad nihilum redigerent, ut, quantum temporis quis nostrum [2]) praesentem vitam degeret, istud praesens tempus semper congemisceret; fratrum vero christianitatis nomine ntentium his partibus degentium ineffabili et nunquam sine lacrimis dicenda crassante discordia, illa, in qna pater filio, patri filius, frater fratri — non plus Cain Abel insidiatus est — ac quisqne affinis affini insidiatur, omnis ordo omnisque cognatio detestatur. Non est regi locus regendi, episcopis suum subtrahitur privilegium, qui quasi pupillae Domini angariantur, exterminantur, excoecantur, sicut ille sanctae Juvavensis ecclesiae archiepiscopus Heroldus, qui Kal. Ma. captus a patruo nostro Heiurico, duce Baioriorum, sine aliquo accusatore canonico exoculatus et in exilium apud Seponam urbem religatus est; eius vero parochia, res dico ecclesiasticas, insuper et sedem suam, vassallis praefati ducis distributa esse dinoscitur, et a proprio tutore hucusque privatur. Non personam, sed factum accuso. Dux comesque episcopi, episcopus ducis comitisque sibi operam vindicat. Non est ecclesia, qnin aliquo laesa sit modo; nostram, quae ita a vestris nostrisque antecessoribus, etiam praedecessoribus et numero et limite est determinata, ut quis augere velit, non egeat, si minuere minus iusto esse videatur, laedere moliuntur, culpam iustitia praetendentes, aiunt, id fieri causa propagandae christianitatis. Sed miror, quae conventio Christi sit ad Belial? Quid praedae ad elemosinam? Quid maledictionis ad benedictionem? Huc accedit vestrae auctoritatis subscriptio, quae sanctae Magontinae ecclesiae mihique tale privilegium instituit, nt si quis eam aliquo honore hnc habito velit depraedari, ipse depraedetur, et nisi resipiscat, aeterno vinculo anathematis [3]) apostolica maiestate circumalligato, cui potestas data est ligandi atque solvendi, mancipetur, et in die omnium proditore, iudicii dico, inde reddat rationem; tum qnod monachi Magadaeburgensis coenobii eodem privilegio a vobis vestrisque antecessoribus suut adminiculati; tum quod minorationem nostrae sedis translationemque Halberstetensis ecclesiae me vivo non consentiam, siquidem quis a falsis prophetis Romam veniens in vestimentis ovium, intrinsecus autem rapax lupus, auro gemmisque farcitus indo rediens, iactatur, se domi ferre nescio cuius munere tot pallia, quot velit, empta cum libris — qnod absonum mihi a vestra apostolica maiestate posse fieri videtur — ferens aposto-

1) hac Cod. 2) nostram Cod.

3) aeterno vinculo anathematis fehlt und iſt nach einem in derſelben Handſchrift enthaltenen Briefe Agapets an Wilhelm ergänzt.

licas epistolas, habentes, apostolica maiestate licitum fore regi episcopia ita ordinare, quo sibi placeat. Me inscio non id idoneum rebar; me dico, qui in partibus [1]) Germaniae Galliaeqne alter iuxta christianitatem a vobis, si quid corrigendi esset, corrigere debuerim, ego a nemine, nisi a vobis, pulsari. Hanc quippe nostrae ecclesiae praedam si ita stabiliri vos libeat, prius mittentur epistolae domno nostro regi·mihique, vestri misericordia vestro vicario, Brunonique s. Coloniensis ecclesiae archiepiscopo sanctaeque Treverensis ecclesiae Ruodberto archiepiscopo; loco, qno vobis placeat, mihi carissimum Magontiae, concilium sanctorum fratrum aggregetur; primo inibi de statu s. ecclesiae, de episcopis excoecatis et a sedibns suis reiectis, de coeco Heroldo et de Rathario, Leodicensi ecclesiae canonice et legaliter intronizato moxque more villici sine causa eiecto, caeterisque loliis triticum sanctae ecclesiae snffocantibns cansa agetur. Post vos adiens, vestram appellans apostolicam dignitatem, mittar ad exteras nationes causa praedicationis, si nostris non sim necessarius; et id malo, quam videre mala nostrae ecclesiae et sanctorum, sin alioquin plus valeat intercessio pecuniae Hadamari, quam pia constitutio s. Bonifacii, nostri praedecessoris, vestrorumque praedecessorum, nec non antecessorum etiam nostrorum, et sint tot pallia, quot episcopi, sed non me praesule! Fidem snbiectionemque vobis praebente . . .

C.

Urkunde des Markgrafen Gero vom Jahre 963. Privilegium s. Ciriaci in Gerenrodh Alberstatensis dioecesis.

In nomine sancte et individue trinitatis patris et filii et spiritus sancti Amen. Temporibus domni Johannis summi pontificis et universalis XII. pape regnantibus domnis serenissimis ac piissimis imperatoribus Ottone eiusque equivoco filio, anno imperii eius secundo et regni filii eins tertio. Ego Gero divina dispensante gratia marchio post acerbam mortem filiorum meorum Sigiffridi et Geronis construxi monasterium puellarum, in qno abbatissa Athunni [2]) preesse dinoscitur, in honore beate Marie, genetricis Dei et Domini nostri, et beati Petri principis apostolorum, cui Dominus potestatem contulit ligandi atqne solvendi in celo et in terra, nt ipsis dicata maneant [3]) in perpetuum pro redemptione anime mee et filiorum meorum, qui de hac luce iuvenili flore compti migrarunt. Ob hoc non longo post tempore, accepta licentia imperatorum, limina apostolorum Petri et Pauli adii, et idem monasterium cum omnibns pertinentiis eius nbicunque positis et annnali censu ditioni illorum in perpetuum subdidi, prius per pontificalis privilegii paginam, postmodum per imperatorum

---

1) qui prius Handſchrift. Die Correctur ergiebt ſich aus dem Antwortſchreiben Johanns XII. an Wilhelm in derſelben Handſchrift.
2) So die Handſchrift.
3) So die Handſchrift.

meorum seriem precepti, nunc vero per istius mei privilegii textum, ut nullus coheredum meorum potestatem habeat dominandi vel de rebus eorum alienandi aut donandi. Sed volo atque constituo, ut omnia integra et illibata permaneant sub iure beatorum apostolorum, quibus offero modo triginta libras argenti in presentia domni apostolici pro censu triginta annorum. Completis vero triginta annis abbatissa, que eidem monasterio prefuerit, annuatim pensionem singularum librarum persolvat. Quapropter bumo prostratus deprecor vos, dua magna luminaria, Petrum Paulumqne, ut post funera carnis anime mee paradisi ianuas aperiatis et in futuro examine protectores ac defensores mei ante Deum maneatis, quatinus post iudicium merear vobiscum lucifluis mansionibus perfrui et sine fine gaudere, annuente Domino nostro Iesu Cbristo, qui cum patre et spiritu sancto vivit et gloriatur Deus per infinita secula seculorum. Amen. Scriptum per mauum Luzonis indignissimi sacerdotis. —

D.

Römiſche Urkunde vom 28. Juli 966.

Temporibus domni piissimi Ottoni augusti, anno imperii sui V. indictione IX. mense Iulio die XXVIII. Breve recordationis facio ego Georgius dudum secundicerium, nunc vero abbatem venerabilis monasterii pii patris Benedicti situm in Sublacu; qualiter orta est intentio inter me et Imperium de terra sationale, in qno sunt parietinis et ortuo cucumerario, sicuti est in Longara posita foris porta maiore ad latus eandem portam, quam modo clausa est. Unde pro jussione domni Stepbani vestararii ad placitum venimus super eandem terram una cum ordinariis iudicibus, id est Leonem arcarium, Leonem protoscrinarium et Johannes atque Guido dativi iudices, nec non et nobili viris, videlicet Gumpizo, Johannes de Mitzina, Theodorus filius Rufine, Johannes de Primicerio, Petrus de Cannapara, Gregorius filius Georgii, Benedictus filius Theodori, Leo filius Georgii de Cudeta, Sergius de Palatio, Bonizo a Colossus, Benedictus subdiaconus genero eius ceterisque quam plurimis ibidem astautibus. Is omnibus nominatim insimul venimus supra ipsam terram, et altercare cepimus inter nos, et ostendit pars monasterii moniminas tertiis generis et venditione, qualiter comperavit pratum in integrum cum terra sationale ad modiorum XX. cum parietinis suis, legentes ipsas moniminas et affines determinantes: a tribus lateribus vie publice circumdantur et a quarto latere arcum marmoreum, qui stat supra silice publica ante suprascriptam portam, que nunc aperta est. Et cum lectae fuissent moniminas pro partes monasterii, tunc Georgius abbas dixit: Domini, fiat Dei et vestram misericordiam, quia ista terra, de qua nunc audistis et vidistis cbartas, Imperium fecit michi virtutem. Tunc respondit Imperium: Non permittat Deus, ut de ista terra virtutem tibi fecissem aut facere jussissem. Tunc ambas partes missa sub legatione in argento libre duabus, et fideiiussor extitit Gregorius filius Maroze pro ex utraque parte. Deinde cepit predicto abbas cum Azzo et Andrea suis monachis

ostendere via publica antiqua, sicuti egrediebatur a porta, que modo clausa est, iuxta pariete et iuxta limite, qui est de terra, que pertinet ad muro civitatis et recte per via et usque in alia via transversa, que exiit de subtus turre castellu et transit a capite de ipsa et prato per ipsam via publica recte in silice publica, que est tertiam viam, recte sub arcu marmoreum et ab ipso arcu remagante [1]) in ipsam viam. Sed Petro, qui Imperio vocatur, contrario dicebat, non esse ipsam viam, quam ostenderunt, sed ostendit viam aliam novam, que pergit per mediam terram iuxta fossatum, sed omnes, qui illic aderant, firmantes, quia veritatem haberet monasterium, et illam esse viam, quam ostenderunt. Tunc adduxerunt evangelia in medio et advocatus monasterii, ut diceret de astum. Sed Imperio minime iurare voluit, sed publica voce proclamavit: Audite, omnes iudices et nobiliores homines, pro amore Dei omnipotentis et beati Benedicti confessoris et s. Scolastice a presenti hora refutavo hanc terram et pratum, unde intentione habuimus. Et accepto fuste refutavit terram et pratum cum parietinis, sicuti in charte monasterii legebatur, determinantes tribus viis et arcum ante ipsam porticum, quomodo prenominato abbas cum suis monachis ostendit. Tunc Imperius coram omnibus promisit, ut nullam qualibet calumnia faceret de ipsa terra neque per se neque per suos heredes aut per qualibet instrumenta chartarum, et, si inventa esse moniminas facere volentes contrarie pars monasterii, eadem hora vacua et inanis permaneat. Tunc suprascripto abbas cum consensum cuncta congregatione monasterii dedit ad Petrum, qui et Imperio vocatur, pro caritatis amore per charta libelli, diebus vite sue tantummodo, Longaria de terra, sicuti extenditur a via, que exit a porta, que est clausa, per media via, que vadis per ipsam terram iuxta fossatum, et usque in via transversa, que venit sub turre castello et redeunte per via publica latus limite iuxta terra, que pertinet ad muros civitatis usque ante portam clausa. Et finitum est ante idoneos testes in pace. Unde pro futura cautela suprascripti iudices iusserunt hanc brevem scribere michi Stephanus (scriniarius) [2]) s. Romane ecclesie. In mense et indictione suprascripta IX.

+ Leo Domini gratia arcario s. sedis apostolice huic brevi memoratorie interfuit.

Leo proto et magister censuum interfuit.

Johannes dativus iudex.

Theodorus. Georgius consul et dux. Johannes consul et dux.

Sergius. Petrus nobilem virum.

Stephanus scriniarius et tabellio urbis Rome complevit et absolvit.

---

1) So in der Handschrift.

2) Fehlt in der Handschrift.

E.

Quellen für die Geſchichte der Verfaſſung Roms um das Jahr 1000.

1.

Qualiter patricius sit faciendus.

Patricii ergo dignitas taliter disponenda est, quatinus illa dignitas non vili persone, nec alicui concedatur ignoto. Sit enim valde notus imperatori, sit fidelis et prudens, non elatus. Protospatharius veniens ante imperatorem osculetur suum humerum, et dicat: „Maxime imperatorum, adest, quem vocasti.“ Tunc stet ad sinistram imperatoris yparchus illius, quem nos dicimus praefectum, et dicat ei imperator:[1] „Cum protospathario futurum patricium adducito.“ Dum autem venerit patricius, in primis osculetur pedes imperatoris, deinde genu, ad extremum osculetur ipsum. Tunc osculetur omnes Romanos circumstantes, et dicant omnes: „Bene veniatis.“[2] „Nobis nimis laboriosum esse videtur, concessum nobis a deo ministerium me solum procurare. Quocirca te nobis adiutorem facimus, et hunc honorem concedimus, ut ecclesiis dei et pauperibus legem facias, et ut inde apud altissimum judicem rationem reddas.“ Tunc induat ei mantum,[3] et ponat ei in dextra[4] indice annlum, et det ei bambacinum propria manu scriptum, ubi taliter contineatur inscriptum: „Esto patricius misericors et iustus.“ Tunc ponat ei in caput aureum circulum, et dimittat eum.

Qualiter iudex constituendus sit.

Quando iudex constitui debet, veniat autem[5] ad imperatorem, et ducat[6] eum primicherius. Tunc dicat imperator: „Primicheri,[7] vide, ut non sit servus alicuius, neque ita pauper, ut meam[8] perdat animam in acquirenda[9] sibi pecunia.“ Tunc dicat imperator iudici: „Cave, ne aliqua occasione Iustiniani sanctissimi antecessoris nostri legem subvertas.“ Et ille econtra: „Perpetuis maledictionibus percntiar, si hoc faciam.“ Tunc imperator faciat eum inrare, quod nulla occasione[10] subvertat legem. Tunc induat eum imperator mantum, et convertat fibulam ad dexteram partem et clausuram manti ad sinistram, significans quod lex ei debeat esse aperta et falsum testimonium clausum[11],

---

1) So interpungirt Cod. Vat. 4917 und die Graphia aureae urbis Romae.
2) Blume ergänzt: Tunc dicat imperator.
3) So Cod. Vat. 4917 und die Graphia; iuduat eum imperator mantum Cod. Vat. 1983 und Blume.
4) dextre Cod. Vat. 1983. Die Graphia dextra, wie Cod. Vat. 4917.
5) autem fehlt im Cod. Vat. 1983. Die Graphia hat auta, was das Richtige ſcheint.
6) inducat Cod. Vat. 1983 und Blume.
7) So Cod. Vat. 4917 und die Graphia, primicherie cod. Vat. 1983.
8) meam Graphia, inea Cod. Vat. 4917. Fehlt im Cod. Vat. 1983.
9) acquirendam Cod. Vat. 4917.
10) nunquam occasionem Cod. Vat. 4917.
11) Die Worte: at clausuram manti bis testimonium clausum finden ſich in beiden Handſchriften und ſind bei Blume wohl nur durch ein Verſehen ausgefallen.

et det ei in manum librum codicum, et dicat: „Secundum hunc librum indica Romam et Leonianam orbemque universum.“ Et det ei osculum, et dimittat eum.

Qualiter Romanus fieri debeat.

Si quis Romanus fieri desiderat, humiliter ad imperatorem fideles suos mittat, postulans[1]), ut liceat eum legi Romanae succedere Romanumque civem ascribi. Et si hoc libitum Imperatori fuerit, taliter faciendum est. Sedeat cum optimatibus suis iudicibus atque magistris, et duo ex iudicibus eant inclinatis capitibus ante imperatorem, dicentes: „Cesar noster, quid praecepit[2]) summum imperium tuum?“ Imperator econtra: „Ut amplificetur numerus Romanorum. Illum, quem vos hodie mihi denuntiastis, Romanae legis jubemus . . .“ —

2.

Quot sunt genera iudicum.

Indicum alii sunt palati[3]), quos ordinarios vocamus; alii consules, distributi per indicatus; alii pedanei, a consulibus creati[4]). In Romano vero imperio et in Romana usque hodie aecclesia septem sunt indices[5]) palatini, qui ordinarii nominantur, qui ordinant imperatorem et cum Romanis clericis eligunt papam. Quorum nomina haec sunt: Primus primicerius. Secundus qui dicitur secundicerius. Qui ab ipsis officiis nomen accipiunt. Hi dextra levaque vallantes imperatorem, quodammodo cum illo videntur regnare; sine quibus aliquid magni non potest constituere imperator[6]). Set et in Romana aecclesia in omnibus processionibus manuatim ducunt papam, cedentibus episcopis et ceteris magnatibus, et in maioribus festivitatibus octavam super omnes episcopos legunt lectionem. Tertius est archarius, qui praeest tributis. Quartus saccellarius[7]), qui stipendia erogat militibus et Rome sabbato scrutiniorum[8]) dat elemosinam, et Romanis episcopis et clericis et ordinatis viris largitur presbiteria[9]). Quintus est protus, qui praeest scriniariis, quos nos tabelliones[10]) vocamus. Sextus primus defensor, qui praeest defensoribus, quos nos advocatos nominamus. Septimus amminiculator, intercedens pro pupillis et viduis, pro afflictis et captivis. Hi pro criminalibus non iudicant, nec in quemquam mortiferam dictant[11]) sententiam, et Rome clerici sunt, ad

1) So die Graphia, postulens Cod. Vat. 4917. qui postulent Cod. Vat. 1983 und Blume.
2) So Cod. Vat. 4917 und die Graphia; precipit Cod. Vat. 1983 und Blume.
3) palatini Cod. Vat.
4) id est nostri iudices. Zuſatz des Cod. Vat.
5) In Romana vero ecclesia usque hodie septem sunt iudices etc. Cod. Vat. | in Romano imperio fehlt in dieſer Handſchrift.
6) papa Cod. Vat.
7) Secellarius Cod. Bon.; Cullararius Cod. Vat.
8) infirmorum Cod. Vat.
9) id est a prebendo. Zuſatz des Cod. Vat.
10) tabiliones. Cod. Bon.
11) ditant. Cod. Bon.

nullos umquam alios ordines promovendi. Alii vero, qui dicuntur consules, iudicatus regunt et reos legibus puniunt et pro qualitate criminum in noxios dictant[1]) sententiam[2]). Ceterum postquam peccatis nostris exigentibus Romanum imperium barbarorum patuit gladiis feriendum, Romanas leges penitus ignorantes illiterati ac barbari iudices, legis peritos in legem cogentes iurare, iudices creaverunt, quorum indicio lis ventilata terminaretur. Hi accepta hac[3]) abusiva potestate, dum stipendia a repnblica non accipiunt, avariciae face succensi ius omne confundunt. Comes enim illiteratus ac barbarus nescit vera a falsis discernere et ideo fallitur. Quod si mente pertractarent illud propheticum: „Iuste iudica proximo tuo, et non accipias[4]) in iudicio personam panperis nec honores vultum potentis", mallent ab omni mnnere manus excutere, quam per cecam[5]) animi cupiditatem inlecti Dei se facere reos esse iudicio, dicentis: „Qua mensura mensi fueritis, remetietur vobis." Set et Romanis legibus rei habentur ac notabiles, qui abusive ad libitum leges inflectentes non indicant ex equitate, sed propria voluntate. Hi dati sunt aecclesie in adiutorium, ut qui non reverentur episcopos pro aecclesiastica disciplina, saltim per horum terrorem[6]) et gladios ad pacis, licet inviti, redeant unitatem.

F.

Zwei Privilegien Ottos III. für das Erzbisthum Ravenna.

1.

Privilegium vom 19. December 999.

In nomine sanctae et individuae trinitatis Amen[7]). Otto divina favente clementia Romanorum imperator semper augustus. Si locis divino cultui mancipatis proprietates et legum instituta augere, defendere et confirmare studuerimus, id non solum humana laude praedicandum, verum etiam divina remuneratione nobis recompensandum credimus et vere scimus. Quapropter agnoscant omnes fideles nostri presentes atque futuri, qualiter nos pro Dei omnipotentis amore animaeque nostrae absolutione, nec non interventu et petitione domni Leonis sanctae Ravennatis ecclesiae venerabilis archiepiscopi suae sanctae sedi per hanc nostram preceptorialem paginam, sicut iam antea fecimus, confirmamus et firmissime corroboramus omnes illi pertinentes episcopatus, monasteria, ecclesias, civitates et castella ac omnes res, quaecunque[8]) per chartas antiquas,

---

1) ditant Cod. Bon.
2) Hier endet das Stück bei Johannes diaconus de ecclesia Lateranensi.
3) ac Cod. Bon.
4) accipies beide Handschriften.
5) per cet'a Cod. Vat.
6) per eorum errorem Cod. Vat.
7) Amen fehlte wohl im Original.
8) quae nunquam Balla.

privilegia atque precepta ad eandem sacrosanctam Ravennatem ecclesiam per tinuerunt, insuper ea, quae in nostris diadematis temporibus, quae antea a Iohanne papa ad ipsam ecclesiam sunt oblata et perpetualiter donata et a nobis confirmata, videlicet comitatum Ferretranum cum episcopatu suo et cum monasterio sancti Salvatoris in ipso comitatu posito, comitatum Cesenatensem cum castro vetere et novo [1]) ac turribus et omnibus sibi pertinentibus, comitatum Ficoclensem [2]) cum episcopatu suo et ripa, episcopatum Regiensem cum dono et consecratione [3]), sicut ipsi ecclesiae per preceptum nostrum dedimus et tradimus [4]), simulque comitatum Decimanum, comitatum Imolensem, comitatum Comaclensem cum ripa et piscariis suis, nec non districtum Ravennae cum portis [5]), ripa et portubus, muris publicis, omnibus teloneis et moneta, et omnem potestatem in omnibus infra et extra civitatem Ravennae, massam quoque [6]), quae vocatur Fiscalia, cum Cornu Cervino [7]), monasterium sanctae Mariae in Pomposa, monasterium sancti Hilarii in Galeata [8]) cum omni districtu placitoque suo, portum Volanae cum piscariis suis usque ad portum Cerviae, monasterium sancti Thomae apostoli et sanctae Euphemiae infra civitatem Ariminensem cum omnibus pertinentiis eorum, seu omnes res, quas Petrus diaconus, filius Martini ducis, per chartulam donationis in sanctam Ravennatem ecclesiam tradidit et quascunque Ingelrada [9]) comitissa detinuit, sicut avus noster in placito Petro Ravennati archiepiscopo legaliter investivit, itemque res et possessiones, quas Lambertus cum uxore et filiis suis habuit a mari usque ad Alpes, a fluvio Rheno usque ad Foliam, sicut nos prefatae ecclesiae olim tradidimus — insuper addimus et concedimus eidem sanctae Ravennatum ecclesiae comitatum Bobiensem, comitatum Foroliviensem, comitatum Foropopuliensem cum civitatibus et districtu eorum et omnibus [10]) ad eosdem pertinentibus, sicut Gerberto [11]), antea eiusdem sanctae Ravennatis episcopo et nunc apostolicae sedes pontifici constituto, diebus vitae suae tantummodo largiti sumus — quia inimici reipublicae et sanctae [12]) Ravennati ecclesiae aperte [13]) facti sunt. Atque haec omnia in omnia [14]) in omnibus, sicut iam confirmavimus et olim confirmata fuerunt, prefato Leoni archiepiscopo et suis successoribus stabilimus. Unde imperiali statuimus edicto, ut si aliquis dux, marchio, comes, vicecomes seu ulla imperii nostri magna parvaque persona eandem Ravennatem ecclesiam de omnibus predictis molestare, inquietare aut disvestire temptaverit, mille libras auri optimi compositurum se sapiat, medietatem camerae nostrae et medietatem prescripto archiepiscopo suisque successoribus. Quod ut verius credatur et di-

1) horto Balla.
2) Fiesdeensem Balla.
3) conservatione Balla.
4) tradidimus ist wohl zu corrigiren.
5) portu Balla.
6) Fehlt bei Balla.
7) Corna Cervina Balla.
8) Gallicata Balla.
9) in Gelrada Balla.
10) honoribus Balla.
11) Gilberto Balla.
12) secundo Balla.
13) operte Balla.
14) So bei Balla.

ligentius ab omnibus observetur, hanc paginam, propriis manibus roborantes, sigilli nostri impressione inferius insigniri precepimus.

Signum domni Ottonis invictissimi imperatoris augusti. Heribertus cancellarius vice Petri episcopi et archicancellarii recognovit [1]). Data XIV. Kal. Ianuarii anno Dominicae incarnationis DCCCCXCIX [2]). indictione XIII. anno vero Ottonis tertii regnantis XVI. imperii IV. Actum Ravennae feliciter.

2.

Privilegium vom 24. November 1001.

In nomine sanctae et individuae trinitatis Amen [3]). Otto tertius, servus apostolorum, augustus imperator Romanorum. Si ecclesiae Dei nostro studio proficiunt in melius, et status nostri imperii a Domino sublimatur. Quapropter scientes, sanctam ecclesiam Ravennatem in honorem agiae Anastaseos fundatam, quae latine sanctae Resurrectionis dicitur, semper a nostris catholicis antecessoribus regibus et imperatoribus [4]) intimo cordis affectu dilectam magisque [5]) bonoribus sublimatam, ob amorem etiam et interventum nostri dilectissimi domni Friderici Ravennatis et angelici eiusdem sedis archiepiscopi dignum duximus, ut morem perpetuo concedentes firmaremus prefatae ecclesiae nominationem presulis sibique perenniter concederemus [6]) [omnem districtionem] urbis Ravennatum cum portubus, ripis et piscariis, cum suburbüs, plebibus et omnibus territoriis prefatae urbi subiacentibus vel quoquomodo pertinentibus. Insuper autem ex nostra munificentia addimus et [7]) confirmamus hoc nostro imperiali edicto omnem districtionem et placitum cunctorum episcopatuum pertinentium ad archiepiscopatum eiusdem venerabilis sedis et districtionem omnium prediorum suorum et prediorum omnium abbatiarum [8]) et monasteriorum, ubicunque locorum sint vel in qualicunque comitatu nostri imperii, omnesque venationes vel foresta, quae sunt a montanis usque Ravennam ex omni parte, ut nullus ibi venationem exerceat praeter Ravennates sine iussione Ravennatis antistitis [9]), omuemque legitimam potestatem et districtionem a mari Adriatico usque ad Alpes et a flumine Rheno usque ad Foliam ea conditione, ut omni tempore ecclesia Ravennans suique rectores inde bonorati quieti maneant et securi, omnium hominum remota controversia. Si quis vero temerario ausu hoc nostrum legitimum et imperiale preceptum infringere vel violare temptaverit, sive fuerit dux, marchio aut comes aut aliqua nostri regni magna parvaque persona, cuncta occasione seclusa, sciat se [10]) auri purissimi [11]) libras mille compositurum,

---

1) Herimbertus c. vice petri et vice sireli cancellarii notarius rec. Balla.
2) MCCCCXCIX. Balla.
3) Amen fehlte wohl auch hier im Original.
4) imperatoris Balla.
5) Vielleicht magnisque zu corrigiren.
6) concesturum, dann eine größere Lücke. Balla.
7) Fehlt bei Balla.
8) abbatium Balla.
9) antistis Balla.
10) si Balla.
11) purissimas Balla.

medietatem camerae imperii nostri et medietatem rectoribus[1]) sanctae Ravennatis ecclesiae. Quod ut verius credatur et ab omnibus diligentius observetur, manibus propriis roborantes[2]), bulla nostra notari precepimus.

Signum domni Ottonis tertii imperatoris augusti. Heribertus[3]) cancellarius vice Petri Cumani episcopi et archicancellarii[4]) recognovit. Data VIII. Kal. Decembris, anno Dominicae incarnationis MI. indictione III.[5]) anno vero domni Ottonis III. regnantis XVIII. imperii eius VI. Actum Ravennae feliciter.

---

1) actoribus Balla.
2) laborantes Balla.
3) Herimbertus Balla.
4) vice petri Cum. ep. et vice sireli cancellarii Balla.
5) Die Indiction iſt falſch. es war XV. zu ſchreiben.

Druck von M. Bruhn in Braunſchweig.

Verlag von C.A. Schmetschke & Sohn (M. Bruhn) in Braunschweig